Das

Evangelium Johannis

in

Kanzelvorträgen

von

Dr. Martin Deutinger.

Ausgabe in einem Bande.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1865.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Erste Hälfte.

Vorwort.

Die biblischen Betrachtungen, von welchen hier dem Publikum der erste Band vorliegt, sollen denjenigen Theil der hl. Schriften umfassen, welcher dem Apostel und Evangelisten Johannes zugeschrieben wird. Vorliegender erster Band enthält die Vorträge, welche über die erste Hälfte des Evangeliums Johannis vom ersten bis neunten Kapitel sich verbreiten. Mit dem zehnten Kapitel beginnt die Einleitung in die Leidensgeschichte und damit ein wesentlich neuer Abschnitt in der Erzählung des Evangelisten. Die Vorträge über die mit diesem Kapitel beginnende zweite Hälfte des johanneischen Evangeliums soll der zweite Band enthalten. Den dritten Band werden die Betrachtungen über die Briefe des Apostels Johannes ausfüllen, da die Apokalypse sich im Zusammenhange nicht zu Detail-Erörterungen in öffentlichen Vorträgen eignet. Einen vierten soll die organisch geordnete Zusammenstellung der von Johannes verkündeten Grundwahrheiten der christlichen Religion bilden. Damit ist der Umfang des Ganzen umschrieben, und auch der Inhalt, inwiefern er mit dem Umfange zusammenhängt, im Allgemeinen angegeben.

Hinsichtlich des Inhaltes dürfte aber eine einfache Angabe der Gegenstände wohl nicht hinreichen, um dem Leser eine bestimmte Vorstellung von dem zu geben, was er in dem vorliegenden Buche zu erwarten

hat. Die Form der Betrachtung läßt bei jedem Gegenstande eine ungemein große Verschiedenheit der Behandlung zu, um so mehr bei dem Evangelium des Apostels Johannes, das um seines Tiefsinnes willen wohl Vielen für eine Besprechung in öffentlichen Kanzelvorträgen sich kaum mehr zu eignen scheint. Speculative Untersuchungen, wie eine gründliche Erörterung des johanneischen Evangeliums sie zu fordern scheint, eignen sich der allgemeinen Meinung nach nicht mehr für die Kanzel. Die Gründe, welche diese Meinung für sich anführt, mögen auch in ihrem Sinne richtig sein. Dennoch wird Niemand läugnen, daß eine tiefergehende Behandlung der wichtigeren religiösen Fragen heutzutage mehr als je nothwendig geworden ist. Jeder Katholik aber ist berechtigt, gerade von denjenigen eine eingehende Erklärung der wichtigsten Wahrheiten der Religion und des Lebens zu erwarten, welche von der Kirche dazu bestellt sind. Darin besteht eben das wesentliche Interesse, welches die Schriften des Evangelisten Johannes, der schon in der ältesten Zeit der Kirche den auszeichnenden Namen des „Theologen" erhielt, darbieten, daß sie vor allen andern Schriften des neuen Testaments, mit Ausnahme der Briefe des Apostels Paulus, geeignet sind, in die Tiefen der christlichen Lehre einzuführen. Die einfache Wahrheit des apostolischen Wortes ist aber der Zeit und der in ihr herrschenden Verwirrung der Begriffe gegenüber vielleicht allein geeignet, eine einfache und zugleich tiefere Erkenntniß der christlichen Lehre herbeizuführen.

Aus diesem Grunde sind die vorliegenden Betrachtungen dem Tiefsinn des apostolischen Wortes nirgends aus dem Wege gegangen, sondern haben denselben vielmehr mit Vorliebe aufgesucht und in der Zurückführung aller wichtigen und entscheidenden Fragen der Zeit und der christlichen Lehre auf jene apostolische Ueberlieferung die Lösung zu gewinnen gesucht.

Johannes selbst wollte mit seinen Schriften vorzüglich der falschen Erkenntnißlehre seiner Zeit, der Gnosis, entgegentreten. Da nun heut-

zutage eine ganz ähnliche Verirrung der Geister die Welt bewegt, und die Menschen der beseligenden Wahrheit des Christenthums gänzlich zu entfremden droht, so dürften die Schriften desselben auch aus diesem Grunde am meisten geeignet sein, einer bessern Erkenntniß Bahn zu brechen. Wie die alte und moderne Gnosis einen nothwendigen und natürlichen Zusammenhang des menschlichen Geistes mit Gott zu behaupten sucht, und, der natürlichen Kraft und Wissenschaft vertrauend, die übernatürliche Offenbarung und Gnade verschmähen zu können glaubt, so hebt dagegen der Evangelist vor Allem die Freiheit der Offenbarung und Gnade hervor, und legt das Hauptgewicht seiner Darstellung auf die Lehre von der freien Offenbarung der göttlichen Liebe in der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Mit dieser Lehre von der Menschwerdung verbindet er dann in unmittelbarer Folge die Lehre von der Wiedergeburt des Menschen durch den freien und lebendigen Glauben an Christus und durch die aus diesem Glauben hervorbrechende Liebe. Die Idee von einem über alle Unfreiheit und Sündhaftigkeit der Natur erhabenen, von Christus gegründeten Reiche der Freiheit, Gnade und Seligkeit in Gott ist der Mittelpunkt seiner Erzählung und der leitende Grundgedanke aller seiner Schriften. Diesen Grundgedanken sollte die Ueberschrift des Titels: „Reich Gottes" bezeichnen, weil alle Betrachtungen über die Schriften des Evangelisten von dieser Idee durchdrungen sein müssen, wenn sie dem Geiste der Erzählung des Apostels treu bleiben wollen.

Mit dieser Grundidee der christlichen Lehre hängen alle übrigen Dogmen wesentlich und unzertrennlich zusammen.

Der Gedankengang der evangelischen Erzählung gibt darum auch eine vollständige Darstellung der christlichen Lehre in ihren wesentlichen Grundzügen; aber er gibt sie im allseitigen lebendigen Zusammenhange mit der Geschichte der christlichen Offenbarung, und nicht in einer theoretisch zusammenhängenden Folgenreihe von ethischen und dogmatischen Lehrsätzen. Der Gang der Erzählung bringt es darum von selbst mit sich,

daß einzelne ethische und dogmatische Lehrsätze, welche bei einer bestimmten Gelegenheit schon besprochen wurden, bei einer andern Gelegenheit wieder aufgenommen und von einer andern Seite erläutert werden. Scheinbare Wiederholungen derselben Wahrheiten sind darum bei Vorträgen, welche sich dem Gedankengang der Erzählung des Evangelisten getreu anschließen wollen, um so weniger zu vermeiden, als jeder einzelne Vortrag ein abgeschlossenes Ganze bilden soll, und in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume eines solchen Vortrages unmöglich alle Seiten eines Gegenstandes erschöpfend erläutert werden können. Eben darum ist aber ein späteres durch den Gedankengang des Evangeliums nahe gelegtes Zurückkommen auf denselben Gegenstand nicht immer eine überflüssige Wiederholung, sondern, inwieferne es den Gegenstand von einer andern Seite auffaßt und darstellt, eine neue Beleuchtung und Ergänzung.

Zu der durch die Natur der erzählenden Darstellung des Evangeliums gebotenen mannigfachen Wiederaufnahme derselben dogmatischen Sätze kam aber bei den vorliegenden Vorträgen auch noch ein anderer Umstand, der eine gleichmäßig fortschreitende Entwicklung der vom Evangelium angeregten Ideen hinderte. Da diese Vorträge den bereits begonnenen Stoff in der Mitte des Verlaufes der Erzählung des Evangeliums aufgreifen, und vom siebenten Kapitel an weiter führen mußten, konnte nicht jedes Thema an der durch den ganzen Zusammenhang bedingten Stelle eingefügt werden. Manche Wahrheit fand bei Gelegenheit einer Stelle der letzten Kapitel ihre Besprechung, die besser am Anfange zur Behandlung gekommen wäre; manche wurde in spätern Kapiteln bloß einleitend angeregt, während sie in den an den Schluß des Evangeliums angereihten Anfangskapiteln mit Rücksicht auf das der Zeit nach früher Gesagte eine mehr abschließende Besprechung erhalten konnte. Bei der Zusammenstellung kam nun theilweise früher Besprochenes nach dem später ausführlicher und eingehender Behandelten, und dieses wieder vor den einleitenden Vorerinnerungen zu stehen. Die nach-

folgende Ueberarbeitung aber war an vielen Punkten nicht mehr im Stande, die Themate so aus ihren Stellen zu rücken, daß dieser durch äußere Verhältnisse herbeigeführte Mißstand gänzlich hätte beseitigt werden können. Um nun diesem Uebelstande doch einigermaßen abzuhelfen, und die Vergleichung der sich ergänzenden Stellen zu erleichtern, wurden die einzelnen Betrachtungen in kleinere Abschnitte zerlegt, und in den Anmerkungen auf die zu vergleichenden Stellen und Abschnitte hingewiesen. Wo auch diese Hinweisung nicht ausreicht, wird das Register nachhelfen. Ein ausführliches Sachregister am Ende der ersten drei Bände wird die Bequemlichkeit des Vergleiches noch mehr erleichtern. Den vollen Ueberblick über den Ideeninhalt aller einzelnen Betrachtungen herzustellen, wird hoffentlich dem vierten Bande gelingen.

Indem aber der Verfasser durch diesen Umstand die Schuld an der Mangelhaftigkeit seines Werkes zum Theil von sich ablehnt, will er damit keineswegs die Ansicht aussprechen, als glaube er, sein Ziel vollkommen erreicht zu haben. Vielmehr würde er glauben müssen, das Ziel, dem er nachstrebt, noch gar nicht erblickt zu haben, wenn es ihm so leicht erreichbar erscheinen könnte. Eben weil er es mit Ernst gesucht, hat er vielleicht etwas von der Höhe desselben erkannt, und eingesehen, wie weit er hinter demselben zurückgeblieben ist. Nicht in dem Glauben an die Vollkommenheit seines Werkes findet er Beruhigung, sondern in der Erkenntniß der Unvollkommenheit desselben. Das Zurückbleiben hinter dem angestrebten Ziele schien ihm deßwegen um so weniger ein hinreichender Grund, das Werk selbst aufzugeben, als diese unvollkommenen Versuche schon dafür Zeugniß geben, daß die Tiefen der christlichen Offenbarung noch keineswegs erschöpft sind. Nur in der Tiefe dieser Offenbarung können wir die Bürgschaft dafür finden, daß jegliche Weisheit der Welt von ihr endlich wird überwunden werden. Der gegenwärtige Kampf mit der antichristlichen Weltweisheit, der jetzt so Viele mit Unrecht an der höhern und überzeitlichen Bedeutung des Christenthums zweifeln, oder für seinen endlichen Sieg über alle Erdenmächte

fürchten läßt, wird selbst wieder dazu dienen, die Herrlichkeit der christlichen Wahrheit noch leuchtender zu offenbaren. Zu dem Siege der Wahrheit über Unwissenheit und falsche Weisheit auch von seiner Seite mit dem vorliegenden Werke Einiges beigetragen zu haben, wünscht und hofft

München, den 29. September 1861,
als am Tage des ersten Kämpfers für das Reich Gottes.

der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

III. Der natürliche und übernatürliche Beruf des Menschen, für die göttliche Offenbarung Zeugniß zu geben. 1, 6–8.

IV. Von der dreifachen Geburt und Wiedergeburt des Menschen aus der Natur und aus Gott. 1, 9–13.

V. Die Herrlichkeit des Sohnes Gottes im Unterschiede von der Herrlichkeit des Vaters als eine Herrlichkeit der Gnade und Wahrheit. 1, 14–18.

VI. Die Erkenntniß unserer selbst beruht auf der Erkenntniß der Gegensätze des Lebens und ihrer höhern Einheit. 1, 19–23.

Seite

IX. Von der Entscheidung des hl. Geistes in den einzelnen Fragen des Lebens. 1, 32–34.

X. Die Berufung der Jünger, und insbesondere Nathanaels als Vorbild der Führung aller Menschen durch Christus und die Kirche. 1, 35–51.

XIV. Die Wiedergeburt aus dem Wasser und dem hl. Geiste. 3,1–6.

XV. Wie die natürliche und übernatürliche Erkenntniß im Menschen entstehe. 3,7–15.

XIX. Ueber das Gebet im Geiste und in der Wahrheit. 4, 24

Seite

XX. Das Wort Gottes ist die wahre Nahrung des Geistes. 4,34

XXI. Die ununterbrochene Folgenreihe der lebendigen Mittheilung der empfangenen Wahrheit als Gesetz des geistigen und kirchlichen Lebens. 4,36

XXII. Die innern Wunder des Glaubens. 4,44.

XXIII. Die Wunder des Erlösers und ihr Unterschied von den Wundern des Schöpfers. 5, 4.

XXIV. Die Bedeutung des Sabbats in der Schöpfung, wie in der Erlösung. 5, 16–18.

Seite

XXVII. Ueber die falsche und die wahre Ehre, und den Ursprung der wahren Ehre aus Gott. 5, 39–46.

XXVIII. Die immerwährende und allseitige Nähe des Wunders für den im Glauben frei gewordenen Geist. 6, 1–4.

XXIX. Die geistige Bedeutung des Wunders. 6, 5–15.

XXXV. Der Glaube an die Gegenwart Christi im Altarssacramente in seiner Bedeutung für das christliche Wissen und Leben. 6, 47-52.

XXXVI. Die leibhafte Gegenwart Christi im Altarssacramente unter den Gestalten von Brod und Wein. 6, 53-56.

I.

Text: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dieses war im Anfange bei Gott. Alles ist durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was da gemacht ist. In Ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen; und das Licht leuchtete in der Finsterniß, aber die Finsterniß hat es nicht begriffen."
(Joh. 1, 1—5.)

Inhalt: Das Wort Gottes als zweite Person in der Gottheit in seinem Verhältnisse zum unerschaffenen göttlichen und zum erschaffenen irdischen Leben.

1. Eine der großartigsten und tiefsinnigsten Schilderungen des geheimnißvollen Lebens der Schöpfung und ihres innern Verhältnisses zum Schöpfer der Welt, der über ihr in unzugänglichem Lichte thront, finden wir im Anfange des Buches Ezechiel. In dem Bilde von vier feurigen Rädern, die stets vom Geiste getrieben nach allen Weltgegenden vorwärts wandeln, ohne je zurückzukehren, und von den vier lebendigen Wesen mit vier Angesichtern ist unverkennbar das geheimnißvolle Walten des göttlichen Geistes in den Kräften und Gestalten der Natur symbolisch ausgesprochen. Die Symbole des natürlichen Lebens beziehen sich aber auch auf die Eigenschaften des geistigen. Geist und Natur sind in der Schöpfung durchaus auf einander angewiesen und stehen in lebendiger Wechselwirkung mit einander. Wie Geist und Natur in der Schöpfung, so stehen aber auch Schöpfung und Erlösung in innerem Zusammenhange mit einander.

2. In Hinsicht auf diese innere Lebensgemeinschaft der Schöpfung und Erlösung hat man darum schon in den ersten Zeiten der christlichen Kirche die Symbole der Schöpfung auf die ersten Träger des Wortes der Offenbarung, auf die vier Evangelisten angewendet, und in dieser Anwendung der Vision des Ezechiel auf die Gestaltung des neuen

Testamentes insbesonders dem Evangelisten Johannes das Zeichen des Adlers beigelegt. Das Symbol des Adlers wurde aber dem Johannes offenbar darum zugeschrieben, weil er unter allen Evangelisten am tiefsten in die Geheimnisse der göttlichen Offenbarung eingedrungen ist. Gleich am Anfang seines Evangeliums trägt ihn der Flug seines Geistes über Zeit und Raum hinweg unmittelbar zur Anschauung des ewigen Urquells alles Lebens. Er unternimmt es, aus dem, was vor allem Anfang, zeitlos und anfangslos ist, alles zeitliche Leben zu erklären.

Das Evangelium Johannes und insbesondere der Anfang desselben hat daher in der Meinung der christlichen Völker von jeher als Inbegriff aller Geheimnisse des natürlichen und übernatürlichen Lebens gegolten. Ein geheimnißvoller Segen, eine gewisse centrale Licht- und Lebenskraft schien von ihm auszuströmen und alle Kreise des geistig-christlichen Lebens zu durchdringen. Die Kirche selbst wiederholt den Anfang dieses Evangeliums fast bei allen Weihen und Segnungen und zu Ende einer jeden Messe. Der Glaube an übernatürliche magische Einflüsse, der im Mittelalter selbst geistig hochbegabte Menschen bis zum Glauben an dämonische Zaubergewalt verführte, schrieb diesem Evangelium geradezu magisch wirkende Kräfte zu. Diese Mißdeutung des johanneischen Evangeliums und die unberechtigte Uebertragung der Bedeutung desselben von dem geistigen Leben auf das natürliche und seelische, gibt aber immerhin wieder Zeugniß für die große innere Bedeutsamkeit desselben und für seine sozusagen sonnenhafte Stellung zu allem christlichen Wissen und Leben. Das Evangelium des Johannes ist nicht der Schlüssel zur Geisterwelt, wie ein die Tiefe des Lebens mißverstehender Wahnglaube gemeint, wohl aber ein wahrer Schlüssel zum geistigen Verständniß aller Tiefen des Lebens.

3. Das Symbol des Adlers will uns aber nicht nur auf die hohe geistige Bedeutung dieses Evangeliums hinweisen, sondern zugleich zur Betrachtung desselben ermuthigen. Seiner innersten Natur und Anlage zu gehorchen, und dieser Anlage gemäß stets nach dem Höchsten zu streben, kann für den menschlichen Geist eben so wenig gefährlich oder zu schwierig sein, als dem Adler der Flug über die Wolken. Schwer ist jedem Wesen nur das, was seiner Natur fremd oder widersprechend ist. Dem Geiste ist das Geistlose, nicht aber das Geistige fremd und unverständlich. Von Natur aus strebt der Geist, wie die Feuerflamme, nicht nach unten, sondern nach oben.

Ist aber die einfachste und natürlichste Bewegung des Geistes auf

ein höheres und übersinnliches Leben gerichtet, so ist es ja eine Verletzung und Verachtung der geistigen Natur des Menschen, wenn er seine Aufmerksamkeit von der Betrachtung der Geheimnisse und Wahrheit der Religion ab- und den rein zeitlichen Sorgen und Interessen allein zuwendet. Was aber dem Menschen wegen seiner vernünftigen Natur schon zusteht, das ist noch mehr die Pflicht und der Beruf des Christen, der durch eine höhere göttliche Offenbarung auf jenes Ziel hingewiesen wird, und am meisten des Katholiken, der durch ein eigenes Sacrament zum Bekenntniß wie zur Erkenntniß der höchsten Geheimnisse des zeitlichen und ewigen Lebens gestärkt und berufen ist. Zugleich ist auch mit der allgemeineren Verbreitung einer natürlich höhern Bildung des Geistes die Pflicht, nach tieferer Erkenntniß der Glaubenswahrheiten zu streben, für Alle eine ernstere und dringendere geworden [1].

4. Wollen wir aber Zeugniß geben von der Wahrheit des Christenthums, so dürfen wir dasselbe nicht der geistigen Armuth und Unfruchtbarkeit anklagen, sondern müssen, aus der Tiefe und Fülle seines Geistes schöpfend, die Weisheit der Welt durch die höhere Erkenntniß und Wissenschaft, die aus dem Glauben strömt, überwinden, und durch die Macht der Wahrheit die Lüge und den Irrthum besiegen. Um in die Tiefen der christlichen Offenbarung einzudringen, finden wir keinen bessern Führer, als den Evangelisten Johannes.

Die Absicht des Evangelisten war, die falsche, sich selbst überschätzende Gnosis oder Weltweisheit seiner Zeit durch die höhere Wahrheit der christlichen Offenbarung zu bekämpfen. Darum ist das Evangelium desselben vor allen andern auch für unsere, an dem gleichen Uebel kranke Zeit geeignet, uns den rechten Weg zur Wahrheit zu führen.

Mit dieser Absicht steht dann der Inhalt in vollkommener Uebereinstimmung. Indem der Evangelist die Lehre von der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christus und die Wiedergeburt des Menschen aus dem Glauben an Christus zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht, hat er damit den Mittelpunkt aller Lehrsätze des christlichen Glaubens festgestellt und vermag von ihm aus alle Gegensätze des Lebens in ihrer Höhe und Tiefe zu umfassen und zur höchsten Einheit zu führen.

Mit der Absicht und dem Inhalt steht aber auch die Art seiner Darstellung im vollkommensten Einklang. Wie der Scharfblick seines

---

[1] Vgl. XXXI, 4–8. und XLI, 8.

Geistes die tiefsten Geheimnisse des Lebens und der Offenbarung durchdringt, so läßt ihn sein reines kindliches Gemüth überall die einfachsten und zartesten Regungen des Herzens erfassen, und auf diese Weise die erhabensten Wahrheiten unmittelbar mit dem nächsten und einfachsten Gefühle verbinden. Er liebt es darum, im Ganzen wie im Einzelnen überall entsprechende und sich wechselseitig erklärende Gegensätze einander gegenüber zu stellen, um durch den scheinbaren Gegensatz das Nachdenken zu wecken und den Geist zur Erkenntniß der höhern Einheit und Wahrheit zu führen; und versteht es wie kein Anderer, dieser Einheit bis in ihre geheimste Tiefe nachzuforschen und die Lichtstrahlen der Ewigkeit im Spiegel des einfachen Gefühles des Herzens zu sammeln, die Zeit aus der Ewigkeit, ebenso wie die Ewigkeit durch die Zeit zu erklären.

5. Vor Allem ist der *Anfang* des Evangeliums Johannes auf die höchsten Fragen des Lebens und ihre letzte Entscheidung gerichtet. Während alle andern Evangelisten die Geschichte des Heilandes mit der Geburt desselben in der Zeit anfangen, beginnt Johannes mit der Hinweisung auf die ewige Geburt des Wortes Gottes in der Nacht des unerforschlichen Lichtes der Unendlichkeit des göttlichen Lebens.

Mit der Hinweisung auf die göttliche Natur des Erlösers will uns der Evangelist gleich vom Anfange auf eine Höhe stellen, von welcher aus wir den Gesammtinhalt der Offenbarung und des Lebens überschauen, wie von einer hohen Bergesspitze die umliegende Gegend. So übersichtlich aber auch immer die Aussicht von einem hohen Berge sein mag, so eigenthümlich und fremdartig ist sie auch. Nur allmählich findet sich das Auge in jener fremden Umgebung zurecht, die in jeder Hinsicht anders ist, als die gewohnten und gewöhnlichen Erscheinungen und Verhältnisse des bewohnten ebenen Landes. Was uns in der Niederung oft so groß und bedeutend erscheint, wird klein und unbedeutend in jener Höhe oder verschwindet ganz. Dagegen erscheint das an sich Große erst auf jenen Höhen in seiner vollen Erhabenheit und Majestät. Die himmelanstrebenden Bergeshäupter lassen uns die Richtungen der Thäler und die Wege, nach denen die Ströme befruchtend in die Ebene wandeln, wie die Lage der einzelnen Thalstufen und der an sie sich anschließenden Niederungen erkennen. Solche hervorragende Punkte bedarf der Blick, um sich in einer Gegend mit Sicherheit zurecht zu finden, und der Evangelist läßt es auch nicht daran fehlen, uns solche *Hauptpunkte* der göttlichen Offenbarung, von welcher er Bericht erstatten will, gleich von Anfang herein zu zeigen, damit wir bei allen spätern Lehren auf dieselben

zurückblicken und uns an denselben zurecht finden können, wenn wir in den Thalwendungen der Erzählung und einzelnen Lehren die rechte Richtung nicht gleich erkennen.

6. Diese Punkte müssen nun auch wir zuerst in's Auge fassen, wenn wir uns nicht später in dem Verständnisse und der Erklärung des Einzelnen vom rechten Pfade verirren wollen.

Zuerst ist aber zu bedenken, daß der Evangelist nicht eine theologische oder philosophische Abhandlung über die christliche Glaubenslehre geben will. Er behandelt die Wahrheiten, die er verkündet, als die Folgen einer Thatsache, deren Verlauf er selbst erlebt hat, und deren tiefe Bedeutung er uns verkünden will. Die historische Erzählung bleibt die äußere Schale seiner Darstellung, die in der Geschichte offenbar gewordenen übernatürlichen Wahrheiten bilden den Kern, den er der Welt mittheilen will. Die Form ist nicht theologisch oder philosophisch, aber der Inhalt ist beides. Gleich der Anfang zeigt diese Absicht des Evangelisten, über das Historische hinaus bis zum ewigen ursachlichen Verhältnisse vorzudringen. Aber auch diesen Anfang knüpft er wieder an das Geschichtliche an. Er will nicht theoretisch die Nothwendigkeit des Glaubens an Einen Gott beweisen. Die Menschen, mit denen er redet, glauben bereits in irgend einer Weise an Einen Gott. Warum soll er ihnen beweisen, was sie bereits glauben? Aber sie glauben nicht an den wahren Gott, oder ihr Glaube an Gott ist nicht der wahre, weil sie entweder keine oder noch nicht die vollkommene Offenbarung Gottes kennen. Die wahre und alleinseligmachende höchste Offenbarung Gottes nun ist es, von welcher der Evangelist reden will.

In Hinsicht auf die rechte Erkenntniß dieser höchsten Offenbarung aber kommt ihm nun Alles darauf an, der Welt zu zeigen, **erstens**: daß sie eine außerordentliche Offenbarung gewesen sei, welche nur auf dem Wege einer persönlichen Mittheilung an die Menschen gelangen konnte, und **zweitens**: daß derjenige, welcher sie den Menschen mittheilte, selbst Gott gewesen sei, weil nur Gott Göttliches offenbaren und nur ein persönlicher Gott eine freie übernatürliche Offenbarung geben kann. Diese göttliche Person nun nennt der Evangelist: „das Wort".

7. Diese Bezeichnung ist einer Ausdrucksweise entnommen, welche schon vor Johannes im Gebrauche war, und zu seiner Zeit in den Philosophen-Schulen eine große Rolle spielte. Aus diesem Grunde konnte sie auch leicht mißdeutet und in einem von der Anschauung des Evangelisten ganz verschiedenen Sinne genommen werden. Dennoch gebraucht

der Evangelist diesen Ausdruck. Er fürchtet nicht, durch das mögliche Mißverständniß der Wahrheit zu schaden, sondern hofft vielmehr, durch den rechten Gebrauch eines schon bekannten Ausdruckes das Verständniß der Wahrheit denjenigen zu erleichtern, welche bereits über denselben nachgedacht und einen tieferen Sinn in demselben gesucht hatten. Gottes Offenbarung läßt sich stets zu der Rede und Fähigkeit der Menschen und Zeiten herab und knüpft an das bereits Erkannte an, um in der bekannten Redeweise den unbekannten Inhalt bekannt zu machen.

Auch konnte der Evangelist für das, was er zunächst mit diesem Worte ausdrücken wollte, nicht leicht einen passenderen Ausdruck finden. Vom „Worte" ist die Vorstellung des materiellen Daseins wie des unpersönlichen Lebens ausgeschlossen. Es gehört wesentlich zum Begriffe der Persönlichkeit, daß jedes persönliche Leben die Empfindung und Erkenntniß seines Bewußtseins zu einer bestimmten Einheit zusammenfassen und im Worte aussprechen kann. Unter dem Worte denken wir uns daher stets den bewußten Ausdruck eines persönlichen Lebens, welches denkend und wollend bereits in der That seiner innern Lebensbewegung einen persönlichen Ausdruck gegeben hat. Aus diesem Grunde, weil der Ausdruck „Wort" die erste ursprung-einheitliche Bewegung und innere Thätigkeit des persönlichen Lebens am entschiedensten bezeichnet, hat der Evangelist diesen Ausdruck gewählt. Er hätte das von dem ursprünglich erzeugenden göttlichen Leben erzeugte erste, in demselben bleibende zweite göttliche, persönlich einheitliche Leben auch Licht oder Leben überhaupt nennen können und thut es später auch; gleich am Anfange aber thut er es nicht, weil die Worte Licht und Leben nicht so bestimmt auf die persönliche Natur des Erzeugers und des Erzeugten hinweisen, wie der Ausdruck „Wort". Darum gebraucht er jene Bezeichnungen erst, nachdem er durch den Ausdruck „Wort" den Begriff der Persönlichkeit bereits festgestellt hat.

8. Von diesem Worte nun will er der Welt verkünden, daß das Menschengeschlecht durch dasselbe erlöset worden ist, und jeder Mensch durch den lebendigen Glauben an dasselbe zu einem neuen Leben wiedergeboren werden müsse. Die Erlösung und Wiedergeburt der Menschheit ist abhängig von der Menschwerdung des Wortes Gottes. Die Menschwerdung Christi hat aber eine welterlösende Bedeutung nur dann, wenn der Heiland der Welt selbst Gott ist, und in persönlicher Liebe zu den Menschen herabgestiegen ist, um in dieser höchsten freien Vereinigung Gottes mit den Menschen die Wiedervereinigung der Menschen

mit Gott möglich zu machen. Um die volle Bedeutung der Menschwerdung des Wortes Gottes zu zeigen, muß der Evangelist vor Allem die göttliche Natur desselben verkünden, dann aber, um auch die in dieser Menschwerdung offenbar gewordene Liebe Gottes zu zeigen, auf die Persönlichkeit des Wortes Gottes und auf den Unterschied der Personen in Gott hinweisen.

Nun erst kann er herabsteigend das Verhältniß des Wortes Gottes zur Schöpfung und die Offenbarung desselben, sowie das Verhalten der Menschen zu dem offenbar gewordenen Worte besprechen, um endlich die letzte und höchste Offenbarung desselben in der Menschwerdung zu verkünden.

Diesen verschiedenen Aufgaben unterzieht sich nun der Evangelist in der einfachen Reihenfolge, welche das natürliche Verhältniß unseres Erkenntnißvermögens erfordert. Er spricht erstens: von der göttlichen Natur des Wortes; zweitens: von dem Unterschiede der Personen in Gott; drittens: von dem Verhältnisse der göttlichen Personen zur Schöpfung; viertens: von der Offenbarung des Wortes Gottes in der geschaffenen Welt; und endlich fünftens: von dem Verhalten der Menschen zu dieser Offenbarung und von jener letzten und höchsten Offenbarung des Wortes, von welcher sein Evangelium nähern Bericht geben will.

9. In Hinsicht auf den ersten Punkt gibt gleich der Anfang des Evangeliums deutlich genug zu erkennen, daß der Evangelist dem Worte Gottes göttliche Eigenschaften zuschreibt, indem er alle jene Eigenschaften, durch welche die Geschöpfe sich von der göttlichen Natur unterscheiden, und die aus Raum und Zeit hervorgehen, von dem Worte Gottes ausschließt.

Wenn nämlich der Evangelist sagt: „Im Anfang war das Wort," so bezeichnet er damit offenbar nicht ein Entstehen desselben der Zeit nach, sondern die anfangslose Ewigkeit desselben. Er sagt nicht: im Anfange wurde das Wort, sondern: im Anfange war das Wort. Nur in diesem Sinne kann der Evangelist hinzufügen, daß Alles durch dasselbe gemacht ist. Nur wenn das Wort vor Allem ist, was einen Anfang hat, wenn es selbst anfangslos und ewig ist, dann kann Alles, was einen Anfang hat, durch dasselbe geschaffen sein.

Wie aber das Wort außer und über alle Zeit, so ist es auch über allem Raume. Es ist nicht irgendwo in der Welt, es ist „bei Gott". Was erschaffen ist, ist außer Gott; was unerschaffen und unpersönlich ist, wie die Eigenschaften Gottes, ist in Gott; was unerschaffen und

ewig und doch zugleich selbstständig persönlich ist, das ist bei Gott. Bei Gott sein kann nur, was ein persönliches Leben hat, wie Er selbst, und Ihm gleich ist, wie das Wort.

Diese Gleichheit wird vollständig ausgesprochen durch die unmittelbar folgenden Worte: „und Gott war das Wort." Da noch nichts war, als Gott allein, nicht die Welt, nicht die Geister, nicht die Menschen, da war das Wort. Es war von Ewigkeit mit Gott zugleich. Gott selbst, der nicht Welt, nicht irgend etwas Anderes werden und sein kann, als Er ist, Gott selbst war das Wort. Damit ist die vollkommene Gleichheit des Wortes mit Gott, seine vollkommene göttliche Natur und Wesenheit bestimmt angegeben.

10. Aber auch der Unterschied der Personen in Gott ist in diesen wenigen bedeutungsvollen Worten bereits hinreichend deutlich ausgesprochen. Der Evangelist redet hier offenbar von Einem, der nicht allein, sondern bei einem Andern, und von diesem, obwohl an derselben Natur mit Ihm theilnehmend, doch wieder verschieden ist. Diese Verschiedenheit ist keine Verschiedenheit der Natur, und keine Verschiedenheit der Eigenschaften. Die Eigenschaften sind nicht bei Gott, sondern in Ihm, und das von Natur von Gott Verschiedene ist nicht in Ihm und nicht bei Ihm. Der Unterschied, den der Evangelist mit diesen Worten aussprechen will, kann also nur ein Unterschied der Personen sein [1].

Daß aber ein und dasselbe Wesen zugleich Eins der Natur nach und zwei- oder mehrfach in den Personen sei, scheint allerdings unbegreiflich, ist es aber nicht so sehr, als es für den ersten Blick zu sein scheint. Daß etwas Eins und zugleich etwas Anderes sein könne, daß die Dinge sich ändern und anders werden, als sie waren, ohne aufzuhören, dasselbe zu bleiben, was sie waren, sehen wir ja im Leben in jedem Augenblicke. Die Raupe wird zur Puppe und dann zum Schmetterlinge; die Pflanze, die jetzt Blätter treibt, wird vielleicht auch bald Blüthen entfalten und endlich Früchte bringen; der Mensch wird als Kind geboren, gewinnt allmählich Bewußtsein und ändert oft seine Gesinnungen und Absichten, bis er zum Manne reift und als Greis sein Leben beschließt. Jedes lebende Wesen ist am Ende seiner Lebensentfaltung etwas ganz Anderes, als es am Anfange war, und ist doch wieder hinsichtlich seiner besondern Natur dasselbe geblieben.

---

[1] Vgl. IV, 5. 6. XXV, 8. 9. LXXII, 8—10. LXXV, 8—12.

Gott können wir jedenfalls nicht als ein lebloses, unbewegliches Wesen denken, von welchem weiter nichts gesagt werden könnte, als daß es ist. Vielmehr ist Gott das Leben im vollkommensten Sinne. Von seinem Leben aber wissen wir durch eigene Anschauung nichts. Wir können uns nur durch das Leben, welches wir aus Erfahrung kennen, ein Bild von dem göttlichen Leben machen. Was wesentlich zum Leben gehört, muß auch in Gottes Leben sein. Aber sein Leben ist auch wieder wesentlich von allem zeitlichen Leben verschieden. Was an dem Leben veränderlich und zeitlich ist, ist vom göttlichen Leben ausgeschlossen. Von Gott kann nur gesagt werden, daß Er der Lebendige ist, aber nicht, daß eine Veränderung und ein Werden in Ihm ist, und noch weniger, daß Er etwas Anderes wird, als Er ist. Nur das natürliche Leben kann etwas Anderes, Höheres und Besseres werden, als es vom Anfange an ist, das göttliche aber nicht. Könnte Gott etwas Höheres werden, so wäre Er vom Anfang an nicht das Höchste, nicht Gott. Dennoch muß auch im göttlichen Sein eine Bewegung und somit ein Anderes sein. Dieses ewig Andere ist aber nicht ein von Gott verschiedenes, unpersönliches Sein, sondern selbst ein persönliches Leben, nicht ein Anderes, sondern ein Anderer; eine zweite persönliche göttliche Lebenseinheit, welche immer bei Gott ist, und von der ersten anfänglichen göttlichen Lebenseinheit oder Person, vom Vater von Ewigkeit erzeugt wird. Der Erzeugte ist dem Erzeuger vollkommen gleich und nur darin von Ihm, dem Vater, verschieden, daß Er die erzeugte, zweite Person in Gott ist. Im Sohne wird Gott immer auf's Neue ein Anderer und ist immer ein Anderer. Er ist Vater als Erzeuger seines Lebens, Er ist Sohn als ewige, selbstbewußte Lebenseinheit des von Ihm innerhalb seiner eigenen vollkommenen göttlichen Natur erzeugten Lebens, und ist endlich, was der Evangelist erst in der Folge weiter ausführt, Geist, in wiefern Er stets seiner eigenen Vollkommenheit und der Einheit und Unzertrennlichkeit dieses einen und andern Lebens in sich mit göttlicher Vollkommenheit sich bewußt ist.

Diesen Unterschied der Personen in Gott bezeichnet der Evangelist einfach mit den Worten: „das Wort war bei Gott." Das in Gott von Gott erzeugte Leben tritt nicht aus der Vollkommenheit der göttlichen Natur hinaus, ist Gott in Gott, und doch zugleich eine selbstbewußte göttliche Lebenseinheit, eine Person für sich, ist Gott bei Gott. Diese zweite Person hat als eigene Lebenseinheit und Person einen eigenen persönlichen Willen, der von dem des Vaters sich dadurch unter-

scheidet, daß der Wille des Vaters auf die Erzeugung des neuen Lebens im Sohne, der Wille des Sohnes aber auf die Zurückbeziehung des vom Vater erzeugten Lebens auf den Vater gerichtet ist.

11. Aus dieser Verschiedenheit der beiden Personen läßt sich erst das Verhältniß derselben zur geschaffenen Welt und die Möglichkeit der Schöpfung überhaupt begreifen.

In Beziehung auf die Schöpfung sagt der Evangelist vom Worte Gottes: „durch dasselbe ist Alles gemacht, und ohne dasselbe ist Nichts gemacht, was da gemacht ist.“ Offenbar will er uns damit zu erkennen geben, daß wir nicht den Sohn, sondern den Vater als Schöpfer der Welt betrachten müssen, daß aber diese Schöpfung doch nicht *ohne* das Wort, sondern nur *durch* dasselbe vollendet werden konnte. Das Leben, welches in Gott das ursprünglich erzeugende ist, ist auch dasjenige, welches schaffend Alles hervorgebracht hat, was ist. Der Erzeuger und Vater ist auch der Schöpfer; der Erzeugte, der Sohn aber, welcher alles Leben auf den Vater zurückleitet, ist bei der Schöpfung mitwirkend, und ohne Ihn wäre die Schöpfung der Welt unmöglich.

Mitwirkend aber ist das Wort bei der Schöpfung in *zweifacher* Hinsicht: in Hinsicht auf das *göttliche Leben* selbst, und in Hinsicht auf die *Natur des Geschaffenen*.

In Hinsicht auf das göttliche Leben ist nämlich einleuchtend, daß in einem in sich seligen und vollkommenen Leben durchaus kein Bedürfniß und kein Mangel sein kann. Ein Mangel aber wäre in Gott, wenn das göttliche Leben in einem ewig starren und unbeweglichen Sein beharren, oder wenn Gott, um sich bewegen zu können und um zu leben, eine Welt außer sich, ein von seiner göttlichen Vollkommenheit verschiedenes Sein hervorbringen müßte. Gott ist aber nicht ohne Leben in sich, noch bedarf Er einer Welt außer sich, sondern Er besitzt in seinem Sohne sein eigenes Leben in ewiger Freiheit und Seligkeit. Durch diese eigene, ewige, stets neu von Ihm in sich selbst erzeugte göttliche Welt und deren göttliche Natur und Lebenseinheit im Sohne ist Gott völlig frei von jedem Mangel und auch von dem Bedürfnisse, zu schaffen. Er bedarf keine Welt außer sich. Er *kann* die Welt schaffen, wenn Er *will*, weil Er sie nicht schaffen *muß* [1]. Müßte Er sie schaffen, so könnte Er sie nicht schaffen, d. h. die Welt wäre dann nicht das Werk seines freien Schöpfer-Willens, sondern das nothwendige Ergebniß seiner göttlichen Natur, also

---

[1] Vgl. CIV, 12. 13.

mit Ihm gleich ewig und göttlich. Wäre aber die Welt nicht verschieden von Gott, so wäre Er nicht Schöpfer und freier Herr der Welt, sondern ebenso von ihr abhängig, wie sie von Ihm, weil Er ohne sie nicht sein könnte.

Nur wenn Gott im Sohne sein eigenes göttliches Leben in vollkommen freier Lebenseinheit in sich selbst besitzt, dann ist Er völlig unbeschränkt, zu schaffen oder nicht zu schaffen [1]. In diesem Sinne ist nichts geschaffen ohne das Wort, weil die Schöpfung das in Gott innerlich erzeugte ewige Leben des Wortes voraussetzt. Aber es ist auch noch in anderer Hinsicht nichts geschaffen ohne das Wort, weil nichts geschaffen ist ohne Zweck.

Wenn nämlich Gott schaffend eine Welt hervorbringt, so bringt Er Alles, was Er hervorbringt, mit Freiheit, ohne irgend eine Nöthigung hervor. Was aber mit Willen geschieht, geschieht um eines Zweckes willen. Nun kann aber Gott als das vollkommenste Wesen nur Vollkommenes wollen. In dem Sinne, in welchem Gott vollkommen ist, kann aber die Welt nicht vollkommen sein, sonst wäre sie Gott gleich. Da nun die Welt wesentlich unvollkommen ist, Gottes Wille aber nur das Vollkommene wollen kann, so könnte Gott nie den Willen haben, eine Welt zu schaffen, wenn nicht mit dem schaffenden Willen des Vaters zugleich der Wille des Sohnes, alles Leben und Sein zum Vater zurückzuführen, in Wirksamkeit treten würde. Durch diesen Willen des Sohnes, der geschaffenen Welt den Willen Gottes zu offenbaren und ihr dadurch die Macht zu geben, das Vollkommene wollen zu können, besteht in Gott die Möglichkeit, eine Welt außer sich dennoch zu schaffen; denn die an sich der Natur nach unvollkommene Welt kann in jenen Geschöpfen, welchen das Wort Gottes das Gesetz der Freiheit, die Liebe, offenbart, das Vollkommene wollen und so den Zweck des Schöpfers bei der Schöpfung erfüllen. Nun erst begreifen wir, wie die Schöpfung ein Werk der göttlichen Macht und Liebe zugleich sein kann; wie Gott die Welt nicht um seinetwillen, sondern um ihret- und unsertwillen geschaffen; wie Er schaffend das Unvollkommene hervorbringen und dennoch die Vollkommenheit und Seligkeit des an sich noch Unvollkommenen wollen konnte. Sowie der ewige Vater schaffend immer neue Welten aus dem Nichts in's Dasein ruft, will der Sohn Gottes Alles durch Offenbarung des göttlichen Willens zur Vollkommenheit der Liebe Gottes führen, indem Er durch

---

[1] Vgl. LXXI.

die Offenbarung der göttlichen Liebe den freigeschaffenen Wesen das höchste und vollkommenste Ziel alles Lebens verkündet.

Beide Reiche, das Reich des Vaters und das des Sohnes, müssen wir darum überall unterscheiden, wenn wir nicht in den allerhöchsten Wahrheiten der Religion im Irrthume oder wenigstens in Unkenntniß des wahren Verhältnisses bleiben wollen. Der Sohn steht durchaus in einem andern Verhältnisse zur Schöpfung, als der Vater. Dieß Verhältniß bezeichnet der Evangelist mit den Worten: „in Ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen."

12. Mit diesen Worten ist offenbar ein zweifaches Verhältniß des Wortes Gottes zu der durch denselben geschaffenen Welt ausgesprochen, ein ursprüngliches Verhältniß zu der Natur der geschaffenen Wesen überhaupt, und ein freies Verhältniß zu den mit Freiheit begabten Geschöpfen der Welt, zu den Menschen; in erster Hinsicht ist die Bezeichnung „Leben", in zweiter der Ausdruck „Licht" gebraucht.

Wenn es vom Worte Gottes zuerst heißt: „in Ihm war das Leben," so ist dieß selbst wieder in zweifachem Sinne zu verstehen. In Ihm ist das Leben, in wiefern der Sohn Gottes die erste Entfaltung und ewige Verwirklichung des göttlichen Lebens selbst ist, und in Ihm ist das Leben, in wiefern Er den Geschöpfen, die das Leben erst empfangen müssen, weil sie es nicht von Natur aus in sich haben, wie das Wort, das Leben verleiht.

Damit Gott stets Derselbe und doch lebendig sei, muß er das Leben in sich und bei sich haben. In wiefern Gott das Leben von Ewigkeit in sich hat und aus sich erzeugt, ist Er Vater, in wiefern das von Ihm erzeugte Leben nicht aus Ihm hinaustritt und Welt wird, sondern in ewiger selbstbewußter Lebenseinheit bei Ihm bleibt, ist Er Sohn. Im Sohne hat also das göttliche Leben seine erste vollkommene Selbstentfaltung und Erfüllung, und in sofern ist also das Leben im emphatischen Sinne in Ihm. Wie aber im Sohne das Leben ist in Hinsicht auf die göttliche Natur, so ist Er auch der Spender alles Lebens außer Gott.

In der Schöpfung finden wir eine stete Wandlung und Neugestaltung der Dinge. Die Dinge aber geben sich ihr Dasein und ihre Gestalt nicht selbst, sondern haben Beides vom Schöpfer erhalten. Aber sie können sich auch nicht umgestalten und etwas Anderes werden, als sie waren, aus eigener Macht. Indem sie etwas Anderes werden, als sie sind, gehen sie einem ihnen selbst unbekannten Ziele entgegen. Sie wissen selbst nicht, was sie werden. Das Ziel, dem sie unbewußt zustreben, ist

ihnen von einer höhern Weisheit vorgezeichnet. So geben sie durch die Entwicklung ihres Lebens Zeugniß von einem höhern Leben, das, wie es in sich selbst sich ewig erneut, auch den geschaffenen Wesen die Fähigkeit geben konnte, anders zu werden und sich zu erneuen.

13. In wie weit nun das geschaffene Leben nichts weiß, weder von dem Ziele, dem es in seiner Entwicklung zustrebt, noch von dem Ursprunge dieses Strebens, lebt es zwar, aber das Licht des Lebens ist nicht in ihm. Nur für diejenigen ist das Leben auch Licht, welche Bewußtsein vom Leben haben. Bewußtsein von ihrem Leben aber haben nur diejenigen lebenden Wesen, welche einen eigenen freien Willen und mittelst desselben die Macht haben, in sich selbst ein neues Leben anzufangen. Erst wenn das Leben eine eigene Willenseinheit in sich hat, mit freiem Entschlusse Vorsätze fassen und mit Rücksicht auf ein zukünftiges Leben und auf ein höheres, selbstgewähltes Ziel handeln kann, erst dann ist das Leben von der Finsterniß des blinden Naturtriebes befreit. Diese Freiheit aber ist in dem Reiche des irdischen Lebens nur dem Menschen verliehen. Dem Menschen allein kann das Licht des Lebens, das Wort Gottes, sich offenbaren. Vom Menschen versichert darum der Evangelist: „das Leben ist das Licht der Menschen" [1].

Das Leben aber ist in zweifacher Hinsicht das Licht der Menschen. Das Wort Gottes, in welchem das Leben ist, gibt dem Menschen auf zweifache Weise das Licht der Erkenntniß eines höhern Zieles und einer freien übernatürlichen Bestimmung; in anfänglicher natürlicher Weise durch die Gabe der Willensfreiheit, und in besonderer nachfolgender übernatürlicher Weise durch eine besondere Offenbarung des göttlichen Willens und Gebotes.

„Das Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in die Welt kommen", erleuchtet die Menschen in soweit von Natur aus, als jeder Mensch durch die angeborne Freiheit und durch das Bewußtsein dieser Freiheit weiß, daß er für seine frei gewollten Werke einem höhern Richter verantwortlich ist. Diese Gewißheit der Verantwortlichkeit für unsere freigewollten Handlungen ist das Gewissen. Das Gewissen weiß aus sich aber nicht, was gut und böse ist. Nur dem bestimmten Gesetze gegenüber kann das Gewissen entscheiden, ob unser Wille dem Gesetze gehorchen wollte oder nicht. Eben so wenig kennt das Gewissen aus sich selbst den positiven göttlichen Willen. Dem Gewissen ist nur das natür-

---

[1] Vgl. II. u. LVI, 4—13.

liche Verhältniß zur Welt durch die unmittelbare Erfahrung zugänglich. Gott als persönlicher Gesetzgeber wird dem Menschen erst offenbar durch die persönliche Verkündigung seines Willens. Nur in der Offenbarung eines Gebotes, welches von der göttlichen Freiheit dem freien Willen des Menschen verkündet wird, findet der Wille eine Richtschnur und eine bestimmte Aufforderung zur höchsten Entscheidung seiner Willensfreiheit. Ohne ein geoffenbartes Gebot könnte der menschliche Wille gar nicht zum vollen Bewußtsein seiner Freiheit und sittlichen Bestimmung gelangen.

Das göttliche Gebot aber wird dem Menschen geoffenbart durch das Wort Gottes. „Das Wort Gottes," sagt der Evangelist, „leuchtet in die Finsterniß;" oder wie er später hinzufügt: „das wahre Licht kam in die Welt." Damit ist offenbar auf eine bestimmte historische Mittheilung, nicht auf ein bloßes Naturgesetz hingewiesen. Jedenfalls redet der Evangelist von einer bestimmten Offenbarung und von einem bestimmten freien Verhältniß, in welches die Menschen vom Anfange zu diesem Gebote sich setzten, wenn er sagt: „Das Licht leuchtete in der Finsterniß, und die Finsterniß hat es nicht begriffen." Er sagt nicht: die Finsterniß kann es nicht begreifen, sondern: hat es nicht begriffen. Der Ausdruck: „hat es nicht begriffen" bezeichnet nicht eine einfache Folge der natürlichen Unfähigkeit der Menschen, das Licht, das sich offenbarte, zu erkennen, sondern eine That, die einer freien Willensentscheidung folgte.

14. Obwohl aber die Menschen das Licht in seiner ersten freien Offenbarung nicht begriffen hatten, hat es sich doch nicht ganz und für immer von den Menschen abgewendet, sondern sich immer mehr zur Finsterniß der menschlichen Natur herabgelassen, in immer höheren Offenbarungen sich fort und fort bezeugt, bis es endlich in höchster Offenbarung als menschgewordenes Wort Gottes unter den Menschen erschienen ist.

„Es kam in die Welt, und die Welt hat es nicht erkannt; es kam in sein Eigenthum, und die Seinigen haben es nicht aufgenommen." Es kam zu den Menschen überhaupt, aber diese wiesen es zurück; es kam zu dem auserwählten Volke, aber auch dieses wollte die letzte Offenbarung des Wortes Gottes nicht erkennen.

So führt uns der Evangelist in der consequenten Folgenreihe der Gedanken von der höchsten Höhe der Offenbarung des göttlichen Lebens immer weiter und weiter bis zur Lehre von der Geburt des Heilandes der Welt in der Zeit und seiner endlichen höchsten Offenbarung in der Menschwerdung.

Zuerst spricht er von dem Worte Gottes, in wiefern Es selbst Gott

und bei Gott ist; dann von demselben Worte, in wiefern Es mitwirkt in der Schöpfung der Welt, und Leben und Licht von Ihm ausgeht in die Finsterniß der geschaffenen Welt außer Gott; endlich von der Offenbarung des Lichtes an die Menschen, und von der stufenweisen Erweiterung und Erhöhung dieser Offenbarung. So kommt das Zeugniß immer näher und wird immer leibhafter und sichtbarer, bis wir in der Menschwerdung des Sohnes Gottes die ganze Fülle und Herablassung der Gottheit zu der Menschheit vor uns sehen, bis uns endlich in jenen Worten, in welchen Christus von sich als der Speise der Seele redet, und sein Fleisch und Blut als die Nahrung des Geistes bezeichnet, die höchste Mittheilung des geheimnißvollen Lebens des Lichtes an jeden einzelnen Gläubigen verkündigt wird.

Das Zeugniß des Evangelisten ist vom Anfange wie ein ferner Lichtschimmer, der in die tiefe Finsterniß eines unterirdischen Schachtes hineinblitzt. Gehen wir diesem Lichte nach, so wird es deutlicher und größer und führt uns endlich heraus in den vollen Sonnenschein der göttlichen Offenbarung. Sein Zeugniß ist wie ein leiser Liedeston, der das Ohr des in der Einsamkeit verlassenen todtwunden Mannes trifft und, näher und näher kommend, sein Herz mit immer freudigerer Hoffnung erfüllt, bis die erste Verheißung der Rettung zur höchsten Erfüllung sich verwirklicht.

15. Wer aber die Verlassenheit und Oede des natürlichen Lebens ohne Gott und ohne Glaube und Liebe zu Gott nicht fühlt, wer den Schmerz und die tiefste Wehmuth des Herzens in der Einsamkeit der von Gott abgewendeten, in sich lichtlosen Natur nicht empfindet, in dem ist nicht einmal die Ahnung des wahren Lebens aufgegangen, für ihn ist das Zeugniß und die frohe Botschaft von der Erlösung ein bedeutungsloses Wort. Wer aber erwacht in der geistigen Nacht des irdischen Lebens mit dem Gefühle der Finsterniß, die ihn umgibt, dem wird durch die Offenbarung des Wortes Gottes die Nacht zum Tage, und die Finsterniß zum Zeugniß des Lichtes, dem wird das Wort des Evangeliums, das ihm die Geburt des Heilandes verkündet, zu einer Engelerscheinung, von welcher der Lichtglanz eines neuen Lebens über ihn sich ausgießt, wie einst über die Hirten auf dem Felde von Bethlehem. Dieser englische Gruß, welcher die in der Nacht der irdischen Verlassenheit wachende Seele mit himmlischem Lichtglanz umfließt, ist für das gläubige Herz nicht die Nachricht einer längst vergangenen Begebenheit, nicht die Hinweisung auf eine ungewisse Zukunft, sondern die Versicherung des

gegenwärtigen Heiles, die uns zuruft: „Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch große Freude: heute Nacht ist euch geboren der Erlöser Jesus Christus, euer Herr und Heiland."

II.

Text: „Das Leben war das Licht der Menschen."
(Joh. 1, 4.)

Inhalt: Der Hauch des Schöpfers und das Wort des Erlösers in der Seele des Menschen.

1. Nicht ohne tiefe Absicht beginnt Johannes sein Evangelium mit der Hinweisung auf den verborgenen Ursprung der Zeit aus der unergründlichen Ewigkeit. Scheint es auch, als ob wir die Ewigkeit selbst nicht so leicht in ihrer Natur und Beschaffenheit erkennen könnten, wie die Zeit, so können wir doch diese noch weniger in ihrer Wesenheit erkennen, ohne den Blick zuvor auf das Ewige zu richten. Nur indem wir auf die Geheimnisse des ewigen Lebens blicken, lernen wir das Geheimniß und die Bedeutung des zeitlichen Lebens verstehen. Das Licht aus der Ewigkeit erleuchtet die Finsterniß der Zeit, die für sich und ohne die Ewigkeit gar nicht verständlich und ein ewig ungelöstes und unlösbares Räthsel wäre.

2. Wollen wir dem Fluge des hl. Johannes, dieses sonnenstrebenden Adlers, den der Geist unmittelbar zum Anschauen jener Fülle des Lichtes fortreißt, dessen Glanz die ungewohnteren Augen blendet, folgen und den tiefen Sinn seiner Worte unserem Verständnisse näher bringen, so müssen wir bei der Erkenntniß unserer selbst beginnen. Wollen wir das Höchste verstehen, so müssen wir bei dem anfangen, was uns das Nächste ist. Das Nächste ist aber der Mensch sich selbst. Nur was wir in uns selber erleben, verstehen wir vollkommen. „Das Leben ist das Licht der Menschen."

3. Betrachten wir aber den Menschen in seiner irdischen Natur, so findet Jeder bei redlicher Beobachtung in sich und an Andern eine stete innere Bewegung und Unruhe, die auch in den üppigsten Genüssen des Lebens nicht ganz zum Schweigen gebracht werden kann und unmittelbar nach dem Genusse auf's Neue hervorbricht; ein stetes Suchen nach einem fernen Ziele, das durch keinen Besitz der Erde gestillt, sondern durch den

irdischen Besitz und Genuß nur vermehrt und gesteigert wird. Ganz in der Natur des Menschen gelegen ist es daher, wenn der Genießende von Genuß zu Genuß sich stürzt, und nie gesättigt wird; wenn der Ehr- oder Geldbegierige um so mehr verlangt, je mehr er erlangt.

Der Mensch muß auch im Irdischen und Endlichen Ueberirdisches und Unendliches suchen. So verlangt es seine Natur, die für die wahre Bestimmung des Menschen auch da noch Zeugniß gibt, wo er sie am allerliebsten verläugnen möchte.

4. Der Mensch sucht ein fernes auf der Erde nicht zu findendes Ziel [1]. Das ist der Kern aller, selbst jener Erfahrungen, die von diesem Ziele der Absicht nach am meisten abweichen. Wer aber soll dieses unbekannte Ziel ihm offenbaren? Wer soll das Räthsel seiner Bestimmung lösen? wer die innerste Sehnsucht des Menschenherzens stillen?

Ist der Mensch sich selbst genug? Wäre er es, so würde er jene Unruhe und Sehnsucht nicht empfinden. Genügt ihm die Erde mit ihren Genüssen, Schätzen und Ehren? Könnte sie es, so würde die Sucht nach irdischen Gütern nicht alles irdische Maß übersteigen, und im Endlichen selbst das Unendliche ergreifen wollen. Dieses unaussprechliche Verlangen nach einem fernen, unendlichen, von der Erde und dem Leibe unerfaßbaren Ziele ist das innerste Geheimniß des Menschenherzens. Wir verlangen darnach, es auszusprechen, und vermögen es nicht. Es schwebt vor uns, wie eine Lichtgestalt aus einem andern Leben, aber sie entflieht unsern Händen, sobald wir sie ergreifen wollen.

5. In diesem Streben nach einem scheinbar unerreichbaren Ziele wird uns nur das Eine klar, daß ein Hauch des ewigen Lebens in unser Herz gelegt ist, obgleich wir ihn nicht auszusprechen vermögen aus eigener Kraft. „Gott bildete den Menschen aus Erdenstaub", sagt die Schrift, „und hauchte in sein Angesicht den Odem des Lebens" [2]. Dieser Odem, diese Bewegung eines unendlichen Lebens wohnt aber nur wie eine unbegriffene Ahnung in uns. Sie ist nur ein Hauch, noch kein Wort; hat keinen bestimmten Inhalt, und wir haben keinen bestimmten Ausdruck für das, was der Seele nur als mögliches Ziel vorschwebt. Die Seele des Menschen ist ein Hauch des Allmächtigen, wohnend in körperlicher Hülle. Darum verzehrt der Mensch sein Leben in der Sehnsucht und in dem Versuche, diesen Hauch des Lebens auszusprechen, ihn durch Zeichen, Worte

---

[1] Vgl. VII, 4. VIII, 13. X, 2—4. XXIII, 4 u. 12.
[2] I. Moses 2, 7.

und Thaten zum bestimmten Worte des Lebens zu gestalten. Sein ganzes Streben ist ein Sehnen des unausgesprochenen Lebens nach Gestalt und Bestimmung.

6. Wir ahnen, daß unsere Bestimmung im Buche des ewigen Lebens geschrieben steht, und unser irdisches Leben uns verliehen ist, um dieses Wort der Ewigkeit, das unser wahres Sein enthält, zu erfüllen und auszusprechen. Wir ahnen, daß unser Leben seine Erfüllung darin finden muß, wenn es zu diesem Worte sich verklärt, wenn es den Namen ausspricht, der unsere ewige Bestimmung bezeichnet. Jeder Mensch fühlt den Drang, sein inneres Leben auf irgend eine Weise auszusprechen. Er will etwas Bestimmtes sagen und sein. Es drängt ihn, jedem unbestimmten Verlangen eine bestimmte bleibende Gestalt zu geben und das ganze Leben gleichsam in ein einziges Wort zusammenzufassen. Aber wir finden, uns selbst überlassen, das rechte Wort nicht. Selbst in einzelnen Fragen regt sich oft der Drang in uns, irgend etwas auszusprechen, was wir innerlich empfinden; allein es fehlt uns das Wort. Auch was wir bereits gewußt und ausgesprochen haben, können wir nicht immer wieder sagen. Wir haben das rechte Wort vergessen, oder können uns wenigstens im bestimmten Augenblicke nicht auf dasselbe besinnen. Daher die Redensart: es liegt mir auf der Zunge, aber ich könnte es jetzt um die Welt nicht sagen. Es fehlt uns eben die Erinnerung an das bestimmte Wort. Im Ganzen und Höchsten aber kann der Mensch keine Erinnerung haben an das erlösende Wort, eben weil er dieses Wort erst hören und vernehmen, weil sein Leben erst zum geistig einheitlichen ewigen Worte des wahren Lebens sich verklären soll.

7. Nicht als Vergangenheit liegt das Ziel und das Leben des Menschen hinter ihm, so daß er sich nur daran erst wieder erinnern müßte. Dieses Ziel liegt erst vor ihm. Er muß es erst zur Erkenntniß bringen. Seine Zunge muß erst gelöst, sein Geist erst von der Ungewißheit und Unwissenheit, die ihm von Natur aus anklebt, erlöst werden durch das Wort. Das höchste, noch unausgesprochene Wort des Lebens der Menschenseele auszusprechen, vermag nur das ewig ausgesprochene, ewig in sich vollendete und vollkommene Wort Gottes; jenes Wort, das dem ersten Menschen im Paradiese seine Bestimmung geoffenbart, welches in der Menschwerdung die höchste aller Offenbarungen gegeben, und zu allen Zeiten dem Menschen unterrichtend und ihn auf seine Bestimmung hinweisend zur Seite gestanden ist. Nur dieses Wort konnte das ganze Menschengeschlecht zum Bewußtsein seiner geistigen Bestimmung führen.

Durch das Wort Gottes wird der Hauch des ewigen Lebens im Menschen zu einem Worte der seligen Ewigkeit umgestaltet.

8. Im Gefühle der Unvermögenheit, diese Gestalt durch sich zu erringen, harrt die ganze Menschheit und jede einzelne Menschenseele auf den Erlöser. Im Gefühle dieser Unmacht ruft die nach Erlösung ringende Seele bei der hl. Communion: „sprich nur Ein Wort, und es wird meine Seele gesund"[1]. Dadurch, daß wir Gottes Wort in uns aufnehmen, gewinnt unsere Seele erst ihre Gesundheit und Stärke, die vollkommene Gestalt ihres unsterblichen Lebens. „Denen, die ihn aufnehmen, hat er Macht gegeben, Kinder Gottes zu werden"[2]. Indem wir das Brod der Erde essen, sind wir Kinder der Erde; indem wir das Brod des ewigen Lebens, das Wort Gottes, in uns aufnehmen und genießen, werden wir „Kinder Gottes."

9. Die Menschenseele lebt im Verständnisse dieser göttlichen Offenbarung nicht mehr in irdischer und leiblicher Natur allein, sie lebt zugleich im Worte Gottes und vom Worte Gottes. Dieses Wort Gottes ist ihre eigentliche geistige Nahrung. „Der Mensch lebt nicht allein vom Brode, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt"[3]. Er lebt darin ein neues, übernatürliches Leben, wird darin wiedergeboren zu einem höhern, dem sinnlichen Menschen unbegreiflichen Leben. Er wird ein Laut, ein Wort im großen Chore der Ewigkeit, ein lebendiges Glied der Sprache Gottes, in welcher er seine eigene ewige Liebe ausspricht. In diesem Sinne sind die also neubelebten Menschen Glieder Christi, des ewigen Wortes, weil sie ebenso in Ihm leben, wie sie durch Ihn leben. In diesem Sinne nennt Christus sich den „Weinstock", seine Jünger die „Reben"[4], weil ein jeder, der wahrhaft an Ihn glaubt, der das lebendige und belebende Wort in sich aufnimmt, und es in sich lebendig werden läßt, ein Glied des Leibes des göttlichen Wortes wird. In diesem Sinne spricht der Apostel: „doch nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir"[5]. Ein neues Leben wird geboren und das alte natürliche wird umgewandelt.

10. Das Wort verwandelt schon natürlicher Weise das Irdische in etwas Unsterbliches[6]. Was ich mit einem Worte bezeichne, davon habe ich durch das Wort gleichsam den bleibenden und unsterblichen Theil abgenommen, ich habe den irdischen Zustand in einen geistigen verwandelt.

---

[1] Matth. 8, 8. [2] Ev. Joh. 1, 12. [3] Matth. 4, 4. [4] Ev. Joh. 15, 5. [5] Galat. 2, 20. [6] Vgl. XXXVI, 8, 9.

Im Aussprechen eines jeden Wortes und Begriffes wird uns das Geheimniß aller Verwandlung offenbar. Auch wir sollen durch das Wort verwandelt werden. So wie wir glauben, daß Brod und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt werden, soll unser Leben durch das Wort Gottes zu einem neuen geistigen Leben umgewandelt werden [1]. Brod und Wein werden mit einem Male verwandelt, in uns aber kann, weil wir bei dieser Umwandlung selbst mitwirken müssen, nur eine allmähliche Umwandlung vorgehen. Diese aber muß eben so vollständig vor sich gehen, und am Tage des Gerichtes vollendet sein. Ein neues Gesetz soll in uns zum Leben kommen, „das uns Fleisch und Blut nicht offenbaren kann" [2]. Wer Gottes Wort lebendig in sich aufgenommen, der wird in Kraft dieses Wortes verwandelt werden. Darum sagt der Apostel: „Brüder, ich sage euch ein Geheimniß: zwar Alle werden auferstehen, aber nicht Alle werden verwandelt werden" [3].

11. Diesen Zustand des neuen Lebens zu beschreiben, ist schwer. In wem diese Verwandlung nicht begonnen hat, wie soll man dem den Zustand schildern, von dem er keine Erfahrung hat? Das Leben allein kann uns auch hierin erst vollständiges Zeugniß geben von der Wahrheit, denn „das Leben ist das Licht der Menschen." Was wir nicht erlebt, das können wir nur in Gleichnissen erkennen. Ein Gleichniß aber aus dem natürlichen Leben, das Allen durch sinnliche Anschauung bekannt ist, kann uns Zeugniß geben für jenes unbeschreibliche Leben des Geistes. Wenn wir im Frühjahr, nachdem der Schnee die Erde wieder verlassen hat, die Erde anschauen, wie der Ackersmann mit dem Pflug sie aufwühlt, oder der Gärtner mit der Schaufel aus der Tiefe an's Licht heraufhebt, wie finster und schwarz, wie düster und todt sieht dieser schmutzige Grund sich an! Aber lasse Wochen oder Monate über diesen schwarzen Boden hinwegziehen, und sieh dann zu, wenn nun Kräuter und Blumen aller Art in reicher üppiger Fülle sich aus ihm und über ihn hervordrängen! Welcher Abstand von jetzt und damals! Wie kann solche Pracht aus so unscheinbarem Grunde sich entfalten? Die dunkle Erde, über die der Fuß verachtend hinwegschreitet, ist, wie du siehst, so unerschöpflichen Reichthums fähig, aus ihr entfaltet sich eine Pracht und Herrlichkeit, deren überschwängliche Fülle das Auge erfreut, überrascht und bezaubert. Wie kannst du nun, indem du dieß Alles siehst, glauben, daß das Menschenherz weniger reich von Gottes Güte bedacht worden sei? Daß in ihm nicht

---

[1] XXXVIII, 6—9. [2] Matth. 16, 17. [3] 1 Cor. 15, 51. Vgl. XXXIII, 20.

reichere und schönere Blüthen sich entfalten, wenn nur das rechte Samenkorn in dasselbe gelegt wird? Was ist alle Pracht der Erde gegen die Schönheit und Pracht des Geistes, die im Menschenherzen ihre Wohnung nehmen kann! Wenn wir die Seele des stammelnden Kindes mit dem Geistesreichthum des Mannes vergleichen, dessen Geist die Blüthen aller Welttheile zu einem reizenden Garten gesammelt, der mit Leichtigkeit die Gedankentiefe eines Plato, die Schönheit eines Kunstwerkes von Raphael und Sophokles erfaßt und sich eigen macht, ist der Unterschied zwischen dem einen Zustand und dem andern nicht ein unermeßlich großer? Und wie klein ist selbst dieser Reichthum gegen jene Fülle des Lichtes, gegen jene Seligkeit des Schauens, die im erleuchteten Geiste des wahren Christen nicht bloß alle Blüthen der Erde erkennend in sich aufnimmt, sondern das himmlische Urbild alles Lebens im Glauben erschaut und den Glanz der unendlichen göttlichen Liebe, der wie ein Strom vom Throne Gottes ausströmt, in gottliebenden Herzen empfindet, der wie Stephanus sagen kann: „Ich sehe den Himmel offen" [1].

12. Zu diesem Reichthume zu gelangen, sind Alle berufen. Wer nicht dazu gelangt, ist selber schuld. Er klage ja nicht das Wort Gottes an, daß es nicht zu ihm gedrungen — denn seht, es begegnet dem, der es vernehmen will, aller Orten und zu jeder Stunde; das Wort Gottes hat nicht aufgehört sich zu offenbaren, vom Garten des Paradieses an bis auf diese Stunde, und eine Herrlichkeit, eine Göttlichkeit der Liebe zu zeigen, die alle Menschenkraft unendlich übersteigt, die nur ein Gott im Herzen tragen kann.

13. Aber auch Keiner klage seine Natur an, und sage: Ich bin nicht begabt genug, das Alles zu verstehen. Das Höchste zu fassen, ist Jeder begabt genug. Gerade das Höchste versteht das einfache Gemüth am ersten. Nicht immer an dem Erkenntnißvermögen fehlt es, wenn wir etwas nicht verstehen, sondern am Gebrauche des Verstandes, an der rechten Neigung und an dem Willen, den Verstand anzuwenden. Wie oft reden wir mit Menschen, und sie scheinen zu hören, und hören nicht; oder sie hören, aber sie geben dem, was sie hören, kein Gehör. Die wenigsten Menschen hören etwas anderes, als sich selbst. Ist aber die Aufmerksamkeit bereits durch das gefesselt, womit Wille, Neigung, Leidenschaft sich beschäftigen, so fehlt uns die Freiheit zu hören, und die Macht zu verstehen. Der Verstand kommt aus dem Willen. „Das Wort Gottes ist nicht gebun-

---

[1] Apostelgesch. 7, 55.

den" [1], sondern frei, und wirkt in dem freien Willen das wahre Verständniß. Gerade diese Einwendung, welche die Schuld auf die von Gott verliehene Natur, also auf Gott selber wälzt, ist Zeugniß von der Eitelkeit des Willens, welche den Grund des mangelnden Verständnisses außer sich suchen möchte, statt ihn in sich zu erkennen. Die Ausrede: ich kann nicht, soll heißen: ich will nicht, oder habe nicht zur rechten Zeit das Rechte gewollt, darum kann ich jetzt nicht mehr.

Vieles kann uns unverständlich sein, weil es unserer Erfahrung fremd, unserem Verlangen ferne, unserer schon gefaßten Meinung zuwiderlaufend ist; aber zu hoch ist es darum nicht für das Verständniß; zu hoch ist dem recht wollenden Geiste überhaupt nichts. Gerade das Höchste, Geistigste ist ihm näher und dem Wesen nach verständlicher als das, was dem Sinne und der leiblichen Empfindung nahe liegt, und was wir nur darum zu verstehen glauben, weil wir keinen Verstand darin suchen.

14. Dem Einwurf, das ist mir zu hoch, fürchte ich gerade da am allerwenigsten zu begegnen, wo die auf das höhere und höchste Ziel aller Sehnsucht der Seele gelenkte Aufmerksamkeit unmittelbar an die bekanntesten Erfahrungen des Herzens sich anlehnt. Oder ist es zu hoch, wenn ich sage, daß man, um das Höchste zu verstehen, beim Nächsten, nämlich bei sich und der eigenen Erfahrung beginnen müsse? Ist es zu hoch, wenn ich sage, die eigene Erfahrung belehre Jeden von einer Sehnsucht im Menschen, die auf das Unendliche gerichtet ist, und zugleich von der Unmacht des Menschen, das Ziel dieser Sehnsucht aus eigenen Kräften zu erreichen? Ist es zu hoch, wenn ich sage, das Wort Gottes habe allein die Macht, den Menschen geistig umzuwandeln, und zu einem neuen Menschen zu machen? Ist es zu hoch, wenn ich sage, diesem Worte Gottes müssen wir ein demüthiges Herz entgegen bringen, und es mit freiem Glauben in uns aufnehmen, wenn unser Herz durch dasselbe umgewandelt werden soll? Das erstere, die Nothwendigkeit der Verwandlung, erfahren wir immer, und das zweite, diese Verwandlung selbst, können wir erfahren, wenn wir es wollen. Es bedarf dazu nichts weiter, als daß wir mit bereitwilligem, demüthigem, lernbegierigem Herzen das Wort Gottes aufnehmen. Dann werden wir durch dasselbe auch nach dem Worte des Evangeliums die „Macht erhalten, Kinder Gottes zu werden," und „sehen seine Herrlichkeit, als eine Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit" [2].

---

[1] 2 Timoth. 2, 9. [2] Ev. Joh. 1, 14.

III.

Text: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes. Dieser kam zum Zeugnisse, um Zeugniß zu geben von dem Lichte, damit alle durch ihn glauben möchten. Er war nicht selbst das Licht, sondern nur Zeugniß sollte er von dem Lichte geben."

(Joh. 1, 6—8.)

Inhalt: Der natürliche und übernatürliche Beruf des Menschen, für die göttliche Offenbarung Zeugniß zu geben.

1. Wie die Kirche mit dem Feste der Geburt des Herrn sogleich das Fest des ersten Blutzeugen für die Wahrheit der christlichen Offenbarung verbindet, so führt uns auch der Evangelist Johannes von der übernatürlichen und überzeitlichen Quelle des Lichtes zu dem Zeugnisse für dasselbe in der Zeit. Der Evangelist spricht zuerst vom Lichte, und dann von einem, der zwar nicht selbst das Licht, aber doch gesandt war, um vom Lichte Zeugniß zu geben, von Johannes dem Täufer, dem letzten Zeugen der Wahrheit vor der höchsten Offenbarung und dem ersten Zeugen und Führer zu derselben für den Evangelisten selbst. Die Kirche aber deutet in der Folgenreihe ihrer Feste auf den ersten Zeugen dieser Wahrheit nach der Erscheinung des Wortes Gottes auf Erden hin, beide aber, die Folgenreihe der kirchlichen Feste und die Gedankenfolge des johanneischen Evangeliums stimmen darin überein, daß sie auch dem menschlichen Zeugniß für die göttliche Wahrheit eine gewisse Bedeutung zuerkennen.

2. Johannes der Täufer und Stephanus sind zwei verschiedene Zeugen, aber ihr Zeugniß ist das gleiche und bezieht sich auf die gleiche Wahrheit.

Beide sind von Gott gesandt um dieses Zeugnisses willen, und wie sie noch viele andere, und eigentlich ist jeder Mensch von Gott gesandt, damit er Zeugniß gebe für das Licht. Zwar sind nicht alle auserwählt, in außerordentlicher Weise Zeugniß zu geben für das Licht, wie jener letzte Prophet des alten und dieser erste Blutzeuge des neuen Testamentes. Aber in seiner Weise gibt doch jeder Mensch mit oder gegen seinen Willen Zeugniß für jenes Licht, „das Jeden erleuchtet, der in diese Welt kommt" [1].

---

[1] Ev. Joh. 1, 9.

3. Eine Wahrheit, die von Menschen bezeugt wird, scheint aber keine göttliche Wahrheit, sonst bedürfte sie des menschlichen Zeugnisses nicht. Auch bedarf die göttliche Wahrheit nicht dieses Zeugnisses um ihrer selbst willen, aber die Menschen bedürfen desselben. Wofür Menschen nicht Zeugniß geben können, das können sie auch nicht in sich aufnehmen, nicht glauben, nicht lieben. Was die Liebe gibt und der Glaube empfängt, das kann nur bezeugt, nicht mit Nothwendigkeit bewiesen werden, denn die Liebe ist frei, und für die freie That gibt es keinen Beweis, der mit mathematischer oder logischer Nothwendigkeit geführt werden könnte, eben weil sie nicht nothwendig ist. Die freie That muß bezeugt werden können, weil sie nur von der Freiheit vollbracht, nur freien Wesen offenbar werden kann. Nur wer selbst aus freiem Entschluß etwas vollbringen kann, vermag in der äußern Wirklichkeit die freie That von der unfreien Wirkung nothwendiger Ursachen zu unterscheiden, und dafür Zeugniß zu geben. Aber nur für solche Thaten vermag der Mensch Zeugniß zu geben, die in den Umkreis der sinnlichen Wahrnehmung fallen. Sobald daher der Evangelist von der wirklichen Erlösungsthat des göttlichen Wortes spricht, beruft er sich auf menschliches Zeugniß.

4. Dagegen beruft er sich nicht auf das Zeugniß der Menschen, wo es sich um Wahrheiten handelt, welche die sinnliche Wahrnehmung in jeder Hinsicht übersteigen. Die ewige Geburt des Sohnes in Gott hat kein anderes Zeugniß, als das des Sohnes Gottes selbst. Nur mittelbar gibt Alles, was durch das Wort geschaffen ist, für das schaffende Wort Zeugniß, „weil ohne dasselbe nichts gemacht ist von dem, was da gemacht ist“ [1]. Das Zeugniß der Schöpfung für das schaffende Wort ist erst mittelbar ein solches für uns. Weil wir als freie Wesen die höchste Ursache alles dessen, was ist, nicht als eine unfreie uns denken können, so schließen wir von dem, was ist, auf einen freien Schöpfer. Da wir aber erst durch das Wort des Erlösers die rechte Freiheit und Liebe kennen lernen, so ist es wieder der Erlöser, durch den wir auch den Schöpfer erkennen. In ihrem Verhältnisse zur persönlichen Freiheit des Menschen gibt die geschaffene Welt in ihrer Gesammtheit wie in ihren einzelnen Theilen Zeugniß von einem freien persönlichen Schöpfer. In der Gesammtheit gibt sie Zeugniß durch die in ihr sichtbare Ordnung. Durch die in jeder Lebensentwicklung sich offenbarenden Zwecke, so wie durch die nach bestimmten Gesetzen zu bestimmten Gestalten sich entwickeln=

---

[1] Ev. Joh. 1, 3.

den Kräfte aber gibt sie im Einzelnen Zeugniß für den Glauben an einen persönlichen Urheber und Schöpfer der Welt. Dieses Zeugnisses der Schöpfung für die persönliche Natur des Schöpfers werden wir uns aber erst vollkommen bewußt durch die persönliche Offenbarung des Wortes Gottes. „Das Wort ist das wahre Licht, das Alle erleuchtet, die in diese Welt kommen. Es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbe gemacht; aber die Welt erkannte es nicht"[1]. Die Welt, als äußeres Werk göttlicher Macht, erkennt diese Macht nicht, und kann sie nicht erkennen, weil ihr die innerliche persönliche Lebenseinheit fehlt. Nur der Mensch, welchem ein persönliches Bewußtsein seines Lebens innewohnt, kann den Schöpfer erkennen, und von ihm Zeugniß geben.

5. Zu dieser Zeugenschaft ist der Mensch unter den Geschöpfen der Erde allein berufen und auserwählt. Dieses Zeugniß ist aber ein zweifaches: ein Zeugniß, das der Natur des Menschen, und ein Zeugniß, das der Natur des Lichtes entspricht. Das erste ist ein natürliches und nothwendiges, das zweite ein übernatürliches und freies. Das erste wurzelt in der Auserwählung aller Menschen und in der ihnen vermöge der Freiheit innewohnenden Fähigkeit, das Licht erkennen zu können; das zweite kommt aus dem Munde derjenigen, welchen eine besondere und außerordentliche Offenbarung zu Theil geworden ist. Eine solche außerordentliche Offenbarung ist durch die Menschwerdung der ganzen Menschheit, vorher aber nur einzelnen Auserwählten zur Vorbereitung auf die allgemeine Offenbarung des Wortes verliehen worden.

6. Die Fähigkeit und den Beruf, für die göttliche Offenbarung Zeugniß zu geben, hat jeder Mensch von Natur aus. Jeder geht in allen seinen Reden, Handlungen und Absichten von der Voraussetzung und dem Bewußtsein aus, daß er ein persönlich freies, selbstständig wollendes Wesen ist. Jeder anerkennt also im Herzen, daß eine persönliche Rede und Offenbarung an ihn ergehen kann, und daß er für eine solche Offenbarung Zeugniß geben kann. Was ohne Mitwirkung unserer Freiheit und ohne unser Bewußtsein in uns sich vollzieht, dafür können wir auch kein Zeugniß geben. Bezeugen können wir nur etwas, dessen wir uns bewußt werden.

Weil wir unser eigenes Bewußtsein nicht aufgeben können, sondern vielmehr bewähren wollen, sind wir stets geneigt, den persönlichen Werth des eigenen Lebens auf alle Weise Andern gegenüber geltend zu machen.

---

[1] Ev. Joh. 1, 9. 10.

Jeder will irgend wie sich vernehmen lassen, will von Andern in seinem Thun und Lassen erkannt sein. Indem aber so ein Jeder Zeugniß gibt von sich, muß er auch Zeugniß geben von dem Lichte. Jeder will als ein von dem Lichte besonders Erleuchteter erscheinen. Jeder will mächtig oder weise oder gut oder in irgend einer Weise bevorzugt und ausgezeichnet sein; Jeder will besser erscheinen, als er ist, weil Jeder fühlt, daß nur durch ein freies Hinausgehen über den natürlichen Zustand dem Menschen ein wahrer Werth erwächst, daß er nur auf dieses freie Werden eines höhern Lebens in ihm einen Anspruch auf die Achtung Anderer gründen kann. So ist Jedem die Ahnung eines freien und sittlich guten Lebens angeboren.

7. Nicht was gut und böse ist, wissen wir von Natur aus, wohl aber, daß ein Unterschied ist zwischen gut und böse, daß alle Handlungen einen sittlichen Werth oder Unwerth haben, daß wir daher für alle unsere Handlungen auf irgend eine Weise verantwortlich sind. Diese Gewißheit, daß in den Entscheidungen unsers Wollens Freiheit und Verantwortlichkeit, also Gutes oder Schlechtes sich findet, ist das in jedem lebende Gewissen. So unklar dieses auch sein mag, irgend ein Bewußtsein, daß nicht Alles gleich ist, sondern daß ein Unterschied zwischen gut und böse ist, hat Jeder. Dieses Gewissen aber gibt Zeugniß von der Fähigkeit des Menschen, ein höheres Gesetz als das bloße Gesetz der Natur, eine Offenbarung eines freien göttlichen Gebotes und Wortes vernehmen zu können. Zwar kann das Gewissen von der Lust des sinnlichen Lebens gleichsam in Schlummer gewiegt, von der Leidenschaft und den Vorurtheilen eines verkehrten Wollens und Strebens irregeleitet werden. Allein auch in diesen Abweichungen von seiner richtigen Bahn gibt es doch immer noch Zeugniß für das göttliche Gesetz. Der Genußsüchtige gibt Zeugniß gegen sich selbst und für das höhere Licht der Wahrheit durch die Unersättlichkeit seiner Begierde, die auch da, wo sie nach Endlichem verlangt, Unendliches will, und durch die aus der Erfolglosigkeit alles sinnlichen Genusses hervorgehende Reue. Der in Zuchtlosigkeit alle Gesetze überspringende Eigenwille gibt eben dadurch, daß er keine Gesetze anerkennen will, Zeugniß für die eigene Freiheit und die Nothwendigkeit eines höhern Gesetzes, gibt Zeugniß für die Regung des Gewissens durch den Versuch, seine Thaten entweder zu entschuldigen, oder als Werke höherer Kraft, Klugheit oder Willensstärke darzustellen. Darum, weil es unmöglich ist, daß der Mensch dieses Bewußtsein, daß er frei und verantwortlich ist für seine Thaten, ganz ablege, kann auch das Gewissen nie ganz untergehen und für immer schweigen. Vielmehr wird jene Gewiß-

heit nie aufhören, auf das geistige Leben des Menschen einzuwirken, und den Menschen zu nöthigen, irgend eine Erhebung über das natürliche Leben, eine Verschönerung und Veredlung der Natur in diese einzutragen, das Natürliche und Menschliche auf irgend eine Weise zu idealisiren, und wo möglich mit einem Zusatz von etwas Uebernatürlichem zu bekleiden.

8. Selbst im Heidenthum sehen wir die Macht jener innern Gewißheit Zeugniß geben für ein höheres Licht und ein höheres Leben [1]. Alle heidnischen Völker legten den Thaten der Freiheit einen übernatürlichen Charakter bei, schrieben Alles, worin sich eine besondere Kraft des Willens und Handelns offenbarte, einem höhern Ursprunge zu, nahmen selbst das unfreie Leben der Natur für ein freies und persönliches, und vergöttlichten so das Natürliche oder das Menschliche. Aus diesem Bestreben erwuchsen die unzähligen Mythen und Sagen des alten Heidenthums von Göttern und Halbgöttern, Sagen, die oft eine tiefe, nahe an die höchste Offenbarung streifende allgemeine Bedeutung haben. Es wäre verkehrt, diesen Tiefsinn der alten Mythen läugnen zu wollen, denn es hieße die tiefe Empfänglichkeit der menschlichen Freiheit für den Inhalt der himmlischen Wahrheit läugnen. Aber ebenso verkehrt wäre es, jene Mythen um dieser allgemeinen Aehnlichkeit willen für wirkliche göttliche Offenbarung halten, oder sie dieser gleichstellen zu wollen. Allerdings ist in jenen Mythen tiefe Wahrheit enthalten. Aber sie ist in ihnen, wie die Tugend in dem Instincte der Thiere. Auch in dem Thiere findet sich eine Thätigkeit, welche manchem sittlichen Verhalten zum Muster dienen kann. Aber die thierische Bewegung ist darum noch nicht Tugend, weil sie in ihrer äußern Erscheinung genau so aussieht, wie diese. Sie ist nicht Tugend, weil sie ohne Bewußtsein ist. So ist die Aehnlichkeit der Mythe mit der Offenbarung eine bewußtlose, und wird in ihrer Bedeutung selbst erst durch die Offenbarung erkannt. Sie ist eben so Entstellung als Zeugniß der Wahrheit. So wie das Heidenthum das Göttliche sich näher bringen wollte, zerfloß es ihm in Vielgötterei und Ungestalt.

9. Daher hat sich selbst im Heidenthum das Bewußtsein, daß es ein über alle Vielheit und alle Widersprüche erhabenes höheres Gesetz geben müsse, gegen jene in's Endlose sich zersplitternden Göttersagen der Mythe erhoben. Die Vernunft suchte ein solches einheitliches höheres, fand

---

[1] Vgl. CV, 5.

aber nur ein allgemeines Gesetz, und blieb bei demselben stehen. Allein schon auf diesem Wege enthüllten sich ihr große und herrliche Wahrheiten, die wieder Zeugniß geben, daß im Menschen eine unverlierbare Gewißheit eines höhern Lebens ist. Allein gerade das Höchste, die Erkenntniß der göttlichen Liebe und Freiheit, konnte die Vernunft nicht aus sich erreichen. Die Vernunft ist nur eine von der Gewißheit des selbstständigen Willens geweckte Thätigkeit in uns. Sie kann also aus sich gar nichts erkennen, denn jene Gewißheit in uns ist nicht selbst das Licht, sondern nur die Macht, vom Lichte Zeugniß zu geben [1].

10. Wir haben in uns nur die Gewißheit von unserer Freiheit, aber keine Gewißheit und kein Wissen von der göttlichen Liebe und dem, was sie für uns thun will, noch von dem, was sie von unserer Freiheit zur Erfüllung ihrer Bestimmung verlangt. Offenbart sich aber die göttliche Liebe in freier That, so können wir auch von dieser Offenbarung Zeugniß geben. Es gibt kein Zeugniß von etwas ohne Offenbarung dessen, wovon wir Zeugniß geben sollen. Wer etwas bezeugen will, muß etwas Bestimmtes, Wirkliches bezeugen wollen, das außer ihm ist, und nicht bloß die Thatsache, daß er etwas bezeugen will. Die da meinen, das Vermögen, glauben zu können, sei selbst schon der Inhalt des Glaubens, verläugnen das Vermögen mit dem Inhalt. Wenn wir an nichts glauben außer uns, glauben wir auch nicht. Den Inhalt des Glaubens können wir uns nicht selbst geben, eben weil dieser Inhalt das Andere ist, das unsere Fähigkeit zur Wahrheit ergänzt. Der Inhalt muß anderswo herkommen, muß geoffenbart werden. Kann der Mensch auch Zeugniß geben für das Licht, so kann er sich doch nicht dieses selbst geben. Er kann nur bezeugen, daß er fähig und bedürftig ist, es zu empfangen, und kann bezeugen, wenn er es empfangen hat, daß es ihm erschienen ist.

11. Das Licht kommt „von oben, vom Vater der Lichter" [2]. Das Licht ist eine Gabe der göttlichen Liebe, ja ist die sich offenbarende göttliche Liebe selbst. Die Liebe offenbart sich aber durch Wort und That. Wie die göttliche Macht sich durch die Schöpfung geoffenbart hat, so ist die Liebe als Gottes That in der Erlösung offenbar geworden. Denn wenn der Schöpfer dem Menschen die Fähigkeit gegeben, das Licht und seine Offenbarung erkennen und dafür Zeugniß geben zu können, so hat er ihm diese Fähigkeit nicht gegeben, um sie ohne Erfüllung zu lassen, sondern um den Menschen durch Erfüllung derselben zur Seligkeit zu

---

[1] Vgl. CV, 17. [2] Jacob. 1, 17.

führen. Damit aber der Mensch die Offenbarung als beseligende Gabe erkenne, muß er sie als Gabe der Liebe erkennen. Sie muß sich ihm daher auf übernatürliche Weise als höhere, neue, außer- und übernatürliche Gottesthat zu erkennen geben.

12. So hat sie sich vom Anfang an nach der mosaischen Erzählung im Paradiese als göttliches Gebot kund gegeben. Nach der Schöpfung kam das Wort Gottes zu den Menschen als Offenbarung und Hinweisung auf einen neuen Lebensinhalt, den der Mensch ohne diese Offenbarung weder in sich noch in der geschaffenen Welt außer ihm finden konnte. Die Menschen haben nun zwar diesem ersten Gebote nicht als einem göttlichen Gebote freien Gehorsam gezollt, sondern dasselbe nach ihrer selbstsüchtigen Natur ausgelegt und die göttliche Liebe, die sich in dem Gebote als Gesetz eines neuen Lebens geoffenbart hat, um als göttliches Lebensgesetz und himmlisches Licht den Menschen einzuwohnen, nicht in sich aufgenommen. Darum aber hat das Licht nicht aufgehört, die Menschheit gleichsam wie der Aether die Erde zu umschweben, um an jedem Punkte in die Menschheit einzudringen, wo sich ein für die Offenbarung empfängliches Gemüth vorfand [1].

In dieser Bewegung des Wortes zu den Menschen wurde es einzelnen auserwählten, nach Erlösung sich sehnenden Geistern, wie Moses, David, Daniel und den andern Propheten, auch in besondern Erscheinungen, Reden und Vorbildern offenbar. Darum sagt die hl. Schrift an so vielen Orten: „Das Wort des Herrn erging an die Propheten“ [2];

---

[1] Nicht der Natur, sondern nur den Menschen kann das Wort sich offenbaren, und auch diesen kann es nur dann in seiner göttlichen Natur sich offenbaren, wenn die Aufmerksamkeit und Erwartung dieser Offenbarung sich an irgend einem bestimmten Punkte gesammelt und bis zu einer unmittelbaren Entzündlichkeit und Durchdringlichkeit für das göttliche Licht gesteigert hat. Die Ausscheidung des Volkes Israel im Dienste des Einen Gottes diente auch dazu, die Empfänglichkeit für die Offenbarung eines übernatürlichen Lebens zu steigern, indem alle Kräfte des Geistes auf einen wunderbaren und persönlichen Einfluß eines göttlichen Willens gerichtet waren. In dieser Richtung aller Hoffnungen und Erwartungen auf einen einzigen Punkt mußten sich in diesem Punkte die zerstreuten Lichter der übernatürlichen Einflüsse Gottes auf das natürliche Leben sammeln, wie die Lichtstrahlen der Sonne in einem Brennglase, und während die göttliche Offenbarung in ihrem persönlichen Verhältnisse zu der Menschheit den übrigen Völkern verborgen blieb, konnte sie den Juden als bestimmtes göttliches Gebot in ihrer außerordentlichen und übernatürlichen Bedeutung sich enthüllen.

[2] Jes. 36, 4. Jerem. 1, 2; 4, 11 ꝛc. und an hundert andern Stellen in den Büchern der Propheten.

nicht durch sie, damit wir nicht etwa glauben möchten, dieses Wort des Herrn sei nur eine menschliche, natürliche Bewegung gewesen, die sich im Munde der Propheten erst zum Worte gestaltet habe. Die Gestalt und Rede kam vielmehr von außen an sie, und sie bildeten dieselbe nicht aus sich, sondern gaben nur Zeugniß von ihr.

13. Allerdings mußte sich in diesen Offenbarungen das Wort Gottes gleichfalls wieder zu menschlichen Anschauungen und Bildern herablassen, und so war eine große Aehnlichkeit dieser prophetischen Visionen mit den Bildungen der heidnischen Mythenwelt unvermeidlich. Wer leichtfertig ist in seinem Denken, wird sagen: Also sind beide dasselbe. Wie die Visionen des dichtenden Geistes im Heidenthum, so sind auch die Visionen der Propheten nur dichterische Beschreibungen innerer Vorgänge, oder in Worte gefaßte Nachbilder allgemeiner Weltbewegungen. Wer aber weiter denkt, wird in dieser Aehnlichkeit allerdings das Zeugniß der Herablassung des göttlichen Wortes und die Fähigkeit der menschlichen Natur, zu geistigen Anschauungen sich zu erheben, erkennen, aber auch den Unterschied, der zwischen dem unbewußten und bewußten Zeugniß für das höhere Licht der Wahrheit besteht, nicht verkennen [1].

14. Das Wort der Propheten, wie es Zeugniß für die kommende Erlösungsthat gibt, wird von der Wirklichkeit dieser That selbst wieder als ein positiv geoffenbartes prophetisches Wort bezeugt. Die Erfüllung ist das höchste Zeugniß für die innere Wahrheit des prophetischen Wortes. Wäre Christus nicht gekommen, so könnten wir in den Bildern der Propheten eben auch nur natürliche Produkte des bildenden Menschengeistes anerkennen. Da nun aber eine andere von persönlicher That getragene Erfüllung eingetreten ist, sind sie dadurch auch als Zeugnisse einer andern und höhern Offenbarung bestätigt. Die Propheten verkünden nicht allgemeine Möglichkeiten oder in den Gesetzen der Natur begründete noth-

---

[1] Die Erhebung des Willens und Schauens zur Erkenntniß des persönlichen Wirkens göttlicher Liebe muß sich allerdings, um den Inhalt dessen, was sie geschaut, in Worte zu fassen, natürlicher Bilder und Vorstellungen bedienen. Dagegen liegt auch den dichterischen Erhebungen des menschlichen Geistes das Bedürfniß nahe, dem in der Natur Geschauten die Bedeutung eines persönlichen Lebens zu verleihen. Darin liegt die Aehnlichkeit zwischen dem Dichter und Propheten. Sie begegnen sich in der Mitte zwischen den beiden Reichen, von denen ihre Bewegung ausgeht, bei dem Gebrauche von Worten und Bildern, die an das persönliche und natürliche Leben zugleich angewiesen sind. Aber der Punkt, von dem der eine ausgeht, ist nicht derselbe mit dem Punkte, von dem der Andere ausgeht. Die Ausgangspunkte beider stehen vielmehr einander im Gegenschein ihrer Bahn gegenüber.

wendige Ereignisse, sondern sie weisen auf eine bestimmte geschichtliche Gottesthat hin. Der letzte dieser Propheten, „der mehr war, als Prophet“ [1], weil er das Zukünftige auch gegenwärtig sah, war Johannes der Täufer. Mit ihm haben die Hinweisungen auf die letzte und höchste Offenbarung Gottes aufgehört. Es kam Derjenige, an den nicht mehr das Wort des Herrn ergehen sollte, weil Er selbst „dieses Wort war,“ das wahre Licht, das alle Menschen erleuchtet, „die in die Welt kommen“ [2]; denn ohne dieses Licht ist Alles Finsterniß, was im Menschen ist. Nur was in diesem Lichte des Bewußtseins göttlicher Liebe gewirkt wird, ist wahres Leben. In Ihm ist den Menschen, die außer Ihm nur das Natürliche, nur die Unfreiheit und Finsterniß des Todes um sich sahen, das Licht des Lebens aufgegangen: ein neues Gesetz und ein neues Leben der Freiheit des Geistes in Liebe und künftiger Seligkeit.

15. Nachdem aber das Licht selbst erschienen war, mußte darum das Zeugniß der Menschen für dasselbe nicht aufhören. Vielmehr konnten die Menschen jetzt erst ein vollgültiges Zeugniß ablegen, weil sie nun von der Ungewißheit der zukünftigen Erfüllung zur Lebensgewißheit der vollendeten Thatsache, von der äußern Vision zur innern Wahrheit der eigenen Lebenserfahrung fortschreiten konnten. Nun ist das Wort erfüllt: „Wir reden, was wir wissen, und bezeugen, was wir gesehen haben“ [3]: „Wir haben gesehen die Herrlichkeit des Wortes als die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater voll der Gnade und Wahrheit“ [4]. In seiner Gnade und Wahrheit sehen wir seine Herrlichkeit, und können Zeugniß geben für sie, wie Stephanus, der durch seinen Tod Zeugniß gegeben für das, was er im Glauben geschaut und vor den Pharisäern bekannt hat mit den Worten: „Ich sehe den Himmel offen, und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen“ [5]. Nicht mehr bloß in Vorbildern offenbarte sich das Wort, sondern „in Gnade und Wahrheit“; nicht mehr bloß Einzelnen, sondern der ganzen Welt.

Die Propheten sind einzelne Zeugenstimmen, die aus der Nacht der vorchristlichen Zeit hervorbrachen; sie sind wie einzelne Zierpflanzen, die im Winter, wenn die Schneedecke die weite Erde verhüllt, Zeugniß geben im Innern des Hauses von der in einzelnen Pflanzen fortblühenden Triebkraft der lebendigen Natur. Mit Christus aber ist ein neuer Lebensfrühling aufgeblüht. Nicht bloß einzelne Pflanzen, in abgesondertem

---

[1] Matth. 11, 9. [2] Ev. Joh. 1, 9. Vgl. IV, die Anm. zum Schrifttexte.
[3] Ev. Joh. 3, 11. [4] Ev. Joh. 1, 14. [5] Apostelg. 7, 55.

Raume bewahrt, geben Zeugniß für das lebendige Wort; sondern die ganze Erde wird von dem neuen Leben ergriffen, es erhebt sich eine unzählbare Schaar von Zeugen. Diese Zeugen sehen nicht mehr bloß, wie Ezechiel, den Thron des Höchsten getragen von den vier Elementen, sondern, wie Stephanus, den Menschensohn zur Rechten des ewigen Gottes.

16. Das ist die doppelte Zeugenschaft dieses neuen Lebens, daß diejenigen, die in Wahrheit an das lebendige Wort glauben, in diesem Glauben die Natur überwinden, und ein neues Leben ergreifend für dasselbe Zeugniß geben, indem sie das natürliche Leben hinopfern in freudiger Gewißheit des höhern, wenn die äußere Verfolgung diese Zeugenschaft nothwendig macht, oder unter allen äußern Verhältnissen den Einblick in das Höhere bewahren, und von diesem Höhern und seiner beseligenden Macht Zeugniß geben können aus eigener Erfahrung und Anschauung. Die so in freier Ueberwindung der Finsterniß durch das Licht Zeugniß geben für das Licht und seine Macht, das sind die Helden des Glaubens, sind die Blut- oder Lebenszeugen des Christenthums, die Martyrer und Bekenner.

17. Ihr Zeugniß steht uns näher als das der Propheten. Sie haben es im Fleisch und Blut bezeugt, daß der Glaube stärker ist, als Fleisch und Blut, daß wir im Geiste Christi wirklich die Welt überwinden können, wenn wir nur glauben und wollen. Sie sind unseres Geschlechtes, sind Allen nahe, und jedem Einzelnen im Besondern, da wir in ihnen jeden einzelnen natürlichen Beruf, jede Freude und jeden Schmerz, jede Empfindung und jede Kraft, wie sie den Menschen angehören, verherrlicht und im Glauben an das Wort und die Liebe Gottes zu einem neuen Leben wiedergeboren sehen. Sie sind uns die unmittelbarsten Zeugenstimmen der Wahrheit, und mehr als das, sie sind zugleich Vermittler dieses Lebens selbst.

Das Leben in Christus ist ein Leben der Freiheit, der persönlichen Lebens- und Liebesgemeinschaft. In Christus leben wir nur, in wieferne wir diese Liebeseinigung mit Allen, die Ihm im neuen Leben verbunden sind, lebendig in uns bethätigen. Wie nun Blutsverwandte durch das Blut, Glieder eines Leibes durch die gemeinschaftliche Lebenskraft auf's Innigste mit einander verbunden sind, so sind wir mit den Zeugen des neuen Bundes und diese mit uns in inniger Lebensgemeinschaft auf's Innigste verbunden. Inniger ist dieses Band, als alle natürliche Lebensgemeinschaft, denn es ist ein geistiges Band, ein Band des Lebens der Liebe. Wer diese Gemeinschaft des höhern, geistigen Lebensverbandes mit Christus

und seinen Heiligen nicht erkennt und fühlt, ist noch gar nicht lebendig in dieses neue Glaubens- und Liebesleben eingetreten. Das ist der Kelch der Begeisterung, den Johannes, der Evangelist, allen Gläubigen darreicht. Jeder Festtag eines Heiligen ist ein Becher, gefüllt mit diesem Weine heiliger Liebesbegeisterung; das ganze Kirchenjahr aber ist gleichsam ein blühender Kranz von heiligen Zeugen, die, wie Stephanus, dessen Name selbst wieder auf diesen Kranz der Heiligen der Kirche, deren erster Zeuge er ist, hinweist, alle den Wohlgeruch himmlischer Begeisterung aushauchen und unsere Seele mit diesem Dufte des Lebens zur höhern Zeugenschaft stärken.

18. Jedes Herz, in welchem noch eine reine, edle und heilige Empfindung lebt, wird beim Anblick dieser heiligen Zeugen auch den belebenden Hauch eines neuen Lebensfrühlings fühlen. So lange das natürliche Leben seine Macht übt über die in der Finsterniß träumende Seele, mag diese Krone des Lebens dem sich selbst betrügenden Herzen weniger wünschenswerth und beseligend erscheinen. Wenn aber der Kranz der Tage des Lebens entblättert zu unsern Füßen fällt, wenn wir den letzten Tropfen aus dem Becher des zeitlichen Lebens getrunken haben, dann werden wir, wenn wir noch der Gnade dieser Erkenntniß würdig sind, erkennen, daß es keinen höhern Wunsch und keine höhere Bitte gibt für den Menschen, als das Gebet in der heiligen Messe: Verleihe, o Gott, nach der Fülle deiner Erbarmung uns sündigen Menschen, daß wir gewürdigt werden, an der Gemeinschaft deiner Heiligen Theil nehmen zu dürfen, durch Jesum Christum, unsern Herrn und Heiland.

IV.

Text: „Das Wort ist das wahre Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Er war in der Welt, und die Welt ist durch Ihn gemacht, und die Welt erkannte Ihn nicht. Er kam in sein Eigenthum, und die Seinigen nahmen Ihn nicht auf. Allen aber, die Ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden; denen nämlich, die an seinen Namen glauben, die nicht aus dem Blute, nicht aus

dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind.“ (Joh. 1, 9—13.)

Inhalt: Von der dreifachen Geburt und Wiedergeburt des Menschen aus der Natur und aus Gott.

1. Abermals kommt der Evangelist in den ersten Sätzen seiner Einleitung auf das Herabkommen des göttlichen Lichtes zu der Finsterniß der Welt und auf die verschiedenen Offenbarungen desselben zu sprechen, weil gerade in dieser Erkenntniß des Lichtes und seines Einganges in die Menschen der ganze Inhalt des Evangeliums sich kund gibt. „Das Licht leuchtet in die Finsterniß, und die Finsterniß hat es nicht begriffen“ [1], spricht er zuerst, ehe noch von einer bestimmten Offenbarung desselben an die Menschen die Rede ist, und fährt dann diese Offenbarung bestimmter andeutend fort: „Es ist das wahre Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in die Welt kommen. Er war in der Welt, und die Welt erkannte Ihn nicht. Er kam in sein Eigenthum, und die Seinigen nahmen Ihn nicht auf“ [2]. Der Evangelist redet somit von einer dreifachen Herabkunft des Lichtes in die Welt. Das erste Leuchten dieses Lichtes ist das Sichtbarwerden desselben in der Schöpfung. Durch die in der Schöpfung herrschende Weisheit und den in den einzelnen Gestaltungen des Lebens sich offenbarenden Zweck wird allen Menschen, die in die Welt kommen, die ursprüngliche Herrlichkeit des schaffenden und ordnenden Lichtes in der Schöpfung sichtbar [3]. Sie wird aber nur den Menschen sichtbar, nicht

---

[1] Ev. Joh. 1, 9.

[2] Ev. Joh. 1, 9—11.

[3] In der Uebertragung dieses Verses aus dem griechischen Texte sind die Uebersetzer nicht einig. Nach dem griechischen Texte kann man nämlich die Worte: „in die Welt kommen“, auf den Menschen oder auch auf das Licht beziehen. In dem einen Falle ist der Sinn der, daß das Licht, indem es in die Welt kommt, jeden Menschen erleuchtet; im andern Falle ist der Sinn der, daß das Licht den Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt. Jede Uebersetzung hat gute Gründe für sich; die erstere nimmt mehr auf den einzelnen Vers und dessen leichteres Verständniß Rücksicht; die andere entspricht mehr dem Zusammenhange im Ganzen, und läßt dafür eine andere Bedenklichkeit hinsichtlich der Erklärung des einzelnen Verses vorläufig ungelöst. Wenn wir nämlich sagen: das Licht erleuchtet jeden Menschen, der in die Welt kommt, so ist damit mehr auf das Verhältniß des Menschen zu dem schöpferischen Worte, als zu dem Worte der Erlösung Rücksicht genommen, was dem Zusammenhange der ganzen Darstellung, die von der Schöpfung ausgeht, um von dieser auf die Erlösung übergehen zu können, mehr entspricht. Dann aber erscheinen die Worte, „der in die Welt kommt“, als ein leerer Zusatz, da es sich ohnehin von selbst versteht, daß kein anderer Mensch gemeint sein kann,

auch den übrigen Geschöpfen, weil nur den Menschen ein freier Mittelpunkt des eigenen Lebens, ein vernünftiger Wille innewohnt, der durch die Vergleichung alles dessen, was außer ihm ist, mit sich, Bewußtsein hat und Erkenntniß des Unterschiedes der Dinge und einer höhern einheitlichen Ursache des Daseins derselben gewinnen kann. Indem das schaffende Licht den Menschen die Fähigkeit des Unterscheidens und Vergleichens oder der selbstbewußten Erkenntniß verleiht, erleuchtet es alle Menschen, die in die Welt kommen. Alle Menschen ahnen von Natur aus die Macht und Herrlichkeit des Lichtes, ohne dieses Licht als göttliche Macht und Wahrheit zu begreifen. Es wird darum eine weitere Offenbarung des Lichtes nothwendig, die an die Menschen als Zeugen des Lichtes in der Welt in außerordentlicher Weise gerichtet ist; das ist das zweite Leuchten des Lichtes in die Finsterniß. Die dritte Herabkunft des Lichtes ist die der Menschwerdung.

Dieser dreifachen Herabkunft steht eine dreifache Finsterniß gegenüber, die Finsterniß der Natur, welche die Freiheit des göttlichen Lichtes nicht fassen kann, die Finsterniß des menschlichen Gemüthes, welches keine Offenbarung des göttlichen Lichtes empfangen hat, und der Widerspruch derer, die das Licht zum Zeugniß und zu Werkzeugen seiner Offenbarung sich auserkoren, und die dennoch diese Offenbarung nicht erkennen wollen. In Beziehung auf diese Letztern sagt der Evangelist: „Er kam in sein Eigenthum, und die Seinigen nahmen Ihn nicht auf." Alle sind berufen, Zeugniß zu geben für das Licht, und Alle geben auch wirklich, wenn nicht freiwillig und mit Bewußtsein, so doch unfreiwillig durch ihren Widerspruch gegen dasselbe Zeugniß vom Lichte eines höhern Lebens, das in die Natur hereinleuchtend in der menschlichen Seele irgend eine Bewegung des Glaubens oder Unglaubens hervorruft. Nur Wenige aber geben in der That und Wahrheit freiwillig Zeugniß für dasselbe.

2. Wer sind nun diese, die Zeugniß geben vom Lichte? Sind es solche, die durch ihre Geburt einen besondern Beruf dazu haben? die mit andern Neigungen und Gaben geboren werden, als andere Menschen? sind sie ein anderes Geschlecht, als die gewöhnlichen Menschen, denen die Kindschaft Gottes schon angeboren ist? Fast möchte man glauben,

---

als der in die Welt kommt. Dieses Bedenken verliert aber sein Gewicht, wenn wir diesen Zusatz dahin verstehen, daß mit demselben der Grund oder die Natur dieser Erleuchtung bezeichnet werden soll. Das Licht erleuchtet den Menschen schon dadurch, daß er überhaupt mit gewissen natürlichen Anlagen zur Erkenntniß Gottes, an welche dann die besondere Offenbarung Gottes sich richtet, in die Welt kommt.

der Evangelist deute auf einen solchen Vorzug der Geburt hin, wenn er sagt: „denen, die aus Gott geboren sind, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden" [1]. Also gab er den andern diese Macht nicht? So könnte man meinen, wenn der Evangelist nicht beisetzte: „Allen, die an seinen Namen glauben" [2]. Er redet also nicht von einem Vorzug der natürlichen Geburt, sondern von dem Vorzuge, den der Glaube gewährt. Der Glaube führt zur Kindschaft Gottes, nicht die angeborne Kindschaft zum Glauben. Von dem Glauben also, von der Freiheit und dem Willen des Menschen ist seine Auserwählung abhängig. Weder Alle, noch Einige sind durch die natürliche Geburt des göttlichen Wesens theilhaftig. Was auf Erden geboren wird, ist außer Gott geboren, und hat an Gott nur Antheil durch den Glauben. Nur durch den Glauben kann der Mensch sein Leben in Gott versenken, den einen Theil seiner selbst, den Willen in Gott gleichsam eintragen. Was außer Gott ist, kann nicht aus Gott geboren werden, es gehe denn zuvor wieder in Gott ein durch den Willen. Wer nicht durch den Glauben die Wurzel seines geistigen Lebens in Gott einsenkt, kann auch nicht aus Gott neues Leben gewinnen. Die Erneuerung des Lebens im Glauben ist Wiedergeburt.

3. Von dieser Wiedergeburt redet das ganze Evangelium Johannes [3]. Die Lehre von der Wiedergeburt bildet den dogmatischen Grundton desselben. Darum setzt er gleich im Eingange die Hauptpunkte dieser Lehre fest und eröffnet uns den tiefsten Einblick in die Bedeutung derselben dadurch, daß er sie mit der zeitlichen Geburt und den Bedingungen derselben, und zugleich mit der ewigen Geburt des Wortes in Gott zusammenstellt. Alles Verständniß aber geht aus der Erkenntniß des Zusammenhanges der Dinge und ihres Unterschiedes hervor. Dieser Zusammenhang und seine Unterscheidungsarten zeigt uns der Evangelist in dieser Zusammenstellung des an sich so verschiedenen Lebens und durch das bezeichnende Wort „Geburt".

4. Geburt ist jede Lebensmittheilung, aus welcher ein neues und unabhängiges, eigenes Leben hervorgeht. So verschieden aber die Wesen sind, die ihr Leben mittheilen, so verschieden ist die Erzeugung und Geburt des neuen Lebens. Darum können wir nicht bloß von der Erzeugung und Geburt eines irdischen und zeitlichen, sondern zugleich von der Erzeugung und Geburt eines überirdischen, ewigen und göttlichen

[1] Ev. Joh. 1, 12. [2] Ev. Joh. 1, 12. [3] Vgl. XII. XIV, 3 u. 15—20. XVII, 12.

Lebens reden. Nur ist die ewige Erzeugung und Geburt wieder aller natürlichen und zeitlichen Geburt dem ganzen Ursprung und Wesen nach entgegengesetzt. Die Geburt im natürlichen Leben ist durch die Beschränktheit und Abhängigkeit alles dessen, was in die Zeit eintritt, bedingt. Damit das, was in der Zeit lebt, leben könne, muß es von anders woher Leben empfangen. Was da lebt auf Erden, hat das Leben nicht aus sich, und darum auch nicht in sich. Was aber das Leben von anderswoher empfängt, ist doppelter Natur. Das Leben ist in ihm verbunden mit dem, was nicht lebt. Das Entgegengesetzte muß sich einen, um sich wieder zu trennen. Zwischen Einigung und Trennung, Verbindung und Auflösung bewegt sich alles irdische Leben. Geburt und Tod sind die Angelpunkte desselben. Wie in der Erzeugung Entgegengesetztes sich vereinte, muß in der Geburt zuvor Vereintes sich trennen. Die Erzeugung geht aus entgegengesetzten Elementen und ihrer Wechselwirkung hervor. Kein Geschöpf ist das Produkt eines Einzelwesens und Einzellebens. Wie die Erzeugung von Außen kommt und nach Außen wirkt, so ist auch das, was durch sie entsteht, erst an die allmähliche Entfaltung und äußere Nahrung angewiesen. Wie es sich aber von seinem Erzeuger trennt, um für sich zu leben, geht es selbst wieder seinem Tode entgegen. Das Einzelne wird nicht zum Leben, sondern zum Sterben geboren, weil es nur in Feindschaft und Widerspruch mit dem Allgemeinen leben, nur dadurch leben kann, daß es selbst tödtet und zerstört. Indem das Lebendige auf der Erde sich nährt von dem Leben der Erde, zerstört es das Leben Anderer, um das eigene zu erhalten. Es lebt vom Tode, und sich vom Tode nährend nimmt es selbst den Tod in sich auf. Indem es lebt, wird der Tod in ihm lebendig, und es stirbt an dem eigenen Leben. Was auf Erden irdisch geboren wird, ist durch seine Geburt dem Tode geweiht [1].

5. Ganz anders ist die Geburt im ewigen Leben. Auch das göttliche Leben muß ein neues Leben aus sich erzeugen, weil es selbst unendlich und unerschöpflich ist, und wie es eine unendliche Lebensfülle in sich hat, auch stets eine unendliche Lebensfülle in sich gestalten und entfalten muß. Diese Entfaltung des göttlichen Lebens tritt aber nicht aus Gott hinaus. Wie Gott sein Leben aus sich hat, so hat er es auch in sich. Das von Gott erzeugte Leben ist ein anderes und neues der eigenen Lebenskraft und Selbstständigkeit nach, aber es ist und bleibt selbst

---

[1] Vgl. LXIII, 4 u. 14.

unendlich und göttlich, mit dem erzeugenden Leben geeint in ewiger Wesensgleichheit. Die Personen sind verschieden, das Wesen ist das gleiche. Das Erzeugte nimmt das ganze Wesen des Erzeugers in sich auf und gibt es in ewiger Liebe ganz dem Erzeuger zurück. Darum ist im göttlichen Leben kein Gegensatz zwischen Zeugung und Geburt, zwischen Geburt und Leben. Das Leben tritt nicht aus sich hinaus, sondern lebt sich sozusagen nur in sich selbst hinein. Der vom Vater Erzeugte ist „der Eingeborne vom Vater“ [1].

6. Ein schwaches Bild dieser innern göttlichen Lebensentfaltung gibt das innere geistige Leben des Menschen. Wenn der denkende selbstbewußte Geist einen Gedanken oder Entschluß in sich zur Reife bringt, oder eine neue Einsicht in sich erzeugt, so bleibt das also Erzeugte in ihm und ist seines Wesens. Aber der menschliche Geist ist selbst nicht ewig und unbeschränkt. Was er bildet, ist nicht erzeugt, sondern aus der Wechselwirkung mit dem äußern Leben gewonnen. Es kommt ihm nicht von Innen allein, und ist kein von ihm hervorgebrachtes neues Leben, sondern nur eine Vermehrung des eigenen. In Gott aber ist diese Lebensentfaltung frei, und ganz in der eigenen Lebensfülle sich selbst genügend, nicht Erwerb von Außen, sondern Erzeugniß des Innern. Es tritt darum nicht nach Außen, sondern bleibt in Ihm, und ist doch ein neues Leben für sich, ist mit dem Erzeugenden Eins der Natur nach, und doch verschieden und selbstständig für sich, der Person nach. Nur hinsichtlich der Innerlichkeit ist das geistige Leben des Menschen ein Nachbild des göttlichen, nicht hinsichtlich der Ursprünglichkeit; in dieser Hinsicht ist es, wie alles Natürliche, abhängig und unselbstständig, ein Vorbild des zeitlichen Lebens.

7. Das geistige Leben bewegt sich nach dieser doppelten Aehnlichkeit offenbar zwischen zwei Lebenskreisen in einem dritten mittleren, da es mit der Natur der einzelnen Wesen verbunden doch die Fähigkeit in sich trägt, in dem zeitlichen Leben ein unvergängliches zu gewinnen. Der Mensch ist nicht sein eigener Erzeuger, sondern erhält das Leben von Außen, aber er hat in seinem Willen die Macht, es innerlich auch für sich zu besitzen. Was der Mensch von Natur aus an Kräften des Leibes und der Seele empfangen hat, ist nicht sein, so lange er es nicht zum geistigen Besitzthum gemacht hat. Alles Natürliche erhält im Bewußtsein des Menschen eine neue Gestalt und Bestimmung; es dient ihm zum Mittel eines eigenen,

---

[1] Ev. Joh. 1, 14.

neuen, persönlichen Lebenszweckes. Der Mensch kann aus Allem, was ihm widerfährt von Außen, einen innern Besitz erzeugen, indem er das Aeußere in sich aufnimmt und es in einen Theil des eigenen Bewußtseins und Lebens umgestaltet. Bei dieser Erneuerung und innern Wiedergeburt sind beide Seiten seiner Natur betheiligt. Die angeborne Natur gibt den Stoff, der Geist gibt die umgestaltende Kraft. Daraus entsteht nothwendig ein immerwährender Kampf. Der Geist will die Natur, die Natur den Geist überwinden. Jedes will herrschen. Aus diesem Kampfe tritt der Mensch als ein anderer, aber nicht immer als ein höherer und besserer hervor. Ein besserer wird er nur dann, wenn er eine höhere Lebenskraft durch den Glauben in sich aufnimmt, wenn er aus Gott wiedergeboren wird. Ohne die Aufnahme einer höhern Kraft des ewigen Lebens bleibt sein Leben der Finsterniß und dem geistigen Tode verfallen.

8. Von dieser doppelten Geburt spricht der Evangelist, wenn er unterscheidet zwischen denen, die aus dem Blute, oder aus Fleischeslust und des Mannes Willen, und zwischen denen, die aus Gott geboren sind. Zunächst wird jeder Mensch aus Fleisch und Blut geboren. Wenn nun der Wille des Menschen sich einem höhern Willen ergibt und in diesem zu einem Leben der Wahrheit und Liebe wiedergeboren wird, dienen alle natürlichen Anlagen diesem neuen Willen und werden in ihm erneut und wiedergeboren. Das ist die wahre Wiedergeburt. Wenn aber der Wille selbst dem natürlichen Gelüsten, der Selbstsucht und der Eingebung von Fleisch und Blut gehorcht, so wird die natürliche Begierde auch den Willen beherrschen, und das in seiner bloßen Natürlichkeit schuldlose Verlangen und Begehren wird durch den mitwirkenden Willen schlecht und sündhaft. Statt frei zu werden von der Bedürftigkeit der Natur, die zu ihrem Leben der Zerstörung anderer Lebenskräfte bedarf, sinkt der Geist nur immer tiefer in diese Hülflosigkeit hinab. Das Fleisch lebt im Fleische und von ihm; das Blut und die Seele bedarf der Zuneigung, der schmeichlerischen Dienstleistung irgend eines andern Lebens; der Wille kann nur auf Kosten anderer Gleich- oder Höherberechtigter seinen Eigenwillen durchsetzen. Die Erfüllung der Begierde des Einzelnen ist ein directer oder indirecter Angriff auf das Gesammtleben, ist Verletzung der Begierden Anderer und ist zugleich Empörung gegen die innere und äußere Mahnung eines höhern Berufes und Vermögens, ist eigentlich für den zur ewigen Freiheit berufenen Menschen Schande und Sünde zugleich.

9. Die aus dem Blute geboren werden, sind jene, die, statt die

Freiheit in Gott zu suchen, sich ihren natürlichen Anlagen ganz überlassen und nur dem Zuge ihrer natürlichen Neigung gehorchen. Die natürlichen Anlagen liegen im Blute. So sagen wir von einem, der mit vorherrschenden Anlagen zur Musik, zur bildenden Kunst, zu irgend einem Geschäfte geboren ist, es liegt im Blute; von einem, der viel natürlichen Muth, oder auch Leichtsinn, oder Anstelligkeit zu diesem oder jenem besitzt, indem wir auf dessen Abkunft zurücksehen: das liegt bei ihm im Blute. Dasselbe müssen wir anerkennen bei dem unverkennbaren Unterschiede verschiedener Volksstämme und selbst Familien. Wenn die Longobarden das entnervte Römerreich stürzen und die Eroberer sich nicht mit dem verkommenen Geschlechte der Unterworfenen mischen, sondern nur unter einander Ehen schließen wollen, damit das edle und adelige Blut nicht verdorben werde, so haben sie in diesem Sinne und so lange der thatsächliche Unterschied der Stämme besteht, vollkommen recht. Dieser Adel liegt im Blute, weil er in einer noch unverwüsteten Naturkraft eines Heldenvolkes seinen Grund hat.

Wie aber auch immer diese natürliche Anlage beschaffen sein möge, ob sie einen größern männlichen Muth, oder irgend eine andere vorzügliche Beschaffenheit, ob sie Befähigung zur Kunst oder selbst zur Wissenschaft in sich schließt — so wie sie ist, gibt sie kein neues höheres Leben. Die ausgezeichnetsten Werke dieser natürlichen Kraft berechtigen den Einzelnen, der sie ausführt, zu keinem Anspruch auf ewigen Besitz derselben. Sie sind nur geliehene Gaben, die im Einzelnen wirksam werden, dem Einzelnen aber darum noch nicht geistig eigen sind, weil er sie von Natur aus hat. So manches jugendliche Talent ist im Alter völlig geist- und talentlos, mancher berühmte Redner wird im Alter ein leerer Schwätzer, mancher geniale Dichter ein leerer Phantast oder selbst ein lederner Philister. Ja selbst im Augenblicke seiner höchsten Begabung ist vielleicht der ausgezeichnete Musiker und Maler oder sonst bevorzugte Mensch ein schwacher Charakter, eine seelen- und geistlose Figur, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle ohne höhern Gehalt und Inhalt. Das Genie spielt seine Gaben aus und steht zuletzt selbst von den eigenen Gaben verlassen da. Es verarmt, indem es Andere bereichert. Es ist dem brennenden Holze gleich, das Andere erwärmt, während es sich selbst zu Asche verzehrt. Wie manches Genie und Talent geht verloren und trostlos aus der Welt, weil es das ihm Geliehene nicht geistig sich zu eigen gemacht hat! Das Unentschiedene der natürlichen Anlage, das zwischen dem Willen und dem sinnlichen Gefühle in der Mitte bleibt, geht unbenützt

für beide verloren. Vieles und Großes wird aus ihr erzeugt und aus ihr geboren, aber sie selbst wird nicht zu einem neuen Leben wiedergeboren. Mit dem Blute verschwindet die Kraft, mit der Jugend die Frische. Die natürliche Anlage zerfällt in sich; das aus ihr Geborene tritt nach Außen, und in ihr bleibt nichts, als Leerheit und Eitelkeit und ewige Armuth.

10. Die Anlage wird uns eigen durch den Willen, mit dem wir sie gebrauchen. Der Wille unterwirft sich die natürliche Anlage. Aber er ist darum, weil er ein starker Wille ist, noch kein guter. Je größer die Anlage, desto Größeres vermag der Mensch, wenn er diese Begabung mit starkem Willen nach einem selbstgewählten Ziele führt. Die Geschichte bezeugt, was der starke Wille des Mannes vermag. Die Gegenwart gibt uns dafür selbst den sprechendsten Beweis. Aber des Mannes Wille ist nicht Gottes Wille. Was aus diesem Willen hervorgeht, ist noch nicht Wiedergeburt zum höhern, geistigen, göttlichen Leben. Der Eigenwille in seiner Abwendung von dem Gebote Gottes und der göttlichen Liebe ist nur um so verderblicher, je mächtiger er ist. Was aus ihm allein geboren wird, ist erst recht und eigentlich der Sünde und dem Bösen eigen, ist die bewußte und gewollte Widersetzlichkeit gegen das göttliche Leben. Darum aber wäre es nicht besser, gar keinen Willen zu haben und sich in gänzlicher Willenslosigkeit den Umständen gefangen zu geben, denn wie wir durch den Willen der Erneuerung unsers Lebens in Gott uns widersetzen können, können wir doch nur durch den Willen diese die ganze Natur erneuernde göttliche Kraft in uns aufnehmen. Aber womit kann der Mensch sich selbst dieser Anwartschaft auf ein höheres Besitzthum entkleiden, als nur wieder durch eine verkehrte Richtung des Willens? Um den eigenen Willen verläugnen zu können, muß man den Willen haben, ihn verläugnen zu wollen.

11. Wer aber den Willen hingibt dem natürlichen Begehren, ist der Begierde und der Lust des Augenblickes willenlos verfallen. Die Kraft des Willens und Geistes geht unter in der Sinnlichkeit und Willenslosigkeit. Die natürliche Begabung wird der Lust und dem Genusse geopfert, und während der Mensch sich freut, das Leben zu genießen, verschwendet er die Kraft desselben. Auch die Lust ist etwas Neues, was von dem Augenblick geboren, aber von ihm auch wieder verschlungen wird. Im Genusse scheint uns erst die Freude des Lebens und ein Leben der Wonne geboren zu sein. Dem Geiste aber bleibt von dem Genusse nichts, als das Gefühl des Verlustes. Indem der Mensch in sinnlicher

Lust die Frucht der Erde verzehrt, zehrt dieser Genuß an seinem eigenen Leben, und was er verbraucht, das geht an ihm selber ab, denn die Summe des geschaffenen Lebens kann er nicht verzehren. Dem Wesen nach wendet sich sein Hunger nach dem eigenen Inhalte und zehrt diesen auf, um am Ende in unaussprechlicher Armuth des Geistes nach dem verschwendeten Leben vergeblich zurückzublicken. Was aus Fleischeslust in uns hervorgeht, ist mit dem Stempel des Todes gezeichnet. Was aus dem Blute und Manneswille und Fleischeslust geboren ist, ist nicht aus Gott, nicht für die Ewigkeit und ihre Seligkeit geboren.

12. Dieser neuen Geburt oder vielmehr Mißgeburt des Geistes im natürlichen statt göttlichen Leben steht die Wiedergeburt unserer natürlichen Anlagen durch den Glauben gegenüber. Sie ist wie der Glaube selbst eine geistige Erhebung, wie die ewige Geburt des Wortes in Gott ein Erzeugniß des Geistes und Willens in uns selbst. So wie wir im Glauben an das Ewige und Göttliche das Licht eines höhern Lebens erkannt haben, ist der erste Lichtstrahl einer neuen Lebensordnung in uns eingetreten. Das Aufgehen dieses Lichtes ist ein innerer Vorgang, der auf einmal und plötzlich vor sich geht. Wir sehen mit Einem Male, was uns neu und bisher ganz unbekannt gewesen, obgleich es vielleicht gerade vor unsern Augen gelegen. Wir sahen es eben nicht, weil mit dem Glauben das Licht und die Einsicht fehlte, und können, wenn wir es gesehen, nicht begreifen, daß wir es früher nicht gesehen. Dieser Eintritt des Lichtes vollendet aber nicht die innere Wiedergeburt. Gar viele Lichtstrahlen fallen in die Seele, und gehen wieder verloren, weil sie nichts in der Seele befruchten und darum kein neues Leben erzeugen, oder weil das, was sie befruchtet und erzeugt, durch unsere Schuld wieder getödtet wird.

13. Der übernatürliche Keim eines neues Lebens, den wir im Glauben empfangen, muß durch die natürliche Anlage, durch Fleisch und Blut genährt werden, wenn es zur rechten geistigen Wiedergeburt kommen soll. Das Neue beginnt im Geiste, aber es erneuert Alles; zuerst die Anlagen und Neigungen des Geistes, und endlich auch Fleisch und Blut. Unsere Neigungen werden andere dadurch, daß wir um des höhern Lebens willen die natürlichen Begierden von Fleisch und Blut bekämpfen. Auf welchem Wege die Umwandlung vor sich geht, das entscheidet nicht, sondern daß alles Natürliche in jenes geistige Leben und das geistige in göttliche Liebe sich umgestalte. Daß diese Umgestaltung das ganze Leben erfasse, das ist die Aufgabe und der Kampf unsers Lebens.

14. Langsam nähert sich die Erfüllung. Schmerzlich scheint die Wiedergeburt. Aber sie ist allein das Zeugniß der Kindschaft Gottes. Wie die Versuchung dreifach: im Fleische, in der Seele und im Geiste, so muß auch der Kampf ein dreifacher sein. Diesen Kampf schildert uns der Evangelist Matthäus in der Erzählung von der Versuchung Christi. In dieser Erzählung sind alle Arten der Versuchung, die den Menschen zum Bösen reizen, aufgezählt. Unzählig können die Versuchungen sein, in denen das Böse verlockend uns nahe tritt, aber der Art nach sind ihrer nur drei: Versuchungen des Fleisches, der Seele und des Geistes.

15. Die erste Versuchung ist die zum sinnlichen Genuß. Sobald der Mensch unterscheiden kann zwischen sich und der Außenwelt, zwischen dem Wollen und Haben, tritt der Reiz des sinnlichen Behagens und Empfindens hervor, das ferne stehende ewige Leben, welches wir in dem Glauben und durch die Hoffnung zuerst ergreifen müssen, um es in der Liebe besitzen zu können, hinzugeben für den Genuß des Augenblickes, der sicher scheint, weil er unmittelbar mit den Sinnen empfunden wird. So wie aber der Mensch, dem Reize der Sinne gehorchend, diesem Genusse seine Hoffnung und seine Liebe opfert, hat er auf das Ewige freiwillig verzichtet, und das Leben, in wiefern es einen zeitlichen Inhalt haben kann, verläugnet, weil dieser Inhalt kein den Sinnen gegenwärtiger ist. Diese Versuchung kleidet der Evangelist in die Worte ein: „Der Satan trat zu Ihm und sprach: wenn Du der Sohn Gottes bist, so sprich, daß diese Steine Brod werden" [1], d. h. gib dem Verlangen nach, welches die sinnliche Empfindung antreibt, zu essen und zu trinken und auf die Macht des Geistes über die Sinnlichkeit zu vergessen und zu verzichten. Dieser Versuchung der Sinnlichkeit muß der Mensch mit der Kraft eines auf ein höheres Leben gerichteten Willens entgegentreten, welche Christus mit den einfachen Worten ausspricht: „Der Mensch lebt nicht allein vom Brode, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt" [2].

16. Dieser Versuchung der Sinne, die uns stets reizen, statt nach einer geistigen und ewigen Bestimmung zu ringen, an den irdischen Genuß allein uns zu halten, steht dann jene andere gegenüber, welche den Menschen überreden will, sich überall auf göttliche Hülfe zu verlassen, und ohne Anwendung und Ausbildung der eigenen Kräfte durch Wunder göttlicher Allmacht alle Aufgaben des Lebens gelöst haben zu wollen.

---

[1] Matth. 4, 3. [2] Matth. 4, 4.

Dieses scheinbare Gottvertrauen, welches überall Wunder verlangt, und die Seligkeit selbst nicht von der Anwendung und innern Erneuerung des Lebens, sondern von äußerlicher, so zu sagen gewaltthätiger, Wirkung göttlicher Gnade auf den menschlichen Willen erwartet, ist wesentlich Verläugnung Gottes, da es die von Gott dem Menschen verliehenen natürlichen Kräfte nicht anwendet, und von Gott mit Verschmähung der schon erhaltenen Hülfe und Gnade andere, neue außerordentliche Gnade und Hülfe erwartet, die dem trägen Geiste die Mühe ersparen soll, selbst auch mit der göttlichen Gnade mitwirken und die Seligkeit durch eigene werkthätige Liebe erwerben zu müssen. Wo so eine bequeme Seele nicht selbst Hand an's Werk legen mag, da soll Gott seine Engel schicken, um den faulen Knecht „auf den Händen zu tragen, damit er seinen Fuß nicht an einen Stein anstoße" [1]. Statt die Mittel zu erforschen, die zum Ziele führen, statt diese Mittel mit Verstand anzuwenden, stellt das falsche Gottvertrauen den Menschen „auf die Zinne des Tempels", auf die äußerste Höhe der Gefahr, und überredet ihn, sich blindlings in die Tiefe zu stürzen, weil Gott helfen müsse, wo der Mensch nicht helfen könne. Das heißt nicht mehr Gott vertrauen, sondern Gott versuchen.

17. Wunder sind nur äußere Zeichen göttlicher Macht. Sie lassen uns aber nicht immer auch schon innerlich die Nähe Gottes und die Wirkung seiner Liebe erkennen und empfinden [2]. Die wahre Erkenntniß Gottes beruht auf der innern Erneuerung des Lebens, auf dem Wunder der Liebe, das in uns selbst wirksam sich zeigt und weit entfernt ist, äußere Wunder zu fordern. Aber auch die Liebe muß erst die Probe bestehen, ob sie wahr und innerlich in Gott gegründet ist. Wir können nur dasjenige wahrhaft lieben, dessen Werth und Vorzüglichkeit wir innerlich erkannt haben. Daraus erwächst aber dem Menschen die Versuchung, dasjenige, was er kann und erkennt, auch darum für vorzüglich zu halten und es zu lieben, weil es die Frucht seiner geistigen Anstrengung ist. Je reicher Kunst und Wissenschaft das geistige Leben ausschmücken, desto größer ist die Versuchung, die eigene Errungenschaft des Geistes für das eigentliche Ziel und die Vollendung des Lebens selbst zu halten. Der thätige Geist will von dem, was er sich erworben hat, auch Genuß und Ehre haben. Er freut sich seines Besitzes und der eigenen Kraft, die ihm so viel Herrschaft über die Natur und das Leben gewährt, und will nun auch dieses Reich, das er sich erobert, im eigenen

---

[1] Matth. 4, 6. [2] Vgl. XXII, 11—16. XXIII, 2 u. 3. XXIX, 13—16.

Namen beherrschen, nicht Gott, sondern sich selbst die Ehre geben. Auf dieser Höhe stehend „wie auf einem Berge", überschaut der Geist „die Reiche der Welt" und hört die Versicherung des Versuchers, daß „dieses Alles dem gehöre" [1], der es sich anzueignen den Muth habe. Gegen diese letzte Versuchung hilft nur allein die entschiedene Zurückweisung, die in ihr den gottverläugnenden, satanischen Willen erkennend, sich entschließt: „Gott dem Herrn zu dienen und Ihn allein anzubeten" [2].

18. Dieser dreifachen Versuchung in der Erzählung bei Matthäus entspricht die dreifache Bezeichnung des natürlichen Verlangens: der Lust, des Blutes und des Eigenwillens bei Johannes. Nicht die natürliche Geburt und nicht das den natürlichen Kräften entsprechende Verlangen macht uns zu Kindern Gottes, sondern die Wiedergeburt aus dem Glauben und der Liebe. Nur der Glaube gibt uns Macht, Kinder Gottes zu werden. Aber auch nur die Macht, es zu werden. Wir sind noch nicht Kinder Gottes durch den einfachen Act des Glaubens, sondern nur durch jenen Glauben, der uns durch das Leben geleitet, im Kampfe sich erprobt, und alles was irdisch und natürlich ist, umgestaltet. Der menschliche Geist muß umgewandelt werden durch den hl. Geist; die Seele muß erneuert werden im Blute des Sohnes; der Leib aus dem Tode zu neuem Leben erweckt werden durch die Allmacht des Vaters. Denn wie „drei sind im Himmel, die Zeugniß geben: der Vater, das Wort und der hl. Geist, so sind drei, welche Zeugniß geben auf Erden: der Geist, das Wasser und das Blut" [3].

Im irdischen Leben werden göttlicher und natürlicher Beruf, Geist und Leib stets einander durchschneiden und kreuzen. Jeder aber, der zum höhern Leben gelangen will, muß dieses Kreuz auf sich nehmen und Christus nachfolgen. Wie im Kreuze des irdischen Lebens Alles sich verknüpft, so wird alle irdische Gebundenheit gelöst durch das Kreuz. Wo die Liebe an das Kreuz der sich gegenseitig verneinenden Bestrebungen geheftet wird, da wird der Wille durch den Widerspruch der entgegengesetzten Triebe selbst von der Erde erhoben und wird durch sie zum Sieger über Leben und Tod. Das Kreuz Christi ist das Siegel des wahren Lebens, der Schlüssel zum Geheimnisse der göttlichen Vollkommenheit und Herrlichkeit. Wir bezeichnen uns darum mit dem Zeichen des Kreuzes bei Allem, was wir auf Erden beginnen, um die Hoffnung und den Glauben zu bezeichnen, daß es seine Lösung in Gott finde. Wir

---

[1] Matth. 4, 8. [2] Matth. 4, 10. [3] 1 Joh. 5, 7. 8.

beginnen mit dem Kreuze im Namen der Dreieinigkeit, um Alles durch dasselbe in dieser Macht des Dreieinigen zu enden. Beim Antritt jedes neuen Jahres deutet auch das kirchliche Fest der Beschneidung auf diese Durchkreuzung des natürlichen und geistigen Lebens, der verschiedenen Zeiten und Lebenskreise hin, und mahnt dadurch an den Gegensatz des natürlichen und an die Wiedergeburt des geistigen Lebens, ermahnet uns, jeden Lebensabschnitt auf's Neue zu beginnen im Namen Dessen, in dessen Kraft allein das Leben beseligen kann, im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes.

V.

Text: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben gesehen seine Herrlichkeit, als die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit. Aus seiner Fülle haben wir Alle empfangen Gnade über Gnade; denn das Gesetz wurde durch Moses gegeben; Gnade und Wahrheit aber ist uns durch Christus geworden. Gott hat Niemand je gesehen; der eingeborne Sohn Gottes, der im Schooße des Vaters ist, der hat es uns erzählt." (Joh. 1, 14—18.)

Inhalt: Die Herrlichkeit des Sohnes Gottes im Unterschiede von der Herrlichkeit des Vaters als eine Herrlichkeit der Gnade und Wahrheit.

1. Den Juden hatte Isaias der Prophet verkündet: „Erhebe dich, Jerusalem, und lasse dich erleuchten, denn dein Licht ist aufgegangen, der Ruhm des Herrn ist über dich heraufgekommen. Finsterniß verhüllt die Erde, und Nacht bedeckt die Völker, über dir aber leuchtet der Herr, und sein Ruhm wird bei dir gesehen, und die Völker werden in deinem Lichte wandeln, und die Könige in dem Glanze, der von dir entspringt" [1]. Den Heiden aber ist gleichfalls ein Licht vom Himmel erschienen und hat ihnen die Ankunft des neuen Königs verkündet. Einige sahen es und gingen ihm nach, und „fanden das Kind und seine Mutter, und fielen nieder und beteten es an" [2]. Wir aber haben einen näher leuchtenden Stern, einen Boten und Engel der Wahrheit an dem Evangelisten.

---

[1] Isai 60, 1 ff. [2] Matth. 2, 11.

Dieser zeigt uns jenes himmlische Licht in seiner unendlichen Erhabenheit zuerst von ferne, läßt uns zuerst die Göttlichkeit des Sohnes betrachten, um uns dann gleichsam bei der Hand zu nehmen und hinzuführen vor die Krippe zu Bethlehem, um uns dasselbe göttliche Wort in seiner Menschlichkeit zu zeigen, damit wir sehen den Eingebornen vom Vater voll Gnade und Wahrheit, und niederfallen und anbeten Den, welchen Himmel und Erde nicht zu fassen vermögen, und der dennoch „Fleisch geworden ist und unter uns gewohnet hat."

2. Wahrlich, wenn der Herr des Himmels und der Erde selbst zu den Menschen herabsteigt, so ist dieß das Göttlichste und Herrlichste, was geschehen kann, eine That, die nur Gott in unendlicher Liebe vollbringen kann, eine That, über die Himmel und Erde erstaunen, welche Engel und Menschen anbeten müssen. Wer von dem beseligenden Glauben dieser unmittelbaren Gottesnähe durchdrungen ist, wird in anbetender Bewunderung niederfallen und mit gebeugten Knieen das Wort der Menschwerdung aussprechen, wird nie aufhören können, die göttliche Liebe zu bewundern und anzubeten, sie wunderbarer, göttlicher, herrlicher finden, als alle Werke seiner Allmacht, und immer wieder auf's Neue bekennen, daß es nichts Herrlicheres und Göttlicheres gibt, als dieß Geheimniß unausdenkbarer reicher Gottesliebe.

3. Weil es aber das Herrlichste und Göttlichste ist, darum bleibt es dem natürlichen Verstande das Unbegreiflichste und Fremdartigste. Der ungläubige Verstandes- und Sinnesmensch wird es geradezu für etwas Unmögliches und Widersinniges erklären, daß zwei einander völlig ausschließende Naturen mit einander vereinigt werden, die Gottheit selbst in die Unbehülflichkeit des neugebornen Menschenkindes eingeschlossen sein könne. Der Ungläubige wird uns der höchsten Unvernunft beschuldigen, wenn wir glauben, was ihm unmöglich zu sein scheint. Wollen wir uns aber auf das Wort des Evangelisten berufen, so wird man uns entgegnen, daß gerade diese Worte selbst einen unlösbaren Widerspruch in sich einschließen; daß der Evangelist, wenn er zuerst lehrt: „Das Wort ist Fleisch geworden", und dann behauptet: „Wir haben gesehen seine Herrlichkeit", Widersprechendes sage. Wenn es so wäre, wenn Gott Mensch, das Wort Fleisch werden konnte, so könne man jedenfalls nicht sagen: wir haben seine Herrlichkeit gesehen, sondern man müßte dann sagen: Wir haben seine Erniedrigung gesehen.

4. Was können wir dem Ankläger unseres Glaubens auf diesen Einwurf entgegnen? Dem feindseligen Bekämpfer aller Offenbarung,

der nichts hören und sehen will, dem läßt sich freilich nichts erwiedern. Wer das Höhere nicht erkennen will, dessen Verstand kann nicht gezwungen werden, zu sehen, wo er blind sein will. Wem es aber um die Erkenntniß der höchsten Wahrheiten Ernst ist, dem können wir sagen und erklären, daß die Liebe sich unmöglich herrlicher offenbaren konnte, als in der tiefsten äußern Erniedrigung. Wenn Gott erscheint in der Macht und Herrlichkeit, vor der die Welt erzittert, und so zu sagen in's Nichts verschwindet, so ist das allerdings Gottes Herrlichkeit, aber nicht jene, die wir Menschen sehen und bezeugen können, und nicht jene innere Herrlichkeit göttlicher Heiligkeit und Liebe, die durch ihre geistige Würde und Schönheit höher leuchtet, als der von den Sinnen bezeugte, von dem Gemüthe aber unbegriffene Glanz einer Macht, von der wir nur dann wissen können, ob sie eine wirkliche göttliche Macht ist, wenn sie zugleich mit göttlicher Güte und Heiligkeit erfüllt ist. Die höchste Güte und Heiligkeit offenbart sich aber nicht im Glanze äußerer Herrlichkeit, sondern in der überschwänglichen Fülle der Gnade und Liebe. Diese allein können wir als göttliche Herrlichkeit erkennen und anbeten, diese können wir mit dem Geiste erkennen und ihre Offenbarung mit Augen sehen.

Von dem Sehen dieser göttlichen Herrlichkeit aber spricht der Evangelist. Die Herrlichkeit, von der Christus redet, wenn Er betet: „Vater, gib mir die Herrlichkeit wieder, die ich von Anfang bei dir hatte, ehe die Welt war" [1]; diese ist es nicht, die der Evangelist gemeint, sondern die Herrlichkeit Gottes, die wir sehen können.

5. Der Mensch ist ein sinnliches Wesen. Aus der sinnlichen Natur erst erwächst ihm das geistige Leben. Damit der Geist seiner selbst sich bewußt werde, bedarf er des Zeugnisses der Sinne. Darum hat der Mensch eine Begierde, zu sehen. Er kann sich nie genug sehen, weil er durch das Sichtbare zu dem Unsichtbaren sich erheben soll. Allerdings werden nur Kinder an dem Sichtbaren allein Gefallen finden und sich mit dem äußern Glanze begnügen; der Denkende aber wird höheres Zeugniß und höhere Herrlichkeit suchen. Darum aber, weil das äußere Zeugniß allein nicht hinreicht, ist es nicht überflüssig. Es bleibt das Erste, der Anfang alles geistigen Sehens.

6. Wenn aber das Zeugniß der Sinne so wichtig und entscheidend ist, so bedürfen wir ja kein weiteres Zeugniß für die sichtbare Nähe Gottes, als die sichtbare Natur. Die Natur gibt Zeugniß für das

---

[1] Ev. Joh. 17, 5.

Dasein Gottes. Sie ist das einzige allumfassende Zeugniß des sichtbaren Bestandes der Welt, und gibt also auch allein Zeugniß nach Außen für den Bestand eines übersinnlichen Lebens, wenn es ein solches gibt. Allerdings gibt die Welt Zeugniß für das Dasein des sichtbaren Bestandes der Dinge; aber für das Dasein eines höhern, übersinnlichen Lebens gibt sie durch sich selbst kein Zeugniß. Für sich betrachtet, zeigt sie uns einen nothwendigen Zusammenhang von uns fremden äußern Erscheinungen, von denen wir sagen müssen, daß wir ihre Ursache und ihr Ziel nicht kennen, und daß wir nichts weiter von ihnen wissen, als daß sie eben da sind, so gut wie wir selbst. Wir denken vielleicht, in wieferne wir einen gewissen Zusammenhang unter denselben beobachten, an eine allgemeine Ursache derselben. Von welcher Beschaffenheit aber diese Ursache alles dessen, was wir wahrnehmen können, ist, das wissen wir nicht. Nur dieß, daß wir in uns selbst eine gewisse Freiheit und ein persönliches Bewußtsein erkennen und daraus den Schluß ziehen können, daß ein höheres Wesen, wenn wir es uns als göttliche Ursache der Welt denken, nothwendig frei und persönlich sein müsse, weil sich sonst ein Ursprung anderer persönlicher Wesen nicht erklären ließe, bestimmt uns, dem Glauben Gehör zu geben, daß ein persönliches höchstes Wesen über der Welt sein müsse. Wenn wir aber dieß glauben, so müssen wir den Ursprung der Welt für ein Wunder halten, und halten wir ihn nicht dafür, so glauben wir auch nicht an Einen Gott außer und über der Welt. Glauben wir aber nicht an Gott, so thun wir mit diesem Unglauben nicht der Natur Gewalt an, wohl aber uns selbst und unserm eigenen Bewußtsein, das uns mit unerschütterlicher Gewißheit sagt, mit der bloßen nothwendigen Folgenreihe von unfreien Ursachen und Wirkungen sei nicht Alles abgemacht, es müsse ein Wesen geben, das von aller Abhängigkeit frei ist und einen persönlichen und allmächtigen Willen hat, und daß dieses höchste Wesen allein Gott sein könne.

7. Ist aber Gott ein freies persönliches Wesen, so ist Alles, was Er thut, ein Werk seiner Freiheit. Wenn aber Gott die Welt erschaffen hat, so ist die Welt selbst ein Wunder seiner Macht und seines Willens, und der Gott, der dieses Wunder vollbracht hat, kann auch ferner in außerordentlicher Weise auf die Welt einwirken, kann zu jeder Zeit seine Macht und Freiheit durch Wunder bezeugen. Gott muß nicht Wunder wirken, aber Er kann sie wirken, Er kann auf außerordentliche Weise in den Gang der von ihm geschaffenen Welt einwirken, sobald es irgendwie nothwendig oder nützlich ist. Nun wird Er allerdings nicht in die Natur

eingreifen, so lange es sich bloß um den Bestand dieser Natur handelt; denn wäre ein solches außerordentliches Eingreifen nothwendig, so wäre die Schöpfung von Anfang an nicht so, wie sie sein sollte, kein Wunder göttlicher Allmacht, sondern ein mangelhaftes Werk, das gleichsam wie ein schlechtes Uhrwerk von Zeit zu Zeit einiger Nachhülfe und Reparatur bedürfte. Ein solches Eingreifen kann nur eintreten, wenn Gott eine außerordentliche Offenbarung an frei geschaffene Wesen ertheilen will.

8. Eine solche Offenbarung muß das Zeugniß besonderer göttlicher Wunderwerke für sich haben, wenn wir die Göttlichkeit und Freiheit zugleich erkennen sollen. Nur durch solche Zeichen erkennen wir zunächst, daß nicht die Natur, sondern ein übernatürliches Wort sich offenbart. In diesem Sinne konnte der Evangelist von sich und den übrigen Aposteln sagen: „Wir haben gesehen die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater", denn die Apostel des Herrn waren ja auch die Zeugen der Wunder und Thaten, womit Christus die Wahrheit seiner Offenbarung beglaubigte.

Aber auch von dieser Herrlichkeit spricht der Evangelist nicht. Die Wunder, die Christus auf Erden gewirkt zum Zeugniß der Wahrheit seiner Worte, werden von Ihm selbst immer auf den Vater zurückgeführt. „Der Vater ist es, der Zeugniß gibt" [1]. In wiefern sich also in den Wundern Christi göttliche Herrlichkeit geoffenbart hat, hat sich die Herrlichkeit des Vaters geoffenbart, nicht die des Sohnes. Der Evangelist aber redet ausdrücklich von der Herrlichkeit „des Eingebornen vom Vater". Zwar wird auch des Sohnes Herrlichkeit offenbar dadurch, daß der Vater Zeugniß gibt für den Sohn.

9. Die Herrlichkeit des Sohnes ist aber doch wieder eine andere, als die des Zeugniß gebenden Vaters. Der Sohn gibt Zeugniß auch für sich selbst, denn sonst sind es nicht zwei Zeugen der Wahrheit. Der Sohn hat eine Herrlichkeit auch für sich, sonst wäre er ja dem Vater nicht gleich, wenn der Vater seine eigene Macht und Herrlichkeit hätte und offenbarte, und der Sohn nicht.

Welches ist nun die eigene Herrlichkeit des Sohnes? Das sagt der Evangelist, indem er zu den Worten: „die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater", die nähere Bestimmung hinzufügt: „voll Gnade und Wahrheit", und gleich darnach weiter erklärt: „Aus seiner Fülle haben wir empfangen Gnade über Gnade." Das ist die Herrlichkeit des Sohnes, daß Er Gnade spendet über Gnade. Während der Vater die Fülle des

---

[1] Ev. Joh. 5, 31. 32. [2] Ev. Joh. 3, 16.

Seins verleiht, gibt der Sohn die Fülle der Gnade und der Liebe. Zwar auch der Vater ist die Liebe. Von Ihm steht geschrieben: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen eingebornen Sohn für sie hingegeben.“ Aber des Vaters Liebe ist im Sohne und wird offenbar durch den Sohn. Der Sohn ist der Vertheiler dieser göttlichen Liebe.

10. Des Sohnes Herrlichkeit ist es, im Vater zu sein, und ewig in Ihm und mit Ihm Eins zu bleiben, und zugleich vom Vater aus- und in die Schöpfung eingehen zu können, die Schöpfung mit Gott zu vereinigen und sie mit göttlicher Liebe zu durchdringen. Der in Gott geborne Sohn Gottes konnte auch in der Welt wiedergeboren werden. Nicht der Vater, nicht der Geist, nur der Sohn gibt sich der Welt liebend so hin, daß Er in ihr wiedergeboren wird.

Das ist des Menschen wahre Gottähnlichkeit, daß er aus Gott wiedergeboren werden kann. Das Zeichen der Wiedergeburt hat der Mensch mit dem Sohne Gottes gemein. Der Mensch kann aus Gott, der Sohn Gottes in der menschlichen Natur wiedergeboren werden, ohne daß durch die Wiedergeburt das erste Geburtsrecht verloren geht. Darum ist der Mensch das treueste Abbild des Sohnes, die menschliche Natur ist im Sohne Gottes vorgebildet von Ewigkeit. Der Sohn Gottes ist das ewige, unerschaffene, gotterzeugte Urbild der Menschheit, ist Christus, der Erlöser der erdgebornen menschlichen Natur von Ewigkeit. Der Mensch aber ist der letzte Zielpunkt der göttlichen Liebe. Im Menschen ist Geist und Natur auf's Engste verbunden. Er ist der letzte Punkt der Schöpfung, in welchem die Materie mit dem Geiste verbunden der Vergeistigung und Wiedergeburt in Gott fähig geworden ist. Darum wollte die Liebe in ihrer göttlichen Persönlichkeit im Sohne wiedergeboren werden im Menschengeschlechte, damit im Menschen die Natur mit dem Heilande der Welt und in Christus der Mensch mit Gott geeinigt und ewig verbunden werde.

11. Der Mensch ist durch den Sohn Gottes zum Retter und Christus der Natur bestimmt und auserwählt. Aber nur in der Einheit mit Christus ist er der Priester der Erde. Das Schicksal der Welt ist an das des Menschen geknüpft. Selbst das Schicksal der Engel sollte durch die Hinweisung auf den Menschen und den aus der menschlichen Natur gebornen Christus entschieden werden. Nur diejenigen Engel, welche dem Menschen in Christus dienen wollten, hatten Gottes Liebe und Herrlichkeit erkannt, und in dieser die Gnade und Wahrheit des Eingebornen vom Vater. Die den Gesalbten des Herrn nicht in dieser niedern Gestalt erkennen

und anbeten wollten, wurden ausgeschlossen von der Gnade und Wahrheit, von dem Anblicke der Herrlichkeit des Sohnes und damit auch des Vaters. Denn die Herrlichkeit Gottes wird nur erkannt in dem Sohne und durch den Sohn. Alles, was wir von Gott erkennen außer Christus, ist nicht die Fülle des Göttlichen, ist nicht die reine göttliche Herrlichkeit, ist nicht Wahrheit und nicht Gnade. Durch den Sohn fließt die Fülle des göttlichen Lebens und der göttlichen Liebe über in die Schöpfung. Die Schöpfung ist nur um dieser Liebe willen. Im Menschen aber hat sich die höchste Fülle dieser Gnade geoffenbart. Darum sagt der Evangelist: „Aus seiner — des Sohnes — Fülle haben wir Alle empfangen Gnade über Gnade."

12. Die erste Gabe dieser Gnade nun ist das Leben selbst, und dieses Leben ist im Menschen zur reichsten Fülle entfaltet. Unermeßlich quillt das Leben aus der innern Tiefe der Seele, je nach dem Maße, mit dem die Freiheit aus jener Tiefe schöpft. Immer neu und frisch quellen die Wasser aus dieser Tiefe, so lange der Wille aus ihnen Leben, Erkenntniß und Thaten zu schöpfen begehrt, und gibt Zeugniß dafür, daß aus dem zeitlichen Leben und seiner Tiefe ein noch reicheres ewiges Leben hervorgehen soll. Selbst das Leben der Engel ist nicht mit so reicher Fülle gesegnet, als das der Menschen. Eine Reihe von Empfindungen und Erfahrungen, die in der unmittelbarsten Verbindung des Geistes mit der Materie ruht, ist den Engeln nicht in gleichem Maße zugänglich. Wie die tiefste göttliche Offenbarung nur den Menschen in unerschöpflich reicher Fülle von Gott zugewendet wurde, so haben sie auch den reichsten Segen göttlicher Erbarmung erhalten. Das ist die Fülle der Gnade, ist Gnade über Gnade.

13. Zum Leben kommt dann die Offenbarung des göttlichen Gebotes, zur Offenbarung die Erlösung als Vollendung aller Gnaden hinzu. Sie ist die höchste Vollendung der göttlichen Gnade in der tiefsten Offenbarung, die höchste Herrlichkeit in der tiefsten Erniedrigung. Eine solche Offenbarung kann nur Gott in der Fülle seiner Gnade geben. Mehr Reichthum und Erhabenheit göttlicher Liebe ist in dieser Liebesoffenbarung, als in aller Offenbarung göttlicher Macht. Wer diesen Reichthum der Liebe nicht erkennt, der hat das Göttlichste nicht erkannt. In dieser Offenbarung der göttlichen Liebe ist alles Leben erst Gnade und Wahrheit geworden, wie der Evangelist sagt: „Das Gesetz ist uns durch Moses gegeben, Gnade und Wahrheit ist uns aber durch Christus zu Theil geworden" [1].

---

[1] Ev. Joh. 1, 17.

14. Das Gesetz wird zur Wahrheit, wenn die Erfüllung hinzukommt. Die Erfüllung des Gesetzes aber ist in Christus. Das Gesetz ist Wahrheit, wenn der Gesetzgeber es durch die That bestätigt. Die Erfüllung des Gesetzes aber zeigte uns Christus. Aber auch Gnade ist das Gesetz nur in Christus. Ohne die Liebe ist das Gesetz eine Last, in der Liebe aber eine Kraft. Im Gesetze, wie es durch Moses gegeben war, konnte der Mensch eine Beschränkung seiner natürlichen Freiheit erblicken, und die Hand, die ihm das Gesetz gab, konnte ihm noch als drückendes Joch erscheinen; in Christus aber ist dieses Gesetz selbst die befreiende Liebe geworden, in der wir die Hand erkennen, die, indem sie die verkehrte Natur niederdrückt, die Freiheit und Liebe um so höher erhebt.

15. Wie mit dem Gebote, so ist es auch mit der Natur selbst, für die das Gebot gegeben ist. Das Leben hat seine Wahrheit in seinem Ursprunge und Ziele. Wer das wahre Ziel des Lebens nicht erkennt, für den hat das Leben überhaupt keinen Werth, keinen Inhalt, keine Wahrheit. Ein Leben, dem zwar Bewußtsein innewohnt, und das doch nicht weiß, woher und wohin, ist ein Leben ohne bleibenden Inhalt und ohne innere Wahrheit. Ist aber mit Christus erst das Leben eine Wahrheit geworden, so auch Alles, was mit dem Leben zusammenhängt. Keine Wahrheit besteht ohne die höchste im Glauben an Christus. Darin erst kommt alles Denken und Dichten zu einem bleibenden, höchsten Inhalt, wird mehr als bloß Schein und Träumerei, wird Wahrheit und mit der Wahrheit auch Grund der Seligkeit. Je mehr ein persönlich freies Leben sich seines Daseins bewußt wird, um so trauriger und unseliger müßte es sein ohne den Glauben und die Hoffnung auf eine höhere Erfüllung seiner Sehnsucht und seines Wartens auf eine unbekannte Zukunft. Nur wenn das zeitliche Leben Bürgschaft für ein ewiges Leben ist, dann ist es auch ein Glück und ein Geschenk göttlicher Liebe und Gnade.

16. Daß aber Alles, was uns im Leben und mit dem Leben gegeben wird, daß das Leben selbst ein Geschenk göttlicher Gnade, ein Unterpfand göttlicher Liebe ist, das konnte nur derjenige verkünden, der von Ewigkeit bei Gott war. „Gott aber", sagt der Evangelist, „hat Niemand je gesehen, als der Sohn, der im Schooße des Vaters ist, der hat es uns erzählt" [1].

Die Erzählung des Sohnes Gottes wird aber in uns Wahrheit und

---

[1] Ev. Joh. 1, 18.

Gnade, wenn wir wiedergeboren werden aus Ihm. Damit wir aber aus Gott wiedergeboren werden können, müssen wir erst an sein Wort glauben und die Wahrheit dieses Glaubens im Leben erproben. Nur wer die Wahrheit der göttlichen Offenbarung erkannt hat, kann auch ihre Gnade erfahren, und nur wer diese Gnade empfindet, wird ihre Wahrheit lebendig erkennen.

Das Reich Christi aber ist ein Reich der Wahrheit und Gnade. In Gnade und Wahrheit offenbart Er uns seine Herrlichkeit. Wer in Wahrheit erkennt, daß Gnade und Liebe in unaussprechlicher Fülle sich in Christus geoffenbart, der hat die Herrlichkeit des Herrn gesehen, als „die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit."

VI.

Text: „Dieß aber ist das Zeugniß Johannis, als die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an ihn sandten, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und läugnete nicht, sondern bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Wer bist du denn? bist du Elias? Er sagte: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein. Da sprachen sie: Wer bist du also? wir müssen ja doch Antwort geben denen, die uns gesandt haben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste, bereite den Weg des Herrn, wie Isaias der Prophet spricht." (Joh. 1, 19—23.)

Inhalt: Die Erkenntniß unserer selbst beruht auf der Erkenntniß der Gegensätze des Lebens und ihrer höhern Einheit.

1. Der Evangelist Johannes liebt es, durch den raschen Wechsel der Scenen die Aufmerksamkeit zu fesseln, und durch hart neben einander gestellte Gegensätze das Nachdenken zu wecken. Auch in dem plötzlich angefangenen Berichte von dem Zeugnisse Johannes des Täufers ist er dieser Weise der Darstellung treu geblieben. Von dem Reiche der Ewigkeit, auf das er zuerst unsere Aufmerksamkeit gelenkt hat, um aus dem ewigen Grunde alles Lebens die Wahrheit der zeitlichen Erscheinungen

zu erklären, versetzt er uns nun unmittelbar in's Gedränge des bewegtesten Lebens der Zeit. Er übergeht die Jugendgeschichte des Heilandes, weil ihm diese für den Beweis der göttlichen Sendung Jesu weniger wichtig erscheint. Seine Erzählung beginnt mit dem öffentlichen Auftreten des Heilandes, bei dem ersten feierlichen öffentlichen Zeugniß des Täufers Johannes. Er führt uns an die belebten Ufer des Jordans, zur Zeit, als Johannes bereits mit mächtigen Worten das Volk in Aufregung versetzt hat.

2. Die außerordentliche Erscheinung des Johannes, sein Auftreten in der Wüste, seine Bußpredigten und die damit verbundene Taufe hatten die Erwartungen des Volkes bereits auf's Höchste gesteigert. Jetzt finden es auch die Schriftgelehrten und Pharisäer an der Zeit, sich der Sache anzunehmen. Sie senden an ihn, um ihn auszuforschen. Läßt er sich für die herrschende Partei gewinnen, so ist er ein Zuwachs ihrer Macht, ein Werkzeug in ihren Händen. Noch waren die diplomatischen Noten und Broschüren nicht erfunden, aber die diplomatische Kunst haben die Pharisäer gleichfalls verstanden und geübt. Noch sind sie ihrer Sache nicht gewiß; weder die Gesinnung des Johannes, noch den Erfolg können sie wissen. Darum die vorsichtige Frage: „Wer bist du?" Johannes sollte merken, daß eine solche Gesandtschaft nicht umsonst da sei, daß sie etwas hinter ihm, und darum auch etwas von ihm suchten, aber doch sollte Niemand sagen können, sie selbst hätten die Meinung gehabt, Johannes sei der erwartete Messias. War er es, so würde er, hofften sie, es auf ihre Aufforderung hin schon sagen; war er es nicht, so durften sie ihm nicht entgegenkommen. Je nachdem der Erfolg sich zeigte, konnten sie ihre Frage und die Absicht derselben deuten, wie sie wollten.

3. Das ist der Weg der Selbstsucht und Arglist gewesen von jeher. Dieser List begegnet Johannes, der sie durchschaut, mit der bestimmten Antwort: „Ich bin nicht Christus." Die Wahrheit ist der sicherste Schild gegen alle Arglist; denn sie allein hat einen bleibenden Grund, wurzelt im ewigen Leben und wird darum durch keine List zu Schanden gemacht, sondern nur in ihrem innern Leben befestigt, wie die Eiche durch den Sturm. Die Lüge ist die Politik der Zeit, die Wahrheit die Politik der Ewigkeit. Aber nur die ganze, volle, ungeschmückte Wahrheit allein ist ihres Erfolges gewiß. Vertuschen, Bemänteln, Entschuldigen hilft zu nichts. Den klugen Widersacher und Feind täuschen wir nicht mit unserer List, und wenn wir ihn täuschen, so haben wir jedenfalls uns selbst noch ärger betrogen. Wir haben vielleicht einen augenblicklichen Gewinn er-

zielt, aber die Wahrheit und Wahrhaftigkeit eingebüßt, und das ewige Besitzthum, das nur die Wahrheit gewinnt, verloren.

4. Darum betont der Evangelist die Antwort des Täufers so sehr: „Er bekannte und läugnete nicht, sondern bekannte.“ Das ist keine leere Wiederholung, sondern eine beabsichtigte Steigerung des Nachdruckes, den der Evangelist auf die Antwort des Täufers gelegt wissen will. Diese dreifache Steigerung weist auf die drei Stufen aller Wahrheit hin. Alle Wahrheit beruht zuerst auf der Wahrheitsliebe, die die Wahrheit sagen will, dann auf der verständigen Unterscheidung der Wahrheit vom Irrthum, auf jener Erkenntniß des Inhaltes und Wesens, die die Wahrheit sagen kann, und auf der aus dieser Einsicht und Liebe zur Wahrheit hervorgehenden höhern Ueberzeugung, die den ewigen Grund aller Wahrheit erkennt, und unter dem Widerstreite der Meinungen und den veränderten Gesichtspunkten der Zeit stets an dem bleibenden und ewigen Bestande derselben festhält.

5. Ist es aber so, so können wir uns auch nicht wundern, daß die Wahrheit so selten gefunden wird auf Erden. Fehlt es doch meistens schon an dem ersten nothwendigen Grunde derselben, an der Wahrheitsliebe. Schon die Rücksicht auf äußere Verhältnisse und Vortheile ist für Viele ein hinreichend starker Beweggrund auf die ernste Frage des Lebens: wer bist du? eine mit der strengen Wahrheit unverträgliche Antwort zu geben. Um Amt und Brod zu gewinnen, Ehren und Würden zu erringen, die Gunst des Publikums, den Beifall Anderer zu erwerben, will Jeder mehr und besser scheinen, als er ist, schreibt und traut Jeder sich Kenntnisse und Fähigkeiten zu, die er in Wirklichkeit nicht besitzt.

Lügt aber der Mensch einmal um des Gewinnes willen, so lügt er sicher zweimal seiner Eitelkeit zu Gefallen. Zuerst schämt sich die Eitelkeit, die eigene Schwäche vor Andern einzugestehen. Sie fragt nicht, wo sie etwas nicht versteht, aus Furcht, für unwissend gehalten zu werden, sagt „ja“ zu dem, was sie nicht versteht, um den Schein zu behalten, die Sache begriffen zu haben. Diese Beschämung aber wird dem eitlen Sinne bald lästig werden, und um diese Last von uns abzuwälzen, werden wir, statt unsere Unwissenheit und Schwäche uns selbst zu gestehen, zuerst uns selbst entschuldigen, und damit dieß mehr Schein gewinnt, Andere beschuldigen. So entsteht ein der Eitelkeit überaus angenehmer Zustand des Wohlgefallens an uns selbst und der ruhigen Sicherheit, der natürlich den Haß gegen alle jene Unberufenen zur Folge hat, die

kühn genug sind, uns die Wahrheit zu sagen, und uns durch ihre unzarte Wahrhaftigkeit in dieser angenehmen Sicherheit zu stören.

6. Wenn aber einmal der Haß gegen die Wahrheit im Herzen sich eingewohnt hat, so wird der Geist der Lüge unbeschränkter Herrscher in uns. Zwar so weit kommt es nicht gleich. Irgend ein Funken von Aufrichtigkeit, von unbewachter Regung des Gewissens bleibt wohl in uns zurück. Daraus aber, daß wir nicht in allen Dingen die Lüge lieben und die Wahrheit hassen, sondern in manchen Punkten wirklich einen gewissen Eifer entfalten, die Wahrheit zu finden, folgt nicht, daß wir die Wahrheit selbst recht und vollkommen lieben, und auch da lieben, wo sie unsere Eitelkeit verletzt; noch weniger aber können wir durch diese vermeintliche Wahrheitsliebe die Neigung zur Beschönigung unserer selbst und zur Beschuldigung Anderer entschuldigen. Diese Entschuldigung ist schon das Zugeständniß, daß die Lüge Macht hat über unser Herz. Daraus, daß wir nicht den tiefsten Abgrund der Lüge erreicht haben, folgt nicht, daß unserm Herzen die Neigung zur Lüge fehlt. Wer aber auf diesem glatten und abschüssigen Wege wandelt, der lügt, wenn er sagt: mit mir hat es keine Gefahr. Wenn die Abweichung von der Wahrheit auch Anfangs nur eine ganz geringe ist, mit dem weitern Fortschritte auf der eingeschlagenen Bahn wird der Zwischenraum immer größer, bis wir zuletzt keine Spur mehr von der verlassenen Wahrheit sehen.

7. So gering auch die erste Hinneigung zum Scheine und zur Selbsttäuschung sein mag, zuletzt endet sie doch damit, daß wir auf die Frage des Lebens: wer bist du? gerade die entgegengesetzte Antwort von der des Johannes geben. Statt, wie er, zu bekennen: „ich bin nicht Christus" sagen oder glauben wir wenigstens von uns selbst das Gegentheil, und bejahen, was Johannes so entschieden verneint. Daß aber Jemand von sich selber sage: ich bin der Prophet oder ich bin Christus, scheint fast unmöglich, und ist in der That und Wahrheit doch nicht anders. Allerdings werden wir uns wundern und sagen: fällt es doch keinem Menschen ein, mich zu fragen: bist du Christus, bist du Elias oder der Prophet? und würde es Jemand einfallen, wie könnte es mir einfallen, zu sagen: ich bin Christus, oder Elias, oder der Prophet? Und doch stellt uns das Leben immer und überall die Frage, ob wir uns selbst genügen oder nicht, ob wir auf uns und unsere Kräfte bauen oder nicht, ob wir einen höhern Helfer erwarten und erkennen, oder auf unsern eigenen Verstand, auf unsere eigenen Thaten und Werke uns verlassen. Wenn wir aber auf uns selbst vertrauen, was thun wir

anders, als daß wir an die Stelle des Heilandes der Welt uns selber setzen, daß Jeder sein eigener Helfer, Erlöser und Christus sein will? Freilich läugnen wir mit Worten, was wir durch die That bekennen; aber ist darum unsere Lüge keine Lüge mehr, weil wir sie durch eine neue verbergen und läugnen wollen?

8. Wenn wir uns umsehen in der Welt, und fragen, wo diejenigen sind, die sich nicht im Herzen für ein Stück von einem Propheten halten, so werden wir sie nicht finden. Was immer in der Welt sich ereignen mag, Jeder will es gleich gedacht, gleich gewußt und vorausgesagt haben. So sagt zwar Keiner, ich bin ein Prophet, aber Jeder thut, als wäre er wenigstens ein Stück von einem Propheten.

Wie aber Jeder Alles besser und am besten w i s s e n will, so will auch Jeder Alles am besten k ö n n e n. Im Kleinen wie im Großen wollen wir die Meister spielen. Keinen Knoten können wir den Andern aufnesteln sehen, ohne daß es uns an den Fingern krabbelt, ihm zu helfen, nicht aus Sorge, sondern aus Eitelkeit, weil das Gefühl sich geltend macht, daß wir es eben besser machen würden. Was Andern unmöglich ist, scheint uns Leichtes, sobald wir nur uns selbst als die Leiter des Ganzen denken. Wir sind eben immer kleine Wunderthäter in unsern eigenen Augen. Jeder dünkt sich in seinem Herzen so eine Art Elias, und der feurige Wagen, mit dem Jeder seine eigenen Werke zum Himmel fahren sieht, fehlt in der eigenen Einbildung Keinem. Nur Wort haben wollen wir es nicht, wenn wir darum befragt werden. Aber auch diese natürliche Scham, die den Eitlen von Anfang noch abhält, seine Eitelkeit auch vor Andern zur Schau zu tragen, verschwindet nach und nach, und deren sind nicht wenige, die es bereits so weit gebracht haben, daß sie keinen Menschen an sich vorbeigehen lassen können, ohne die Lust zu empfinden, ihn aufzuhalten und ihm zu sagen, was sie für Wunderthäter und Musterbilder sind. Wie weit fehlt es da noch, daß der eitle Mensch sich im Herzen nicht auch für eine Art Weltheiland halte?

9. Der Einfältigste und Dümmste hält sich wenigstens noch für eines der interessantesten Glieder der ganzen Menschheit. Je unvernünftiger die Menschen sind, desto lieber reden sie von sich und ihren eigenen Angelegenheiten und Meinungen, weil sie sich und ihre Meinungen für höchst wichtig und interessant halten, weil sie in ihrer eigenen Meinung würdig sind, der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit aller Menschen zu sein.

Selbst das Gebet der meisten Menschen ist nicht viel mehr, als eine vor Gott ausgesprochene Selbstüberschätzung. Gott selbst scheint so vielen Betenden nur da zu sein, um den Wünschen und Anschauungen der Betenden zu dienen. Während wir uns betend an Gottes Hülfe wenden, regt sich im thörichten Herzen die Einbildung, Gott müsse eben helfen, auf die Weise helfen, wie wir es wünschen und wollen. Sollte auch die ganze Welt darüber zu Grunde gehen, das kümmert uns nicht, wenn nur uns geholfen wäre. Heißt das nicht in tiefster Noth noch Gott verläugnen und sich selbst zum Meister des göttlichen Willens setzen? Was verlangt der Mensch anders, als der Mittelpunkt des Weltalls, das alleinige Schooßkind des Schöpfers, der Gesalbte und Auserwählte Gottes zu sein?

So schwätzt nicht nur der Mund, so betet selbst das thörichte Herz, ohne zu bedenken, was es eigentlich in seinem Gebete verlangt. Wir reden und handeln thöricht aus natürlicher Eitelkeit und Verkehrtheit des Herzens, das stets nur von sich redet und weiß, und ganz in der Empfindung seiner zufälligen Stimmung versinkt, und überlassen uns dieser Empfindung, weil wir nicht weiter denken mögen. Wenn wir aber über unsere eigene Empfindung uns Rechenschaft geben wollen, wenn wir Alles, was wir wollen, recht überlegen und bedenken, und recht vorsichtig und klug zu Werke gehen, so rettet uns der Verstand allein noch immer nicht vor dem tiefen Mißverständnisse über uns selbst. Ist es doch, als ob den Meisten der Verstand nur darum gegeben wäre, um Alles besser wissen zu wollen. Sie wissen über alle Ereignisse des Lebens sich tadelnd zu äußern, selbst die Schöpfung ist in ihren Augen mangelhaft genug, und sie beklagen nicht, daß es ihnen an Verstand und Weisheit fehlt, Alles richtig einzusehen, sondern nur, daß sie nicht die Macht haben, Alles nach ihrem Sinne zu ordnen. Nur auf ein paar Stunden, meint Mancher, möchte ich Herrgott sein, um Alles wieder in's rechte Geleise zu bringen.

Nur einen Augenblick, wenn wir uns dabei aufhalten, diese Kühnheit des eitlen Menschensinnes näher zu betrachten, so müssen wir den Abgrund von Uebermuth und Verkehrtheit sehen, der in diesem Wunsche sich aufthut. Und doch ist dieser Wunsch Jedem nahe, und kaum Einer ist, der nicht in irgend einer Weise Aehnliches gefühlt und gedacht hätte. So neigt sich die verdorbene Natur des Menschen zum Uebermuthe, zur gänzlichen Mißkennung ihrer Unwissenheit und Verkehrtheit.

10. Wie weit sind wir in dieser Neigung zur Selbsttäuschung und

Mißkennung unserer gänzlichen natürlichen Hülflosigkeit von dem Bekenntnisse des Täufers entfernt, der mit dem Worte seines Bekenntnisses: „Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste," den allgemeinen Zustand des menschlichen Herzens auf's Getreueste geschildert, und in der Antwort, die für seine Bestimmung insbesondere gilt, zugleich die Frage: wer bist du? für alle Menschen beantwortet hat. Die Stimme der tiefsten Sehnsucht des Herzens nach Wahrheit und Seligkeit auf Erden ist die Stimme eines Rufenden in der Wüste. Nicht die Welt gibt uns Antwort auf diesen Ruf, nicht unsere übrigen Umgebungen können der Seele antworten auf ihren Schmerzensruf nach Wahrheit. Wo wir hinsehen in uns und außer uns, ist alles leer, öde, wüste. So lange unser Herz nicht den Einen findet, in dem allein alle Wahrheit ist, wird seine Stimme verhallen wie die Stimme eines Rufenden in der Wüste.

11. Wenn uns aber ein jeder Blick in diese Wüste in uns und um uns von der Hülflosigkeit unseres eigenen Zustandes überzeugen kann, was sollen wir beim Anblick dieser trostlosen Lage beginnen? müssen wir nicht verzagen, wenn wir in diesen Abgrund der Verdorbenheit unserer Natur hinabsehen? und ist es nicht besser, diesen Abgrund mit dem glänzenden Schmucke des täuschenden Scheines zu umkleiden, als in die Tiefe zu stürzen und in ihr unterzugehen? Wohl wäre das Letztere besser, wenn keine Wahrheit und kein Helfer wäre für die Sehnsucht des Herzens, wenn nicht in der Tiefe selbst das Herz erst Grund und einen festen Punkt finden würde. So aber ist die Erkenntniß unserer natürlichen Hülflosigkeit selbst schon der erste Schritt zur Wahrheit. Haben wir diese erkannt, so werden wir bald den rechten Weg zur Wahrheit finden. Der Irrthum selbst weist uns dann auf die rechten Pfade.

12. Wo die Fähigkeit ist, die Wahrheit zu verkehren, da ist auch die Fähigkeit, die Wahrheit zu hören. Wo die Macht des Widerspruches so lebendig ist, da ist auch die Macht, dem Geiste des Widerspruches in uns zu widersprechen, und den Widerspruch zum Anhaltspunkt für alle Wahrheit in uns zu machen. Der Widerspruch ist recht zur rechten Zeit und am rechten Orte. Wenn wir der eigenen lügenhaften Natur und den bösen Neigungen des Herzens widersprechen, werden wir durch diesen Widerspruch selbst zur Wahrheit geleitet. Was die eigene natürliche Fähigkeit der Unterscheidung von Gut und Böse, von Wahr und Unwahr verlangt als nothwendige Bedingung aller Erkenntniß, daß

wir nämlich auch das Gegentheil von dem hören, wozu unser Herz von Natur aus geneigt ist, das fordert auch die Natur der Dinge.

Jedes Ding hat zwei Seiten. Wer nur Eine kennt, kennt die Sache nicht. Nichts auf Erden ist so schlecht, was nicht eine gute Seite hätte, und nichts so gut, was nicht der Vervollkommnung fähig wäre. Was für eine Seite sich uns nun darbietet, davon müssen wir auch die andere aufsuchen, wenn wir die Wahrheit erkennen wollen. Wenn wir die natürliche Seite der Welt kennen, so müssen wir auch die übernatürliche Seite zu erfassen suchen. Die Religion selbst hat ihre zwei Seiten, die göttliche und die menschliche, und keine ist ohne die andere vollständige Wahrheit.

Es bilden sich darum manche Meinungen und Ueberzeugungen auf ganz natürliche Weise durch den Widerspruch. Wir lernen den Staat, die Kirche, die Wissenschaft, die Kunst, irgend etwas von einer Seite kennen, und machen uns davon zu eigen, was unserer nächsten Empfindung oder Begriffsfähigkeit zusagt. Dabei bleibt Manches übrig, was wir noch nicht verstehen, oder was uns nicht behagt. Jetzt treibt uns der Geist des Widerspruches auf die andere Seite. Wir heben alles das hervor, was unserer Meinung und unserm Widerspruche Gewicht und Nachdruck gibt, und kommen so zu einer gewissen Ansicht von einer Sache, die wir nicht so fast aus der Natur der Sache genommen, als vielmehr nach unserm Wunsche, wie die Sache sein soll, zugeschnitten haben. Sind wir aber zu irgend einer Ansicht auf diesem Wege des Widerspruchs gegen das, was uns unangenehm oder für den Augenblick unverständlich ist, gekommen, — und wenige Ansichten erwachsen auf andere Weise — so sollten wir auch bedenken, daß diese nothwendig einseitig, daß sie also selbst dem Widerspruch verfallen ist. Darum müssen wir auch diesem sein Recht einräumen, müssen lernen uns selbst zu widersprechen, wenn wir zur Wahrheit gelangen wollen. Selbst dann, wenn wir im Rechte sind, erkennen wir das Rechte doch erst recht, wenn wir auch dem Widerspruch seine Berechtigung zugestanden und durch die Ueberwindung der mit jedem Rechte verbundenen Einseitigkeit das rechte, allgemeine und in höherer Einheit begründete Wahre erkannt haben.

13. Wer an Einer Seite der Wahrheit festhält, ist einseitig. Wer das Gegentheil nicht würdigt, erkennt auch die Eine Seite nicht recht. Erst aus dem Unterschiede ergibt sich die richtige Vergleichung. Die Kenntniß des Gegentheiles drängt von selbst zu einem neuen und höhern Standpunkt. Aller Fortschritt hängt von dieser Entgegenstellung ab.

Aber nicht von dem Gegensatze allein. Denn diesen suchen, heißt nicht die Wahrheit suchen. Der rechte Gegensatz ist jener, der um der Einheit willen gesucht wird. Nicht um das Andere ebenso einseitig festzuhalten, muß ich das Erste aufgeben, vielmehr um an beiden das Ausschließende und das Uebereinstimmende zu erkennen. Die Einheit ist es, die wir suchen. Nur um die Einseitigkeit zu vermeiden, müssen wir uns fragen, in wie weit auch an dem Gegentheile dessen, was wir erkennen, etwas Wahres ist.

14. So scheint uns gar oft das Evangelium einen Widerspruch zu lehren, und es ist nicht so. So scheint uns diese oder jene Wahrheit, nach einer Seite hervorgehoben, voller Widersprüche, und wir wenden uns von ihr ab, statt nach der Einheit zu fragen. Gerade Johannes liebt es, durch Zusammenstellung von Gegensätzen den Geist zum Nachdenken zu wecken und auf die höhere Wahrheit hinzuweisen. Gehen wir ein auf den Sinn seiner Entgegensetzungen, so werden wir stets zu einer höhern Einheit geführt. Auch die Antworten des Täufers führen uns zu demselben allgemeinen Gesetze der Erkenntniß der Wahrheit. Wie Johannes der Täufer auf die Frage: wer bist du? zuerst sagt, was er nicht ist, so müssen wir von Allem erkennen, sowohl was die Sache, welche wir erkennen wollen, nicht ist, als was sie ist, wenn wir sie überhaupt recht und vollständig erkennen wollen. Wie können wir wissen, was etwas ist, wenn wir es nicht unterscheiden von Allem, was es nicht ist, und wie können wir es unterscheiden von andern Dingen, wenn wir nicht sagen können, was es seinem eigenen Inhalte nach ist?

Vor Allem aber gilt dieses Gesetz von uns selbst. Wir müssen vor Allem wissen, was wir nicht sind, damit wir von der Empfindung und dem Bewußtsein, daß wir so wenig, so recht nichts aus uns selber *sind*, angetrieben werden, etwas zu *werden*, müssen aber andererseits auch wieder erkennen, wozu wir von Natur aus Anlage und Fähigkeit haben, damit wir unsere Thätigkeit auf das richten, wozu wir von Gott berufen sind. In der steten Bemühung, aus dem entgegengesetzten Gefühle, daß wir noch nichts sind, so lange wir nicht durch freie Thätigkeit etwas geworden sind, und daß wir doch etwas sind von Natur: Wesen nämlich, die durch Gottes Gnade die Befähigung haben, Vieles zu werden, die rechte einheitliche Erkenntniß zu gewinnen, ist das Leben selbst unsere nächste Lehrmeisterin. Auch das Leben will uns durch seine Gegensätze und durch den Wechsel seiner Gestaltung immer höher führen, bis zu dem Punkte, der über allem zeitlichen Leben als unveränderliche

Richtschnur alles Lebens aus der Ewigkeit als Sonne der Wahrheit leuchtet.

15. Himmel und Erde fragen: Wer bist du? und wir können diese Frage nur in so weit beantworten, als wir erkennen, daß an uns selbst nichts ist, als der natürliche Gegensatz unseres Wollens und Könnens, und die Sehnsucht, zu werden, was wir nicht sind. Indem wir diesen Widerspruch in unserer Natur erkennen, die stets geneigt ist, sich selbst für den höchsten Mittelpunkt alles Seins und Lebens zu erklären, und stets genöthigt ist, diese Selbstüberschätzung durch das Gefühl der eigenen Hülflosigkeit zu widerrufen, und nach einem andern außer uns und über uns liegenden Ziele zu streben, müssen wir zugleich erkennen, daß wir selbst die Macht nicht haben, diesen Widerspruch aus eigenen Kräften zu überwinden, daß wir nicht einmal im Stande sind, durch unsere Natur allein und ohne göttliche Offenbarung das höchste Ziel, nach dem unsere Freiheit sich sehnt, zu erkennen.

Wir können die Frage: wer bist du? nicht aus uns selbst beantworten, weil wir nicht aus uns selbst sind. So enden alle Fragen an der Einen, höchsten und letzten, die uns Niemand lösen kann, als der, „der im Schooße des Vaters war von Ewigkeit" [1]. Alle führen in die Höhe und weisen auf Christus. Auch wenn sie in die Tiefe führen zur Erkenntniß unserer eigenen Hülflosigkeit, wenden sie in dieser Tiefe sich wieder derselben Höhe zu. Jede wahre Stimme unseres Herzens ist die Stimme des Rufenden in der Wüste, die immer nur die Eine Wahrheit bestätigt, daß nicht im Leben, nicht in der Welt, nicht im eigenen Herzen die Wahrheit sich findet, sondern daß sie von Oben kommen, von jenem Lichte ausgehen muß, „das alle Menschen erleuchtet, die in die Welt kommen" [2]. Wer diese Wahrheit erkennt, der hat an der ewigen Wahrheit Theil, und wird von Dem in alle Wahrheit geführt, der allein „der Weg, die Wahrheit und das Leben ist" [3]. Wer aber mit aufrichtigem Herzen Wahrheit sucht, der wird in der Wahrheit auch die Gnade finden, und wenn Wahrheit und Gnade in ihm lebendig geworden sind, „die Herrlichkeit erkennen des Eingebornen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit."

---

[1] Ev. Joh. 1, 18. [2] Ev. Joh. 1, 9. [3] Ev. Joh. 14, 6.

VII.

Text: „Die Abgesandten aber gehörten zu den Pharisäern; und sie fragten ihn: Warum taufest du denn, wenn du weder Christus, noch Elias, noch der Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sprach: ich taufe nur mit Wasser, aber Er steht in eurer Mitte, den ihr nicht kennet. Er ist es, der nach mir kommen wird, obwohl Er vor mir gewesen ist, und ich bin nicht werth, Ihm seine Schuhriemen aufzulösen. Dieß geschah zu Bethanien, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte."

(Joh. 1, 24—28.)

Inhalt: Die Bedeutung der Taufe und Sacramente und die Nothwendigkeit derselben für die leibliche und geistige Wiedergeburt in Gott.

1. Johannes der Täufer ist der erste Zeuge des neuen Bundes für die Offenbarung Jesu Christi. Vor allem Volke, aufgefordert von den Abgesandten der Angesehensten des Volkes, legt er öffentlich und feierlich Zeugniß ab für Den, „der bereits in ihrer Mitte steht", „der da nach Johannes kommen sollte, obgleich Er vor ihm war"; dessen Sendung so erhaben über die des Täufers ist, daß sich Johannes, den die Juden für einen Propheten halten, nicht für „würdig hält, Ihm die Schuhriemen aufzulösen." Je entschiedener aber die Antworten des Johannes auf diesen kommenden Erlöser hinweisen, um so weniger wollen sie den Pharisäern gefallen. Schon die erste Antwort: „Ich bin nicht Christus" ist nicht nach ihrem Sinn; noch weniger die zweite: „Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste"; aber am allerwenigsten will ihnen diese dritte gefallen. In der ersten Antwort ist die einfache Abweisung einer falschen Voraussetzung der Juden über den Beruf des Vorläufers Christi, in der zweiten die Bestimmung des Täufers als Vorläufer des Heilandes, und im weitern Sinne zugleich die Bestimmung des israelitischen Volkes, ja des ganzen Menschengeschlechtes ausgesprochen, in dieser dritten aber ist die höchste und erschöpfendste Antwort auf alle Fragen des Lebens gegeben, die den letzten und höchsten Grund aller göttlichen Berufung und Heiligung, aller Vergangenheit und Zukunft, den ewigen Grund alles Lebens und aller Wiedergeburt zum ewigen Leben in der Hinweisung auf den Mittler und Erlöser verkündigt.

2. Allein gerade eine solche Antwort verstehen sie nicht, und können sie nicht verstehen, weil sie nicht wollen. Was sie wollten, war ein bestimmtes Eingehen des Johannes auf ihre Absichten und Pläne. In Hinsicht auf diese wollen sie eine einfache Zusage, nicht aber eine Antwort, über die sie selbst erst hätten nachdenken müssen, um zu einem Verständniß derselben zu gelangen. Das ist die ächt pharisäische Art zu fragen, die Antwort, oder wenigstens den Model, in den die erwartete Antwort hineinpassen soll, schon fertig bei sich tragen.

Auf solche Fragen aber gibt es keine genügende Antwort. Was man auch immer antworten mag, es ist keine Antwort in dem Sinne des Fragenden, und ist sie eine solche Antwort, so ist es keine Antwort, die der Gefragte dem Fragenden, sondern eine Antwort, die der Fragende sich selber gibt.

3. Eine Antwort, die mit einem bestimmten Worte jede weitere Frage abschneidet, kann nur im Gebiete der äußerlichen Vergangenheit möglich sein. Wenn der Herr den Diener fragt: hast du die befohlene Arbeit gethan? so ist die Antwort Ja oder Nein, und damit ist die Sache abgemacht. Fragen wir aber nach irgend einem lebendigen Inhalte, so ist die Antwort nicht so auf dem Präsentirteller wie ein abgeschnittenes Stück Brod aufzutragen. Das Leben ist etwas in sich Zusammenhängendes, aus dem man nicht nach Belieben ein Stück herausnehmen und es, abgetrennt von dem übrigen, für sich betrachten kann. Was aus dem Zusammenhange herausgenommen wird, ist todt, und gibt kein Zeugniß für das wirkliche Leben und keine Erklärung von demselben.

4. Auch das Gegenwärtige können wir nur recht erkennen, wenn wir es in seinem Zusammenhange mit der Vergangenheit und Zukunft erkennen. Alle Frage ist auf das gerichtet, was kommen wird, und jede Antwort beruht auf dem, was zuvor war. Das Kommende weiset aber wieder auf ein Kommendes, und in ununterbrochener Reihe zuletzt auf die Ewigkeit hin, die allein nachher sein wird, weil sie zuvor war; denn nur was immer war, ist auch vor Allem, was da kommen konnte; die Ewigkeit ist nachher und vorher, ist Alles zugleich. Eine jede Antwort, die nicht aus diesem Grunde abgeleitet wird, ist ohne Wahrheit und Inhalt, und alle Fragen, die nicht auf dieses Ziel gerichtet sind, sind eitel und pharisäisch.

Wie aber das, was nachher und zuvor ist, auf das allumfassende Ewige deutet, so auch das, was mitten zwischen beiden ist. Derjenige, „der mitten unter den Menschen war“, ist derselbe, „der allein zuvor

war und darnach kommen wird." Die wahre Mitte alles Lebens ist die allumfassende Ewigkeit.

5. Darum fassen und verstehen wir das Leben nur dann, wenn wir von ihm umfaßt werden, indem wir uns ganz in dasselbe versenken und gleichsam in ihm untertauchen, von ihm getauft und in dieser Taufe wiedergeboren werden. Nur dasjenige verstehen wir ganz, in das wir uns ganz versenken. In die Bildungen des Pflanzen- und Thierreiches dringt das geistige Leben nur theilweise ein, und erwacht darum in ihnen auch nicht zum vollen geistigen Bewußtsein. Erst im Menschen versenkt sich der Geist ganz in die Leiblichkeit, und erwacht darum in dieser erst zu einem selbstbewußten neuen Leben. Die Geburt ist die Taufe des natürlichen Lebens.

6. Indem Christus zu Johannes kommt, um sich von ihm taufen zu lassen, wollte Er Zeugniß geben von seiner vollkommenen Menschwerdung, dem vollkommenen Eintreten des Wortes in die Menschennatur, und zugleich das Vorbild aller wahren Wiedergeburt des Geistes in der Taufe für alle Gläubigen aufstellen. Wie die Geburt, so ist auch die Wiedergeburt nur im vollkommenen Ein- und Untertauchen in einen neuen Lebensgrund möglich. Wer nicht in dieses neue Leben sich ganz versenkt, wird auch nicht vollkommen aus demselben wiedergeboren. Die Taufe aber ist der Anfang und der von Gott gesetzte Grund dieses Einganges in einen neuen Lebenskreis.

7. In diesem Vorgange und Vorbilde der Taufe Christi hat die Frage, die wir heutzutage so oft hören können, um die Bedeutung nicht bloß der Taufe, sondern aller religiösen Symbole und Sacramente ihre Beantwortung bereits gefunden. Das Sacrament ist der aus dem ewigen Leben vermöge der Einsetzung durch Christus hervorgehende Anfangspunkt der Wiedergeburt eines neuen Lebens, eine Durchgangspforte von der Zeit in die Ewigkeit. Die Antwort liegt nahe für den, der im rechten Ernste fragt, ist aber um so verborgener und schwerer zu finden, je mehr die Fragenden im pharisäischen Geiste fragen, nicht um eine Antwort, sondern um keine Antwort zu erhalten, oder vielmehr um die Antwortenden in Verlegenheit zu setzen. Wie jene von den Pharisäern an Johannes gerichtete Frage: warum taufest du? kann auch die Frage um die Bedeutung der Taufe überhaupt die Absicht haben, den Glauben selbst abzulehnen, in der Voraussetzung, daß der gläubige Christ auf dieses Warum? keine Antwort wisse, und also der Folgerung Raum gewähre, daß alle äußeren Zeichen und Sacra-

mente der Religion für unnützes Beiwerk und menschliche Zuthat zur Religion angesehen, und darum von dem vernünftigen und aufgeklärten Geiste abgestreift werden müßten. Die Frage kann aber auch aus einem innern Bedürfniß des Geistes nach ganzer, vollständiger Erkenntniß der Wahrheit hervorgehen und der Ausdruck der Begierde sein, welche vollkommen sich in die Tiefen der Wahrheit versenken, und durch dieses Untertauchen und Getauftwerden von der lebendigen Wahrheit zu einem neuen Geistesleben wieder geboren werden will. Einer solchen Gesinnung gegenüber wäre jede ausweichende halbe Antwort selbst eine pharisäische, weil sie nicht aus dem wahrhaft in Christus wiedergebornen geistigen Bewußtsein, sondern aus der Unfähigkeit oder Scheu vor dem gänzlichen Eingehen in die tiefe Bedeutung der Frage selbst herrühren würde. Darum müssen wir die ganze Tiefe der Bedeutung dieser Frage bedenken, wenn wir darauf eine genügende, für die rechte Erkenntniß unseres Glaubens Zeugniß gebende Antwort finden und geben wollen. Nicht jede Antwort, die uns genügt, oder für gewisse Voraussetzungen hinreicht, ist darum schon überhaupt hinreichend und den Anforderungen der fortschreitenden natürlichen Erkenntniß, wie die Gegenwart sie zu stellen vermag und berechtigt ist, genügend.

8. Aller Unterricht wird durch das Wort vermittelt. Aber das Wort belehrt und wirkt nur, inwiefern es frei von dem Verstande aufgenommen wird. Wenn wir sagen: warm, so macht das Andern noch nicht warm. Das Wort hat keine sachliche Wirkung, sondern nur eine geistige Bedeutung. So ist das Wort der Offenbarung allerdings eine göttliche Gnade, inwieferne es uns die höchste göttliche Liebe verkündet. Allein diese Offenbarung wirkt eben darum auch nur vermittelst des freien Bewußtseins von seiner Bedeutung. Sowie wir dieses Bewußtsein göttlicher Liebe in uns aufnehmen, wird der Geist der Liebe, wenn er in uns lebendig wird, unser Herz von selbst durch seine höhere Freiheit über das natürliche Begehren erheben. Er dringt ein und erhebt das Bewußtsein, macht es frei von der Last des bloß irdischen Daseins, so daß es sich nun in eigener Liebeskraft von dem Boden des rein irdischen Wollens erhebt.

9. Wie ein Luftballon, der, mit einer leichtern Gasart gefüllt, sich wie von selbst über die schwere Atmosphäre der Erde erhebt, so erhebt sich in Folge des von dem Glauben an die göttliche Liebe erfüllten Denkens der Mensch über die Erde, und trachtet durch Erweiterung und Veredlung seiner geistigen Kräfte vollkommener und gottähnlicher zu werden.

Indem wir vollkommener, geistiger, gottähnlicher werden, nähern wir uns auch mehr und mehr der wahren Seligkeit in Gott. Diese geistige Erhebung hat Gott der menschlichen Freiheit zugewiesen. Die höchste Beseligung kann nicht durch äußere Mittel und nicht durch äußere Gaben, sondern nur durch innere freie Besitzergreifung gewonnen werden.

10. Wenn wir zwei Kinder uns denken, von denen eines getauft ist und das andere nicht, und die nun bei gleichen Talenten die gleiche Erziehung erhalten, wird in der geistigen Entwicklung derselben in Folge der Taufe ein Unterschied sich offenbaren? Und wenn sich ein solcher offenbart, wird dieser von dem unterrichtenden Worte und der freien Aufnahme desselben, oder von der nachwirkenden Taufe abhängig sein? Ist es die Taufgnade, die ihre Wirkungen in den heranwachsenden Kindern offenbart, oder der Unterricht und die freie Benützung desselben?

Wir werden sagen und glauben, daß auch die Taufgnade gewisse Nachwirkungen haben müsse. Aber beweisen können wir es nicht so leicht, und sagen, welche Wirkungen sie haben werde, können wir auch nicht.

11. Wenn wir aber dieß nicht können, dürfen wir uns dann wundern, daß alle Jene, welche in eine aller positiven Religion widersprechende Richtung und Anschauung hineingerathen, und durch eine Menge dahin zielender Gründe darin bestärkt worden sind, sich noch mehr in ihrer Anschauung bestätigt finden, und auf diesen nicht abgewiesenen Widerspruch hin ihre Ueberzeugung weiter ausbauen und sagen: Gott selbst bedarf nichts von uns. Niemand kann Ihm einen Dienst leisten. Die Zeichen unserer Verehrung sind kein Dienst für ihn. Vielmehr ist Er der unendlich Reiche, Selige, Alliebende, der stets zu geben bereit ist, und Allen gibt nach dem Maße ihres Bedürfnisses. Dazu bedarf Er nicht, daß wir Ihn erst gleichsam auf unsere Bedürfnisse aufmerksam machen. Er weiß und kennt sie durch seine göttliche Weisheit ohne uns und vor uns. Er bedarf auch keines Mittels, um uns zu geben, was wir bedürfen. Er ist Jedem jederzeit nahe und Allen gleich nahe. Nichts ist zwischen Ihm und seinen Geschöpfen, sondern Er theilt Allen unmittelbar und durch seine stets Allen gegenwärtige Liebe mit, was sie von ihm anzunehmen gewillt und befähigt sind. Allerdings kann es für den ungebildeten, geistig schwachen Menschen bisweilen nöthig sein, daß er, äußerlich gemahnt und durch äußere Zeichen auf die Wahrheit aufmerksam gemacht, zum höhern Leben vorbereitet werde. Dieß geschieht durch Unterricht, Erziehung und äußere Wechselfälle des Lebens. Damit das Leben den Menschen erziehe, bedarf es keiner weitern übernatürlichen

Einflüsse, die gerade an bestimmte äußere Symbole geknüpft wären. Alles erzieht und bildet den Menschen, was er geistig in sich aufnimmt, und was er nicht mit freiem Bewußtsein ergreift, das bessert und bildet, veredelt und heiligt ihn auch nicht. Je geistiger der Mensch, desto gottähnlicher. Je mehr er das äußere Leben überwindet und im Geiste lebt, desto freier, vollkommener und seliger wird er. Diejenige Religion ist darum auch die reinste, wahrste und heiligste, die äußerer Zeichen und gottesdienstlicher Ceremonien am wenigsten bedarf. Unser ganzes Bestreben, wenn wir gottähnlich werden wollen, muß vielmehr dahin gehen, uns selbst mehr und mehr zu vervollkommnen und geistig auszubilden. Alles Andere ist unnütz oder hinderlich zur wahren geistigen Veredlung des Menschen, macht uns Gott nicht ähnlicher, sondern hält uns auf dem Wege der wahren Vervollkommnung nur auf.

12. Wenn wir nun solche Ansichten nicht etwa vereinzelt auftauchen, sondern in immer weitern Kreisen sich verbreiten sehen, so muß uns die Nothwendigkeit einer endlichen, vollständigen und gründlichen Widerlegung derselben immer mehr als eine wichtige und unabweisbare Aufgabe der wahren Bethätigung unseres eigenen Glaubens erscheinen. Was können wir aber diesen Folgerungen entgegensetzen? Können wir ohne Weiteres sagen, es sei gar keine Spur von Wahrheit in denselben? müssen wir nicht, wenn wir aufrichtig sein wollen, gestehen, daß immerhin Manches nicht ganz zu verwerfen ist? und wenn, müssen wir dann nicht unser Glaubensbewußtsein bis zu jener Tiefe der Erkenntniß erweitern, die im Stande ist, das Falsche davon auszuscheiden, und das Wahre mit dem Glauben an die Sacramente und Gnadenmittel der christlichen Religion zu vereinigen? Wenn wir nicht sagen können, ohne ungerecht und pharisäisch zu urtheilen, daß Alle, die so denken, geradezu der Vernunft widersprechen, oder nur aus einem verkehrten bösen Willen dem Widerspruch sich ergeben, sondern daß sie nicht leicht zu widerlegende Gründe auch für ihre Ueberzeugung beizubringen vermögen, so müssen wir unsererseits unsere eigene Ueberzeugung diesem Widerspruch gegenüber vertiefen, und sind denen, die uns durch ihre Gründe dazu zwingen, sogar zum Danke dafür verpflichtet, weil sie uns nöthigen, tiefer in die Wahrheit göttlicher Offenbarung uns zu versenken, und weil sie überdieß sogar die weitern Anknüpfungspunkte für diese Erkenntniß durch die Begründung ihres Widerspruches uns an die Hand geben.

13. Wenn sie nämlich auf die freie geistige Entwicklung des Menschen das größte Gewicht legen, so haben sie darin ganz recht; denn im

Geiste ruht das Leben. Aber wir müssen dann auch erkennen, daß, wenn der menschliche Geist selbstthätig auftreten kann und muß, dieß noch mehr von dem göttlichen Geiste gilt, und der göttliche Wille jedenfalls der zuerst und vorzüglich handelnde in jeder Religion sein muß. Ist aber der Glaube an die thätig in's Leben eingreifende göttliche Liebe und Gnade erste Bedingung jeder Religion, so ist die zweite Bedingung der Glaube an bestimmte von Gott eingesetzte Zeichen dieser göttlichen Gnade und Liebe, damit wir die der menschlichen Freiheit zuvorkommende göttliche That von der innern Bewegung, die lediglich von uns selbst ausgeht, unterscheiden können.

14. Ist von dieser geistigen Seite des Lebens her das Sacrament Bedingung alles religiösen Lebens, so ist dieß noch mehr von der entgegengesetzten leiblichen Seite des Lebens der Fall. Der Leib ist dem Geiste nicht ganz unterworfen, führt sein eigenes Leben, in welchem er unabhängig ist von unserm Willen, und bedingt diesen Geist und Willen durch seine Natur. Soll dieser auch in den Punkten, die vom Geiste unabhängig sind, Gott wieder verbunden werden, so muß dieß auf einem andern, von dem Geiste selbst unabhängigen Wege geschehen. Es muß ein Keim eines andern Lebens, das in näherer Einheit mit dem Geiste und Gott steht, von Gott gelegt werden. Dieser Keim wird gegeben für das unsterbliche Leben des Geistes zur Grundlegung der Erneuerung des sterblichen Leibes, nicht für die sichtbare zeitliche Entfaltung des geistigen Lebens in diesem Leibe.

Das Beispiel mit den ungetauften und getauften Kindern und ihrer wahrscheinlichen geistigen Entwicklung beweist also gar nichts gegen die Wirkung des Sacramentes, da diese nicht unmittelbar auf dieses Gebiet des natürlichen Lebens sich bezieht. Das geistige Leben in der Zeit kann sich in seiner natürlichen Entwicklung ohne jene sacramentale Grundlage entfalten. Diese Entwicklung hängt nicht von dem Sacramente, sondern von unserer Freiheit ab. Auf diesem Grunde kann der Mensch ohne die Taufe und irgend welche religiöse Grundlage eine hohe geistige Bildungsstufe erreichen, kann den einer religiösen Gemeinschaft Angehörigen sogar darin übertreffen, daß er die ihm natürlich innewohnenden Anlagen thätiger anwendet. Hier ist das Gleichniß vom Luftballon in zweifacher Hinsicht passend, indem es allerdings einerseits die geistige Erhebung des Menschen durch seine freie Thatkraft bezeichnet, aber auch darin zutrifft, daß diese Erhebung ebenso wenig, wie jene des Luftballons über die irdische Atmosphäre hinausreicht.

15. So hoch der Mensch auch im geistigen Leben durch eigene Kraft sich erheben mag, über die Bedingungen seiner Natur, über den geistigen Egoismus kommt er dadurch nicht hinaus. Um diesen Kreis zu überschreiten, muß sein Bewußtsein einen höhern Anknüpfungspunkt haben. Wenn im geistigen Leben die natürliche Freiheit ihre Kräfte zur höhern Vollkommenheit bringen soll, so hängt dieß lediglich von dem Bewußtsein ab, durch das Sacrament einem höhern von Gott geordneten Lebenskreise eingesenkt zu sein, und alle Gedanken durch die Rücksicht auf diesen neuen Lebensmittelpunkt heiligen zu können. Was in diesem Bewußtsein einer von Gott gesetzten neuen Lebensbedingung beabsichtigt und gewirkt wird, hat aufgehört, bloß natürliche Erweiterung der Erkenntniß und Thatkraft zu sein, ist nicht einfach menschlichen Ursprungs, sondern nimmt von dem Glauben, daß hier eine göttliche Hülfe mitwirkt, selbst eine höhere Weihe an. Ohne die von Gott gegebenen Sacramente ist ein Erheben über die bloß natürliche Absicht unmöglich. Die Religion, als göttliche Anstalt betrachtet, ist allein im Stande, uns über die natürliche Beschränktheit und den unvermeidlichen Egoismus des auf uns selbst gerichteten Strebens zu erheben.

16. So ist von Seite der leiblichen und geistigen Natur der Cultus Bedingung aller Cultur und höhern Entwicklung und Heiligung. Welche Höhe auch das natürliche Leben des Geistes erringen mag, die Vollendung und Heiligung beruht allein im Glauben an die göttliche Verheißung und an die von Gott eingesetzte Bedingung der Wiedervereinigung mit Ihm [1]. Keine natürliche Lebensveredlung, keine irgendwie außer dem Geiste christlicher Liebe und Erlösung mögliche religiöse Uebung kann den Menschen bis zu jener wunderbaren Heiligkeit und Vollkommenheit erheben, die sich im Christenthum geoffenbart hat. Was auch immer erdacht und an geistigen Bildungselementen ergründet werden mag, Alles findet seine übernatürliche Heiligung und Vollendung erst im Namen desjenigen, der die Taufe der Wiedergeburt zum Anfang eines neuen Lebens in Gott eingesetzt und seine Jünger ausgesendet hat in die Welt, um alle Völker zu taufen im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes.

---

[1] Vgl. XXXII, 19—21, und LXVII, 11—16.

VIII.

Text: „Des andern Tages sah Johannes Jesum zu sich kommen, und sprach: Siehe das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünde der Welt. Dieser ist es, von dem ich sagte: Nach mir kommt ein Mann, der vor mir gewesen ist; denn Er war eher, als ich. Ich kannte Ihn selbst nicht; damit Er aber Israel offenbar würde, deßwegen kam ich und taufe mit Wasser."

(Joh. 1, 29. 31.)

Inhalt: Die stellvertretende Genugthuung durch Christus in ihrer Rückwirkung auf die sittliche Vollendung.

1. Das leuchtendste Beispiel der tiefen innigen Beziehung und Wechselwirkung, in welcher Herz und Verstand mit einander stehen, gibt uns Johannes der Evangelist. Wie er der gemüthvollste, empfindungstiefste unter allen Jüngern war, so ist sein Evangelium zugleich das tiefsinnigste und gedankenreichste. Diese innige Verbindung eines tiefen Gefühles mit einem erhabenen Gedankenfluge zieht sich durch das ganze johanneische Evangelium hindurch, tritt besonders in der Erzählung von den letzten Reden Jesu zu Tage, und gibt sich auch gleich hier am Eingange seiner Erzählung in dem Worte des Täufers kund, mit dem er seine eigenen Jünger auf Christus hinweist: „Sehet das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünde der Welt."

Wenn der denkende Mensch sich bis zu den letzten Höhen der menschlichen Erkenntniß zu erheben versucht, worüber wird er sinnen, als über das Verhältniß des Menschen zu Gott? Die tiefste Rührung, deren das menschliche Herz fähig ist, kann keine andere sein, als diejenige, welche es bei der Betrachtung der Offenbarung der höchsten göttlichen Liebe erfüllen muß. Was der Verstand in seiner letzten Erhebung betrachtet, was das Herz in seiner tiefsten Empfindung erfüllt, das begegnet uns in dem Worte des Täufers: „Siehe das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünde der Welt."

Darum weiset uns die Kirche auf dieses Zeugniß des Täufers hin in dem entscheidenden Momente, in welchem dem Herzen die höchste Gabe göttlicher Liebe und dem Verstande das tiefste Geheimniß göttlicher Offenbarung dargereicht wird, im Augenblicke vor dem Empfange der hl. Com-

munion. Ebenso führt der Evangelist diese Hinweisung in dem entscheidenden Augenblicke des ersten Zeugnisses für den Heiland der Welt beim Antritte seines öffentlichen Lehramtes an.

2. Die Mahnung und das Zeugniß des Täufers ist aber von einem Gesichtspunkte aus gestellt, der unserer Zeit beinahe ganz fremd geworden ist. Johannes geht aus von dem Glauben an die Sündhaftigkeit und die Schuld der ganzen Welt [1], um darauf das Zeugniß von dem kommenden Erlöser zu gründen. Er will nicht die Juden von der Nothwendigkeit eines Erlösers überzeugen, sondern dieselben und insbesondere seine eigenen Jünger auf den wirklichen Erlöser hinweisen, und jeden Irrthum in der Person unmöglich machen.

Jetzt hat sich das Verhältniß umgekehrt. Nicht wer der Erlöser ist, ist die Frage, sondern ob überhaupt eine Erlösung möglich und nothwendig war, das hören wir bezweifeln und bestreiten. Entweder, sagt man, ist die Sünde wirklich in der Welt, und dann ist sie eben da, und wir sind nicht von ihr befreit, und die Erlösung war nicht wirksam; oder die Sünde ist nicht und war nicht in der Welt, denn die Menschen sind, wie sie immer waren, und dann ist die Erlösung überflüssig.

3. Was man nämlich Sünde nennt, kann nur eine freiwillige Ausübung des Bösen sein. Freiwillig thut und wählt aber Niemand das Böse, weil Niemand gegen seinen eigenen Vortheil handeln will, vielmehr Jeder in dem, was er sucht, sein Bestes zu erreichen bestrebt ist. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß doch viel Schlechtes auf der Welt geschieht. Aber wenn es geschieht, so wird es nicht mit bewußter Absicht, sondern aus Unwissenheit oder Schwäche geübt. Beide aber sind nicht die Schuld des Handelnden, sondern haben ihren Grund in der Zeit oder in der Natur. Niemand aber kann für das verantwortlich gemacht werden, wofür er nicht kann. In wieferne der Mensch in seinem Willen frei ist, will er sein eigenes Bestes, oder wenigstens das, was er seiner Einsicht nach dafür hält. In wiefern er nicht sein Bestes sucht und will, ist er unfrei, und also nicht der Sünde und Schuld anzuklagen. Wenn eine Schuld da ist, so fällt sie nicht auf den freien Willen, sondern auf die Natur, die wir uns nicht selbst gegeben haben [2].

4. Wenn der Mensch in seinem Wollen und Handeln durchaus unfrei ist, haftet auch keine persönliche Schuld an ihm. Sobald wir aber einmal die Frage aufwerfen können, ob der Mensch frei ist in seinem

---

[1] Vergl. CX, 14—16. [2] Vergl. CIX, 10—12.

persönlichen selbstbewußten Leben, müssen wir sie auch bejahen; denn wer durchaus unfrei ist, kann auch nicht zum Bewußtsein des Unterschiedes von Freiheit und Unfreiheit sich erheben, kann auch nicht untersuchen und fragen, ob er frei ist oder nicht. Wer aber frei ist in irgend einer Hinsicht, der ist auch, in soweit als er frei ist, für jeden Entschluß seiner freien Selbstbestimmung verantwortlich [1]. Eine solche Verantwortlichkeit sind diejenigen am allerwenigsten zu läugnen berechtigt, welche mit so viel Scharfsinn Gründe aufsuchen, um jede Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen. Wer sich so gewandt für seine selbstgewählte Ansicht verantworten kann, ist sicher auch dafür verantwortlich, daß er sie hat. Daß sich auf den Grund der Läugnung aller menschlichen Freiheit keine festen Folgerungen bauen lassen, ist leicht einzusehen.

5. Aber eine andere Frage ist, welche Folgerungen sich aus dem Zugeständnisse dieser Freiheit ergeben. Werden nicht die Widersacher des Glaubens an die Erlösung des Menschengeschlechtes dadurch berechtigt, zu sagen: Wenn der Mensch frei ist und selbstständig in seinen Entschlüssen und Handlungen, dann ist er erst recht nicht von seinen Sünden zu erlösen, dann muß Jeder für seine eigenen Thaten einstehen, und erntet den Lohn seines eigenen Thuns, und kein Anderer kann an seiner Stelle die ihm übertragene Pflicht für ihn erfüllen [2]. Was Jeder übt, ist seine That. Ist sie gut, wird er den Lohn dafür im Bewußtsein tragen. Ist sie schlecht, deßgleichen. Daß ein Anderer für mich leiden solle, wäre ungerecht und würde mir überdieß nichts nützen; denn dadurch, daß ein Anderer leidet, werde ich nicht besser. Die Strafe selbst hört auf, Strafe zu sein, wenn sie nicht an dem Schuldigen vollzogen wird. Die Strafe ist da, um zu bessern, und dann wird sie Gott dem nicht entziehen, den sie bessern soll. Bessert aber die Strafe nicht, so wird sie auch von Gott nicht verhängt. Eine Strafe, die nicht um der Besserung willen verhängt wird, wäre einfache Rache. Rache zu üben ist Gottes durchaus unwürdig. Der Begriff einer stellvertretenden Genugthuung ist somit, von dem Standpunkte der persönlichen Freiheit aus angesehen, undenkbar, da in der Freiheit Keiner die Stelle eines Andern vertreten kann.

Allerdings wird jede That auch auf Andere rückwirkend sein. Die Erfindung eines Menschen kann Tausenden und Millionen von Nutzen sein. Was Einer erfunden, hat er für Alle gefunden, die an dieser

---

[1] Vgl. CVIII, 2—4. [2] CX, 17.

seiner Erfindung durch Benützung derselben Theil nehmen wollen. Aber alle Andern werden doch nur in soferne Theilnehmer, als sie das bereits Gefundene durch eigene Thätigkeit auf sich übertragen. Diese eigene That kann Keiner für den Andern vollbringen. Ein Kaufmann, der eine Handelsverbindung ausschlägt, wird sie allerdings dadurch einem Andern überlassen. Ein Anderer wird wahrscheinlich für ihn eintreten und seine Stelle übernehmen, aber was er an der Stelle des Andern erwirbt, das erwirbt er sich und nicht dem Andern. Den eigenen Beruf kann nur Jeder selbst erfüllen, und kein Anderer für ihn. Keiner kann die Aufgabe des Andern übernehmen, denn Jeder hat genug damit zu thun, seiner eigenen genugzuthun. Nur was Jeder selbst verrichtet, hat er für sich erfüllt, und was er nicht durch eigenes Thun errungen, ist nicht sein geistiges Eigenthum.

6. Das ist richtig und von dem Begriffe der persönlichen Freiheit unzertrennlich, daß das, was wir durch eigene Freiheit vollbringen können, kein Anderer für uns vollbringen kann. Anders aber ist es mit dem, was wir nicht vollbringen können. Was uns unmöglich ist, aus eigenen Kräften zu vollbringen, darin muß ein Anderer für uns genug thun, oder es wird überhaupt nicht gethan. Zu dem aber, wird man sagen, was unmöglich ist, ist ja Niemand verpflichtet. Dazu braucht auch Niemand einen Stellvertreter. Das Unmögliche können wir ebenso wenig wollen, als es von uns gefordert werden kann.

Allerdings können wir das, was schlechterdings und in jeder Hinsicht unmöglich ist, nicht zu vollbringen verlangen, noch kann dessen Vollbringung von uns verlangt werden. Aber Manches ist in einfach natürlicher Folge unmöglich und ist unter andern Verhältnissen doch möglich. Niemand kann mit freiem Auge den Ring des Saturn oder dessen Nebenplaneten beobachten. Wir werden Jedem, der dieß von uns fordert, sagen: Das ist unmöglich. Und doch ist es nicht ganz unmöglich, darüber Beobachtungen anzustellen, sondern mit den geeigneten Instrumenten sogar sehr leicht.

7. Unmögliches in diesem Sinne aber ist es, was der Mensch von Natur aus verlangt und anstrebt, und was Gott von dem Menschen fordert. Vieles thut der Mensch ohne Sinn und Zweck. Wo er aber mit Bewußtsein handelt, da hat er einen Zweck seines Handelns im Auge. Dieser Zweck ist nun ein zeitlicher oder ein höherer, ein realer, wie man sich heutzutage auszudrücken beliebt, oder ein idealer. Beide Zwecke aber deuten auf das gleiche Ziel. Wer das Gegenwärtige sucht,

geht im Suchen darüber hinaus. Das Suchen selbst ist nicht auf die Gegenwart, sondern auf die Zukunft gerichtet. Sowie etwas wirklich und gegenwärtig geworden ist, denken und hoffen wir wieder eine neue Zukunft. Darum ist das Suchen unersättlich und begehrt von Natur aus das Ewige.

Wie aber derjenige, der in dem Zeitlichen das Ewige sucht, nie das Ziel seines Strebens erreicht, in Nichts und nie genug bekommt, so kann derjenige, der nach irgend einem Ideale strebt, ebenso wenig sich selbst genugthun. Immer weiter entfernt sich das Ziel, je mehr wir demselben uns nähern. Kein Denker erreicht es. Kein Künstler thut sich genug. Wer nach Tugend ringt, erreicht sie ebenso wenig. Könnte er glauben, vollkommen zu sein, so wäre er es nicht. Je sittlicher und edler unser Streben, desto mehr erkennen wir den Abstand von der wahren Vollkommenheit. Darum muß alles menschliche Streben durch Anschließen an ein höheres Leben erst erfüllt und vervollständigt werden.

8. Alles bedarf der Sühne. Das Opfer ist der ursprünglichste Drang des Herzens. Das Göttliche, das dem Ringen nach Vollkommenheit fehlt, denken und hoffen wir als frei hinzukommendes Gnadengeschenk durch die freie Gabe, durch das Opfer, zu erreichen. So liegt Jedem nicht das Vollbringen, aber das Bewußtsein nahe, daß das Menschliche nur durch den Beitritt eines höhern Lebensquelles ergänzt und zu seiner Vollendung geführt werden kann. Dieses Verlangen nach dem Vollkommenen, das den eigenen Kräften unerreichbar ist, wohnt dem Menschen darum inne, weil er nach dem Bilde Gottes geschaffen ist.

9. Gott, das vollkommenste Wesen, kann nur Vollkommenes wollen und mit seinem Wohlgefallen beglücken. Die Welt ist aber unvollkommen so wie sie ist, und muß es sein, weil sie sonst selbst Gott gleich wäre. Ihre Unvollkommenheit schließt sie ewig von Gott aus. Sie bedarf daher vor dem göttlichen Willen, der das Vollkommene will, der Sühne. Diese Sühne übernimmt der Sohn. Er tritt, gegenüber der Anforderung Gottes an die Welt, vollkommen zu sein, und um der Unfähigkeit der Welt willen, diese Forderung aus sich zu erfüllen, auf Seite der Welt. Dadurch wird das Verhältniß, das zuvor ungleich war, indem Gott und die Welt zu wesentlich verschieden sind, als daß zwischen beiden eine einfache Wechselbeziehung sein könnte, ein gleiches. Was die Welt nicht vermag, Gott zu genügen, das vollbringt der Sohn für die Welt. Nur Gott kann Gott genugthun. Diese Genugthuung mußte für die Welt Gott dargebracht werden. Die Unvollkommenheit

der Welt bedarf an sich der Sühne vor Gott. Auch der Mensch bedarf ihrer. Selbst der Sündenlose bedarf der Sühne. Seine Unvollkommenheit muß aufgehoben werden, und kann nur dadurch aufgehoben werden, daß Gott selbst für ihn vollbringt, was er aus eigenen Kräften nicht vermag.

10. Worin besteht nun dieses Unerreichbare, das wir Alle wollen, das Gott von uns Menschen fordert, und das wir doch nicht aus eigenen Kräften erreichen können? Das ist einfach jene Liebe, die nur Gott, nicht aber der Mensch dem Menschen geben kann, jene Liebe, die, selbst vollkommen und unerschöpflich, nichts für sich begehrt, und immer nur geben, und auch das Höchste geben und sich selbst für den andern hingeben will.

Diese Liebe ist übernatürlich, ist weit über menschliche Kraft, ist reine Gabe Gottes. Der Mensch bedarf und hört nie auf, bedürftig zu sein. Der Bedürftige verlangt, aber er gibt nicht, weil er nichts zu geben hat. Erst indem wir selbst befähigt sind, aus dem Schatze unendlicher Liebe zu schöpfen, können wir von ihrer in uns überfließenden Fülle auch Andern wahre Liebe spenden.

11. Damit aber diese Liebe als göttliche That erkannt werde, mußte sie sich in einer Weise offenbaren, welche als reines, freies, menschliche Kraft und menschliche Begriffe übersteigendes Opfer göttlicher Hingebung sich kund that. Die Offenbarung dieser höchsten Liebe durch das Opfer am Kreuze hat ebenso dem höchsten Sehnen und Denken des menschlichen Hoffens, wie dem göttlichen Willen selbst genug gethan.

12. Damit ist freilich noch nicht klar, wie wir derselben theilhaftig werden. Aber auch dieses Wie liegt nicht so ferne. Denken wir uns einen Hirten, der, einsam auf dem Felde weilend und in seine Betrachtungen vertieft, in seinem Sinnen das Bild einer wunderlieblichen Heiligen erblickt, das er nicht mehr vergessen kann. Indem er sich nun bemüht, aus einem Stücke Holzes ein solches Bild zu schnitzeln, plagt er sich und sinnt, wie er es mache. Aber seine Geschicklichkeit reicht eben nicht so weit, und er ist daran, das Vorhaben aufzugeben. Da kommt ein Meister der Kunst, sieht den Armen, nimmt ihm das Holz aus der Hand und schnitzt an seiner Stelle ein Bild, wie er es sich gedacht, aber nicht erreicht hat. Nun ist seine Sehnsucht gestillt; Freude über den Anblick des Bildes, das so lange als unerreichbar seinen Gedanken vorgeschwebt, erfüllt sein Herz; er schneidet eine Höhlung in den nächsten Baum, stellt das Bild hinein und kommt Tag für Tag, an dem An-

blick desselben seine Seele zu erquicken, und was auch immer ihm begegnen mag, kein Jammer und kein Elend wird übermächtig in seinem Herzen, weil es sich immer an dem Anblick des geliebten Bildes neue Hoffnung und Freude schöpfen kann. Das ist die Geschichte jedes liebenden Menschenherzens, das einmal das Bild seiner innersten Sehnsucht geschaut. Was es gesehen, ist ihm unverlierbar.

13. Indem das Unerreichbare dem menschlichen Streben als Vorbild vorschwebt, gibt selbst das Bewußtsein des Zurückbleibens Kunde von ihm. Indem wir dieses Zurückbleiben empfinden, finden wir eben darin auch das Höhere und halten es fest im Willen. Nun wird das Gute erst wirklich gut, weil wir, unsere Schwäche erkennend, doch zugleich die Herrlichkeit des Göttlichen einsehen. Wir beklagen das, was an uns ist, und sehen auf das, was die Liebe Gottes gibt. So setzt die Gewißheit göttlicher Liebe das zu, was uns fehlt. Die Demuth, daß wir es selbst nicht können und nicht besser gemacht haben, gibt jener Liebe Raum. Es wirken zwei Kräfte im Herzen: das Bestreben, die eigene Natur zu verbessern, und das Vertrauen, daß das Fehlende durch die Liebe ergänzt werde.

Nun ist die Tugend erst wirklich gut, weil sie sich in ihrer Schwachheit erkennt und frei werden kann von Eitelkeit und Selbstsucht. Die natürliche Unvollkommenheit ist selbst der Grund und das Band der wahren Vollkommenheit geworden durch den Glauben an die göttliche Liebe und durch die Demuth, die aus dem Bewußtsein der eigenen Schwäche hervorgeht.

14. Das Lamm Gottes hat die Unvollkommenheit der Welt auf sich genommen, und unsere Unvollkommenheit zur Vollkommenheit gemacht. Und wie die Unvollkommenheit, so auch die Sünde, die aus dieser Unvollkommenheit entspringt. Unmöglich kann der Sünder selbst auch nur den kleinsten Fehler wieder gut machen. Das Versäumte ersetzt nichts, als die durch die Versäumniß selbst vermehrte Liebe. Je größer die Reue, desto größer die Liebe. Die Reue, welche uns die Größe der Entfernung von der Vollkommenheit zeigt, bringt uns dieser näher durch die Vermehrung der Liebe. Die Entfernung von Gott durch die Sünde, die zuvor war, ist nicht mehr. Das Vertrauen auf die Liebe ist an die Stelle der Trennung getreten. Das Lamm Gottes nimmt die Sünde von uns, wenn wir sie erkennen und bereuen, und setzt an die Stelle derselben Gnade und Liebe. Somit ist ja die Unvollkommenheit und Sünde der Welt weggenommen von der Welt, und

nur die freiwillige Sünde bleibt, so lange der Sünder in ihr bleibt. Sobald er aber von der Sünde sich frei machen will, wird auch ihm dieselbe helfende Liebe entgegenkommen. Der Glaube an die offenbar gewordene göttliche Liebe in Christus gibt der menschlichen Empfindung einen übermenschlichen Anhaltspunkt und einen gegenständlichen gottverliehenen Inhalt.

Je tiefer unser Herz von dem Bewußtsein der eigenen Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit ergriffen ist, um so mehr erkennen wir auch die Unendlichkeit der göttlichen Liebe, und je mehr unser Verstand die höchste Idee aller Vollkommenheit und Liebe erfaßt hat, um so tiefer empfinden wir unsere Unvollkommenheit und Sünde. In dieser innigen Uebereinstimmung von Herz und Verstand wird das Zeugniß des Johannes zur lebendigen Wahrheit und zur Wahrheit des Lebens in uns. Wie Herz und Geist in uns den einen Glauben an das Lamm Gottes bestätigen, werden beide mit dem Priester am Altare übereinstimmend beten: „O du Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt, erbarme dich unser und gib uns den Frieden."

IX.

Text: „Und Johannes bezeugte und sprach: Ich sah den Geist wie eine Taube vom Himmel herabsteigen und Er blieb auf Ihm. Ich kannte Ihn selbst nicht; aber der mich gesandt hat, mit Wasser zu taufen, sprach zu mir: Ueber welchen du sehen wirst den Geist herabsteigen und auf ihm bleiben, derselbe ist's, der mit dem hl. Geiste tauft. Das habe ich nun gesehen und deßwegen bezeuget, daß dieser der Sohn Gottes ist."

(Joh. 1, 32—34.)

Inhalt: Von der Entscheidung des hl. Geistes in den einzelnen Fragen des Lebens.

1. Zum dritten Male beruft sich der Evangelist auf das Zeugniß des Täufers. Zuerst erinnert er an die Uebereinstimmung desselben mit dem Evangelium überhaupt [1]; dann erzählt er die Antwort des

[1] „Johannes zeugte von Ihm und rief und sprach: Dieser war es, von dem

Täufers an die Pharisäer [1], und endlich die bestimmte Hinweisung auf Christus, gegenüber seinen Jüngern [2]. Vergleichen wir diese drei Zeugnisse mit einander, so sehen wir in ihnen die allgemeinen Stufen der Führung Gottes zur Wahrheit. Zuerst muß dem Menschen die Hinweisung auf das höhere geoffenbarte Wort der Wahrheit überhaupt gegeben sein, weil er aus sich allein nicht die Erkenntniß göttlicher Barmherzigkeit und Liebe gewinnen kann. Darnach tritt die besondere von Außen kommende Veranlassung zur Frage und Antwort und zur bestimmten Anwendung der allgemeinen Wahrheit auf die gegebenen Verhältnisse hinzu, weil wir ohne bestimmte Aufforderung unserer eigenen Thätigkeit nicht zu eigener Erkenntniß und Entscheidung kommen würden, und endlich muß die auf diese bestimmte Entscheidung gegründete Erkenntniß der innern Uebereinstimmung unseres höchsten geistigen Wollens mit der göttlichen Offenbarung dieses Zeugniß beschließen.

2. Vergleichen wir aber das Zeugniß des Täufers, das er vor den Pharisäern ablegt, mit dem, das er seinen Jüngern ertheilt, so stimmen sie allerdings unter sich und mit dem ersten Zeugnisse dem Inhalte nach überein, sind aber hinsichtlich der äußern Gestaltung weit von einander unterschieden. So bestimmt die Hinweisung auf Christus den Jüngern gegenüber ist, so unbestimmt, allgemein und fast ausweichend spricht sich Johannes den Pharisäern gegenüber aus. Der Grund dieser von einander abweichenden Aussagen liegt allerdings in der Zurückhaltung, die der Antwortende der pharisäischen Frage gegenüber beobachten mußte. Aber auch für die Jünger hatte die erste Antwort ihre besondere Geltung und Bedeutung. Auch für sie war es nothwendig, daß das Zeugniß zuerst allgemein bloß die Aufmerksamkeit weckte, und erst wenn diese so weit entwickelt war, daß die Erkenntniß zur Entscheidung reif war, wurde ihnen auch das entscheidende Zeugniß der Wahrheit gegeben.

Auch dem Johannes wird die Erkenntniß in gleicher Weise übermittelt. Zuerst wird ihm gesagt: „über welchen du den Geist wirst herabkommen sehen, der ist es, der mit dem hl. Geiste tauft", und erst als er diese Voraussagung eintreffen sieht, ist er seines Glaubens vollkommen gewiß.

3. Ohne jene Voraussagung wäre das Herabkommen des Geistes

---

ich gesagt habe: Der nach mir kommen wird, ist vor mir gewesen; denn Er war eher, als ich." Ev. Joh. 1, 15.

[1] Ev. Joh. 1, 20. Vgl. VI. [2] Joh. 1, 29. Vgl. VIII.

kein bestimmtes Kennzeichen, und ohne die Bestätigung wäre die Voraussagung bedeutungslos für ihn gewesen. Beide Ereignisse gehören nothwendig zusammen. Darum mußte das Herabkommen des Geistes selbst für den Täufer eine bestimmte Gestalt annehmen, damit er diese leibhafte Erscheinung von Außen von einem bloß innern Vorgang als eine wirkliche Begebenheit unterscheiden konnte. An diese Unterscheidung ist jede wahre Erkenntniß und Ueberzeugung gebunden. Eine rein innere Offenbarung Gottes an die Menschen ist darum unzulässig, weil der Mensch ein bestimmtes Kennzeichen bedarf, um seine eigene Ansicht von göttlicher Offenbarung zu unterscheiden. Das ist das lebendigste Zeugniß der Fülle göttlicher Liebe, daß Er uns seine Offenbarung in außerordentlicher, unzweideutig göttlicher Weise geoffenbaret hat.

4. Dennoch ist ein großer Unterschied zwischen der Offenbarung, wie sie dem Täufer mitgetheilt wird, und der Mittheilung derselben an uns. Ihm werden eigene, nur ihm allein geoffenbarte Zeichen verkündet und ertheilt, weil er das Zukünftige erkennen, und für das, was erst kommen wird, öffentliches Zeugniß geben soll. Für uns aber ist die Offenbarung nichts Zukünftiges, sie ist eine wirklich vollendete Thatsache. Die Zeichen, die dem Johannes gegeben waren, sind auch für uns gegeben. Wir bedürfen nicht neuer Wunder und Zeichen zur Bestätigung dessen, was schon hinreichend bestätigt ist. Wer eine solche weitere und eigene Bestätigung der Offenbarung verlangt, will nicht diese selbst auf's Neue bezeugt, sondern will nur durch das Nichteintreten eines willkürlich verlangten zweiten neuen Zeugnisses das erste Zeugniß bestreiten und läugnen. Was kann das Wunder heutzutage anders bezeugen, als was es schon bezeugt hat? Was aber schon beglaubigt ist, bedarf keiner neuen Beglaubigung. Ist es dasselbe, was damals geschah, so ist es überflüssig; ist es ein anderes, so bedarf es eben wieder eines neuen Zeugnisses seiner Uebereinstimmung mit der schon beglaubigten Offenbarung.

5. Aber warum sollten wir nicht ebenso gut besondere Zeichen erwarten dürfen wie Johannes und seine Zeit? Weil wir in einer ganz andern Stellung sind, weil für uns diese Zeichen schon da sind. Wenn dem Täufer ein Zeichen gegeben wird, so ist es ihm nicht seinetwegen allein gegeben worden, sondern auch unsertwillen. Was für ihn geschehen ist, ist für das ganze Menschengeschlecht geschehen. Wenn der Einzelne für sich in besonderer Weise in Anspruch nimmt, was dem ganzen Geschlechte schon gegeben ist, so bezeugt er damit nur, daß er die gegebene Wahrheit und Liebe nicht annehmen will. Die Wunder göttlicher Erbarmung sind da für

immer und für Alle. Wer damit nicht zufrieden ist, ist hochmüthig, weil er will, daß Gott für ihn allein das ganze Erlösungswerk wiederholen oder ohne und außer der Erlösung zur Unterhaltung seiner Neugierde ihm ein Schauspiel von Wundern geben solle. Ein solches Begehren kann nur das Erzeugniß einer tiefen Verdorbenheit der Menschennatur sein.

6. Aber wenn wir auch weit entfernt sind von jenem Uebermuth des Unglaubens, der mit bewußtem Stolze Gott herausfordernd zu sagen sich getraut: entweder wirke mir ein eigenes Wunder oder ich glaube dir nicht, so sind wir dagegen ebenso oft in Gefahr, das Nämliche unbewußterweise und in anscheinend guter Meinung zu verlangen, wenn wir die Wirkung und Gnade des hl. Geistes nicht richtig erkennen.

Wo wir irgend im Zweifel sind, verlangt unser Herz nach einer gewissen Entscheidung, die uns zum Voraus des Erfolges sicher machen soll. Wir denken uns die Führung und Entscheidung des hl. Geistes nur gar zu gern als eine wundervolle und aller menschlichen Thätigkeit vorausgehende, statt zu erkennen, daß wir die Führung des hl. Geistes erst nach gemachter Erfahrung, nach durchgefochtenem Kampfe erkennen können. Wäre sie zum Voraus da, würde sie eben nicht mehr Entscheidung und Führung des Geistes sein.

7. Der Geist geht aus vom Vater und Sohn [1]. Wo irgend eine Bewegung in uns angeregt wird, ist diese entweder auf natürliche Weise entstanden, oder durch die Richtung des Willens auf die göttliche Gnade hervorgerufen worden. Beide Bewegungen gehören zusammen. Wenn der Wille auf die Gnade allein baut, so begehrt er ein Wunder und hört auf, Wille zu sein, denn es fehlt ihm die Kraft zum Handeln. Wenn die Bewegung des Willens aus der natürlichen Begierde und Sehnsucht allein hervorgeht, so fehlt ihr die höhere Beglaubigung und Heiligung. Darum führt diese letztere wohl zu Handlungen, aber nicht zu heiligen, und die erstere begehrt die Heiligung, aber ohne handeln zu wollen. Beide bleiben leer und werden sogar sündhaft, wenn sie in ihrem ausschließlichen Verlangen beharren. Der hl. Geist ist nicht in ihnen. Der hl. Geist wird erst da wirksam, wo das Verlangen nach Heiligung auf die vom Vater verliehenen Kräfte sich gründet, und die natürlichen Kräfte im Glauben an den Sohn ihre Heiligung suchen. Wenn der Vater nicht vom Sohn, der Sohn nicht vom Vater Zeugniß gibt, wenn nicht die Natur auf die Offenbarung, und die Offenbarung

---

[1] Vgl. LXXIII, 15, 16. LXXXIII, 4. XCVIII, 6—10.

auf die Natur der Dinge bezogen wird, kann das geistige Leben nicht offenbar werden.

8. Das gleiche Verhältniß tritt in jeder einzelnen Entscheidung des Willens zu Tage. Wenn der hl. Geist uns vor der Entscheidung bestimmte Zeichen gibt, so entscheiden nicht mehr wir, sondern der Geist. Unsere Freiheit ist dann wenigstens zum Theil aufgehoben und die selbstständige eigene Erfahrung ganz. Was wir auf diesem Wege erkennen, wird uns von Außen aufgenöthigt, ist aber nicht aus der Wechselwirkung unseres Wollens und Empfindens mit der Außenwelt hervorgegangen. Entscheiden wir aber ohne Hinblick auf den göttlichen Willen nur auf Grund unseres eigenen Wohlgefallens oder natürlicher Verhältnisse, so ist unsere Entscheidung keine von dem Geiste geheiligte. Wollen wir aber unsere Entscheidung dem Willen Gottes gemäß einrichten, so müssen wir wünschen, in jedem einzelnen Falle zu wissen, was Gott wohlgefällig ist. Beide Entscheidungsgründe scheinen sich einander auszuschließen, und doch können wir keinen von beiden aufgeben, ohne die Freiheit oder die Heiligung unseres Willens aufzugeben. Gerade auf dieser Wechselwirkung beider beruht das wahre geistige Leben. Es frägt sich also, ob und wie beide Forderungen sich mit einander vereinigen lassen. Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruches ist bei richtiger Prüfung der wahren Bestimmung des Menschen und des Verhältnisses seiner Freiheit zu seiner Natur nicht so schwierig, als es scheint.

9. Wenn wir irgend einen entscheidenden Schritt unternehmen wollen, dürfen wir da erwarten, daß der Geist uns besondere Anzeichen schicken werde? Wer einen bestimmten Stand ergreifen will, möchte allerdings wissen, ob ihn Gott dazu berufen hat, oder nicht. Wer irgend ein gutes Werk vollbringen will, möchte wissen, ob es wirklich Gott wohlgefällig ist, oder nicht. Wie soll er aber das wissen, wenn ihm der Geist nicht irgend ein besonderes Zeichen oder Merkmal gibt, woran er diese göttliche Entscheidung erkennen soll? Ist es denn nicht christlich und fromm, auf ein solches Zeichen zu warten? Ich sage: Nein. Denn *wir* sollen entscheiden, nicht Gott; *wir* sollen handeln, nicht Gott. Ist es uns aber, und das ist immer, wenn nicht irgend ein Werk, durch das Gott mit besonderer Absicht in den Gang der Begebenheiten eingreifen will, durch besondere göttliche Veranstaltung uns aufgetragen wird, ganz allein überlassen, die Entscheidung nach unserm Ermessen zu fällen, sind wir dann nicht jedem Irrthum hülflos überlassen? Ich sage: Nein. Denn im Allgemeinen können wir nicht irren, dafür haben wir die Gebote und

die Offenbarung. Im Besondern, z. B. bei Ertheilung eines Almosens, dem Ergreifen eines Standes, können wir zwar irren, d. h. das Verhältniß unserer Kraft zur Außenwelt falsch beurtheilen; aber vor der Möglichkeit dieses Irrthums kann uns kein Wunder bewahren. Daß wir unsere Kraft erproben, unsere Fähigkeiten irgendwie in Thätigkeit setzen, ist nothwendig, wenn wir uns derselben bewußt werden wollen. Die Thätigkeit selbst gibt erst das Leben und den Geist. Nur wo das Leben des persönlichen Geistes erwacht, kann auch der hl. Geist in ihm wirksam werden. Der hl. Geist kann also immer erst nach gemachter Erfahrung sich offenbaren.

10. Aber dann bedürfen wir ja des hl. Geistes gar nicht. Erfahrungen läßt uns die Welt in hinreichender Fülle machen. Das gibt sich von selbst. Doch mit Unterschied. Es kommt nicht auf die Erfahrung allein an, sondern auf die Art und den Erfolg. Wer bloß Weltklugheit will, der wird auch ohne den hl. Geist zum Ziele kommen. Es gibt eine natürliche Geistesschärfe, welche die Kinder der Welt oft und meistens klüger sein läßt, als die Kinder des Lichtes. Doch ermahnt uns der Herr auch zu dieser Klugheit.

Diese natürliche Geistesschärfe entsteht aus der lebendig bewegten Willenskraft in Wechselwirkung mit dem Leben. Eine solche lebendig bewegte Willenskraft steht auch dem frommen Christen gut. Sie ist sogar die Vorbedingung seiner Heiligung durch den Geist. Der Geist redet nur zum Geiste. Wo der Geist nicht lebendig wird, hat auch der hl. Geist keine Macht über den Menschen. Aber allerdings heiligt die natürliche Geistesschärfe nicht. Damit unsere Erfahrung uns wahrhaft heilige, muß sie auf die Tiefe der Offenbarung gerichtet sein.

Diese Art der Erfahrung, die wir im Geiste der Offenbarung Jesu Christi machen, ist nicht nach Außen, sondern auf uns selbst und in die Tiefe des innersten Lebens gerichtet. Sie soll uns nicht klug in der Welt, sondern weise in göttlichen Dingen machen. Indem sie uns zur tiefern Erkenntniß unser selbst führt, bahnt sie die rechte Erkenntniß Gottes in uns an, und indem diese im Geiste Christi in uns durch unsere gemachte innere Erfahrung lebendig wirksam wird, reinigt, verklärt und heiligt sie unsern Willen und alle unsere Kräfte. Auf diese Wirkung des hl. Geistes allein aber kann unser Verlangen gerichtet sein, wenn wir Seligkeit suchen, nicht auf vorausgehende Zeichen, die unsere Empfindung nicht innerlich erneuern und beseligen.

11. Das ist die Art, wie der hl. Geist einem Jeden sich offenbaren kann, und wie Er auch von Anfang an in der Kirche sich geoffenbart hat. Nicht daß Er den Kampf und die natürliche Bewegung abschneidet und unmöglich macht, nicht darin offenbart sich der hl. Geist. Zuerst muß der Kampf um die Wahrheit sich erheben, die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins an der Hand des Glaubens selbstständig sich ausbilden, dann kommt die Entscheidung des Geistes.

12. Der hl. Geist kommt überall, so wie ihn der Täufer gesehen, in Gestalt einer Taube. Wenn sein Kommen auch nicht die sichtbare Gestalt einer Taube zeigt, so ist doch die Art des Kommens dem Schweben der Taube vergleichbar. Die Erleuchtung und Heiligung fällt nicht mit einem Male vom Himmel, sondern sie kommt allmählich und leise, wie der Flug der Taube, sanft und schwebend. Sie kommt aber auch nicht mit Gewalt und in ungeheuren abenteuerlichen Gestalten, nicht in überspannten und schwärmerischen Uebertreibungen, sondern in einfacher, deutlicher, leichtfaßlicher und bekannter Gestalt. Was uns am nächsten liegt, das macht der Geist zum Ausdruck und Mittel seiner Offenbarung. Was uns menschlich und herzlich berührt, das wird sein Kleid. Die Taube, die unter den Bewohnern der Luft uns die bekannteste Erscheinung ist, der wir Zartheit und eine natürliche Zuneigung zum Menschen zuschreiben, ist das Bild dieses Erscheinens.

13. Dasselbe ist auch durch die übrigen Bilder angedeutet, welche die hl. Schrift vom hl. Geiste gebraucht, indem sie Ihn und sein Wirken mit dem Wehen der Luft, dem Quellen des Wassers, dem Erscheinen feuriger Zungen vergleicht.

Mit der Luft wird offenbar darauf hingedeutet, daß in Allem, was uns irgendwie von Außen berührt, und sollte es auch nur der leiseste Hauch sein, eine Anregung enthalten sein kann, die uns zu irgend einer geistigen Thätigkeit veranlassen will. Alles, auch das Fremdeste, das Widersprechendste, auch der Unglaube, der Leichtsinn, die Gedankenlosigkeit, die uns von Außen berührt, kann uns zur Verinnerlichung unser selbst veranlassen, denn „der Geist wehet, woher er will“ [1].

14. Ein Anderes ist die Empfindung dieser Bethätigung in uns. Diese wird mit dem Quellen des Wassers verglichen. Jede Bewegung, die in uns eingeht, wird zur Quelle des Trostes, der Erkenntniß in uns, wenn sie von der Tiefe der Offenbarung Christi ausgeht.

---

[1] Ev. Joh. 3, 8.

Was auf das Ewige geht, wird, sobald es nur wirklich in einer lebendigen Kraft in uns Boden gewinnt, auch zur Quelle des Lebens, die stets neu und unerschöpflich in uns quillt. Ob also unsere Entscheidung Gott wohlgefällig sei, hängt davon ab, daß sie auf das eigene innere Leben gerichtet ist, und daß sie hier das Unerschöpfliche und Ewige erfaßt.

15. Ist das, so wird das Leben, das in uns sich regt, sich innerlich über die natürlichen Bedingungen seines Anfangs erheben, und alles Natürliche und Irdische in diese neue Bewegung hineinziehen. Der gottgeweihte Wille wird auf das natürliche Leben zurückwirken, wird die Kräfte desselben verklären, vergeistigen und entflammen. Das Irdische wird sich erheben, wie die Flamme [1], und das Himmlische wird Gestalt und Ausdruck gewinnen in Wort und That. Das Wort wird Zeugniß geben nach Außen von dem Leben in uns; der Geist wird sich offenbaren in bestimmtem Bewußtsein, in feurigen Worten. Nur ist nicht jedes feurige Wort ein Wort des hl. Geistes; aber immer ein Zeugniß einer innern Bewegung. Wenn aber diese Bewegung bis zur Höhe der Offenbarung sich erhoben, und doch zugleich die ganze Tiefe der natürlichen Empfindung durchdrungen hat, dann ist sie Zeugniß des neuen Lebens, Flamme heiliger Begeisterung, Ausdruck eines höhern Geistes im Menschen.

16. In natürlicher Erweiterung des Seelenlebens, im Schlafe, Magnetismus und ähnlichen Vorgängen, treten oft äußere Zeichen und Vorhersagungen auf; aber sie machen den, dem sie gegeben worden, nicht freier und heiliger. Im geistigen Leben tritt oft eine gewisse Aufregung wie eine Flamme hervor, die mächtig ergreift, aber sie ist noch kein Zeichen der Heiligkeit des Geistes, der durch sie spricht. Wo aber beide zusammentreffen, und in der Liebe Christi sich verbinden, mag wohl auch das äußere Zeichen dem Geiste folgen. Das neue Leben im Lichte des Geistes ist selbst ein übernatürliches, wunderbares Leben, und das Wunder ist wieder natürliche Folge der innern Lebenserhebung. Das Wunder geht nicht voraus, sondern folgt. Der Heilige, den Gott begnadigt mit der Kraft, Wunder zu wirken, wird nicht hingehen in der Absicht, Wunder zu thun, sondern er wird seine Heiligung und Gottes Ehre suchen, und das Wunder folgt seinem Glauben und Wollen. Er ist aufgefordert, dieß oder jenes zu vollbringen, er ist im Begriffe zu beten, Kranke zu heilen, oder Aehnliches, und in diesem Beginnen wird die innewoh-

---

[1] Vgl. CXIV, 8.

nende Fülle des Lebens überströmend, das Göttliche wirkt durch ihn hindurch, und das Wunder des neuen Lebens in ihm, die Flamme des hl. Geistes wird sichtbar auch nach Außen.

17. Wo der Geist Wunder wirkt, thut er es gleichsam ohne seinen Willen. Er will nicht das Wunder, sondern das Leben. Nur wo dieses das äußere Zeichen erfordert, tritt das Wunder gleichsam als Ueberschuß des innern Lebens hinzu. Einfach, wie das Erscheinen der Taube, ist das Wirken des Geistes, einfach das Zeugniß des Johannes, einfach jedes Zeugniß der Wahrheit, und nicht bedürftig des Schmuckes und der Gewalt der Rede. Das Herz soll nicht bestürmt und zu außerordentlichen Entschlüssen fortgerissen werden. Die Wahrheit bedarf keiner gewaltsamen Mittel. Sie muß uns durch sich selbst gefallen. Unser Wille soll mit ganzer Freiheit derselben vertrauen, nicht überrascht und für den Augenblick überwältigt, sondern mit klarem Verständniß der Sache. Wie die Jünger des Johannes, sollen wir auf das einfache Zeugniß des Täufers: „Dieser ist's“ [1] dem Herrn nachfolgen und Ihn mit wahrer Begierde des Herzens nach Wahrheit fragen: „Wo wohnest du?“ [2] Und wenn es uns Ernst ist mit der Frage, werden wir auch aus seinem Munde die freundliche Einladung vernehmen: „zu kommen und zu sehen und bei Ihm zu bleiben“ [3].

X.

Text: „Des andern Tages stand Johannes wieder da, und zwei seiner Jünger bei ihm. Als er nun Jesum wandeln sah, sprach er: Siehe das Lamm Gottes! Und die zwei Jünger hörten ihn dieß sagen, und folgten Jesu nach. Jesus aber wandte sich um, und da Er sah, daß sie Ihm folgten, sprach Er zu ihnen: Was suchet ihr? Sie sprachen zu Ihm: Rabbi — das heißt Lehrer — wo wohnest du? Er sprach zu ihnen: Kommt und sehet es! Sie gingen also und sahen, wo Er sich aufhielt, und blieben diesen Tag bei Ihm. Es war um die zehnte Stunde. Andreas, der Bruder des Simon Petrus, war

---

[1] Ev. Joh. 1, 30. [2] Ev. Joh. 1, 38. [3] Ev. Joh. 1, 39.

einer von den Beiden, die das von Johannes gehört und Ihm nachgefolgt waren. Dieser fand zuerst seinen Bruder Simon und sprach zu ihm: Wir haben den Messias — das heißt Christus, den Gesalbten — gefunden, und er führte ihn zu Jesus. Da ihn Jesus sah, sprach Er: Du bist Simon, Jonas Sohn; du sollst Kephas — das ist Petrus — heißen. Des andern Tages wollte Jesus nach Galiläa gehen, da fand er den Philippus und sprach zu ihm: Folge Mir nach! Philippus war von Bethsaida, der Vaterstadt des Andreas und Petrus. Philippus fand den Nathanael und sprach zu ihm: Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetze, und die Propheten geschrieben haben, Jesum, den Sohn Josephs von Nazareth; und Nathanael sprach zu ihm: Kann denn von Nazareth etwas Gutes kommen? Philippus erwiederte ihm: Komm und sieh! Jesus sieht den Nathanael zu sich kommen und spricht von ihm: Sieh', ein wahrer Israelit, in welchem kein Falsch ist. Nathanael spricht zu ihm: Woher kennst du mich? Jesus antwortet und spricht zu ihm: Noch ehe dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaume warst, sah ich dich. Nathanael erwiedert und spricht zu Ihm: Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels. Jesus antwortet und spricht zu ihm: Weil Ich dir gesagt, daß Ich dich unter dem Feigenbaume gesehen, glaubst du schon? Du wirst noch Größeres als das sehen. Und Er sprach zu ihm: Wahrlich, wahrlich, Ich sage euch, ihr werdet den Himmel offen, und die Engel Gottes auf- und absteigen sehen über dem Menschensohne. (Joh. 1, 35—51.)

Inhalt: Die Berufung der Jünger, und insbesondere Nathanaels, als Vorbild der Führung aller Menschen durch Christus und die Kirche.

1. Wenn der dießjährige Kalender uns auf den Monat Juli eine totale Sonnenfinsterniß verkündet, die in einem Theile Spaniens sichtbar sein wird, so ist mit großer Sicherheit vorauszusagen, daß eine nicht geringe Zahl von Astronomen zu jener Zeit die Reise nach Spanien unternehmen werde, um dieses für Sternkundige so wichtige Ereigniß

zu beobachten, und Niemand wird sie darum tadeln wollen, daß sie ihrer Wissenschaft zu lieb die Beschwerden einer solchen Reise nicht scheuen. So lange die Welt steht und Menschen auf ihr leben, wird es auch solche geben, welche wichtigen Ereignissen und Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit weihen, und ihnen über die ganze Erde nachziehen. Gar Mancher macht eine Reise in ein fernes Land, um einen Berg oder Fluß, ein altes Gebäude oder Kunstwerk zu sehen, oder um einen kostbaren Stein, eine seltene Pflanze zu finden, und achtet nicht Beschwerden und Gefahren, um sein Verlangen nach Kenntnissen zu erfüllen. Die Beschwerden und Gefahren der Reise selbst haben für Manchen sogar einen gewissen Reiz. Sie erheben über das Alltägliche und Gemeine, geben dem Leben ein Interesse, machen den Menschen seiner Kraft und seines Willens bewußt. Das aber ist sein erstes und sein letztes natürliches Gut, seiner selbst und seines Wollens sich bewußt zu sein. Jedes Ziel, das er sich freithätig vorsteckt, ist für ihn schon ein gewisser Gewinn. Das eigentlich Beseligende aber ist, wenn dieses Streben das rechte Ziel findet.

2. Darin aber offenbart sich der Jammer unserer Zeit, daß dieses Ziel um so mehr sich zu verhüllen scheint, je strebsamer die Menschen werden. Des Ringens und Strebens, der vielfältigsten Thätigkeit war nie so viel, als heutzutage. Aber die Befriedigung an dem Errungenen hat nie so sehr gefehlt, als in unserer Zeit. Diese, wie es scheint, unnatürliche Erscheinung kann aber unmöglich einen andern Grund haben, als den, daß wir nicht nach dem rechten Ziele streben. Die Thätigkeit hat sich gemehrt, die Kräfte haben sich gesteigert, aber das Ziel ist uns abhanden gekommen. Wir suchen es mit allem Eifer, in allen Regionen, und rennen nach ihm in die fernsten Weltgegenden, und finden es nicht, weil wir es in der Ferne suchen, während es uns doch so nahe liegt, und das Nächste von Allem ist, was wir erfassen können.

3. Wie dieses Ziel zu erreichen ist, darauf weist uns der Evangelist in der wunderlieblichen Erzählung von der Erwählung der ersten Jünger Jesu hin. Schöneres, Tröstlicheres und Lehrreicheres können wir nicht leicht lesen, als diese einfache Erzählung. Schön ist die Pracht der über der dämmernden Welt aufsteigenden Sonne, schön die Fülle der aufblühenden Rose, aber das Schönste ist die aufblühende Gluth des Herzens, das zum ersten Male dem Sonnenlichte der Wahrheit die tiefe Neigung des Vertrauens erschließt. Dieses liebliche Aufblühen kindlich reiner Herzen unter dem Sonnenstrahl göttlicher Wahrheit und

Liebe schildert uns der Evangelist mit jener Zartheit, mit der nur Johannes schildern kann.

4. Wie schön und lieblich ist die kindlich fromme Schüchternheit der beiden Jünger des Johannes! Von dem Zeugniß ihres Lehrers angeregt, folgen sie dem Herrn in bescheidener Zurückhaltung und doch mit fest entschlossenem Sinne. Sie wagen nicht, sich Ihm vorzustellen, oder gar Ihn anzureden. Erst als Christus sich umwendet und sie fragt: „was suchet ihr?" da wagen sie die schüchterne Anrede: „Herr, wo wohnest du?" Wie anders ist es dagegen bei Petrus! Kaum hat ihm der Bruder von dem Messias geredet, so ist sein Feuergeist auch schon bereit, Alles zurückzulassen und Ihm zu folgen. Zu diesem Eifer des Petrus und jener Bescheidenheit des Andreas und Johannes kommt dann der Gehorsam des Philippus. Jesus findet ihn auf dem Wege, ruft ihm zu: „folge mir nach!" und Philippus gehorcht nicht nur, sondern will auch gleich den Nathanael bereden. So wird jeder Jünger auf andere Art berufen. Jedem begegnet die göttliche Mahnung in der ihm eigenen Weise.

5. So viel Naturen und Anlagen, so vielfach sind auch die Wege der göttlichen Mahnung und Führung zur Wahrheit. So verschieden aber auch die einzelnen Menschen sind, es werden doch alle von demselben Zuge der Wahrheit und Gnade berührt und geleitet, und bei Allen ist es die gleiche Eigenschaft, welche die wirkliche Erwählung entscheidet. Die feste Säule des wahren Berufes ist die Aufrichtigkeit des Herzens, wie sie uns der Evangelist an Nathanael schildert.

Jeder Mensch hat Stunden tieferer Empfindung und Rührung. In diesen Stunden der innern Anregung faßt er gute Vorsätze und ist zur Aufnahme jeglicher Wahrheit bereit. Was aber in diesen Stunden tieferer Empfindung in uns sich regt, wie selten kommt es zur Ausführung! Vorurtheile, Leidenschaften, selbstsüchtige Pläne und eitle Selbstzufriedenheit treten dazwischen, und die innere Bewegung bleibt fruchtlos. Nicht so bei Nathanael. Offenbar war in ihm bei dem Rufe des Philippus eine große innere Bewegung vorausgegangen. Der Augenblick unter dem Feigenbaum hatte das Innerste seines Herzens getroffen. Darum wird sein ganzes Wesen so bewegt, als ihm Christus von diesem Verweilen unter dem Feigenbaume spricht.

Aber auch dem Nathanael fehlen die Vorurtheile nicht. „Kann denn von Nazareth auch etwas Gutes kommen?" fragt er. Aber die innere Bewegung siegt. Er geht trotz seines Vorurtheiles, und findet,

was sein Herz in dieser Bewegung als das Wahre geahnt, findet mehr, als er gesucht und erwartet hat, und empfängt zugleich die Anwartschaft auf den Anblick einer geistigen Herrlichkeit, die das Gefundene noch weit übersteigen soll.

6. Was dem Nathanael gegeben und verheißen wird, wird auch uns von Gottes Liebe zugetheilt, sobald nur Nathanaels aufrichtige Gesinnung in uns die Oberhand gewinnt. Wenn des Glaubens und der Zufriedenheit so wenig und weniger, als zu andern Zeiten in unsern Tagen gefunden wird, so ist es nicht darum, weil dieser Ruf der göttlichen Liebe seltener geworden ist, als in den Tagen Nathanaels, sondern darum, daß wir über dem Lärm der Zeit die stille Mahnung der Liebe nicht vernehmen, weil wir über der allzu großen Strebsamkeit nicht Zeit finden, mit Nathanael unter den Feigenbaum zu treten, und der Sehnsucht nach dem Heiligen und Göttlichen Raum zu geben, und weil, wenn trotzdem die Stimme Gottes und ihre Mahnung manchmal diese äußere Unruhe übertönt, wir uns eigenwillig vor ihrem Ernste verschließen. Wir hören die Wahrheit nicht, und verstehen sie nicht, wenn wir sie hören, weil unser Herz zum Voraus von andern Dingen eingenommen ist.

7. Ich will es nicht versuchen, die tausend und aber tausend Vorurtheile und vorgefaßten Meinungen, welche uns hindern, die Wahrheit zu erkennen, aufzuzählen. Wer könnte ihre stets sich mehrende Zahl irgend im Einzelnen beleuchten? Aber den Grund und die Quelle aller unserer Vorurtheile können wir uns deutlich machen, denn alle stammen aus e i n e r Wurzel. Diese Eine Wurzel alles Unglaubens und alles Widerspruches gegen Gott und seine Offenbarung ist das eitle Wohlgefallen an uns selbst. Was wir immer suchen und anstreben, das wird uns zum trügerischen Scheinbilde, sobald wir unser eigenes Ich zum Mittelpunkte unseres Strebens erheben.

8. Sowie wir darum zum Voraus unsere besondere und eigenwillige Anforderung an die Lehre oder an das Leben machen, haben wir einen Vorhang vor unser geistiges Auge gebreitet, der uns verhindert, das Wahre zu sehen. Wir verlangen damit, daß wir eine bestimmte, aus unserm Zustande hervorgegangene Anforderung an die hl. Schrift, an die christliche Lehre, an die Predigt, oder auch an andere Geistesprodukte machen, meistens das Unmögliche, jedenfalls aber das Unzuträgliche und Verkehrte. Denken wir uns nur ein halbes Dutzend Zuhörer eines Predigers, so wird von diesen Jeder seine eigene Stimmung, Forderung und Erwartung mitbringen. Der Eine will Gemüthliches, der Andere scharfe

und kräftige Ermahnungen, der Dritte Beweise, der Vierte wohltönende Redensarten, der Fünfte einen gewissen Schwung und feurigen Vortrag, und so Jeder etwas Anderes. Welcher Prediger ist im Stande, allen verschiedenen Anforderungen genug zu thun? Und wenn es sich nun trifft, wenn eine Predigt gerade nach unserm Sinne ausgefallen ist — was haben wir damit gewonnen? Meistens ist diese die am allerwenigsten zuträgliche für uns. Wenn wir hören, was wir schon wissen, und erhalten, was wir schon haben, welchen Zuwachs haben wir in unserm Innern dadurch gewonnen? Ist nicht gerade das das Gefährlichste für uns, in unserer eigenen Einseitigkeit bestärkt zu werden? Wenn wir nur hören wollen, was wir gerne hören, ist damit nicht unsere eigene Schwäche genährt? Was ist dem verkehrten Herzen lieber, als in der eigenen Ansicht bestärkt zu werden? und was ist gefährlicher für uns, als diese Steigerung des Eigendünkels? Wohin führt das zuletzt, als zu dem einfachen Schlusse, daß wir allein und überall Recht haben, und daß es keine Belehrung mehr für uns gibt, weil wir uns selbst für die einzigen Besitzer der Wahrheit halten? Was man immer den so in sich und mit sich Zufriedenen sagen mag, wird umsonst sein. Entweder werden sie zum Voraus verwerfen, was nicht mit ihrer Ansicht übereinstimmt, oder sie werden höchstens zugeben, daß der Andere vielleicht Recht haben könne, aber eben nur von seinem Standpunkte aus, während sie von dem ihrigen aus ebenso Recht haben. Kann sein — wird es höchstens heißen — daß das Alles richtig ist, aber ich kann es nicht glauben, nicht annehmen, ich habe nun einmal meine Ansicht, und bei dieser bleibe ich, man mag dagegen einwenden, was man will. Damit sind wir am Ende aller Wahrheit. Für diejenigen, die so fühlen und denken, — und leider ist die Zahl derjenigen, die so denken, die größte — gibt es überhaupt keine Belehrung, keine Wahrheit, keine weitere Erkenntniß mehr. Sie sind todt dem Geiste nach, sind der Erkenntniß, der Wahrheit und Gnade Gottes abgestorben [1].

9. Aber auch wer noch nicht so weit von der Wahrheit abgekommen ist, wird doch durch die Forderung, nur das, was seinem Sinne und Geschmacke zusagt, annehmen zu wollen, sich der rechten Freiheit berauben. Alle wahre Erkenntniß beruht auf eigener Thätigkeit. Das, was von Außen kommt, müssen wir stets erst in unsere Weise übertragen

[1] Vgl. CXIX, 6—8 und 15.

und übersetzen. Dadurch wird es erst unser Eigenthum. Gottes unmittelbarste Offenbarung kann uns keine lebendige Erkenntniß mittheilen ohne diese eigene Mitwirkung in der Aufnahme göttlicher Offenbarung. Dadurch, daß wir von dem, der Zeugniß gibt für die Wahrheit, verlangen, daß er unserer Stimmung und unserm Vermögen entspreche, geben wir ja selbst zu, daß kein Mensch etwas begreifen oder begreiflich machen könne, ohne es in seine eigene Weise zu übersetzen. Was wir für uns fordern, das müssen wir auch dem Andern zugestehen. Mußte der Redende sein Zeugniß durch Uebertragung in seine Weise gewinnen, so kann er es auch nur in dieser Form verkünden, und wir müssen die gegebene Form mit dem Inhalte zugleich in Empfang nehmen, und lernen eben dadurch den Inhalt von der Form unterscheiden, und die Sache selbst dadurch erkennen, daß wir die Form des Gebenden in die unseres Empfangens übertragen.

10. So hat jeder Mensch, jede Zeit, jedes Volk seine Form. Diese ist nicht überall und nicht zu allen Zeiten die gleiche, und kann es nicht sein. Aber nicht so die Wahrheit. Diese ist immer dieselbe. So ist die frühere Zeit der christlichen Entwicklung von der unsern verschieden, der Form nach. Vieles war vor Jahrhunderten unentbehrliche Form, was wir jetzt in anderer Gestalt leichter begreifen. Vieles, worauf wir Antwort bedürfen, war in frühern Jahrhunderten gar nicht in Frage gestellt, und Vieles hat damals die Gemüther bewegt, was uns gleichgültig oder fremd ist. Aber was damals beseligte dem Wesen nach, das ist auch für uns Grund aller Beseligung und Heiligung geblieben. Nur müssen wir, um dieß zu erkennen, nach dem Wesen selbst fragen, und uns nicht von den Vorurtheilen der Menschen und Zeiten beirren lassen.

11. Besonders heutzutage ist diese Aufmerksamkeit auf das allein Wesentliche vor Allem nothwendig. Gar Vieles hat die Geschichte an's Licht gefördert, dessen Zusammenhang und Bedeutung wir im Einzelnen nicht gleich einsehen können. Unendlich Vieles haben die Naturwissenschaften zu Tage gebracht, was wieder mit diesen und jenen Fragen zusammenhängt. Wer kann alle diese neu aufgetauchten Fragen mit einem Male beantworten? Und wenn wir es könnten, in Hinsicht auf die schon vorhandenen, würde nicht jeder Tag und jede Stunde wieder neue Fragen und neue Zweifel gebären? Wenn wir warten wollen, bis alle diese Fragen im Einzelnen gelöst sind, werden wir niemals zu jener Erkenntniß gelangen, die allein über die Seligkeit des gegenwärtigen und künftigen Lebens entscheiden kann. Auf diesem Wege der

Untersuchung des Einzelnen, die höchste Wahrheit finden wollen, heißt das Schwerste, wenn nicht das Unmögliche anstreben.

12. Das kommt mir vor, als wenn Jemand ermahnt wird, zur Kirche zu gehen, und er redet sich darauf aus, daß er nicht gerade hin könne. Erst um dieses Eck und um jenes Haus herum zu gehen, das finde er zu unpraktisch. Man müsse das mit der Zeit einsehen, und das, was im Wege steht, wegräumen, damit man fein gerade in die Kirche komme. Eher aber wolle er nicht hin, bis man auf dem geraden Wege hinkomme. Oder wenn Einer auf einen Berg will, und verlangt, daß zuvor die vielen Felsen hinweggeschafft werden sollen, die ihm im Wege stehen. Daß diese Beiden nicht an's Ziel kommen, darüber kann kein Zweifel sein; weil sie nicht zu demselben kommen wollen. Dieses Nichtwollen tritt am allermeisten in der Religion hervor. Die Hindernisse, welche hier dem Suchenden in den Weg kommen, sind nicht wirkliche, sondern eingebildete und selbstgeschaffene. Der Eine stößt sich an ihm unverständlichen Stellen der hl. Schrift, der Andere an kirchlichen Einrichtungen, ein Dritter an unangenehmen Geboten, und indem Jeder das Einzelne zum Gegenstande seiner Vorwürfe macht, thut er es eigentlich nur, um die ganze Religion von sich abzulehnen. Wer solche Ausreden sucht, will nicht ein gegebenes Ziel erreichen, sondern nur das, was er erreicht hat, als das einzig richtige Ziel für sich und Andere erklären. Der Weg gefällt uns nicht, also auch das Ziel nicht. Wollen wir stets nur das Ziel, das an dem Wege liegt, der uns zu gehen angenehm ist, so kommen wir sicher nicht zum rechten Ziele. Wer die Nebendinge erforscht und das Wesentliche darüber vergißt, ist wie Jemand, der, statt an dem Wohlgeruch der Rose sich zu erfreuen, die Rose wegwerfen wollte, um den Stiel zu behalten, und von diesem den Wohlgeruch zu verlangen, den nur die Rose geben kann, und welcher nun der Rose den Wohlgeruch abspricht, weil der Stiel, den er in der Hand behalten hat, nicht riecht; oder wie Einer, der an dem Ziele, das er suchen will, vorbeigeht, und hernach sich wundert, daß er es mit allem Forschen nicht mehr finden kann, weil er nicht begreift, daß wer einmal an dem rechten Punkte vorüber ist, sich nur um so mehr von der Wahrheit entfernen müsse, je weiter er in der eingeschlagenen falschen Richtung fortgeht.

13. An diesem einzigen Punkte, an den sich alle Erkenntniß der Wahrheit knüpft, gehen wir aber vorbei, sobald wir nicht das Nächste suchen. Das nächste Ziel für unser Streben ist aber, das höchste Ziel zu wissen, bei welchem unser Leben endlich anlangen soll. Wissenschaft und Kunst

mag schön und lehrreich sein, aber das Nächste ist es nicht. Zu wissen, wie die frühern Zeiten waren, und welche Wunder die Natur uns schauen läßt, mag interessant und wichtig sein, aber das Nächste ist es nicht. Das Nächste ist dem Menschen die eigene Seele und deren Seligkeit. Uns selbst und das Bewußtsein unser selbst können wir nie aufgeben. Was also immer als erstes Ziel uns vor Augen stehen muß, das ist die Frage um das höchste Ziel unseres Lebens, um die Bestimmung unserer Seele. Das höchste Ziel und Gesetz unserer Freiheit aber ist die Liebe. Die höchste Liebe aber ist auch die höchste Seligkeit.

14. Wenn wir aber das höchste Ziel alles Strebens kennen, und zu dem einzigen und nächsten Ziel der Freiheit durch diese Freiheit selbst schon geführt werden, so bedürfen wir ja keines andern Führers, sondern wissen vielmehr aus uns selbst, was uns zum Heile dient. Allerdings wüßten wir das, wenn wir die Liebe, welche alle Freiheit vollendet und allein wahrhaft beseligt, aus uns selbst erkennen und das Gesetz, wie den Inhalt der wahren Liebe ohne höhere Offenbarung finden könnten. Allein das Menschenherz sucht zwar Liebe und bedarf sie zu seiner Beseligung, aber hat und kennt dieselbe nicht von Natur aus. Die Liebe muß ihm erst offenbar werden, wenn es dieselbe ihrem wahren Wesen nach erkennen soll. Die wahre Liebe kann nur Gott allein den Menschen offenbaren, denn nur Gott allein kann lieben, weil Er allein in der unendlichen Vollkommenheit und Seligkeit seines Wesens Allen Alles mit freier Gnade gibt und geben kann. Alle Geschöpfe aber kennen durch ihre eigene Natur nur das Verlangen, die Begierde, die Sehnsucht nach einem höhern Gut, aber nicht dieses höhere Gut selbst, nicht die in sich reiche, selige Liebe. Die höchste Liebe ist die Liebe Gottes zu den Menschen, wie sie der Sohn Gottes geoffenbart[1]. Eine höhere Liebe ist nicht möglich, als jene, welche Christus verkündet und gegeben. Sie ist das Höchste und zugleich das Nächste für Jeden. Diese Liebe ist Allen nahe, Allen erreichbar, Allen Vorbild des seligen Lebens. Sie ist unsere wahre und einzige Führerin zur Seligkeit.

15. Indem aber die Liebe Christi im Allgemeinen das höchste und einzige Ziel alles menschlichen Strebens zeigt, sind durch sie alle einzelnen Fragen des Lebens in ihrem letzten Ziele gelöst. Darum aber hört das

---

[1] „Darin besteht die Liebe nicht, daß wir Gott geliebt, sondern daß Gott uns zuvor geliebt, und seinen Sohn gesandt hat zur Versöhnung unserer Sünden.“ 1 Joh. 4, 10.

Leben nicht auf, den Beruf zu haben, auf Grund dieser höchsten Lösung aller Lebensfragen und der Erlösung aus der natürlichen Verlassenheit von Gott durch Christus alle einzelnen Aufgaben der Zeit und der natürlichen Kräfte einer besondern Lösung entgegenzuführen. In diesen einzelnen Lebensfragen ist ein wesentlicher Zusammenhang. Keine kann ohne die nothwendigen Vorbedingungen zur Erfüllung kommen. Es muß eine fortdauernde Lebensgemeinschaft Aller, welche im Geiste Christi dieser Aufgabe sich unterziehen, bestehen, damit der Einzelne in Kraft dieser Lebensgemeinschaft durch die Verbindung mit dem Ganzen vor Willkür und Irrthum gesichert sei, und seine besondere Leistung im Leben durch jene Verbindung ergänzt und fruchtbar werde für ihn und für Alle. In dem Zusammenhange mit Allen ist das, was schon erreicht ist, stets der Grund zu neuem Erwerbe und die Richtschnur für jeden lebendigen Fortschritt. Ohne diesen Zusammenhang ist der Fortschritt unmöglich oder verderblich für den Einzelnen. Im lebendigen Zusammenhange mit der von Christus gegründeten Kirche aber haben alle gesonderten Leistungen Raum und finden ihre geeignete Stelle. Im Zusammenhange mit dem in der Kirche lebenden Geiste Christi ist allein das Ziel der Wahrheit und Seligkeit sicher zu erreichen. Aber gerade gegen die Leitung der Kirche ist der Widerspruch und das Vorurtheil der Meisten am meisten erregt.

16. Sowie man die Kirche nur nennt im Zusammenhange mit der göttlichen Liebe, tauchen bei Vielen alle die Schaudergeschichten auf, welche eine der Kirche und dem Christenthum feindliche Zeit über dem Andenken an die frühern Jahrhunderte des kirchlichen Lebens zusammengehäuft hat, werden in manchen Köpfen all' die Schreckgestalten von Bann und Interdict, von Inquisition und Scheiterhaufen lebendig, mit deren Schilderung ein großer Theil der modernen Literatur sich in den Eifer gegen das finstere Mittelalter und die Barbarei der Kirche jener Zeit hineinphantasirt. Was kann man nun solchen Vorwürfen gegen die Kirche entgegnen? Denen, die einmal in solchen Einbildungen befangen sind, kann man gar nichts antworten. Schon die Art der Vorwürfe macht die Widerlegung unstatthaft. Wer lästert, will keine Wahrheit. Er ist mit dem Urtheil fertig, ehe er fragt. Wer schon mit dem Gedanken des Angreifens und der Anklage auftritt, ist gar nicht in der Stimmung, die Wahrheit zu vernehmen. Jede Geschichte trägt das Gesicht des Geistes, der sie zusammenstellt. Auch handelt es sich gar nicht um die geschichtliche Frage. Wenn es uns Ernst ist um die Wahrheit, was geht

uns das Mittelalter an? Haben wir für Jene zu sorgen, die damals gelebt, oder für uns selbst? Handelt es sich darum, vergangenen Jahrhunderten zu lehren, was sie hätten thun und glauben sollen, oder handelt es sich nicht vielmehr darum, zu wissen, welcher Weg uns zur Seligkeit führt? Wenn aber dieß, warum gehen wir nicht einfach auf dem geraden Wege zu jenem höchsten Zielpunkte alles Lebens, zu der Erkenntniß göttlicher Offenbarung und Liebe weiter?

Wenn Gottes Liebe sich offenbarte, weil sonst die Menschen nichts von dieser Liebe wissen konnten, und diese Offenbarung fort und fort verkündet werden soll, so bedarf es einer Kirche. Diese muß sichtbar sein, muß ununterbrochen von den Aposteln her fortdauern, muß organisch in sich geordnet und gegliedert sein, damit sie diese Aufgabe erfüllen könne. Das wissen wir. Darnach ist leicht zu erkennen, welche Eigenschaften diese Kirche im Allgemeinen haben muß. Haben wir das erkannt, wird sich alles Uebrige aus dem Verhältnisse der Menschen und Zeiten leicht in seinem rechten Sinne erkennen lassen.

17. Zuerst müssen wir mit Nathanael erkennen und bekennen, „daß Christus der Sohn Gottes der König des neuen Israels ist" [1]. Haben wir dieß Eine Höchste erkannt, wird sich alles Uebrige leicht hinzufinden, sobald wir nur unsern Blick unverwandt auf die Sache selbst heften, und den wechselnden Vorurtheilen kein Gehör geben. Sowie wir das einmal wahrhaft und lebendig erkannt haben, daß Christus allein der König des Herzens, der Heiland der Welt, der Sohn Gottes ist, wird auch die Geschichte von Ihm Zeugniß geben und die Natur. Die Geister der Zeit werden sich loslösen von ihren Formen, und in ihrer wahren Bedeutung sichtbar werden; „wir werden den Himmel offen, und die Engel Gottes auf- und niedersteigen sehen über dem Menschensohne."

XI.

Text: „Am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Da es nun an Wein mangelte, sprach die Mutter Jesu zu Ihm: Sie haben keinen

[1] Ev. Joh. 1, 49.

Wein mehr. Jesus erwiederte: Weib, was geht das mich und dich an? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter den Aufwärtern: Was Er euch sagt, das thut! Es standen nun sechs steinerne Wasserkrüge da, zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon jeder zwei bis drei Maß hielt. Da sprach Jesus zu ihnen: Füllet diese Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis oben an. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpfet nun daraus und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten's. Da nun der Speisemeister das Wasser kostete, das zu Wein geworden war, sprach er: Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, und den schlechten dann erst, wenn sie getrunken haben, du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Mit diesem Wunderzeichen zu Kana in Galiläa machte Jesus den Anfang, um seine Herrlichkeit zu offenbaren, und seine Jünger glaubten an Ihn." (Joh. 2, 1—12.)

Inhalt: Ueber die Vergänglichkeit der irdischen (Hochzeits-) Freuden, und die Erlangung unvergänglicher Seligkeit durch Erfüllung des vorgezeichneten irdischen Berufes.

1. Merkwürdig bleibt es jedenfalls, daß Christus seinen erhabenen Erlöserberuf und die Reihe seiner Wunderwerke mit dem Erscheinen auf einer Hochzeit und der Verwandlung von Wasser in Wein beginnen wollte. Je auffallender diese Handlung Christi zu sein scheint, um so mehr fordert sie uns zum Nachdenken über ihre Bedeutung auf. In diesem Denken unterstützt uns die Lebendigkeit der Erzählung, welche uns unmittelbar in die Mitte der Begebenheit versetzt, und uns an den Gefühlen der bei derselben Gegenwärtigen den lebhaftesten Antheil nehmen läßt. Wir können uns ohne besonders lebhafte Einbildungskraft doch leicht das Gefühl der Brautleute und Gäste vergegenwärtigen, wenn die Freude des Festes auf ihrer Höhe mit dem Rufe unterbrochen wird: Es ist kein Wein mehr da!

Nicht die Größe der Noth ist das Drückende derselben. An der Noth, die wir kommen sehen, auf die wir vorbereitet und gerüstet, die wir vielleicht sogar gewöhnt sind, tragen wir nicht so schwer. Aber die Noth mitten im Jubel und Ueberfluß, die trägt sich schwer. Die Noth, die wir nicht heimlich für uns auszutragen haben, die wir vielmehr

öffentlich verkündigt sehen, als Schauspiel für Jedermann, die Noth, durch die auch Andere leiden, die Noth, zu der auch noch Beschämung und Sorge für Andere hinzukommt, die trägt sich am schwersten. Allerdings ist auch diese nicht selten.

2. Es ist die alte und ewig neue Geschichte des menschlichen Lebens, daß uns mitten in der Freude der Jammer an die Nichtigkeit des Lebens und seiner Freuden mahnt. Der erste Theil der Erzählung des Evangelisten ist dem Wesen nach einfach und allbekannt. Gerade darin aber liegt das Lehrreiche und Bedeutsame derselben. Die einfachsten Ereignisse sind gerade die lehrreichsten. Alle noch so verwickelten Verhältnisse setzen sich aus sehr einfachen Anfängen zusammen. Wer diese einfachen Grundverhältnisse recht versteht, hat den leitenden Faden zur Lösung der verwickeltsten Lebensverhältnisse in der Hand. Darum muß man gerade das Einfachste am sorgfältigsten untersuchen. Das Einfachste ist das Tiefste und Gewaltigste. Alles Große, Mächtige, Schöne ist einfach. Was der Evangelist erzählt, begegnet uns in anderer Gestalt alle Tage, und wir erkennen es in seinem wahren Verhältnisse nur darum nicht, weil wir auf das Aeußerliche und Zufällige, nicht aber auf das Wesentliche zu sehen gewohnt sind.

3. Wie viele Hochzeiten werden nicht gefeiert, bei welchen auch, wie zu Kana in Galiläa, der Wein ausgeht! Jede neue Lebensgestaltung, an welche wir die Hoffnung auf eine neue, schöne Zukunft anknüpfen, ist eine Hochzeit. Wer ein Amt erhält, einen Beruf antritt, ein Studium ergreift, eine neue Verbindung irgend einer Art eingeht, feiert im Herzen ein Fest, eine Hochzeit. Die Freude aber, mit der wir jeder neuen Lebensverbindung entgegensehen, das ist der Wein, den der Geist trinkt, und von dem er nur allzu leicht trunken wird, so daß wir uns nur allzuleicht in der Freude übernehmen und darüber verlernen, die Bedeutung der ersehnten Stunde richtig zu beurtheilen. In einem solchen Augenblicke, der eine neue Lebensaussicht eröffnet, überschätzt der Mensch nur allzu gern sich und die Verhältnisse. Er trinkt den Wein der Freude — aber wie lange dauert es, und die Freude verliert sich, der Wein geht aus!

Mit Freude tritt so mancher Mensch in den Ehestand, aber wie bald verschwindet die Freude, und wie oft verwandelt sie sich in Noth und Jammer! Mit Freude tritt Mancher seinen Beruf an, und träumt und hofft sich Großes, was er wirken werde, und denkt, die Welt habe nur auf ihn gewartet, um sich mit einem Male umkehren zu lassen.

Aber wie lange dauert der frohe Traum, und die Hoffnungen zeigen sich als eitle Phantasien! Mit welchem Eifer tritt so mancher junge Priester in's Leben! Welch' schöne Wirksamkeit hofft er sich auf der Kanzel, in der Schule, am Krankenbette! Wie eifrig greift er sein Bekehrungswerk an! Aber wie lange dauert es, und es geht ihm zu langsam, er wird matt und lässig in der Erfüllung eines Berufes, der mit seinen Hoffnungen von glänzenden Erfolgen nicht gleichen Schritt hält, oder ein blinder Eiferer, der nicht aus Liebe zu den Menschen, sondern aus eitler Voreingenommenheit für den eigenen Weg alle Welt zwingen will, gerade so zu denken, zu fühlen, zu handeln, wie es seiner von den eigenen Verdiensten eingenommenen Selbstüberschätzung gefällt! Die Freude des Berufes ist verschwunden, und nur die gehässige, innerlich verbitterte Leidenschaftlichkeit ist geblieben.

4. Woher kommt es, daß alle diese Freuden nicht von langer Dauer sind? Ist es die Veränderlichkeit der menschlichen Natur, die uns so bald an Allem satt werden läßt? Ich glaube vielmehr, es ist die Unveränderlichkeit dieser Natur, d. h. die Sehnsucht nach dem Ewigen, Unveränderlichen ist das, was diese Veränderung bewirkt.

Weil der Mensch nach einer fernen, unbekannten Welt und Seligkeit sich sehnt, ergreift er alles Neue mit solcher Begierde. Das Neue scheint ihm das Wahre, weil er das Wahre eben noch nicht kennt. Daher läßt der Mensch so leicht sich täuschen, und hält das Neue für das Unveränderliche und Ewige selbst, für den Anfang jener Seligkeit, die das Herz in keinem Augenblicke des veränderlichen Lebens rein und ganz empfindet und nach der es doch unabänderlich sich sehnt. Aber gerade die Täuschung in dieser Erwartung ist die gefährlichste von allen. Indem der Mensch die vergängliche Freude für die unvergängliche nimmt, und das Irdische mit dem Himmlischen verwechselt, wird er irre an sich und seiner wahren Bestimmung. Der Feind, den wir kennen, ist uns weniger gefährlich, als derjenige, den wir nicht kennen, und am gefährlichsten ist uns derjenige, den wir für unsern Freund halten.

5. Indem der Mensch seine Sehnsucht nach Glück und Seligkeit mit der Sehnsucht nach seiner ewigen Bestimmung verwechselt, befestigt er sich dadurch am allermeisten in jener Selbstsucht, welche ihn unfähig macht, wahre Liebe und wahre Seligkeit zu finden und zu empfinden. Indem er die Selbstsucht in seine Zukunft einträgt, trägt er die verzehrende Flamme, die das Haus seiner Freude zerstören muß, mit in seine Zukunft ein. Ein jeder Blick auf die Quelle jener Freude, mit

der die Menschen einen neuen Stand antreten, kann uns überzeugen, wie sie die Ursache des schnellen Verfalles der Freude selbst in ihre Zukunft eintragen.

Wer in den Stand der Ehe tritt, was begehrt er von seinem Stande? Genuß, Bequemlichkeit, Versorgung, oder diesem Aehnliches. Der Mensch heirathet, um, wie er meint und hofft, glücklich zu werden. Wenn aber jeder Theil von dem andern verlangt und begehrt, daß das Andere ihn glücklich mache: wer soll dann das ersehnte Glück gewähren? Jedes fordert, und Keines will geben; Jedes verlangt von dem Andern, daß es ihm diene, will aber nicht selbst den eigenen Willen dem Andern zum Opfer bringen, wo es dieses Opfers zur Erhebung des eigenen Herzens bedürftig wäre. Jedes will Recht haben und damit hat Jedes Unrecht, denn Jedes sucht in dem Andern die Ursache seiner Unzufriedenheit und der getäuschten Erwartung, und Keines will diese Ursache in sich selbst finden; Selbsttäuschung und immer größere Mißkennung der wahren Ursache alles Glückes und Unglückes, aller Zufriedenheit und Unzufriedenheit, und somit immer größere Mißstimmung ist dann die nothwendige Folge dieses ersten Mißverstandes.

Dasselbe ist der Fall bei jedem Amte. Das Amt ist uns anvertraut, damit wir Gelegenheit haben, Andern dadurch zu dienen. Wer aber ein Amt sucht, sucht es in der Regel, eben weil er das Amt *sucht*, statt sich vom Amte suchen zu lassen, um Fortkommen, Ehre oder Beförderung dadurch zu erlangen. Er will nicht dem Amte und nicht in dem Amte den Menschen dienen, sondern er will, daß das Amt ihm diene zur Erreichung irgend eines eigenen selbstgewählten Zweckes. Wenn nun Jeder nur sich dienen will, und verlangt, daß alle Andern ihm dienen, so verletzt nothwendig Jeder den Andern an der allerempfindlichsten Stelle, und wird selbst von Andern wieder verletzt, wo es ihm am empfindlichsten ist. Wie kann ein Glück von Dauer sein, welches auf freiwillige Täuschung gegründet werden soll? Ist durch eine Anstellung, die wir erhalten, ein Wunsch unseres Herzens erfüllt, und wir haben in diesen Wunsch nicht die Sehnsucht, Gott und dem Nächsten dienen zu wollen, und nicht die aufopfernde Liebe hineingelegt, so wird der erfüllte Wunsch zum Vater von tausend andern Wünschen, die nicht erfüllt werden, welche die Freude der Erfüllung des Einen Wunsches mit der Trübsal tausend unerfüllter Wünsche verbittern.

6. Darum ist es natürlich, daß sehr bald die Freude verschwindet und das Leid an seine Stelle tritt. Aber es ist nicht bloß natürlich,

sondern nothwendig, wenn der Mensch seinen Irrthum und die Quelle aller Täuschung in der Selbstsucht erkennen und die Sehnsucht nach bleibender, unvergänglicher Seligkeit unterscheiden lernen soll von der Sehnsucht nach Erfüllung auf das Vergängliche gerichteter Wünsche. Wir müssen einsehen lernen, daß das Herz nicht durch die Pforte des Genusses und der selbstsüchtigen Begierde zur wahren Freude und Seligkeit eingeht, sondern daß nur durch Opferung der Eigenliebe die wahre Liebe und nur durch wahre Liebe die wahre Zufriedenheit und wahre Freude erworben werden kann. Wenn die Sonne des Glückes auf ein von selbstsüchtigen Begierden erfülltes Herz scheint, so werden die Dünste der Eitelkeit, der Genußsucht, der blinden Leidenschaft aus dem Herzen um so dichter sich erheben, je kräftiger die Lust das Herz erwärmt, und dem Auge des Geistes den Anblick der Sonne des Lichtes, und der richtigen Erkenntniß der ewigen Ursache aller wahren Freude immer mehr verhüllen. Wenn die Nebel der irdischen Begierde zu schwer werden, wenn sie in den Regen der Thränen des Leides sich auflösen, dann wird manchmal der Anblick nach Oben wieder frei und helle. Auf dieses Leid, das zur Reinigung des innern Menschen dient, deuten die Wasserkrüge hin, von denen der Evangelist redet. Es ist nothwendig, daß überall, wo die irdische Freude einkehrt im Herzen, überall, wo das Herz auf Erden eine Hochzeit feiert, die Wasserkrüge des Leides zur Reinigung von der irdischen Begierde dabei stehen; denn so lange das Gefühl nicht von der Selbstsucht und der natürlichen Begierde gereinigt ist, kann der Mensch auch die Wahrheit und den Frieden des Geistes nicht finden. Wie aber die Wasserkrüge auf die Reinigung des Herzens von dem Staube des irdischen Wünschens und Genießens hinweisen, so bezeichnet das Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein die Umwandlung der menschlichen Natur selbst durch den Glauben an Christus.

7. Jeder einzelne Umstand in der Schilderung dieser Umwandlung des Wassers in Wein ist ein bedeutungsvolles Merkmal der Umwandlung der natürlichen Kräfte des Menschen in ein höheres übernatürliches Geistesleben durch den Glauben an Christus und durch den Kampf dieses Glaubens und die in diesem Glauben thätige, durch Mühe und Leiden geläuterte Liebe. Ist es aber überhaupt schwer, die Wahrheit der hl. Evangelien zu erklären, zu einer Zeit, wo die Hörer des Wortes Gottes zu Richtern, und die Stühle der Kirche zu Richterstühlen geworden zu sein scheinen, so ist es wohl am allerschwersten, von dieser Begründung einer tiefern Erkenntniß der Wahrheit christlicher Offen-

barung auf die höhere Ausbildung und Entfaltung natürlicher Anlagen gerade jetzt zu reden, wo die Einen des Glaubens sind, daß man die rechte Erkenntniß haben könne ohne Glauben, die Andern, daß man den rechten Glauben haben könne ohne Erkenntniß. Um so weniger dürfen wir die Stimme des Evangeliums überhören, die uns so bestimmt und entschieden darauf hinweist, daß die Erfüllung eines den Menschen von Gott auferlegten Berufes die nothwendige Vorbedingung ist, damit die Wunder der göttlichen Gnade an uns offenbar werden können. Von dem Beruf, der uns durch unsere natürliche Befähigung auferlegt ist, spricht das Evangelium, wenn es heißt: „Füllet diese Krüge bis oben an.“

Der irdene Krug des natürlichen Berufes muß angefüllt werden, ehe Christus sein erstes Wunder wirkt. Das Wasser aber ist das Bild des irdischen Strebens. Wenn wir studiren, um den Geist mit natürlicher Erkenntniß zu erfüllen, so ist das allerdings noch nicht das rechte überirdische Geistesleben. Aber es ist doch schon geistiges Leben. Die natürlichen Anlagen sind durch unsere Anstrengung gleichsam flüssig gemacht. Alle Bildung, alle Wissenschaft der Erde ist Wasser im Verhältnisse zur wahren Erkenntniß Gottes. Aber dennoch werden wir den Wein höherer Erkenntniß, den Gott in der Offenbarung geben will, nicht kosten, wenn wir nicht zuvor die natürlichen Gaben des Geistes ausgebildet haben, wenn wir nicht zuvor das Wasser der irdischen Arbeit in den Krug des Lebens geschöpft. Dem irdischen Berufe zu genügen, im Gehorsam gegen den Willen Gottes die Kräfte des Geistes anzubauen, den Verstand, das Herz, den Willen zu bilden mit den auf Erden dazu uns angewiesenen Mitteln, das ist des Menschen Aufgabe. Er soll das Irdische vergeistigen, damit Gott das Geistige segne, heilige, verwandle.

8. Das Wasser zu schöpfen, ist des Menschen Aufgabe, es in Wein zu verwandeln, das ist das Wunder des Herrn. Ist aber das Wasser, welches von Christus in Wein verwandelt wird, ein Symbol der menschlichen Natur und der natürlichen Gaben des menschlichen Lebens überhaupt, so bezeichnen die steinernen Krüge, in welche das Wasser geschöpft wird, den bestimmten Beruf des einzelnen Menschenlebens. Der Beruf gibt, um den beweglichen, flüssigen Willen des Menschen in eine feste Lebensaufgabe zusammenzufassen, die bestimmten, festen Grenzen, welche der Mensch nicht überschreiten soll. Der einzelne Mensch kann den Umkreis des ihm zugetheilten Lebenskreises nicht mit Gewalt durchbrechen, aber er kann und soll innerhalb der ihm angewiesenen Lebenskräfte frei-

thätig wirken und handeln. Weil aber kein Mensch die Grenzen der menschlichen Natur überschreiten und durch eigene Kraft ewiges und unsterbliches Leben gewinnen kann, so folgt von selbst, daß alles Irdische und Natürliche erst einer göttlichen Offenbarung bedarf, damit es einen übernatürlichen Anhaltspunkt, eine himmlische Bedeutung gewinne. Diese Veränderung des natürlichen Lebens zu einem übernatürlichen Glaubensleben nun wird durch das vom Evangelisten erzählte Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein bezeichnet. Diese Umwandlung wirkt allein die Gnade Gottes im Glauben an Christus. Es ist das erste Wunder, durch das seine Herrlichkeit uns offenbar wird, und das Vorbild aller Wunder; denn alle Wunder sind nichts Anderes als Offenbarungen der Herrlichkeit des Herrn und der Wandlung des irdischen Lebens und der irdischen Gestalt desselben in etwas Ueberirdisches und Himmlisches.

Es bleibt darum immer die unerläßliche Aufgabe des Menschen, daß er seine irdischen Anlagen ausbilde, daß er seinen irdischen Beruf erfülle, daß er die Krüge mit Wasser fülle, damit das Wunder der Wandlung in seinem innern Leben durch Christus offenbar werden kann. Darauf bezieht sich die doppelte Mahnung des Evangeliums, sowohl die erste aus dem Munde der Mutter des Herrn: „Was Er euch sagen wird, das thut!" wie die zweite aus dem Munde Jesu: „Füllet diese Krüge bis oben an!"

9. Wie aber das Symbol des Wassers in dieser Erzählung bedeutsam ist, so ist auch die Zahl der Krüge nicht ohne solche symbolische Bedeutung. „Es standen aber sechs steinerne Wasserkrüge da", sagt der Evangelist. Die Zahl sechs ist überhaupt eine in jeder Hinsicht bedeutungsvolle Zahl. Sie bezeichnet in ihrem einfachen Verhältnisse zu den übrigen Zahlen schon die vollkommene Abgeschlossenheit und allseitige Begrenzung der einfachen Elemente des Zählens und Messens. Sie ist das Maß aller Abgrenzung und der vollkommenen Gestalt jeder meßbaren Größe. Sobald wir von einem Mittelpunkte aus einen Kreis verzeichnen und diesen Kreis nach allen Seiten abgrenzen, so entsteht von selbst, wie in den Bienenzellen, das Sechseck. In diesem Sechseck ist dann ebenso wieder jede einzelne Linie der andern vollkommen gleich, und ebenso ist jedes der sechs Dreiecke, aus welchen die ganze Figur besteht, dem andern und jede Linie in diesem Dreiecke der andern gleich. Das gleiche Verhältniß hat es mit der Zahl sechs selbst. Sie ist die einzige Zahl, in welcher die einfachsten Elemente des Zählens, die Eins, Zwei

und Drei, ein Produkt geben, welches der Summe derselben vollkommen gleich ist.

10. Nicht so deutlich, wie in der Zahlen- und Größenlehre, tritt dieses Verhältniß in der Natur und Geschichte hervor. Dennoch ist es überall vorhanden, und wir begreifen viele entscheidende Ereignisse der Geschichte, sowie die Produkte der Natur und die Abschnitte des Lebens viel leichter und besser, wenn wir dieses Grundverhältniß aller natürlichen Vollendung als Maßstab anlegen. Die Zahl der Schöpfungsperioden, welche Moses als sechs Schöpfungstage bezeichnet, ist keineswegs eine zufällige und bedeutungslose. Vielmehr ist die Gestaltung alles Seins und Lebens nothwendig auf dieses Verhältniß angewiesen, und was Moses von der Schöpfung der Erde erzählt, ist das für alles Werden geltende allgemeine Gesetz. Wenn er verkündet, wie zuerst Licht und Finsterniß überhaupt sich scheiden müssen, damit ein besonderer Erdkern entstehen kann; wie nach dieser Scheidung eine weitere Trennung des Verhältnisses der abgesonderten Elemente in ein oberes und unteres Reich, in die Wasser ober der Veste und unter der Veste eintritt; damit endlich drittens auf der festen Erdrinde Land und Wasser sich scheiden, so ist damit der erste und ursprünglichste Zustand der Erde und seine Entwicklung in den allgemeinsten Grundrissen angegeben. Darauf folgt dann von selbst die Bestimmung des festen Verhältnisses dieses neugebildeten Erdkörpers zu den übrigen Gestirnen, und die in ihm selbst beginnende Entfaltung des Lebens in den aus dem Wasser und von der Erde lebenden beseelten Wesen, welche sich am sechsten Tage endlich mit der Schöpfung des Menschen abschließt und das Werk der sechs Schöpfungsperioden vollendet.

11. Mit der Schöpfung des Menschen beginnt dann eine neue Zeit. Das natürliche Leben erhält einen Mittelpunkt im menschlichen Bewußtsein. Die persönliche Freiheit übt ihre Kraft an der Natur, und mit dieser Bethätigung der Freiheit beginnt die Geschichte. Mit dem Eintritt des Menschengeschlechtes in die Natur erhält diese eine andere Bestimmung. Ihre Lebenserweiterung ist nun geendet, damit die menschliche Freiheit ihre Thätigkeit entfalten kann. Die Schöpfung steht von nun an stille, und wiederholt in regelmäßig wiederkehrenden Zeitabschnitten ihren geordneten Umlauf. Dagegen fängt das neue Leben der geschichtlichen Fortbildung des menschlichen Geschlechtes seine Entwicklung an und schreitet in regelmäßigen Entwicklungsperioden durch die Zeiten fort. Das Gesetz des Werdens und Entstehens, welches die Natur beherrscht,

liegt auch der Geschichte zu Grunde und wird in jedem einzelnen Menschenleben wie im Leben der ganzen Menschheit offenbar. Durch das Gesetz wird aber die persönliche Freiheit des Einzelnen nicht vernichtet, sondern erst offenbar. Die Offenbarung, wie das Bewußtsein dieser Freiheit, hängt gerade von jenem Bestande eines allgemeinen und unveränderlichen Naturgesetzes ab.

Jeder Mensch ist vermöge seiner Freiheit ein einzelnes für sich bestehendes persönliches Wesen, aber er führt durch diese Freiheit selbst ein Doppelleben. Das natürliche Leben geht seinen regelmäßigen Gang. Der Wille aber bildet sich aus den Fähigkeiten dieses Lebens seine eigenen Absichten und baut aus dem Gebrauche der ihm zu Gebot stehenden Mittel ein eigenes Reich und einen besondern persönlichen Charakter. Nach der Reihenfolge der Schöpfungstage geht auch diese Bewegüng fort. Der neugeborne Mensch lernt zuerst sich von seiner Umgebung unterscheiden und seinen eigenen Willen kennen, erster Lebenstag; dann wird ihm die Beziehung dieses Willens zu einem höhern göttlichen Gesetze offenbar, zweiter Lebenstag; endlich muß auch im Gebrauch der eigenen Natur eine feste, bleibende und eine bewegliche, gleichsam flüssige Seite des Charakters sich ausscheiden, dritter Tag. Ist dann der Mensch zu jenem Punkte des Lebens vorgeschritten, bei welchem seine natürlichen Anlagen ihren Abschluß finden, so wendet sich sein Wille nach Außen. Er sucht einen bestimmten Zweck des Lebens, er sucht einen eigenen Beruf, um den seine einzelnen Pläne und Thätigkeiten, wie die Planeten um die Sonne, sich bewegen, vierter Tag; aus dieser Bethätigung der Kräfte nach einem bestimmten Lebensplane geht dann erst das rechte bewußte Leben hervor, in welchem der persönliche Wille nicht mehr von dem unerfüllten Verlangen der Natur vorwärts getrieben, sondern von bewußter Absicht angeregt wird. In dieser letzten Lebensbildung wird er zunächst wohl auch in dem Berufe im Allgemeinen seinen Charakter bilden, fünfter Tag; dann aber zu ganz bestimmten eigenen Anschauungen und Plänen vorwärts gehen, und den eigenen Charakter und Lebensplan als den einzig entscheidenden Anhaltspunkt für seine Thätigkeit gelten lassen, sechster Tag. Damit ist dann der Charakter vollkommen fertig. Ob im Guten oder Bösen, das ändert die Sache nicht, denn wenn es einmal dahin gekommen ist, daß wir Alles, was wir thun, nach diesem eigenen Maßstab allein bemessen, dann hört die freie Bewegung mehr oder weniger auf, und es tritt eine gewisse Unbeweglichkeit und Ruhe ein.

12. Was Moses von der Schöpfung erzählt, findet sich also in ähnlichen Verhältnissen an der innern Gestaltung des menschlichen Charakters und findet sich in ebendenselben Verhältnissen in der Geschichte der ganzen Menschheit und jedes einzelnen Volkes wieder. Viele Gelehrte und tiefsinnige Männer haben die Perioden der Geschichte in ihrer Aehnlichkeit mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte nachzuweisen gesucht, und sich vielleicht in einzelnen Bestimmungen geirrt. Die Gliederung des ganzen Baues der Weltgeschichte nach diesem Gesetze tritt aber immer deutlicher hervor, je tiefer wir überhaupt in das Wesen und den Geist der Geschichte eindringen. Vielleicht scheint es überflüssig und ungeeignet, in der Erklärung eines Wunders Christi und einer evangelischen Erzählung auf die Natur und Geschichte hinzuweisen, weil die verschiedenen Reiche des Lebens ihren eigenen Gesetzen unterworfen sind, und durch Verwechslung derselben miteinander nur Verwirrung, aber nicht Belehrung entsteht. Aber die Verwirrung hat ihren Grund nur in der Verwechslung, die Verwechslung aber in der Unkenntniß, und gerade, um diese zu entfernen, ist der Vergleich der verschiedenen Gebiete des Lebens nothwendig. Wir würden uns selbst und die Welt besser kennen und eher bessern können, wenn wir stets das Verhältniß der einzelnen Vorgänge zu dem allgemeinen Gesetze des Lebens richtig beurtheilen und bemessen lernen möchten. Gerade dieser Abschnitt des Evangeliums aber deutet auf ebenso tiefe, wie leicht verständliche Weise auf den innern Zusammenhang aller Gnaden und Wunder mit der Natur hin und macht die Erkenntniß des Erlösungsberufes Christi selbst von diesem Verhältniß abhängig.

13. Was aber im Allgemeinen über das Gesetz des Lebens durch die Sechszahl der Wasserkrüge angedeutet ist, das wird noch bestimmter hinsichtlich des innern Lebens und der Wiedergeburt in Christus durch das Gebot des Herrn: „Füllet diese Krüge mit Wasser an!" ausgesprochen. Wie die Taufe das Sacrament der Wiedergeburt ist, so ist die innere Wiedergeburt auch wieder durch die Reinigung des Herzens im Wasser der Thränen und des Erdenleides allein möglich. „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen", ward dem Adam gesagt, und „in Schmerzen sollst du deine Kinder gebären", der Eva [1]. In Schweiß und Thränen, mit Wehen und Schmerzen muß jedes neue Leben im Geiste des Menschen geboren werden. Das Maß des Leidens

[1] 1 Mos. 3, 16—19.

aber ist durch die Zahl der Krüge angedeutet. Es liegt zuerst die Schwüle des Erdenlebens dumpf und heiß und schwer auf jeder Seele, die ihres ewigen Zieles nicht vergessen hat. Das Leben selbst ist eine schwere Last, die auf den Rücken des Menschen gelegt wird, so daß er keuchend und von Schweiß triefend seinen Weg durchwandelt. Das schwere Gewand des Leibes, das den unsterblichen Geist beengt, ist selbst schon eine Last für den Geist, die er nur mit Beschwerde und heißer Mühe durch das Leben schleppt. Diese allgemeine Noth des Lebens selbst ist der erste von den sechs Krügen. Aber nicht die allgemeine Last der Erde allein drückt auf den freien Geist, einem Jeden ist noch sein besonderes Tagwerk auferlegt. „Im Schweiße des Angesichtes müssen wir den Acker des Lebens bauen." Ob wir geistig essen wollen, ob leiblich, wir müssen uns unser Brod verdienen im Schweiße des Angesichtes. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Nur mit saurer Mühe läßt sich die Nahrung des Geistes gewinnen. Die sich so gerne gehen lassen, in Alles nur so oberflächlich hineinsehen, ohne auch das Geringste nur bis zum Grunde erschöpfen zu wollen, weil sie die Mühe scheuen, welche jede Gründlichkeit erfordert, die werden nie vom Brode des Lebens ersättigt. Nur im Schweiße der Arbeit wird die Nahrung des Geistes gewonnen. Das ist der zweite Krug, den der Mensch anfüllen muß bis oben. Noch schwerer aber liegt das Gefühl der Verlassenheit von Allem, was der innern Sehnsucht genügen kann, auf der Seele. Getrennt von ihrem Ursprung fühlt sie die ganze Qual des verlassenen, einsamen Zustandes. Sich selber überlassen, die doch nicht von sich selber ist und nicht sich selber halten kann, stürzt sie in sich zusammen, und Leib und Seele zittert in Angst. Die Krankheit, die Fieberhitze des Lebens durchschauert das Gebein, und die Furcht des Todes endet nur mit dem Schweiße der Todesangst auf der Stirne des Sterbenden, und das ist der dritte Krug, den der Mensch zu füllen hat im Leben. Wie der Mensch drei Krüge anfüllet mit dem bittern Schweiße des Lebens, so muß er die andern mit dem Wasser der Thränen, die das Leben aus den Augen und aus dem Herzen preßt, füllen, damit das Maß der irdischen Reinigung voll werde bis oben. Die Thräne ist das Zeugniß der Menschlichkeit [1]. Die erste Thräne aber, die der Mensch weinen muß im Erdenleben, bis er gelernt hat, seinem Eigenwillen entsagen, ist die Thräne, welche die Bitterkeit uns auspreßt, die der eigene Wille im Zusammenstoße mit der

---

[1] Vgl. LVIII, 2—16.

äußern Umgebung empfindet. Des Menschen Herz ist schwach und eigensinnig zugleich, und die Thräne ist das Bekenntniß seiner Schwäche. Wo ist der Glückliche, der sie nicht geweint, die bittere Thräne der Täuschung und des Verlustes? Bitterer aber als die Thräne der Entsagung ist die Thräne der Reue und des innern Schmerzes, wenn wir empfinden, daß wir der Lüge und der Sünde Zeit und Kraft, Herz und Liebe hingeopfert, das herrlichste, heiligste Gut des Herzens verkannt, verachtet, beleidigt haben. Eine andere, schönere und doch rein menschliche Thräne ist die Thräne des Mitgefühls, des traurig und freudig bewegten, gerührten Herzens. Das höchste, letzte Zeugniß der menschlichen Schwäche und zugleich der höchsten menschlichen Kraft ist diese Thräne der Rührung. Es ist der sechste Krug, der, wenn er angefüllt ist, das Wunder der Wandlung des Herzens zur nächsten Folge hat. Diese Thräne erst, wenn sie aus wahrer Nächstenliebe fließt, gibt uns die Gewißheit, daß derjenige, der das Wasser in Wein verwandelt auf der Hochzeit zu Kana, auch unsere Thränen verwandeln werde in den Wein der ewigen Seligkeit.

14. Wie die Sonne im Thau sich spiegelt und ihn mit Farben schmückt, so spiegelt sich die Kraft des Glaubens, die Sonne des geistigen Lebens in den Schweiß- und Thränentropfen der ermüdeten und weinenden Seele. Nur wer im Namen des Herrn die Mühsal des Lebens getragen, der hört und versteht und vertraut auch auf die Stimme desjenigen, der Allen zuruft: „Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken" [1]. In dem Leiden selbst ist schon der Anfang des Trostes. Daß wir das Leid der Erde fühlen, ist schon ein Zeugniß, daß die Seele, welche das Leiden kennt, auch die Freude und Seligkeit empfinden kann. Je tiefer die Seele das Eine empfindet, desto höher steigt auf der andern Seite ihre Empfänglichkeit für den Trost des Glaubens und der göttlichen Liebe; je mehr wir die Schwäche der Natur empfinden, je schwerer wir an dem Kreuz des Lebens tragen, desto mehr steigert sich die geistige Kraft und das Vertrauen auf ein übernatürliches freies Leben für, mit und in Gott.

Je schwerer die Last des Lebens auf unsern Schultern liegt, um so leichter wird es uns, dem Vergänglichen zu entsagen, um so mächtiger wird die Sehnsucht nach einem bessern Leben. Mit der Mühe, die wir

---

[1] Matth. 11, 28.

auf jede Aufgabe des Lebens, auf jedes einzelne Werk des Willens und Geistes verwenden, wird auch der Geist um so tiefer in den Inhalt eindringen, und die in demselben verborgene Nahrung und Kräftigung der Erkenntniß und Uebung der Tugend gewinnen. Wer den Acker des Geistes baut im Schweiße seines Angesichtes, wird auch von dem Brode des Lebens essen und gesättigt werden. Alles oberflächliche Vorübergehen an der Tiefe des Inhaltes, alles leere Wünschen und Hoffen, den Kern des Lebens ohne Anstrengung und Mühe gewinnen und genießen zu können, führt lediglich zu immer größerer Ruhelosigkeit, Armuth und Noth des Geistes. Die Angst des Geistes vermehrt sich mit dem eitlen Bestreben, derselben durch irdische und sinnliche Lust sich zu entziehen. Wer den Schmerz und die Last des Lebens nicht zu ertragen die Kraft hat, hat auch nicht die Fähigkeit, seine ewige Freude und Lust zu verstehen. Wer dem Tode nicht in's Gesicht sehen mag, sieht auch nicht das Auge und Licht des Lebens, das hinter dem Tode uns anlächelt und die Nacht der Zukunft erleuchtet. Die Mühe des Lebens, die Thräne des wahren Gefühles gibt erst Zeugniß von dem wahren Leben, von der Kraft des Willens, von der Fähigkeit der Liebe zum Ewigen. Aber nur Christus allein vermag diese Mühe und dieses Leid in wahre Freude zu verwandeln. Alles Leben bleibt in seiner Natur, bis durch die Verbindung mit einem höhern eine neue Lebenskraft in dasselbe eingeführt wird. Indem der eingeborne Sohn Gottes in der menschlichen Natur wiedergeboren wird, kann auch der Mensch in seinem Geiste wiedergeboren werden.

15. Die natürliche Bedingung dieser Verwandlung von Seite des Menschen aber ist die Taufe der Wiedergeburt im Wasser der Thränen. Die Reinigung des Herzens im Wasser der Thränen ist das einzige Mittel der wahren Beseligung. Das sind die Wasserkrüge des Evangeliums, die bis oben angefüllt werden müssen, wenn das Wunder der Wandlung des Wassers des natürlichen Lebens in den Wein der übernatürlichen Liebe und Freude offenbar werden soll. Nicht in der Freude erprobt sich das rechte Vertrauen, sondern im Leiden. Wenn unsere Freude und unsere Kraft uns verlassen, wenn unsere Umgebung und die übrige Welt uns mißkennt und keinen Rath und Trost mehr für uns weiß, wenn Gottes Hülfe selbst uns vergessen zu haben scheint, dann gilt es, festzuhalten an dem Worte Mariens: „Alles, was er euch sagen wird, das thut.“ Jeder Leidenskrug muß angefüllt werden, und jeder derselben mißt zwei bis drei Maß, d. h. das Maß der Reinigung

muß alle natürlichen Stufen durchlaufen, bis der ganze Mensch von aller irdischen Täuschung gereinigt ist, und dieser Stufen sind zwei oder drei.

16. Die erste Stufe dieser Verlassenheit ist das Gefühl der Unzulänglichkeit unserer eigenen Kraft, die zweite Stufe die Verlassenheit von der Welt und den Menschen; die dritte Stufe das Gefühl der Verlassenheit von Gott. Wer nie die Unzulänglichkeit der eigenen Kraft gefühlt im Leben, der hat überhaupt das Leben noch nicht kennen gelernt. Jede noch so leichte Berührung unserer Bestrebungen durch die Macht der Krankheit, der Feindseligkeit der Elemente oder der Verhältnisse läßt uns diese Ohnmacht fühlen. Innerlich aber fühlt sie derjenige recht, der irgend ein hohes Ziel zu erreichen strebt. Je schöner und edler das Ziel, desto weniger reicht unsere Kraft hin, es zu erreichen. Erst wenn wir erkannt haben, daß wir aus eigener Kraft allein nimmermehr das höchste Ziel erreichen, daß das, was wir uns selbst verdanken, nichts werth und uns am rechten Fortschritt hinderlich ist, so lange wir auf uns vertrauen; erst wenn wir die volle Ohnmacht unseres Willens gefühlt haben, ist der Anfang zu einer wirklichen Lebenserneuerung in Gott gefunden. Je mehr der Mensch das innere Leben sucht, um so weniger achtet er aber des äußern Scheins und um so leichter wird er auch von Andern in seinem Streben mißverstanden. Kein Mensch versteht den andern ganz. Keiner kann den andern vollkommen trösten, noch weniger aber dem andern thatsächlich helfen. Der einzige wahre Tröster ist der hl. Geist. Damit wir seinen Trost suchen lernen, ist es nöthig, daß uns die Menschen verlassen, uns ihren Trost entziehen. Aber nicht nur, daß uns bei jedem wahren Streben nach Wahrheit und Seligkeit unsere eigene Kraft verläßt, nicht nur, daß die Menschen uns keine Hülfe geben können oder wollen, auch Gott läßt uns oft lange rufen, bis Er uns erhört, so daß wir zweifeln möchten, ob Er uns hört, ob Er uns helfen will und kann, ob Er sich überhaupt der Menschen erbarmt. Dann kommt eine Angst, ein Gefühl der Verlassenheit über den Menschen, das unbeschreiblich ist. Aber dann ist auch Gott mit seiner Hülfe am nächsten, dann stehen wir an der Pforte seiner Wunder.

Wer diese zwei- und dreifache Hülf- und Trostlosigkeit nicht empfunden, nicht diese gänzliche Verlassenheit ertragen und doch im Vertrauen auf die göttliche Verheißung festgehalten hat, der hat auch den Wein der beseligenden Kraft des Glaubens nicht gekostet.

17. Jeder Glaube muß sich erproben. Nicht die Bequemlichkeit,

sondern der Kampf ist das Zeugniß des lebendigen Glaubens. Nicht der todte Glaube, sondern der lebendige macht selig. Wer die Wissenschaft, den Weg der Erkenntniß, gewählt, um seinen Glauben lebendig zu machen, der muß diesen Weg auch zu Ende gehen. Wer nicht ringen will mit dem Unglauben der Zeit, der wie ein starker Gewaffneter sein Haus, die Gegenwart, bewacht, bis er ihn überwunden und ihm seine Waffenrüstung genommen hat, dem fehlt der Muth des Glaubens; wer nicht an seiner Aufgabe arbeiten will, bis das vorgeschriebene Maß angefüllt ist, dem fehlt der Gehorsam gegen das Gebot des Herrn, und das Vertrauen auf Gott und die Wahrheit der göttlichen Offenbarung. Je mühsamer der Kampf, desto größer der Sieg. Auch die natürlichen Bedingungen des Glaubens durch die Mühe und Arbeit müssen erfüllt, die Krüge bis oben angefüllt sein, ehe das Wunder der Gnade eintreten, ehe die natürlich erworbene, unter Sorgen, Thränen und Noth aller Art errungene Erkenntniß in den lautern Wein himmlischer Erleuchtung verwandelt werden kann.

18. Wie aber auch immer die Prüfung sei, die Selbstentäußerung, der Kampf allein führt zur Freude und Beseligung. Wer in der Ehe, im Amte oder irgendwo glaubt, ohne Opferung seiner Selbstsucht das Ziel zu erreichen, der täuscht sich bitterlich. Der Mensch muß das volle Maß der Selbstüberwindung durchkosten, muß den Krug der Reinigung bis oben füllen, ehe der Heiland sein Wunder vollbringen, seine Herrlichkeit an ihm offenbaren kann. So lange der Mensch seine Verherrlichung sucht, kann Christi Macht und Herrlichkeit nicht an ihm offenbar werden. Nur wer in dem natürlichen Berufe, in aller Freud- und Trostlosigkeit desselben dennoch ausdauert, wer nicht die eigene Bequemlichkeit, Lust und Ehre sucht, sondern Christi Gnade und seligmachende Wahrheit, und Alles erfüllt, was ihm auferlegt ist, an dem wird auch des Heilandes Macht und Herrlichkeit offenbar werden.

XII.

Text: „Darnach ging Er nach Kapharnaum hinab; Er, seine Mutter, seine Brüder und seine Jünger; aber sie blieben daselbst nur einige Tage. Es war das Osterfest der Juden nahe, und Jesus ging nach Jerusalem hinauf. Daselbst fand

Er, daß Einige im Tempel Ochsen, Schafe und Tauben verkauften, und daß Wechsler da saßen, und Er machte eine Geißel aus Stricken und trieb sie Alle zum Tempel hinaus, sammt den Schafen und Ochsen; Er verschüttete das Geld der Wechsler, und die Tische stieß Er um; zu den Taubenhändlern sprach Er: Fort von dieser Stätte! machet das Haus meines Vaters nicht zu einem Kaufhause.“ (Joh. 2, 12—16.)

Inhalt: In der Erzählung von der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel werden durch die Ochsen, Schafe und Tauben die natürlichen Anlagen des Menschen vorgebildet, die, Gott zum Opfer dargebracht, zur wahren Freiheit verklärt werden, zu irdischen Zwecken gebraucht aber zu thierischen Trieben herabsinken.

1. Im raschen Gange der Erzählung führt uns der Evangelist fast unmittelbar von der Hochzeit zu Kana in Galiläa auf das Osterfest nach Jerusalem, und erzählt uns gleich nach dem Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein die Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel. Dem Evangelisten Johannes gilt der geistige Zusammenhang mehr, als das äußere Verhältniß von Raum und Zeit. Die gegenseitige dogmatische Beziehung der Begebenheiten aufeinander ist das innere Band, mit welchem er die scheinbar entferntesten und verschiedenartigsten Begebenheiten verknüpft. Der Grundgedanke, welchen Johannes im Laufe seiner Erzählung festhält, ist der einer geistigen Wiedergeburt des natürlichen menschlichen Strebens im Geiste der Gnade und Erlösung durch Christus.

2. Wie die Erzählung von der Hochzeit zu Kana und der Verwandlung des Wassers in Wein uns zeigen will, daß Christus der durch Leiden gereinigten Sehnsucht des Menschen den Wein des höchsten geistigen Trostes in den Wundern seiner Gnade gewährt, so läßt uns die Erzählung von der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel erkennen, daß nicht der Ort heiligt und reinigt, sondern die Gesinnung, daß bei einer Hochzeit die Wunder der göttlichen Gnade offenbar werden können, während selbst in den Tempel Gottes die weltliche Gesinnung sich einschleichen kann. Derselbe Heiland, der auf einer Hochzeit Wunder wirkt, damit die Freude des Festes nicht gestört und die Milde und Güte Gottes offenbar werde, treibt diejenigen, welche unter dem Scheine, dem Dienste Gottes die Opfergaben bereit halten

zu wollen, ihren Gewinn und Vortheil suchen, mit strafender Hand aus dem Tempel.

3. Handel und Wandel ist an seinem Orte nothwendig und recht, in den Tempel Gottes eingeführt aber Entheiligung. Geld und Gut, und mehr noch Wissenschaft und Kunst, sind, an ihrer Stelle gebraucht, vielleicht vortreffliche Mittel zur Erreichung guter und heilsamer Absichten. Sie selbst sind aber nicht an sich heilig und gut, sondern können auch zu höchst unheiligen Absichten mißbraucht werden. Was aber bloßes Mittel zum Zwecke ist, darf nicht selbst zum Zwecke gemacht werden. Wer es versucht, begeht einen Raub an der höhern Bestimmung des Menschen. Was an sich recht und klug ist, wird unrecht und thöricht, sobald es seiner zugehörigen Bestimmung entzogen wird. Was klug ist in Hinsicht auf ein vergängliches Ziel des irdischen Lebens, ist nothwendig Thorheit, wenn es in dem gleichen Sinne auf das Ewige angewendet wird. Ebenso gilt der wahre Verstand des ewigen Lebens der Erde für Thorheit. Beide Gebiete müssen nach einem verschiedenen, ja entgegengesetzten Maßstabe bemessen werden.

Auch in dieser Hinsicht berühren sich die Gegensätze. Was natürlich recht und gut ist als Bedingung und Mittel des irdischen Lebens, kann zum Heile, aber auch zum Verderben gereichen. Darum ist jener Gemüthszustand für den Menschen so gefährlich, in welchem sich der natürliche Drang von der freien heiligenden Liebe zum Höchsten noch nicht ausgeschieden hat, in welchem der Mensch sich über seinen wahren Zustand täuscht, weil seine Gesinnung von dem Beisatz irdischer und selbstsüchtiger Neigung noch nicht gereinigt ist. Gar leicht ist der Mensch in diesem Zustande vor der geistigen Wiedergeburt in Christus mit sich selbst zufrieden, hält seine verkehrten Neigungen für Vorzüge und seine wirklichen Fehler sogar für Tugenden. Was aber immer der Mensch in dieser weltlichen, auf Eigenliebe und Selbstsucht gegründeten Gesinnung vollbringt, ist dem Reiche Gottes fremd, auch wenn es in seiner äußern Erscheinung recht und gut ist, und selbst als Gottesdienst erscheint.

4. Auch die Handelsleute im Tempel zu Jerusalem konnten sagen: was thun wir Unrechtes? unterstützen und erleichtern wir mit unserm Handel nicht das Opfer und den Gottesdienst? Und doch bindet der Heiland Stricke zusammen und jagt sie zum Tempel hinaus. Warum? doch wohl nicht um ihrer Tugend und Gottseligkeit willen? sondern weil er jene verderblichste aller Geistesrichtungen, welche die schlechte und selbstsüchtige Absicht mit dem Deckmantel des Gottesdienstes verhüllt,

recht auffallend und entschieden mißbilligen wollte. Jene Sünde ist die verderblichste, die unter dem Scheine des Guten verübt wird, und für ein gutes Werk gehalten werden will.

Der böse Keim der Selbstsucht verdirbt Alles, was an sich noch nicht schlecht ist, selbst das scheinbar Beste und Heiligste, und macht es zur Quelle der Verläugnung Gottes im Herzen.

5. Die Mutterliebe ist gut von Natur aus. Wenn aber die Mutter ihrem Kinde alle ihre Liebe zuwendet, wird sie lieblos und ungerecht gegen Andere, beleidigt um ihrer vermeintlichen Liebe willen Gott und die Menschen. Sie liebt eben das Kind nicht mit wahrer in Gottesliebe gereinigter geistiger Liebe, sondern mit ungerechter Selbstsucht, weil es das Ihrige ist. Sie liebt in dem Kinde nur sich und ihre natürliche Neigung, und aus dieser Wurzel wachsen alle bösen Folgen verkehrter, selbstsüchtiger Mutterliebe.

Mancher gibt vor, er liebe seine Angehörigen von ganzem Herzen, weil er ihnen Alles sein, und von ihnen wieder ausschließlich geliebt und geachtet sein will. Darum fordert er, daß sie alle Neigungen, Talente und Aussichten ihm und ihm allein zum Opfer bringen, nur ihm leben und ganz in dieser Liebe zu ihm untergehen sollen, und quält mit dieser vermeintlichen Liebe sich und die Seinigen, verfolgt, peinigt und tödtet sie gleichsam mit seiner Liebe. Dennoch überredet sich ein solcher Quälgeist, daß er Alles aus Liebe und Sorge für Jene opfere, mit denen er es nach seiner Meinung so gut meint.

6. Sowie hier die schreiende Selbstsucht für sorgende Nächstenliebe verkauft wird, wird in hundert und tausend Fällen die Selbstsucht für Tugend und Frömmigkeit ausgegeben. Diese Abweichung der menschlichen Kräfte von ihrer wahren Bestimmung und von dem Ziele, in welchem sie allein ihre Vollendung und Verklärung finden, wird von dem Evangelium durch die Erzählung von der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel geschildert. Der Mensch soll die ihm von Gott verliehenen Gaben mittelst der Freiheit des Willens zur Erfüllung einer höhern, sittlichen und gottgeweihten Lebensaufgabe verwenden; er soll sie Gott zum Opfer bringen, denn nur in diesem Opfer bewährt er seine höhere Freiheit und Bestimmung. Sobald nun der Mensch die ihm von Gott verliehenen Anlagen verwendet, um damit einen zeitlichen Gewinn zu machen, ist er von seiner ewigen Bestimmung schon abgefallen. Sobald er aber das Zeitliche sucht unter dem Vorwande und Scheine der Tugend und religiösen Weihe, sobald er selbst

noch im Tempel Gottes den irdischen Erwerb verlangt und sucht, hat er das Heiligste innerlich entweiht und wird von der strafenden Hand des Herrn als ein Verräther und Schänder des Heiligthums aus dem Tempel gejagt. Allerdings muß der Mensch von dem Gewinne leben, den er von dem Gebrauche der irdischen Güter und Anlagen zu ziehen versteht. Er ist auf die Nutznießung derselben angewiesen auf Erden. Aber wir können den irdischen Erwerb auch als Mittel zur Erhaltung des Lebens, dieses selbst aber als Mittel zur Erreichung eines höhern Zieles und der Erfüllung des göttlichen Willens gebrauchen. Dann dient der weltliche Erwerb dem überzeitlichen Leben, und wir haben nicht die Gaben Gottes um irdischen Gewinn hingegeben und verkauft, sondern aus dem irdischen Erwerbe Gewinn gezogen für den Gehorsam, mit dem wir dem göttlichen Gebote dienen sollen. Wer aber die Anlagen, die er Gott zum Opfer bringen soll, an irdische Zwecke verkauft, der ist nicht werth, in den Tempel Gottes einzutreten, und wer diesen Handel unter dem Scheine von Religions- und Tugendübung abschließt, die gottesdienstliche Uebung mißbraucht, um sich Ehre und Ansehen bei den Menschen zu erwerben, oder doch in sich selbst eine gute Meinung über seine eigene Vortrefflichkeit und Gott wohlgefällige Lebensweise darauf zu gründen, der hat in Wahrheit das Haus Gottes zu einer Räuberhöhle und Mördergrube gemacht. Seine vermeintliche gottesdienstliche Handlung ist eine schändliche Verläugnung alles Göttlichen, ist jene pharisäische Scheintugend und Scheinfrömmigkeit, gegen welche Christus überall mit den allerstrengsten Worten eifert, und die Er, der sonst so milde, mit eigener Hand züchtigen und als den verwerflichsten und fluchwürdigsten Mißbrauch für alle Zeiten brandmarken wollte.

7. Das Evangelium will aber nicht bloß vor diesem tempelschänderischen Mißbrauche warnen, sondern zugleich auch diejenigen Richtungen des menschlichen Handelns kennzeichnen, welche wir Gott zum Opfer bringen sollen, welche wir aber auch zur Erreichung irdischer Zwecke mißbrauchen können. Was immer der Mensch für Anlagen habe, alle sind dem freien Willen unterworfen. Welche Richtung der Wille dem natürlichen Vermögen des Geistes gibt, darin wird jede einzelne Anlage ihre Macht oder Ohnmacht offenbaren. Eine schwache natürliche Anlage wird, durch einen starken Willen bewegt, Großes leisten. Die größte Anlage wird nichts leisten, wenn sie nicht vom Willen bewegt wird. Jede aber wird gute oder schlechte Früchte bringen, je nachdem der Wille einem guten oder bösen Geiste gehorcht. Wie aber der Wille

die natürlichen Kräfte und Anlagen beherrschen kann und soll, so muß er sich doch auch wieder in seinen Entschlüssen nach den Kräften und nach dem Maß der Kräfte richten, die ihm zu Gebote stehen. Thut er dieß nicht, will er das Gute nicht, das er kann, und dafür dasjenige, das er nicht vermag, so handelt er unvernünftig und unrecht.

In diesem Wechselverhältnisse des Willens mit der natürlichen Anlage sind nun zwei verschiedene Abweichungen von der wahren Bestimmung beider für einander möglich. Der Wille kann einerseits aus Unentschiedenheit und Trägheit den natürlichen Neigungen nachgeben, oder er kann ohne Rücksicht auf die innern Anlagen der Natur und die äußern Umstände einen einmal gefaßten Vorsatz um jeden Preis durchsetzen wollen. Im ersten Falle wird der Wille, je mehr er nachgibt, um so unselbstständiger, macht- und muthloser, bis endlich jede Energie erlahmt und die unvernünftige Nachgiebigkeit zur gänzlichen Charakterlosigkeit wird. Im andern Falle wird der Eigenwille immer halsstarriger und unbeugsamer, bis endlich die völlig blinde Willkür aller wahren Freiheit widerspricht und in unvernünftigen Eigensinn und Trotz gegen alles Höhere und Bessere sich verhärtet. Die eine Richtung verhärtet das Herz, die andere verweichlicht es. Zwischen beiden aber gibt es noch eine dritte Verkehrtheit des Willens; jene unstete Beweglichkeit nämlich, welche stets von der augenblicklichen Empfindung sich überraschen und beherrschen läßt, und darum nie eine rechte Gestalt gewinnen kann, weil sie nichts Sicheres, Bleibendes, Festes in sich hat, und nie zur wahren Freiheit sich erhebt, weil sie weder über den Grund, noch über das Ziel ihrer Bewegung sich Rechenschaft gibt.

8. Für sich betrachtet ist die Beweglichkeit der Empfindung, die Hingebung des Gefühles an den augenblicklichen Eindruck nichts Unrechtes. Recht geleitet kann das für jeden Eindruck empfängliche Herz zu allem Guten gebracht werden. Ebenso ist der bei seinem Vorsatze beharrende Wille nicht darum böse, weil er beharrlich ist. Beharrlichkeit ist zu allem Guten nothwendig. Aber auch die Nachgiebigkeit ist zum Guten nothwendig. Alle drei sind recht und gut, wenn sie durch die Hingebung des menschlichen Willens an den göttlichen mit einander zu einer schönen Einheit verbunden werden. Zur rechten Zeit und in der rechten Weise nachgiebig, und zur rechten Zeit und in der rechten Weise beharrlich, und für alle gute Mahnung empfänglichen Herzens zu sein, das macht den Willen Gott wohlgefällig. Wenn aber der Wille nicht Gott zu dienen, sondern der natürlichen Anlage zu gehorchen bereit ist, und diese

Anlage an zeitliche Zwecke verkauft, dann muß irgend eine von diesen Richtungen zuletzt allein herrschend werden und ihn seiner Freiheit berauben. Die verschiedenen Abweichungen des Willens von der rechten sittlichen Freiheit stellt nun das Evangelium unter dem Gleichnisse von drei im Tempel zum Verkaufe ausgestellten Gattungen von Opferthieren zusammen. Die Ochsen, Schafe und Tauben, von denen das Evangelium redet, bezeichnen in sehr bestimmter Weise menschliche Neigungen, die, wenn sie Gott zum Opfer gebracht werden, die Grundlage unserer Heiligung bilden, aber in ihrer natürlichen Entfremdung von dieser Hingebung und Heiligung durch das Opfer den Tempel Gottes im Menschen entheiligen.

9. Die Natur des Ochsen vereinigt den Charakter von unerschrockenem Muth mit blindem Trotze, das Gute mit dem Verderblichen, wenn wir diese Eigenschaften auf das sittliche Leben übertragen. Der Muth kann in Demuth Gott dienen, der Trotz wird sich gegen sein Gebot empören, je nachdem der Wille zwischen diesen beiden Richtungen der natürlichen Kraft sich entscheidet. Ohne jenen Muth, der Alles seinem Ziele opfert, und ohne Umsehen auf der Bahn des Guten vorwärts dringt, wird nichts Großes vollbracht. Das Himmelreich leidet Gewalt. Alle Apostel und hl. Martyrer sind uns mit dem Beispiele unerschütterlicher Standhaftigkeit auf der Bahn des Heiles vorangegangen. Aber wir müssen mit diesem christlichen Heldenmuth nicht den thörichten Eigensinn des selbstsüchtigen Eigenwillens, die Aufgabe, die Gott uns angewiesen, und die wir mit unerschütterlichem Muthe vollbringen müssen, nicht mit dem Vorhaben, worauf wir aus eigenem Wohlgefallen unsern Willen gesetzt haben, verwechseln. Wer seinen Willen um jeden Preis durchsetzen will allen Verhältnissen und Umständen, aller göttlichen und menschlichen Ordnung zum Trotz, der hat an die Stelle des verständigen Muthes, der dem Menschen geziemt und ihn ehrt, den thierischen Unverstand gesetzt, er ist unfähig geworden, die Mahnungen des hl. Geistes zu verstehen, sein ganzes Wesen wird thörichter Eigensinn, gewaltthätiger Trotz, wird verkehrt und verblendet; die Wahrheit, Demuth und Liebe bleibt ihm verborgen, und der Heiland muß ihn ausstoßen aus seinem Reiche. Hoffart und Eitelkeit können keine andern Früchte tragen, als Verblendung und Thorheit und geistiges Verderben. Schon das Kind trägt jenen Geist des Hochmuthes in sich, und thut, was verboten ist, weil es ihm verboten ist, nicht weil es Freude daran empfindet. Es scheut selbst den Schmerz nicht, nur um zu trotzen. Wenn dieser Geist groß

wird im Menschen, welches können seine Früchte sein? Ist es aber nicht immer Hoffart, so ist es um so öfter Eitelkeit, was den Menschen verleitet, auf seinem Sinne eigensinnig zu beharren. Mancher will Recht haben, immer, unter jeder Bedingung. Er behält es natürlich auch, aber zu seinem eigenen Schaden. Die nothwendige Folge dieser Rechthaberei ist die Verstockung des Herzens und dann des Verstandes gegen alle vernünftigen Gründe, bis zur endlichen gänzlichen Verblendung. Mancher liebt das Neue, Auffallende, um zu glänzen, von Andern sich als origineller Kopf zu unterscheiden, ist Christ unter Heiden und Heide unter Christen, um nicht zu sein, wie alle Andern, sucht das Abenteuerliche, Paradoxe in Kleidungen, Ansichten, Handlungen, und wird zuletzt das Opfer seiner eingebildeten Originalität, macht sich unfähig für das Verständniß der Alle beseligenden Wahrheit, wird ein Narr oder Dummkopf, um weise zu scheinen. Was kann der Heiland mit solchen Menschen beginnen, die sich selbst von seiner Gnade ausgeschlossen haben, und mit unerschütterlichem Eigensinn der Eitelkeit und Hoffart dienen, als daß er sie, wie weiland die Ochsenhändler im Tempel zu Jerusalem, mit Stricken aus dem Heiligthum verjagt?

10. Eine andere Art der Verläugnung der ewigen Wahrheit will uns der Evangelist unter dem Beispiel der Schafe vorführen. Die Geduld ist allerdings eine nothwendige Eigenschaft zu jeder sittlichen Vollkommenheit. „Nur in der Geduld," sagt Christus zu den Aposteln, „werdet ihr eure Seelen besitzen" [1]. Aber nur jene Geduld ist eine Tugend, die aus der Stärke des Willens, aus der Aufopferung der Selbstsucht hervorgewachsen ist, nicht aber jene charakterlose Nachgiebigkeit, welche Selbstsucht und Willenslosigkeit zu ihrem Grunde hat. Die Menschen, welche ohne alle Selbstständigkeit gänzlich von herrschenden Vorurtheilen und Modethorheiten oder andern fremden Einflüssen sich bestimmen lassen, gleichen allerdings nur zu sehr den Schafen, die, besinnungslos, stets eines Leithammels bedürfen, und dem ersten, der vorangeht, nachstürzen, auch wenn sie sich in diesem blinden Anschließen unausbleiblich in das sichere Verderben stürzen. Solche blinde Nachgiebigkeit wird jeder Parteileidenschaft, jeder Modethorheit, jedem blinden Vorurtheil zum Raube; sie kann nicht unterscheiden, was wahr und falsch, schön und unschön, recht und unrecht ist, und will nicht urtheilen, wagt es nicht, ein Gefühl auszusprechen, oder auch nur zu haben, was gegen die

---

[1] Luc. 21, 19.

allgemeine Meinung ist, affectirt, etwas zu empfinden, wo es nichts empfindet, bis das Herz endlich allen wirklichen Empfindungen gänzlich abgestorben ist, und der Kopf nur mehr fremde Urtheile und Meinungen beherbergt, — und warum dieß Alles? Aus Trägheit, um nicht selbst denken und urtheilen zu müssen, aus Charakterschwäche, um nicht gegen herrschende Meinungen zu verstoßen und darum vielleicht von Vielen gering geachtet zu werden, oder aus Eitelkeit, um, von den Anhängern einer herrschenden Tagesmeinung anerkannt, als ein aufgeklärt oder gut denkender Mann gepriesen zu werden. Welche Früchte können aus solcher Wurzel kommen?

11. Eine dritte Verkehrtheit des Willens bezeichnet das Evangelium mit dem Bilde der Tauben. In diesen ist jene Zärtlichkeit des Herzens vorgebildet, die gut und edel ist, wenn sie mit Aufopferung der eigenen Wünsche zuvorkommend und zart in die Wünsche Anderer eingeht, ohne der göttlichen Wahrheit zu nahe zu treten; dagegen ungerecht und unheilig, wenn sie mit Aufopferung der Wahrhaftigkeit und Liebe des Höchsten von persönlicher Rücksicht allein sich leiten läßt. Eine solche Zärtlichkeit gegen Einzelne und aus eigener Bewegung ohne höheres Ziel und höheren Grund wird ungerecht gegen Andere und zur Entheiligung der eigenen Empfindnng. Das Herz dient dem Andern nicht um Gottes willen, sondern lediglich aus Rücksicht auf sich selbst und die eigene zufällige, willkürliche Empfindung, die sich an einen bestimmten Gegenstand hängt, bloß um etwas zu haben, woran die eigene Wahl des Herzens sich gefällt. Diese vermeintliche zärtliche Neigung und Liebe ist darum stets voll Eifersucht, voll Gehässigkeit, und schlägt nur allzu leicht in Haß und Bitterkeit um. Jedenfalls bleibt sie der wahren Erkenntniß Gottes und seiner Liebe fremd. „Wenn die Zweige zart werden und Blätter treiben, wisset ihr, daß der Sommer nahe ist", sagt das Evangelium [1]. So ist es im Menschenherzen. Wenn der Leib seine volle Reife erlangt hat, erwachen die innern Kräfte der Seele und wecken eine Sehnsucht nach einem Unendlichen, Unerreichbaren, das Herz nimmt die Empfindung einer unendlichen Hingebung und Liebesfähigkeit in sich auf. Diesem Sehnen des Herzens entspricht nur ein Gegenstand der Liebe, der unendlich und persönlich zugleich, der vollkommen und göttlich ist. Es will das Herz ein Unendliches lieben, aber dieses Unendliche muß zugleich etwas persönlich Bestimmtes sein, weil die Liebe nicht auf

---

[1] Matth. 24, 32.

ein unbestimmtes Leben gerichtet sein kann. Gibt nun eine menschliche Persönlichkeit diesem unbestimmten Drange eine bestimmte Richtung, so träumt das junge Herz nur allzu leicht, das Ziel seiner unbeschränkten Sehnsucht und Liebesfähigkeit gefunden zu haben, und verwechselt das irdische Bild mit dem ewigen Ziel.

Das ist Täuschung des Herzens, das zwei Dinge zugleich begehrt, und das Eine für das Andere nimmt. Dem Geiste kann nur das Ewige genügen; der leibliche Mensch aber gehorcht dem Zuge der Sinnlichkeit, und versinkt in diese. Nur die Religion heiligt die Seele und ihre Neigung, indem sie in der Liebe Gottes allmählich das Irdische verzehrt, oder mit starker Kraft es gleich von sich abstreift.

12. Geistiger Trotz, Willensschwäche und Verzärtelung des Gefühles führen zur geistigen Verblendung. Nur durch geistige Wiedergeburt wird die natürliche Kraft zum Eintritt in das Heiligthum befähigt. Nur wer seine irdische Begierde und Neigung wirklich Gott zum Opfer bringt, ist fähig und würdig, in den Tempel Gottes einzugehen.

Nicht um zu kaufen und zu verkaufen, nicht um irdischen Gewinnes willen sind uns die natürlichen Gaben verliehen, sondern daß sie, Gott geopfert, zur wahren Freiheit in Gott verklärt werden. Sobald die natürlichen Anlagen zu irdischen Zwecken gebraucht worden, empfangen sie selbst Stärke aus der Erde und werden immer mächtiger, bis sie zuletzt den Willen unterjochen und beherrschen. So wird der menschliche Geist unfrei in seinem eigenen Wollen. Die menschliche freie Kraft nimmt ab, die thierische Unfreiheit nimmt zu. Nur indem wir die thierische Natur der göttlichen Freiheit zum Opfer bringen, werden wir selbst frei von ihr. Das Opfer ist eine That der Freiheit und der Befreiung. Die Thieropfer des alten Bundes waren die Vorbilder des reinen Opfers der Liebe und Freiheit, welches Christus Gott dargebracht hat. Indem wir das blinde Verlangen dem freien Willen, den Willen aber dem göttlichen Gebote unterwerfen, das Thierische und Menschliche dem Göttlichen opfern, gehen wir ein in den unsichtbaren, ewigen Tempel Gottes, oder vielmehr Gottes Liebe und Gegenwart geht in unsern Willen und in unser Herz ein, und die menschliche Seele wird umgewandelt zum unsterblichen Tempel Gottes, an dem das Wort des Herrn in Erfüllung gegangen ist: „Ich und der Vater werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen“ [1].

---

[1] Ev. Joh. 14, 23.

XIII.

Text: „Seine Jünger dachten dabei an die Schriftstelle: „„Der Eifer für dein Haus verzehret mich!““ Hierauf erwiederten die Juden und sprachen zu Ihm: Mit welchem Rechte thust du das? Jesus antwortete und sagte zu ihnen: Brechet diesen Tempel ab, und in drei Tagen will Ich ihn wieder aufbauen! Da sprachen die Juden: Sechsundvierzig Jahre ist an diesem Tempel gebaut worden, und du willst ihn in drei Tagen aufbauen? Er aber redete von dem Tempel seines Leibes. Da Er nun von den Todten auferstanden war, dachten seine Jünger daran, daß Er dieß gesagt, und glaubten der Schrift und der Rede, die Jesus gesagt hatte. Als er aber am Osterfeste zu Jerusalem war, glaubten Viele an seinen Namen, indem sie die Wunder sahen, die Er wirkte. Jesus selbst aber vertraute sich ihnen nicht an, weil Er sie Alle kannte, und nicht nöthig hatte, daß Ihm Jemand Zeugniß gab von einem Menschen; denn Er wußte selbst, was im Menschen war.“

(Joh. 2, 17—25.)

Inhalt: Ueber die Kennzeichen des wahren und falschen Eifers.

1. Die einzelnen Verse des Schlusses dieses zweiten Kapitels, welche die verschiedenartigsten Berührungspunkte der Empfindung zusammenstellen, hängen durch die vorausgegangene Erzählung der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel wieder auf das Innigste mit einander zusammen. Jede entschiedene Handlung, jedes bedeutende Ereigniß äußert nothwendig einen vielfältigen, verschiedenartigen Einfluß auf das Leben. Je nachdem die Menschen sind, denen eine solche Begebenheit gegenübertritt, gestalten sich auch die Urtheile derselben über die gleiche Begebenheit verschieden. Niemals werden zwei Menschen eine bestimmte Handlung auf ganz gleiche Weise ausführen, und niemals eine vollführte Handlung auf ganz gleiche Weise beurtheilen.

Durch die Art, wie ein Mensch Menschen und Handlungen beurtheilt, spricht er aber über seine eigene Gesinnung unwillkürlich ein entscheidendes Urtheil aus.

Solche verschiedene Urtheilsarten stellt der Evangelist in den Schlußbemerkungen dieses Kapitels zusammen. Er erzählt uns, was die Jünger gedacht, die Pharisäer gesagt, Christus geantwortet, das Volk geglaubt, und gibt uns mit diesen verschiedenartigen Bemerkungen nur wieder eine allseitige Erklärung des einen Grundgedankens von der Nothwendigkeit der moralischen Wiedergeburt des Menschen im Geiste Christi.

2. Was die Jünger betrifft und ihre Erinnerung an das Wort der Schrift: „der Eifer für dein Haus hat mich verzehrt", so geben sie sich allerdings Mühe, die Begebenheit zu Gunsten ihres Meisters zu deuten, ohne doch den rechten Sinn derselben zu begreifen, eben weil sie nur die Person im Auge haben, und nicht die Wahrheit, für welche Er eifert. Allerdings ist es der heilige Eifer allein, aus dem jede gute Handlung hervorbricht. Der Eifer erst, der in uns lebt, macht, wenn er ein wahrhaft heiliger ist, jede Handlung, die in seiner Macht gewirkt wird, zu einer guten und heiligen. Allein es gibt auch einen unheiligen Eifer, und der Mensch verwechselt nur zu gerne Beides mit einander. Die Jünger hatten Recht, da sie in Christus den heiligen Eifer voraussetzten, aber nicht jeder Jünger und Verehrer irgend eines Mannes hat Recht, wenn er alle Handlungen seines Meisters einem heiligen Eifer zuschreibt, und hat noch weniger Recht, wenn er alle seine eigenen Handlungen mit seinem Eifer für die Ehre Gottes entschuldigt.

Welchen Eifer nun sollen wir für einen rechten und heiligen halten, und welchen nicht?

3. Gut und heilig ist erstens der Eifer, welcher auf uns selber gerichtet ist, wenn wir uns selber der Nachlässigkeit anklagen, wenn wir die eigenen Kräfte und Anlagen auf ein außerweltliches Ziel richten, und mit solchem Ernste nach diesem Ziele ringen, daß das Urtheil der Menschen, die äußere Anerkennung, die Gestaltung unserer Umgebung und Verhältnisse keinen hinderlichen Einfluß darauf übt, daß alle Zeit, alles Streben in diesem Einen Streben nach dem Höchsten sich verzehrt, so daß es mit Recht heißt: „Der Eifer für Gottes Haus hat mich verzehrt."

4. Gut und heilig ist ferner der Eifer, welcher auf Zerstörung der Selbstsucht und auf Erbauung der Kräfte, mit denen wir ein höheres Ziel erreichen können, gerichtet ist. Aus diesem Eifer der Zerstörung aller Selbstsucht und der Erbauung eines Gott allein geweihten Tempels im Herzen geht allerdings auch das Bestreben hervor, für dieses unser innerstes Leben mit thätigem und wirksamem Eifer auch im Zusammenstoß mit den äußern Verhältnissen Zeugniß zu geben. Aber nicht jeder Eifer, mit

dem wir unser inneres Streben bethätigen, ist gut. Vielmehr gibt die Art unseres Eifers wieder Zeugniß von der innern Beschaffenheit unseres Wollens.

5. Ein falscher und unheiliger Eifer ist aber jeder Eifer, der sich äußerlich zeigen will, und die Gelegenheit sucht, sich auszusprechen; unheilig ist jeder Eifer, der erst an den äußern Verhältnissen, an dem von Außen kommenden Widerspruche erwacht; unheilig ist jeder Eifer, der einem innern Unmuth des Herzens Luft macht, die eigene Schuld auf Andere wälzt, an Andern zu tadeln und zu zanken hat, der also nicht aus der Liebe zu Andern entspringt; unheilig ist endlich jeder Eifer, der die Nahrung des Feuers, das ihn verzehrt, außer sich sucht, einen Gegenstand außerhalb bedarf, um sich zu entzünden, der vom Widerspruch und der Bekämpfung allein lebt, und sich immer erst einen Gegner suchen muß, um für seine Gluth Nahrung zu haben, der in sich keinen Inhalt hat, nur auf Zerstörung, nicht auf Erbauung gerichtet ist. Was bloß vom Streiten, Anklagen Anderer und vom Protestiren gegen Anderes lebt, hat keine Wahrheit in sich selber. Je mehr der Eifer des äußern Gegensatzes bedarf, um so weniger Inhalt und eigene Erbauung hat das Herz in sich. Wer seinen katholischen Glauben nur dadurch offenbaren kann, daß er über die Unkirchlichen sich ereifert, seine Frömmigkeit nicht anders bezeugen, als dadurch, daß er über Andere sich erbost, seine Tugend nur durch Beschuldigung der Untugenden Anderer bestätigt, in dem ist weder Tugend noch Frömmigkeit, noch kirchlicher Sinn und lebendige Glaubenskraft. Wer nur von der Bekämpfung und Anklage Anderer seinen Eifer fristet, in dem ist kein Holz, von dem das Feuer eines heiligen Eifers innerlich brennen könnte. Er kann nicht sagen: „der Eifer verzehrt mich", sondern er muß sagen: mein Eifer möchte Andere verzehren.

6. Diesen Eifer zeigt uns der Evangelist an den Pharisäern, welche die Handlung Christi nach ihrer äußern Erscheinung beurtheilen, die möglichen Folgen, das Unpolitische in dem Betragen des gefürchteten und gehaßten Propheten erfassen und diesen Umstand sogleich benützen, um im anscheinenden Eifer über das Unrecht, welches Käufer und Verkäufer und das Geschlecht der Wechsler erleidet, schnell eine Anklage gegen den Heiland daraus zu schmieden, und Ihm nun als Ankläger mit der Frage entgegentreten: „Mit welchem Rechte thust du das?" Mit dieser Wendung war die Frage über die Tempelschändung selbst schlau umgangen. Sie fragen nicht: „ist es Recht, was du thust?"

sondern: „mit welchem Rechte thust du es?“ Das ist der unvergessene Kunstgriff der pharisäischen Verdrehung der Wahrheit, nicht auf die Sache einzugehen, sondern auf irgend einen äußerlichen Umstand Gewicht zu legen, um an diesem eine Handhabe zu irgend einer Scheinanklage gegen die Wahrheit zu haben. Man klagt Den an, der die Wahrheit sagt, um die Wahrheit, die Er sagt, nicht anerkennen zu müssen. Aber die Wahrheit fragt nicht nach dieser List, sie beruft sich auf ein Zeugniß und auf eine Vollmacht, die höher ist, als alle zufälligen Verhältnisse, auf ihr ewiges Recht, auf ihre innere, belebende Macht. Auch wenn der Verkünder der Wahrheit der Verfolgung zu unterliegen scheint, die Wahrheit bleibt, und ihre belebende Kraft gibt Zeugniß für ihr gutes Recht. In diesem Sinne antwortet Christus auf die Frage der Pharisäer: „Zerstöret diesen Tempel, und in drei Tagen werde Ich ihn wieder aufbauen.“

7. Welche Antwort auf diese Frage? Wie sollen die Pharisäer sie verstehen? Selbst die Jünger verstehen sie nicht, und erinnern sich erst nach dem Tode Christi an diese seine Worte, verstehen erst dann wenigstens mehr, als beim Anhören derselben, was ihr Lehrer damit sagen will, begreifen, daß Christus auf seinen Tod und auf seine Auferstehung hindeutet, daß Er nicht den Tempel zu Jerusalem meint, sondern den Tempel seines Leibes, der nach drei Tagen wieder zum Leben auferstehen sollte. Die Anwendung der Antwort Christi auf die Frage der Pharisäer beruht auf der innern Bedeutung dieser Worte. Er will ihnen sagen: was euer Eifer zerstört, das wird der meinige in einem höhern Sinne und in einem ewig bleibenden Bestande neu erbauen. Das Werk selbst ist das Zeugniß meines Rechtes; der geistige, ewige Charakter dieses Werkes ist die Bestätigung dafür, daß eine höhere Berechtigung in mir wohnt. Was wir für die Ewigkeit bauen, das allein ist recht in sich selbst, trägt den Charakter des wahren Eifers in seiner überzeitlichen Beständigkeit in sich selbst. Jeder Eifer aber, der auf zeitlichen Rücksichten und Gründen beruht, ist auch ein falscher und pharisäischer Eifer.

8. In diesem Sinne faßt der Evangelist den Sinn dieser Worte Christi, indem er durch die Anwendung, die er ihnen gibt, auf ihre allgemeine Bedeutung, auf ihre Beziehung zu der geistigen Wiedergeburt jedes Menschen hinweist. Wie die menschliche Natur durch den Tod Christi zum Leben in Christus wiedergeboren ist, so muß jeder einzelne Mensch in Christus zum neuen Leben wiedergeboren werden durch eigene, freie Vereinigung mit Christus, wenn er das Leben gewinnen will.

Jeder muß sterben in Christus, um in Christus wieder zum neuen Leben auferstehen zu können. Das leibliche Gefäß muß zerstört werden, damit die Wahrheit ihren eigenen ewigen Leib sich erbauen kann. „Wenn das Samenkorn nicht in die Erde gelegt wird und abstirbt, kann es keine Früchte bringen" [1]. In jedem Menschen muß das, was seiner Eigenheit und Selbstsucht angehört, zerstört werden, damit die Wahrheit in ihm lebendig werden kann. Jede Empfindung, die ich begreifen, in Gedanken fassen, in Worten ausdrücken und dadurch in mir bleibend machen will, muß ich aus ihrer Zufälligkeit und Einzelnheit herausnehmen, muß sie in ihrer Eigenthümlichkeit absterben lassen, um sie in ihrer allgemeinen Bedeutung zu verstehen. Indem wir aber den Leib der Empfindung zerstören, vernichten wir ihn nicht, sondern machen ihn nur des neuen geistigen Lebens empfänglich. Das Einzelne, Besondere unserer Empfindung stirbt, um im Geiste fortzuleben, es erzeugt im Geiste einen neuen Leib, oder vielmehr vergeistigt den alten, erbaut den Tempel der Wahrheit in höherer, unsterblicher Weise. Was für die Wahrheit stirbt, lebt ewig in ihr. Unsere Eigenthümlichkeit und persönliche Empfindung vergeht nicht, indem sie der Erde und dem Zeitleben abstirbt, sondern erwacht nur im Geiste Christi zu einem neuen geistigen Leben.

9. Diese Neugestaltung ist aber nicht mit Einem Schlage vollendet. „Zerstöret diesen Tempel und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufbauen!" spricht der Herr. Was will Er mit diesen drei Tagen anders bezeichnen, als die Dauer der Wiederherstellung? Angewendet auf die innere Erneuerung des Lebens bezeichnen somit diese drei Tage drei Stufen der Lebensbildung, welche erforderlich sind, bis der neue Bau vollendet ist. Wie die Reinigung von dem irdischen Verlangen in drei Stufen sich vollzieht, so geht innerlich die Neugestaltung des Tempels Gottes in uns gleichfalls in dreifacher Stufenfolge vor sich. Die erste Stufe ist der Gedanke, die Idee dieses Tempels; die zweite die Herbeischaffung des Materials, der Bausteine; die dritte die Vollendung des Baues, die geistige Umbildung des äußern Stoffes zu einem Zeichen und Träger eines geistigen Inhaltes.

10. Auch der aus Stein erbaute Tempel hat in jedem Steine ein wesentliches Glied seines Bestandes. Der zum Tempelbau verwendete Stein hat aufgehört, bloß eine rohe, schwere Masse zu sein, er ist wesentliches Glied des Ganzen, getragen von andern, und diese wieder tragend, und

---

[1] Ev. Joh. 12, 24.

ist doch geblieben, was er war. Er ist Stein und doch Glied eines Ganzen, Träger eines von dem Geiste entworfenen Planes. Er hat eine ihm neue Stellung, indem er diesem Ganzen eingefügt ist; besteht für sich und besteht im Sinne und Geiste der Idee des ganzen Baues. Viele Steine gehören dazu, um das Ganze zu vollenden; und erst, wenn alle zur Einheit zusammengefügt sind, ist das Ganze innerlich und äußerlich fertig. Die Vollendung hat somit wieder dieselben drei Stufen zu durchgehen. Zuerst muß der Plan im Geiste entworfen, dann müssen die einzelnen Theile bearbeitet, und endlich müssen sie zu einem Ganzen zusammengefügt werden. Ebenso ist es im Reiche Gottes. Gottes Liebe hat den Plan gemacht, dieß Leben bereitet die einzelnen Menschen vor, und richtet die Gehorsamen zu, daß sie in diesen Plan sich fügen, und der Tod fügt jeden vom Leben bereiteten Stein diesem Baue an der Stelle ein, zu welcher er paßt.

11. So wie im Reiche Gottes überhaupt, muß der Bau des innern Lebens in jedem einzelnen Menschen in derselben Reihenfolge vollendet werden. Dieselbe Entwicklung geht täglich vielfältig vor unsern Augen vor sich. Wir beachten sie nur zu wenig. Wenn wir irgend einer Reihe von äußern Erscheinungen und Begebenheiten gegenüberstehen und sie nicht verstehen, und es drängt sich plötzlich der Zusammenhang mehrerer unserer Beobachtung auf, so sagen wir einfach: jetzt geht mir ein Licht auf, d. h. jetzt sehe ich in einem Punkte durch das Aeußere hindurch, sehe den Geist, der die äußere Erscheinung gestaltet. Ist uns wirklich ein solches Licht aufgegangen, so werden wir in diesem Lichte alles Einzelne anders beurtheilen. Der Geist dringt dann unaufhaltsam vorwärts. Wir wollen Alles in diesem Lichte erkennen und durchschauen. Aber nicht jeder lichte Punkt hat eine das ganze Leben heiligende Kraft. Nur wenn das Licht der ewigen Wahrheit uns erleuchtet, wenn die Liebe Gottes das Herz durchdrungen hat, wird diese unser Denken und Empfinden umwandeln, es wird ein neues Leben entstehen, welches Alles in den Bereich dieses Lichtes hineinzieht, bis die ganze Lebenskraft in uns erleuchtet ist. „Wenn das Auge hell ist, ist der ganze Mensch erleuchtet" [1]. Von irgend einem Punkte aber muß dieß Licht ausgehen. Je nachdem der Mensch eine natürliche Anlage besitzt, je nachdem ist der Ausgang ein anderer. Dem Einen geht dieß Licht auf im Denken und Meditiren, dem Andern in Werken der Nächstenliebe, und jedem in seiner Weise; aber das Ziel

[1] Luc. 11, 34.

ist das gleiche; ebenso die Bedingung, die allmähliche Umwandlung aller Kräfte zu einem neuen Leben in diesem Lichte. Die Stufen dieser Umwandlung aber sind wieder dieselben drei. Die erste ist das Aufgehen des Lichtes der Erkenntniß göttlicher Liebe im Glauben; die zweite ist die allmähliche Umgestaltung der natürlichen Kräfte, in der Hoffnung auf den Beistand der göttlichen Liebe; die dritte die innere Empfindung der Nähe dieser Liebe Gottes in der Gewißheit der Liebe, wenn sie im eigenen Herzen so hellleuchtend geworden ist, daß wir in dieser Liebe den unversieglichen Quell wahrer und ewiger Seligkeit finden und empfinden.

12. Dabei wird es uns nicht irre machen, wenn diese Wandlung nicht mit Einem Schlage vollendet erscheint. Vielmehr ist hier Geduld und Ausdauer der einzige Weg zum Ziele. Der Tempel Gottes kann und soll nicht in Einem Tage fertig sein. Der Steine sind gar viele, die wir zu diesem Tempelbau beitragen müssen, wenn er vollendet werden soll. Nicht der einfache Glaube allein reicht hin, die werkthätige Ausdauer muß den Bau vollenden. Christus vertraute sich gerade denen nicht an, die so rasch an Ihn glaubten, bloß weil sie seine Wunder sahen, die Er gewirkt hatte. Die innere Erfahrung, das Wunder in uns, ist das einzige, wahre, ewige Zeugniß der Wahrheit. Nur wer so das Zeugniß Christi angenommen, der besiegelt in sich, daß Gott wahrhaft ist und lebendig wirkt in ihm. An ihm erfüllt sich das Wort des Herrn: „Ich und der Vater werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen."

XIV.

Text: „Es war ein Mensch unter den Pharisäern, Nikodemus mit Namen, einer der vornehmsten Juden. Dieser kam des Nachts zu Jesu und sprach zu Ihm: Rabbi, wir wissen, daß du ein Lehrer bist, der von Gott kam, denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Wahrlich, wahrlich, Ich sage dir: Wenn Jemand nicht neu geboren wird, so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Nikodemus erwiederte Ihm: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? kann er wohl noch einmal in seinen Mutterleib zurückkehren und wieder geboren werden? Jesus antwortete: Wahrlich, wahrlich, Ich sage

dir: So Jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem hl. Geiste, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen. Was aus dem Fleische geboren ist, das ist Fleisch; was aber aus dem Geiste geboren ist, das ist Geist."

(Joh. 3, 1—6.)

Inhalt: Die Wiedergeburt aus dem Wasser und dem hl. Geiste.

1. Nachdem der Evangelist Johannes das dreifache Zeugniß des Täufers für Christus und die an dieses Zeugniß sich anschließende Berufung der ersten Jünger Jesu erzählt hat, geht er zu der Darstellung des ersten öffentlichen Auftretens Christi über. Sofort erzählt er uns das erste Wunder Jesu auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa, durch welches der Glaube seiner Jünger an Ihn befestigt wurde, dann zeigt er uns den Herrn im Tempel zu Jerusalem, seinen hohen Beruf und seine Sendung vor allem Volke in der Reinigung des Tempels von den Käufern und Verkäufern erweisend. Ueber seine Berechtigung zu diesem Auftreten von den Juden zur Rede gestellt, gibt nun Christus selbst die erste deutliche, bestimmt ausgesprochene Hinweisung auf seine göttliche Sendung durch die Verkündigung seines Todes und seiner Auferstehung, und beweist sofort seine göttliche Macht durch Wunder, welche viele Juden zum Glauben an Christus bewegen. Diese Wunder erzählt uns der Evangelist nicht, weil sein Augenmerk nicht auf die äußere Beglaubigung der Offenbarung, sondern auf das geistige Verständniß und die innere Bestätigung derselben gerichtet ist. Darum zählt er nur solche Wunder auf, welche zugleich innere Vorgänge des geistigen Lebens bezeichnen.

2. Schon bei dem Wunder zu Kana ist diese innere Bedeutung überwiegend. Wir haben gesehen, wie, bis in die kleinsten Umstände bezeichnend, die Umwandlung des natürlichen Lebens in ein höheres durch die Verwandlung des Wassers in Wein vorgebildet wird. Das Gleiche hat uns die Erzählung von der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel gezeigt. Durch die im Tempel verkauften Thiere sehen wir jene menschlichen Neigungen bezeichnet, welche, wenn sie Gott zum Opfer dargebracht werden, der Erneuerung des Lebens durch seine Gnade zur Grundlage dienen; wenn sie aber unter dem Vorwande der Religion selbstsüchtigen Zwecken dienen, das Herz verderben. Soll dieses zum Tempel Gottes werden, müssen erst jene unheiligen Bestre-

bungen aus demselben vertrieben werden. Sind aber diese verkehrten Triebe beseitigt, dann handelt es sich um die volle Neugestaltung des innern Lebens durch Christus, um den stufenweisen Bau des Tempels Gottes in uns, auf welche stufenweise Umwandlung die Worte Christi hinweisen: „Zerstöret diesen Tempel, und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufbauen."

3. Mit dieser Hinweisung auf innere Vorgänge soll keineswegs die Wirklichkeit und historische Wahrheit des äußern Vorganges in Abrede gestellt werden. Vielmehr muß sich gerade auf die äußere Wirklichkeit die Erklärung des innern Lebens und seine Verwirklichung erbauen. Alle Ereignisse des zeitlichen Lebens, alle äußern Vorgänge haben ihre innere Bedeutung und unsichtbare geistige Wirkung. Welche innere Gestalten aus dem äußern Leben in unserer Seele zurückbleiben, davon hängt die Beschaffenheit unseres zukünftigen Lebens ab. Auf diese innere Neugestaltung des Lebens will aber Johannes überall vorzüglich uns hinweisen, und der Hauptinhalt seines Evangeliums ist die Lehre von der geistigen Wiedergeburt. In den einzelnen Abschnitten des zweiten Kapitels wollte er die Art, die Bedingungen und die Stufenreihe dieser Wiedergeburt zeigen.

4. In diesem Sinne führt der Evangelist die nachfolgenden Unterredungen mit Nikodemus und der Samariterin am Jacobsbrunnen gerade an dem Punkte auf, der zunächst auf die öffentliche, äußerliche Beglaubigung der Lehre Christi hinzuweisen scheint. Statt auf die Erzählung der Wunder, die damals Christus in Jerusalem gewirkt, das Hauptgewicht zu legen, führt er uns vielmehr solche Begebenheiten vor, die der Oeffentlichkeit fremd bleiben mußten, und nur auf das innere Verständniß seiner Lehre Bezug haben. Sobald wir auf die äußerliche öffentliche Bestätigung der Offenbarung sehen, hat die Unterredung mit Nikodemus keine besondere Bedeutung. Sobald wir aber den Inhalt beachten, ist sie um so bedeutungsvoller.

Schon die Art der Unterredung ist bedeutungsvoll, und macht uns auf eine eigenthümliche ansprechende Weise bemerklich, auf was es zunächst ankommt. Wenn Johannes die Erzählung dieser Unterredung damit einleitet, daß Nikodemus, einer der angesehensten Juden, bei Nacht zu Christus kommt, so deutet er damit zugleich auf die Wichtigkeit derselben hin. Um einer unbedeutenden Sache willen kommt ein so angesehener Mann nicht heimlich und bei Nacht zu Christus. Dieses heimliche nächtliche Kommen gibt der ganzen Unterredung eine gewisse Feier-

lichkeit und Wichtigkeit. Warum aber kommt Nikodemus nicht bei Tage? Ist das nicht eher ein Zeichen einer schlechten Absicht, die das Licht scheut, und erst bei Nacht aus der Verborgenheit hervorzugehen wagt, als ein Zeugniß für die Redlichkeit und Aufrichtigkeit seines Strebens? Was anders als Furcht konnte den Nikodemus abhalten, bei Tage und öffentlich zu Christus zu kommen? Allerdings war es Furcht, die ihn zurückhielt, öffentlich sich als Schüler und Anhänger Christi zu bekennen. Aber diese Furcht muß darum nicht aus lichtscheuen Beweggründen entsprungen sein. Noch war die Lehre Christi zu neu, dem Volke zu fremd, der ganzen Anschauungsweise der Menschen zu wenig verständlich, als daß ein so angesehener Mann wie Nikodemus, auf den die Aufmerksamkeit so Vieler gerichtet war, wagen durfte, sich öffentlich als Schüler des neuen Lehrers zu bekennen. Ein solches öffentliches Bekenntniß ohne vorausgehende Prüfung wäre eine Beleidigung aller derer gewesen, die an dem Glauben ihrer Väter hingen, und noch mit Recht an demselben hingen, und hätte den Leichtsinn, der so gerne für jede neue Lehre ohne Prüfung die alte erprobte Wahrheit hinzugeben bereit ist, um nur Neues zu haben, förmlich anerkannt. Das wollte Nikodemus nicht. Allein die Sehnsucht nach wirklicher Belehrung ließ ihn doch nicht ruhen. Er hat die Hoffnung in sich aufgenommen, durch das, was er bereits von Christus gehört und gesehen hat, von diesem gottgesendeten Lehrer in die Erkenntniß göttlicher Offenbarung tiefer eingeführt zu werden. Darum kommt er heimlich und bei Nacht zu Christus.

5. Dadurch wird er nicht zum Ueberläufer und Verräther seines Glaubens. Denn das Judenthum verbietet ihm, nicht auf einen Messias zu hoffen und eine Erneuerung und Wiedergeburt der mosaischen Offenbarung zu erwarten. Es weist vielmehr selbst darauf hin. In diesem Hinblicken auf die Zukunft liegt der Kern und die Stärke des Judenthums; diese Hoffnung hält es auch jetzt noch aufrecht, und hat es bisher vor dem gänzlichen Verfalle bewahrt. Eines jeden Menschen und eines jeden Volkes höchste Stärke liegt in seiner Zukunft. Wer aufgehört hat, auf eine bessere Zukunft zu hoffen, hat mit der Hoffnung die Kraft seines Lebens dahingegeben. Völker, denen nur noch der Rückblick auf ihre Vergangenheit übrig geblieben ist, sind am Absterben. Der Mangel des Vertrauens auf die Zukunft ist es, was alle Kräfte lähmt.

6. Aber thut denn dieß nicht gerade das Christenthum? Indem es sich als die vollkommenste Offenbarung Gottes gibt, schneidet es ja die Hoffnung auf eine höhere Vollkommenheit ab, und ist jedem Fortschritt

entgegen. Indem es uns Alles verkündet, was zur Seligkeit nothwendig ist, und dem Menschen weiter nichts zur eigenen Thätigkeit übrig läßt, muß es da nicht alles eigene Streben, allen Fortschritt und jede weitere Entwicklung von sich ausschließen? Und wenn es das thut, muß es dann nicht auch als Religion hinter den Fortschritten der Zeit zurückbleiben? Was können wir aber mit einer Religion anfangen, die mit den Fortschritten der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur nicht gleichen Schritt hält? Dem nothwendigen natürlichen Fortschritt des Lebens kann sich kein Mensch ganz entziehen. Wenn nun seine Religion ihn nicht auf diesen Wegen begleitet, was bleibt ihm übrig, als sie zu verlassen und den Weg nothwendiger Entwicklung ohne sie fortzuwandeln? So sagen die Einen, während die Andern gerade darin den Vorzug der Religion und des Christenthums sehen, daß es unter allen Wandlungen der Zeit unwandelbar bleibt. Nur das Unwandelbare ist ewig und göttlich. Mögen die Erzeugnisse des irdischen Lebens sich ändern, mögen Kunst und Wissenschaft stets fortschreiten und immer ein anderes Gesicht zeigen, wie der stets wechselnde Mond — die Religion muß sein wie die Sonne, die nicht zu- und nicht abnimmt, sondern ewig ihre Lichtstrahlen mit gleicher Vollkommenheit entsendet. Die Religion ist nicht menschliche Erfindung, und kann daher auch nicht an den Schicksalen menschlicher Erfindungen Theil nehmen. Sie ist göttliche Einsetzung, und als solche der Grund unserer Seligkeit. Wir dürfen bloß glauben, was uns die christliche Offenbarung verkündet; dieser Glaube macht uns selig. Dabei brauchen wir selbst nichts zu thun. Alles, was wir hinzuthun, Alles, was menschliche Wissenschaft zum Glauben hinzufügt, kann das reine Himmelslicht nur trüben, die ursprüngliche Heiligkeit der Offenbarung nur entstellen und verderben. Das Menschliche mag fortschreiten, Kunst, Wissenschaft und Literatur mögen ihre Entwicklungsstufen haben, denn sie sind zeitlich und menschlich. Die Religion kennt keinen Fortschritt, sie ist göttlich, unfehlbar und unwandelbar.

7. Wer von Beiden hat nun Recht? Diejenigen, welche auf die Unwandelbarkeit der Religion vertrauen, oder Diejenigen, welche von der Religion eine stete Entwicklung und einen immerwährenden Fortschritt verlangen? Ich denke, wenn wir beide entgegengesetzte Ansichten in ihrem richtigen Sinne nehmen, müssen wir gestehen, daß beide Recht haben. Wenn das Christenthum göttlich, unfehlbar und unwandelbar ist, so folgt daraus nicht, daß die menschliche Erkenntniß desselben gleichfalls von vorneherein allseitig, vollkommen und unveränderlich sein muß.

Die christliche Religion und Kirche ist unzertrennbar von ihrem Stifter. Wie uns aber die hl. Schrift von Ihm bezeugt, daß Er Gottes Sohn und als solcher ewig unveränderlich und vollkommen ist, so sagt sie doch zugleich auch wieder von Ihm: „Der Knabe Jesus nahm zu an Alter, Weisheit und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen" [1]. Ist darum die Schrift mit sich im Widerspruch? Gewiß nicht. Der Knabe Jesus nahm doch gewiß zu an Alter, Größe und andern menschlichen Eigenschaften. Aber war Er darum weniger der Sohn Gottes, und als solcher weniger unveränderlich? So ist es auch mit dem Christenthum. Als höchste Offenbarung göttlicher Liebe ist es die Vollendung aller göttlichen Offenbarung. Höheres kann uns nicht gegeben werden. Jede weitere Offenbarung, und wenn Christus auf den Wolken des Himmels kommen würde mit Macht und Herrlichkeit, wäre doch eine geringere, und würde nicht so sehr die Herrlichkeit und Vollkommenheit göttlicher Liebe bezeugen, als die Offenbarung Gottes durch die Menschwerdung Jesu Christi. Darin ist kein Fortschritt, keine Vervollkommnung, nichts mehr übrig, was wir noch von der Zukunft erwarten könnten und dürften. Es gibt nichts Höheres, als die höchste göttliche Liebe. Aber wenn in Christus die höchste Liebe Gottes sich geoffenbart, hat sie sich als höchste Liebe eben darin geoffenbart, daß sie den Menschen offenbar geworden, daß sie den Menschen und selbst den Sündern nachgegangen, daß sie aller menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten sich angenommen hat und immerwährend annimmt. Sie ist gleich geworden „dem Sauerteige, den ein Weib nimmt und in eine Masse Mehles mischt, bis Alles durchsäuert ist" [2]; „dem Senfkörnlein, das der kleinste aller Samen ist, und erst allmählich ein Baum wird, der seine Aeste ausbreitet, so daß die Vögel des Himmels kommen und unter seinen Zweigen ruhen" [3]. Bis dieses Höchste Alles durchdrungen und mit seiner Wahrheit erfüllt, bis es ganz erkannt und in's Leben eingegangen ist, ist auch eine zeitliche Gestaltung und Entwicklung nothwendig. Weil ein solches immerwährendes Erneuern in Christus nothwendige Bedingung des Fortbestandes des Christenthums auf Erden ist, darum hat ja Christus die Kirche eingesetzt und ihr seinen Beistand verheißen bis an's Ende der Welt. Der Geist aber ist es, der stets nur im bewegten, fortschreitenden Leben wirkt und schafft.

8. Darum gehen die Veränderungen der natürlichen geistigen Entwicklung auch die Kirche an, denn der hl. Geist, der in ihr ist, ist ein

---

[1] Luc. 2, 40 u. 52. [2] Matth. 13, 33 u. Luc. 13, 21. [3] Matth. 13, 32.

Geist des Lebens und nicht ein Geist des Todes. Was geistig lebt, ist dem Geiste Gottes nicht gleichgültig. Er geht ein in Alles, was lebt, um es zu neuem Leben zu führen. Alle Kräfte, denen Gott Vater geistiges Leben gegeben, will der Geist zum Sohne führen, und alle Wahrheit des Sohnes will der Geist in die vom Vater gegebenen Kräfte eintragen und in ihnen verwirklichen. Was der Vater gibt, heiligt der Sohn durch diesen Geist; was der Sohn geoffenbart, wird lebendige Erkenntniß in den von Ihm begeisterten Kräften des natürlichen Lebens. Das Zeugniß des Geistes ist das des Lebens, ist ein zweifaches seiner Natur nach.

9. Von diesem doppelten Zeugniß redet Christus mit Nikodemus. „Wer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem hl. Geiste, der kann nicht in das Reich Gottes eingehen." Er redet nicht von einer Wiedergeburt aus dem Wasser allein, und nicht von einer aus dem Geiste allein, sondern aus dem Wasser und dem hl. Geiste. Alle Wiedergeburt ist eine zweifache. Wie sie das ist, zeigt die natürliche Geburt des Menschen. Wie das Kind geboren wird, hat es eine unbestimmte Menge von Anlagen und Kräften. Aus diesen allen kann gar Vieles werden, was wir nicht zum Voraus wissen können. Nun wirkt das Leben auf das Kind. Erziehung, Unterricht, Umgang und Umgebung nehmen seinen Willen in Anspruch. Es bilden sich bestimmte Neigungen, Fähigkeiten mehr und mehr aus. Je schärfer diese sich ausprägen, desto bestimmter wird der Charakter, in dem von jenen ursprünglichen Anlagen mehr oder weniger zu einer bleibenden Gestalt sich ausbildet. Was nicht in den Willen aufgenommen wird, hat gar keinen Antheil an dem bestimmten Menschen, ist für ihn verloren. Nur was in dem Willen wiedergeboren wird, tritt aus der ersten Geburt in diese zweite ein.

10. Diese zweite Geburt und persönliche Wiedergeburt vollzieht sich einfach im Kreise des natürlichen Lebens. Der herrschende Geist in derselben ist des Menschen eigener Wille. Dieser steht aber, indem er sein Leben für sich abschließt, mit dem übrigen Leben in feindseligem Gegensatz. Er kennt und sucht nur sich. Sein Gesetz ist der Egoismus. Indem der Mensch aber sich allein liebt, ist er bewußt oder unbewußt ein Feind und Zerstörer alles dessen, was seinem Willen widerstrebt. Zwar hat er nicht die Macht des Zerstörens, aber den Willen dazu. Seine Gesinnung ist Gott und Menschen feindlich. Das Göttliche ist nicht in ihm. Wie aber der Mensch von Natur aus der Selbstsucht verfallen ist, wird er durch das Christenthum einem andern Reiche gewonnen, jenem Reiche, in dem die Liebe das einzige Gesetz und die Richtschnur

aller Handlungen sein soll. Durch die Taufe wird das Kind diesem neuen Reiche eingebürgert. Noch ist es aber erst ein Bürger dieses Reiches, dem Berufe und dem Namen nach, aber keineswegs auch dem Willen und der That, dem vollen Bewußtsein nach. Damit es ein vollkommener Christ werde, dazu gehört die innere Taufe und die geistige Erneuerung des Lebens.

11. Wie diese sich vollzieht, davon gibt uns gleichfalls das natürliche Leben ein anschauliches Bild. Wenn wir die Frucht vom Baume pflücken, und denken zurück, woher sie gekommen ist, was finden wir da? Der Ursprung der süßen, duftenden, nährenden Frucht ist die verwesende Erde, welche des Baumes Wurzel umgibt. Aber welche Umwandlung, bis die Erde zur süßen Frucht geworden! Diese Erde, vor der uns ekeln würde in dem Zustande, in welchem der Gärtner sie dem Baume zur Nahrung unterbreitet, wie köstlich erscheint sie uns in diesem verwandelten Zustande! Damit aber die Erde zur Frucht werde, muß sie zuerst durch die Feuchtigkeit aufgelöst werden, und so in diesem flüssigen Leben mit dem Safte des Baumes sich vermischen. Ist sie so umgewandelt, muß sie aus dem flüssigen Safte neuerdings verwandelt werden und zu bestimmten Formen sich ausgestalten und gleichsam verhärten. So ist es auch mit der Erneuerung des Menschen im Geiste. Was sich im Eigenwillen befestigt und gebildet hat, muß aufgelöst werden in Reue und im Schmerze der Erkenntniß der eigenen Schwäche und Schuld, und erst, wenn das innere Gefühl so gleichsam flüssig und bildsam geworden ist, kann es vom hl. Geiste zu einer neuen bleibenden Gestalt umgewandelt werden.

12. Diese Umgestaltung wird begründet durch die Taufe, und innerlich vollendet in ebendenselben Kräften, die dem Eigenwillen des Menschen zur Ausbildung seines natürlichen Charakters dienen. Dem Eigenwillen tritt zuerst das göttliche Gebot als Schranke entgegen. An dem Gebote soll der Mensch den Eigenwillen überwinden und ein höheres Gesetz kennen und üben lernen. Allein weil er die Stimme des Gebotes gewöhnlich überhört, muß das Leiden und der Schmerz des Lebens dem Gebote zu Hülfe kommen. In dieser Berührung soll der Eigenwille gebrochen werden. Das Leid folgt der selbstischen Neigung, der Schmerz der Täuschung jeder Selbstüberhebung. Je tiefer dieser Schmerz eingreift, desto eher kommt es zur Entscheidung. Die Seele beginnt, in Reue und Schmerzen ihre Hülflosigkeit zu erkennen. Die Thräne des Schmerzes löset die Härten des Herzens. Sie sind das Wasser der

innern Taufe. Aber wenn wir in diesem Bade der Wassertaufe nicht ganz untergetaucht werden, wie in alten Zeiten der Täufling im Taufbecken, können wir auch nicht vollkommen zu einem neuen Leben wiedergeboren werden. So lange der Mensch von dem Leiden und der Reue nur berührt und nicht in ihnen untergetaucht wird, sucht er den Grund alles Leidens außer sich, statt in sich, und kommt nicht auf den wahren Grund desselben. Wer die Ursache seiner Leiden außer sich sucht, erkennt nicht die Schwäche und Sündhaftigkeit seines Herzens, die gänzliche Verkehrtheit und Hülflosigkeit seiner Natur, und sucht darum auch nicht die Hülfe da, wo sie allein zu finden ist. Nur wer gänzlich zur Erkenntniß seiner Schwäche und Schuld gekommen ist, wird auch von einem andern Gesetze, als dem der Natur, und von einem andern Geiste, als dem eigenen, Hülfe erwarten.

13. Mehr aber bedarf die göttliche Liebe nicht von uns, um uns wirklich zu helfen, als daß wir uns helfen und innerlich neu gestalten lassen wollen. Selbst in dem natürlichen geistigen Leben ist ein solches gänzliches Untertauchen unser selbst in dem Gegenstande die nothwendige Bedingung zur Erkenntniß der Dinge. So lange wir uns unsere eigene Meinung vorbehalten, sehen und haben wir nur diese. Nur wenn wir ganz in eine Sache eingehen, geht diese ganz in uns ein. Nur so können wir lernen, nur so lehren, nur so Andere unterrichten, trösten und lieben. Wer Andern Liebe zeigen will, muß es dadurch, daß er ihren Wünschen entgegenkommt, und ganz den Sorgen und Bedürfnissen Anderer zu leben versucht. Das aber ist der Geist und die Kraft aus Christus, daß wir lernen und vermögen, uns zu vergessen, und Andern in dem von Gott uns zugewiesenen Berufe zu leben. Der, den dieser Geist beseelt, wird den Bedürfnissen, Empfindungen, Sorgen Anderer nachgehen, und in diesem Eingehen auf das, was Andern wohl und wehe thut, seine Liebe zum Nächsten, und in dem Eingehen auf die Dinge, die Liebe zur Wahrheit beweisen. Dieser Geist der Liebe ist allein das ächte Zeugniß der Macht Christi. S e i n e Herrlichkeit ist es, in alle Creaturen sich zu versenken, und sie durch dieses Eingehen auf ihre Unvollkommenheit zur Vollkommenheit zu führen. Nur der lebt im Geiste Christi, der in dieser Macht der Liebe die rechte Kraft des vollkommen weltfreien Willens findet.

14. In diesem Aufgeben unser selbst werden wir uns nicht verlieren, sondern nur alles Andere gewinnen. Dieses Aufgeben unser selbst ist kein Aufgeben der Selbstständigkeit, sondern dessen, was dieser Selbst-

ständigkeit Eintrag thut, ein Aufgeben unserer Launen, unseres eigensinnigen Egoismus, aber ein Festhalten der selbstbewußten Liebeskraft. Indem der natürliche Eigenwille sich auflöst und das Unheilige unseres Willens im Bade der Geistestaufe untergeht, entsteht das wahre Bleibende und Heilige des Willens aus dem Geiste der Liebe Christi. Diese Liebe gibt unserer Gesinnung eine neue, aber darum nicht minder selbstständige Gestalt. In dieser Liebe werden wir nichts von dem verlieren, was Gott der Vater uns als Anlage verliehen. Was wir an Geschicklichkeiten und Kenntnissen besitzen, geht uns nicht verloren, sondern wird nur um so mehr unser Eigenthum. Wer Wissen hatte, hat es in dieser Liebe nicht minder. Vielmehr wird es jetzt erst rechtes, lebendiges Wissen, weil es im innersten Herzen Wurzel und Grund gefunden hat, und nach außen Blüthe und Frucht für Andere trägt. Wissen wir dadurch weniger, daß wir auch noch wissen, wie wir das, was wir wissen, zum Heile Anderer anwenden? Gerade der so Wissende weiß erst recht. Der Liebende aber will etwas wissen und können, damit er seine Liebe offenbaren könne. Wer die Liebe nicht zu bethätigen begehrt, hat sie nicht. Aber allerdings geht es nicht so leicht mit dem Eintragen der Liebe in alles natürliche Leben. Gar oft wacht die Selbstsucht wieder auf, bis sie unter der Macht der Liebe gänzlich erstirbt. Aber gerade dadurch, daß diese Wiedergeburt allmählich sich einträgt in's Leben, wird sie erst wahr und sicher. Nicht an Einem Tage reift die Frucht des wahren Lebens. An dem Kampfe mit der widerspenstigen Natur erprobt sich die Macht des Geistes. Endlich aber wird die Liebe siegen und der Geist jenen ewigen Thron einnehmen, von dem der Psalmist gesungen: „Sein Thron ist leuchtend wie die Sonne vor dem Angesichte des Herrn, und wie ein Mond, der nicht mehr wechselt, ein treuer und unwandelbarer Zeuge des ewigen Lebens" [1].

XV.

Text: „Verwundere dich nicht, daß Ich dir sagte: ihr müsset neu geboren werden. Der Wind wehet, woher er will; du hörest sein Sausen, du weißt aber nicht, woher er kommt und wohin er geht. So ist es auch mit Jedem, der aus dem Geiste ge-

---

[1] Ps. 88, 38.

boren ist. Nikodemus erwiederte und sprach zu ihm: Wie kann dieß geschehen? Jesus antwortete und sprach zu ihm: Du bist ein Lehrer in Israel und weißt dieß nicht? Wahrlich, wahrlich! Ich sage dir, wir reden, was wir wissen, und bezeugen, was wir gesehen haben, und ihr nehmet unser Zeugniß nicht an. Glaubet ihr mir nicht, wenn ich mit euch von irdischen Dingen rede, wie werdet ihr mir glauben, wenn ich euch himmlische Dinge sage? Niemand ist noch in den Himmel hinaufgestiegen, als der vom Himmel herabstieg, der Menschensohn, der im Himmel ist. Wie Moses in der Wüste die Schlange erhöhte, so muß auch der Menschensohn erhöht werden, damit Jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe."

(Joh. 3, 7—15.)

Inhalt: Wie die natürliche und übernatürliche Erkenntniß im Menschen entstehe.

1. Wenn Christus zu Nikodemus sagt: Wir reden, was wir wissen, und bezeugen, was wir gesehen haben — von wem redet Er da? Offenbar nicht von Einem, sondern von Mehreren, nicht von sich allein, sondern auch von Nikodemus. So groß der Unterschied ist zwischen Dem, der vom Himmel herabgekommen ist, um den Menschen das ohne göttliche Offenbarung ewig verborgene Geheimniß göttlicher Liebe zu verkünden, und Dem, der nicht einmal das Irdische versteht; so stellt der göttliche Lehrer sich doch darin dem Lernenden gleich, daß Er sich ihm gegenüber auf das allgemeine Zeugniß aller Lehre und Rede beruft. So wie du, will Er ihm sagen, nur dasjenige lehren wirst, was du selber weißt, und wie Alle, die da reden, nur von demjenigen wahrhaft Zeugniß geben können, was sie selbst gesehen haben, so kann Ich und nur Ich allein von dem, was über dem Menschen ist, von dem, was göttlich ist, Zeugniß geben, denn Ich allein habe es gesehen, und bin dazu gekommen, um es den Menschen zu verkünden. Das Zeugniß eines solchen Zeugen kannst du nicht verschmähen, wenn du anders willst und glaubst, daß Andere dir, dem Lehrer in Israel, noch irgend Glauben schenken, wenn überhaupt irgend ein Zeugniß und eine Rede Glauben finden solle.

2. Das aber wollen alle Menschen. Alle wollen und müssen wollen, daß ihnen und ihren Worten einiger Glaube geschenkt werde. Denn

warum reden die Menschen, wenn sie keinen Glauben von Andern erwarten? Jeder weiß, daß er die Wahrheit sagen kann, und erwartet von den Andern, daß sie ihn für einen solchen ansehen, der sie auch sagen will. Jeder kann Zeugniß geben von der Wahrheit und von dem, was in ihm selbst vorgeht. Dafür ist Jeder ein in sich abgeschlossenes, eigenes, persönliches Wesen, daß er auch sein eigenes Wissen und Erfahren in sich habe. Davon kann Jeder selber Zeugniß geben, und nur er selbst, denn kein Mensch kann in das Geheimniß des persönlichen Bewußtseins des Andern eindringen, wenn der Andere das, was er gesehen hat und weiß, nicht auf irgend eine Weise kund gibt. Leider nur, daß wir gar zu leicht uns durch den Wunsch, Andern als Wissende zu erscheinen, verleiten lassen, zu sagen, was wir nicht wissen, und Zeugniß zu geben für das, was wir nicht gesehen haben.

3. In Folge dieser Schwäche unseres Willens ist die Unwahrheit mächtiger geworden unter den Menschen, als die Wahrheit. Wenn wir die Worte des Evangeliums: „Wir reden, was wir wissen," als Aufschrift an die Thüren unserer Gesellschaftszimmer und Versammlungsorte, an die Lehrstühle und Rednerbühnen setzen wollten, würden sie nicht lauten wie Spott? Um wie viel wahrer würden diese Aufschriften sein, wenn sie im Gegentheil lauteten: Wir reden, was wir nicht wissen, und bezeugen, was wir nicht gesehen haben! Und dennoch bezeugt auch die Lüge des Lebens noch die Wahrheit des Evangeliums. Wenn die Menschen reden, was sie nicht wissen, und bezeugen, was sie nicht gesehen haben, was bezeugen sie damit anders, als daß sie eben nichts wissen, und daß das, was sie gesehen haben, nicht der Rede und des Zeugnisses werth ist, daß sie das Nichtige allein sehen und wissen, und daß sie nur von diesem reden, weil sie von dem, was ist und ewig wahr ist, nichts wissen? Oder ist der Vorwurf, daß wir Alle miteinander nichts wissen, vielleicht ein ungerechter und ein für unsere vielwissende Zeit allzu beleidigender? Wie gerne nehme ich ihn zurück, wenn er wirklich ungerecht ist! Jedenfalls will ich gar nicht darüber streiten, daß er wenigstens ungerecht scheint. Wir sollten nun, da wir seit Jahrhunderten mehr, als früher je der Fall war, auf Wissenschaft und Forschung uns verlegt, da wir in Naturwissenschaften, Geschichte und vielen andern Dingen so ungemein viel gelernt haben, so überaus großartige Entdeckungen und Erfindungen gemacht haben, auf einmal bekennen, daß wir nichts wissen? Das ist zu viel für unsere Zeit verlangt. Wer uns unbillige Zugeständnisse zumuthet, dem werden wir gar nichts zugestehen.

Ich will darum gerne zugeben, daß wir heutzutage in allen Wissenschaften ungemeine Fortschritte gemacht haben, will gar nicht fragen, ob diese Fortschritte auch zu unserer Beruhigung und Veredlung und Heiligung wirklich beigetragen, ob sie dem eigentlichen Ziel des selbstbewußten sittlichen freien Lebens und der wahren Glückseligkeit unserer Seele uns näher gebracht haben, sondern nur fragen, wie wir denn zu all' dem von Vielen so hochgepriesenen Wissen gekommen sind?

4. Zum Wissen kommen wir, das werden Alle, die Wissenden wie die Unwissenden, eingestehen, nicht ohne unser eigenes Zuthun. Diese unsere eigene Thätigkeit aber gründet sich entweder auf Unterricht oder eigenes Nachdenken. In wieferne sich aber unser Wissen auf Unterricht gründet, könnte man da nicht sagen, daß es ja des Unterrichtenden bedarf, und wenn immer Einer den Andern unterrichtet, bedurfte nicht der erste Unterrichtete eines höhern und übermenschlichen Lehrers, und ist somit nicht eine höhere Offenbarung schon darum nothwendig, weil doch das menschliche Wissen irgend einmal einen ersten Anfang gehabt haben muß? So könnte man allerdings fragen und schließen. Aber der Schluß wäre offenbar ein voreiliger, denn dagegen könnte man einfach sagen: Warum müssen wir denn einen höhern Unterricht annehmen? Allerdings kann nur der Wissende den Unwissenden belehren, aber der Lernende muß doch selbst bei dem Unterrichte mitwirken, wenn dieser etwas fruchten soll, und kann er das, so kann er, einmal aus der ersten Gedankenlosigkeit herausgetreten, das empfangene Wissen durch eigenes Nachdenken auch vermehren und erweitern, und das so erweiterte Wissen einem Andern mittheilen, der es wieder vermehrt. Ist nun der Erste, der etwas erkannte, durch sein eigenes Nachdenken auch nicht sehr weit gekommen, so hat er doch dem Nachfolgenden schon etwas hinterlassen, und durch stete Vermehrung ist die Erkenntniß fortschreitend gewachsen, und muß sich im Laufe der Zeiten stets fortschreitend vermehren. Dazu bedarf es nicht eines ersten übermenschlichen Unterrichtes. Das eigene Nachdenken reicht vollkommen hin, die stete Steigerung der Erkenntniß und des Wissens unter den Menschen zu erklären.

5. Bleiben wir aber dabei, daß das Nachdenken die Erkenntniß vermehrt, so wäre es voreilig, zu sagen, das Nachdenken allein reiche hin, den Menschen in den Besitz aller Erkenntniß zu setzen. Das Nachdenken muß einen Grund und Inhalt haben, wenn es wirkliche Erkenntniß werden soll. Wer die Einfälle und Erfindungen seines Denkens für Wahrheit ausgibt, redet, was er nicht weiß, und bezeugt, was er nicht

gesehen hat. Das Wissen, dem gar keine Erfahrung zu Grunde liegt, ist kein Wissen von Etwas, ist ein leerer Traum ohne Inhalt. Wenn wir aber über das allein etwas wissen können, worüber wirklich Erfahrung möglich ist, und wenn wir also auch von allen irdischen Dingen nur etwas wissen, in wieferne dieselben irgendwie der Erfahrung zugänglich sind, und nichts aus uns selbst wissen können, so können wir auch in höhern Dingen, in dem, was das letzte Ziel und den ersten Ursprung aller irdischen Dinge betrifft, nichts wissen ohne Erfahrung. Ueber das Woher und Wohin aber können wir aus uns selbst und durch eigenes Sehen keine Erfahrung haben. Dieß muß uns verkündet werden, dafür bedürfen wir einen Lehrmeister. Dieser Lehrmeister kann aber nur derjenige sein, der vom Himmel herabgekommen, der selbst gesehen, wovon Er Zeugniß gab, der allein wissen konnte sowohl das Wohin als das Woher alles irdischen Lebens, weil beides in seiner Hand ruhte. Das Eingehen göttlicher Natur in die menschliche, die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist die erste Bedingung des Heiles. Damit wir aber wissen oder erkennen konnten, daß Er wirklich vom Himmel herabgekommen, mußte der ersten göttlichen That die zweite folgen. Die Menschwerdung mußte durch den Opfertod ihre göttliche Abkunft und Herrlichkeit offenbaren.

Durch die Erhöhung am Kreuze wurde die Liebe des Sohnes Gottes als eine wahrhaft göttliche Allen sichtbar und erkennbar. Darum sind die beiden Sätze: „Niemand ist in den Himmel hinaufgestiegen, als der vom Himmel herabgekommen ist, des Menschen Sohn, der im Himmel ist," welcher uns die Menschwerdung des Sohnes Gottes verkündet, und der andere, der auf den Kreuzestod hindeutet: „Wie Moses in der Wüste die Schlange erhöhte, so muß auch des Menschen Sohn erhöht werden," so nahe aneinander gerückt. Die Menschwerdung und der Opfertod Christi weisen unmittelbar auf einander hin, sind nur die beiden Seiten der Einen offenbar gewordenen Herrlichkeit göttlicher Liebe. Wie auch immer Gott sich den Menschen offenbaren wollte, eine herrlichere, ich möchte sagen göttlichere Offenbarung als diese gibt es nicht. Wunder und Zeichen und alle Offenbarung göttlicher Macht und welterschütternder Herrlichkeit sind nur Schatten und schwache Bilder jener Herrlichkeit Gottes, die in seiner Liebe wohnt.

6. Ist aber Christus auch in der Offenbarung des höchsten Geheimnisses göttlicher Herrlichkeit der höchste Lehrer, so konnte Er doch nicht unser einziger Lehrer bleiben, weil jede Offenbarung auch der Vermittlung

und Verbreitung bedarf. Die von Ihm geoffenbarte Wahrheit muß von uns auch mit freiem Glauben ergriffen und zur lebendigen Anschauung gebracht werden. Schon die weitere Mittheilung bedurfte der Werkzeuge und Zeugen der Wahrheit. Was diese gesehen, davon konnten sie Zeugniß geben. Glaube und Unterricht aber sind nur in freier Mitwirkung lebendig. Darum blieb der Herr nicht bei den Menschen als beständiger einziger Lehrer, sondern wies uns auf einen andern von Ihm gesendeten Lehrer an, durch dessen Unterricht allein das rechte Verständniß seiner Lehre möglich ist.

Auf diesen zweiten Lehrer, den hl. Geist, hat er schon den Nikodemus hingewiesen. „Du bist ein Lehrer in Israel, und weißt dieses nicht?" spricht Christus zu Nikodemus, als Ihm Nikodemus auf das Wort: „So ist es mit Jedem, der aus dem Geiste geboren ist," entgegnete: „Wie kann dieß geschehen?" Was soll Nikodemus der Anforderung Christi gemäß wissen? Nicht Alles — das ist über des menschlichen Zeugen Befähigung. Aber auch nicht gar nichts, das ist unter der Würde des menschlichen Zeugen und Lehrers, sondern dieses, worauf das Wort Christi den Nikodemus hingewiesen, wie nämlich der Geist sich offenbare in denen, die aus dem Geiste geboren sind. Auf diese Erkenntniß bezieht sich die Frage des Nikodemus: „Wie soll dieses geschehen?" Darauf bezieht sich auch die Antwort Christi und der Vorwurf, der in den Worten liegt: „Du bist ein Lehrer in Israel und weißt das nicht?" Wenn wir nämlich reden wollen, was wir wissen, und bezeugen, was wir gesehen haben, so ziemte es sich für Nikodemus, den Lehrer in Israel, zu wissen, auf welche Weise überhaupt im Menschen die Lehre und das Wort wirksam werde.

Wie der Geist wirkt, das hatte Christus in den unmittelbar vorausgehenden Worten deutlich genug, wenigstens für einen, der Lehrer der Uebrigen sein sollte, deutlich genug ausgesprochen. „Der Wind wehet woher er will, und sein Sausen hörest du wohl, aber woher er kommt und wohin er geht, das weißt du nicht; und ebenso ist es mit Jedem, der aus dem Geiste geboren ist."

7. Wer aus dem Geiste geboren ist, wird nicht durch bloße Mittheilung einer Lehre oder einer äußerlichen Gabe oder irgend eines Gnadengeschenkes neugeboren und ein innerlich Anderer, sondern nur durch seine eigene persönliche Mitwirkung. Wie er also zu der innern Erneuerung gekommen ist, das kann kein Anderer außer ihm wissen. Gerade das, was neu ist in uns, werden Andere nicht verstehen, wenn

es nicht auch in ihnen zu der gleichen Erneuerung gekommen ist. Also das Woher wissen wir nicht. Ebenso wenig das Wohin, weil das Zeugniß des Geistes auch nur bei geistig freier Mitwirkung wirkt, und in soferne verstanden wird, als es einen dazu vorbereiteten Boden findet. Ist also das Zeugniß des innern Lebens aus dem Munde, wissen wir nicht, auf welchen Boden es gefallen ist. Das Wort ist verhallt, und wohin es gelangt, ist uns verborgen. Aber auch in uns selbst ist dieses Woher und Wohin ein Geheimniß. Wenn irgend eine neue Erkenntniß oder ein neuer Entschluß in uns erwacht, woher ist er gekommen? Aus fremdem Einflusse? Gewiß nicht allein davon, dazu bedarf es zu sehr unseres eigenen Bewußtseins, als daß wir glauben könnten, was wir innerlich empfinden, könne lediglich von Außen gekommen sein. Also ist es ganz frei aus uns hervorgekommen? Das wieder nicht. Dazu ist all' unser Denken und Wollen zu sehr von äußern Einflüssen abhängig, als daß irgend etwas ganz unabhängig von jedem vorausgehenden Einflusse sein und in uns vorgehen könnte. Wir wissen nur, daß der Entschluß, die zuvor ungekannte Einsicht da ist, aber nicht, woher sie gekommen ist. Ebenso wenig wissen wir, wohin das Neue führt, eben weil es uns selber neu ist, und ein Anfang von dem, was zuvor nicht war und erst kommen soll.

8. Betrachten wir aber den Inhalt dieser Erneuerung selbst, so ist das Woher und Wohin gleichfalls dem Wesen nach unerforschlich und unerschöpflich. Wir empfinden die Wirklichkeit der in uns entstandenen geistigen Bewegung, empfinden aber zugleich, daß wir ihren Anfang und ihr Ende nicht im Geiste zu umfassen vermögen. Die wahre geistige Bewegung kommt aus einem ewigen, unerschöpflichen Leben und führt zu einem solchen. Darin unterscheidet sich die Wahrheit des Geistes von der irdischen Empfindung. Diese weiß auch oft nicht woher und wohin. Bei mancher Unternehmung wissen wir nicht, wohin sie führt, bei manchem Vorsatze nicht, woher die Mittel zur Ausführung nehmen. Aber diese Fragen haben nur einen bestimmten Werth und eine beschränkte Bedeutung. Nur für den bestimmten Fall der Willkür bleibt das Wohin und Woher in diesem Sinne verborgen. Der Geist aber will dasjenige uns verkünden, was überhaupt alle Menschen in ihrem höchsten geistigen Ringen fragen können und wissen wollen und aus sich nicht wissen können. Das Höchste, in der Ewigkeit wurzelnde Woher und Wohin allein ist es, was der Geist verkündet, indem er uns die Offenbarung Christi in ihrer unendlich göttlichen Herrlichkeit erklärt.

Nur was auf dieses Ziel hinführt und aus diesem Ursprung kommt, ist, wenn es unser Inneres bewegt, ein Wehen des Geistes in uns.

9. Diese Bewegung muß derjenige empfinden, der in Christus, der überhaupt in Gott seine Seligkeit erlangen will. Der Lehrer in Israel sollte diese Bewegung kennen, denn ihm mußte bekannt sein, daß Gottes Offenbarung aus verborgener Tiefe hervorgeleuchtet hatte, um auf eine noch verborgene Zukunft hinzuweisen. In dieser Bewegung eines solchen geistigen Lebenshauches der göttlichen Offenbarung mußte der Lehrer in Israel seine eigene Religion erfassen, wenn er sie und die Vollendung durch den verheißenen Messias begreifen und Andere darin unterrichten wollte. Was sich aber für den Israeliten ziemte, ziemt sich noch mehr für den Christen, noch mehr für denjenigen, der auf die Fülle der Offenbarung im Geiste blicken kann. Wer aber nicht in sich diese Bewegung der höchsten Frage des menschlichen Bewußtseins nach dem Woher und Wohin alles Lebens empfunden hat, wie soll der die höchste Lösung dieser Frage in Christus finden?

10. Wer aber die höchste und einzige Lösung der höchsten, einzig des Lebens werthen Frage über das Woher und Wohin, worüber nur Christus Kunde und nur der Geist Christi wahre Wissenschaft geben kann, in diesem Geiste finden will, muß die übrigen Fragen über alles andere Woher und Wohin dieser Einen zum Opfer bringen. Nur wer sich von der irdischen Bewegung des Geistes loszureißen sucht, der empfindet die Anregung des Geistes Christi in seinem Herzen. Wie Moses die Schlange in der Wüste erhöhte, so muß auch das irdische Verlangen über die Erde erhöht werden, wenn es vom Geiste Christi erfüllt und von der Vergänglichkeit und den Schmerzen des irdischen Lebens geheilt werden soll. Das Verlangen, das auf ein zeitliches und vergängliches Woher und Wohin gerichtet ist, verbittert und vergiftet uns das Leben, und erst jenes Verlangen, das über das Irdische erhöht auf ein ewiges Ziel gerichtet ist, vermag den Geist in sich aufzunehmen, der allein alle Wunden des Herzens heilt und alle Bitterkeit in Freude verwandelt.

11. Allerdings wird die Verläugnung der irdischen Begierde unser Herz schmerzlich verwunden. Die Erhöhung über die Erde, das Opfer des Kreuzes ist kein mühe- und schmerzloses Opfer. Allein wer nicht mit Christus gekreuzigt wird, kann auch nicht mit Ihm an der Herrlichkeit seiner Auferstehung Theil nehmen. Wer nicht die Bitterkeit der Entsagung in sich empfunden hat, kann auch nicht die wahre Freude des Geistes Christi in sich fühlen. Je mehr unsere geistige Sehnsucht auf

das Höchste gerichtet ist, um so tiefer empfinden wir unser eigenes Unvermögen, dasselbe in uns aufzunehmen, desto schmerzlicher fühlen wir den Abstand all' unsers Denkens und Thuns von dem Ziele, nach dem wir streben. Jede Bewegung, jeder Ausdruck des geistigen Lebens wird uns zur schmerzlichen Anklage unserer eigenen innern Unfähigkeit, das Höchste zu erreichen und dafür Zeugniß zu geben. Nach außen aber finden wir uns stets von den Menschen um so mehr verlassen und mißverstanden, je mehr die innere Erneuerung unseres Geistes unser Herz bewegt. Gerade das Neue, das uns bewegt, erscheint Andern fremd und wohl gar gefährlich, jedenfalls als eine beleidigende Herausforderung gegenüber ihrer eigenen Ansicht oder Ueberzeugung. Alles wird mit größerer Nachsicht auf-, jede noch so abgeschmackte Behauptung mit größerer Bereitwilligkeit hingenommen, als das bestgemeinte Zeugniß der innerlichen eigenen Erfahrung von der lebendigen Wahrheit.

12. Diese Verlassenheit von außen und von innen ist eine allerdings schwer zu ertragende aber unerläßliche Probe der wahren Erneuerung des Lebens in uns. Gerade in der Ueberwindung dieser doppelten Verlassenheit offenbart sich die wahre Macht des Geistes. Wie sollten wir des geistigen Lebens gewiß werden, wenn wir seine Macht nicht an uns selbst prüfen könnten und müßten? Gerade an dieser Verlassenheit lernen wir die Erhabenheit der wahren Liebe erkennen, wie Paulus sagt: „Was sollen wir nun sagen? wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns? Er, der seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern Ihn für uns Alle hingegeben hat, wie sollte Er uns nicht Alles mit Ihm geschenkt haben? Wer wird uns aber scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst, oder Hunger, oder Verfolgung?" [1] „Bei all' dem überwinden wir weit durch den, der uns zuvor geliebt hat" [2].

Wenn wir diese Liebe einmal erkannt haben, in dieser innern geistigen Bewegung erkannt haben und die Erkenntniß der unendlichen Herrlichkeit göttlicher Liebe im Herzen bewahren, „dann," sagt der Apostel, „bin ich versichert, daß weder Leben noch Tod, weder Höhe noch Tiefe, weder Menschen noch Engel, noch irgend ein Geschöpf uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die da ist in Christus Jesus, unserm Herrn [3].

---

[1] Röm. 8, 35. [2] Röm. 8, 37. [3] Röm. 8, 38—39.

XVI.

Text: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen eingebornen Sohn hingab, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, daß Er die Welt richte, sondern daß die Welt durch Ihn selig werde. Wer an Ihn glaubt, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, weil er an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes nicht glaubt. Eben daher kommt das Gericht, daß die Menschen, da das Licht in die Welt kam, die Finsterniß mehr liebten als das Licht, denn ihre Werke waren böse. Jeder aber, der Arges thut, hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, damit seine Werke nicht gestraft werden. Wer aber nach der Wahrheit handelt, der kommt an das Licht, damit seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan."

(Joh. 3, 16—21.)

Inhalt: Von der Vollendung der Natur durch den Glauben und des Glaubens durch die Liebe.

1. Gewiß ist eines der bekanntesten und am häufigsten angeführten Worte der hl. Schrift der Ausspruch Christi von der göttlichen Liebe, als Er zu Nikodemus sagte: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen Sohn hingab, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben." So kurz aber auch dieser Ausspruch Christi, welcher uns die unendliche Liebe Gottes verkündet, ist, so enthält er doch zwei sehr verschiedene Theile, die man wohl unterscheiden muß, wenn man den tiefern Sinn der Worte des Herrn, welchen beide gerade durch ihre Entgegenstellung um so bestimmter erkennen lassen, recht verstehen will. Der erste Theil spricht von der Welt, der zweite von den Menschen; der erste deutet auf die Liebe Gottes im Allgemeinen, der andere auf die besondere Offenbarung derselben gegenüber dem Menschengeschlechte. Damit ist der richtige Standpunkt bezeichnet, von dem aus nicht bloß diese, sondern jede Wahrheit betrachtet werden muß. Von dem Allgemeinen aus können wir immer am besten das Einzelne

und Besondere in seiner richtigen Bedeutung erkennen. Damit, daß wir von einem einzelnen Falle unsere Anschauung ganz beherrschen lassen, und das in einzelnen Fällen Wahre für das Wahre überhaupt halten, weichen wir nur allzu leicht von dem Verständniß der Sache ab und verlieren das richtige Urtheil.

2. So ist die Erde allerdings der Mittelpunkt der Menschengeschichte, aber darum nicht der Mittelpunkt des Weltgebäudes; der Mensch ist der Gegenstand der göttlichen Fürsorge und Liebe, und der Gegenstand der höchsten göttlichen Liebe unter allen Geschöpfen der Erde, aber darum nicht der einzige Gegenstand dieser Liebe. Die Sünde des Menschen ist die Ursache der durch Christus verliehenen Ordnung des Heils. Aber daraus folgt nicht, daß die Menschheit ohne Sünde nicht zu ihrem Heile gelangt, daß sie außerdem nicht von Gott heimgesucht und geliebt worden wäre. Darum, daß der Sohn Gottes die Menschen durch seine Menschwerdung und durch sein Leiden und seinen Opfertod von der Sünde erlöset, ist es doch nicht erlaubt zu sagen, daß die Sünde selbst Gegenstand der göttlichen Liebe sei. Nicht die Sünde ist die Ursache, daß Gott die Welt liebte und liebt, sondern die Sünde ist nur der Grund, daß die Liebe Gottes sich gerade so und nicht anders offenbarte und offenbaren konnte. Sowie wir nicht sagen können, daß die Sünde der Gegenstand der göttlichen Liebe und Erbarmung gewesen sei, sondern nur, daß der Mensch trotz der Sünde dennoch nicht von der göttlichen Liebe und Erbarmung verlassen worden ist, so können wir auch nicht sagen, daß der Mensch der einzige Gegenstand der göttlichen Liebe sei. Alles, was Gott lieben und selig werden kann, wird von der göttlichen Liebe umfaßt.

3. Selbst dasjenige, was von dieser Liebe noch nicht empfinden und wissen kann, sondern gleichsam erst derselben durch das Leben entgegengeführt wird, ist von ihrer Sorgfalt nicht ausgeschlossen. Unendlich viele Geschöpfe umschließt die Erde, von denen des Menschen Sinn keine Kunde gewinnt, Pflanzen in unendlicher Menge brachte und bringt die Erde hervor, die nie eines Menschen Aug erblickte, über und unter der Erde regt sich tausendfältiges Leben, wovon die Menschen nichts wissen: können wir nun sagen, daß dieß Alles nur allein für den Menschen geschaffen sei, während es ungesehen und ungekannt von ihm entsteht und vergeht? Ist es nicht der Würde des Schöpfers angemessener, zu glauben, daß alles Leben in stufenweiser Entwicklung sich steigere und entfalte, bis es zu jener Höhe sich ausgebildet hat, auf welcher es fähig wird, eine ver-

nünftige Seele zu empfangen und zur Seligkeit eines höhern Lebens berufen zu werden? Gewiß ist nichts auf Erden, und die Erde selbst auch nicht, ausgeschlossen von der Alles umfassenden Macht und Liebe Gottes. Aber muß sie darum der Mittelpunkt des ganzen Weltsystems sein, weil wir Menschen die Werke dieser Macht und Liebe nur in soferne näher kennen, als sie auf dieser Erde offenbar geworden sind? Können wir uns denken, daß alle die unendlichen Sterne bloß geschaffen seien, um diese winzige Erde mit dem oft kaum mehr sichtbaren Lichtstrahle zu erfreuen, oder um nach Jahrtausenden von einem Astronomen als wirkliche sichtbare Himmelskörper erkannt zu werden?

Welchen Grund haben wir dafür, die Liebe Gottes auf diese Erde beschränken zu wollen? Keinen, als den, daß wir nur die Offenbarung kennen, die uns von der göttlichen Liebe gegeben wurde, von den Offenbarungen dieser Liebe außer dieser Erde aber nichts wissen. Dagegen aber ist das Wort des Herrn: „So sehr hat Gott die Welt geliebt," die klarste Hinweisung auf die allgemeine, die ganze Welt umfassende Liebe Gottes. Um der Liebe willen hat Gott Alles geschaffen. Um der Liebe willen hat er seinen Sohn für alle geschaffenen Wesen hingegeben, die da glauben und selig werden können.

4. Wie die schaffende Macht des Vaters stets in die Unendlichkeit ausströmen und immer neue Welten erstehen lassen kann und will, so geht das erlösende Wort stets vom Vater aus, um Alles, was der Liebe fähig ist, durch diese zur Erkenntniß der göttlichen Liebe und Seligkeit zu führen. Wir wissen nicht, ob die Gestirne Bewohner haben wie die Erde, oder die Sonne der Aufenthalt seliger Geister ist, die nicht mehr dem Wechsel unterworfen sind; aber wir wissen, daß alles Sichtbare zum Träger geistiger Lebenskräfte dienen muß, damit die in sichtbaren Leibern lebenden Geisterwesen Gott lieben, in dieser Liebe selig werden und durch den Sohn zur Herrlichkeit der göttlichen Liebe geführt werden können. Der Sohn offenbart allen geschaffenen Geistern diese Liebe, jedem in seiner Weise; und Alle werden in derselben Weise der Erkenntniß der göttlichen Liebe in der Offenbarung durch den Sohn selig.

5. Die Liebe allein ist es, die selig macht. Zur Liebe aber gelangen Alle nur durch den Glauben. Die Liebe will glauben. Ob Seraphim oder sterblicher Mensch, das macht darin keinen Unterschied. Auch der Erzengel muß an die Liebe Gottes glauben, wenn er sie in sich aufnehmen, in ihr selig sein will. Der Glaube ist das Mittelglied, durch welches das göttliche Leben der Liebe in die freien Geschöpfe einströmt.

„Der Glaube ist die Substanz dessen, was wir zu hoffen haben“ [1]. In ihm ist eine umgestaltende erneuernde Lebenskraft. Der Glaube ist es, der allein Wunder wirken kann und stets Wunder wirkt, wo er zur Einheit dieses neuen Lebens sich wirklich zusammengezogen hat.

6. „Wenn ihr Glauben hättet eines Senfkörnleins groß,“ spricht der Herr zu seinen Jüngern, „so würdet ihr zu diesem Berge sagen können, hebe dich weg von hier und stürze dich in's Meer, und er würde gehorchen“ [2]. Darüber lächelt vielleicht der befangene Sinn, und hält es für eine von jenen oft gehörten Redensarten und dichterischen Uebertreibungen, die eben, um das, was sie sagen wollen, recht kräftig zu machen, mehr sagen, als der einfache Wortsinn erlaubt. Und dennoch ist gerade dieses Wort buchstäblich wahr. Denn nur im Glauben ist das Wunder möglich, und wo der Glaube wirkt, wirkt er nothwendig und wesentlich Wunder. Oder wie denken wir uns überhaupt die Möglichkeit der Wunder?

7. Wenn wir unter Wunder ein plötzliches, das Gesetz der natürlichen Weltordnung überschreitendes Ereigniß verstehen, das nur durch das Eingreifen einer übernatürlichen Machtfülle möglich ist, so müssen wir uns auch denken, daß Gottes Macht auf diese Weise in der Zeit sich offenbaren kann und will. Allein Gottes Macht ist ewig und unveränderlich. Sie will nicht heute, was sie gestern nicht gewollt und morgen nicht mehr will. Sie ist nicht launisch und veränderlich, so daß sie heute aufgelegt ist, Wunder zu wirken und morgen nicht mehr. Was Gott will, will Er ewig mit unveränderlicher Macht und Liebe. Sein Wollen ist, wenn wir uns ein Bild davon machen wollen, wie das Licht, welches die Erde von allen Seiten umgibt und überall eindringt, sobald ihm die Thüren oder Fenster, die in das Innere der finstern Höhlen der irdischen Körper führen, geöffnet werden. Ebenso will das Wunder in das natürliche Leben eintreten, sobald die Pforten, die aus jenem übernatürlichen Leben herüberführen, geöffnet sind. Die Pforte jenes Lebens ist aber der Glaube. Durch den Glauben greift das persönliche Wollen des Menschen über die Erde hinüber; durch den Glauben wirkt das höhere Leben der göttlichen Liebesmacht in die Zeitlichkeit herüber. Wo der Glaube wirksam geworden ist, da wirkt er Wunder. Aber nicht sogleich, wie wir anfangen zu glauben, sind wir auch bei dem Punkte seiner höchsten Macht und Wirksamkeit. Von dem unbefangenen kind-

[1] Hebr. 11, 1. [2] Matth. 17, 19.

lichen, so zu sagen natürlichen Glauben bis zu dem Punkte, wo der Glaube vollendete geistige Macht und Tugend ist, ist ein weiter und beschwerlicher Weg; ein Weg, der nicht ohne ernstlichen Kampf zurückgelegt werden kann. Wer diesen Kampf scheut, wird nie zum Ziele, nie zur Herrlichkeit des in der Liebe und Seligkeit vollendeten Glaubens gelangen.

8. „Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet," sagt das Evangelium. Wer aber diesen Kampf nicht bestehen will, kann man von diesem sagen, daß er wirklich glaube? Unglücklich aber ist derjenige Mensch, der die höchste und einzig beseligende Macht des Lebens, die Liebe, dadurch von sich ausschließt, daß er den Glauben verläugnet; unglücklich ist derjenige, der dem göttlichen Leben die Pforte des Herzens verschließt. Wer das Glück im irdischen Genusse sucht, weil er dieses irdischen Lebens gewiß ist, dessen Herz stirbt der Seligkeit des ewigen Lebens ab. Allerdings fühlt er auch nicht die Bitterkeit dieses geistigen Kampfes, welche denjenigen erfüllt, der nach dem höheren Ziele ringt, welches der Glaube uns zeigt, und welches dem irdischen Sinne so schwer zu fassen und noch schwerer zu erreichen ist. Er ist in seiner Weise glücklich, weil er sein Unglück nicht fühlt. Indem er in die natürliche Begierde sich ganz versenkt, wird er dem Thiere gleich, das darum von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen bleibt, weil ihm die Freiheit und die Fähigkeit der Erhebung über das irdische und sinnliche Begehren fehlt. Wo das Verlangen in der irdischen Begierde ganz aufgeht, wo der Glaube ganz verstummt, da ist auch die Fähigkeit des höhern Lebens in Gott erstorben. „Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet."

9. Noch unglücklicher aber als der in sinnlicher Lust dem Glauben abgestorbene thierisch gewordene Mensch ist der geistig Begabte, der im Uebermuthe seines Eigendünkels nur sich selbst vertraut, alle Offenbarung und Gaben göttlicher Liebe nicht nur von sich abweist, sondern im stolzen Hochmuth sich feindselig denselben gegenüber stellt, alle Scheingründe, alle Macht des eigensinnigen Wollens aufbietet, um das Herz gegen jene Liebesgaben zu verhärten, der sie als feindseligen Eingriff in seine Unabhängigkeit betrachtet und der Liebe den erbitterten Haß des geistigen Hochmuthes entgegensetzt. Welche heftige, erschütternde, geistige Kämpfe kostet es den Menschen, sich der Liebe Gottes feindselig gegenüber zu stellen! und was anders kann das Ende dieses Kampfes sein, als gänzliche Bitterkeit, Lieblosigkeit und unseliger Haß gegen alles Göttliche, Gute und Heilige? So viel Mühe läßt der Mensch es sich oft kosten, um sich selbst zu Grunde zu richten. Wo aber der Haß im Herzen alle

Liebe ausgetrieben hat, da ist auch alle Seligkeit gewichen. Mit dem Glauben weicht die Liebe, mit der Liebe flieht die Seligkeit. „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet.“

10. Aber nicht Jeder, der da glaubt, ist darum auch der Seligkeit gewiß. Der Glaube, der sich nicht zur Liebe erhebt, ist kein wahrer lebendiger Glaube. Es gibt einen äußerlichen angelernten Glauben, den die Gewohnheit, die Gedanken- und Gefühlslosigkeit wie ein unveräußerliches Erbstück durch das Leben schleppt, ohne ein einziges Mal daran zu denken, die innere Seite desselben frei zu machen und den Kern des ewigen Lebens in einen Boden zu pflanzen, in welchem er wirklich aufgehen und Früchte tragen könne. Diesem thaten- und leblosen Glauben kommt eine herkömmliche Anschauung und Erklärung zu Hülfe, die den Glauben auf's Tiefste herabsetzt, indem sie ihn auf den bestimmtesten Begriff bringen will.

11. Wenn man sagt: der Glaube ist die Unterwerfung der Vernunft unter die göttliche Autorität, so hat man damit allerdings etwas Wahres gesagt, allein doch nur die alleräußerste Spitze des Glaubens, den letzten Zweig des Lebensbaumes berührt. Wie wenig wissen wir von dem Glauben, wenn wir nicht mehr von ihm sagen können, als daß er die Unterwerfung der Vernunft ist! Das heißt ungefähr so viel, als wenn eine Mutter dem Kinde, welches den Strom, der Länder bewässert und befruchtet, zum ersten Male erblickt, auf seine Frage, was dieses breite schimmernde Band, auf dem die Schiffe ziehen und an dem die Städte sich ausbreiten, zu bedeuten habe, zur Antwort gäbe: Hüte dich, Kind, vor jenem stillen tiefen Wasser, das ist ein tückischer Geist, der mit riesigen Armen aus den Tiefen herauflangt und Alles, was in seine Nähe kommt, verschlingt. In ähnlicher Weise warnen gar Manche vor der tiefen lebendigen Wundermacht des Glaubens den fragenden, forschenden Geist, wie vor einer verderblichen Gewalt, deren Tiefen sich denkend zu nahen gefährlich und den Meisten geradezu verderblich ist. Welche Mißdeutung der Tiefe alles Lebens! Ist denn der Glaube wirklich etwas Böses, daß es gefährlich ist, denselben an das Licht hervorzuziehen? oder ist nicht gerade der Glaube das Licht, in welchem allein das wahrhaft Gute und Ewige erkannt werden kann? Welch' ein schlechtes Zeugniß für den Glauben, wenn man nur die Beschränktheit des Geistes ihm angemessen findet! Welch' ein schlechtes Zeugniß für des Menschen höchstes Gut, wenn man jeden Schritt, sich demselben im Geiste zu nähern, für gefahrbringend erachtet!

Wie wenig müssen wir von diesem Glauben halten, wenn wir uns für denselben in gar keine Gefahr begeben wollen? Wo aber nichts zu verlieren ist, da ist auch nichts zu gewinnen. Wer das Höchste gewinnen will, muß auch das Höchste dafür einsetzen. Wie soll sich denn der Glaube erproben, wenn wir ihm keine Bewegung erlauben? wenn wir glauben durch denken, handeln, fühlen ihn zu verlieren? Was haben wir für ein Zeugniß seines Lebens, wenn wir in das Aufgeben alles geistigen Strebens den Glauben setzen? Die Folge dieser verkehrten Auffassung ist die immer mehr zunehmende Beschränktheit und Verkommenheit des Geistes. Es bleibt uns zur Erprobung der Wirklichkeit unseres Glaubens nur noch das äußere Zeugniß der Verurtheilung derjenigen, die nicht so denken wie wir. Damit halten solche innerlich todte Glaubenshelden die Achtung vor ihrem eigenen Glauben aufrecht, daß sie Andere lieblos verdammen, und nicht bedenken, daß sie damit gerade das Verdammungsurtheil gegen sich selbst aussprechen.

12. Wo keine Liebe ist, ist auch kein Glaube. Wer in Christus nicht die höchste Liebe erkennt, wie kann der sagen, daß er an Christus glaubt? Die Liebe ist ja der einzige Inhalt und die einzige Probe des wahren Glaubens. Wer diese verläugnet, hat auch den Glauben nicht erkannt. Wer nicht an die Offenbarung und Wahrheit der ewigen Liebe glaubt, hat noch gar nicht zu glauben angefangen. Wer aber wirklich an diese Liebe glaubt, dessen Herz wird auch nur nach dieser fragen und nach ihr sich sehnen. Ob der Glaube die Vernunft erleuchte, ob die Vernunft den Glauben erkläre, das Alles wird in dieser Liebe allein seine Erledigung und Verwirklichung finden. Nach ihr sehnt sich Herz, Vernunft und Geist in gleicher Weise. In ihr müssen wir die letzte Erfüllung alles Denkens und Sehnens erkennen, oder wir haben noch gar nicht angefangen an unsere Freiheit und Seligkeit und an die göttliche Liebe zu glauben. Wie der blinde Bettler, von dem das Evangelium redet, sitzt das Menschenherz am Wege des Lebens und sucht die ewige Liebe. Sobald es von dieser vernimmt, sobald es den Fußtritt Dessen hört, der diese Liebe verkündet und durch sein Leiden und Sterben verwirklicht hat, wird es nicht aufhören zu rufen: „Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ [1] Wenn nun Christus das also der Liebe und Seligkeit bedürftige Herz fragen wird: „Was willst du, daß ich dir thue?“ [2] können wir antworten: daß du die Menschen um ihres Unglaubens willen

---

[1] Luc. 18, 38. [2] Luc. 18, 41.

strafest, daß du der Welt beweisest, daß mein Glaube der richtige ist, daß du all' die Vielen, die nicht so glauben wie ich, von deiner Liebe ausschließest; oder wird nicht das Herz nur das Eine fühlen und begehren, daß es selbst erst die Liebe erkenne, daß es selbst erst in dieser Liebe sehend werde? Dann aber, wenn wir nach dieser Erkenntniß allein trachten und des Einen Wunsches Erfüllung erflehen, daß wir Gottes Liebe erkennen, dann wird auch diese Erfüllung nicht ausbleiben und das Wort des Herrn sich im Herzen vernehmen lassen: „Sei sehend — dein Glaube hat dir geholfen" [1].

XVII.

Text: „Darnach kam Jesus mit seinen Jüngern in das jüdische Land, hielt sich daselbst mit ihnen auf und taufte. Johannes aber taufte auch noch zu Aenon, nahe bei Salim, weil dort viel Wasser war, und die Leute kamen dorthin und ließen sich taufen. Nun entstand ein Streit zwischen den Jüngern Johannis und den Juden über die Reinigung. Sie kamen zu Johannes und sagten ihm: Rabbi, der bei dir jenseits des Jordans war, dem du Zeugniß gegeben hast, siehe! der tauft und Alles läuft ihm zu. Johannes antwortete und sprach: ein Mensch kann sich nichts nehmen, wenn es ihm nicht vom Himmel gegeben wird. Ihr selbst bezeuget mir, daß ich gesagt habe, ich bin nicht Christus, sondern ich bin nur vor Ihm hergesandt. Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam. Der Freund des Bräutigams aber steht da, und hört ihn und freut sich hoch über die Stimme des Bräutigams; und diese meine Freude ist nun erfüllt. Er muß wachsen, ich aber abnehmen. Wer von oben kommt, ist über Alle. Wer aber von der Erde ist, ist von der Erde und redet von der Erde. Wer vom Himmel kommt, ist über Alle. Er bezeugt, was Er gehört und gesehen hat, und sein Zeugniß nimmt Niemand an. Wer aber sein Zeugniß an=

---

[1] Luc. 18, 39.

nimmt, der bestätigt es, daß Gott wahrhaftig ist; denn, welchen Gott gesandt hat, der redet Worte Gottes, denn Gott gibt den Geist nicht nach dem Maße. Der Vater hat den Sohn lieb und Alles in seine Hand gegeben. Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm. (Joh. 3, 22—36.)

Inhalt: Das vergängliche und unvergängliche Gesetz des Lebens.

1. Nachdem der Evangelist bereits am Anfange seines Evangeliums das Zeugniß Johannes des Täufers für Christus angeführt hat, kommt er nun am Ende des dritten Kapitels noch einmal auf dieses Zeugniß zurück. Weitläufige Wiederholungen sind aber gar nicht dasjenige, was unser Evangelist in seiner Darstellung sich zu Schulden kommen läßt. Eher muß die gedrängte Kürze seiner Erzählung auffallen, welche gar oft die inhaltsreichsten Gedanken so enge aneinanderfügt, daß es scheint, als seien ganze Reihen von erklärenden Mittelsätzen dazwischen herausgefallen, so zwar, daß wir manchmal nur noch mit Mühe den leitenden Gedankengang verfolgen können. Auch dießmal will Johannes keineswegs das erste Zeugniß des Täufers für Christus wiederholen, sondern vielmehr ein neues Zeugniß desselben anführen. Zuerst hat Johannes der Täufer für Christus Zeugniß gegeben gegenüber den Juden und Pharisäern. Dieses zweite Zeugniß aber legt er ab gegenüber seinen eigenen Jüngern. In dem ersten Zeugniß hat er das Verhältniß des Messias zum Menschengeschlechte überhaupt und zum jüdischen Cultus insbesondere ausgesprochen, jetzt aber will er das Verhältniß seines eigenen Berufes zu dem höhern ewigen Berufe des Heilandes, dessen Vorläufer er ist, näher bestimmen.

2. Die Veranlassung dazu gaben die eigenen Jünger des Johannes durch ihren Streit mit den Jüngern des Herrn. Auch damals war es wie jetzt. Was Jeder für sich als Recht in Anspruch nimmt, will darum doch Keiner dem Andern zugestehen. Gegenüber den mosaischen Gesetzen und Gebräuchen hatte Johannes die Taufe der Buße gepredigt und eingeführt. In diesem Namen tauften auch seine Jünger und fanden diese Taufhandlung ganz in der Ordnung. Nun taufen auch die Jünger Christi und sogleich entsteht Streit über die Reinigung durch die Taufe, und eilig kommen die Jünger des Johannes zu ihrem Lehrer, um über

diese von ihnen zuvor gebilligte Neuerung zu klagen und sich darüber zu beschweren, daß derjenige, dem Johannes Zeugniß gegeben, nun selbst das gleiche Recht für sich in Anspruch nehme.

3. Nun ist es an der Zeit, daß Johannes für die höhere Berechtigung Christi Zeugniß gibt, und auf die göttliche Sendung desselben hinweist, durch welche und in welcher erst alle vorausgehenden Vorbereitungsstufen ihre Berechtigung und Beglaubigung erhalten. Die Beschneidung, das Gesetz und Opfer wie die Taufe, sie konnten nur in soferne als wirkliche göttliche Einrichtungen Geltung haben, als sie alle auf die höchste Vollendung dieser Offenbarung durch Christus hinwiesen. Die Patriarchen, Moses und die Propheten fanden ihre volle Beglaubigung erst in Christus. Auch Johannes war nur als Vorläufer des Heilandes, nicht aber für sich selbst ein glaubwürdiger Zeuge der ewigen Wahrheit. Darum vergleicht er sich mit dem Brautführer, welcher zurücktritt, sobald jener wahre Bräutigam erscheint, dem die menschliche Seele für immer vereinigt werden soll. „Wer die Braut hat, ist der Bräutigam. Der Freund des Bräutigams aber steht da und hört ihn und freut sich hoch über die Stimme des Bräutigams, und diese meine Freude ist nun erfüllt.“ Darum wiederholt er das Zeugniß von der höhern Abkunft Christi und der allumfassenden Bedeutung der göttlichen Sendung desselben. „Wer von oben kommt, ist über Alle. Wer aber von der Erde ist, ist von der Erde und redet von der Erde. Wer vom Himmel kommt, ist über Alle. Der von oben kommt, bezeugt, was Er — und nur Er — gesehen und gehört hat.“ Alle Propheten vor Ihm haben ihre bestimmte Geltung für ihre Zeit und als Vorläufer Dessen, „der über Alle ist.“

4. Wie aber Johannes auf den unveränderlichen überzeitlichen Charakter der Sendung Christi hinweist, kann er auch das Eintreten derselben in die Zeit und die Verhältnisse der zeitlichen Folge der Lehre Christi zu dem vorausgehenden Gange der göttlichen Offenbarung durch Moses und die Propheten nicht umgehen. Die ewige Wahrheit wird, um sich den Menschen zu offenbaren, auf die zeitliche Entwicklung des Menschengeschlechtes Rücksicht nehmen, und sich den Menschen in dem Maße und in der Gestalt offenbaren, in welcher sie die Wahrheit fassen und ertragen können. Wie darum vor Christus eine stufenweise Erweiterung und Steigerung göttlicher Offenbarungen die Menschen auf die höchste Vollendung derselben in Christus vorbereitete, so wird auch die vollkommenste Offenbarung göttlicher Liebe durch Christus unter den

Menschen sich in allmählich fortschreitender Entwicklung ihres Inhalts über alle menschlichen Verhältnisse ausbreiten, bis alle natürlichen geistigen Kräfte und Bildungsformen der Menschheit von dem Sauerteige höherer Wahrheit durchsäuert sind.

5. Auf dieses Verhältniß des zeitlichen Wechsels deutet Johannes mit den Worten hin: „Er muß wachsen, ich aber abnehmen.“ Das Göttliche und Ewige als solches kann nicht wachsen und nicht abnehmen; aber das zeitliche Verständniß desselben kann wachsen und abnehmen. Wollen wir darum das Ewige recht verstehen, so müssen wir es unterscheiden lernen von den wechselnden Verhältnissen seiner Auffassung durch den Menschen; müssen im Wechsel der Zeiten das Bleibende erkennen und das Veränderliche und Zeitliche als unwesentlich davon im Geiste trennen.

6. Selbst der Wechsel der Natur deutet auf ein bleibendes Gesetz hin und macht uns durch die Regelmäßigkeit seines Kommens auf diesen Unterschied aufmerksam. Wie die Tage kommen und gehen, die Jahreszeiten in stets gleicher Reihenfolge sich ablösen, so ist das Gesetz und Maß dieses steten Wechsels unverkennbar und jedem Verstande deutlich. Ein solcher Wechsel hat aber selbst gar keinen Sinn und ist gar nicht denkbar ohne einen beobachtenden Geist, der sich von dieser Regel Rechenschaft geben kann. Eine Welt von Sternen, auf denen Tag und Nacht, Winter und Sommer regelmäßig wechseln, ohne ein Auge, das diesen Wechsel jemals beobachten und sein Gesetz erkennen könnte, wäre die allerunsinnigste Maschine, die es geben könnte, ein kunstreicher Zeitmesser, ohne ein Wesen, für das die Zeit existirte oder gemessen würde. Nur wenn ein reges, selbstthätiges Leben sich in jenen regelmäßigen Kreisen bewegt, haben die Kreise und ihre Gesetze selbst einen vernünftigen Sinn.

7. Das Regen und Treiben freithätiger Wesen aber, ist dieses auch wieder einem Gesetz unterworfen? oder ist Alles, was da geschieht auf Erde von Menschenhänden, das Spiel unberechenbarer Laune und Willkür? Wer kann gut stehen für die Laune des veränderlichen Willens eines Andern, oder nur des eigenen Willens und Wünschens? Dieser stets ohne Gesetz wechselnden Willkür der menschlichen Laune aber steht von außen der ebenso unberechenbare Zufall gegenüber. Das Reich der Zufälligkeiten scheint noch unbestimmter und gesetzloser zu sein, als die Launen der menschlichen Willkür. Dennoch sind beide nicht ohne Maß und Gesetz. Vielmehr sind sie in ihrem eigenen Gebiete genau begrenzt

und in ihre gesetzlichen Schranken eingewiesen. Was wir Zufall nennen, ist dieß nur unserem persönlichen Wollen und Streben gegenüber. Für sich betrachtet, gibt es keinen Zufall. Der Stein, der in dem Augenblicke unseres Vorübergehens vom Dache rollt, fällt zufällig nur in Hinsicht auf unser Vorübergehen. An sich betrachtet, fällt er aber nach unabänderlichen Gesetzen. Nur daß wir bei der Unendlichkeit von Wirkungen und Ursachen der unendlichen Gegenstände außer uns diesen Zusammenhang nicht im Augenblicke erkennen, und unser eigenes Verhältniß zu jenen nothwendigen Wirkungen durch den mit jenen Wirkungen nur äußerlich zusammenhängenden, dem äußern Leben fremden Willen bestimmt wird.

Aber auch die Willkür in uns hat ihr Maß und ihre Grenzen. Auch der launenhafteste Mensch hat doch irgend einen Zweck vor Augen; und wenn ihm auch jedes Bewußtsein eines Zweckes verloren gegangen sein sollte, so ist doch seine Willkür gebunden an seine Kraft und die beschränkten Mittel des menschlichen Vermögens. Die äußern Begebenheiten haben ihr Gesetz, die Willkür ihr beschränktes Maß.

8. Gesetzlos ist nichts. So lange aber das Gesetz und die bewegende innere Macht des Willens einander äußerlich gegenüber stehen, bleiben sie sich fremd und ihr Verhalten erscheint als ein gesetzloses. Dagegen tritt in jeder einzelnen Naturbildung dieses Gesetz uns deutlich entgegen. Jede Pflanze entwickelt sich in bestimmten Stufen und Formen; jedes Leben wächst und nimmt zu, bis es seine volle Kraft erreicht hat, und nimmt darnach wieder ab. Das menschliche Leben zeigt Jedem die gleiche Erscheinung. Vom Kindesalter bis zum Greisenalter sehen wir den Menschen in regelmäßigen Stufen zu- und abnehmen in seiner irdischen und leiblichen Lebenskraft. Kein Mensch kann sich diesem Gesetze entziehen. Selbst die Völker müssen ihre bestimmten Alters- und Entwicklungsstufen durchlaufen, auch sie müssen wachsen und abnehmen, haben Jahre oder Jahrhunderte der Kindheit, des Jünglings- und Mannesalters und auch der im Greisenalter allmählich absterbenden Kraft.

9. Anders scheint es mit dem Leben der ganzen Menschheit. Im Ganzen ist es schwer, die Abnahme und den Verfall zu erkennen. Immer neue Völker, immer neue Geschlechter treten in die Geschichte ein. Wo ein Volk die fortschreitende Bildung verläßt, da nimmt ein anderes dieselbe in sich auf. So entsteht der Schein eines immer sich steigernden Fortschrittes. Die nachfolgenden Geschlechter stellen sich auf die Schultern ihrer Vorgänger und rühmen sich ihrer fortgeschrittenen Bildung.

Mit einem gewissen Gefühl unbeschränkten Triumphes sieht insbesonders unsere Zeit seiner Wissenschaft, seiner Kunst, seiner Gesetzgebung, seiner socialen und politischen Klugheit sich rühmend auf die frühern Jahrhunderte zurück. Es hat nicht an Dichtern und Denkern gefehlt, welche die Bildung der Gegenwart geradezu für die höchste Höhe des geistigen Bewußtseins, für eine unmittelbare Erhebung des menschlichen Bewußtseins zum göttlichen Geist erklärten. Nur Eines haben die Lobpreiser unserer Zeit vergessen zu bedenken: daß der Höhe die Tiefe nahe liegt, daß mit dem Fortschritt auch stets der Verfall verbunden ist. Wer nur einigermaßen sich besinnen will auf den Geist der Zeiten, wird bei aller Lobpreisung der Wissenschaften und Erfindungen der neuesten Zeit sich doch nicht verhehlen können, daß wir in manch' anderer Hinsicht wieder weit hinter früheren Jahrhunderten zurück sind, daß gar manche Tugend und gar manche Geisteskraft, von körperlicher Kraft gar nicht zu reden, die in frühern Zeiten Gewaltiges geleistet, heutzutage kaum mehr oder in nur noch schwachen Nachklängen zu finden ist, daß die Zeit in Vielem zu-, in ebenso Vielem aber auch gewaltig abgenommen hat. Diese Abnahme vieler schöner und edler Kräfte auch zu bedenken, haben die Lobpreiser unserer Zeit vergessen, ebenso wie sie vergessen haben, daß das Gesetz, welches alle Menschen und alle Völker beherrscht, auch über das Ganze walten muß, das doch wieder nur aus Menschen und Völkern zusammengesetzt ist. Wer die Eine Seite der Zeit, das zeitliche Wachsthum und sein Gesetz begreift, muß auch die zweite Seite der zeitlichen Entwicklung bedenken.

10. Es ist leicht zu sagen, die Menschheit muß immer fortschreiten, und klingt eitlen Ohren sehr schön und schmeichelhaft; aber was bleibt bei diesem gerühmten Fortschritt dem Einzelnen übrig? Sobald dieses Gesetz des nothwendigen Wachsthums des Ganzen allein gilt, bleibt dem Einzelnen in diesem Ganzen kein eigenes Ziel seiner Freiheit übrig, das er unabhängig vom Ganzen für sich als bleibende Stätte seines Thuns und Lassens erreichen kann. Das Ganze mag nun im Wachsen oder Abnehmen begriffen sein, der Einzelne hat kein Ziel für sich. Nur wenn ein solches Ziel für den Einzelnen gegeben ist, lohnt es sich der Mühe, dem Ganzen anzugehören. Ist aber jeder Einzelne für sich Nichts, was ist dann das Ganze? Doch wohl als Inbegriff von lauter nichtigen Einzelnheiten auch ein leeres Nichts. Wie der Einzelne ein Ziel seines Strebens haben muß, das über ihm liegt, und ein Maß seiner Kräfte, das er durch eigene Macht nicht überschreiten kann, so auch das Ganze.

Alle Kunst und Wissenschaft hat ihre bestimmte Grenze. Ist diese erreicht, geht jede Kunst und Wissenschaft wieder ihrem allmählichen Verfalle entgegen. Ueber das ihr von Natur aus angewiesene Maß kann keine irdische Kraft hinaus. Auch der menschliche Geist kann die Schranken nicht aus eigener Macht durchbrechen, die ihn an die Zeit und Sinnlichkeit in seinem Können, Wissen und Handeln bindet.

11. Dennoch liegt das Ziel des geistigen Lebens außer und über dieser Schranke. Das Ziel des Ganges des Geistes durch die Zeit ist in der Ewigkeit. Dieses Ziel kann der strebende Geist sich nicht selbst verleihen. Es ist vor ihm, sonst wäre es nicht Ziel für ihn. Der Fortschreitende kennt das nicht, was seiner wartet. Das Kind kann nicht die Gefühle und Gedanken wissen, die in späteren Jahren in ihm auftauchen.

Ist das Ziel nicht von dieser Erde und nicht innerhalb ihrer natürlichen Grenzen, so muß es aus einem Reiche stammen, das über dem irdischen Leben steht. Nur „was von oben kommt, ist über Alle." Was nicht in sich unerschöpflich ist, kann nicht über das Geschaffene herrschen. Nur der Geist, der aus Gott kommt, kann wissen und offenbaren, was göttlich ist. Was von der Erde ist und was der Zeit angehört, wird mit irdischem und zeitlichem Maße gemessen. Nur der Geist ist aus Gott, der unendlich ist in sich, und darum heißt es: „Gott gibt den Geist nicht nach dem Maße."

Was nach dem irdischen Maße ist, muß wieder verfallen, wenn es sein bestimmtes Maß erreicht hat. Alle menschliche Kraft muß sterben oder umgewandelt werden im Geiste. Was nicht im Geiste ein neues Leben gründet, ist dem Tode verfallen.

Selbst das natürliche Leben des Menschen gibt Zeugniß von dieser Umwandlung und diesem Verfalle. Der Knabe ergreift Alles nach dem Verlangen seiner natürlichen Kraft und Anlage mit großer Begierde, so weit es diesen Anlagen Nahrung gibt. Er hat bei seinem Streben und Lernen keinen Zweck; nur das Bedürfniß, dem natürlichen Verlangen nach Kenntnissen oder nach irgend einer Anwendung seiner Kräfte Genüge zu thun, ist es, was ihn antreibt. Sobald aber dieses erste Streben ein gewisses Maß erreicht hat, tritt ein zweites Gesetz hervor. Der Mann handelt nach bestimmten Zwecken. Was er sich aneignet, das ergreift er mit Absicht. Nur das, was wir mit bewußter Absicht in uns aufnehmen, bleibt. Alles Andere geht uns nach und nach wieder verloren. Wo aber endet dieser Wille? Ohne Ziel ist kein Wollen möglich.

12. Ist aber der Wille im Geiste des Menschen selbst das Höchste, so liegt sein Ziel über den Grenzen der menschlichen Natur. Das Maß ist nicht das Ziel. Nur Ein Gesetz kann es geben für den freien Willen, in welchem das Maß der Natur und das Ziel alles Strebens zusammentreffen, und dieses Gesetz ist die Liebe. Sie aber kann in ihrer ewigen Bedeutung und Wahrheit uns nur von Demjenigen geoffenbart sein, „der über Alles ist", und von dem Geist erklärt werden, „den Gott nicht nach dem Maße gibt." Ueber diese Offenbarung führt keine menschliche Wissenschaft hinaus. Die Menschen können hinter dem erhabenen Ziele und der vom Himmel gegebenen Offenbarung des Christenthums zurückbleiben und in ihrem vermeintlichen Fortschritte dem geistigen Ab- und Verfalle sich zu eigen geben; sie können dem wahren Leben absterben, aber darum stirbt die Wahrheit und die Liebe nicht.

Daran müssen wir festhalten um so treuer, je heftiger der Kampf ist, der in unseren Tagen um die höchsten Güter des Lebens gekämpft werden muß. Wir müssen die ewige Wahrheit des Christenthums unterscheiden von den zeitlichen Gestaltungen der einzelnen Jahrhunderte, und an dem ewigen Grunde der Wahrheit festhalten, um in derselben auch die unsere Zeit umgestaltende Macht zu bewahren. Diejenigen, welche die wandelnden Formen der Zeit für das Ewige nehmen, verläugnen ja gerade die Wahrheit in ihrer Tiefe, um den Schein derselben zu wahren. Sie geben Zeugniß gegen die ewige Bedeutung des Christenthums, indem sie an zeitliche Formen allein sich halten. Der Baum, welcher im lebendigen Wachsthum steht, kann immer wieder neue Aeste und Zweige treiben? Kann er das nicht, so ist er ja bereits abgestorben. Damit aber die Zeit neu geboren werden kann aus dem Geschlechte, das in ihr lebt, muß dieses selbst dem Ewigen leben. Keiner kann die Zeit umgestalten, wohl aber sich selbst. Wer nicht selbst im Geiste wiedergeboren ist, ist zum Voraus der Zukunft abgestorben. Wiedergeboren aber wird, was irdisch und zeitlich ist, nicht ohne die Macht göttlicher Gnade und Liebe. Auf sie allein können wir trauen. Nicht auf unser Denken und auf unsere Handlungen. Wer an seinem Thun Genüge hat, verliert das Leben des Geistes, „der nicht nach dem Maße von Gott gegeben wird."

Wer aber in diesem Geiste, den Gott gibt, nach dem Ewigen trachtet, der wird mit sich nie zufrieden sein, wird stets Höheres und Vollkommeneres anstreben, wird nicht sich, sondern Gott vertrauen. Nur wer dieses Zeugniß annimmt, bestätigt, daß Gott wahrhaftig ist; denn,

„welchen Gott gesandt hat, der allein redet Gottes Worte.“ „Der Vater hat den Sohn lieb, und Alles in seine Hand gegeben; und nur wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben.“

XVIII.

Text: „Wenn du die Gabe Gottes kenntest, und Den, der zu dir sagt: gib mir zu trinken, so hättest du Ihn gebeten, und Er hätte dir lebendiges Wasser gegeben.“ (Joh. 4, 10.)

Inhalt: Die Vermittlung des Glaubens mit dem wirklichen Leben.

1. Wie der Zugvogel sich härmt, wenn er der Schaar seiner Genossen sich nicht anschließen kann, so ist jedes lebende Wesen nur glücklich, wenn es dem Zuge seiner Natur sich hingeben darf. Die Erhaltung und Befestigung der angebornen Eigenthümlichkeit des Eigenlebens macht einem jeden Wesen seinen Zustand behaglich. Auch die Menschen können nur in der Empfindung und Ausübung ihrer natürlichen Kräfte sich vollkommen glücklich fühlen. Aber diese Empfindung ist bei den Menschen nicht so einfach und ungetheilt wie bei den unfreien Geschöpfen. Allerdings übt das einfach natürliche Gefühl des sinnlichen Wohlbehagens auch auf den Menschen einen mächtigen Einfluß. Für den Augenblick kann der Mensch diesem Einfluß vollständig unterliegen. Er kann meinen, im sinnlichen Genusse auch den Besitz eines ungetrübten Glückes gefunden zu haben. Jedenfalls wird ihm dieser Genuß als eine Macht erscheinen, deren unmittelbarer Einfluß auf die Empfindung den Sinn für Augenblicke ganz zu beherrschen vermag. Aber diese Empfindung selbst ist nicht von Dauer.

2. Sobald der Augenblick des sinnlichen Genusses vorüber ist, erscheint ihm dieser selbst als leer und nichtig. Wir empfinden in der Regel unmittelbar nach jedem sinnlichen Genusse Unlust, Ekel und Abscheu vor dem, was uns einen Augenblick zuvor noch als der höchste Genuß des Lebens erschienen ist. Unsere Natur ist so eingerichtet, daß stets auch ein von den Sinnen unabhängiges Leben sich geltend macht. Mit der Kraft dieses Lebens strebt der Geist nach einem übernatürlichen Ziele. Daß wir dieß mit den Sinnen nicht erreichen können, ist klar. Wie sollen wir aber zu der Empfindug und Gewißheit eines übernatürlichen Daseins gelangen?

3. Darauf ist für's Erste die Antwort nicht schwer. Daß Alles, was außer der Unmittelbarkeit der sinnlichen Empfindung liegt, nur durch den Glauben erreicht werden kann, wenn es überhaupt zu erreichen ist, das ist einfach und klar. Aber ob es zu erreichen ist, ob der Glaube mehr als ein schöner Traum der Seele ist, ob wir etwas Wirkliches und Wesenhaftes mit dem Glauben erfassen, das ist es, was die Welt bezweifelt und was jedes Herz, das sich über seinen Zustand eine genügende Rechenschaft geben will, beängstiget.

4. Der sinnlichen Empfindung fehlt die Unerschöpflichkeit und Unsterblichkeit, auf welche das Verlangen der menschlichen Seele gerichtet ist. Darum befriedigt kein Sinnengenuß das Herz; und die Seele greift weiterstrebend nach dem Glauben an das Unendliche. Dem Glauben, der das Unendliche erfaßt, fehlt dafür eine andere Eigenschaft, die zum wahren Wohlgefallen an einem Gegenstande nothwendig gehört, die Unmittelbarkeit des Gefühls. Es läßt sich leicht sagen: ich glaube; aber schwer nachweisen, daß das, was wir glauben, auch eine wirkliche Wahrheit ist. Daher die vielfältigen Versuche, jenes Unendliche, Uebersinnliche, wornach der Geist sich zu sehnen nicht aufhören kann, auf andere Weise zu erreichen. Daher das unermüdliche, krankhafte Streben, durch Wissenschaft, Kunst und andere geistige Uebungen die Leere des Gemüthes auszufüllen. Das raffinirteste Gefühlsleben, die ausgesuchtesten Zerstreuungen, die politische Aufregung, Alles, was irgend den Geist und Willen bethätigen, oder das Herz in Anspruch nehmen kann, wird aufgeboten, um jener innern Leere des Gemüthes zu entgehen, welche das irdische, sinnliche Leben im Geiste des Menschen erzeugt.

5. Das Herz greift mit seinen Wünschen nach dem Nächsten, und versenkt sich ganz in dasselbe, um alles Andere zu vergessen, und in der Leidenschaft, mit der es ein vergängliches Abbild der Seligkeit erfaßt, diese selbst festzuhalten, die es eben dadurch verliert, daß es mit Leidenschaft im Irdischen sucht, was nur dem leidenschaftsfreien Geiste in überirdischen Reichen zukommen kann. Die Seele greift höher, und schweift in schönen Träumen in überirdische Gefilde, aber ohne eine bestimmte Gestalt und einen bleibenden Inhalt in diesen Träumen festhalten zu können, und ihr Suchen und Sehnen bleibt darum vergeblich, wenn ihr nicht ein solcher Inhalt durch eine höhere Macht zugetheilt wird. Der Geist sucht in politischen Kämpfen Aufregung, in Kunstgebilden Erheiterung und Abwechslung, in Wissenschaften Sicherheit und Wahrheit; und auch er sucht vergeblich. Nichts von Allem, was er mit so viel

Eifer ergreift, will in die Länge sich ausgiebig und beglückend erweisen. Täuschung folgt auf Täuschung, und die letzte Folge ist die gänzliche Abgestumpftheit des Geistes und Herzens, eine unendliche Müdigkeit, Leere und Erschöpfung.

6. Da seufzet dann freilich so Mancher — ach, wenn ich nur glauben könnte, dann wäre mir ja geholfen! Aber die Meisten seufzen umsonst. Nachdem alle Kräfte des Geistes und Herzens erschöpft sind, fehlt die höchste Kraft natürlich am meisten. Dieser Mangel an wirklicher Glaubenskraft ist eben das Zeichen der gänzlich erschöpften Zeit, deutet auf ein schwächlich gewordenes Alter hin, das Alles versucht und Vieles erworben, aber das Höchste verloren hat, zu dem es sich mit ermatteter Seele nicht mehr aufzuschwingen vermag.

7. Aber ist es nicht ungerecht, dieser unserer Zeit, in der es so viele Streiter für die Wahrheit des Glaubens gibt, den Vorwurf zu machen, sie habe die höchste Kraft des Glaubens und Lebens verloren, sei eine, wenn auch in mancher Hinsicht vielfach fortschreitende, doch im innersten Leben dem letzten Verfall sich nähernde Zeit. Kaum hat es jemals so viele Streitlustige gegeben, das ist wahr. Um jede Frage wird gestritten, über die unbedeutendste Meinung bilden sich Parteien, und erbitterte Gegner stehen in allen Fragen einander gegenüber. Jedes Gebiet des Lebens ist zum geistigen Kampfplatz geworden, und gerade der Glaube hat ebenso entschiedene Vertheidiger, als er heftige Gegner hat. Nie sind die Vertheidiger desselben so weit gegangen in ihrer Verdammung aller Andersgesinnten, in der Verwerfung aller menschlichen und natürlichen Wissenschaft, Kunst und Bildung, wie heutzutage. Gewiß, wenn die Heftigkeit derjenigen entscheidet, die für den Glauben Partei nehmen, so ist es um die Rechtgläubigkeit unserer Zeit nicht schlecht bestellt. Aber für den Glauben *streiten* und den Glauben *haben*, das sind zwei verschiedene Dinge. Gar oft streiten die Menschen für das am eifrigsten, wovon sie im Herzen am weitesten entfernt sind. Die so heftig für die Freiheit sich ereifern, sind meistens die ärgsten Tyrannen gegen Alle, über die sie Gewalt haben.

8. Zwar regt der Streit die Geister an, verdrängt die Gleichgültigkeit des Gefühles, gibt dem Leben Feuer und Wärme. Aber diese gemachte Wärme ist meist nur ein Zeichen der innern Kälte. Wenn das Gemüth über seinen eigenen Besitz unsicher geworden ist, dann fühlt es mehr denn zuvor das Bedürfniß, durch den Kampf gegen Andersdenkende die eigene Ueberzeugung zu befestigen. Die Bekämpfung Anders-

denkender stützt sich in der Regel weniger auf das Gefühl des eigenen Rechts, als auf das vermeintliche Unrecht Anderer. Die Hitze des Streites ist wie Fieberhitze, die mit innerm Froste wechselt. Hitze ist nicht Wärme, Erregung der Leidenschaft nicht wirkliches Gefühl.

9. Die meisten Streitenden haben eigentlich nichts Anderes dabei im Sinne, als die innere Leere durch eine gemachte Aufregung zu ersetzen. Das Gefühl aber, das sich nach außen wendet, gibt eben darum keine innere Stärke, weil es seine Kraft nach außen verschwendet. Die wahre Empfindung ist in sich zufrieden, und erfreut sich der eigenen Fülle und Unerschöpflichkeit. Sie hat darum auch nicht die unruhige Sehnsucht, sich nach außen geltend zu machen. Die wahre religiöse Weihe des Herzens verwandelt unser Empfinden und Denken von innen heraus, und ist darum weit entfernt von jener nur allzu natürlichen Leidenschaft, die der Streit in seinem Gefolge hat. Welcher von einer höhern Empfindung und innern heiligen Freude durchglühte Mensch ist in dem Augenblicke freudiger Rührung und Erhebung bitter und hart gegen Andere, wie es der Streitsüchtige immer ist? Wer sich innerlich beseligt fühlt, hat nicht Lust, Andere zu verdammen.

Wozu aber der Streit, wenn durch denselben innerlich nichts gewonnen ist? Vielleicht weil desto mehr ein sicherer Gewinn nach außen erzielt, weil Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge nur durch den Kampf entschieden werden kann? Gewiß wird nichts errungen ohne Kampf. Aber wer den Kampf sucht, gewinnt gewiß nichts im Kampfe. Wer das Schwert zieht, kommt durch das Schwert um. Wo Zwei sich abstreiten über das Wahre, wird stets Jeder sich für den Sieger halten.

Auch wer überwindet, hat damit noch immer keine Sicherheit, daß die Wahrheit auf seiner Seite ist. Wenn von zwei Gegnern der eine Unrecht hat, hat der andere darum noch nicht Recht. Wo die Gegensätze sich schroff gegenüber stehen, trägt jeder seinen Theil von beschränkender Einseitigkeit in sich. Die Wahrheit ist über den Gegensätzen. Was einer Unwahrheit gegenübersteht, ist darum noch nicht wahr, weil es einer Unwahrheit entgegensteht. Nur was über aller Unwahrheit steht, ist Wahrheit. Wo aber Menschen reden und streiten, ist immer irgend eine Beschränktheit und Einseitigkeit in ihren Worten. Sobald man sich aber einmal auf eine Seite stellt und für eine Partei sich ereifert, ist man in dieser Aufregung am wenigsten im Stande, die rechte, allumfassende, höhere Wahrheit zu erkennen. Etwas Recht hat auch der Widerpart. Indem man ihm ganz Unrecht gibt, begeht man selbst ein

Unrecht. Wer aber ist geneigt und fähig, im Eifer des Streites auch des Gegners Recht anzuerkennen?

11. Man muß allerdings dem Unrecht und der Lüge einen Damm entgegensetzen, und kann also auch den Kampf nicht vermeiden. Aber ein Anderes ist die Vertheidigung der Wahrheit, ein Anderes der Angriff gegen Andere. Wer angreift, gibt dem Gegner die Waffe in die Hand. Das Aufsuchen des Streites ist eine Herausforderung, die nicht die Wahrheit sucht, sondern den Kampf. Nicht durch feindseligen Angriff, sondern durch das innere Zeugniß der beseligenden Kraft des Glaubens im eigenen Herzen wird die Wahrheit erprobt. Die Erregung, die der Streit hervorruft, ist sehr oft nur der Vorbote der darauffolgenden gesteigerten Leere des Gemüthes und Stumpfheit des Geistes. Aber auch wenn die Aufregung bleibt und sich vielleicht sogar steigert, frägt es sich noch, ob damit etwas Besseres an die Stelle der Gleichgültigkeit und Theilnahmslosigkeit getreten ist. Haß, Feindseligkeit und hochmüthige Verachtung Anderer sind kein Gewinn für das Herz. Herzlosigkeit ist verderblich, ob sie in der Kälte oder in der Hitze des Gefühles ihren Ausdruck findet. Beide sind die sich entsprechenden und ablösenden Gegensätze, in denen eine innere Hölle sich regt.

12. Die Religion ist nicht Sache des streitenden Verstandes, sondern des fühlenden Herzens. Aber nicht Sache des Herzens in dem Sinne, daß sie ausschließlich Sache des Herzens sein könnte, so daß Verstand, Geist, Thatkraft und alle übrigen geistigen Lebensregungen von der Religion ausgeschlossen, oder um der Religion willen unterdrückt werden müßten. Eine einseitige Bewegung des Herzens in der Religion führt nicht zur vollkommenen Religiosität. Einer solchen Einseitigkeit liegt eine religionswidrige und alle Würde göttlicher Offenbarung verletzende Voraussetzung zu Grunde. Daß die Religion nur dem Herzen Befriedigung gewähre, den andern Kräften des Geistes nicht, ist eine Voraussetzung, welche die erhabene und allumfassende Kraft und Würde der Religion im Voraus aufgibt. Ist die Religion nicht die höchste, allumfassende, geistige Lebenskraft, so ist sie gar nicht Religion, sondern nur ein vorübergehender Traum des fühlenden Herzens, eine sentimentale Schwärmerei ohne bleibenden Inhalt und Werth.

Die Folge einer solchen Anschauung ist Verachtung der Religion von Seite aller Derer, in denen irgend eine geistige Thätigkeit sich regt, und zugleich eine innere Entnervung des Geistes bei allen denen selbst, welche die Religion auf die engen Grenzen des eigenen

Herzens beschränken wollen. Indem sie sich vor allen übrigen geistigen Entwicklungsformen, vor Kunst, Wissenschaft und andern Erzeugnissen des Geistes fürchten, sich vor ihnen verbauen und abschließen, geben sie ihre Unfähigkeit zu, diesen natürlichen Mächten eine höhere geistige Macht in der Religion gegenüberhalten zu können. Das eigene Streben wird furchtsam, mißtrauisch, einseitig, beschränkt nach der einen Seite, und schwärmerisch übertreibend nach der andern. Der Verstand wird vernachlässigt, und das Herz verdorben. Eine solche Einseitigkeit des Herzens ist nicht besser als die entgegengesetzte leidenschaftliche Streitsucht des Verstandes. Beide kennen in Wahrheit nicht die wahre beseligende Kraft der Religion.

13. Die wahre Religiosität muß den ganzen Menschen umfassen, sein ganzes inneres Leben umgestalten, allen seinen Gefühlen und Regungen eine höhere Beziehung und Bedeutung geben, und in dieser Empfindung das Naheliegen und unmittelbare Mitempfinden eines innerlichen, allein gewissen, sittlich geistigen Lebensinhaltes offenbaren, der so wie er ist, schon den Anfang eines Lebens bildet, das nicht der Erde verfallen, und nicht in die Grenzen einer einzelnen Richtung des Gemüthes gebannt ist.

Wenn nicht alle Kräfte in Einer höchsten Einheit zusammenwirken, sind sie auch nicht von einem höhern Leben durchdrungen. Die Religion, die nicht das Herz veredelt und zugleich den Verstand vergeistigt, ist nicht die wahre. Wenn sie nicht einmal im Innern des menschlichen Herzens und Geistes Alles umfaßt, wie soll sie Zeit und Ewigkeit umfassen, wie die lebendige Quelle sein, die in's ewige Leben fließt?

14. Aber wir müssen doch auf irgend einem Wege, der unserm Naturell und unsern Anlagen zusagt, zur wahren, beseligenden Anschauung und Empfindung der religiösen Wahrheit gelangen, in irgend einer Weise dieselbe aussprechen können. Nicht Jeder ist mit scharfem Verstand, mit überwiegender Schärfe des Geistes begabt. Wenn Jeder erst durch alle Fragen der Philosophen sich durchkämpfen müßte, bis er endlich zur Wahrheit gelangen könnte, da kämen wohl Wenige dazu. Das ist richtig und gewiß. Allein wenn man sagt, daß die Religion nicht allein Sache des Herzens ist, so folgt nicht daraus, daß sie gar nicht Sache des Herzens ist. Das Herz führt ebenso gut wie Verstand und Geist zum Ziele, sobald man nur begreifen will, daß der Anfang noch nicht die Vollendung ist. Jeder Mensch hat nur über eine beschränkte Kraft zu gebieten. Nur die Anlage, die ihm von Natur aus angewiesen ist,

kann er zum Anfang seines geistigen Fortschrittes machen. Ob das Herz zuerst angeregt wird, oder der Verstand, darauf kommt es nicht an, sondern darauf, daß wir von dieser ersten Anregung vorwärts gehen.

15. Damit die Empfindung in uns Wahrheit werde, muß der Geist sie zur Erkenntniß der gegebenen Offenbarung vorwärts bringen und in ihr die individuelle Empfindung zur allgemeinen Wahrheit erweitern. Damit der Streit über den Sinn der gegebenen geschichtlichen Wahrheit wirkliche und lebendige Wahrheit erzeuge, muß der durch den Verstand ergriffene Inhalt des Glaubens Gegenstand der Empfindung werden. Der Verstand muß das Herz führen, das Herz den Verstand erwärmen und seine Schlüsse zur Anschauung bringen.

Ist die Empfindung wahr und ächt, so muß sie nach und nach alle übrigen Kräfte, die uns Gott verliehen, in ihre innere Bewegung hineinziehen. Ist das Gefühl nur eine vorübergehende Aufregung, so wird sich dieß gerade dadurch zeigen, daß es nicht die Macht hat, Alles auszufüllen, wornach die Seele innerlich sich sehnt. Dann ist, was wir ergriffen, nicht wahr, oder wir haben das Wahre nicht wahrhaft ergriffen.

16. Jede Empfindung, die wir bis zur Tiefe verfolgen, führt uns zu einem Punkte, der mit einem unendlichen und unerschöpflichen wie unerschaffenen Leben zusammenhängt. Die Empfindung mag ihren Ursprung im Herzen, in der Seele oder im Geiste haben, ihre letzte Entfaltung mündet in diesen Zusammenhang mit einem unendlich unerschöpflichen Grunde alles wahren Lebens aus. Das liegt in der Natur des persönlichen Geistes. Wo Freiheit ist, da ist auch Liebe und Glaube, da ist auch der Ausblick in ein göttliches Leben möglich. Ob die persönliche Freiheit die Nahrung ihres höchsten Bewußtseins aus dem Herzen, der Seele oder dem Geiste zieht, das macht im Ziele keinen Unterschied.

17. Aber darum ist auch nur die Beziehung auf ein persönliches göttliches Wesen, das als ewige Liebe sich kund gibt, im Stande, diese Quelle des Lebens der Ewigkeit in uns zu öffnen. Sowie aber diese Quelle des innern Lebens sich aufschließt, erkennt der Geist, daß nur in göttlicher Liebe allein das Heil zu finden ist. Die göttliche Liebe aber können wir nicht finden, wenn sie nicht selbst sich offenbart. Ihre Offenbarung ist der einzige Halt des nach dem Ewigen forschenden und dürstenden Geistes. In der Offenbarung eines göttlichen Gebotes findet der Wille des Menschen einen festen Halt.

18. In der Offenbarung der Liebe aber zeigt sich die Verklärung

des Gesetzes und der Propheten. Aber nicht bloß die Verklärung des positiven Gebotes, sondern auch die Erhebung und Verklärung alles natürlichen Lebens. Ist die Ahnung der Unendlichkeit göttlicher Liebe im Herzen aufgegangen, und hat der Mensch Willenskraft genug, diesem höchsten Gefühle alles Andere unterzuordnen, so wird auch jede Kraft des Geistes in dieser neuen Lebenskraft erneut. Mit dem Verstande, wenn er auf jenes Unerschöpfliche sein Augenmerk richtet, wird auch das Herz in die Wahrheit eingeweiht.

19. Der von jenem höhern Leben ergriffene Verstand bildet, verfeinert, veredelt nothwendig auch das Herz. Das von wahrer Liebe durchdrungene Herz aber verschmäht nicht die Klarheit des Verstandes, sondern beleuchtet von selbst die Pfade, die der Gott suchende Verstand wandelt. Nichts ist erfindungsreicher, scharfsichtiger und zugleich feiner und zarter, als wahre Liebe des Herzens. Wohl kann ein liebendes Herz in tausend Dingen unwissend und schwach sein. Aber in der Hauptsache ist es stark und klar. Nur das eigenliebige Herz läßt sich vom falschen Scheine blenden, und irrt in Personen, Urtheilen, Sachen. Das von göttlicher Liebe erfüllte Herz ist über die Schwäche erhaben, ist stark und zart zugleich; ist ebenso verständig, wie thätig und umsichtig. Wo wahres Leben innerlich sich regt, kann keine Kraft unberührt und kalt bleiben.

20. Selbst da, wo der natürliche Mangel an Anlagen hinderlich scheint, wird die innere Lebenskraft, die aus der göttlichen, Alles umwandelnden Liebe strömt, den Mangel ersetzen, wird in der Einen Kraft, in der sie sich zeigt, so Ueberschwängliches leisten, daß wir ihre himmlische Abstammung auch da nicht übersehen können, wo in andern Beziehungen Mangelhaftes erscheint. Ein so recht von der bescheidenen, demüthigen Liebe erfülltes Herz, das gar nichts aus sich, sondern Alles im Hinblicke auf eine höhere Liebe thut, ersetzt tausendfältig, was die Natur versäumt.

Die wahre Liebe ist eine Quelle, die in's ewige Leben fließt. Ihre Führung gleicht dem Pfade, den der Herr seinen auserwählten Jüngern auf Tabor gezeigt. Aufwärts steigend, von seiner Hand geführt, erreichten sie jene Höhe des Lebens, auf welcher ihnen Jesus selbst in dem Lichte seiner göttlichen Sendung, und mit ihm auch Moses und Elias, Gesetz und Prophetenthum in verklärter Gestalt, und ihr eigenes Empfinden vom Lichte des Glaubens überflossen, von einem göttlichen Glanze umleuchtet erschien. Sobald die lichte Wolke des Glaubens Verstand und Herz erleuchtet, werden wir aus ihr auch die göttliche Stimme ver-

nehmen, die uns unserer höchsten Sehnsucht Erfüllung in Christus allein erkennen läßt: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem Ich mein innigstes Wohlgefallen habe, Ihn sollt ihr hören“ [1].

XIX.

Text: „Gott ist ein Geist, und die Ihn anbeten, müssen Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“

(Joh. 4, 24.)

Inhalt: Ueber das Gebet im Geiste und in der Wahrheit.

1. Daß Christus mit einer Samariterin, deren Leben überdieß nicht einmal das tadelfreieste ist, so angelegentlich spricht, kann uns schon darum nicht wundern, weil wir wissen, daß Christus um der Sünder willen in die Welt gekommen ist, und kann uns um so weniger wundern, wenn wir sehen, daß sein Wort gerade bei dieser Samariterin eine so freudige Aufnahme, einen so fruchtbaren Boden findet. Wie bereit und begierig ihre Seele ist, das Wort des Herrn in sich aufzunehmen, geht aus der Wendung, die sie selbst dem Gespräche gibt, geht insbesondere aus ihrer Rede hervor: „Herr! ich sehe, daß du ein Prophet bist; nun haben unsere Väter auf diesem Berge angebetet, und ihr (Juden) saget, zu Jerusalem sei der Ort, wo man anbeten soll.“ Die Frage, wo man Gott anbeten dürfe, die in diesen Worten liegt, verräth nicht bloß einen hohen Eifer für die religiöse Wahrheit, sondern berührt geradezu die wichtigste Angelegenheit des menschlichen Herzens. Sobald wir unsere Aufmerksamkeit den innern Bewegungen unseres Gemüthes, der in der Tiefe der Seele sich regenden Sehnsucht zuwenden, wird die Frage der Samariterin als die wichtigste Frage unseres eigenen Bewußtseins aus jener Tiefe hervortreten.

2. Wie das Samenkorn, wenn es einmal die ihm innewohnende Lebenskraft empfindet, die dunkle Hülle der Erde zu durchbrechen sucht, um sich frei im Lichte zu entfalten, so will jeder Leib einen freien Raum außer sich, um sich in diese ihn umgebende Räumlichkeit hineinstrecken, und in ihr zum vollen Leben sich entfalten zu können. Ebenso bedarf auch

---

[1] Matth. 17, 5.

der Geist eine Welt außer und über sich, damit er in diese gleichsam hineinwachsen, mit Hülfe derselben sich über seine angeborne Beschränktheit erheben könne. Die Welt aber, in welche hinein der Geist sein Leben ausdehnen will und soll, muß nothwendig eine größere Ausdehnung haben, als das eigene Leben des Geistes. Nun reicht aber die Geisteskraft ihrer Natur nach über die Schranken der irdischen sichtbaren Welt hinaus. Es kann darum nur eine dem Wesen nach über der Endlichkeit des irdischen Lebens ruhende Welt sein, in welcher der Geist seine volle Entwicklung und Vollendung finden kann. Das höchste Unendliche aber, das der Geist mit dem innersten Verlangen zu erfassen und in sich aufzunehmen sucht, ist kein geistloses Wesen, kein inhaltsloser, leerer Raum. Der Geist kann nur ein geistig persönliches Wesen, das aber die geistige Lebensfülle, die der irdische Geist nur im beschränkten Sinne empfangen hat, in unendlicher Herrlichkeit und Vollkommenheit besitzt, als dieses Höhere anerkennen und anbeten. Daß er einen solchen unendlich vollkommenen Geist denken und anbeten kann, das ist die höchste Würde des Menschengeistes. Dieses höchste Wesen würdig anbeten zu können, ist darum das höchste Verlangen desselben, ein Verlangen, welches sich in ihm regt, sobald er seiner geistigen Natur sich bewußt wird, und welches um so lebhafter hervortritt, je tiefer der Geist in dieses Bewußtsein seiner eigenen Natur eingeht.

3. Daß wir ein solches höchstes, vollkommenstes, geistiges Wesen anbeten sollen, dafür gibt das Vermögen, daß wir es können, das vollgültigste Zeugniß. Wie wir aber Gott anbeten können, davon kann nur die sich offenbarende Liebe Gottes selbst dem erschaffenen Geiste Kunde geben. Glücklich derjenige, der im einfachen kindlichen Glauben die Worte und Thaten göttlicher Offenbarung sich wiederholt vergegenwärtigen, und die innerste tiefste Hoffnung seiner Seele unmittelbar in die einfachen Worte der Offenbarung hineinlegen kann. Indem er die Worte, in denen die Lehren, Thaten und Offenbarungen Christi in der einfachsten, kürzesten Form ausgesprochen sind, wiederholt, und sein ganzes Vertrauen auf Den, der sich geoffenbart hat, darin niederlegt, kommt eine Ruhe und innere Sicherheit über sein geistiges Leben, die das höchste Glück in sich trägt, das ein kindliches Herz auf Erden finden kann. Sein ganzes Fühlen und Denken ist in diese gläubige Sicherheit aufgenommen, und all' sein Leben von einem unbesiegbaren Gottesvertrauen umfriedet.

4. Wie schön wäre es, wenn Alle immer in diesem seligen Frieden des kindlichen Gottvertrauens ruhen möchten und könnten! Allein das

ist leider unmöglich. Der Kampf des Lebens kann nun einmal nicht ausbleiben, wenn das Kind zum Manne erwachsen, der kindliche Glaube zur kräftigen, männlich-starken und selbstbewußten Ueberzeugung erwachsen soll. Nicht bloß von außen tritt der Zweifel und der Unglaube versuchend an das Herz, auch das Wort selbst, in dem wir unser Hoffen und unser Glauben aussprechen wollen, tritt mit unserer Empfindung und mit unsern persönlichen Lebenserfahrungen in einen gewissen Widerspruch, der nicht ohne Kampf überwunden werden kann. Der Inhalt des Hoffens, den uns der Glaube verkündet, wird uns fremder, sowie wir in der Entwicklung unseres eigenen Lebens unser Bewußtsein und unsere Empfindung von dem natürlichen und allgemeinen Leben lostrennen und einen geistigen Inhalt für uns selbst zu erringen suchen. Empfindung und Wort entsprechen und decken sich nicht mehr. Die Hoffnung selbst kann sich nicht mit allgemeinen Verheißungen begnügen, sondern sucht eine innere Bestätigung des allgemeinen Verlangens. Eine Hoffnung, die nicht auf innere Erfahrung und Anschauung sich stützt, muß innerlich absterben, oder in bloß äußerlicher Erwartung dem Glauben an eine höhere göttliche Wahrheit sich entfremden.

5. Wer bloß äußerliche Erfüllung seiner Wünsche erwartet und um diese betet, der hat aufgehört, wahrhaft an Gott zu glauben und Gott anzubeten im Geiste und in Wahrheit. Was er sucht, ist nicht das Heilige und Göttliche, und das Wesen, das er anbetet, ist nicht der Gott, der sich im Geiste der Liebe offenbarte, sondern nur ein Wesen, von dem er die Erfüllung zeitlicher Wünsche und Begierden erwartet. Ob Gott oder Engel oder Dämon, ob es ein guter oder böser Geist ist, zu dem er betet, das gilt dem auf's Aeußerliche gerichteten Sinne gleich. Wenn nur die Wünsche des irdisch gesinnten Herzens erfüllt werden, dann hat dieses Herz Alles erreicht, was eben in seinen Wünschen lag. Es will nicht Gott, sondern die Erfüllung seiner Wünsche. Ein solches Herz betet nicht Gott, sondern den Gewinn und Genuß der Erde an, und wird durch sein Hoffen und Beten selbst dem Göttlichen nur mehr und mehr entfremdet.

6. Eben so weit werden jene Geister Gott entfremdet, die, weil sie keine innerliche Erhebung im Gebete gefunden, nun das Gebet selbst und die Hoffnung auf Gott für kindischen Wahn des leichtgläubigen Kindersinnes erklären, und, sich und der eigenen Kraft allein vertrauend, zu hoffen und zu beten, zu glauben und Gott anzubeten verlernen. Wer aber seines Geistes innerstes Verlangen erkennen will, und sich nicht

freiwillig vor dieser mahnenden Stimme verschließt, die uns sagt, daß wir nur an ein höchstes, vollkommenstes Wesen zu glauben und dieses allein wahrhaft zu lieben und anzubeten vermögen, der wird auch die Trostlosigkeit eines solchen Zustandes erkennen, und einsehen, daß mit dem Aufgeben des Hoffens und Glaubens der Geist auch seiner höchsten Lebensentfaltung, seiner Würde und aller beseligenden Kraft sich beraubt hat. Der ernste und besonnene, aufrichtige Mensch wird, statt Gott und seine Offenbarung anzuklagen, vielmehr auf sich selber blicken, und in sich selbst die Ursache jener Trost- und Hülflosigkeit erkennen, wird erkennen, daß ihm die Ausdauer fehlt, daß Lauigkeit im Gebete, Zerstreutheit seiner Gesinnung ihn abziehen von der Aufmerksamkeit auf das Höhere und Höchste.

7. Nicht ohne Grund ist die vielfältige Klage über Zerstreutheit, über Mangel an Gebetseifer, deren die meisten Christen sich anklagen. Keine Klage ist allgemeiner, keine mehr im wirklichen Leben begründet. Was läßt sich denen sagen, die also über sich selber klagen? daß sie laue und schlechte Christen sind? Das ist allerdings auch wahr, und ist doch wieder nicht ganz wahr; denn die schlechtesten Christen sind es nicht, die diese Klage führen. Vielmehr sind es gerade Jene, denen es noch Ernst ist mit einem christlichen Leben, es sind Jene, die gerne einem höhern christlichen Leben sich ergeben möchten, und nur nicht wissen, wie sie es machen sollen.

Was kann und soll man nun diesen auf ihre Klagen antworten? Daß sie eben sich Mühe geben sollen, nicht zerstreut, sondern mit ihren Gedanken stets bei dem, was sie sagen, gegenwärtig zu sein, daß sie wieder in die kindliche Einfalt des Glaubens sich zurückversetzen und in dieser kindlichen Einfachheit beten sollen. Ein guter Rath gewiß, der beste vielleicht — wenn er ausführbar wäre — aber leider ist er in der Anwendung unausführbar!

Niemand kann wieder vollständig zum Kinde werden und vergessen, was er gesehen, gelernt und empfunden hat; Niemand kann seinen Empfindungen in dem Grade gebieten, daß sie dem Wortlaut irgend einer Form sich ganz anbequemen; Niemand kann so schnell wechseln mit Gedanken und Empfindungen, wie der Wechsel der Worte in den einzelnen Formen des Gebetes dieß erheischen würde.

Es gibt auf diese Fragen und Klagen keine andere Antwort, als diejenige, welche Christus der Samariterin gegeben: „Gott ist ein Geist, und die Ihn anbeten, müssen Ihn im Geiste anbeten.“

8. Aber auch dieses Wort des Herrn wird nur dann Trost gewähren, wenn es recht verstanden wird; und dasselbe recht zu verstehen ist nicht so leicht, sonst würden sich nicht gerade Jene darauf berufen, die jede Form des Gebetes und mit der Form zugleich auch die Verpflichtung der Anbetung Gottes von sich abschütteln möchten.

Da heißt es dann: wozu alle diese Gebräuche, Worte, Religionsübungen? Gott ist ein Geist, er verschmäht diese geistlose Anbetung. Allerdings können die Formen des Gebetes geist- und gedankenlos gebraucht werden. Aber das liegt nicht in der Form, sondern in dem Mangel der Andacht, mit welcher die Form angewendet wird.

Die Form kann mit oder ohne Geist gebraucht werden. Aber nie kann der Geist ohne Form irgend ein Leben gestalten. Wie der menschliche Geist überhaupt nichts vollbringen kann ohne bestimmte Form, so kann er auch nicht beten, ohne seiner Hoffnung einen bestimmten Ausdruck zu geben. Gerade in der Ausprägung der Form zeigt sich der Geist. Wann ist ein Wort, eine Rede, ein Buch geistreich? Wenn es einen eigenen Gedankeninhalt in bestimmten, scharfen, originellen Formen ausspricht. Weil jeder geistige Lebensinhalt ein selbsterrungener sein muß, so muß er sich auch auf seine eigene Weise ausprägen. Wer originell denkt, redet auch so. Er ist nicht gewohnt, von Andern Phrasen zu entlehnen, sondern drückt das, was er unmittelbar auffaßt, auch ebenso unmittelbar mit seinen eigenen Worten aus. Darum sind wir geneigt, selbst denjenigen, der schon bekannte Gedanken in eigenthümlicher Weise ausspricht, für originell und geistreich zu halten. Statt daß wir uns unter dem Geiste das Formlose denken dürften, müssen wir uns das darunter denken, was allem Leben erst seine eigene Gestalt und Form mittheilt.

9. Das Gebet im Geiste ist also keineswegs ein wort- und formloses, sondern der bestimmte Ausdruck unseres geistigen Denkens und Fühlens. Wo die Hoffnung noch nicht zur bestimmten Bitte sich ausgestaltet hat, da ist sie noch nicht Gebet. Erst wenn sie aus ihrer unausgesprochenen Tiefe hervorbricht, und Wort und Gestalt annimmt, wird sie Gebet. Wer aber nichts empfindet, und seiner Hoffnung und Empfindung sich nicht bewußt ist, betet auch nicht. Wer betet, wird nur in diesem eigenen persönlichen Lebensbewußtsein wirklich beten können. Beten kann man nur im Geiste. Was nicht Ausdruck des höchsten auf die natürliche Anlage gegründeten und in dieser lebendig gewordenen Hoffens ist, das ist kein Gebet.

10. Aber die Erweckung des natürlichen Geistlebens ist noch kein Gebet. Um zu beten, muß der Geist über die natürliche Begabung und über die Welt der irdischen Zwecke hinübergreifen, und die Kraft und Vollendung seines persönlichen Lebens in einer höhern Welt, in der Anbetung eines göttlichen Wesens suchen, und hier ist der Punkt, auf dem der Widerspruch des eigenen mit jenem höheren, und der Abfall des natürlichen Geistes vom Glauben und der Anbetung des höchsten Geistes eintritt. Während im natürlichen Leben der Geist seine eigene Ueberzeugung sich selbst bildet, und den Ausdruck derselben in That und Wort aus sich selber gestaltet, begegnet er in der Hinwendung auf ein Höheres entweder einer leeren, unbekannten Unendlichkeit, oder einer bestimmten Offenbarung.

Ist ihm das Göttliche nur eine inhaltslose Unendlichkeit, in die er aus eigener Kraft sich gleichsam hineinwächst, wie der Baum in die Räume der Luft, so sieht er alles werdende, geistige Leben als das Erzeugniß seiner eigenen Kraft an, und ist eher geneigt, **sich**, als Gott anzubeten. Der Stolz überredet ihn, daß, wenn etwas Unendliches und Ewiges für uns erreichbar sein soll, dieß nur Erzeugniß der eigenen Thatkraft sein könne, und läßt ihn übersehen, daß nur ein persönlicher Geist Urheber und Endziel alles geistigen Lebens sein könne, daß, wenn nicht ein Geist von **Ewigkeit** ist, nie ein Geist in der **Zeit** werden, und sich selbst aus der Geistlosigkeit der Erde zum geistigen Bewußtsein erheben könnte.

11. Ist aber ein persönlicher höchster Gott über allen endlichen Geistern, so gebührt ihm allein Anbetung, und aus dieser Anbetung Gottes schöpfen wir selbst erst den letzten Inhalt und den festen Halt alles geistigen Lebens. Statt also die Gestalt, in der wir Gott anbeten, aus eigenem Geiste zu bilden, muß der Geist erst durch die Anbetung Gottes geweckt und zum rechten Bewußtsein seiner Bestimmung herangebildet werden.

Erst im Hinblick auf diesen Geist der Offenbarung Gottes an die Menschen ist die Anbetung desselben und die Gestaltung unseres Hoffens möglich. Ohne Glaube hat die Hoffnung, und ohne Offenbarung der Glaube keinen Inhalt. Nur im Geiste der sich offenbarenden göttlichen Liebe ist Glaube und Hoffnung möglich, nur im Geiste Christi kann der Geist des Menschen für seine Hoffnung einen bleibenden Halt finden. Nur in diesem Geiste können wir wahrhaft zu Gott beten.

Um aber im Geiste Christi zu beten, muß der Eigenwille und das

Vertrauen auf die eigene Kraft des persönlichen Menschengeistes zurücktreten. Nur in der Verläugnung des eigenen sind wir im Stande, das höhere Leben der göttlichen Liebe und Gnade in uns aufzunehmen. In dieser Selbstentäußerung, in diesem Gefühle der Unzulänglichkeit der eigenen, vom allgemeinen, göttlichen und geistigen Leben losgerissenen Kraft allein ist das Gebet möglich. Darin aber scheint ein gewisser Widerspruch mit dem Worte des Herrn: „die Gott anbeten, müssen Ihn im Geiste anbeten," zu liegen.

12. Wenn wir dem Geiste, der in uns sich regt, vertrauen, beten wir nicht, und wenn wir beten, indem wir diesem eigenen Leben des Geistes entsagen, fehlt der Geist des Gebetes. Somit ist ja die Forderung, daß wir im Geiste beten sollen, ein Widerspruch in sich selbst. So scheint es, aber es scheint auch nur so. Wer aber nur etwas vom Leben des Geistes versteht, weiß, daß es nicht so ist.

Wie der natürliche Geist nur erwacht und lebt, indem der Wille auf die natürlichen Anlagen und Erfahrungen seine eigene Thätigkeit gründet, so lebt der Geist Christi in uns nur, indem unser natürliches geistiges Leben jene Offenbarung der Liebe Gottes im Glauben in sich aufnimmt und darauf seine Hoffnung und seine Thätigkeit gründet. So wie wir nun durch die wiederholte sinnliche Anschauung und Empfindung das äußerliche Leben und das Reich der irdischen Erscheinungen im Geiste aufnehmen, und gerade dadurch geistig selbstständig werden, daß wir auf jene Grundlage der wiederholten Aufnahme der sinnlichen Erfahrung unsere eigene Thätigkeit gründen, so ist es auch im höheren geistigen Leben. Dadurch, daß wir die Worte und Thaten göttlicher Liebe und Offenbarung im Gebete wiederholt zum Gegenstand unseres innern Hoffens und Schauens machen, werden wir im Geiste ihrer gewiß, und schöpfen aus ihnen den höchsten Reichthum eigener Gedanken und Gefühle. Jede Erhebung des Gemüthes zu jener durch den Glauben an Christus uns verliehenen neuen, lebensreichen, göttlichen Liebe ist darum Gebet, und jedes wahre Gebet ist nothwendig geistige Erhebung, Durchdringung und Belebung des eigenen Geistes mit einer neuen Lebenskraft, ist Gebet im Geiste. Jedes Gebet im G e i s t e aber ist erst in W a h r h e i t Gebet.

13. Unter dem Gebete in Wahrheit in dem Sinne dieser Verbindung mit dem Geiste ist darum nicht bloß gemeint, daß wir empfinden sollen, was wir beten; das versteht sich von selbst. Wer sagt: „führe uns nicht in Versuchung", und sucht diese auf, der sagt nicht, was er

fühlt. Lüge ist natürlich nicht Gebet. Daß wir wirklich und wahrhaftig empfinden, was wir in Form der Bitte aussprechen, ist allerdings die erste nothwendige Voraussetzung alles Gebetes.

Aber nicht jede Empfindung ist darum, weil sie wahr ist, auch fähig, Inhalt unseres Gebetes zu werden. Wir können den innigsten Wunsch haben, reich zu werden, aber nicht um die Erfüllung dieses Wunsches in Wahrheit zu Gott beten. Wir können den Wunsch haben, der oder jener, welcher unserer irdischen Versorgung im Wege steht, möchte doch baldigst sterben, aber können wir in Wahrheit darum beten? Allerdings ist das Gebet der innerste Ausdruck des Verlangens unserer Seele, aber nur in wieferne dieses Verlangen auf ein höheres Leben gerichtet ist, und unser Herz die Erfüllung auch nur von Gott erwarten kann und darf. Ein Verlangen aber, welches auf irdische und sündhafte Dinge gerichtet ist, kann seine Erfüllung nicht in Gott suchen. Das wäre zum Voraus Gottesläugnung.

14. Aber wir können und dürfen doch auch um Irdisches, zum Beispiel um unser tägliches Brod, Gott bitten. Gewiß, in wieferne wir den täglichen Lebensunterhalt nicht als Endziel der Hoffnung unserer Seele, sondern bloß als unumgängliches Mittel zu diesem Ziele betrachten. Gerade in irdischen Verhältnissen wird das Gebet zuerst seine läuternde und erhebende Kraft offenbaren, indem es auch an sich natürliche Verhältnisse zu Anhaltspunkten des auf ein höheres Leben blickenden Geistes macht. Darin zeigt sich die eigentliche Kraft des Gebetes, daß es nicht die Erfüllung des zeitlichen Wunsches, in wiefern er ein zeitlicher ist, begehrt, sondern daß es selbst in dem zeitlichen Bedürfnisse noch eine übernatürliche Beziehung erkennt, und in ihm dem natürlichen Drange nach dem übernatürlichen Leben des Geistes huldigt. So muß jedes Gebet, wenn es wahrhaft Gebet sein soll, nicht bloß Ausdruck eines wirklich empfundenen Verlangens und Erwartens, sondern Ausdruck der Ueberzeugung sein, daß alles Gute nur von Gott kommt, und daß wir in Allem, was wir erwarten und verlangen, nur das Gute, Gottwohlgefällige hoffen. Alles wahre Gebet ist ein Ausdruck dieser Erhebung des Gemüthes über das irdische Begehren, ist ein Gebet im Geiste, und jede wahre Erhebung des Geistes zu dieser auf Gott allein gegründeten Hoffnung ist Gebet. Das ist gemeint mit der bekannten Erklärung: das Gebet sei die Erhebung des Gemüthes zu Gott. Gott aber ist ein persönlicher Geist, und nur das Suchen, Erkennen und Festhalten des persönlichen geistigen Lebens in dessen überzeitlicher Herrlichkeit ist Anbetung Gottes.

15. Freilich ist in dieser Bestimmung Gebet und Betrachtung nicht unterschieden. Dieser Unterschied wird auch in den Gebetsweisen des practischen Lebens nicht gemacht. Wenn das apostolische Glaubensbekenntniß zur Form der Andachtsergießung gemacht wird, so ist damit mehr ein Gegenstand der Betrachtung der höchsten Wahrheiten des Glaubens als ein Ausdruck der auf Gott gerichteten Hoffnung gegeben. Im „Vaterunser" ist dieß wenigstens zum Theil der Fall.

Aber beide Arten der Erhebung des Gemüths, Gebet und Betrachtung, können auch in der That nicht getrennt werden. Niemand kann glauben, ohne an diesen Glauben seine Hoffnung anzuknüpfen; Niemand kann hoffen, ohne zu glauben. Indem nun die Betrachtung zunächst den Inhalt des Glaubens zum geistigen Bewußtsein bringen will, schließt sie die Hoffnung in sich ein, und ist eine wesentliche Erhebung des Gemüthes zu Gott, eine indirecte Stärkung der Hoffnung und ein inneres Gebet. Indem die Hoffnung das Verlangen der Seele nach einem höchsten Gute ausspricht, gründet sie dieses Vertrauen auf den Glauben an Gott und seine Offenbarung, und je lebendiger dieses Vertrauen ist, desto lebendiger ist auch die Sehnsucht nach geistigem Verständniß dieser Offenbarung. Beide, Hoffnung und Glaube, Erhebung der Seele zur Hoffnung des höchsten Gutes und Betrachtung dieses Gutes im Lichte des Glaubens, stützen und tragen sich gegenseitig.

16. Aus ihrer Wechselwirkung ergeben sich die verschiedenen Stufen des Gebetes. Zuerst wird das Gebet sich nur als Ausdruck des Verlangens der Seele nach dem höchsten Gute, als Ausdruck der im Herzen lebenden Hoffnung kund geben. Auf dieser Stufe nimmt sie eben alle Formen des Glaubens in sich auf. Sie folgt nicht dem Ausdrucke im Einzelnen, sondern will nur im Allgemeinen durch die geheiligten Formen der Offenbarung ihre Hoffnung und Ergebung kund geben.

Weil aber diese Ergebung sich in den Formen göttlicher Offenbarung kund gibt, wird an diesen der Geist selbst erstarken, und, wie er Einzelnes erlebt, auch wieder den bezeichnenden Ausdruck für seine Empfindung in den angenommenen Formen suchen. So erhält ein und das andere Wort der Gebetsform je nach dem Zustande des Betenden eine wichtigere Bedeutung, ein tieferes Verständniß, und dieses Wort wird von selbst Gegenstand näherer Betrachtung. Somit tritt die Hoffnung hinter den Glauben, das Gebet hinter die Betrachtung zurück. Hier ist es nun die Aufgabe des Betenden, sein eigenes Leben, Dichten und Trachten im Geiste der heiligen Handlungen, der gewohnten all-

umfassenden Formen des Glaubens auszusprechen, und aus diesen Formen die weitere Erhebung seines geistigen Lebens abzuleiten. Was im Allgemeinen Ausdruck des Hoffens überhaupt war, wird im Besondern Anhalt des Glaubens und höhere Gewißheit, wird Mittel der innern Erhebung werden. Diese Gewißheit tritt dadurch in uns ein, daß wir im Geiste des Gebetes, d. h. im Geiste der Hoffnung, in welcher der Mensch nicht aus sich und eigener Kraft Alles schöpfen zu können vermeint, sondern durch Gottes Geist und Liebe gehoben und getragen werden will, den Inhalt des Gebetes betrachten. Die äußere Form ist dabei nicht überflüssig und gleichgültig, denn ohne dieselbe hätte eben der Geist keinen Inhalt seiner Betrachtung, käme nicht zur Tiefe des eigenen Lebens, weil er seine Empfindung nicht an die höhere göttliche Offenbarung anknüpfen könnte. Selbst die Umgebung, die bestimmte Zeit der Andachtsübung und andere Umstände sind nicht gleichgültig, weil sie den Geist äußerlich stützen und aufrecht erhalten, und ihn antreiben, seine Aufmerksamkeit dem höhern Leben zuzuwenden.

So wird der Geist zu Gott erhoben und das von Gott gegebene Leben der Offenbarung im Geiste erfaßt. Die Betrachtung wird unmittelbar Gebet, weil sie zum Ausdruck des Glaubens wird, der alle seine Hoffnung auf Gott allein richtet. Wie weit wir immer in geistiger Erhebung fortgeschritten sein mögen, immer wird unser Geist aus dem Worte Gottes seine wahre Erhebung schöpfen. Indem wir das Wort Gottes und die kirchlichen Gebräuche und hl. Handlungen in diesem Sinne betrachten, beten wir, und indem wir betend das Wort Gottes aussprechen, thun wir es mit der Hoffnung, daß es in uns lebendig werde. Wir betrachten betend, und beten betrachtend, und je inniger beide Formen der Erhebung des Gemüthes sich durchdringen, desto wahrer und geistiger ist unser Gebet. Die letzte Stufe ist die vollständige Durchdringung beider mit einander und mit dem Leben. Auf dieser Stufe ist jede Thätigkeit Gebet, und jede Betrachtung geistige That. Das ganze Leben ist ein Leben im Geiste, und wir wissen dann erst recht, was es heißt: „im Geiste beten"; wissen dann, was es heißt: „Gott ist ein Geist, und die Ihn anbeten, müssen Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten."

XX.

Text: „Meine Speise ist, daß ich den Willen Dessen thue, der mich gesandt hat." (Joh. 4, 34.)

Inhalt: Das Wort Gottes ist die wahre Nahrung des Geistes.

1. Wenn Christus zu seinen Jüngern spricht: „Ich habe eine Speise zu essen, die ihr nicht kennet," so will er mit diesem Worte nicht auf seine göttliche Natur hinweisen, denn der göttlichen Natur kommt es überhaupt nicht zu, irgend etwas Ungöttliches und Fremdes wie eine Speise in sich aufzunehmen und so gleichsam durch ein fremdes Sein das eigene zu fristen und zu erhalten. Dennoch will Christus mit diesen Worten seine Jünger auf einen Unterschied, und zwar auf einen doppelten Unterschied aufmerksam machen, der in Hinsicht auf die Gestaltung des geistigen Lebens zwischen Ihm und seinen Jüngern besteht, und durch die Mahnung der Jünger an Christus, Speise zu sich zu nehmen, wie durch das vorausgehende Gespräch des Heilandes mit der Samariterin seine Erklärung findet. Dieser Unterschied ist ein natürlicher, indem Christus als Gottmensch eine Lebensaufgabe hat, die seine Jünger noch nicht kennen, die nämlich, den Willen seines Vaters zu vollbringen. Die Jünger aber kennen den Vater noch nicht, also auch nicht das geistige Leben, welches vom Vater ausgeht.

Der Unterschied ist aber auch ein persönlicher, in wieferne nämlich auch dem menschlichen Geiste schon, sobald er seine rechte Bestimmung erkennt, die Frage und das Verlangen nach geistiger Nahrung als die höchste und einzige Aufgabe vorschwebt. Daran nun, daß sie noch nicht zu dieser Einsicht gekommen sind, will Christus die Jünger mit freundlichem Vorwurfe mahnen; denn noch immer denken sie nur an leibliche Nahrung, und nachdem ihnen Christus schon gesagt: „Ich habe eine Speise zu essen, die ihr nicht kennet," fragen sie noch, „ob Ihm Jemand zu essen gebracht habe."

2. Jetzt erst sagt er ihnen: „Meine Speise ist, daß Ich den Willen meines Vaters vollbringe." Mit diesen Worten will Er aber nicht den Beruf, den Willen des himmlischen Vaters zu erfüllen, ausschließlich sich allein zuschreiben, sondern auch die Jünger auffordern, Ihm auch hierin nachzufolgen und in der Erfüllung des Willens Gottes ihre einzige geistige Nahrung zu suchen.

Alle Menschen sind berufen, den Willen des himmlischen Vaters zu vollbringen, und nicht bloß die Menschen, sondern alle Geschöpfe haben diesen Beruf. Alle, auch die unfreien Geschöpfe sind geschaffen, daß sie das von Gott ihnen vorgezeichnete Gesetz erfüllen. Sie können nicht anders, sie müssen dem Gesetze gehorchen, welches sie beherrscht. Aber sie erkennen in der nothwendigen Erfüllung dieses Gesetzes eben nur das Gesetz und nicht den Willen des Schöpfers, und erfüllen also nicht den Willen des Schöpfers in demselben Sinne, wie die freien Wesen diesen Willen erfüllen können. Aber auch diese können den Willen Gottes nur in beschränkter Weise vollbringen, so weit nämlich ihre Kraft und Erkenntniß reicht. Also in unvollkommener Weise. Vollkommen im Sinne der unendlichen göttlichen Willensherrlichkeit kann nur der Sohn, aber kein Geschöpf, den Willen des ewigen Vaters vollbringen. Nur ein Gott kann Gottes Willen ganz vollbringen.

3. Der Mensch für sich allein vollbringt nur Menschliches. Was göttlich an seinem Thun ist, kann ihm nur durch den demüthigen Glauben an einen göttlichen Willen zukommen. Aus sich kann er gar nicht wissen, was göttlich ist. Denn wenn er das, was er weiß, für göttlich hält, so ist das schon nicht mehr göttlich, sondern eben nur menschlich. Das Höchste, was der Mensch wissen und thun kann, wird nur dadurch göttlich, daß es sich an den Glauben und das Vertrauen auf Gott anlehnt.

Wenn der Mensch in diesem Glauben dasselbe thut, was er vielleicht auch ohne dieses Vertrauen gethan hätte, so ist die im demüthigen Glauben und Gottesvertrauen vollbrachte That doch ganz etwas Anderes, als die im Vertrauen auf die eigene Kraft ausgeführte. Der letzteren fehlt die höhere heiligende Würde und Weihe. Das ist der große Unterschied zwischen dem Willen, der auf sich allein und zwischen dem Willen, der auf göttliche Offenbarung baut. Der Wille, welcher aus sich den Grund seines Handelns schöpft, verzehrt gleichsam sein eigenes Erbtheil. Nur der Wille, welcher aus göttlicher Offenbarung schöpft, nimmt ein neues höheres Leben in sich auf. Er nährt sich von einer Speise, die der natürliche Wille nicht kennt.

4. Der Wille Gottes des Vaters aber ist, daß jedes Geschöpf der eigenen Natur gemäß lebe und in dieser glücklich werde. Die Natur des Menschen ist aber leiblich und geistig. Der Mensch muß dem Leibe und Geiste gemäß leben, muß leiblich und geistig sich nähren.

Die leibliche Nahrung ist dem Menschen unmittelbar gefühltes Bedürfniß. Der Hunger und die Begierde mahnen ihn dazu. Aber auch

der Geist muß seine Nahrung erhalten. Nur fühlt der Mensch das Bedürfniß darnach nicht so bestimmt und unmittelbar. Er fühlt wohl auch geistigen Hunger und Durst, aber er kennt die Natur dieses Begehrens nicht oder mißversteht es häufig, weil dieses Begehren nicht durch bloßes Genießen wie das leibliche, sondern durch Anstrengung und Selbstverläugnung allein gestillt werden kann.

Dieses Verlangen spricht sich aus in der Wißbegierde des Kindes und der Neugierde des Alters, wie in der Langweile, die der Geist empfindet, sobald es ihm an Beschäftigung und Unterhaltung fehlt; spricht sich aus in jenem geschäftigen Müßiggang, der selbst die trägsten Menschen nie verläßt, und sie antreibt, um tausend Dinge zu sorgen, die sie nichts angehen, und sich um so mehr um Andere zu kümmern, je weniger sie sich um ihre eigene Seele kümmern. Thätig sind Wenige, aber geschäftig Alle. Geschäftigkeit aber nährt den Geist nicht, sondern ermüdet ihn nur, ohne ihn zu stärken. Nur die wahre, mit bewußtem Entschluß vollbrachte Arbeit, die geistige That macht innerlich selbstständig und stark. Die That stärkt den Geist, aber sie nährt ihn nicht.

5. Die Nahrung des Geistes muß, wie die leibliche, von außen kommen. Was nicht von außen zu dem Geiste hinzukommt, ist nicht Nahrung und Speise. Der Geist, welcher Alles aus sich selbst schöpfen wollte, würde dadurch nicht reicher und stärker werden. Was er schon hat, macht ihn nicht stärker. Es bringt nichts zu ihm hinzu; bringt keine Erweiterung und Vermehrung dessen hervor, was schon da ist. Alles, was wachsen soll, bedarf der Nahrung von außen.

Aber nicht Alles, was dem Geiste von außen kommt, ist Nahrung. Auch der Leib vermag nicht Alles, was ihm von außen sich darbietet, zur Nahrung in sich aufzunehmen. Was ihn nähren soll, muß seiner Natur gemäß sein. Der Leib fordert leibliche Speise, der Geist geistige. Was den Geist nähren soll, muß Erzeugniß und lebendiges Produkt eines andern geistigen Lebens sein. Was nicht vom geistigen Leben Zeugniß gibt, verkündet uns auch kein solches und bringt keine Steigerung des eigenen, kein geistiges Verständniß hervor. Wenn zwei Herzen sich kennen und verstehen, wird jeder Blick und Händedruck, jede Bewegung und Anrede, die von dem innern Gefühle Zeugniß gibt, das gegenseitige Verständniß, und jedes Zeichen dieses Einverständnisses die im Herzen wohnende Neigung und Liebe vermehren. Die Empfindung nährt sich von den Erkennungszeichen des innern Einverständnisses.

6. Dagegen wird die Natur bei allem ihrem Reichthum kein solches

gegenseitiges Einverständniß für unser Herz uns bieten, wenn nicht ihre Erscheinungen bereits eine geistige Bedeutung gewonnen haben, und als Bilder und Kennzeichen, als Symbole von Gedanken und Empfindungen betrachtet werden können. Nicht die Natur redet zum Geiste, sondern die symbolische Bildersprache, die wir in die Natur hineinphantasiren, spricht uns aus ihr an. Nur was als Ausdruck des geistigen Lebens eine bestimmte Gestalt angenommen und in dieser Gestalt Ausdruck eines persönlichen Willens und Denkens geworden ist, das allein ist dem Geiste Nahrung des eigenen Lebens. Die Nahrung des Geistes ist das Wort, aber das Wort in der Bedeutung alles dessen, was als Ausdruck eines persönlichen Geistlebens dient, ob es Bild, Buchstabe oder Rede ist. Jedes Zeichen und Werk, das ein persönliches Wirken bedarf, um zur Erscheinung zu kommen, ist Wort, ist ein Lebenszeichen des persönlichen Wollens. Ob der Geist in Tönen oder Bildern, in symbolischen Zeichen oder gegliederten Lauten sein Sinnen und Denken ausspricht, das entscheidet nicht, sondern die Offenbarung des persönlichen Lebens ist es, was wir in diesem Sinne Wort heißen müssen. Ohne solche Zeichen, ohne Worte ist auch die Möglichkeit nicht denkbar, ein fremdes Denken und Wollen in uns aufnehmen, Unterricht und Nahrung des Geistes von außen empfangen zu können.

7. Aber nicht jedes Zeichen eines fremden Denkens und Empfindens, nicht jedes Wort ist Nahrung des Geistes. Unzählige Worte werden geredet, unendlich viele Zeichen des persönlichen Wollens ausgetauscht, ohne daß der Geist davon reicher, besser, stärker wird. Was den Geist nähren soll, muß vor Allem *wahr* sein. Täuschung und Lüge lassen auch in Worte und Zeichen sich kleiden, ja sind nur da möglich, wo solche Zeichen sind. Die unpersönliche Natur lügt und täuscht nie, nur wir selbst täuschen uns in mancher Hinsicht über sie. Was nicht wahr ist, kann auch keine nährende Kraft in sich haben.

Nur das Wahre nährt den Geist. Wahr ist aber nur, was einen wirklichen Inhalt hat. Das Inhaltslose, die reine Spielerei kindischer Gesinnung, kann den Geist nicht nähren, ebenso wenig wie das Kleinliche, Unbedeutende.

Was dem Geiste nicht wesentlich zum Leben und für die Ewigkeit dieses Lebens irgendwie *wichtig* ist, kann ihn auch nicht nähren. Nur das bedeutende, inhalts- und gedankenreiche Wort nährt den Geist. Bedeutend aber für den Geist ist nur das *Neue*.

Eine solche Forderung an das Wort des Unterrichtes und der Nah-

rung des Geistes, daß es Neues bieten müsse, um wirklich Speise des Geistes zu sein, scheint Vielen vielleicht selbst neu und ungewöhnlich, wenn nicht gar verdächtig. Dennoch stellt Jeder, der etwas lernen will, an die Worte des Lehrers gerade diese nämliche Forderung. Was sollen wir denn lernen, wenn nicht das, was uns neu ist? Das, was wir schon wissen, brauchen wir nicht zu lernen. Wir wenden uns ab von dem, was nicht neu ist, weil wir keine weitere Nahrung des Geistes in demselben finden. Darum fordert auch die hl. Schrift „von dem Lehrer des Gesetzes, daß er aus seinem Schatze herausnehme Altes und Neues" [1]; Neues, um zu nähren, Altes, um das Neue daran zu erklären. Die immer nur das Alte wiederholen, sind selbst Schuld, wenn die Menschen nichts mehr bei ihnen lernen wollen.

8. Aber woher immer Neues nehmen? Bleibt doch die Wahrheit immer dieselbe. So werden diejenigen nicht fragen, die wirklich etwas gelernt haben. Diese werden wissen, daß jede Wahrheit und Erkenntniß unerschöpflich ist, daß selbst der Handwerksmann in seinem Gewerbe nicht auslernt. Wie viel weniger derjenige, welcher der göttlichen Offenbarungen kundig sein soll. Was wir heute begreifen, wird morgen schon durch eine neue Erkenntniß überholt. Das Wort Gottes ist unerschöpflich und ewig neu. Aber nach dem Neuen und Unerschöpflichen zu ringen, verschmähen wir leider, weil es uns zu mühsam und zu demüthigend erscheint. Viel lieber hört man das Alte, längst Bekannte, wenn es nur in neue und zierliche Redensarten gekleidet und von außen neu übertüncht und ausgeziert ist. Dazu bedarf es keiner Mühe und Selbstverläugnung. Die alte Erbärmlichkeit in neuer Façon spricht mehr an, als der neue tiefe Gedanke im einfachen Kleide der Wahrheit. Wir suchen und lieben die neue Façon und die neue Mode, aber nicht die neuen Gedanken; suchen die Neuigkeiten des Tages, in denen doch wieder nur die alte Weise der menschlichen Schwachheit unter andern Verhältnissen sich immer auf's Neue wiederholt, aber nicht die Erkenntniß der innern Umgestaltung und Erneuerung alles Lebens. Aus diesen Erbärmlichkeiten lernen wir nichts, als an unserer eigenen Erbärmlichkeit Gefallen zu finden. Nahrung des Geistes aber werden wir nicht aus der geist- und sinnlosen Alltäglichkeit und Gemeinheit schöpfen.

Was keinen bleibenden ewigen Inhalt hat, ist auch keine Nahrung für den Geist. Neu, wahr und geistig bedeutend ist nur das Unendliche

---

[1] Matth. 13, 52.

und Ewige. Dieß allein kann den Geist wirklich nähren. Darnach sehnt er sich in Wahrheit. Der Geist sucht in allem Endlichen sogar noch etwas Unendliches. In jedem Menschenwerk, in allen Begriffen, Gedanken, Handlungen liegt etwas Unerfaßbares im Hintergrunde, von dem sich das Einzelne und Zeitliche als sichtbares Zeugniß eines unsichtbaren Lebens abhebt. Die kleinste Angelegenheit des häuslichen Lebens ist so wenig als die welterschütternde Begebenheit der Geschichte ohne Hinweisung und Vorahnung jenes allgemeinen, tiefen und unerschöpflichen Lebens, in welchem das Einzelne nur in soferne Bedeutung hat, als es ein ewiges Gesetz auf eigene Weise ausspricht. Diese Hinweisung gibt die kleinste persönliche Willensentfaltung im engsten Kreise nicht minder, als das größte Ereigniß der Geschichte.

Die verschiedenartigsten Schicksale der Menschen deuten immer auf die gleiche Wahrheit des Lebens. Alle Erzählungen haben darin ihre Glaubwürdigkeit, daß sie jene allgemeine Tiefe des Bewußtseins nicht verletzen, und darin ihre Schönheit, daß sie diese Tiefe in durchsichtiger Klarheit abspiegeln.

9. Die Unendlichkeit allein gibt dem Geiste stets Neues, gibt ihm wirkliche Nahrung. Aber auch das Unendliche nährt den Geist nicht, wenn es nicht selbst Geist ist, und aus einem persönlichen Leben heraus die Macht hat, diesen eigenen persönlichen Willen als einen freien, unendlichen und göttlichen Willen zu offenbaren. Ein Unendliches, das nicht Geist und Wille ist, bleibt dem Geiste fremd. Das Unendliche und Ewige kann nur dann dem persönlichen Geiste Nahrung geben, wenn es sich ihm in persönlicher Offenbarung als Geist und Wahrheit zu erkennen gibt. Können wir uns das Höhere, Unendliche, woraus der Geist allein wahrhaft Nahrung schöpfen kann, nicht anders denken, als ein in sich einziges, selbstbewußtes persönliches Leben, da es ja ohne diese Persönlichkeit des eigenen Lebens und Bewußtseins bei aller Unendlichkeit tief unter den bewußten Wesen stünde, so müssen wir auch seine Offenbarung als eine persönliche denken.

10. Ist die Offenbarung Gottes ein Werk persönlicher Liebe, so muß sie von außen an die Menschen kommen, in äußern Zeichen und Worten sich kund geben. Käme sie nicht von außen, so müßte sie unmittelbar im menschlichen Bewußtsein selbst liegen. Was aber nur Ausdruck des eigenen Bewußtseins ist, dem fehlt ja gerade das eigentlich charakteristische Merkmal der höhern Abstammung. Was aus uns selbst kommt, ist nicht Offenbarung, nährt uns nicht innerlich, legitimirt sich

nicht als Wort und Offenbarung Gottes. Will Gott den Geschöpfen sich offenbaren als ein persönlicher Schöpfer und Gesetzgeber, so muß Er sich auch solcher Zeichen und Worte bedienen, die den Menschen verständlich und zugleich Ausdruck und Bezeichnung eines höhern Willens sind.

Diese Offenbarung bedarf daher natürlich zuerst einer äußern Beglaubigung, damit der Mensch aufmerksam werde auf den Vorgang, der ihm eine göttliche Einwirkung verkündet. Diese Beglaubigung liegt im Wunder. Das Wunder aber ist nicht die letzte und höchste Beglaubigung göttlicher Offenbarung. Christus macht es den Juden sogar zum Vorwurf, daß sie Zeichen und Wunder bedürfen, um zu glauben [1].

Das Wunder bestätigt nur das Außerordentliche und Außernatürliche der Erscheinung, nicht das Geistige und Göttliche, zeigt nicht den Inhalt der Offenbarung, sondern nur eine äußere Hülle derselben. Das Wunder nährt den Geist nicht, sondern weckt ihn nur aus dem Schlafe und Traume der sinnlichen Natur. Nur das Wort der Offenbarung nährt den Geist innerlich und wahrhaftig; aber nicht das Wort, wie es in Buchstaben feststeht, sondern das thatsächliche Wort, die offenbar gewordene übermenschliche That der göttlichen Liebe. Die That der Menschwerdung und des Opfertodes ist die eigentliche Offenbarung des Wortes Gottes. Im Opfer ist das Wort wahrhaft gegenwärtig. Die Lehre, die an das Opfer geknüpft ist, ist nur die Erläuterung dieses Wortes, das allein göttliche That und Wahrheit, allein wahre Nahrung des Geistes ist.

11. Wie aber das Wort nur durch die That Wort Gottes ist, so ist es auch als solches nur durch die That erkennbar. Soll das Wort den Geist nähren, Speise der Seele sein, so muß es der menschliche Geist auch als solche Speise ansehen und wahrhaft in sich als Speise aufnehmen. Jede Speise wird erst Nahrung dadurch, daß sie in das Leben desjenigen übergeht, den sie nähren soll.

Göttliches aber wird nur dadurch aufgenommen, daß man Göttliches verlangt.

Wer nicht auf ein überzeitliches Gut seine Sehnsucht richtet, wird in jeder Offenbarung des Lebens nur den zeitlichen Ausdruck der vergänglichen Zustände des Lebens, nicht das Leben selbst und seine eigene Kraft empfangen. Die auf ein solches Gut gerichtete Bewegung, die nur

---

[1] Ev. Joh. 4, 48. Matth. 16, 4.

durch Gottes Offenbarung Halt gewinnt, nennen wir Hoffnung. Sie ist die erste Bedingung aller Ernährung des Geistes mit dem Brode des Lebens.

Wenn aber die Hoffnung Grund haben soll, muß sie nicht auf Irdisches und Eigenes, sondern auf Gott vertrauen. Nur wo sich Göttliches offenbart, hält sie Stand. Ihr Kern und Inhalt ist die Ueberzeugung, daß alles Heil nur von Gott ausgehen und alle Nahrung des Geistes nur im Worte Gottes ruhen kann. Die Hoffnung ruht auf dem Glauben. Aber der Glaube ist todt, wenn nicht alles geistige Leben in ihm seine Befreiung von der irdischen Bestimmungslosigkeit gewinnt. Wer glaubt, strengt alle Kräfte an, den Glauben zu verstehen, ihn als Wort und That zu erfassen.

Das einzige Verständniß der Offenbarung des göttlichen Wortes ist aber die Erkenntniß der Göttlichkeit desselben in dem göttlichen Beweggrunde und in der göttlichen Vollendung als höchste Liebesthat. Wer diese Liebe glaubt, erkennt in ihr das wahrhaft Göttliche. Die Liebe ist der höchste Inhalt des Glaubens und die höchste Kraft desselben. Nur was wir lieben, verstehen wir auch. Nur was wir mit Liebe ergreifen, durchdringt uns mit Lebenskraft und Lebenswärme. Was wir nicht lieben, bleibt uns ewig fremd.

12. Wer aber die höchste Liebe Gottes in der Menschwerdung des Sohnes erkannt hat, der ist überall der göttlichen Liebe gewiß. Alles, was er hört und sieht und empfindet, wird ihm zum Zeugniß und Geschenk göttlicher Vorsorge und Liebe. Ihm ist Gott überall nahe und gegenwärtig, und er wird in dieser Erkenntniß wieder aus Allem Nahrung für seine Liebe ziehen. Alle Erscheinungen des Lebens sind ihm Worte und Zeichen dieser Liebe und somit auch Nahrung des Geistes. Das ganze Leben geht dem Gottliebenden in dem Einen Gedanken auf, mit dem er auch die Nahrung des Leibes aus Gottes Hand empfangen wird, indem er jedes Empfangen der leiblichen Speise mit der Bitte des Herzens beginnt: „Verleihe uns, o Gott, daß wir Alles dir zur Ehre und uns zur Wohlfahrt gebrauchen und von deiner Liebe nimmermehr geschieden werden.“

XXI.

Text: „Wer da erntet, empfängt seinen Lohn und sammelt Früchte für das ewige Leben.“ (Joh. 4, 36.)

Inhalt: Die ununterbrochene Folgenreihe der lebendigen Mittheilung der empfangenen Wahrheit als Gesetz des geistigen und kirchlichen Lebens.

1. Der Evangelist Johannes besitzt die Kunst, von scheinbar zufälligen und unbedeutenden Begebenheiten und Anlässen auf allgemeine Wahrheiten überzugehen, und diese wieder durch einzelne feine Hindeutungen auf scheinbar geringe Erscheinungen des wirklichen Lebens zu erläutern und dem Verstande nahe zu legen. Diese seine eigenthümliche Art der Darstellung tritt besonders in diesem Abschnitte deutlich hervor.

Wenn Christus zu seinen Jüngern sagt: „Erhebet eure Augen und sehet!“ so sind diese Worte offenbar in zweifachem Sinne gemeint. Dem wörtlichen, so zu sagen leiblichen Sinne nach, werden die Jünger durch dieselben aufgefordert, die herankommende Schaar der Samariter zu betrachten. Dem geistigen Sinne nach werden sie durch die Bereitwilligkeit der Samariter, dem Worte des Herrn zu glauben, auf ihren eigenen Beruf hingewiesen, der durch die Propheten bereits vorbereitet ist und darum von Christus mit der Erntezeit verglichen wird. Auch in der Ernte verwendet eine spätere Zeit zu dem eigenen Gewinne, was eine frühere Zeit vorsorglich ausgesät hat. Wie aber die Apostel berufen waren zu ernten, wo Andere, die Propheten, vor ihnen gesät hatten, so waren sie zugleich auch berufen zu säen, was Andere erst ernten konnten.

2. Das ist das unveränderliche Gesetz von Aussaat und Ernte. Wer ernten will, muß auch säen. Jede geistige Ernte ist eine Aussaat im eigenen Herzen. Was Andere gedacht und vollbracht haben, das können wir zu unserem geistigen Gewinn machen, aber nur dadurch in uns übertragen, daß wir Wort und That in unsere Erkenntniß und in unsere Willensmeinung aufnehmen. Die Ernte selbst ist eine Aussaat. Jedes Werk, jede That, jede Erkenntniß ist Saat und Ernte zugleich.

Wenn der gottbegeisterte Dante uns sein herrliches Gedicht zur geistigen Nahrung darbietet, so ist sein Werk von doppelter Bedeutung für uns. Es ist die Ernte der Vergangenheit und ist die Aussaat eines neuen Lebenskeimes für die Zukunft. Was seine Zeit von der Vergan-

genheit Großes und Tiefes empfangen, das hat sein dichterischer Geist in ein einziges großes Lebensgemälde zusammengefaßt. Sein Werk ist die Ernte der Vergangenheit. Aber in dem, was ihn und seine Zeit bewegte, lag zugleich wieder der Anfang neuer Gedanken und neuer Geistesblüthen, welche erst die Zukunft zur Entfaltung und Reife bringen konnte.

Wer ein großes Werk verstehen will, muß diese doppelte Seite des Inhalts eines jeden Werkes unterscheiden. Wir können das, was die Vergangenheit geerntet hat, nicht in derselben Weise auf uns übertragen, wie es die vergangene Zeit in sich aufgenommen und verwerthet hat. Nicht was jene ernteten, haben wir wieder zu ernten, sondern was jene säten, daraus muß unsere Ernte reifen.

Wie jene Zeiten ein reiches Erbe antraten, aber uns noch ein reicheres hinterließen, so haben wir gleichfalls ein reiches Erbe übernommen und damit die Verpflichtung, dasselbe nicht bloß ungeschmälert denen zu hinterlassen, die nach uns kommen, sondern wie wir es erweitert erhalten haben, sollen auch wir das Erhaltene mit allen Kräften vermehren und erneuern.

3. Ohne das Hinzutreten unserer eigenen Thätigkeit, ohne die durch diese Thätigkeit herbeigeführte Umgestaltung können wir die Erbschaft der Vergangenheit gar nicht antreten. Das geistige Leben kann nur selbstthätig empfangen. Gebend empfangen, lehrend lernen wir. Einer bedarf des Andern. Von Andern empfangen wir das Brod des geistigen Lebens, und empfangen damit auch die Pflicht und die Kraft, wieder an Andere den Inhalt unseres Fühlens und Wollens geistig zu übertragen.

Das geistige Leben ist ein Leben der freien persönlichen Mittheilung. Alles Lernen und Lehren, alles Handeln und Lieben beruht auf geistiger Mittheilung, auf der Wechselwirkung des persönlichen Lebens. Nur in der Gemeinschaft mit Andern kann das persönliche Leben sich frei und ganz entwickeln. Alle Menschen stehen in einer wesentlichen Lebensgemeinschaft. Wer sich von dieser Gemeinschaft ausschließen will und thatsächlich ausschließt, ist ein Wahnsinniger oder Uebelthäter. Wohl kann und muß jeder Mensch seine eigenen Gedanken und Ansichten haben, wenn er überhaupt als freies selbstständiges Wesen sich fühlen soll.

4. Allein diese Gedanken müssen auf gewisse allgemeine Voraussetzungen und Grundansichten, die alle Menschen miteinander theilen, gebaut, müssen in einer Weise aufgefaßt sein, die allen Menschen verständlich gemacht werden kann, oder unsere Gedanken sind irrsinnig und

sinnlos. Ein Mensch, dessen Verstand die allgemeine Grundlage des Menschenverstandes verlassen hat, gehört nicht in menschliche Gesellschaft, sondern in's Irrenhaus; ebenso wie ein Mensch, dessen Handlungen alle Forderungen und Ansprüche der Gerechtigkeit und allgemeinen Billigkeit überschreiten und verletzen, nicht in die Gemeinschaft der Uebrigen, sondern in ein Corrections- und Zuchthaus gehört.

Allerdings kann der Mensch, weil er frei ist, alle allgemeinen Gesetze der natürlichen Lebensgemeinschaft überschreiten und verletzen, aber daraus folgt nicht, daß es keine solchen Gesetze gibt, sondern vielmehr, daß solche allgemeine Gesetze sind und sein müssen, sonst würden wir ja jene Uebertretungen nicht fühlen und erkennen. Die Freiheit ist frei von Zwang, aber auch von sinn- und gesetzloser Willkür. Wo die Willkür aufhört, da kann erst die Freiheit anfangen. Der Gebrauch der Freiheit beruht wesentlich auf dem Verhältnisse der Gemeinschaft freier Wesen untereinander. Selbst die Willkür bezeugt dieses Verhältniß.

Die Zeit mit ihrem ewigen Wechsel thut ihm gleichfalls keinen Eintrag. Selbst der Wechsel bestätigt nur das über dem Wechsel beharrende Gesetz. Indem die Zeiten unmittelbar ihr Erbtheil einander übertragen, entsteht die regelmäßige Folgenreihe der lebendigen Gemeinschaft und Fortbildung.

5. Es gehört darum zum Wesen jeder wahren Lebensgemeinschaft, daß sie eine ununterbrochene Reihenfolge bilde. Das Leben kann nicht abgebrochen und nach Belieben wieder angeknüpft werden. Wir können keine vergangene Zeit zurückrufen und uns nicht gewaltsam in eine andere Zeit versetzen, wir können aber auch keine Zeit ganz überspringen und ungeschehen machen. Jeder Zeitpunkt geht aus dem unmittelbar vorausgehenden hervor. Wie das menschliche Leben nicht einige Jahre hindurch aufhören und nach Jahren wieder an dem Punkte sich fortsetzen kann, wo es vor Jahren aufgehört hat, sondern unaufhaltsam seinen Gang geht, so ist es auch mit jeder Lebensgemeinschaft auf Erden. Die Kirche kann nicht sieben Jahrhunderte ihren Gang durch die Weltgeschichte fortsetzen, dann plötzlich aufhören und von ihrer Entwicklung und Weiterbildung ganz abfallen, um achthundert Jahre später auf's Neue dort weiter zu fahren, wo sie Jahrhunderte lang zuvor stehen geblieben war. Es kann nach Jahrhunderten eine neue Entdeckung, eine neue bisher noch unbekannte Lebenskraft in die Geschichte eintreten und ihre Fortbildung und Entwicklung finden; aber es kann nicht eine schon wirksame Kraft aufhören, Jahrhunderte lang schlafen und dann genau am

alten Ende wieder anfangen. Das kann nur bei leblosen Gegenständen der Fall sein. Alte Thaler, die in einer Höhle verscharrt waren, kann man wieder finden, aber nicht das Leben verscharren und nach Jahrhunderten wieder ausgraben. Wer sich die kirchliche Erneuerung so denkt, hat das Wesen des Lebens und der kirchlichen Lebensgemeinschaft überhaupt nicht begriffen. Das Leben leidet keine Unterbrechung. Der Gegensatz und Widerspruch kann daher im Leben stets nur ein theilweiser sein. Dieser aber muß selbst wieder dazu dienen, die einheitliche Entwicklung des wahren Lebens zu fördern.

6. Das Auftreten abweichender Anschauungen und in gewisser Hinsicht selbst der Irrthum ist nothwendig zur rechten Begründung und Erkenntniß der Wahrheit. Nachdem einmal durch die Sünde der Irrthum eingetreten ist in die Menschengeschichte, muß er auch Schritt für Schritt überwunden werden.

Wie würden wir ihn aber überwinden können, wenn er sich nicht auf eine Zeit lang geltend machen könnte? Ueberall, wo die Wahrheit nicht in ihrer ganzen Tiefe erkannt wird, muß der Irrthum gleichsam herausfordernd und antreibend dazwischen treten, damit jene Erkenntniß der Wahrheit zur vollen Geltung komme. In diesem Sinne versichert auch der Apostel Paulus, daß Ketzereien nothwendig seien. In diesem Sinne mußte eine Reformation und Revolution in die Geschichte eintreten, damit die rechte Grundlage der gesellschaftlichen und kirchlichen Lebensgemeinschaft offenbar und zum allgemeinen tiefern Verständniß gebracht würde. In diesem Sinne müssen wir auch die neueste Störung aller bisher geltenden nationalen Rechts- und Staatsverhältnisse betrachten. Alle diese Abweichungen und Verletzungen zuvor allgemein anerkannter, aber nicht in ihrem rechten Grunde erkannter Rechtsverhältnisse zwingen das menschliche Fühlen und Denken, auf die letzte einheitliche Erkenntniß der Wahrheit, des Lebens und der Freiheit sich zu besinnen, und was man zuvor unbewußt und gleichsam instinktartig gelten ließ, zum rechten klaren Bewußtsein zu bringen. Die Störung des Gleichgewichts ist nothwendig für die Erhaltung desselben. Dadurch, daß jede Zeit ihr eigenes Gesetz erfüllt, kommt erst das allgemeine Gesetz zu Tage, das alle Zeiten beherrscht.

7. Alles wiederholt sich auf Erden, aber nur in wiefern es nicht lebend in die Zeit und in die innere Lebensentwicklung eines Menschen oder der Menschheit eingreift. Was zum innerlichen Lebensgliede wird, ist nur einmal möglich. Hundert und tausend Verrichtungen des Lebens

nehmen wir oft und manche unzähligemal vor, in wieferne sie uns äußerlich bleiben. Was aber in uns eingeht, wird immer wieder etwas Anderes. Jeder Entschluß, jeder Gedanke ist ein anderer, sowie er in eine andere Lebenszeit eintritt.

In seiner wesentlichen Einheit mit dem Leben, dem es angehört, ist jedes Werk eigenthümlich und einzig. Eine andere Zeit hat auch eine andere Gestalt, die nur ihr allein anpassend ist. So wie die Rinde des dreijährigen Baumes dem vierjährigen nicht mehr passend wäre und alle Jahre neu und anders wird, obwohl sie in ihrer allgemeinen Beschaffenheit dieselbe bleibt, so ist es auch mit der äußern Hülle, welche den wachsenden Baum der Zeiten bekleidet. Alles wiederholt sich auf Erden, und doch wiederholt sich nichts wieder so wie es war.

8. Der Wechsel ist das Gesetz der Zeiten, und in ihm wird eben das Gesetz, welches über dem Wechsel steht, offenbar.

Der Wechsel, der nichts Dauerndes gelten läßt, gibt Zeugniß für die Unveränderlichkeit des ewigen Lebens. Was in seiner Entfaltung zu Ende ist, stirbt ab und ein Anderes tritt an seine Stelle. Aber eben darum stirbt nichts ab, außer was ausgelebt hat. Darum ist der Tod der sicherste Beweis der Unsterblichkeit.

Das Leben leidet keine gewaltsame Unterbrechung. Das einzelne Wesen kann gewaltsam oder langsam getödtet werden, d. h. kann aus einem zeitweilig ihm angewiesenen Lebenskreise gewaltsam verdrängt werden, aber das Leben selbst wird darum nicht getödtet, auch das Leben des Individuums nicht, wenn in diesem Individuum eine Lebenskraft ist, die über den bestimmten Lebenskreis hinausreicht. Was nicht zu Ende ist, hört auch nicht auf. Für das Leben ist gerade das Aufhören einer Entwicklungsstufe der Anfang einer neuen. Wenn der Schlaf stets einen gewissen Umkreis von Lebensthätigkeiten unseres Nervensystems abschließt, so endet er damit das Leben des Individuums noch nicht. Was abgelaufen ist, sinkt in den Schlaf, was übrig bleibt, wacht wieder zu neuem Leben auf. So ist es auch mit dem Tode. Alle jene Kräfte, die eine höhere Lebensfähigkeit in sich tragen als die reine Leiblichkeit, welche mit dem Tode ihre Entwicklungsformen abschließt, sind auch nicht dem Gesetze des leiblichen Todes verfallen. Ihre Bestimmung und Einheit ist eine höhere und kann daher durch die Gesetze, welchen die leibliche Lebenskraft unterworfen ist, nicht beherrscht werden. Gerade weil der Tod das *Ende* des leiblichen Lebens ist, ist er der *Anfang* eines neuen Lebens für den im Leibe zum freien Bewußtsein erwachten per-

sönlichen Geist. So sicher wir dieses Ende voraussehen, so sicher können wir auch des aus diesem Ende des leiblichen Lebens hervorbrechenden Anfangs eines neuen Lebens sein.

9. Wenn wir aber dem Anfange eines neuen Lebens mit Sicherheit entgegensehen können, so ist die zweite Frage um so ernstlicher zu bedenken, ob wir diesem Anfange auch mit Freude entgegensehen können. Darauf kommt es vorzüglich an. Mit welchem Gefühle wir aber in diese unbekannte Zukunft blicken, das hängt davon ab, wie wir die bekannte Gegenwart benützen. Die Ernte der Zukunft hängt von der Aussaat der Gegenwart ab. Was wir jetzt gesät, werden wir dereinst ernten.

Darum sollten wir unser Herz stets bewachen, um keinen Augenblick der Aussaat und Ernte zu versäumen. Jeder Augenblick schließt eine Vergangenheit ab und fängt eine neue Lebensbewegung an, deren Entfaltung und Reife der Zukunft angehört. Jeder Augenblick ist eine Aufforderung zur Aussaat und Ernte.

Besonders aber muß uns ein jeder Zeitpunkt, in welchem auch äußerlich eine bestimmte Lebensentwicklung ihren Abschluß findet, um so dringender zum ernstlichen Nachdenken auffordern.

10. Mit jedem Augenblicke ist ein bestimmter Zeitraum des uns angewiesenen Lebens zu Ende. Jeder gab Gelegenheit, reichen Segen des geistigen Lebens zu erwerben. Ernstlich ergeht daher in jedem Augenblicke die Mahnung an uns, uns zu prüfen, was wir in dieser Zeit gesät und geerntet haben, um so ernstlicher, wenn wir nur in die Arbeit Anderer eintreten durften, um diese Zeit segensreich zu machen. Die Zeit des Hörens und Lernens ist die glücklichste, ist die rechte Zeit segenverheißender Aussaat für künftige unerschöpfliche Ernten. Andere sorgen und säen da für uns; wir dürfen nur hingehen und ernten. Leichter aber ist lernen als lehren. Das können und müssen wir fühlen, wenn der Ruf des Herrn an uns ergeht, selbst zu lehren. — Dieser Ruf ergeht aber in irgend einer Weise an jeden Menschen. Sowie Jeder berufen ist zu lernen, soll auch Jeder das Erlernte, Erkannte, in sich Erprobte mittheilen. Werden wir aber fähiger sein, zu lehren, wenn wir zuvor die geringere Mühe, die des Lernens, des Hörens und Erntens von uns weisen? Niemand fühlt es tiefer, als der Erklärer des Wortes Gottes, wie unendlich schwer es ist, zu lehren und die Wahrheit zu verkünden, deren Tiefe und Unerschöpflichkeit wir so wenig ergründen können und deren Zeugnisse wir doch Andern mittheilen sollen. Was die Zeiten gereift, was reifliches Nachdenken an fester Ueberzeugung und klarer Anschauung

dem einzelnen Geiste eingetragen, das allein kann man mit redlichem Willen Andern als erprobte Wahrheit mittheilen.

Ob Andere etwas von dieser Saat in sich aufnehmen und zur Reife kommen lassen, das kommt auf die Güte des Erdreichs und auf die Bereitwilligkeit des Willens an. In dem guten Willen und in Gottes Segen ruht die Entscheidung. „Nicht der da pflanzt und begießt, ist Etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt"[1]. Wem es ernstlich um seine geistige ewige Zukunft zu thun ist, der wird nicht ablassen, Gott immerdar zu bitten, daß seine Gnade nicht von ihm weiche und das in ihm vollende, was die lebendige Mittheilung des Wortes angeregt hat, damit, wenn der Tag der großen Erntezeit kommen wird, ein Jeder ernte, und „Jeder, der da erntet, seinen Lohn empfange und Früchte sammle für das ewige Leben, auf daß sich der Sämann und der Schnitter miteinander freuen."

XXII.

Text: „Jesus selbst bezeuget, daß kein Prophet in seiner Vaterstadt geehret sei." (Joh. 4, 44.)

Inhalt: Die innern Wunder des Glaubens.

1. Wenn der Fußwanderer an einem Punkte steht, von dem aus er ein noch entferntes Ziel seines Weges und eine bedeutende Strecke desselben überschauen kann, so kommt ihm diese Strecke in der Regel kürzer vor, als sie wirklich ist. Wenn er aber diesen Weg mit seinen Schritten wirklich durchmessen muß, so wächst die Länge desselben gleichsam unter seinen Füßen und manchmal scheint es ihm vielleicht sogar, als ob das Ziel seiner Wanderung sich nicht nur nicht nähere, sondern trotz alles eifrigen Vorwärtsschreitens sich sogar entferne. Sind wir aber auf einer solchen Wanderschaft dem Reiseziele ganz nahe gekommen, dann scheint wieder jeder Schritt uns mit doppelter Raschheit an's Ziel zu führen.

Die gleiche Erfahrung können wir bei jedem Unternehmen machen. Sobald wir irgend ein Ziel uns vor Augen stellen und die Schönheit und Erreichbarkeit desselben uns in Gedanken ausmalen, scheint es uns leicht, dasselbe zu erreichen. Wie wir aber die Arbeit begonnen haben,

[1] 1 Cor. 3, 7.

wachsen die Schwierigkeiten und nur die ausdauernde Geduld führt zum Ziele. Aehnliches ist uns bereits auch bei Betrachtung des Evangeliums Johannis begegnet. Es haben sich bereits viele inhaltsreiche Betrachtungspunkte ergeben, die wir Anfangs nicht ahnen und in der Folge nicht ausführen konnten. Mit dem wirklichen Eindringen in den Gegenstand erschließt sich der innere Reichthum und die Unerschöpflichkeit desselben.

Es ist eben wie mit der Wanderung durch ein großes Gebirgsthal. Je weiter wir in demselben fortwandern, desto mehr schließen sich nach links und rechts die Seitenthäler auf, die wir zuerst gar nicht beobachtet hatten und an denen wir vorüber schreiten müssen, ohne mehr als einen flüchtigen Blick auf sie werfen zu können, während sie selbst vielleicht wieder ebenso viel Sehenswürdiges in sich einschließen, als das von uns durchwanderte Thal. Oder, um ein biblisches Gleichniß zu brauchen, es ist wie mit dem Wunder der Brodvermehrung, bei welchem Tausende von fünf Broden und zwei Fischlein aßen und satt wurden, und zuletzt mehr übrig ließen, als Anfangs dagewesen war.

2. Das ist das Wunder alles geistigen Lebens, daß der Inhalt desselben sich mehrt, indem wir von ihm uns nähren. Je mehr wir wirklich erkennen, um so mehr bleibt uns zu erkennen übrig; je mehr wir in eine Wahrheit eingehen, um so mehr schließt sich die Unerschöpflichkeit ihres Inhalts vor uns auf. Sowie aber der Inhalt sich mehrt und der Reichthum des geistigen Lebens seine unerschöpfliche Fülle uns offenbart, muß auch die Freude an solchen Betrachtungen sich steigern und der Muth sich vermehren. So sollte man wenigstens meinen und bei Allen, die jemals wirklich die innere Fülle und Herrlichkeit des geistigen Reichthums auch nur in einem einzigen Punkte wirklich geschaut haben, ist diese Freude und dieser Muth auch immer vorhanden.

3. Leider aber kommt es bei Wenigen zu dieser Freude, weil nur Wenige die Geduld und den aufrichtigen Willen besitzen, in die innere Wahrheit des Lebens einzudringen. Wohl möchten Alle gerne die beste und reinste, die tiefste und umfassendste Erkenntniß von den höchsten Wahrheiten haben, aber nur Wenige haben den ernsten Willen, sich eine solche auch wirklich durch eigene Mühe und Thatkraft zu erwerben. Sie soll ohne Anstrengung uns zufallen, den Genuß des Besitzes ohne die Mühe und Gefahr des Erwerbens uns gewähren. Da aber dieß unmöglich ist, da die Freude des Geistes gerade im freien Besitze und Gebrauche seiner Kräfte besteht, so hat die Wahrheit nur Wenige, die sie wirklich kennen lernen. Schon die kurze Zeit angestrengter Aufmerksamkeit, die

ein consequent fortschreitender Vortrag verlangt, ist uns in der Regel zu viel. Wir wollen nicht aus unserem eigenen Gedanken- und Gefühlskreise herausgerissen werden. So ein unbestimmtes Gerede mit einigen wohlklingenden Phrasen zum Hausgebrauch oder zur Parade in Gesellschaften, das ist so die Art, wie sich die Meisten ihre Predigten und ihre Lectüre wünschen.

Jede Wahrheit gilt, so lange sie nicht den Hörer selbst anklagt. Wer gegen Andere eifert, hat immer Beifall. Das schärfste Wort des Tadels wird mit Wohlgefallen angehört, sobald es nicht gegen uns selbst gerichtet ist. Der beste Beweis aber geht wirkungslos an uns vorüber, sobald er unsere eigenen Vorurtheile bekämpft, wogegen der schlechteste Grund, ja die offenbare Lüge uns als unumstößliche Wahrheit erscheint, sobald sie unsere eigene Meinung bestätigt. Je entscheidender unsere Gründe sind, desto mehr finden sie in der Regel Widerspruch, und oft ist nur die schlagende Wahrheit einer Behauptung der Grund, warum sie nicht anerkannt wird. Die Wahrheit ist uns recht, so lange sie uns nicht selbst trifft; sie wird überall gerne gehört, so lange sie in der Ferne vorüberzieht; sobald sie aber in unsere eigenen Herzen einziehen will, sich da Heimath und Vaterland sucht, dann ist sie uns unbequem und widerwärtig.

4. Wir bestätigen eben durch unser eigenes Verhalten gegen die Wahrheit die Richtigkeit des Wortes: „daß kein Prophet geehrt ist in seinem Vaterlande“ [1]. So unnatürlich es scheint, daß der Mensch gerade das meidet und fürchtet, was ihm zum Heile gereicht, daß jedes Land den eigenen Propheten, jedes Herz die ihm zugeeignete Wahrheit verschmäht, so sehr ist dieß der Verkehrtheit der menschlichen Natur entsprechend. So bezeugt es Christus durch sein Wort wie durch die Aufnahme, die sein Wort unter den Menschen gefunden. Das Gleiche bezeugt uns heute noch das Christenthum, durch die Aufnahme, die es unter uns selber findet. Wenn wir zurück denken in die ersten Zeiten der Ausbreitung des Christenthums, so finden wir eine Reihe von Bekennern, die mit Alles besiegender Begeisterung Gut und Blut für die Wahrheit ihres Glaubens mit Freudigkeit opferten; wir finden eine Größe und Erhabenheit des Muthes, einen Glanz der Heiligkeit und Tugend, der alle Jahrhunderte mit seinem Lichte zu erhellen vermag. Das war die erste Zeit, da das Christenthum als Fremdling einkehrte unter den Menschen. Jetzt, da es heimisch geworden ist auf Erden, wie

---

[1] Luc. 4, 24.

ist es jetzt? Das prophetische Wort des Evangeliums war geachtet und bewundert, so lange es neu und fremd war, jetzt, da es im eigenen Hause verkündet wird, jetzt wird es gleichgültig, ja mit offenem Mißtrauen, wenn nicht gar mit Haß und Mißachtung aufgenommen.

5. Die meisten derjenigen, die da vorgeben, nach der Wahrheit zu forschen, suchen dieselbe überall, nur nicht in dem, was für sie das Nächste, für Alle das Höchste wäre. Sie geben sich Mühe Systeme und Hypothesen zu erfinden, nur um an die Stelle des Christenthums eine menschliche Erfindung zu setzen, ohne daß sie auch nur von ferne daran dächten, zuvor die Tiefe der christlichen Lehre zu ergründen. Sie suchen bei Juden und Heiden nach Wahrheit, nur nicht da, wo sie zu finden ist, bei Christus; vielmehr bekämpfen und läugnen sie die christliche Wahrheit, mit aller Anstrengung des Geistes nach Gründen gegen dieselbe sich umschauend; und wenn sie dem Zeugniß der Wahrheit gar nicht aus dem Wege gehen können, geben sie höchstens zu, daß diese Wahrheit der christlichen Lehre eben doch nur für frühere Jahrhunderte Geltung habe, jetzt aber ein überwundener Standpunkt sei.

Die aber an das Christenthum zu glauben vorgeben, legen meistens ein ebenso schlechtes Zeugniß für die Aufrichtigkeit ihres Glaubens ab durch die Gleichgültigkeit, mit der sie an den tiefern Gedanken desselben vorübergehen. Sie glauben an das Christenthum, aber nicht an die Wahrheit desselben, sondern an die Bequemlichkeit, durch den Glauben des Denkens überhoben zu sein; sie glauben, um nicht denken zu dürfen, um jeder geistigen Anstrengung, Sorge und Gefahr zu entgehen. Sie glauben nicht an die göttliche Wahrheit und lieben sie nicht, und dürsten nicht nach tieferer Erkenntniß derselben. Ist ein Glaube wahr und ächt, der an das Höchste zu glauben vorgibt und sich mit der geringsten Erkenntniß zufrieden gibt? Ein solcher Glaube ist Eitelkeit und Lüge, ist Glaube an die eigene Geistesbeschränktheit, aber nicht an die Heiligkeit und Erhabenheit, den Reichthum und die Herrlichkeit göttlicher Offenbarung.

Nicht besser ist die christliche Wahrheit meistens in den Händen derjenigen aufgehoben, die da vorgeben, dieselbe gegen ihre Feinde vertheidigen zu wollen. Sie finden es leichter, Andere des Irrthums anzuklagen, statt sich Mühe zu geben, die Wahrheit ihrer eigenen Religion zu erforschen. Die Folge ist, daß sie an Nebensachen hängen bleiben und ihre beschränkten Anschauungen und eingelernten Begriffe für das Wesen der Religion ausgeben und so durch die Erbärmlichkeit ihres eigenen Wissens die Religion selbst herabwürdigen. Wenn das, was einzelne Zeiten zu ihrer besondern

Entwicklung bedurften und vom Christenthum sich aneigneten, für das Wesen genommen und von äußern Formeln und Formen behauptet wird, was nur vom Christenthum und seiner göttlichen Einsetzung selbst gilt, wird da nicht das Vollkommene selbst dem Mißverstande preisgegeben, das Bleibende mit dem Vergänglichen verwechselt und das Kleinliche an die Stelle des Erhabensten gesetzt?

Das Christenthum ist hinsichtlich seines göttlichen Inhaltes allumfassend und daher keiner Vervollkommnung fähig.

6. Gerade diese unerschöpfliche Vollkommenheit, die den Werken Gottes zukommt, gibt aber in der Entwicklung der Zeiten jedem fortschreitenden Verständniß seinen neuen Inhalt. Die äußere Entwicklung und Erneuerung ist das Zeugniß der innern Unveränderlichkeit. Wer dem Christenthum eine äußere Unveränderlichkeit zuschreibt, der kennt weder das Wesen der Menschennatur, noch die Wahrheit der Geschichte, noch die Oekonomie der göttlichen Vorsehung, die in ihrer Unerschöpflichkeit jeder Zeit gibt, was sie bedarf. Die Erlösung ist nicht minder reich und unerschöpflich, wie die Schöpfung. Wer die Schöpfung Gottes betrachtet, wird immer Neues finden, je eifriger er sie betrachtet. Die Entdeckungen der Physiker und Chemiker bringen immer neue verborgene Kräfte an's Licht. Aber haben sie dadurch den unveränderlichen Gesetzen der Natur Eintrag gethan, daß sie mehr und mehr davon zur Kenntniß gebracht haben? Wäre das Christenthum in seinem Inhalte und in seiner Tiefe zu erschöpfen, so wäre es ja kein göttliches Werk. Gerade in seiner Unerschöpflichkeit liegt seine immerwährend neubelebende Kraft. Wenn das Christenthum seinem Inhalte nach erschöpft werden könnte, dann könnte die Zeit über dasselbe hinauskommen und es müßte einmal ein Punkt eintreten, wo wir eine so vollkommen ausgebeutete Lehre für veraltet erklären und nach einer neuen uns umsehen müßten, die den Bedürfnissen einer über die alte Lehre hinausgewachsenen Zeit genügen könnte.

Das ist eben die hohe Würde der Wahrheit des Christenthums, daß sie ewig neu bleibt, daß immer andere Tiefen, andere Erkenntnisse, andere Wunder sich aufschließen.

7. Die ersten Wunder sind verklungen, weil sie nicht mehr nöthig sind. Sie waren nothwendig, damit sie den Unterschied der Lehre Christi von menschlichen Erfindungen bezeugten. Dieses Zeugniß haben sie gegeben, wozu bedarf es noch fernerhin eines solchen Zeugnisses? Die Wunder mögen aufhören in ihrer äußeren Zeugenschaft für das Christenthum, das Wunder des Christenthums selbst wird bleiben und in den

Tiefen des Geistes sich immer auf's Neue als eigene Kraft und göttliche Gnade offenbaren. Das sichtbare Wunderzeichen hat seine Aufgabe erfüllt. Die unsichtbaren Wunder des Geistes müssen die Stelle desselben einnehmen. Aber der Geist offenbart sich nur dem Geiste. Wer das Ringen nach diesen Tiefen des Geistes scheut, dem werden sie sich auch nicht erschließen. Die einzige Bedingung des Wunders ist der lebendige Glaube. Wenn Christus den Juden zuruft: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht" [1], um wie viel mehr gilt dieser Vorwurf uns, wenn wir unsern Glauben von äußern Wunderzeichen abhängig machen! Wir müssen glauben, um Zeichen und Wunder sehen zu können, nicht aber Zeichen und Wunder fordern, um glauben zu können.

8. Der Glaube ist Bedingung des Wunders, nicht das Wunder Bedingung des Glaubens. Der Glaube ist selbst ein erstes Wunder, eine Erhebung über das Reich des äußern nothwendig beschränkten Naturlebens, ein Herrschendwerden der Freiheit über die Schranken und Gesetze der Sinne und des an dieselben gebundenen Verstandes und Gefühles; er ist der Antheil, den die Freiheit an einem übernatürlichen Leben hat. Schon daß wir glauben können, ist der beste Beweis dafür, daß wir glauben müssen, daß wir im Glauben allein das höchste freie Geistesleben finden können. Darum ist es allerdings auch nicht gleichgültig, was wir glauben. Nur an das wahrhaft Freie, Uebernatürliche läßt sich in Wahrheit glauben. Nur an Gott, die höchste Macht und Liebe, kann man glauben. Wo der Glaube an ein Niedrigeres sich wegwirft, hat er sich selbst entheiligt. Wer nicht an den höchsten Inhalt des Glaubens glaubt, und in diesem Glauben nicht nach der höchsten Erkenntniß desselben trachtet, der glaubt nicht wahrhaft. Darum sollen wir auch nicht um Nebendinge, sondern um das Höchste zuerst fragen. Die Gewißheit göttlicher Offenbarung und Liebe muß uns zuerst einleuchten. Dann wird der Geist gesund in diesem Glauben und alles Uebrige wird uns von selbst zufallen. Der Glaube wirkt Wunder in uns.

9. Ein Vorbild dieser Wirkung des Glaubens ist die Erzählung des Evangelisten von der Heilung des fieberkranken Sohnes des königlichen Beamten zu Kana. Auch wir sehen das liebste Kind unseres Herzens, die Hoffnung, von der irdischen Lust erkranken und in Fieberfrost und Hitze dem Tode nahe und haben keine Aussicht auf Hülfe, außer im Glauben an Christus. Zwei Gegensätze findet das sehnende Herz auf

---

[1] Ev. Joh. 4, 48.

Erden, zwischen denen es unabläßig hin und her geschleudert wird. Der eine ist die Begierde in uns, der andere irgend ein vergänglicher Gegenstand unseres Verlangens. Hätte das Herz einen Halt in sich, so würde es nichts außer sich begehren. Begehrt es aber das Irdische und Veränderliche, so findet es in diesem, das selbst keinen Bestand hat in sich, auch keinen festen Halt, und so wird es von der Begierde zum Genuß, von diesem zum Ekel, und vom Ekel zu neuer Begierde unabläßig fortgetrieben ohne Rast und Ruhe. Die glühende Begierde fordert Genuß, dieser erzeugt Täuschung, und diese Gleichgültigkeit, Abscheu, Haß. So wechseln Haß und Begierde, Hitze und Frost; wir leben im beständigen Fieber der Leidenschaft. Ein solcher Zustand, wenn er herrschend wird im Herzen, ist Krankheit und Tod, und wenn er dauernd ist — die Hölle. Woran aber soll sich der Mensch halten, um aus diesem unseligen Zustande der innern Kraftlosigkeit sich zu retten? Er findet keine Rettung in sich und außer sich, wenn nicht im Glauben an das Ewige. Die Krankheit des Geistes entspringt aus jenem natürlichen Widerspruche zwischen unsern eigenmächtigen Wünschen, dem Widerstand der Welt und der Täuschung, die im Genusse liegt. Dieser Widerspruch, dieser Wechsel von Haß und Begierde kann nicht zur Ruhe kommen, wenn er nicht über dem zeitlichen Leben und den eigenen Wünschen einen höheren Anhaltspunkt ergreift durch den Glauben. Ohne Hoffnung ist das Leben, wenn es nicht im Glauben einen Halt gewinnt, der über den Kampf der vergänglichen Erscheinung erhaben ist. Mit der Stunde, in der wir das Wort der Offenbarung hören und an dasselbe glauben, kehrt neues Leben in das Herz zurück. Zwar hört darum der Kampf noch nicht auf. Die Begierde wird stets das Herz beunruhigen; allein der Kampf ist nicht mehr hoffnungslos. Der Kampf im Glauben an Gott und seine Liebe und hl. Offenbarung wird selbst zum Troste. Daß wir kämpfen, ist der Beweis dessen, daß wir die Bürgschaft eines andern Lebens im Herzen tragen und daß unsere Hoffnung Wahrheit ist. Der Glaube allein heilt das Fieber des Geistes.

10. Das ist sein erstes unmittelbares Wunder; sein zweites ist die Ausgießung neuer Lebenskraft in uns. Alle Wissenschaft hebt uns nicht bis zur Höhe der wahren Freiheit und Liebe. Aller Besitz der Erde macht uns nicht frei von der Erde und ihrer Noth, sondern schmiedet uns fester an dieselbe. Nur der Glaube macht uns frei, erhebt uns zum Antheil an göttlicher Liebe. Aber eben darum ist auch nur jener Glaube wahr, der uns des wirklichen Antheils an der göttlichen Liebe

gewiß macht. Nicht das Festhalten an äußern Satzungen, oder selbst an Wundern und Zeichen ist wahrhaft beseligender Glaube. Der lebendige Glaube ist unmittelbares freies Vertrauen auf Gott und seine Wahrheit und Liebe.

11. Wer weniger sucht als göttliche Liebe, findet nicht das Höchste und lebt nicht wahrhaft im Glauben. Nur die höchste Liebe ist ein der wahren Freiheit würdiger Gegenstand des Glaubens. Indem der Glaube an dieser Liebe festhält, wird er im Anblick der Herrlichkeit derselben, im Kampfe des Lebens seine Hoffnung auf dieselbe erproben und seiner eigenen Liebe gewiß. Wer aber jene Liebe im Glauben ergreift, die durch keinen äußern Schein mehr an der göttlichen Liebe sich beirren läßt, wer Gottes Liebe so lieben gelernt hat, daß er durch nichts mehr von ihr sich will scheiden lassen, der weiß und erkennt auch, daß Gottes Liebe größer ist, als alle menschliche Liebe, daß Gottes Liebe uns nie verlassen kann, wenn wir sie nicht verlassen. Diese Gewißheit ist sein Trost und seine Kraft, der Anblick jener unendlich reichen Gottesliebe die süßeste Erquickung des Herzens.

12. So werden die Wunder zu Kana an uns erfüllt, wenn auch in umgekehrter Ordnung. Zuerst wird der Glaube das Wunder der Wiederbelebung der fieberkranken und sterbenden Hoffnung wirken, um dann auch jenes Wunder der Wandlung zu vollbringen, das Christus zum Anfange aller seiner Wunder zu Kana wirkte. Der Glaube wird alle irdische Empfindung und alle Thränen der Erde in die Kraft und Wahrheit eines höhern Lebens umwandeln, und die den Wein des göttlichen Trostes kostende Seele wird mit dem Speisemeister des Evangeliums sagen können: Während die Welt uns zuerst den süßen Wein der Lust vorsetzt, um dann den bittern Trunk der Reue und Täuschung uns zu reichen, hat der himmlische Bräutigam seinen Hochzeitsgästen den süßen Wein des höchsten Trostes und der beseligenden Liebe zuletzt aufbehalten.

XXIII.

Text: „Zu gewissen Zeiten kam ein Engel des Herrn in den Teich herab und bewegte das Wasser.“ (Joh. 5, 4.)

Inhalt: Die Wunder des Erlösers und ihr Unterschied von den Wundern des Schöpfers.

1. Nachdem der Evangelist das Wunder der Heilung des fieberkranken Jünglings zu Kana in Galiläa erzählt hat, verknüpft er damit die weitere Erzählung eines andern Wunders, welches Christus bald nachher in Jerusalem wirkte, als ein weiteres Zeugniß der göttlichen Sendung und der stets zur Hülfe bereiten Menschenfreundlichkeit des Heilandes. Es wäre aber ein schlechter Beweis für unsere nähere Bekanntschaft mit der Art und Weise unseres Evangelisten, wenn wir glauben wollten, er habe sonst keine Absicht mit der Erzählung dieses Wunders verbunden, als nur, um zu dem schon erzählten Wunder ein neues hinzuzufügen. Johannes erzählt die Wunder des Herrn überhaupt nicht, um sie nur als äußere Zeugnisse der göttlichen Sendung zu benützen. Er verbindet mit jeder solchen Erzählung stets auch eine bestimmte Absicht und einen dogmatischen Gedanken. Betrachten wir aber die Erzählung von der Heilung des Mannes, der 38 Jahre lang krank war, in Hinsicht auf den dogmatischen Inhalt des Evangeliums, so wird uns auch die besondere Bedeutung dieses Wunders und der Unterschied desselben von andern Wundern Christi deutlich werden.

2. Hier ist nämlich nicht von einem einfachen, sondern von einem doppelten Wunder die Rede. Einerseits sehen wir ein Wunder der göttlichen Allmacht, andererseits ein Wunder der göttlichen Liebe; das eine Wunder ist so zu sagen ein Wunder des Vaters, das andere ein Wunder des Sohnes. Daß eine besondere Wirkung der göttlichen Macht dem Wasser im Teiche zu Bethesda die Kraft, Kranke gesund zu machen, verliehen hatte, wird von dem Evangelium durch die Hinweisung auf die göttliche Sendung eines Engels, der das Wasser zu gewissen Zeiten in Bewegung setzte, ausgesprochen. Solche Wunder der Schöpfung sind, auch wenn sie als besondere und wunderbare Geschenke und Gaben Gottes sich kund geben, doch wie die übrigen Kräfte der Natur an bestimmte Orte und Zeiten gebunden, so daß die außerordentliche Erscheinung, die Sendung des göttlichen Boten, hinter den Gesetzen der Natur verborgen bleibt. Auch in der Erzählung des Evangeliums ist darauf hingewiesen, indem von den Wundern des Teiches zu Bethesda gesagt wird, daß stets nur der Erste, der nach der Bewegung des Wassers hinabstieg, gesund wurde, mit was immer für einer Krankheit er auch behaftet war.

3. Diesem, so zu sagen natürlichen Wunder stellt der Evangelist das besondere Wunder der im persönlichen Antheil an dem Einen Kranken sich offenbarenden göttlichen Liebe, welches Christus an dem Manne, der 38 Jahre lang krank lag, wirkte, als ein verschiedenes, gleichsam

übernatürliches Wunder gegenüber. Dieses Wunder bezieht der Evangelist darum auch nicht auf Naturgesetze, sondern auf das persönliche Leben dessen, an welchem es gewirkt wird, damit wir erkennen, daß die Wunder des Herrn eine andere, sittlich persönliche Bedeutung haben. Zuerst fragt darum Christus den Kranken, „willst du gesund werden?" nicht als ob er daran gezweifelt hätte, daß ein Mensch, der seine Heilung an einem solchen Orte sucht, wünsche, gesund zu werden, sondern um anzudeuten, daß die Wunder, welche der Erlöser wirkt, die Heilung, die Christus bringt, mit dem Glauben, der Freiheit und dem sittlichen Leben des Menschen zusammenhängen, daß Niemand an den Wundern der Erlösung wirklichen Antheil haben könne, außer wer mit ernstlichem Willen in die Gnade der göttlichen Offenbarung eingeht. Um den Geheilten auf die moralische Bedeutung seiner Heilung, auf Ursprung und Folge der Sünde und deren Zusammenhang mit dem natürlichen Leben aufmerksam zu machen, sagt er ihm dann auch noch weiter: „Siehe, du bist gesund geworden! Sündige hinfort nicht mehr, damit dir nicht noch etwas Aergeres widerfahre!" Auch die Heilung wird wieder an eine sittliche Bewegung, wenigstens symbolisch, angeknüpft, indem der Kranke an den Gebrauch der eigenen Kräfte angewiesen wird durch die Worte des Herrn: „Steh auf! nimm dein Bett und geh!" d. h. im sittlichen Sinne: erhebe dich, benütze deine Lage und Umstände zu deiner Besserung, und strenge dich an, vorwärts und weiter zu kommen.

4. Alles Vorwärtsschreiten und Weitergehen muß aber auf ein höheres sittliches Ziel gerichtet sein, wenn es uns zum Heile und zur Wohlfahrt der Seele gereichen soll. Jedes Weitergehen ohne ein solches Ziel bringt uns weiter von dem rechten Wege ab, aber nicht weiter in der Besserung unseres Zustandes, bringt uns nicht vorwärts, sondern ist ein fortwährender Rückschritt. Die Unruhe in uns, die uns von jedem Punkte aus immer weiter und weiter treibt, stets nach Neuem begehren und haschen heißt, ohne jemals ein letztes und höchstes Ziel zu erfassen, das ist die innere Krankheit unserer Seele, die nur durch geduldiges Warten auf die von Gottes Hand gesendete Hülfe, oder durch unermüdliches Vorwärtsstreben nach dem von Christus geoffenbarten höchsten Ziele des Lebens geheilt werden kann.

5. Wie wenig ziel- und zweckloses Weitergehen allein zum Ziele führt, davon gibt die Erzählung des Evangelisten selbst uns ein treffendes Beispiel an die Hand. Wohl können wir bei rechter Betrachtung des wesentlichen Inhalts dieser Erzählung zur Erkenntniß der tiefen dog-

matischen Bedeutung desselben aufsteigen; aber der ziellos in's Weite strebende Sinn kann auch eine Menge Fragen aufregen, deren Beantwortung nicht zur tiefern Erkenntniß, sondern nur zu größerer Zerstreuung und zu immer weiteren Mißverständnissen führt. Fragen der Neugierde erschweren das rechte Verständniß und führen von der Wahrheit ab. Gerade diese Erzählung bietet mehr als viele andere Gelegenheit zu nutzlosen, neugierigen Fragen. Wie kommt es denn, kann die Neugierde fragen, daß ein Engel kommen mußte, um das Wasser in Bewegung zu setzen? oder daß nur der Erste gesund wurde, der nach der Bewegung in das Wasser hinabstieg? oder wie kann ein Mensch so lange da liegen, ohne in das heilbringende Wasser hinabzugelangen? Er konnte sich doch nicht selbst verpflegen, wenn er so krank war; wenn ihn aber Jemand verpflegte und mit Speis und Trank versorgte, dann hatte er ja auch Jemand, der ihn zur bestimmten Zeit in's Wasser hinablassen konnte. Auch hätte ihm ja Christus hinabhelfen können, um seine Menschenfreundlichkeit zu beweisen und uns in der Bereitwilligkeit der Dienstleistung, die wir Kranken erweisen sollen, ein Vorbild zu werden. Auch scheint es sonderbar, daß der gute Mensch so im Freien und doch im Bette sein muß. Was war doch wohl dieß für ein Ort, für eine Einrichtung, für eine Krankheit? Diese und wie viele Fragen außerdem noch kann man stellen, wenn man überhaupt darin sein Vergnügen findet, neugierige und unnütze Fragen zu thun. Aber eben darum kommen wir so selten oder nie zur innern Erkenntniß unserer selbst und der Dinge außer uns, weil wir nicht in die von den Engeln und Boten Gottes hervorgerufene Bewegung eingehen, sondern nur uns selbst in eine gänzlich zweck- und geistlose Aufregung versetzen, die nicht zur Gesundheit, sondern zur Erkrankung der Seele führt.

6. Eine wahrhaft unheilbare Krankheit des Geistes ist diese oberflächliche Neugierde. An Engeln Gottes, von denen die Wasser des Lebens in Bewegung gesetzt werden, fehlt es nicht, aber wir sehen diese Bewegung in der Regel nicht, oder wenn wir sie sehen, erkennen wir doch den Engel Gottes nicht, der die Bewegung der Zeit und des Lebens hervorgerufen hat; oder haben nicht den Muth, mit ganzer Seele uns dieser Bewegung hinzugeben.

Aus Vorliebe für unsere Meinungen und Vorurtheile, aus Furcht, diesem behaglichen Wohlgefallen an uns selbst Schaden zu thun, scheuen wir uns vor aller Gründlichkeit, vor allem Eingehen in die Tiefe. Gründliche Belehrung ist verhaßt, nur das Oberflächliche gefällt.

7. Täglich geht die Sonne auf und unter, was denken und fühlen wir dabei? Nichts vielleicht, als daß wir im Sommer weniger Holz und Licht brauchen, als im Winter. Oder wir finden etwa gar die auf- und untergehende Sonne und die von ihr ausgehende Beleuchtung hübsch und angenehm für das Auge, und lassen uns zu dem einen oder andern Ausrufe augenblicklicher Bewunderung hinreißen. Aber tiefer geht es nicht. Wir ahnen wohl, daß da noch mehr zu denken wäre, aber diese Ahnung wird durch leere Phrasen in krankhafte Empfindsamkeit verwandelt, statt wirkliche Empfindung zu werden.

So geht der Frühling an uns vorüber. Wir finden den grünen Schmuck der Wiesen und Bäume lieblich für das Auge, den Duft der Blüthen angenehm für die Nase, den lauen Lufthauch wohlthuend für den Körper. Das ist Alles. So blüht die Blume, die Au, das Feld vor unsern Augen, wir sehen's, finden es hübsch und sind zu Ende. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich, und statt uns tiefer einzuführen in das Geheimniß alles Lebens, Blühens und Wachsens, statt die innere geheimnißvolle Verwandtschaft zwischen dem Wachsthum des Lebens in uns und dem Leben außer uns mehr und mehr unserm Geiste zu enthüllen, wird die Seele immer mehr an das oft Gesehene gewöhnt, wird immer gleichgültiger und empfindungsloser. Der träge Geist wartet, bis ihm vielleicht ein Anderer das Verständniß der Schöpfung eröffne, wagt es aber nie, selbst in die Tiefe hinabzusteigen.

8. Die aber in die Geheimnisse der Natur hinabsteigen wollen, suchen meistens nicht Gesundheit und Heilung des Geistes, sondern haben selbstsüchtige oder neugierige Fragen in Bereitschaft, die das Heil der Seele nichts angehen; sehen nicht den Engel des Herrn, der die Erscheinungen bewegt, und lernen Gott und sich selbst um so weniger kennen, je länger sie um die Geheimnisse der Offenbarung Gottes in der Natur herumschnuppern, und mit Instrumenten und bewaffneten Händen und Augen nach demjenigen suchen, der im Verborgenen wohnt.

Die Natur deutet auf den unsichtbaren Schöpfer alles Lebens und auf seine Wunder hin, aber sie verhüllt den Geist des Lebens in körperlichen Gestalten.

9. Näher offenbart sich uns der lebendige Geist und das Leben desselben im menschlichen Leben. Hier gibt sich Freiheit und Liebe kund. Selbst im Hasse und in der Leidenschaft zeigt sich noch ein persönlicher Wille. Das Wort, das vom Munde des Menschen kommt, ist immer eine Offenbarung eines freien persönlichen Lebens, ob es nun ein Wort

des Unterrichtes, der Wahrheit und der Liebe, oder ein Wort des Streites und der selbstsüchtigen Bekämpfung der Meinungen Anderer, oder selbst ein Wort des Hasses und der verbitterten Leidenschaft ist. Immer ist das Wort der Ausdruck eines persönlichen Wollens und Strebens, gibt Zeugniß dafür, daß es ein höheres Gesetz des Lebens gibt, als die willenlose Natur; gibt Zeugniß, daß das höchste Leben ein persönliches ist, daß der wahre Gott ein Gott der Freiheit und der Liebe sein muß. Wer den Menschen kennen lernen will in der ganzen Bedeutung seiner Bestimmung, muß an einen persönlichen Urheber und Schöpfer glauben. Aber zu einer rechten Erkenntniß des Menschen bringen es nur Wenige, weil sich die Meisten an die äußere Erscheinung halten, Alles stets nur im Verhältniß zu sich und den eigenen Wünschen betrachten. Daher sehen wir nicht den Menschen, sondern hören nur Worte und sehen Geberden, die wir nach einem äußern Maßstabe und nach willkürlichen Voraussetzungen beurtheilen, ihn selbst aber, den innern Menschen, sehen wir nicht. Daher sind die Urtheile der Menschen über einander so einseitig und falsch. Die Eitelkeit und das Wohlgefallen an uns selbst hindert uns, den Menschen zu sehen, wie er ist, hindert uns, uns selbst oder auch nur die letzten Gründe unserer Urtheile und Handlungen zu erkennen.

Wir lernen weder unsere Schwachheit, noch unsere Stärke kennen, weil wir stets ein selbstgemachtes Bild von uns für den wahren Menschen in uns halten. Wenn wir aber nicht einmal in der Beobachtung unserer selbst bis auf den Grund gelangen, wie können wir den Grund und Schöpfer alles Lebens erkennen?

10. Nicht einmal die Möglichkeit und Nothwendigkeit der göttlichen Offenbarung wird uns klar, wenn wir nicht die Ursache aller Bewegung des persönlichen Lebens in uns erkennen. Erst wenn wir diese unsere Erhöhung über alles natürliche Leben, und die tiefe Verlassenheit unseres innern Lebens ohne Gottes Offenbarung erkennen, werden wir auch die Wahrheit der geschichtlichen Thatsachen dieser Offenbarung begreifen, und die Bedeutung jener Bewegungen, welche die Boten und Engel Gottes von Zeit zu Zeit in der Weltgeschichte zum Heile derer, die in diese Bewegung eingingen, hervorgerufen haben.

Aber auch diese Offenbarungen, was können sie helfen, wenn wir nicht mit ganzem Ernste in sie eingehen, wenn wir, statt Gott zu suchen in der hl. Schrift, in den hl. Sacramenten, an heiligen Orten und Zeiten, auch da Streit und Eitelkeit und Wohlgefallen an uns und unserem eigenen Thun suchen? Wenn auch das Kind gerührt wird, das erste

Empfangen eines Sacramentes Eindruck macht auf das bewegliche Gemüth, das Wort der Predigt manchmal den Geist etwas zum Nachdenken bewegt, was kann dieß helfen, wenn die Gewohnheit die Empfindung wieder abstumpft und das Wohlgefallen an unserer eigenen Frömmigkeit selbst das gute Werk zu einem Zeugniß der tiefen Krankheit unserer Seele macht? Wer nicht aus sich herausgeht, findet Gott nirgends; nicht in der Kirche, nicht im Sacramente, nicht in den Worten göttlicher Offenbarung; findet überall nur sich und das Wohlgefallen an sich selbst. Gottes Boten sind umsonst gekommen, die Wasser zu bewegen, wenn der Mensch nicht in diese Bewegung eintritt.

Wenn wir aber alle diese Boten des Herrn, alle diese Bewegungen des Lebens unbeachtet lassen, oder doch wenigstens nicht in die Tiefe derselben eindringen, sondern auf dem Bette des Wohlgefallens an uns selbst liegen bleiben, werden wir auf diese Weise niemals die Gesundheit der Seele erlangen, wenn Gott nicht auf außerordentlichem Wege seine Mahnungen schicken, und uns aus unserer Sicherheit aufschrecken würde. Auch an solchen Mahnungen und außerordentlichen Boten Gottes fehlt es nicht.

11. Gar Manches bringt das Leben, was uns erschüttern könnte. Oft genug finden wir unser ganzes leibliches oder geistiges Leben bis in's Innerste bewegt und aufgeregt. Aber was kann es uns helfen, wenn wir die Quelle all' unseres Jammers und unserer Freude nicht in uns, sondern außer uns suchen; wenn wir nie uns selbst anklagen, sondern stets eine Ausrede bei der Hand haben, stets durch irgend eine einseitige Ausflucht dem Eingang in die Tiefe ausweichen? Sind aber Ereignisse, die unsere eigene Seele erschüttern, nicht hinreichend, uns zur Besinnung und wahren Erkenntniß zu bringen, was werden Ereignisse außer uns, wenn sie auch noch so gewaltig und welterschütternd wirken, in uns für eine Nachwirkung haben? Vielleicht, daß wir bei dem und jenem sehen, wo es fehlt, während wir in unsern eigenen Meinungen und Ueberzeugungen nicht nur nichts zu ändern und zu bessern finden, sondern uns durch alle äußern Begebenheiten nur in unsern Ansichten bestärken lassen. Auch die wichtigsten, entscheidendsten Begebenheiten lassen sich zum Mittel parteiischer Selbstgerechtigkeit oder einfältigen, neugierigen Fragens und Schwätzens mißbrauchen.

12. Mit allem Mißbrauch dieser Mahnungen geben wir aber Zeugniß gegen uns selbst. Indem wir Alles umgießen nach dem Maßstabe unseres eigenen Wohlgefallens, anerkennen wir, daß allen Dingen und

Ereignissen nur in soferne ein wahrer Werth beiwohnt, als sie auf ein einheitliches persönliches Ziel sich beziehen. Alles ist nur verständlich durch die Beziehung zum persönlichen Wollen und Streben. Wir irren aber darin, daß wir uns selbst als diesen Mittelpunkt betrachten, und Alles nach dem Maßstabe unseres Eigenwillens und unserer eigenen Verstandes- und Geistesbeschränktheit bemessen.

Freilich kann uns nicht Alles interessant sein, wenigstens nicht Alles gleich wichtig. Nicht jeder Grashalm der Wiese, nicht jedes Insect, das auf dem Boden kriecht, ist uns unmittelbar wichtig. Aber Nichts ist ohne Wichtigkeit für uns. Jedes unbedeutende Ding kann eine Mahnung und ein Fingerzeig zum Höchsten werden. Selbst was uns nicht wichtig ist, wird dadurch wichtig, daß es uns auf den Unterschied von wichtig und unwichtig aufmerksam macht, und uns die Frage um das nahe legt, was uns eigentlich wichtig ist. Was aber wahrhaft wichtig ist, sagt uns das Evangelium in dem Umstande, daß der Erste, der in das vom Engel bewegte Wasser hinabstieg, gesund wurde. Das Erste aber in jedem Verlangen, das uns beseelt, ist natürlich unser eigenes Heil und unsere eigene Beseligung. Wollen wir aber diese erlangen, so dürfen wir nicht uns selbst als Ziel und Mittelpunkt alles Lebens ansehen. Wer Heilung sucht, wird sich nicht für gesund und vollkommen halten. So lange wir uns selbst für gut halten, können wir nicht besser werden. Wenn wir uns selbst suchen, suchen wir ja die Krankheit und nicht die Gesundheit. Nur indem wir auf ein höheres Ziel sehen, können wir wirklich weiter kommen. Nicht jede Antwort, die wir finden, gibt uns Belehrung. Wer mit jeder Antwort zufrieden ist, die ihm bequem ist, wird mit eben dem Rechte bald dem Glauben, bald dem Unglauben huldigen, je nachdem es ihm, seiner Faulheit oder Leidenschaft zusagt, etwas zu läugnen oder zu glauben. Er glaubt nicht der Wahrheit, sondern sich.

13. „Steh' auf, nimm dein Bett und geh!" spricht Christus zu dem Kranken am Teiche Bethesda. Das Erste also, was zum Heile führt, ist, daß wir aufstehen von dem Schlafe des natürlichen Lebens, von dem Traume unserer Eitelkeit und unserer Einbildungen uns erheben. Wer nicht den Willen höher stellt als die Natur und ihre Bedürfnisse und Begierden, der ist unfähig für das geistige Leben. Die Füße allerdings müssen fest auf der Erde stehen, das Haupt aber, der Verstand und Wille muß sich über das Irdische erheben, im Glauben in das höhere übersinnliche Leben eingehen.

Das Zweite ist jene Willenskraft, welche die natürliche Neigung bekämpft, sie von der Erde und über die Erde erhebt und zum Mittel freier Thätigkeit macht. Die natürlichen Neigungen sind unsere Schwächen, aber auch die Stärke unseres Wollens, wenn sie von uns zu einem gottgefälligen, menschenfreundlichen Zwecke gebraucht werden. Nur durch die natürliche Anlage vermögen wir den Willen zur That zu erheben. Der freie Gebrauch unserer natürlichen Anlagen, der mit den Worten Christi: „nimm dein Bett" angedeutet wird, ist die zweite Bedingung alles wahren Lebens.

Das Dritte ist das unermüdliche Vorwärtsstreben nach einem höchsten Ziele. Die äußerliche Wahrnehmung muß zum innern Begreifen und verständigen Erkennen führen, wenn wir uns wirklich als selbstbewußte Geschöpfe über die bewußtlose Natur erheben wollen. Beim bloßen Vorwärtsgehenwollen aber darf die menschliche Bewegung nicht stehen bleiben. Der Verstand muß zuerst das Ziel erkennen, um durch diese Erkenntniß das ganze Gemüth zu erhellen, dann muß aus dem bewußten Streben der sittliche Wille sich erheben, die Sittlichkeit aber ihre Erfüllung und Vollendung in der Religion suchen. Gerade das religiöse Leben aber ist einer immer höhern Steigerung und Vervollkommnung fähig und bedürftig. Wer stille steht, ist schon von dem Streben nach wahrer Vollkommenheit abgefallen. Stille stehen kann nur, wer mit seinem Standpunkt zufrieden ist. Wer aber an dem, was er ist, ein Genüge hat, kennt und sucht nicht das Höchste und Göttliche. Alle Erfüllung ist nur in Gott. Wer aber Gott finden will, muß immer vorwärts gehen, immer Höheres suchen und lieben lernen.

14. Der wahre Gottesdienst besteht wesentlich im Streben nach immer höherer Erkenntniß und Vollkommenheit. Wer Gott sucht, wird in diesem Suchen nie stille stehen. Der Tag, an welchem wir uns von der unruhigen Bewegung der äußern Welt losmachen, um unsern Geist in die Tiefe des innern Lebens zu versenken, das ist der Sabbat, an welchem Christus seine Wunder wirkt in uns; das ist der Tag, an dem Er nicht in Bildern und Gleichnissen, sondern offen von der Herrlichkeit des Vaters mit der Seele redet; das ist der Tag, von dem Er seinen Jüngern sagte: „An diesem Tage werdet ihr den Vater in meinem Namen bitten, und Ich sage nicht, daß Ich für euch bitten werde, denn der Vater selbst hat euch lieb, weil ihr Mich geliebt und an Mich geglaubt habt" [1].

---

[1] Ev. Joh. 16, 26—27.

XXIV.

Text: Darum verfolgten die Juden Jesum und suchten Ihn zu tödten, weil Er dieß am Sabbat gethan hatte. Jesus aber antwortete ihnen: Mein Vater wirket bisher, und Ich wirke auch. Darum trachteten die Juden noch viel mehr, Ihn zu tödten, weil Er nicht nur den Sabbat gebrochen, sondern wohl gar Gott seinen Vater genannt, und sich selbst Gott gleich gemacht habe. (Joh. 5, 16—18.)

Inhalt: Die Bedeutung des Sabbats in der Schöpfung, wie in der Erlösung.

1. Wie genau bei Johannes alle Theile des Evangeliums ineinandergreifen, wie innig bei ihm Geschichte und Lehre miteinander verbunden sind, davon gibt die Erzählung von der Heilung des 38jährigen Kranken einen augenfälligen Beleg durch die eigenthümliche Unterscheidung der doppelten Natur des Wunders, welches den Inhalt dieser Erzählung bildet. Während das eine Wunder, die Heilung der Kranken durch das Wasser des Teiches, welches sich stets unter den gleichen Bedingungen wiederholt, als ein Wunder des Schöpfers erscheint, stellt das andere, die Heilung des 38jährigen Kranken durch das Wort Christi, welches an den sittlichen Zustand des Kranken anknüpft, als ein Werk der Erlösung sich dar. Er will uns somit durch diese Erzählung das innere Verhältniß von Vater und Sohn, und die besondere und verschiedene Gnadenwirkung beider, gegenüber den Menschen, zuerst in äußern Thatsachen vergegenwärtigen, damit wir die darauf folgende dogmatische Erörterung dieser Lehre um so besser verstehen können. Auf dieses Verhältniß kommt aber der Evangelist an dieser Stelle nicht bloß zufällig zu sprechen. Es liegt vielmehr in seinem Plane, die nähere Erklärung über dasselbe gerade hier einzuschalten, weil es sich gerade hier um den höchsten und letzten Beweis für die Wahrheit der christlichen Offenbarung handelt.

2. Von Anfang seines Evangeliums an hat Johannes die einzelnen Zeugenstimmen für die göttliche Sendung Christi stufenweise aneinander gereiht. Zuerst wird das Zeugniß des Täufers angeführt; dann wird auf den Glauben, welchen die Lehre Christi bei den Jüngern in Folge dieses Zeugnisses und des Wunders zu Kana gefunden hatte, hingewiesen;

endlich wird erzählt, welchen Glauben dieselbe bei den gutdenkenden Juden, als deren Vorbild Nikodemus betrachtet werden kann, sich verschafft hatte. Nachdem alle diese Zeugnisse der Reihe nach aufgeführt sind, geht der Evangelist zu dem höchsten Zeugnisse über, zu der Berufung Christi auf seine göttliche Machtvollkommenheit. Dieser Uebergang erscheint an dieser Stelle um so nothwendiger, als gerade hier ein Wendepunkt in der Erzählung des Evangeliums eintritt, und der Evangelist nach Aufzählung aller günstigen Zeugnisse auch den Widerspruch hervorheben will, den die Lehre Jesu insbesondere bei den Juden gefunden; da erst aus der Ueberwindung des Widerspruches der volle Beweis für die Wahrheit dessen, dem widersprochen wird, hervorgehen kann. Diesen Widerspruch führt er eben da ein, wo sich die höchste Zeugenschaft entfaltet. Dasselbe Wunder, welches die besondere göttliche Machtvollkommenheit des Sohnes, gegenüber der verschiedenen Gnadenwirkung des Vaters hervorhebt, bringt auch den bisher noch verborgenen Widerspruch an's Licht.

3. Gerade die Sabbatsfeier, die dazu eingesetzt ist, um den ersten Wendepunkt in der Geschichte der Schöpfung der Welt, und die sittliche Aufgabe des Menschengeschlechtes, welche durch den Sohn Gottes allein vollendet werden kann, zu bezeichnen, das erste und einzige Gebot des Schöpfers, welches unmittelbar auf den Heiland und Erlöser der Welt hinweist und für dessen Ankunft und Herrschaft Zeugniß gibt, wird von den Juden zum Gegenstand des Aergernisses und zum Bollwerk des Unglaubens mißbraucht. Wer irgend etwas mißverstehen will, dem wird gerade das Zeugniß für die Wahrheit und Güte einer Sache zur Handhabe des Widerspruches und der Feindseligkeit gegen dieselbe werden. Das ist die unheilige, furchtbare Macht des Unglaubens, daß er selbst das Heilige und die Wahrheit zum Zeugniß der Lüge verdrehen kann. Bei der allen Augenzeugen sichtbaren wunderbaren Heilung des Kranken am Sabbate lag der Schluß nahe: Wenn Christus solche Wunder thut, so muß er eine göttliche Sendung haben, kraft welcher er Wunder und Zeichen vollbringen kann; hat er aber eine solche Sendung, so muß die rechte Erklärung göttlicher Gebote auch von dem gottgesendeten Lehrer ausgehen, und er hat die Macht, im Namen Gottes auch Gottes Gebote zu verkünden. So einfach dieser Schluß klingt, so sehr er dem gläubigen Sinne nahe liegt, so wenig waren die Juden geneigt, diese Schlußfolgerung gelten zu lassen. Sie schlossen umgekehrt: die Sabbatfeier ist ein göttliches Gebot. Wer ein göttliches Gebot übertritt, kann

nicht von Gott gesendet sein. Wenn er also auch Wunder und Zeichen thut, so beweisen diese nun auch nichts mehr für die göttliche Sendung desselben. Auch diese Folgerung ist einfach, und hat ein gewisses Recht für sich.

4. Es kann allerdings Wunder geben, die nicht von Gott ausgehen, und deren außergöttlichen Ursprung gerade die Uebertretung der göttlichen Gebote beurkundet. Aber ebenso kann es auch Gebote geben, die nicht von Gott ausgehen, und es kann einen Gehorsam gegen die Gebote geben, der rein äußerlich und pharisäisch ist, und, statt Gott zu ehren, unter dem Scheine des Gottesdienstes recht eigentlich dem Bösen dient. Auf das Gebot Gottes sich stützend widersprechen die Pharisäer der göttlichen Offenbarung, auf Moses sich berufend längnen sie Christus, auf welchen doch Moses nur vorbereitet hatte.

Wo liegt hier die Wahrheit? Kann sich Gott selbst widersprechen? Offenbar ist dieß ganz und gar unmöglich. Aber weil dieß bei Gott nicht möglich, und doch ein scheinbarer Widerspruch zwischen den verschiedenen Seiten der Offenbarung Gottes möglich ist, kann nicht eine einzelne Offenbarungsthat oder ein einzelner durch die Offenbarung verkündeter oder beglaubigter Lehrsatz als entscheidendes Gesetz für die Gesammtheit der göttlichen Offenbarung gelten, sondern die allgemeine Natur göttlicher Offenbarung muß zum entscheidenden Maßstab der einzelnen Theile dieser Offenbarung gemacht werden. Wunder und Gebote können in einem gewissen Widerspruch mit einander stehen, können sogar ohne innere Berechtigung auf göttliche Autorität sich berufen. Sie können also nur dann vollgültige Zeugen der göttlichen Wahrheit sein, wenn sie miteinander in innerer Uebereinstimmung sind.

5. Wenn Gott ein Gebot gibt, so kann er nicht eine seiner Erhabenheit und göttlichen Vollkommenheit widersprechende Absicht damit verbinden. Gott gibt aber alle seine Gebote aus menschenfreundlicher Absicht. Jedes Gebot ist ein Ausdruck göttlicher Liebe. Das Gebot will den menschlichen Willen vor jenen Irrwegen bewahren, in die er, seiner eigenen Natur gehorchend und ohne göttliche Führung, nothwendig gerathen müßte. Die Gebote Gottes sind nicht gegeben, um den Menschen bloß zum äußerlichen Gehorsam zu nöthigen, und für den Fall des Ungehorsams seine Strafe herbeizuführen. Sie sind nicht Fallstricke eines Gesetzgebers, der bloß strafen will, um seine Macht und Gerechtigkeit zu offenbaren, sondern Liebesworte eines sorgenden Vaters, der seine Kinder vor allem Unglück bewahren und zur höchsten Freude führen will. Um

dieses Zweckes willen sind die Gebote gegeben. Das Gebot ist nur des Zweckes willen, nicht der Zweck um des Gebotes willen. Die Liebe Gottes ist der höchste Grund aller Gebote. Durch sie sollen wir daher Gott immer mehr kennen und lieben lernen. In diesem Sinne sind alle göttlichen Gebote zu verstehen.

6. Dieß tritt am deutlichsten in dem von dem Evangelisten erzählten Falle mit der Feier des Sabbats uns vor Augen; denn von dem Sabbate steht geschrieben: „Der Sabbat ist um des Menschen willen, nicht der Mensch um des Sabbats willen“ [1]. Was sollte die Sabbatsfeier sein? Die Erinnerung an den Tag der Vollendung der Schöpfung. Weil „Gott der Vater die Welt in sechs Tagen geschaffen, am siebenten aber von seinem Werke ruhte, also segnete Gott diesen Tag und heiligte ihn“ [2]; „damit er ein Ruhetag sei auf Erden“ [3] denen, die den Schöpfer erkannten, und somit insbesondere den Juden, welche Gott nach den Worten der Schrift „aus dem Lande der Ungläubigen führte, damit sie seinen Sabbat heiligen könnten“ [4]. Worin kann und soll nun die Heiligung des Sabbats bestehen? In der Ruhe von dem natürlichen Tagwerke des Lebens, und in dem Beginne eines neuen übernatürlichen Lebens, in der Betrachtung und Ausübung dessen, was zur Heiligung des Menschen dient. Nicht das Nichtsthun an sich ist gemeint, sondern das Ausruhen von rein weltlichen Werken, damit die Aufmerksamkeit des Geistes auf die Werke Gottes sich richten könne. So wenig nun diese Aufmerksamkeit auf Alles das, was göttlich ist, von der Verrichtung weltlicher Werke gänzlich ausgeschlossen ist, so wenig ist ein weltliches Werk, dessen Sinn und Zweck die Heiligung unseres Lebens ist, von der Sabbatfeier ausgeschlossen. Durch solche Werke wird ja der Tag des Herrn recht eigentlich gefeiert. Zwar ist äußerlich ein gewisser Unterschied zwischen den Werken weltlicher Beschäftigung und geistiger Heiligung. Doch ist das äußere Merkmal nicht entscheidend. Nicht jedes Nichtsthun heiligt den Tag des Herrn, nicht jedes äußere Handeln entheiligt ihn. Besonders aber nicht jene Werke, die recht eigentlich zur Verherrlichung der Liebe geübt werden. Im Geiste der Liebe Kranke gesund zu machen, oder etwa Wunder zu wirken, entheiligt den Tag des Herrn gewiß nicht, sondern heiligt ihn vielmehr jederzeit.

7. Es ist ein Mißverständniß der göttlichen Natur der Gebote

---

[1] Marc. 2, 27. [2] 2 Mos. 20, 11. [3] 3 Mos. 16, 31 u. 23, 3.
[4] 5 Mos. 5, 15.

Gottes, diesen eine rein äußere Bedeutung zuzuschreiben, und das Göttliche derselben in der Form und nicht im Inhalt zu suchen. In Hinsicht auf Christus ist es Verachtung des höchsten Gesetzgebers selbst, wenn sich die Juden dem Sohne Gottes gegenüber auf das Gebot des Vaters, dem Erlöser der Welt gegenüber auf den Schöpfer derselben berufen. Jeder von beiden ist Gesetzgeber, und ihre Gesetze sind nicht im Widerspruche, sondern in innigster Uebereinstimmung miteinander, weil sie göttliche Gesetze sind. „Der Vater wirkt bis jetzt und auch Ich wirke", sagt Christus, damit aussprechend, daß er dieselbe Macht wie der Vater habe, daß, wenn das Werk des Vaters Gesetz für die Juden ist, es auch die Werke des Sohnes sein müssen. Aber ihr, entgegnet er ihnen darum, achtet ja nicht einmal die Werke des Vaters, wenn ihr den Sabbat bloß als Ruhetag bezeichnet; denn „der Vater hat nicht aufgehört, zu wirken, sondern wirket bis jetzt." Wirkt aber der Vater immer noch, so ahmt derjenige, der am Sabbat gar nichts thun will, durchaus nicht den Vater nach.

8. Wenn nämlich die Schöpfungsgeschichte allerdings sagt: „In sechs Tagen schuf Gott die Welt, und am siebenten ruhte er, und darum segnete er den siebenten Tag und machte ihn zum Ruhetage" [1], so kann das nicht so gemeint sein, als wenn Gott der Vater nach vollendeter Schöpfung sich durchaus und ganz von seinem Werke zurückgezogen hätte. Der Schöpfer der Welt ist auch der Erhalter derselben. In dem Augenblicke, in welchem Gottes Macht gänzlich aufhört zu wirken, muß das Geschaffene in sich selbst zerfallen. Wir wissen zwar nicht, wo diese besondere Wirksamkeit der göttlichen Macht anfängt, und wo sie aufhört. Sie ist verhüllt hinter nothwendigen Gesetzen und zufälligen Erscheinungen. Aber darum, daß wir nicht angeben können, wo sie ist, hört sie nicht auf, da zu sein und zu wirken. Auch von der Seele, die den Leib belebt und beherrscht, wissen wir nicht, wo sie ist, und wo ihr eigenes Reich beginnt, und doch müssen wir bekennen, daß eine solche da ist im Leibe, so lange er lebt, und daß der Leib in Staub zerfällt, sobald diese Einwirkung der Seele ihn verlassen hat. So könnte auch die Welt nicht bestehen, wenn sie nicht Gott belebte und gleichsam beseelte. Ich sage: gleichsam beseelte, weil Gott nicht so in der Welt ist, wie die Seele im Leibe, da die Seele nicht ohne den Leib sein kann,

---

[1] Genes. 2, 2—3.

wie der Leib nicht ohne Seele, wohl aber Gott ohne Welt, wenn auch die Welt nicht ohne Gott.

9. Wie wir nun nicht sagen können, wo die Wirkung der Seele beginnt, sondern wie dieselbe überall und doch an keinem Punkte im Leibe ausschließlich gegenwärtig ist; so wissen wir, daß Gott überall wirkt und ist, und können doch von Nichts im Besondern sagen, da oder dort ist und wirkt Er; denn wie etwas in's Besondere hervortritt, ist es nicht mehr im Reiche des göttlichen Seins und Wirkens. So ist zwar die Allmacht Gottes immerdar Allem gegenwärtig, und stets bereit, in Wundern sich zu offenbaren, und doch treten diese Wunder nicht eben täglich und stündlich ein, sondern nur da, wo die irdische Bewegung, die den Gesetzen der Zeit unterworfen ist, den ewigen Gesetzen Gottes Veranlassung gibt, in besonderer und außerordentlicher Weise in die Weltbegebenheiten einzugreifen.

Dieses Eingreifen richtet sich daher nach dem Verhalten des persönlichen Lebens. Wo das persönliche Leben die Natur gleichsam durchbricht, da tritt auch das Wunder wieder in seine Rechte ein.

10. Dieses persönliche Leben gehört aber einer andern Weltordnung an, als derjenigen, welche in den nothwendigen Naturgesetzen herrscht. So wie die Natur um der freien Wesen willen geschaffen ist, tritt mit der Vollendung des Schöpfungswerkes dieses selbst als etwas Fertiges in den Hintergrund. Das neue Leben, das Leben der Freiheit beginnt in der Schöpfung sein besonderes Wirken. Damit es dieses beginnen kann, muß es bereits fertige Naturgesetze vor sich haben. Sowie diese Gesetze geordnet sind, ruht Gott vom Schaffen, d. h. der Vater ruft keine neuen Gebilde mehr hervor; Gesetz und Gestalt der Welt bleibt sich im Wesentlichen gleich, damit an dem unveränderlichen Gesetz und den sich gleichbleibenden Gestalten der Schöpfung die Freiheit ihre abweichende eigene Thatkraft erproben kann. Das Reich der Freiheit des persönlichen Wollens und Strebens, das ist das neue Reich, welches auf die Vollendung der Schöpfungs-Tage und Werke folgt. Nun ist es an den Menschen, zu handeln, während der Schöpfer gleichsam ruht, und den Menschen das Geschaffene zum Gebrauch überläßt.

11. Damit aber der Mensch vollkommen frei handeln könne, muß ihm auch die Absicht seines Daseins kund gemacht werden. Dieß geschieht durch den Sohn. Sowie die Schöpfung zu Ende ist, tritt der Sohn in das neue Reich als Gesetzgeber desselben ein. Zwar hat darum der Schöpfer nicht aufgehört, als Erhalter der Welt noch in ihr fort-

zuwirken; aber auch das Gesetz der Freiheit hat sein Banner aufgepflanzt, und dieses Banner hat ihm so zu sagen der Vater selbst übergeben. Der Sabbat ist gesetzt zum Wendepunkt des Lebens, an ihm soll der Mensch dieses neuen Gesetzes der Freiheit gedenken, dessen Träger und Vollender der Sohn ist.

12. Darum spricht der Herr: „Der Vater wirket bis jetzt, und auch Ich wirke.“ Beide Gesetze und Ordnungen, die natürlichen und übernatürlichen, sind zugleich in der Welt. Beide sollen gegenseitig von einander Zeugniß geben. Aus dem natürlichen Leben soll das Bewußtsein der wahren Freiheit und sittlichen Bestimmung erwachsen, und alles sittlich freie Leben muß sich in Werken natürlicher Thätigkeit offenbaren und verwirklichen. Die Aufgabe des Lebens ist die Erreichung der sittlichen Bestimmung und der immerwährenden Steigerung des sittlichen Bewußtseins. Allein alles sittliche Leben bedarf wieder der natürlichen Bedingungen und Kräfte, um wirklich zu werden.

Darum deutet Christus so bestimmt auf dieses Zusammenwirken des Vaters und Sohnes hin. Das sittliche Streben ist die erste, die natürliche Empfindung, die zweite wesentliche Lebensbedingung. Eine natürliche Empfindung, die keine sittliche Erhebung in Erinnerung bringt und belebt, ist ein Abfall von der ewigen Bestimmung des Menschen. Ein sittlicher Act, dem keine natürliche Empfindung zu Hülfe kommt, bleibt ein inhaltsleerer Versuch, eine pharisäische Scheinhandlung. Was uns nicht in der Erkenntniß und Liebe Gottes, in der Freudigkeit des Berufes für ein ewiges Leben weiter fördert, das ist auch nicht wahrhaft sittlich. Alles Sittliche muß natürlich, alles Natürliche sittlich werden, sonst ist entweder Mittel oder Zweck des Lebens verfehlt.

13. Die Natur des Menschen selbst ist das klarste Zeugniß für diese Gegenseitigkeit. Was immer wahrhaft menschlich ist, darin ist beides, Natur und Freiheit. Beide folgen verschiedenen Gesetzen, aber beide stimmen überein im Ziele. So lange das Kind unbewußt lebt und handelt, ist die Natur gleichsam allein thätig in ihm. Aus diesem natürlichen Wachsthum seiner Kräfte bricht aber das Bewußtsein einer selbstständigen Anwendung derselben von selbst hervor. Die Freiheit erwacht in und mit der Natur. Sie ist das zweite Gesetz des Lebens, das nicht sein kann ohne das erste, während das erste keinen Werth hat ohne das zweite. Beide sind verschieden und Eins. Sie sind das in den Kreis der geschaffenen Welt beschränkte Bild des göttlichen Lebens.

14. Wie diese beiden Angelpunkte des persönlichen Lebens Eins

sind und verschieden, so sind es auch die beiden ersten Personen in der Gottheit, Vater und Sohn. Wie Vater und Sohn verschieden sind und Eins in ihrem ewigen Leben, so sind es auch ihre Werke und Gnadenwirkungen in der Offenbarung Gottes in der Welt. Darum müssen wir stets unterscheiden zwischen dem, was der Sohn gibt, und dem, was der Vater verleiht, zwischen der natürlichen Bedingung und Empfindung des Lebens und dem freien sittlichen Streben. Alle Freiheit hat ihr Ziel und ihre Kraft im Sohne, im Erlöser und Heiland. Alle Freiheit aber hat ihre natürliche Stütze in dem, was uns von Natur verliehen ist als Mittel und Organ unseres sittlichen Handelns.

15. Jedes Werk, welches im Widerspruch mit der angebornen, allgemeinen und natürlichen Bestimmung oder mit dem göttlichen Gesetze für die sittliche Freiheit steht, in welchem die Natur verletzt, oder ein göttliches Gebot übertreten, die letzte Absicht des freien Lebens die Heiligung des Herzens und Vervollkommnung des Geistes dem irdischen Bedürfnisse nachgesetzt und zum Opfer gebracht wird, ist ein sündiges Werk. Jedes Werk aber, in welchem einfach das natürliche Leben und der äußere Bedarf desselben sein Recht übt, die Rücksicht auf die innere Heiligung aber schweigt, ohne daß dadurch der sittliche Zweck der Heiligung des Herzens vernachlässigt wird, ist ein Werkeltagswerk. Was aber immer zu unserer Heiligung geübt wird, die stille Ruhe der Anbetung Gottes, oder die thätige Liebe, das heiligt den Menschen und den Tag, ist ein Werk zum Dienste des Herrn, eine wahre Sabbatsfeier, die den Tag des Herrn in uns verkündet. Das aber ist die Aufgabe des Christen, daß sein Leben eine stete Sonntagsfeier, ein Leben der Heiligung und geistigen Vervollkommnung sei. Weil aber nicht jedes Werk der irdischen Sorge von dem natürlichen Leben ausgeschlossen werden kann, weil oft die äußere That die innere Absicht der höheren sittlichen Lebensaufgabe zurückdrängt, weil die irdischen Bedingungen des freien Lebens ihr Recht auf den Menschen haben, so ist die Feier des Sonntags im Geiste der Kirche dringende und heilige Pflicht. Der Sonntag mahnt uns um so ernstlicher und feierlicher an unsere wahre Bestimmung, je mehr das Leben von außen dieser Bestimmung entgegentritt. Wer den Sonntag nicht heiligt, der wird um so weniger die gemeinen Tage des Lebens in ihrer rechten Bestimmung erfüllen. Der Sonntag ist der leuchtende Stern, der den Tagen der irdischen Wanderschaft auf ihrer Bahn zur Anbetung des neugebornen Königs der Seele voranleuchtet. Er ist der erste Tag, weil wir an ihm lernen sollen, in

Christus ein neues Leben zu beginnen. Er ist der Morgenstern, welcher der innerlich erleuchtenden Sonne des Geistes voraus geht.

16. Was der Sonntag in einfacher Bedeutung für das kirchliche Leben, das ist der Festtag der Himmelfahrt des Herrn in erhöhter Potenz. Er weist noch directer als der einfache Sonntag auf das erhabene Ziel der Heiligung hin, und weist doch wieder ebenso ernst zurück auf die natürlichen Bedingungen aller Heiligung des Lebens durch Christus. Durch die an diesem Tage in die Präfation eingelegten Worte: „Aufsteigend zur Höhe, führt Er die Gefangenschaft gefangen mit sich fort," will die Kirche uns die beseligende Wahrheit des Heils verkünden, daß Christus die Gefangenschaft des Geistes im Leibe in den Banden göttlicher Liebe gefangen halte und den Geist von den Banden der Erde frei gemacht habe, indem Er durch seine Erhebung über die Erde das irdische Leben zur himmlischen Freiheit der Liebe erhoben hat. Nur Der, welcher herabgestiegen ist vom Himmel, konnte auch wieder zum Himmel sich erheben. Indem wir zu Ihm aufblicken, wissen wir, daß Er die menschliche Natur nicht angenommen hat, um sie zu verwerfen, sondern um sie in sein eigenes Reich aufzunehmen, daß Er Jedem seinen irdischen Beruf angewiesen habe, damit ein Jeder nach den Werken des irdischen Lebens den göttlichen Sabbat feiern könne, damit alles im Hinblick auf Christus begonnene irdische Tagwerk durch Christus seine höhere Vollendung finde, und Alle, die an Ihn glauben, durch diesen Glauben zur Vollkommenheit der Liebe gelangen, auf daß die Kirche vollendet, die Zahl der Heiligen erfüllet und die Herrlichkeit der Wahrheit und Seligkeit herrschend werde im Himmel und auf Erden.

XXV.

Text: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Der Sohn kann nichts von sich selbst thun, was Er nicht den Vater thun sieht; was aber Dieser thut, das thut gleichfalls auch der Sohn. Der Vater hat den Sohn lieb und zeigt Ihm Alles, was Er thut. Er wird Ihm wohl noch größere Werke zeigen, als diese sind, so daß ihr euch verwundern werdet; denn wie der Vater Todte auferweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig,

welche Er will. Auch richtet der Vater nicht, sondern hat alles Gericht dem Sohn übergeben, damit sie Alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt den Vater nicht, der Ihn gesandt hat. Wahrlich, wahrlich, sage ich euch: Wer mein Wort hört und Dem glaubt, der Mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in's Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, es kommt die Stunde, und sie ist schon jetzt da, wo die Todten die Stimme Gottes hören werden, und die sie gehört haben, werden leben. Denn gleich wie der Vater das Leben in sich selber hat, so hat Er auch dem Sohne gegeben, das Leben in sich selbst zu haben, und Er hat Ihm auch Macht gegeben, das Gericht zu halten, weil Er der Menschensohn ist. Verwundert euch nicht darüber, denn es kommt die Stunde, wo Alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden; und es werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichtes."

(Joh. 5, 19—29.)

Inhalt: Verschiedenheit des Lebens, welches Vater und Sohn in sich selber haben, sowie des von ihnen den Geschöpfen mitgetheilten Lebens [1].

1. Mit Recht hat man bisher in der christlichen Theologie den biblischen Beweis für die Gottheit Christi an diesen Abschnitt des Evangeliums Johannis angeknüpft. Die Juden selbst nehmen das Wort des Herrn in diesem Sinne und machen es Ihm zum Vorwurf, daß er Gott seinen Vater genannt und sich selbst Gott gleich gemacht habe. Christus aber hat diesen Vorwurf nicht nur nicht zurückgewiesen, sondern vielmehr seine Aussage in den darauffolgenden Sätzen weiter begründet, so daß wir also mit Recht den Schluß darauf gründen, daß Christus von Allen, die an sein Wort glauben, auch wirklich für den Sohn Gottes und für Gott gehalten werden will. So wichtig nun

---

[1] Vgl. XXXIII, Schluß.

aber auch der Beweis von der Gottheit Christi für das Christenthum überhaupt, als insbesondere für unsere Zeit ist, da alle Wahrheit des Christenthums von dem Glauben an die Gottheit Christi abhängt und gerade diese Wahrheit in unserer Zeit den meisten Widerspruch oder wenigstens die gezwungenste Auslegung erhält; so ist es dennoch nicht dieser Beweis selbst, der unser Nachdenken zumeist in Anspruch nimmt, sondern vielmehr das richtige Verständniß jener Stellen, auf welche dieser Beweis gegründet ist.

2. Ein Beweis ersetzt überhaupt nie das Verständniß seines Inhaltes, wohl aber dieses den Beweis. Das richtige Verständniß einer Wahrheit ist stets der beste Beweis für die Richtigkeit derselben. Wenn ich einem Blinden beweise, daß der Himmel blau ist, so muß er vielleicht meinen Beweis anerkennen, ohne darum eine Vorstellung davon zu haben, wie denn das Himmelblau eigentlich aussieht. Wenn ich ihn aber sehend machen und ihm den Himmel selber zeigen kann, so wird es sicher keines weitern Beweises mehr bedürfen.

3. Bedarf aber der menschliche Geist überhaupt mehr der Klarheit des Erkennens, als der äußern Beweise, so ist dieses vor Allem bei dieser Stelle des Evangeliums der Fall. Gleich die ersten Sätze bedürfen einer nähern Erklärung, wenn sie nicht mehr verwirrend als beweisend auf den Verstand wirken sollen. Wenn Christus seine eigene Gottheit und Gleichheit mit dem Vater verkünden wollte, wie konnte er zugleich sagen: „Der Sohn Gottes kann nichts von sich selbst thun, was Er nicht den Vater thun sieht, was aber dieser thut, das thut gleichfalls auch der Sohn.“ Wenn der Sohn nichts von sich selbst thun kann, so ist er nicht selbstständig wie der Vater und also auch nicht dem Vater gleich. Wenn aber der Sohn selbstständig seine eigene göttliche Vollkommenheit entfaltet und als die andere Person der Gottheit auch eine andere persönliche Willensoffenbarung haben muß, kann Er ja auch für sich selbst thun, was er will. Entweder also die vorausgehenden Worte: „Der Vater wirkt und Ich wirke auch,“ welche die Selbstständigkeit des Wirkens des Sohnes neben dem des Vaters behaupten, enthalten die wahre Lehre Christi, und die nachfolgenden sind nicht die wahre Meinung des Herrn, oder diese letztern enthalten die weitere Erklärung der vorausgehenden Worte und es fehlt uns nur das richtige Verständniß derselben, wenn wir in ihnen eine Andeutung der Unfreiheit und Unselbstständigkeit des Sohnes sehen. Sowie wir den richtigen Sinn dieser Worte erfassen, werden wir auch erkennen, daß zwischen der ersten Aus-

sage des Evangelisten und dieser folgenden Erklärung nicht nur kein Widerspruch, sondern die innigste Uebereinstimmung ist.

4. Wenn wir uns ein unbeschränktes, ewiges und göttliches Leben denken wollen, so müssen wir erkennen, daß ein unendlich vollkommenes göttliches Leben ewig sich selbst in ewig unendlicher Herrlichkeit und Vollkommenheit entfaltet. Würde es dieses nicht thun, so würde es gar kein Bewußtsein von seiner ewigen Fülle und Herrlichkeit haben können. Sowie es aber seine entfaltete Herrlichkeit sich selbst zum Gegenstande seiner Anschauung macht, wird diese Bewegung nichts umfassen, als was in dieser Ausbreitung der eigenen Macht und Vollkommenheit ist. Wenn wir nun die erste Entfaltung der göttlichen Herrlichkeit, die in Gott nicht bloße unbewußte Natur, sondern persönliches göttliches Leben ist, Vater nennen, die durch Betrachtung und Selbstanschauung aber in Gott erzeugte Selbsterinnerung den Sohn, so ist allerdings die zweite Person der ersten ganz und gar gleich, und es ist nichts in der ersten, was nicht in der zweiten ist, aber dennoch müssen wir stets die erste göttliche Selbstentfaltung voraus denken, und erkennen, daß in der zweiten nichts sein kann, was nicht in der ersten zuvor gewesen ist, und daß somit der Sohn nichts thut, was er nicht zuvor den Vater thun sieht. Demungeachtet aber ist der Sohn ebenso frei und selbstständig in seinem Leben der Betrachtung des Vaters, wie der Vater in der Entfaltung seiner Herrlichkeit ist. Sein Thun ist ein anderes als das des Vaters. Die Wiederholung dessen, was der Vater thut im Sohne, ist eine neue Geburt in Gott, ist des Vaters eigenes göttliches Leben, aber in anderer Weise wiederholt, als es im Vater sich gezeigt hatte. So ist der Sohn selbstständig und dem Vater gleich, und doch gilt von Ihm, daß Er Nichts thut, was Er nicht zuvor den Vater thun sieht. In diesem Sinne ist auch verständlich, wie die Gleichheit Beider gelehrt und doch wieder vom Sohne gesagt sein kann: „Der Vater ist größer als Ich."

5. Wollen wir von dieser Gleichheit und Selbstständigkeit beider ein naheliegendes gemeinverständliches Gleichniß, so dürfen wir nur die Entfaltung unseres eigenen Lebens und Bewußtseins uns vergegenwärtigen. Was immer der Mensch in sein Bewußtsein aufnimmt, das nimmt er durch die Thätigkeit seines Wollens und Denkens in sich auf. Nur was er so in sich zum Bewußtsein bringt, ist sein wirkliches geistiges Eigenthum, und ist etwas anderes, als was er von Natur aus hat und besitzt und dennoch auch wieder nichts anderes. Wir können nur so viel und nur dasjenige in uns zur wirklichen Lebenserfah-

rung machen, was der natürlichen Anlage, die uns Gott zugetheilt hat, entspricht.

6. Wenn unseren Begriffen kein wirkliches Ding entspricht, so sind unsere Begriffe falsch oder inhaltsleer. Die Wirklichkeit wird unserem Verstande stets vorauseilen. Ohne daß wir zuvor sehen, hören, fühlen, werden wir auch nicht erkennen. Dennoch wird der Verstand alles das, was er von der Außenwelt aufnimmt, auf eine ganz eigene, von der Außenwelt verschiedene Weise erfassen. Er erkennt nichts wirklich, was nicht zuvor wirklich ist; aber indem er das, was außer ihm war, in sich zusammenfaßt, zum Begriffe umgestaltet und gleichsam vergeistigt, thut er dieß doch auf eine eigene und selbstständige Art. Alle bewußte Erkenntniß entsteht auf diese Weise.

7. Nun stammt aber all' unser Bewußtsein aus unserer Natur. Sowie unserer menschlichen Natur ein freier Wille innewohnt, muß dieser auf Grund seiner Natur auf diese Weise ein eigenes Bewußtsein sich erringen und Alles, was unbewußt vorhanden ist, zum Bewußtsein bringen, so weit er will und kann. Dieser Wille wird nie den Grund des Lebens ganz erschöpfen, aber wir werden auch nie mehr von unserer Natur und Lebenskraft wirklich besitzen, als dieses Bewußtsein umfaßt. Wie nun dieses Bewußtsein aus dem Leben der Natur stammt und gleichsam dessen eingeborner Sohn ist, so kann dieses Bewußtsein allerdings nichts aufnehmen, was dieser Natur widerspricht, und nichts thun, was nicht von der unbewußten Entwicklung des Lebens ihm gleichsam vorgebildet wird; denn Alles muß auf irgend eine Weise zuerst vorhanden sein, ehe wir ein Bewußtsein davon haben können. Dennoch ist das Bewußtsein selbst etwas ganz Anderes, Eigenes und so wie es ist, auch Selbstständiges. Es wiederholt, was ist, und ist doch keine Wiederholung von dem, was ist, sondern etwas ganz Neues, was zuvor nicht war und ohne die Selbstständigkeit und eigene Thätigkeit des Willens auch gar nicht zu Stande gekommen wäre.

8. Aehnlich müssen wir uns auch das Verhältniß des Sohnes Gottes zum ewigen Vater denken. Nur daß wir an die Stelle der beschränkten menschlichen Natur uns eine unbeschränkte und unendliche göttliche Natur, also auch den Vater persönlich denken müssen wie den Sohn. Sobald wir dieses Verhältniß richtig aufgefaßt haben, werden wir auch verstehen, warum Christus von sich sagt: „Wie der Vater das Leben in sich selber hat, so hat Er auch dem Sohne gegeben, das Leben in sich selber zu haben." Denn das Leben des Vaters ist das Erste. Ohne die Ent-

faltung der Herrlichkeit Gottes in der ersten Person könnte die Betrachtung und Erkenntniß dieser Herrlichkeit durch die zweite nicht sein. Darum heißt es zuerst vom Vater: „Daß Er das Leben in sich habe, und daß Er dem Sohne gegeben habe, das Leben in sich zu haben;" denn das Leben, welches der vom Vater erzeugte Sohn empfangen hat, ist ein gleichfalls unendliches, unerschöpfliches, göttliches, so groß und reich, wie das des Vaters.

9. Weil aber beide das Leben in sich haben, der Vater wie der Sohn, so haben auch beide die Macht, Leben zu geben, welchen sie wollen; nur ist das Leben, das der Vater gibt, ein anderes, als das Leben, welches der Sohn verleiht. Darum sagt das Evangelium: „Wie der Vater Todte erweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, welche er will." — Das Leben, welches der Vater verleiht, ist das geschaffene, natürliche Leben. Nichts lebt ohne den Willen, und Alles lebt nur durch den Willen des allmächtigen Vaters, was immer auf Erden lebt und webt. Pflanze, Thier, Menschen, Alles, was auf natürlichem Wege erzeugt und fortgepflanzt wird, erhält sein Leben vom Vater. Anders aber ist das Leben, das der Sohn gibt. Dieses ist so zu sagen ein anderes und zweites Leben, ein Leben der Anschauung des ersten Lebens, ein Leben der Wiedergeburt dessen, was in der Natur ist, im Bewußtsein. Dieses Leben können nur diejenigen empfangen, die im bewußten Willen, die Stimme des Sohnes hören können.

10. Darum sagt der Evangelist: „Der Sohn gibt das Leben, welchen Er will." Auch der Vater ist durch Nichts und durch Niemand gezwungen, irgend einem Geschöpfe das Leben zu geben, und gibt also auch das Leben, welchen Er will. Das Wort, „denen Er will," das beim Vater nicht beigesetzt ist, hat beim Sohne aber auch noch eine weitere Bedeutung. Der Wille ist hier nicht bloß die Ursache, sondern auch das Mittel des Lebens: die Mittheilung alles des Lebens, das der Sohn denen mittheilt, denen der Vater das natürliche Leben gegeben hat, beruht auf der Freiheit. Die Wunder der Erlösung unterscheiden sich durch dieses Mittelglied von den Wundern der Schöpfung. Nur an diejenigen, welche glauben und lieben können, ist die Offenbarung des Sohnes gerichtet. Diesen allein kann Gott sich offenbaren. Wenn auch der Vater durch das natürliche Leben seine Macht offenbart, so wird diese Macht doch nur denjenigen wirklich offenbar, welche der Sohn durch die Freiheit zu sich zieht. Die Offenbarung wird nur durch den mitwirkenden freien Willen der Geschöpfe, nur durch Liebe und

Glaube erkannt. Durch Liebe und Glaube geht das Leben des Sohnes in die Herzen der Menschen ein. Im Glauben erwacht ein neues Leben, und dieses Leben hat der Sohn gegeben. Dadurch, daß er sich als Wort und Liebe offenbarte, wurde die Erkenntniß des Göttlichen möglich; im Glauben beginnt ein Leben, welches die Natur nicht erkennt, und der Vater nicht durch die bloße Schöpfung ertheilt.

11. In dieser Hinsicht spricht der Herr: „Es kommt die Stunde, ja sie ist schon da, wo die Todten die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, und die sie gehört haben, werden leben." Hier redet Christus offenbar von zwei verschiedenen Momenten. Die Todten sind erstens jene, die noch gar nicht die Stimme des selbstbewußten Lebens gehört haben, und sind jene, die diese Stimme gehört haben und aus dem natürlichen Lebensverbande durch den Tod ausgeschieden sind; die da lebten und nicht mehr leben und die noch nicht leben. In einem gewissen Sinne leben aber Alle, welche die Stimme des Sohnes nicht hören können, Alle, denen Freiheit und Sprache nicht verliehen ist, eigentlich noch nicht. Ihr Leben ist ein bloßer Traum, der mit dem Leibe verschwindet. Sobald aber ein Geschöpf Bewußtsein vom Leben hat, tritt ihm dieses Bewußtsein als Gewissen nahe, es weiß von seiner Freiheit und von seinem Leben und begehrt der weitern Offenbarung seiner Bestimmung. Sobald ihm diese Offenbarung zu Theil wird, beginnt es ein neues Leben. Dieses neue Leben aber hat wieder einen doppelten Ausgang. Der freie Wille kann nämlich der Stimme Gottes gehorchen oder sich dagegen auflehnen. Das Bewußtsein, diese Stimme gehört zu haben, wird in beiden Fällen bleiben, aber in dem einen Falle wird dieses Bewußtsein ihm zur Seligkeit, in dem andern zum Gerichte gereichen. Aber eben, weil es bleibt, reicht es über das zeitliche und natürliche Leben des Leibes hinaus. Daher sagt das Evangelium von denen, welche die Stimme des Sohnes hören und durch dieselbe zum selbstbewußten Leben erweckt worden sind, nicht überhaupt, daß sie leben, sondern: „sie werden leben;" um damit die Zukunft und das Bleibende dieses Lebens anzudeuten.

12. Die Stimme des Sohnes reicht darum über den Tod und das Grab hinaus, und wird auch diejenigen wieder zum Leben erwecken, wenn sie einmal das Bewußtsein der Freiheit und Selbstständigkeit ihres eigenen Lebens empfunden haben, welche Tod und Grab bereits für immer dem Leben entrissen zu haben scheinen. Darum sagt das Evangelium: „Es kommt die Stunde, da Alle, die in den Gräbern sind, die

Stimme des Sohnes Gottes hören und aus dem Grabe hervorgehen werden, die Gutes gethan, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichtes."

Daß aber das Wort Gottes auch in die Gräber dringe, ist nichts so Wunderbares, sondern eigentlich das Allernatürlichste. Wenn einmal die Stimme Gottes in das Bewußtsein eines Geschöpfes eingedrungen ist, so kann dieses Geschöpf nicht mehr ganz aus diesem Bewußtsein herausfallen. Damit, daß das Geschöpf Gottes Gebot mit Bewußtsein unterscheidet, daß es im Gewissen an dieses göttliche Leben denken muß, hat es gleichsam eine Stelle im göttlichen Leben selbst gefunden, und kann nun von Gott, der nichts vergessen kann, auch nicht mehr vergessen werden. Sowie also Gott des Geschöpfes nicht im Allgemeinen, in wiefern es nur eine bestimmte Gattung darstellt, sondern im Besondern, in wiefern es ein eigenes persönliches Leben und Bewußtsein hatte, gedenkt, wird dieses Geschöpf auch in seinem besonderen Leben wieder aufwachen zum neuen Leben oder zum Gerichte.

13. Wollen wir uns dieses Wiedererwachen in einem Gleichnisse vergegenwärtigen, so liegt ein solches in unserem jeweiligen geistigen Zustande uns jederzeit nahe. Wer irgend etwas nicht bloß gehört und theilnahmslos an sich vorübergehen hat lassen, sondern das Gehörte und Gesehene in's Bewußtsein aufgenommen hat, der wird das also Aufgenommene längere oder kürzere Zeit in der Erinnerung bewahren. Durch neue Eindrücke wird aber manche dieser Erinnerungen ganz in Vergessenheit gerathen, und, wenn nicht irgend ein erheblicher Umstand eine Umwälzung bewirkt, gleichsam todt und begraben sein. Tritt aber plötzlich ein Ereigniß ein, oder vernehmen wir nur ein Wort, welches eine begrabene Erinnerung recht nahe berührt, so wacht die längst vergessene Erinnerung wieder auf und steht neu vor unserer Seele. In welcher Macht geschieht nun dieses? Offenbar in Kraft des selbstbewußten Lebens, das sein Eigenthum wieder zurückfordert aus dem Grabe der Vergessenheit. Wacht aber irgend eine vergessene und begrabene Begebenheit in unserer Erinnerung wieder auf, bloß weil diese Begebenheit zu unserem Selbstbewußtsein in eine lebendige Wechselwirkung getreten ist, so kann das Selbstbewußtsein selbst, sobald es einmal da ist, um so weniger untergehen, weil es das einzig Bleibende bei allen Eindrücken und Erinnerungen ist, und nicht bloß die Möglichkeit des ersten Eindruckes, sondern auch die jeder weitern Erinnerung und Wiedererweckung in sich beschließt, weil es der eigentliche Mittelpunkt eines Lebens ist, wel-

ches mächtiger als die Zeit erscheint. Dieses Bewußtsein ist um so gewisser unaustilgbar und unsterblich, als der Inhalt, den es in sich aufnehmen kann und im Gewissen unzerstörbar in sich trägt, gleichfalls dem überzeitlichen, ewigen Leben angehört. Durch die Theilnahme an einem ewigen Inhalte, von dem das freie Bewußtsein gar nicht getrennt werden kann, ist dessen Unsterblichkeit gleichsam garantirt und für ewig gesichert.

14. Kann aber dieses Bewußtsein auch nicht sterben, so wird sein Leben doch sehr verschieden sich gestalten, je nachdem es sich zu der Stimme des Sohnes Gottes verhalten hat. Vergessen kann diese Stimme Keinen, aber das Leben, das diese Stimme in ihm hervorruft, ist ein verschiedenes, ein Leben der Seligkeit oder des Gerichtes. Das unbewußte Leben unterliegt keinem Gerichte, aber das Leben, das einmal Bewußtsein von sich hat, gehört auch dem Gerichte an, und zwar ist derjenige, der dieses Leben gibt, der Sohn Gottes, auch der erste Richter über dasselbe. Darum sagt unser Evangelium: „Der Vater richtet Niemand, sondern hat alles Gericht dem Sohne übergeben." Erst mit dem Worte und Gedanken, der durch den Willen hervorgerufen wird, tritt das Bewußtsein und mit dem Bewußtsein auch die Verantwortlichkeit, das Gericht, in das Leben ein. Derjenige, der das Wort aufgenommen, wie derjenige, der es verschmäht hat, beide treten in's Gericht. Nur wird das Gericht ein ganz verschiedenes sein. Das Wort des Richters wird und muß über Beide ergehen, aber der Erfolg wird ein ganz entgegengesetzter sein. Damit aber dieses Gericht eintreten kann, müssen diejenigen, die der Tod dem Gerichte entzogen zu haben schien, gleichfalls dem Gerichte sich stellen. Die Stimme des Richters wird eindringen in die Gräber und die Todten zum Leben erwecken. Die in den Gräbern sind, werden hervorgehen zur Auferstehung, und zwar zu einer verschiedenen Auferstehung, „die Gutes gethan haben zur Auferstehung des Lebens, die Böses gethan haben zur Auferstehung des Gerichtes."

15. Wenn aber Niemand dem Gerichte entgeht, in welchem Sinne sagt dann Christus: „Wer mein Wort hört und an Den glaubt, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt *nicht in's Gericht*, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen"? Offenbar hat diese Erklärung der Ausschließung des Gerichtes nicht den Sinn einer gänzlichen Aufhebung desselben, sondern den Sinn, daß die Bedeutung des Todes und Gerichtes für diejenigen, die dem Sohne Gottes glauben, eine andere ist, als für diejenigen, die im Unglauben und in der Sünde der *Strenge des Gerichtes* verfallen. Wer glaubt, wird

durch den Glauben den natürlichen Tod allerdings nicht von sich abhalten, aber der Tod ist für ihn nur die Wiedergeburt zu einem neuen Leben, und das Gericht die Heiligung und Befestigung dieses Lebens. Aber nur derjenige, der im Vater durch den Sohn lebt, dessen natürliches Leben im Glauben an den Sohn und in der Liebe wiedergeboren ist, der hat keine weitere Scheidung, keinen Verlust, keine Trennung beim Gericht mehr zu bestehen, „er ist durch den Tod zum Leben hindurchgedrungen."

Diese Einheit ist das ewige Leben. In wieferne der Mensch der Begierde des natürlichen Lebens gehorcht, ist er dem natürlichen Tode, in wieferne er nur in Furcht und Unwillen das Gebot erfüllt, ist er dem Gerichte, in wieferne er im Ungehorsam und Unglauben dem Worte des Sohnes widerstrebt, auch noch dem geistigen Tode verfallen. Nur wenn wir im Worte und Gebote Gottes die wahre Erfüllung des höchsten Verlangens unseres natürlichen Lebens erkennen, wenn unsere natürliche Lebenskraft mit Freude dem Worte und Gebote Gottes gehorcht, wenn wir die Macht des Vaters in der Liebe des Sohnes, und die Herrlichkeit des Sohnes in der Erfüllung der Absicht des Schöpfers erkannt haben, wenn wir die Natur im Geiste Christi und das Gebot Christi in Kraft der natürlichen Bestimmung erfüllen, dann ist Friede im Herzen und jenes beseligende Bewußtsein, dem jede Trennung von dem Leben fremd bleibt.

16. Wer nicht über das Gehörte und Gelernte wegkommt, zur eigenen Erfahrung und Anschauung durchdringt, der hat keine Erneuerung des Lebens in sich. Was er auch glaubt und übt, ist bloß äußerlich und angenommen, aber nicht selbstbewußte Lebenswahrheit. Wer aber über dieses Aeußere hinausgekommen ist und selbst geistig sehen und hören kann, nicht bloß nachsagt, was ihm Andere vorsagen, der wird auch inne werden, daß dieses Leben, sobald es nicht in der Begierde wurzelt, sondern in der Liebe und im Glauben an das Ewige, selbst etwas Unbeschränktes, Unerschöpfliches, Ewiges ist. Je mehr wir aus dem Ewigen schöpfen, desto unerschöpflicher wird das Leben. Es entsteht etwas Neues und dieses Neue wird der Anfang eines Ewigen in uns. Ein Beispiel ist jede lebendige Kraft in uns, jede wirkliche Erkenntniß und Thätigkeit, vor Allem die Liebe des Geistes. Wer wirklich liebt, der fühlt und weiß, daß ihn daran Niemand hindern, daß ihm diese Liebe Niemand nehmen kann. Was auch immer außer mir vorgeht, die Liebe in mir bleibt mir, und bleibt sie nicht, weicht sie der Eifersucht, dem Neide oder irgend einer Veränderlichkeit des Herzens, so war sie nicht wahre Liebe. Dauert aber die Liebe aus gegen jede geistige Macht,

so trotzt sie auch der Welt und der Zeit; der Zeit um so mehr, als die Zeit gar keine Macht, sondern die Ohnmacht und der Mangel des göttlichen und selbstbewußten Lebens und Liebens ist. Sowie wir aber ewig lieben und Ewiges lieben, werden wir auch ewig leben, und zwar leben in Gott, der, wie Er Todtes zum Leben erweckt, Allem, was wahrhaft in Ihm lebt, nicht bloß Leben gibt, sondern in dem Leben auch die ewige Seligkeit.

XXVI.

Text: „Wenn ich von mir selbst zeugte, so wäre mein Zeugniß nicht wahr. Aber es ist ein Anderer, der von mir Zeugniß gibt, und ich weiß, daß das Zeugniß, welches Er von mir gibt, wahr ist. Ihr habt zu Johannes gesandt, und er hat der Wahrheit Zeugniß gegeben. Ich aber nehme nicht Zeugniß von Menschen, sondern ich sage dieß, damit ihr selig werdet. Johannes war eine brennende Lampe, ihr aber wolltet euch nur eine Weile an seinem Lichte belustigen. Ich habe aber ein größeres Zeugniß als das des Johannes; denn die Werke, die mir der Vater zu vollbringen gegeben hat, diese Werke, die ich thue, geben Zeugniß von mir, daß mich der Vater gesandt hat. Auch der Vater selbst, der mich gesandt hat, gab Zeugniß von mir; ihr habt aber weder seine Stimme jemals gehört, noch seine Gestalt gesehen; auch habt ihr sein Wort nicht in euch wohnend, weil ihr Dem nicht glaubet, den Er gesandt hat.“ (Joh. 5, 31—38.)

Inhalt: Einheit und Unterschied des vom Vater gegebenen Naturgesetzes und der von Christus gegebenen Offenbarung.

1. Es ist eine ebenso natürliche als billige Forderung, wenn der Hörer des göttlichen Wortes wünscht, daß ihm dasselbe in verständlicher und ansprechender Weise vorgetragen werde. Wer da kommt, eine Predigt zu hören, will natürlich auch eine schöne Predigt hören, und wir können nichts gegen diese Forderung einwenden, wenn sie im rechten Sinn und Geist ausgesprochen wird. Aber eben da fehlt es. So na-

türlich diese Forderung erscheint, so unbillig und gefährlich ist sie, sobald der Zuhörer seine eigene augenblickliche Stimmung, sein natürliches Wohlgefallen zum Maßstab nimmt. Nicht Alles, was uns im ersten Augenblick klar und verständlich erscheint, ist es darum auch. Nicht Alles, was wir gewohnt sind, als bekannt vorauszusetzen, erkennen wir darum auch, weil es uns bekannt ist. Wer mit bekannten Worten und Redensarten spielt, scheint Verständliches zu sagen, und sagt doch nur Allbekanntes und noch nicht Verstandenes. Wir glauben Vieles nur darum zu verstehen, weil wir nie darüber nachdenken. Wer uns nicht zum Nachdenken zwingt, von dem glauben wir, daß er verständlich redet, und dem ist doch nicht so. Was keinen Inhalt und Verstand hat, ist auch nicht verständlich. Das Bekannte ist oft gerade das Unverständliche, weil die Gewohnheit uns hindert, darüber nachzudenken. Worin keine Ansprache des Geistes an den denkenden Geist des Andern sich offenbart, das ist auch in Wahrheit nicht ansprechend, und das, was wir schön nennen, ist oft gerade darum nicht schön, weil es uns gefällt.

Was hilft es, wenn Tausende sagen, das war schön, und keine wirkliche Erkenntniß und Erbauung daraus schöpfen? Nicht den Tausenden, die ihn etwa loben und preisen, weil er nach ihrem Sinne und Geschmack geredet hat, hat der Prediger Rechenschaft zu geben, sondern Dem, der von sich selber sagt: „Ich aber nehme nicht Zeugniß von Menschen.“ Nicht um Angenehmes und unsern Ohren Wohlgefälliges zu vernehmen, sondern um in der Erkenntniß göttlicher Wahrheit zuzunehmen, sollen wir zur Anhörung des göttlichen Wortes kommen. Wer nur, was ihm wohlgefällt, sucht, verdient denselben Vorwurf, den Christus den Juden macht, da Er ihnen zuruft: „Johannes war eine brennende und leuchtende Lampe, ihr aber wolltet euch nur eine Zeit lang an seinem Lichte belustigen.“ Der Ernst dieser Worte ist gewiß schwer genug, um uns im Angesicht derselben noch mehr als sonst auf die Gefahr jenes eitlen Suchens nach augenblicklicher Ergötzung in den wichtigsten Stunden des Lebens hinzuweisen.

2. Dazu kommt der Ernst des Inhaltes, der uns nicht erlaubt, mit außerwesentlichen Redeblumen und zierlichen Ausschmückungen die Zeit zu zersplittern, die uns zu wichtigern Angelegenheiten angewiesen ist. Je größer und erhabener ein Gegenstand ist, desto weniger bedarf er des Schmuckes. Das wahrhaft Große wird durch jede Nebenverzierung nur in seiner Wirkung beeinträchtigt.

Wie groß aber die Wichtigkeit des Gegenstandes ist, den der Evangelist hier bespricht, geht schon aus der Stellung hervor, die er diesen

Ermahnungen angewiesen hat. Hier handelt es sich um das letzte und entscheidende Zeugniß für die Wahrheit christlicher Lehre; hier ist der Scheideweg, der den Glauben vom Unglauben für immer trennt; hier ist der Mittelpunkt und Wendepunkt des alten und neuen Testamentes, der christlichen und vorchristlichen, wie der christlichen und antichristlichen Weltanschauung.

3. Das letzte und höchste Zeugniß, auf welches sich Christus in allen entscheidenden Augenblicken seines irdischen Lebens immer beruft, ist das Zeugniß des Vaters. Dieses Zeugniß aber hat selbst wieder eine doppelte Bedeutung. Das Zeugniß des Vaters für den Sohn zeigt uns die Wahrheit der Offenbarung in ihrem Unterschiede von der geschaffenen Natur und in ihrer tiefen Uebereinstimmung mit derselben. Nur wo zwei verschiedene Personen sind, kann eine für die andere Zeugniß geben, und nur wenn diese Personen auf's Innigste mit einander übereinstimmen, werden sie für einander Zeugniß geben.

Wie aber gibt der Vater Zeugniß für den Sohn? So wichtig diese Frage ist, so schwierig ist es, eine richtige und genügende Antwort darauf zu geben, und auch diese Schwierigkeit muß uns darauf aufmerksam machen, wie wenig gerade dieser Abschnitt des Johanneischen Evangeliums mit der Eingangs angeführten Forderung zusammenstimmt, daß die Lehre der Wahrheit dem persönlichen Wohlgefallen des Einzelnen Rechnung tragen solle. Aber vielleicht ist diese Schwierigkeit auch nicht so gar groß, und es ist vielleicht selbst nur eine künstliche Redewendung des Evangelisten, um das, was er sagen will, den Hörern interessant zu machen, wenn er seinen Worten das Ansehen gibt, als wolle er nun gerade an diesem Punkte das Wichtigste mittheilen. Solche Künste kennen wir ja, und alle Redner bringen sie in Anwendung. Alle Redner allerdings, die nichts Wichtiges oder Wahres zu sagen wissen, nehmen zu solchen Wendungen ihre Zuflucht. Johannes aber nicht.

Allerdings scheint es, als ob die Antwort auf die Frage, wie der Vater Zeugniß gibt für den Sohn, nahe liege und als ob Christus selbst verständlich genug darauf hindeute, wenn er sagt: „Die Werke, die mir der Vater zu vollbringen gegeben hat, die Werke, die ich thue, diese geben Zeugniß von mir, daß mich der Vater gesendet hat." In diesen Worten ist einfach und deutlich ausgesprochen, daß das Zeugniß des Vaters für Christus in den Wundern zu suchen ist, die Christus im Namen des Vaters gewirkt hat. Aber damit ist noch lange nicht Alles gesagt, noch lange nicht Alles erklärt. Allerdings bezeugen die Wunder Christi seine

göttliche Sendung. Allein sie sind nicht die einzigen und nicht einmal die entscheidenden Zeugnisse für die Sendung Christi. Christus selbst weiset auf das Unzureichende dieses Zeugnisses hin, wenn er den Juden sagt: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht“ [1], und andererseits von den Wundern versichert: „Es werden falsche Christus und falsche Propheten auferstehen und große Zeichen und Wunder thun“ [2]. Das Wunder ist jedenfalls nur ein äußeres Zeugniß, das selbst wieder der Erklärung seines innern Zusammenhanges mit dem göttlichen und natürlichen Leben bedarf, wenn es den wahren Inhalt eines unveränderlichen und heiligen göttlichen Wollens und Wirkens bezeugen soll. Sobald wir aber diesen innern Zusammenhang des im zeiträumlichen irdischen Leben hervortretenden Wunderwerkes mit dem unveränderlichen göttlichen Leben betrachten, dann wird uns die Schwierigkeit der Erkenntniß dieses göttlichen Zeugnisses erst recht in die Augen fallen.

4. Wie kann das Göttliche eintreten in die Natur, ohne sich selbst zu verlieren und die eigene Natur aufzugeben, und wenn es diese aufgibt, wie kann es ein göttliches Zeugniß sein, und wenn es sie nicht aufgibt, wie kann es natürlich erkennbar werden? Ist der Schöpfer der Welt verschieden von ihr, wie können wir Ihn und sein Zeugniß erkennen, wie seine Stimme hören? Oder wie können wir von einem solchen Zeugnisse reden, „wenn wir weder seine Stimme jemals gehört, noch seine Gestalt gesehen haben?“ Ist aber der Schöpfer der Welt eins mit ihr, woraus erkennen wir seine Göttlichkeit? Offenbar ist es schwierig, den Unterschied festzuhalten, ohne die Uebereinstimmung zu läugnen, oder die Uebereinstimmung zu bewahren, ohne den Unterschied aufzuheben. So entstehen zwei Anschauungen, die sich einander bekämpfen und die doch beide nicht mit der christlichen Wahrheit übereinstimmen.

5. Eine heutzutage viel beliebte Anschauung hebt den Unterschied auf und sucht uns zu überreden, daß Gott in der Natur selbst sich offenbare, und daß die Stimme und Gestalt dieser Natur die Stimme und Gestalt Gottes selbst sei. Sie redet mit Vorliebe von einer Naturreligion und will in allen Naturerscheinungen Offenbarungen des göttlichen Lebens, in der Vernunft die Stimme Gottes erkennen. Die so reden, vergessen, daß wenn die Natur Gott ist, dann kein Gott ist, sondern lediglich ein einfaches natürliches Leben, welches, entstehend und

---

[1] Ev. Joh. 4, 48. [2] Matth. 24, 24.

vergehend, Alles in den unaufhörlichen Wechsel seiner Erscheinungen mit fortreißt. Dann hört jedes Zeugniß für ein anderes Leben und für ein höheres Gesetz des Lebens auf, weil kein anderes Leben ist, und ein Zeugniß für ein anderes nicht sein kann, wo nur Eines ist. Die Vernunft kann gerade in diesem Falle nicht die Stimme Gottes sein und nicht für ein göttliches Leben Zeugniß geben, weil jeder Wesensunterschied von Gott und Natur geläugnet wird. Die Vernunft, welche sich selbst für Gottes Stimme erklärt, thut weiter nichts, als daß sie die einfache Gottesläugnung für ein Zeugniß göttlicher Offenbarung ausgibt.

6. Neben dieser einseitigen Mißdeutung göttlicher Offenbarung in der Natur geht ein anderes Mißverständniß durch die Welt, welches über der Hinweisung auf den Unterschied zwischen der Schöpfung und Erlösung den innern Zusammenhang zwischen beiden übersieht, und dadurch außer Stand gesetzt ist, das Zeugniß beider für einander richtig zu erfassen. Wenn beide gar nichts mit einander gemein haben, wenn kein innerer Zusammenhang zwischen Natur und Offenbarung besteht, wenn sich beide fremd sind oder gar durchaus feindlich entgegenstehen, so kann auch keines das andere erklären, keines für die Wahrheit und Bedeutung des andern Zeugniß geben. Dann ist die Natur ein Räthsel und die Offenbarung auch; die Gesetze der Offenbarung sind unnatürlich und die Naturgesetze im Widerspruch mit der Offenbarung. Das aber kann unmöglich sein. Der Schöpfer der Welt kann mit dem Erlöser derselben nicht im Widerstreite stehen. Beide können nicht Verschiedenes wollen, sondern nur denselben göttlichen Zweck verfolgen. Wenn aber die Erlösung des Menschengeschlechtes und der Welt durch Christus nichts Anderes sein kann, als die letzte Erfüllung des höchsten Zweckes der Schöpfung, so muß ihrerseits auch die geschaffene Natur wieder Zeugniß geben von der Wahrheit der Offenbarung.

7. Um aber dieses Zeugniß zu vernehmen, müssen wir zuerst die Stimme Gottes in der Natur vernehmen, müssen das Göttliche von dem Vergänglichen und Irdischen unterscheiden, und in diesem Unterschiede selbst wieder die Uebereinstimmung des Gesetzes der Erde mit dem Gesetze der Ewigkeit ergreifen. Nur indem wir den Unterschied und die Einheit des zeitlichen und ewigen Lebens zugleich erfassen, erkennen wir das Göttliche in der Zeit und die irdische Bedingung göttlicher Offenbarung. Sobald wir dieses doppelte Ziel vor Augen behalten, gibt die Schöpfung in allen ihren Werken Zeugniß von einem ewigen Gesetze und einem göttlichen Gesetzgeber.

Selbst die kleinste Blume des Feldes wird zur mächtigen Zeugenstimme der Wahrheit. So klein die Gestalt derselben auch ist, so unansehnlich ihre Erscheinung in dem unübersehbaren Reiche der blühenden Welt, dennoch ist sie für sich etwas Eigenes und Ganzes. Sie umschließt in ihrer sichtbaren beschränkten Gestalt eine unendliche Reihe von Bildungsformen und Kräften, die dem menschlichen Auge, anfänglich verborgen, immer deutlicher, immer unerschöpflicher erscheinen, je länger wir sie betrachten. Das Kleinste ist wieder eine ganze Welt für sich, und gibt nun, verglichen mit der Unzahl verwandter und fremder Gestalten, eine so unausdenkbar reiche Fülle von in sich abgeschlossenen und doch wieder mit andern Reichen in verschiedenen zahllosen Verbindungen und Wechselwirkungen stehenden Gestalten und Bildungen, daß auch die beweglichste Phantasie dieser Unendlichkeit nicht zu folgen vermag. So gibt gerade die Kleinheit der Gestalt Zeugniß von der Unendlichkeit der Gestaltungsmacht, die in diesen Gestaltungen sich verhüllt. Das Kleine und Beschränkte gibt Kunde von dem entgegengesetzten Leben, von der unbeschränkten Unendlichkeit.

So unbedeutend und zwecklos das Einzelne in dieser Unendlichkeit erscheint, so bedeutend und zweckvoll wird es gerade durch seine scheinbare Zwecklosigkeit. Gerade weil das Einzelne nicht einen besondern Zweck erfüllt, sondern bloß von der Unerschöpflichkeit der hervorbringenden Lebenskraft Zeugniß gibt, bezeugt es in dieser Absichtslosigkeit die höhere Absicht des schaffenden Lebens, welches seine Unerschöpflichkeit auch im Kleinsten bezeugen will. Nicht ein endlicher Zweck tritt uns in diesen unendlichen und im Einzelnen absichtslosen Bildungen der geschaffenen Natur entgegen, wohl aber ein unendlicher. Was jedes Geschöpf ist, ist etwas Endliches; was jedes bezeugt, etwas Unendliches.

Darin ändert auch die Hinfälligkeit der Blume des Feldes, die wir zum Zeugniß aufgerufen, nicht das Geringste; vielmehr bestätigt diese Veränderlichkeit das unveränderliche Gesetz eines ewigen Lebens, welches Alles, auch das in der Zeit Entstehende, nach diesem Gesetz entfaltet, und selbst in der Veränderlichkeit noch das unveränderliche Leben bezeugt. Indem die Blume des Feldes hinfällig ist und abstirbt, erfüllt sie doch eine regelmäßige Entwicklungsgeschichte von ihrem ersten Wachsthum bis zu ihrem Verblühen. Sie hat das Gesetz ihres Wachsthums nicht gemacht, sondern wurde nach diesem hervorgebracht. Darum dauert dieses Gesetz über seine einzelnen Erscheinungen hinaus, und bestätigt seine Stetigkeit gerade in der Hinfälligkeit des Einzelnen.

8. Was also aus der Beobachtung der kleinsten Blume des Feldes als letzte Zeugenstimme sich vernehmen läßt, ist die Stimme eines bleibenden, überzeitlichen, unerschöpflichen und frei seine Gaben spendenden Lebens. Wenn aber der beobachtende Geist mit dem Gedanken eines ewigen Gesetzes einmal vertraut ist, so muß er auch einen Schritt weiter gehen und sich für dieses Gesetz auch einen persönlichen Urheber und Gesetzgeber denken. Der Mensch als freies persönliches Wesen kann sich nicht das unpersönliche, vernunft- und willenlose, bloß nothwendige Gesetz als letzte Ursache alles Lebens denken. Steht er doch selbst als persönliches Wesen über diesem Gesetze, weil er von demselben sich Rechenschaft geben kann. Könnte er sich darum auch für Alles, was innerhalb jenes Gesetzes steht, eine unpersönliche Ursache denken, so würde diese Ursache doch in seinem eigenen persönlichen Willen einen Gegenstand haben, der über dieselbe hinausgeht und sich aus einer solchen Ursache durchaus nicht mehr erklären ließe.

9. Hier steht also das menschliche Denken an einem Scheidepunkte. Es kann sich die letzte Ursache und das Ewige selbst nicht unpersönlich denken und kann doch von einem persönlichen Urheber und Gesetzgeber sich durch bloßes Nachdenken keine Vorstellung machen. Das Naturgesetz gibt nur Zeugniß von der Nothwendigkeit eines solchen Gesetzgebers, aber weiter weiß es nichts von ihm, weil es an sich als Naturgesetz auch wieder nicht das persönliche Leben, sondern dessen Gegentheil vergegenwärtigt.

Die persönliche Seite des göttlichen Lebens wird uns durch die Schöpfung nicht vergegenwärtigt. Sie bedarf einer andern Offenbarung und eines anderen Gesetzes. Dieses Gesetz muß ein göttliches und von dem Naturgesetz verschiedenes und doch zugleich ein bleibendes, in sich unerschöpfliches und allumfassendes sein. Das Gesetz der Freiheit muß auf andere Weise gegeben werden als das Naturgesetz, muß aber darum nicht mit dem Naturgesetze in Widerspruch stehen. Auch die Freiheit bedarf eines eigenen höchsten Gesetzgebers. Das Gesetz der Freiheit aber gibt und offenbart nicht der Vater, sondern der Sohn, und die Freiheit des Willens, die der Vater uns mit der Natur zugleich ertheilte, gibt Zeugniß für die Nothwendigkeit und Göttlichkeit dieses Gesetzes.

10. Wenn aber die persönliche Natur selbst für den Gesetzgeber Zeugniß gibt, wie kann Christus sagen: „Das Zeugniß von Menschen nehme ich nicht an?" Indem Er sich auf den Vater beruft, beruft Er sich ja gerade auf das Zeugniß der vom Vater erschaffenen Natur, also nimmt

Er ja das Zeugniß derselben an. Allerdings nimmt er das Zeugniß der ewigen Bestimmung der menschlichen Natur an und beruft sich darauf; aber nicht das Zeugniß des einzelnen Menschen, selbst nicht des größten und wahrhaftigsten derselben, des Johannes.

Der einzelne Mensch ist, in wiefern er auf sich selbst sich verläßt und von sich aus Zeugniß geben will, unfähig, die Wahrheit zu bezeugen. Der Einzelne für sich ist, in sofern er seinen eigenen Wünschen und Einfällen folgt, unwissend, eitel, selbstgefällig und im Widerspruche mit den natürlichen und göttlichen Gesetzen des Lebens. Der Einzelne ist in diesem Zustande der Losgerissenheit sich selbst überlassen und sich selbst vertrauend eine Beute der Lüge, der Unnatur und der Gesetzlosigkeit. Nur in der Verläugnung des selbstsüchtigen Wollens und Strebens wird das allgemeine Gesetz des Lebens offenbar. Die Unfreiheit der Natur und des Eigenwillens können wir nur dadurch überwinden, daß wir mit Freiheit dem Gesetze der Liebe gehorchen. Durch diesen Gehorsam erfüllen wir das Gesetz der Freiheit und zugleich die wahre Bestimmung der Natur. Ohne ihn erfüllt sich das Naturgesetz an uns gegen unsern Willen und zu unserer Qual. In beiden Fällen offenbart sich die ursprüngliche Bestimmung, aber im ersten Fall bringt der Mensch durch die Freiheit und Liebe zur Seligkeit, im andern Fall wirkt der Widerspruch seines Willens gegen seine natürliche Bestimmung Unseligkeit. Beide Zustände geben gleichmäßig Zeugniß von dem ewigen Gesetze, und die Natur wird in der rechten Freiheit, die rechte Freiheit in der Beseligung der Natur offenbar. Das Gesetz ist nicht gegeben, bloß um sich Gehorsam zu erzwingen, sondern um durch den Gehorsam zu beseligen. Diese Seligkeit wird freilich erst in ihrer ganzen Fülle offenbar, wenn die zeitliche Entwicklung zu Ende ist. Auch die ganze Unseligkeit des Widerspruches unseres Willens gegen die wahre Bestimmung wird erst am Ende dieses Kampfes entschieden. Allein auch die Zeit bringt schon einzelne entscheidende Zeugnisse zur Geltung, und das wahre Gesetz des Lebens offenbart sich bereits in mittelbaren Verhältnissen des Lebens, wie in der Geschichte der Zeiten.

11. Wie in der Zeit der Einzelne in's Leben tritt und in demselben theilweise und für sich seinen eigenen Willen zur Geltung bringt, kann er doch nicht die Grenzen seiner Natur überschreiten und muß also doch, selbst da, wo er gegen die wahre Bestimmung ankämpft, für diese Zeugniß geben. Sowie aber der Einzelne vom Schauplatze abtritt, wird das einzelne Wirken mehr und mehr verschwinden, und nur was von allgemeiner Bedeutung ist, wird bleiben. Gerade in diesem Streben des

Einzellebens offenbart sich das doppelte Gesetz der Menschengeschichte, die Nothwendigkeit des Naturgesetzes und die Freiheit des persönlichen Lebens. Beide weisen auf einen letzten und höchsten Gesetzgeber hin und geben gegenseitig Zeugniß von einander. Auch gibt die Geschichte überall Zeugniß von jenem doppelten göttlichen Gesetze und der Uebereinstimmung jener beiden unter sich verschiedenen Gesetze, sobald wir sie im Geiste der Unterscheidung und wahren Einheit erfassen.

Schon das Heidenthum gibt Zeugniß von einem in demselben sich regenden Sehnen und Streben nach Erkenntniß eines persönlichen Lebensgesetzes, nach Erkenntniß der höhern Pflichten und religiösen Bestimmung der Menschheit und des einzelnen Menschen. Nicht durch das, was das Heidenthum wirklich erkannte, sondern durch das, was es erkennen wollte und nicht ganz erkennen konnte, gibt es Zeugniß für die Wahrheit christlicher Offenbarung. Nicht die Altäre, die es seinen Göttern errichtete, sondern der Altar, den es dem unbekannten Gotte erbaute, dieser verkündet den Sinn der ganzen Geschichte des Heidenthums. Ausgehend von der Natur, suchte es die Freiheit und fand sie nicht, weil sie nur in dem Gott zu finden ist, der sich als freie Liebe offenbarte.

Dagegen hat die Geschichte des Judenthums die außerordentlichen göttlichen Offenbarungen uns bekannt gemacht, die an die Freiheit und den freien Gehorsam des auserwählten Volkes gerichtet waren. Aber diese an den freien Gehorsam gerichteten Offenbarungen nahmen nicht die ganze natürliche Entwicklung des Menschengeschlechtes in sich auf, und bereiteten erst auf die Fülle der Zeiten vor.

Die vollkommene Ausgleichung beider Gesetze aber zeigt uns erst die Geschichte der christlichen Kirche, in welcher stets die von den verschiedenen Kräften des natürlichen Lebens sich erhebenden Bewegungen durch den Glauben und die Liebe Christi zur einheitlichen Erkenntniß und zur geistigen Lebensgemeinschaft zusammenwirken. Durch diese stete Entwicklung des Lebens werden erst alle irrigen und dem allgemeinen Gesetze der Natur und der Liebe nicht entsprechenden sonderheitlichen Meinungen und Lebensrichtungen ausgeschieden.

12. Die letzte Ineinsgestaltung alles Lebens im Geiste Christi ist die lebendige kirchliche Ueberlieferung, ist die Gabe des hl. Geistes, der vom Vater und Sohne zugleich ausgeht, und dessen Wirken erst dann recht erkannt wird, wenn beide Lebensgesetze, das der Natur und das der Freiheit, sich gegenseitig umschlossen haben und alle Natur im über-

natürlichen Glauben ihr Ziel, und alle übernatürliche Liebe in den natürlichen Kräften ihre Beseligung gefunden hat. Dieser Geist wirkt darum nicht von außen, nicht mechanisch, nicht gewaltsam, sondern seine Kraft und Gnade erfüllt sich durch allmähliche Entfaltung der Liebe des Sohnes in den Kräften der vom Vater verliehenen Natur. An Ihn müssen wir uns wenden, um die Gnade des Vaters und des Sohnes in ihrer beseligenden Einheit zu empfangen. Noch ist Johannes in seiner Erzählung nicht bis zu dem Punkte gekommen, daß er auch vom hl. Geiste reden kann, eben weil er zuerst das Verhältniß des Vaters und Sohnes in dem Zeugnisse des Lebens erklären mußte. Aber auch die Hinweisung auf die Einheit des Geistes ist deutlich genug in der Hinweisung auf das vereinigte Zeugniß von Vater und Sohn ausgesprochen, um uns erkennen zu lassen, daß der Geist vollenden muß, was Vater und Sohn bezeugen, und um uns mächtig anzutreiben, unser Flehen immerdar mit dem Gebete der Kirche am hl. Pfingstfeste zu vereinen, „daß wir in dem hl. Geiste stets das Rechte erkennen und uns stets seines Trostes erfreuen mögen."

XXVII.

Text: „Forschet in der Schrift, denn ihr meinet, in ihr das ewige Leben zu haben; und eben sie ist es, die von mir Zeugniß gibt; und dennoch wollt ihr nicht zu mir kommen, um das Leben zu haben. Die Ehre von Menschen nehme ich nicht; aber ich kenne euch, daß ihr keine Liebe Gottes in euch habt. Ich bin im Namen meines Vaters zu euch gekommen, und ihr nehmet mich nicht an; käme ein Anderer in seinem eigenen Namen, so würdet ihr ihn annehmen. Wie könnet ihr glauben, da ihr Ehre von einander nehmet, und die Ehre, die von Gott allein kommt, nicht suchet? Glaubet nicht, daß ich euch bei dem Vater anklagen werde; es ist schon Einer, der euch anklagt, — Moses, auf den ihr hoffet; denn würdet ihr dem Moses glauben, so würdet ihr auch mir glauben, denn von mir hat er geschrieben." (Joh. 5, 39—46.)

Inhalt: Ueber die falsche und die wahre Ehre, und den Ursprung der wahren Ehre aus Gott.

1. Der Frühling übt eine wunderbare Anziehungskraft auf das menschliche Herz. Auch das härteste Gemüth kann sich seiner stillen Gewalt nicht ganz entziehen. Wenn Alles grünt und blüht, und frisches Leben athmet, zieht der Hauch des Lebens aus der grünenden Erde in das ermüdete und sterbende Herz mit unwiderstehlicher neuer Lebensahnung ein, und es ist des Frühlings unverjährbares Recht, den Menschen aus dem Bann der Häuser und Straßen heraus und zu sich in's Freie und Grüne zu locken und zu ziehen. Aber was wir im Frühlinge nur in äußerlich verstärkter Gewalt fühlen, diesen Zug des Herzens nach dem Freien, nach der Stille und Größe der Welt, die uns umgibt, das empfindet die menschliche Seele in ihren einsamen Stunden stets mit unvergeßlicher Ahnung.

Je tiefer unser Gefühl, je selbstständiger unser Denken, je heiliger der Ernst des Lebens, desto mehr sehnt sich das Herz in die Einsamkeit einer großen, milden, stillwaltenden Umgebung. In dieser Stille und unveränderlichen Größe der Schöpfung kann sich der Geist gleichsam wieder auf sich selbst besinnen und aus dem Gedränge und Gewirre sich stets durchkreuzender persönlicher Rücksichten des menschlichen Lebens zu sich selber zurückkehren. Der Zug des verwandten Lebens, der aus der Natur durch unsere Empfindung zieht, ist es nicht allein, der uns in's Freie lockt. Auch das Bedürfniß, der menschlichen Gesellschaft und Umgebung mit all' ihren kleinlichen, selbstsüchtigen, oft so verletzenden und verwirrenden Ansprüchen zu entgehen, ist es, was uns in die Stille jener anspruchslosen, und doch in ihrer Stille so mächtigen und großartigen Umgebung zieht.

Alles Große und Edle lernen wir allerdings nur durch Unterricht und Umgang mit Andern kennen. Aber auch alles Kleinliche, Bittere, Niedrige und Schmähliche lernen wir auf diesem Wege kennen. Alles Unnatürliche ist Menschenerfindung und der Natur fremd. Je enger die irdischen Verhältnisse die Menschen mit einander verbinden, um so abstoßender tritt die Selbstsucht des Einzelnen hervor. Selbst der beste Mensch zeigt unter dem Drucke der beschränkenden Umgebung meistens nur seine schlechten Seiten. Es ist, als ob die Schlange der Sünde, die im Herzen eines jeden Menschen sitzt, zuerst an der nächsten Umgebung ihres Giftes sich entledigen müsse, um dadurch erst unschädlich für Andere zu werden. Je mehr wir mit Menschen verkehren, desto

mehr lernen wir an der Güte des Herzens zweifeln, desto weniger werden wir geneigt, einander Gutes zuzutrauen, desto mehr aber gewohnt, das Wort des Herrn: „ich nehme nicht Zeugniß von Menschen an", im weitesten Sinne zu nehmen.

2. Wenn wir aber durch traurige Erfahrungen dahin gebracht sind, den Menschen kaum mehr in irdischen Dingen Treue und Wahrhaftigkeit zuzutrauen, was werden wir von ihnen erwarten, wenn es sich um das Zeugniß für höhere überirdische Wahrheit handelt? Werden wir nicht von der eigenen Erfahrung dazu gedrängt, dem selbstsüchtigen Herzen auch die Fähigkeit des Glaubens an das Erhabene und Göttliche absprechen und dem Worte des Herrn: „wie könnet ihr glauben, da ihr die Ehre, die von Gott kommt, nicht suchet?" unbedingt zustimmen zu müssen?

Wenn wir aber diesen Theil seiner Rede vollkommen begreiflich und gerechtfertigt finden, so wird es uns dagegen um so schwerer, dem ersten Theil derselben gleichfalls ebenso unbedingt beizustimmen. „Wie könnet ihr glauben", spricht Christus, „da ihr Ehre von einander nehmet?" So dürfte also Niemand einem Andern Ehre geben, und Niemand von Andern irgend eine Ehre annehmen? Wie ist es dann mit dem zum Sprüchworte gewordenen Worte des Apostels Paulus: „Gebet Ehre, dem Ehre gebührt?" [1] oder mit der Forderung desselben Apostels: „Kommet einander mit Achtung zuvor?" [2] Kann denn der Mensch leben ohne Ehre? ist diese nicht sein schönstes und höchstes Gut auf Erden? Und wenn wir Niemand Ehre geben dürfen, dann dürfen wir sie ja auch dem nicht geben, dem sie gebührt? dürfen ohne Scheu und ohne ein Unrecht zu begehen, Andern wohl gar die verdiente Ehre entziehen? Dann ist es wohl auch gegen den Geist des Christenthums, der Obrigkeit, der Kirche, dem Verdienste Ehre zu erweisen? Denn auch die Obrigkeit und die Vorstände der Kirche und sonst verdiente Männer sind Menschen, und wenn die Menschen von einander nicht Ehre nehmen dürfen, dann dürfen auch diese nicht Ehre empfangen? Ist denn das Christenthum so sehr aller Ehre feind? so sehr mit sich im Widerspruche, daß es uns einmal lehret, die von Gott gesetzte Obrigkeit und überhaupt Jeden zu ehren, dem Ehre gebührt, und ein anderes Mal uns wieder verbietet, Ehre von einander zu nehmen? Haben also wirklich diejenigen Recht, die den Christen die Ehrliebe absprechen, oder

[1] Röm. 13, 7. [2] Röm. 12, 10.

diejenigen, die da glauben, eine recht christliche Erziehung zu üben, wenn sie in der Jugend schon das Ehrgefühl möglichst unterdrücken, und ein recht geschmeidiges, unterwürfiges, demüthig kriechendes Betragen für das höchste Ziel aller christlichen Erziehungsweisheit erklären?

3. Daß dieß nicht so ist, beweist das unmittelbar folgende Wort des Herrn: „die Ehre aber, die von Gott allein kommt, nicht suchet." Es gibt also eine Ehre, die gesucht werden kann, eine Ehre, welche Allen denen zu erweisen, denen sie gebührt, dem Menschen und vor Allem dem Christen zukommt.

Das Christenthum unterdrückt das angeborne Ehrgefühl keineswegs, sondern vermehrt, veredelt und heiligt es. Das Christenthum ist mit dem Begriffe der wahren Ehre unzertrennlich verwachsen. Die wahre Ehrliebe des Menschen ist jederzeit auch eine feste Grundlage der wahren Religiosität. Ein unaufrichtiger, ehrvergessener Mensch ist ein Schandfleck für jede Religionsgemeinde, der größte aber für die christliche. Je höher der Begriff der Ehre in einem Gemüthe entwickelt ist, um so näher steht es dem lebendigen Glauben an Christus. Christus ist der Mittelpunkt der wahren Ehre, oder wie die hl. Schrift sagt: „der König der Ehren" [1].

4. Auf das angeborne Ehrgefühl im Menschen ist der Glaube gebaut. Dieß Ehrgefühl des Menschen ist das erste natürliche Zeugniß für die Wahrheit göttlicher Offenbarung. Auf dieses bezieht sich das Wort des Herrn: „der Vater gibt Zeugniß von mir." Dieses angeborne Ehrgefühl kann der Mensch durch seine Leidenschaft und Sittenlosigkeit beleidigen und verletzen, aber er kann sein Zeugniß nicht auslöschen. Auch die Brandstätte seiner Ehre gibt noch Kunde von dem Baue, den Gottes Güte aufgeführt. So innig ist dieses Gefühl mit dem menschlichen Leben verwachsen, daß es sich gleichsam als ein leibhaftes und in jedem Herzen verkörpertes Gut bezeichnen läßt, und wir nicht mit Unrecht von einem Menschen den Ausdruck gebrauchen, der oder jener Mensch hat Ehre im Leibe.

Wir verstehen darunter jene Gesinnung im Herzen, die uns bewegen kann, Alles daran zu setzen, um einem freien oder übernatürlichen Berufe und Verhältnisse allen augenblicklichen Genuß oder Gewinn zum Opfer zu bringen. In diesem Sinne hat jeder Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht seine eigene Ehre. Diese Ehre liegt in der treuen Be-

[1] Ps. 23, 7—8.

wahrung des dem Einzelnen gleichsam von Gott anvertrauten Pfandes des Lebens, welches Jedem die Bürgschaft eines höhern Lebens darum gewährt, weil es selbst als Geschenk Gottes erkannt wird. Dieses Pfand nicht einzubüßen, geht dem, der Ehrgefühl hat, über Alles. Wenn er Alles verliert, wenn ihm Vermögen, Genuß und äußere Auszeichnung entgeht, er hat doch das theuerste Gut, die Achtung vor dem von Gott ihm anvertrauten Erbtheil bewahrt.

5. Dieses Ehrgefühl ist angeboren, weil es mit dem Leben selbst, mit dem Werthe, den das Leben für uns hat, zusammenhängt. Aber aus eben diesem Grunde ist es zugleich ein sittliches Gut, weil es nur den persönlich freien Geschöpfen zu Theil werden konnte, und der innerste Anhaltspunkt dieser Freiheit ist. Dieses Ehrgefühl ist das einzige sittliche Erbtheil, das wir von Natur aus haben, und welches den persönlichen Charakter des Menschen begründet. Die Ehre lebt nur in dem geistigen Bewußtsein von dem unverlierbaren Gute der persönlichen Freiheit und Verantwortlichkeit des Einzelnen für seine eigenen Thaten. Weil der persönliche Mensch frei ist in seinem Thun und Lassen, kann er Ehre haben von seinen Thaten.

Die Ehre hängt zusammen mit der freien That und mit dem freien Entschluß, darum auch mit dem Worte, das wir in diesem Bewußtsein unseres persönlichen Werthes und unserer menschlichen Würde aussprechen. Ein so ausgesprochenes Wort ist ein Ehrenwort. Der Mann allein ist ein Ehrenmann, dem dieses Wort und diese Würde seines Bewußtseins heilig ist; der um keiner Rücksicht und um keines Gewinnes willen dieses Wort und dieses Andenken an die Würde seiner menschlichen Bestimmung verläugnet.

Durch dieses Ehrgefühl ist darum der Mensch gleichsam doppelt an Gott gebunden. In demselben gibt sein eigenes Herz Zeugniß für den Vater und Schöpfer und für den Sohn und Erlöser des Menschengeschlechtes. Das Wort und die Natur des Menschen, beide gehen über die irdischen Verhältnisse hinaus und sind auf ein Ziel und einen Mittelpunkt angewiesen, um dessen willen der Mensch leicht auf alles Irdische verzichten kann. Diese Ehre des Bewußtseins, daß wir Höheres erreichen können, lehrt uns den gemeinen Gewinn und die Rücksichten auf den eigenen Vortheil gering achten. Sie weist auf Gott hin, und wird nur durch Gott allein zu ihrer Vollendung geführt. Gott ist es allein, in dem alle Ehre wurzelt. Der Glaube an Gott ist der einzige Halt des wahren Ehrgefühls. Durch die Offenbarung wissen wir von jener

Heimath, um derenwillen allein es sich lohnt, zu leben. Im Glauben wurzelt die Ehre des Menschen. Seine Ehre ist, daß er an göttliches Leben und an eine göttliche Offenbarung glauben, und diesem Glauben alles Irdische zum Opfer bringen kann.

6. Mit dieser Ehre, die aus Gott kommt, und darum auch nur da sich findet, wo der Mensch Gott die Ehre gibt, steht aber die Ehre, welche der Mensch von Menschen fordert, in directem Widerspruch. Ehre zu verlangen, statt Erleuchtung und Heiligung, ist eine Verläugnung der höchsten Gabe Gottes, der Anwartschaft auf die Unsterblichkeit und Seligkeit. Nur wer diese Bestimmung und die Ehre, welche Gott dem Menschen durch Ertheilung dieser Bestimmung verliehen, vergessen hat, kann vergängliche Ehre suchen. Wer wirklich an Gott glaubt, hat gar nicht Raum in seinem Herzen für einen andern Gedanken, als das Gefühl des Dankes für diese von Gott ihm verliehene Ehre. Am wenigsten aber kann ihm einfallen, während er Gott nie genug für die empfangene Ehre danken kann, sich selbst eine Ehre zuschreiben zu wollen.

Auf welchen Grund hin soll er Ehre verlangen? Auf Grund der ihm von Gott verliehenen Anlage? Wem gebührt dafür die Ehre, dem, der diese Anlagen empfangen, oder dem, der sie gegeben hat? Oder auf Grund seiner Stellung in der Welt? Auch dafür gebührt Dank dem Geber, und nicht Ehre dem Empfänger, um so weniger, je größer die Gabe ist, die er empfangen hat. Oder auf Grund eigener Verdienste? Es gehört ein Uebermaß von Selbstüberschätzung dazu, nach so viel unverdienten Gaben und so viel versäumten Gelegenheiten zum Guten und so viel schlecht angewendeten und mißbrauchten Talenten noch von Verdienst reden zu wollen. Aber auch wenn ein Verdienst da wäre, wem gebührt die Ehre? Besteht nicht in der Demuth, mit der wir Gott die Ehre geben, unser einziges Verdienst, und müssen nicht alle Verdienste augenblicklich verschwinden, sobald wir Ehre für sie begehren?

Begehren wir diese, so verlangen wir, was Gott allein gebührt, und bekennen, daß wir kein Verdienst ansprechen können, weil wir nur der eignen Ehre willen gehandelt haben. Indem wir Ehre begehren, haben wir uns der Ehre unwerth gemacht. Wer Ehre sucht, verliert sie, indem er sie sucht. Ehre kann man nur haben, indem man nicht weiß, daß man sie hat. Die Ehre selbst ist so zarter Natur, daß sie das Ansehen nicht erträgt. Wie wir sie beschauen wollen, verschwindet sie. Die Ehre, die wir selbst sehen, ist nur ein Trugbild, das der Ehre

gleicht, aber wie ein Irrlicht über Sümpfen schwebt. Die falsche Ehre ist auch darin den Irrlichtern gleich, daß sie nur in der Nacht des Unglaubens sichtbar ist, nicht aber am lichten Tage des Glaubens. Wo die Glaubenssonne scheint, verschwindet der Wahn der eigenen Herrlichkeit. Die falsche Ehre, die nicht aus Gott ist, und nicht Gott sucht, gleicht aber vorzüglich darin dem Irrlicht, daß sie Jeden, der ihrem Schimmer nachgeht, in's bodenlose Verderben führt.

7. Wer Ehre begehrt für sich, entzieht Gott die Ehre, und entehrt die Ehre selbst. Aber auch wer Ehre gibt aus irgend einer persönlichen Absicht und Rücksicht, entzieht Gott die Ihm allein gebührende, und entzieht auch dem, den er zu ehren scheint, die wahre Ehre. Allerdings sind wir verpflichtet, in Rücksicht auf Gott, der dem Einzelnen seine Stellung angewiesen, in Rücksicht auf die Gesammtheit, die in dem Berufe des Einzelnen ihren von Gott geordneten Halt finden muß, auch die guten Eigenschaften eines Menschen anzuerkennen und in ihnen die göttliche Gnade zu ehren. Die Ehre, die wir dem großen Verdienste eines Mannes bezeugen, soll aus dem Gefühle hervorgehen, daß man dem, was irgend ein Mensch aus Gottes Gnade ist, Ehre erweisen muß, nicht um den Menschen zu ehren, sondern um die göttliche Gnade zu preisen.

Wenn aber die Ehrenbezeugung nur der Person gilt, wenn lediglich die Absicht uns leitet, das Wohlgefallen der Menschen zu erwerben, dann haben wir das Göttliche und die Ehre, die wir Gott allein schuldig sind, verrathen, haben den Glauben an Gott hingegeben, um des persönlichen Vortheils willen. Dem Menschen Ehre erweisen wird nur, wer irgend eine eigennützige Absicht erreichen will. Wer aber das thut, der thut es in der Hoffnung auf Gewinn, in der Hoffnung, durch sein Wort und Benehmen den Andern zu betrügen. Wer Andere auf diese Weise ehrt, setzt voraus, daß der Andere eitel und verkehrt genug ist, diese Lüge nicht zu merken, daß er weit genug entfernt ist von der wahren Ehre und Würde des Menschen, um sich eine solche Ehrerbietung gefallen zu lassen; setzt voraus, daß der Andere zugleich ein thörichter und unedler Mensch ist. Diese Ehrerbietung entehrt denjenigen, dem sie erzeigt wird. Sich selbst aber entehrt ein solcher kriechender Schmeichler fremder Eitelkeit am allermeisten, weil er selbst von sich bekennt, daß er nichts Höheres mehr kennt, als den eigenen Nutzen, daß ihm nichts zu gemein ist, wenn es dient, einen zeitlichen Vortheil zu erreichen. Er gibt Jedermann ein Recht, ihn selbst für einen ehrvergessenen Menschen zu halten.

8. Sobald der Mensch in diese Tiefe der Vergessenheit seiner wahren Ehre versunken ist, ist er mit seinem Glauben an die Wahrheit und alles Höhere und Göttliche am Ende. Selbst wenn er an die göttliche Offenbarung glaubt, sieht er doch nicht mehr das Göttliche in ihr. Selbst wenn er sich auf Moses und die hl. Schrift und göttliche Offenbarung beruft, ist seine Berufung eine falsche, glaubens- und ehrlose. Je weniger ein solcher Ehrsüchtiger sich schämt, auch noch den Glauben zum Schilde seiner eigennützigen Absichten zu mißbrauchen, um so mehr trifft ihn der Vorwurf, den Christus den Juden machte: „Ich kenne euch, daß ihr keine Liebe Gottes in euch habt. Weil ich im Namen meines Vaters zu euch gekommen bin, darum nehmet ihr mich nicht an; käme ein Anderer in seinem (im eigenen) Namen, so würdet ihr ihn annehmen."

Zwar scheint es unglaublich und unmöglich, daß die Menschen so verkehrt sein können, wenn sie die Wahl haben zwischen dem Zeugnisse Gottes und dem Zeugnisse eines Menschen, das letztere Zeugniß eher und lieber annehmen zu wollen. Dennoch ist es nicht anders. Allerdings nehmen wir das Zeugniß eines Andern nicht um des Andern willen an, sondern weil es dem eigenen Meinen entgegenkommt. Daraus aber folgt nicht, daß wir das Zeugniß, das im Namen Gottes zu uns kommt, lieber annehmen, als das der Menschen. Vielmehr, wie wir in unserer Verkehrtheit unser eigenes Meinen jedem auch noch so begründeten Wissen Anderer vorziehen, so ziehen wir wieder das menschliche Zeugniß dem göttlichen vor, weil es unserer Eitelkeit und unserer Blindheit näher verwandt ist, als die göttliche Wahrheit.

9. Nehmen wir doch überall das persönliche Zeugniß lieber an, als das Zeugniß der Sache und der vernünftigen Beweise oder der allgemeinen Wahrheit, weil der Eigenwille dabei die entscheidende Stimme hat. Ueberall wird nach Namen gefragt, nicht nach der Sache. Selbst ein Urtheil, das mit Gründen unterstützt wird, schreiben wir in der Regel persönlichen Absichten und Rücksichten zu. Es ist der Eitelkeit eine Art Triumph, einem Andern nachgegeben zu haben, weil man eben gewollt hat. So behält der Eigenwille Recht, der nicht auf Gründe hört und darum auch sein Urtheil nach Gutdünken zurücknehmen kann. Berufe dich auf andere Menschen, auf Parteistimmen oder Aehnliches, und du wirst Glauben finden; berufe dich auf Gründe, und du wirst stets auf doppelten Widerspruch stoßen. Je unwiderleglicher die Gründe sind, desto weniger werden sie anerkannt werden. Um was immer für einer Ursache willen mögen wir Glauben verlangen, und wir werden ihn finden,

aber um der Wahrheit und Güte unserer Gründe willen selten. Wer im Namen der Wahrheit kommt, wird abgewiesen. Wer aber im Namen irgend einer Modethorheit Glauben begehrt, findet ihn gewiß. Jeder reisende Charlatan, jeder Großsprecher, der eine eitle und gedankenlose Zuhörerschaft auf einige Augenblicke bethören kann, hat gewonnen Spiel, und kann seines Erfolges um so sicherer sein, je kecker und unverschämter er auftritt. Wer sich selbst vertraut, dem vertrauen auch die Andern. Der Großsprecher findet leicht Einen Thoren, der ihn bewundert, und hat er erst Einen, der seinen Ruhm verkündet, werden ihm bald Tausende zufallen. Niemand fragt: warum? Jeder beruft sich auf das, was Andere sagen.

10. Wenn die Menschen sich aber so gerne auf Autorität berufen, so folgt daraus noch gar nicht, daß sie auch an die wahre glauben. Sie glauben eben nur, wenn ihr eigenes thörichtes Herz will, und berufen sich auf die Aussage Anderer, wenn sie mit ihnen der gleichen Meinung sind; und selbst wenn sie sich auf Offenbarung und hl. Schrift berufen, so folgt nicht, daß sie deßwegen an die Wahrheit glauben. Auch die Juden beriefen sich auf Moses und die Schrift, um der Wahrheit widersprechen zu können. Diese Berufung ist nicht immer ein Zeichen des Glaubens, sondern ebenso oft ein Zeichen des Unglaubens. Die Eitelkeit und das Suchen nach Ehre will die Schwäche der eigenen Ansicht nicht gestehen, und sucht sie durch den Mantel der Autorität zu bedecken. Gar leicht ist es, einer Autorität diejenige Seite abzulauschen, die dem eigenen Wohlgefallen eine Stütze darbietet, und darauf hin wollen wir dann die eigene Meinung Andern als göttliches Gebot oder als Meinung der Kirche aufdrängen.

11. Haben doch die Menschen eine Menge von Formen und Convenienzen erfunden, unter deren Decke sie ihrer Selbstsucht Spielraum gönnen. Man ist über den Werth gewisser Höflichkeits- und Sittlichkeitsformeln oder gewisser Religionsübungen übereingekommen und urtheilt strenge über Jeden, der diese Formen verletzt, um desto leichter das Wesen, die Wahrheit und das Göttliche selbst verläugnen zu können.

Gerade diese Formen werden aber dereinst zu Anklägern dieser selbstsüchtigen ungläubigen Herzen werden. Sie werden Zeugniß geben, daß die Anerkennung für das Höhere sich geltend macht auch da, wo man unter ihrem Schild die Welt betrügen will. Hätten die Menschen eine solche Maske nothwendig, wenn sie selbst sich Ehre geben könnten, und die Ehre nicht göttlichen Ursprungs wäre? Aber nicht bloß eine

Selbstanklage ist diese Tugendmaske, sondern auch ein geistiger Selbstmord, weil derjenige, welcher unter dem Scheine höherer Autorität seine Eitelkeit und Trägheit versteckt und an Gott zu glauben vorgibt, während er nur an sich selbst denkt, und glaubt, die Ehre der Lüge und zwar die höchste Ehre der gemeinsten Lüge und das Leben des Geistes der todten Form und der Verwesung preisgibt.

12. Wenn wir hinausblicken in den Frühlingstagen in die neu belebte Welt, muß da nicht die Erkenntniß in uns erwachen, daß unser Herz in diesem unendlich regen Leben der Natur geistig todt ist, wenn es nicht ebenso den Hauch des göttlichen Wortes empfindet, wie die Natur den Hauch des Frühlings? Wenn die ganze Schöpfung durch ihr neues schönes Leben den Schöpfer grüßt, dann muß doch auch unserm Herzen die Ahnung aufgehen, daß unser Geist zu höherer Ehre berufen ist, als die Natur, indem er freiwillig der eigenen Ehre entsagen und Gott in freier dankbarer Liebe ehren und preisen, in der Macht des Schöpfers die Liebe des Erlösers und die beseligende Nähe des Geistes erkennen, und in dieser Erkenntniß jederzeit und ewig mit den Engeln Gottes rufen kann: Ehre sei dem Vater, dem Sohne und hl. Geiste.

XXVIII.

Text: „Hierauf fuhr Jesus über das galiläische Meer bei Tiberias, und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die Er an den Kranken that. Jesus aber ging auf einen Berg und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war aber Ostern, das Fest der Juden, nahe."

(Joh. 6, 1—4.)

Inhalt: Die immerwährende und allseitige Nähe des Wunders für den durch den Glauben freigewordenen Geist.

1. Versetzen wir uns in Gedanken in die Umgegend von Tiberias, und in die Zeit, von welcher uns das heilige Evangelium erzählt, so sehen wir den Herrn auf einem einsamen Berge, und rings um Ihn her eine große Schaar von Menschen, die Ihm in die Einsamkeit der Wüste gefolgt war, und von seinen Worten ergriffen Alles vergessen hatte, Essen und Trinken, und was sonst dem Menschen nächste Sorge

zu sein pflegt. Sie haben ihre gewohnten Lebenskreise verlassen, bewegen sich mit ihren Gefühlen in neuen ungeahnten Gefilden höherer Anschauungen. Derjenige, der zu ihnen redet, erscheint ihnen nicht wie ein gewöhnlicher Mensch, sondern wie eine Erscheinung aus einer andern, höhern, ihnen bisher unbekannten Welt. Was auch in diesem Augenblicke von ihrem Vertrauen gefordert worden wäre, sie würden keinen Augenblick gezaudert haben, jede Forderung an ihr Gemüth gut zu heißen; sie hofften und erwarteten das Höchste, waren vorbereitet auf alles Unerhörte und Wunderbare, was ihnen etwa begegnen möchte. Wenn nun ein Wunder geschah, mußte es ihnen in dieser Stimmung weniger wunderbar erscheinen, als wenn kein Wunder geschehen wäre. Das Wunder war ihrer Seele innerlich nahe getreten. Die Ahnung des Wunders ging dem wirklichen Wunder voraus, wie die Morgenröthe der aufgehenden Sonne.

2. Solche Stimmungen, in denen die Seele so aufgeregt, gerührt, erschüttert, so sehr auf das Außerordentliche so zu sagen gespannt ist, daß ihr gerade das Außerordentliche, Uebernatürliche, Wunderbare als das eigentlich Natürliche erscheint, finden sich in jedem Menschenleben. Und gerade in dieser Stimmung ist die Seele des Menschen mehr ihrer eigentlichen Bestimmung nahe, als in der des gewohnten Lebenskreises. Sie fühlt dann ihre geistige Freiheit und Macht, fühlt sich näher ihrer eigentlichen Heimath; denn die Heimath des Geistes ist das Wunder. Wo der freie Wille allein herrscht, wo die äußere Natur und das leibliche Leben dem Geiste gehorcht, da ist der Geist in seinem angestammten Reiche. Es ist unnatürlich, daß der Geist dem Leibe und der Materie gehorche; natürlich aber ist, daß der Leib und die ganze körperliche Erscheinungswelt dem Geiste gehorche.

3. Dieser Gehorsam der Natur ist das einfachste und ursprünglichste Verhältniß derselben zum Geiste. Allein die Erfahrung zeigt, daß dieses einfache Verhältniß in der Wirklichkeit nicht mehr besteht. Der Geist ist aus dem ihm ursprünglich zukommenden Reiche verstoßen, er hat die Macht über die Natur verloren, ist zum großen Theil dem Zwange der Natur verfallen, und von ihr abhängig geworden. Der Natur gegenüber ist ihm nach außen hin nur noch die Erinnerung an sein verlornes Reich übrig; in sich aber ist er frei geblieben, ist unabhängig in seinen Entschlüssen, in seinem Glauben und Lieben. Nur die Macht und Freiheit ist ihm geblieben, nach jenem ursprünglichen Besitzthum zu trachten, an das Reich, das ihm ursprünglich natürlich war,

als an ein höheres Reich der Wunder zu glauben, und einstweilen durch den Glauben und die Liebe wieder in dasselbe einzutreten, bis auch die Natur wieder umgewandelt, und das alte natürliche Verhältniß wieder hergestellt ist.

4. Diese Umwandlung ist allerdings nicht in die Macht des Einzelnen, nicht in die Macht des Menschen überhaupt gegeben, ist nicht mit einem Schlage möglich, sondern wurde durch das Opfer Christi für Alle möglich, wird durch den Gebrauch der hl. Sacramente in den Einzelnen wirksam, und kann erst mit der vollen Umwandlung der Gesammtheit, mit dem letzten Gerichte, das über diese Welt ergehen muß, in seiner vollen Wirksamkeit sichtbar werden.

Daher müssen wir im Leben des Menschen immer eine zweifache Entwicklung unterscheiden, eine äußere und eine innere, das Leben der Freiheit des Geistes und das der unfreien Natur. Beide Lebenskreise berühren sich, aber treffen nicht immer unmittelbar, und vor Allem nicht in der äußern Erscheinung zusammen. Daher ist hinter allen äußern Erscheinungen stets noch ein Geheimniß wirksam, dessen Bedeutung nicht in seinem unmittelbaren Eingreifen in das äußere Leben wahrnehmbar ist. Hinter der natürlichen leiblichen wie geistigen Entwicklung des Menschen steht das Reich der Wunder. Beide, Natur und Geist, geben in ihrer Weise Zeugniß von demselben.

5. Das Wunder ist uns überall nahe, äußerlich in der Natur, und innerlich im freien Willen des Geistes, nur erkennen wir es nicht unter der Hülle, in welche es sich zurückgezogen hat. Wir sehen in der Regel nur seine Schale und die letzten Nachwirkungen seiner Macht, es selbst aber in seiner leuchtenden Herrlichkeit sehen wir nicht. Wir pflanzen eine Blume, setzen z. B. den Ableger einer Cactuspflanze in ein Töpfchen mit Erde. Das Pflänzchen treibt Wurzel, wächst und wächst, und erhält nach und nach eine Größe, die weit über den Raum des Töpfchens hinausgeht, die zehn- und zwanzigmal so viel räumliche Ausdehnung gewinnt, als die Erde im Töpfchen sammt diesem. Dabei ist nicht einmal eine wesentliche Abnahme jener erdhaften Theile sichtbar. Woher nun diese große räumliche Masse? Ist hier nicht gleichsam unter unsern Augen Etwas aus Nichts entstanden? Hat hier nicht eine Kraft sichtbar sich gezeigt, welche selbst die erdhafte Materie aus einer unsichtbaren Lebensmacht hervorgehen ließ, die als ein sichtbarer Nachklang jenes ersten schöpferischen Wortes erscheint, welches zuerst Alles aus Nichts hervorgehen ließ? Offenbar hat hier nicht der Stoff den Stoff erzeugt, son-

dern ein unsichtbares, keinem naturforschenden Auge erreichbares, wunderbares Etwas hat Stoff und Gestalt gleichsam aus Nichts hervorgebracht.

Wir sehen nur nicht die innere Macht, und darum bleibt uns das Wunder selbst in der Regel verborgen. Und doch ist ja gerade dieß das Wunderbare, daß eine unsichtbare Macht als Ursache des Sichtbaren sich erkennen läßt. An diesem Erkennen nur fehlt es. Dieses Unsichtbare zeigt sich nicht mehr den Sinnen, und bleibt dem gedankenlosen Gewohnheitsmenschen verborgen, dem ernstlichen Nachdenken aber wird es nicht verborgen bleiben. Jede ernstliche Betrachtung alles natürlichen Wachsthums führt zum Glauben an eine höhere schaffende Macht.

6. Abgesehen davon, daß es schon wunderbar ist, wie ein in sich abgeschlossenes und für sich bestehendes Ding von einem andern wahrgenommen werden kann, ist das Entstehen selbst in seinem Anfang durchaus wunderbar. Wunderbar ist in ihrem ersten Ursprung jede Gestalt der Erde. Nur sehen wir eben diesen Ursprung nicht, sondern nur die äußere Gestalt und die Ordnung der wiederholten Erscheinungen der entstandenen Geschöpfe.

Kein Ding kann in sich selbst die Macht haben, sein eigenes Entstehen zu bewirken. Hätte es diese Macht, müßte es ja sich selbst hervorgebracht haben, müßte also zuvor schon gewesen sein, ehe es entstanden wäre. Daß also Etwas entsteht, ist nicht durch seine Natur gekommen, sondern durch das Wunder einer schöpferischen Macht. Erst wenn Etwas ist, hat es eine gewisse ihm zukommende Natur, und was nun weiter mit ihm wird, kann Folge dieser ihm zugetheilten Natur sein. Daß es aber entsteht und eine eigene Natur hat, ist im ersten Anfang nur Wirkung einer Macht, die frei und schöpferisch Alles hervorgebracht, was entstanden ist. Die erste Ursache war eine übernatürliche, freie, war göttlicher Wille, der nicht nach den Gesetzen der Natur wirkt, sondern diese Gesetze selbst erst macht und feststellt. Wir erkennen nur diese Macht nicht, weil wir sie nicht selbst mehr sehen, sondern nur die spätern geregelten Folgen ihres ersten schöpferischen Willens.

7. Damit das Wunder auch als Wunder erscheine, muß für die blöden Augen des Menschen die Erscheinung selbst die Schranken der Gesetzmäßigkeit durchbrechen. Erst wenn jene verborgene Macht nicht in ihrer geregelten gesetzmäßigen Weise uns entgegentritt, sondern in außerordentlichen Verhältnissen und plötzlichen Wirkungen, sehen wir das zuvor verborgene Wunder.

Wenn die Erde im Frühlinge nach und nach grünt, und die Pflanzen nach und nach Blätter und Blüthen treiben, nennen wir dieß eine

nothwendige Naturerscheinung, aber kein Wunder. Wenn manche Zwiebelgewächse alljährlich neben der alten Wurzelzwiebel eine neue ansetzen, und so allmählich von der Stelle rücken, alle Jahre um einige Linien weiter, so nennen wir es eine nothwendige Naturerscheinung, aber keineswegs ein Wunder. Wenn die Hausthiere uns ängstlich oder freudig anblicken, und uns dadurch ihr Vertrauen kund geben, so nennen wir auch dieß eine Naturerscheinung, aber kein Wunder. Wenn nun aber plötzlich im Winter die Schneedecke verschwände, und über Nacht die Bäume blühend, die Wiesen mit Blumen bedeckt erscheinen würden, dann würden wir rufen: ein Wunder! Wenn der Wald plötzlich seinem Boden entsteigen, und eilenden Schrittes uns entgegenwandeln würde, dann würden wir nicht anstehen, es ein Wunder zu nennen. Wenn die Thiere plötzlich den Mund öffnen, und das, was ihr bittendes Auge sagt, in verständlichen Worten uns mittheilen würden, so würde uns dieß wohl nicht minder als Wunder erscheinen. Worin liegt nun hier für uns das Wunderbare? In dem Ungewohnten, Neuen, Plötzlichen der Erscheinungen, welches die einzelnen Wesen über den gesetzmäßigen Lebenskreis erhebt, die Thiere zu sprechen, die Bäume zu wandeln befähigt. Aber denken wir zurück an den Anfang aller Dinge, müssen wir da nicht sagen, daß Alles nur durch ein Wunder werden konnte, was es geworden ist? War es damals nicht ebenso wunderbar, daß die Thiere zu wandeln vermochten, als wenn es jetzt die Bäume vermöchten? Ist es weniger wunderbar, wenn vom Anfange an die Pflanzen wachsen lernten, als wenn jetzt auf einmal der Baum gehen könnte? Was vermag überhaupt zu blühen, zu wandeln, zu sprechen, wenn es dieses Vermögen nicht von Gott erhalten hat? Wir vergessen nur, über der Gewohnheit des Lebens, an den ersten Ursprung zurückzudenken. Sobald wir uns jenes erste Entstehen vergegenwärtigen, steht auch das Wunder der schaffenden Allmacht vor unsern Augen. Die ganze Schöpfung gibt in all' ihren Erscheinungen Zeugniß von diesen Wundern außer uns.

8. Aber auch in uns selbst ist das Wunder uns nahe, wenn wir nur seine innerlich wirkende Macht erkennen wollen. Jeder freie Willensentschluß ist eine Wundermacht, die nur nicht immer unmittelbar auch nach außen zu wirken vermag, aber innerlich frei ist und höher steht, als jedes Naturgesetz. Wenn der Wille sich entschließt, weil er will, beginnt er etwas ganz Neues, eine Schöpfung in sich, etwas, was der ganzen übrigen Natur nicht möglich und nicht erreichbar ist. Mit jedem Entschlusse des freien Willens bricht die Kette nothwendiger Folgen, die

in der Natur Alles mit einander verbindet, ab, und es entsteht etwas Unerhörtes, Neues, Uebernatürliches. Aber in dieser seiner Innerlichkeit ist der Anfang des Wollens dem Wollenden selbst verborgen, wenn der Wille nicht als sichtbare That, als nach außen wirkende Macht erscheint. Es ist, wie mit der ersten Bewegung der Dinge selbst. Den Anfang sehen wir auch nicht, während wir die Dinge doch in ihrer Abhängigkeit von vorausgehenden Bewegungen erkennen können.

9. Außerdem ist aber im Menschen noch ein weiteres Zeugniß dieses innern Lebens in der Sprache vorhanden, welches uns näher mit der Natur des Wunders bekannt macht. Das Wort entspringt innerlich im Geiste, übt aber auch seine Macht nach außen. Das Wort entzündet Gedanken, Entschlüsse, Bewegungen in Andern, ohne irgend eine natürliche Macht über Andere zu besitzen. Ein Wort, das ein liebender Vater seinen Kindern auf dem Todbette zuruft, wie mächtig wirkt es nach! was liegt nicht Alles in einem solchen Worte! Ein ganzer Lebenslauf entwickelt sich aus ihm, läßt sich in Ein Wort zusammenfassen, ist nichts, als die Ausbreitung des Einen Wortes, welches die innerste Seele des einzelnen Menschen bezeichnet in allen verschiedenen Lagen und Verhältnissen. Mit dem Einen Worte, das unser innerstes Sein und Wesen ausdrückt, ist unser Leben gleichsam in den Registern der Ewigkeit eingetragen. Das ist der Name, der jedem einzelnen Menschen mitgegeben ist in's Leben als Hauch der Ewigkeit, damit er ihn aussprechen lerne durch alle einzelnen Lebensbewegungen als ewig in Gott lebendes Wort [1].

10. Der Geist wird zunächst frei von der sinnlichen Vorstellung durch das innerlich verstandene Wort. Das Wort ist aber nicht gleich ein lebendiges, inneres, vollkommen verstandenes und erlebtes, wenn wir es aussprechen. Der Mensch denkt sich öfter nichts dabei, als etwas. Aber auch was wir in der Empfindung aufnehmen, ist noch nicht ganz unser eigen, nicht ganz dem Geiste angehörig. Erst wenn wir es zur vollen Erkenntniß gebracht, wenn das Wahrgenommene in Begriffen ausgesprochen ist, wenn es sich alles Materiellen entkleidet hat und zum reinen Worte geworden ist, dann ist es ein freies Werk des Geistes, ein Werk der freien Thätigkeit in uns.

Aber auch dann ist das Menschenwort doch nur Zeichen des lebendigen Wortes, nie selbst ein selbstmächtiges Wort. Die Sprache der Menschen ist nur ein Nachklang des lebendigen Sprechens der gött-

---

[1] Vgl. II, 6.

lichen Macht, die allein Wunder wirkt, die allein alles Leben hervorbringt und erhält. Es mahnt nur an „das Wort, das im Anfange bei Gott war“ [1]. Das Menschenwort sättigt den Geist nicht, sondern kann höchstens den Durst und Hunger nach dem lebendigen Worte erwecken. Von diesem Worte Gottes aber lebt des Menschen Seele eben so, wie des Menschen Leib von irdischer Speise lebt. Diese Speise, von welcher die Engel leben, ist auch zur Speise der Menschen geworden. „Mein Leib“, spricht Christus in diesem Sinne, „ist wahrhaftig eine Speise.“

11. Das ist das Geheimniß des Altarssacramentes, von welchem dieses Wunder der Speisung der Tausende in der Wüste ein Vorbild sein sollte [2]. Um auf diese Speisung der Gläubigen durch das Fleisch und Blut Christi hinzuweisen, hat Johannes an die Spitze dieses Kapitels die Erzählung von jener wunderbaren Speisung in der Wüste gesetzt. Es ist eine Speise hervorbringende Wunderkraft in dem Worte des Herrn. Sein Wort vermehrt nicht bloß das natürliche Brod, sondern gibt übernatürliche Speise und wird selbst zu dieser Speise. Während das Aeußerliche bleibt, die natürlichen Bestandtheile dieselben sind, wird durch das Wort Christi die Gegenwart einer göttlichen Substanz im irdischen Brode erweckt. Was den Leib nährt äußerlich, nährt innerlich die Seele. Nicht nur die geschaffene Natur ist gegenwärtig und übt ihre Wirkung, sondern innerhalb und unsichtbar ist auch das schaffende und erneuernde Wort gegenwärtig, um in den Empfangenden einzugehen, und neues Leben in ihm zu entzünden.

12. Im Altarssacrament ist das höchste Wunder uns nahe. Wir sehen es nicht, wie wir ja das Wunder in seiner innern Natur nie sehen [3], aber wir fassen es im Glauben und leben durch den Glauben in ihm. Nicht nach äußerer Nahrung und äußern Wundern sehnt sich die Seele, sondern nach der Wiedergeburt im Geiste, nach dem innern Leben der Freiheit in Glaube und Liebe. Nicht im äußern Zeichen wird die wahre Kraft des Glaubens sichtbar, sondern im Wunder des Geistes. Das äußere Zeichen ist nur der Wecker zum neuen Leben, das Leben selbst aber begehrt nicht mehr des äußern Zeichens, sondern freut sich des innern Besitzes. „Nicht darüber sollt ihr euch freuen“, spricht der Herr zu seinen Jüngern, „daß euch die Geister unterthan sind, sondern darüber, daß euere Namen eingezeichnet sind im Buche des Lebens.“

---

[1] Ev. Joh. 1, 1. [2] Vgl. XXXV.—XXXVIII. [3] Vgl. XXIX. u. XXX.

XXIX.

Text: „Als nun Jesus umherblickte und sah, daß eine große Menge Volkes zu Ihm gekommen war, sprach Er zu Philippus: Wo kaufen wir Brod, daß diese zu essen haben? Dieß sagte Er aber nur, um ihn zu prüfen, denn Er wußte wohl, was Er zu thun im Sinne hatte. Philippus antwortete Ihm: Zweihundert Denare reichen nicht hin zu Brod für sie, wenn Jeder auch nur ein wenig bekommen soll. Einer von Seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus, sprach zu Ihm: Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrode und zwei Fischlein hat; aber was ist dieß für so Viele? Jesus aber sprach: Lasset die Leute sich lagern. Es war aber viel Gras an dem Orte. Da lagerten sich gegen fünftausend Mann. Jesus aber nahm die Brode, dankte, theilte sie unter die Jünger, die Jünger aber theilten sie unter die, so sich gelagert hatten; deßgleichen auch von den Fischlein, so viel sie wollten. Da sie aber satt waren, sagte Er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrig gebliebenen Stücklein, damit nichts zu Grunde gehe. Sie sammelten also und füllten zwölf Körbe mit den Stücklein, welche von den fünf Gerstenbroden denen übrig geblieben, die da gegessen hatten. Als nun die Leute sahen, was Jesus für ein Wunder gewirkt hatte, sagten sie: Dieser ist wahrhaft der Prophet, der in die Welt kommen soll. Da aber Jesus merkte, daß sie kommen und Ihn wegnehmen würden, um Ihn zum Könige zu machen, zog Er sich wiederum ganz allein auf den Berg zurück. (Joh. 6, 5—15.)

Inhalt: Die geistige Bedeutung des Wunders.

1. Mit großer Lebendigkeit schildert der Evangelist den Vorgang des Wunders der Brodvermehrung. Wir können uns, den Worten des Evangelisten nachsinnend, die dramatisch belebte Handlung des Ereignisses bis in's Einzelne vergegenwärtigen. Selbst der malerische Reiz

der reichen Gruppirung tritt uns recht lebhaft vor Augen. Es muß ein überaus schöner Anblick gewesen sein, diese zahlreichen Schaaren des Volkes zu sehen, das Christus in die Wüste gefolgt war, gelagert in vielgestaltigen Gruppen um die Höhe des Berges, mitten zwischen ihnen die Jünger umherwandelnd, emsig beschäftigt, die Brode zu vertheilen, die sie unter ihren Händen sich unbegreiflich vermehren sahen. Mitten unter dem harrenden und erstaunten Volke und den verwunderten Jüngern aber wandelte unsichtbar der Segen des Herrn, Allen fühlbar, Alle anwehend mit dem Hauche der verborgenen Nähe Gottes.

Jenem von dem Apostel geschilderten Bilde vergleicht sich nur die schöne Feier des Frohnleichnamsfestes, welches auch Tausende versammelt und sie mit dem Gefühle der Nähe und Gegenwart Gottes durchschauert, an welchem Tausende von diesem freudigen Gefühl der Nähe Gottes durchdrungen zu Ihm, dem Wunderthäter, aufblicken, und die ganze Welt, von dem Glauben an den gegenwärtigen Gott erfüllt, anbetend auf das Gras und die Blumen niedersinkt, mit welchen alle Straßen und Wege bedeckt sind. Keine andere Beschreibung gibt uns so nahe Veranlassung, die hohe Bedeutung des Frohnleichnamsfestes und dessen Verhältniß zur Offenbarung und zum Leben der Kirche näher zu betrachten.

Gerade dieses Fest weist, indem es den Abschluß der Geschichte der göttlichen Offenbarung bildet, zugleich auch auf die Einwirkung des übernatürlichen Charakters der Offenbarung auf das natürliche Leben hin, da es die Verklärung alles Natürlichen durch den Glauben an die Nähe und unmittelbare Gegenwart Gottes unter den Menschen zu seinem Inhalte hat. Indem das hl. Sacrament gleichsam im Triumphe aus der Kirche und dem Verschlusse des Tabernakels in's Freie getragen wird, soll damit der Sieg der göttlichen Offenbarung über die ganze Welt, die geheimnißvolle Eroberung und Erneuerung der Welt durch das Sacrament, und die stete Gegenwart des Heilandes unter den Menschen in demselben gefeiert werden. Die Pracht des Festes ist ganz geeignet, die Macht des Gefühles zu mehren, die Empfindung des Herzens zu steigern, die Seele in die süße Schwärmerei der Begeisterung und Hingerissenheit von der Macht des Augenblicks zu versetzen, den Geist mit den weichen Armen der Empfindung eines wundervollen und unerfaßlichen Glückes zu umfangen, ihn im Schwunge der Begeisterung über alles Zweifeln, Grübeln, Denken hinüberzutragen, und ihn die Nähe und Gegenwart Gottes in unmittelbarer Empfindung schauen zu lassen.

2. Auf diese Gegenwart des Herrn im Sacramente deutet auch

dieser Abschnitt des Evangeliums hin. Die Lehre von der Gegenwart Christi im Altarssacrament ist der eigentliche Inhalt dieses Kapitels. Die Erzählung des Wunders der Brodvermehrung ist die Vorbereitung dazu.

Die Gegenwart Christi im Sacramente ist eine ganz andere, als die Allgegenwart Gottes in der Welt überhaupt. Der ewige Vater ist in der Welt nirgends persönlich gegenwärtig. Seine Gegenwart ist dem Geiste wie dem Sinne verborgen. Die Gegenwart Christi ist eine persönliche, und als solche den Sinnen und der Natur gleichfalls verhüllt, aber dem Glauben und der persönlichen Liebe nahe. Sie ist höchste Offenbarung der persönlichen Liebe Gottes zu den Menschen und seiner persönlichen Nähe und Gegenwart auf Erden.

Daher der Triumph und die Freude des Festes und die Pracht, mit welcher dieser Triumph des Geistes über die Natur in der Natur selbst sich zeigt. Alle Herrschaft, die der Mensch über die Natur besitzt, alle Herrlichkeit, die der Mensch in dem Reiche der von ihm beherrschten Lebenskreise zu entfalten vermag, muß diesem Feste dienen, muß Zeuge sein dieses Sieges der höhern Lebensordnung über das Irdische. Je feierlicher dieser Glanz sich entfaltet, desto tiefer muß die Seele von dem Bewußtsein ihres geistigen Seins sich durchdrungen fühlen, desto klarer muß die Bedeutung des Festes im Geiste aufleuchten, desto inniger wird unser Geist in Nachdenken und Betrachtung in dieses hl. Geheimniß sich versenken.

3. Aber ist denn auch das Nachdenken hier am Orte? Gibt es nicht Dinge und Wahrheiten, bei denen das Nachdenken störend einwirken kann? Ist es nicht besser, einem beseligenden Gefühle, einem ergreifenden Augenblicke sich ganz und unbedingt hinzugeben, statt sich die Freude des Augenblicks und die Rührung des Gemüthes durch Nachdenken und Grübeln zu verkümmern? Dieses ewige Nachdenken und Reflectiren, muß es nicht alle Einfachheit der Empfindung stören, alle Wärme des Gefühls erkälten, alle unmittelbare Beseligung des gerührten Herzens verkümmern und das, was dem Gefühle unmittelbar nahe liegt, wieder in die Ferne rücken? Gerade das Herrlichste, das unfaßbare Göttliche ist dem H e r z e n so nahe, während es der denkenden V e r n u n f t so ferne steht und dem grübelnden V e r s t a n d e vielleicht für immer verborgen bleibt. Sollen wir nun das in der Ferne suchen, was uns durch die Macht des Gefühles und des Glaubens in unmittelbare Nähe gerückt ist?

Wenn Alles auf ein und dieselbe geheimnißvolle Gnadenspende Christi hindeutet und dieses Wunder seiner Gnade dem Herzen unmittelbar

nahe legt, wäre es da nicht unnatürlich, das, was so nahe, gleichsam greifbar vor unsern Händen liegt, erst noch in Untersuchung ziehen, den unmittelbaren Glauben von der Hand weisen zu wollen, um nach Gründen und Absichten zu fragen? Ist es nicht unnatürlich, das wirkliche, innige, warme Gefühl für einen abstracten Gedanken, die beseligende Rührung für eine kalte Erkenntniß hingeben, das, was dem G l a u b e n unmittelbar gegenwärtig und was n u r dem Glauben faßbar ist, der Gefahr aussetzen zu wollen, durch Denken und Grübeln getrübt oder gar verloren zu werden? Wer hat ein gewisses und unschätzbares Kleinod und gibt es für ein solches hin, dessen Erlangung ungewiß, dessen Werth zweideutig und verdächtig erscheint? Muß nicht ein rechtgläubiges Gemüth, das sich in seinem Glauben sicher und behaglich fühlt, dem sein Gefühl über Alles theuer ist, eine solche Zumuthung, über ein so entschiedenes Gefühl erst noch durch langes, mühsames, unerquickliches und am Ende höchst unerfreuliches und erfolgloses Nachdenken sich Rechenschaft zu geben, mit frommer Entrüstung zurückweisen? Während der kluge und eifrige Prediger und Seelsorger Alles anwendet, um seine Zuhörer zu rühren, in eine augenblicklich gehobene Stimmung zu versetzen, ihre Einbildungskraft zu begeistern, um in den Augenblicken dieser Bewegung auch den Willen zu entflammen, ist es da nicht unverantwortlich, wenn diese Stimmung schon da ist, wenn nichts fehlt, als daß die bewegte Seele zu tugendhaften Entschlüssen begeistert werde, mit dem lahmen kalten Gedanken den Eindruck zu stören?

4. Warum sollten Herz und Verstand nicht gemeinschaftlich für dieselbe Wahrheit Zeugniß geben können? Die Erzählung des Evangeliums ist ebenso geeignet, unser Herz wie unsern Verstand für das Erhabene und Wunderbare empfänglich zu machen. Wir können uns so leicht in jene von dem Evangelisten so vortrefflich gemalte Situation hineindenken. Wir sehen die Tausende auf dem Berge versammelt, auf Geheiß der Apostel auf das Gras sich niederlassen, sehen den Herrn in der Mitte, wie er dankend das Brod segnet, zum Austheilen hingibt, wie die Jünger herumgehen, austheilen, immer wieder herabbrechen und doch nie weniger haben, bis sie dem Letzten das letzte Stücklein reichen, sehen, wie Alle essen, danken, staunen, sich versetzt fühlen in eine neue Wunderwelt, und so gleichsam mitten unter den Tausenden sitzend fühlen und danken wir mit ihnen und theilen ihre Stimmung und Rührung; das Wunder des Himmels zieht siegreich in unser Herz, und dieses ist ganz hingegeben jenem Glauben, zu dem der Evangelist gerade an dieser Stelle das Herz erheben will.

Zugleich aber führen die Umstände, die dieses Wunder begleiten, die Vernunft auf das Wunderbare und Geheimnißvolle des Inhaltes hin. Die fünf Brode und die zwei Fischlein, sowie die zwölf Körbe, die übrig bleiben, werden von allen Kirchenlehrern auf die Geheimnisse der Offenbarung bezogen. Auch liegt es nahe, die Siebenzahl der hl. Sacramente da wieder zu erkennen, wo das Wunder der Brodvermehrung die Gnade der Sacramente und die innere Nahrung und Speisung der Gläubigen vorbildet, und in den zwölf Körben, welche die Apostel sammeln, die Zwölfzahl der apostolischen Glaubensartikel mit ihrem Inhalt, der alle Gläubigen geistig nährt, zu finden.

Das Geheimniß des Glaubens, die Macht des Wunders ist in der Erzählung des Evangeliums nicht bloß in geheimnißvollen Hindeutungen auf die geistige Speisung der Gläubigen verhüllt, sondern durch das auffallende, so vielen Tausenden sichtbare Wunderzeichen recht eigentlich von dem Evangelisten dem denkenden Geiste nahe gelegt. Er will absichtlich die letzte und höchste Entscheidung des Willens: den Glauben an die übernatürliche Ernährung des geistigen Menschen durch den Glauben in den Vordergrund stellen. Da, wo es sich um die letzte Entscheidung des Glaubens handelt, ist jede Geisteskraft, auch die des Verstandes und der Vernunft, zur Mitwirkung aufgefordert. Auch der höchste Inhalt des Denkens soll mit dieser Lehre des Glaubens gegeben werden. Allerdings sollte offenbar werden, was Verstand und Vernunft aus sich nicht wissen und ergrübeln können, was ihre natürliche Schlußfolgerung überschreitet, aber nicht etwas, was Verstand und Vernunft gänzlich beseitigt und überflüssig macht, was alles Denken für ewig zum Schweigen bringt. Vielmehr sollte dem Denken gerade damit ein ewiger Inhalt gegeben, das Denken selbst durch den Glauben zu einem höhern Lebensinhalt geführt werden. Nicht der Gedanke überhaupt lehnt sich gegen den höchsten geheimnißvollen Inhalt des Glaubens auf, sondern nur der glaubenslose, irdisch beschränkte, unfreie Gedanke.

Nicht bloß an den Handlungen und Worten des Herrn hatte sich der Unglaube der Juden geärgert, nicht allein, daß Christus nach ihrer Meinung den Sabbat entheiligt und sich Gott genannt hatte, nicht das allein war Ursache ihres Unglaubens, sondern in letzter Instanz der Inhalt der Lehre selbst. Daß Er ihnen sagt, „wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben," das ist der Stein des Anstoßes, dagegen empört sich ihr für die Geheimnisse des geistigen Lebens verschlossener Sinn, und selbst viele von den Jüngern lehnen sich

dagegen auf und sprechen: „Dieß ist ein hartes Wort, wer kann es hören?“ und wandeln fortan nicht mehr mit Ihm. Das ist der höchste Entscheidungspunkt, die letzte Steigerung des Glaubens, in welchem der Geist Alles überwindet, über die rein verständige und natürliche Erkenntniß hinübergreift und das erkennt, was nur noch dem Glauben erfaßbar ist, in welcher er selbst frei wird und alle seine Kräfte frei machen kann von der Sklaverei der Sinne. Auf diese Höhe will der Evangelist uns führen. Dazu soll ihm die Erzählung des Wunders der Brodvermehrung als Einleitung und Vorbereitung dienen.

5. Jene fromme Entrüstung, die sich über jede Aufforderung zum Nachdenken ereifert, hat nur dann Recht, wenn es überhaupt richtig und wahr ist, daß das Licht die Wärme verdrängt, daß Vernunft und Herz einander stets aus dem Wege gehen müssen, daß Einsicht und Kraft, Klarheit und Rührung sich nicht miteinander vereinigen lassen; wenn es wahr ist, daß der Glaube sich verflüchtigt, sobald man zur tiefern Einsicht in sein Heiligthum gelangen will; wenn es wahr ist, daß alles Denken ein unfruchtbares und erfolgloses Grübeln, alles Erwerben eines neuen Gutes der Verlust desjenigen ist, das man schon besitzt; wenn es überhaupt richtig ist, daß die Behaglichkeit des einfachen Gefühls auch das entscheidende Kennzeichen der Wahrheit desselben, und wenn überhaupt diese Behaglichkeit und Müheloſigkeit der wahre Weg zur beseligenden Wahrheit ist.

Ist die Ahnung des Wunders ein hohes, unschätzbares Gut, so wird es nicht verloren, wenn die Ahnung sich in lichte, anschauende Erkenntniß verwandelt, wenn nämlich das, was wir ahnen, wirklich ein unschätzbares Gut ist. Vielmehr ist, so lange wir etwas bloß im Dunkel des ahnenden Gefühls ergreifen, die Täuschung nicht ausgeschlossen. Die Rührung des unmittelbar sinnlichen Gefühls selbst trägt etwas Irdisches, Sinnliches, der Erhabenheit des Göttlichen Unwürdiges und demselben Unangemessenes an sich. Von dieser anklebenden Schale der sinnlichen Vorstellung muß der Geist sich erst befreien, wenn er nicht das Göttliche in den Staub der Erde herabziehen will, statt sich vom Staube der Erde zur Anschauung des himmlischen Lichtreiches zu erheben. Die rechte geistige Erhebung muß über den selbst schon in einer Hinsicht übersinnlichen Begriff, noch mehr aber über die ganz sinnliche Vorstellung erhaben sein. Was der Geist als freies und ewiges Eigenthum besitzt, darf nicht den Charakter der sinnlichen Vorstellung und des irdischen Bilderwesens an sich tragen.

6. Zwar scheint das Wunder eine Ausnahme von dieser Anforderung des Geistes zu machen. Sowie wir das Wunder begreifen wollen, hört es auf ein Wunder zu sein. Nicht mit den Begriffen des Verstandes läßt es sich fassen, sondern nur mit dem gläubigen Gefühle. Und warum sollte es anders ergriffen werden? Gibt es etwas Schöneres, als sich überall dem Göttlichen unbedingt und ohne Nachdenken hinzugeben, überall Wunder zu suchen und Wunder zu sehen, hinter jedem Baume ein Mährchen aus dem Himmel, hinter jedem Vorhang einen hl. Engel, in jeder Erscheinung die Hand Gottes zu ahnen, das ganze Leben gleichsam in Wundern und im Gefühle der Nähe göttlicher Einflüsse zu durchwandeln? Schön und lieblich und wahrhaft gottbeseligt wäre ein solches Leben, wenn es in der That und wirklich so verlaufen könnte. Von Gott so in die Arme genommen und wie in die Windeln seiner Wunder gewickelte Kinder durch's Leben getragen zu werden, so daß wir erst jenseits zum Bewußtsein erwachten, wäre freilich das glücklichste und seligste Loos, wenn es möglich wäre, wenn ohne eigene Anstrengung und Thatkraft eine wirkliche Seligkeit erreichbar wäre.

7. Weil es aber nicht sein kann, so wird auch die Anforderung, so von Gott getragen, in Wundern gleichsam eingehüllt zu werden, als eine Versuchung erscheinen, die Christus mit den Worten zurückwies: „Du sollst Gott nicht versuchen“ [1]. Niemand kommt ohne eigene Entscheidung, und ohne über das Leben und den Glauben sich Rechenschaft zu geben, zum Ziele. Der Mensch ist nicht für die Nacht des bewußtlosen Schlaf- und Traumlebens, sondern zur Seligkeit des Lichtes erschaffen. Darum soll er am Tage wandeln und die Arbeit des Tages vollbringen, denn wenn die Nacht kommt, da Niemand mehr wirken kann, wird seine Seligkeit oder Unseligkeit von dem vollbrachten Tagewerk abhängen.

Der Schlaf scheint allerdings ein g l ü c k l i c h e r e r Zustand als der Kampf des Lebens und des ermüdenden Tagewerks der eigenen Willensbethätigung, das uns zu vollbringen aufgetragen ist, aber ein b e s s e r e r ist er nicht. Wer in früher Morgenstunde geweckt wird, um zur rechten Zeit die Spitze eines hohen Berges zu erreichen, den er besteigen will, der mag in der ersten Bewegung der schläfrigen Sinne dem Führer zürnen, daß er ihn so früh aus dem sanften Schlummer und zu so an-

---

[1] Matth. 4, 7.

strengendem Tagewerke geweckt hat. Ist er aber auf der Höhe angekommen und überschaut die namenlose Größe und Herrlichkeit der Welt, die vor ihm ausgebreitet liegt, so wird er der Mühen nicht nur vergessen, sondern sich der Anstrengung und Gefahren freuen, die ihn an das Ziel geführt haben, weil er in diesen erst der Vollendung seines Unternehmens sich recht gewiß wird, durch sie jenes Genusses sich fähig und würdig gemacht hat. Wer den Kampf überstanden hat, auf der Höhe der geistigen Freiheit angekommen ist, im Lichte des Geistes die Welt überschaut und in die höhere Welt einen tiefern Blick zu werfen sich befähigt hat, der vergißt des überstandenen Ungemachs und der Gefahren des Weges und findet in ihnen den Triumph seiner Freiheit. Daß wir aber diese Mühen nicht scheuen, das Tagewerk freudig auf uns nehmen, wirklich mit allen Kräften dem höchsten Ziele zustreben, das macht der Glaube.

8. Der Glaube treibt uns an, das Höchste zu erreichen, das Wunder, welches uns äußerlich umgibt, zu einem innern geistigen zu machen. Der Glaube ist der Wecker und Führer des Geistes, der uns beständig antreibt, nicht stille zu stehen, bis wir das Höchste erreicht haben. Nur indem wir diesem geistigen Antriebe nach dem Höchsten nachgehen, glauben wir wirklich. Wer stehen bleibt, hat den Glauben verläugnet.

Jede Rührung ist ja auch nur ein Anstoß und eine Mahnung, weiter zu gehen. Wer gerührt ist, ist bewegt. Wer aber stille stehen will, was hilft dem die Rührung und der Anfang der Bewegung? Wer wirklich bewegt ist, muß doch zu etwas bewegt werden.

Auch die Wunder sind da, um einen äußern Anstoß zu dieser geistigen Bewegung zu geben, nicht aber um den Geist an das Aeußerliche und Unbegreifliche zu fesseln. Alles Sinnliche ist das Vorbild des Geistes. Alles Vorbildliche muß aber der Wahrheit weichen. Der Geist allein kann das Bleibende gewinnen und besitzen. Dem Sinne ist das Wunder fremd. Dem Geiste ist es nahe, natürlich und wesentlich. Alles Sinnliche muß daher in's Geistige übertragen werden, um bleibend und wahr zu sein. Ist es im Geiste lebendig geworden, so erscheint es nicht mehr als Wunder, sondern als Natur des Geistes, und ist doch erst das eigentliche Wunder, eben weil des Geistes Natur mit dem, was dem sinnlichen Menschen als Wunder erscheint, von gleicher innerer Beschaffenheit ist.

Dafür gibt das Gefühl, die Ahnung des Wunders selbst Zeugniß. Um theilnehmen zu können an etwas, was uns und unserer Natur fremd

und unbekannt war, müssen wir uns im Geiste in ein anderes unbekanntes Reich des Lebens versetzen. Indem wir im Geiste neue Gedanken in uns aufnehmen und uns in andere Gegenden und Zeiten versetzen, entsteht etwas Neues in uns, wir sind der unmittelbaren Wirklichkeit enthoben. Geschieht das nicht auch auf wunderbare Weise? Freilich ist dieses Wunder ein bekanntes, natürliches, jedem geistigen Leben stets gegenwärtiges, und in soferne kein Wunder, weil es etwas Natürliches ist. Aber dennoch hat es auch wieder die Eigenschaften des Wunders, und in soferne ist das Wunder dem Geiste natürlich.

Alles, was im Geiste vorgeht, geschieht nach der Natur der Wunder, und der Geist soll nicht die Macht und die Pflicht haben, sich in dieser seiner Heimath zurechtzurücken? Der Geist soll fremd bleiben in seiner eigenen Heimath, damit das Wunder ihm äußerlich bleibe und ihn nur äußerlich berühre, während es ihm innerlich fremd bleibt und sogar Furcht einflößt?

9. Wenn aber jedes Wunder auf die wahre Heimath des Geistes hindeutet, so thut dieß das von Johannes erzählte Wunder der Brodvermehrung deutlicher und entschiedener als viele andere. Es schildert recht eigentlich in vorbildlicher Weise einen geistigen Vorgang. Was hier sichtbar und in sinnlicher Gestalt vorgeht, das geschieht in geistiger Weise bei jeder wirklichen Ernährung des Geistes. Nur in Stückwerken, und zwar nur in wenigen gebrochenen Stücklein, empfängt der Geist das Leben und die Erfahrung, zuerst durch die fünf Sinne, mit denen er die Erscheinungen auffaßt, dann durch die beiden Kräfte der Seele, durch das Empfindungs- und Vorstellungsvermögen, durch welche wir die sinnliche Erscheinung in uns aufnehmen. Aber diese Stücke, die ihm nur gebrochen zukommen, vermehren sich durch die Theilung. Je mehr wir aufnehmen, desto mehr bleibt uns übrig. Das Scheiden und Vergleichen macht den Inhalt immer reicher, und wenn wir an irgend ein Ziel der Erkenntniß kommen, bleibt uns mehr übrig zu neuer Erkenntniß, als zuvor da war. Der Vorwurf, daß aus jeder beantworteten Frage immer zwölf neue herauswachsen, ist gerade der Triumph des Geistes, das Zeugniß seiner Unerschöpflichkeit. Derjenige, dem nicht mit jeder Antwort neue Fragen sich aufschließen, hat ohnehin nichts erkannt.

10. Wir müssen daher zweierlei Wunder unterscheiden, leiblich-sichtbare oder äußere Wunderzeichen und innere, geistige Wunderwerke. Zwischen den beiden Reichen des Lebens, dem leiblichen und geistigen, und den ihnen entsprechenden Wundern steht aber auch ein drittes,

nicht minder großes und weites Reich, das Reich der Seele und ihres Lebens, dem gleichfalls das Wunder keineswegs fremd ist. Vielmehr sind die Wunder gerade der Seele nahe und ihrem Leben verwandt. Im Leben der Seele geschieht Alles auf eine verborgene, geheimnißvolle und darum wunderbare Weise. Die Seele ist die Trägerin und Verwalterin der Geheimnisse des Lebens. Darum ist in ihr Alles und doch Nichts im eigentlichen Sinne Wunder. Ihr Leben ist eine unausgeschiedene Wechselwirkung des geistigen und leiblichen Lebens, in welcher jedes Natürliche in's Wunderbare und alles Wunderbare wieder in's Natürliche übergeht. Was wir daher bloß in den Ahnungen der Seele empfangen, ist weder leibhaftes noch geistiges Wunder, ist nur die Fähigkeit, alles an sich Natürliche in den Kreis des geistigen und übernatürlichen Lebens hineinziehen, aber auch alles Uebernatürliche der bloß sinnlichen Beschränktheit und Geistlosigkeit preisgeben zu können. Das wirkliche Wunder muß aus diesem dunklen Reiche der Schatten hervortreten an das Licht des Tages der leiblichen oder geistigen Sichtbarkeit.

Ist es die Bestimmung des Wunders, gesehen zu werden, so kann es nicht seine letzte Bestimmung sein, leiblicher Weise allein in seiner dem Geiste unbekannten fremden Gestalt gesehen zu werden. Vielmehr ist seine Bestimmung, im Lichte des Geistes erkannt zu werden und dem Geiste Licht zu spenden. Nur so ist das Wunder Brod und Nahrung des Geistes. Das aber will und soll es sein. Nicht um den Leib zu nähren, bedarf es der Erlösung, sondern um den Geist zu nähren mit himmlischer Speise. Diesem hat sich Christus zur Speise gegeben. Darum sagt er seinen Jüngern, als diese nicht begreifen können, wie Er sein Fleisch zur Nahrung der Menschen hingeben könne: „Der Geist ist es, der lebendig macht; das Fleisch nützt nichts. Die Worte, die Ich euch gegeben habe, sind Geist und Leben" [1].

Wir müssen also bei den Wundern unterscheiden die Wunder, die äußerlich sichtbar, gleichsam leibliche Wunder sind, von den Wundern des Geistes und beide von jenem geheimnißvollen wunderbaren Mittelreiche der Seele, in welchem das Wunder seine nächste und unmittelbarste Macht offenbart. Ebenso müssen wir unterscheiden zwischen den Wundern, die der Vater in dem sichtbaren Reiche der irdischen Erscheinungen wirkt, und den Wundern des Geistes im innern Leben der Hei-

---

[1] Ev. Joh. 6, 64.

ligung, und diesen beiden Wundern jene beizählen, die Christus in geheimnißvoller Weise in den Sacramenten verborgen hat. So entspricht das Reich der Wunder den Reichen des irdischen menschlichen Lebens und dem ewigen Reiche göttlicher Herrlichkeit. Die Wunder unterscheiden sich nach den Grundverhältnissen der menschlichen und nach der Dreipersönlichkeit der göttlichen Natur.

11. Aus ihnen bricht ein Lichtstrahl hervor, der die Nacht des irdischen Lebens ebenso wie die verborgene Tiefe göttlicher Unendlichkeit beleuchtet. Werden wir darum des Wunders beraubt, wenn wir in diese seine Bedeutung eingedrungen sind? Werden wir Gott weniger für seine Wunder und Gnaden danken, weil wir die Wunder des Sohnes von denen des Vaters und Geistes, weil wir die bleibenden Wunderwerke von den vorübergehenden Wunderzeichen unterscheiden gelernt haben? Werden wir Gottes Liebe weniger erkennen, weil wir sie in ihrer dreifachen Vollkommenheit und in allen Reichen des Lebens kennen gelernt haben? Können wir uns weniger seiner göttlichen Vorsorge vertrauen, wenn wir auch das lichte Ziel erkennen, zu welchem seine Liebe uns führen will?

12. Wenn die Mutter ihr Kind in den Armen hält und es im Schlafe behütet, so ist allerdings das Kind geborgen in den sorgenden Mutterarmen. Wenn aber das Kind aus dem Schlafe aufwachend die Augen aufschlägt und die Mutter anlächelt, dann erst wacht die rechte Innigkeit der Mutterliebe mit dem erwachenden Kinde auf. So trägt Gottes Liebe die menschliche Seele auch da, wo sie gleichsam schlafend und unbewußt in kindlicher Unschuld durch's Leben wandelt, mit mütterlicher Sorgfalt in ihren Armen. Aber diese göttliche Liebe, die auch da für uns sorgt, wo wir ihre Sorgfalt nicht erkennen, will darum nicht, daß wir die Fülle dieser göttlichen Liebe nie erkennen, sondern vielmehr, daß wir im Geiste die Augen aufschlagen und seine ewige Liebe ersehen sollen. Nun erst blickt die ewige Liebe der Menschenseele tief in's Auge und nimmt die liebende Seele in diesem Liebesblicke gleichsam ganz in sich auf, so daß Auge in Auge blickend und Liebe in Liebe versinkend die Seligkeit der Kinder Gottes unendlich und ewig dauern muß, weil im Anblicke dieser Liebe unsere Seele ganz von ihr durchleuchtet und beseligt wird.

XXX.

Text: „Als es aber Abend geworden, gingen die Jünger an das Meer hinab, bestiegen ein Schiff und fuhren über das Meer nach Kapharnaum. Es war schon finster geworden und Jesus noch immer nicht zu ihnen gekommen. Das Meer aber tobte sehr, weil ein heftiger Wind wehte. Nachdem sie nun fünfundzwanzig bis dreißig Stadien fortgerudert hatten, sahen sie Jesum auf dem Meere daherwandeln und nahe an das Schiff kommen. Da fürchteten sie sich. Er aber sagte zu ihnen: Ich bin's, fürchtet euch nicht. Nun wollten sie Ihn in das Schiff nehmen; aber plötzlich war das Schiff am Lande, nach welchem sie fuhren." (Joh. 6, 16—21.)

Inhalt: Durch die einzelnen Umstände der wunderbaren Erscheinung Christi auf dem Meere werden die Vorgänge aller Wunder des innern Lebens vorgebildet.

1. Kaum, daß der Evangelist die Erzählung des Wunders der Brodvermehrung zu Ende geführt hat, erzählt er uns ganz gegen seine Gewohnheit schon wieder ein anderes Wunder. Zwei ihrem Inhalte nach so ähnliche Erzählungen können wohl einander gegenseitig bekräftigen, und die zweite kann vielleicht den Eindruck, den die erste gemacht hat, verstärken, aber sie kann nicht wohl etwas wesentlich Neues zur Betrachtung darbieten. Vielleicht wäre es daher besser, diese zweite Erzählung gänzlich zu übergehen, um gleich zu einem seinem Inhalte nach bedeutungsvolleren Texte fortzuschreiten. Die Erzählung des Johannes bietet noch inhaltsreiche Stellen genug, bei denen zu verweilen sich lohnt. Warum sollten wir also bei solchen Punkten uns aufhalten, die wenig Aussicht auf reichen Inhalt versprechen? So kann man denken, wenn man die Worte des Johannes nur obenhin als einfache Erzählung eines andern Wunders Christi ansieht; wenn wir aber die Worte des Evangeliums näher betrachten, so wird uns nicht die Armuth ihres Inhaltes, sondern vielmehr der in wenigen Sätzen zusammengedrängte Reichthum desselben in Besorgniß setzen.

Daß der Evangelist es nicht auf eine bloße Anhäufung und Wiederholung wundervoller Begebenheiten abgesehen hat, wissen wir; denn

wir haben ihn schon genau genug kennen gelernt, um zu wissen, daß Ueberflüssiges oder geistig Bedeutungsloses zu sagen seine Sache nicht ist. Jede Erzählung einer Begebenheit hat bei ihm ihren bestimmten Zweck. Was wollte er also mit diesem zweiten Wunder der Erscheinung Christi und seines Wandelns auf dem Meere?

Offenbar ist hier ein Ereigniß erzählt, welches nicht wie das vorhergehende Wunder auf eine große Volksmenge, sondern nur auf die kleine Schaar der Jünger Bezug hatte. War das Wunder der Brodvermehrung eine Vorschule für die Lehre, welche Christus hinsichtlich der geistigen Nahrung aller Gläubigen geben wollte, so hatte dieselbe allerdings auch für die Jünger dieselbe Bedeutung wie für Alle. Die Jünger, welche zu besondern Zeugen seiner Lehre ausersehen waren, bedurften aber auch noch einer besondern, nähern und innern Vorbereitung. Das Wunder der Erscheinung des Herrn auf dem Meere war mit der höchsten Gemüthsbewegung der Jünger unmittelbar verbunden, und bezeichnet in noch höherem Grade als das Wunder der Brodvermehrung einen innern und geistigen Vorgang.

2. Sobald wir es von dieser Seite betrachten, werden alle einzelnen Umstände bedeutungsvoll und jedes einzelne Wort der Erzählung erhält sein besonderes Gewicht.

Wenn es zuerst heißt: „Als es Abend geworden war, gingen die Jünger an das Meer, bestiegen ein Schiff und fuhren über das Meer," so ist damit ein scheinbar zufälliger und gleichgültiger Umstand ausgesprochen, der nur den äußern Verlauf der vorigen Begebenheit abschließt. Aber schon in diesem scheinbar äußerlichen Umstande der Erzählung ist durch den in diesem Umstande hergestellten Zusammenhang beider Begebenheiten eine große und allgemeine Wahrheit angedeutet. Daß derselbe Umstand, der eine bestimmte Begebenheit abschließt, zugleich eine neue einleitet, ist ein allgemeines Gesetz alles Lebens. Noch näher wird dasselbe durch den Inhalt der Anfangsworte selbst ausgesprochen.

Wie hier von dem Abende jenes an Wundern reichen Tages geredet wird, so hat jeder Tag seine Wunder und doch jeder seinen gleichmäßigen Verlauf, seinen Mittag und Abend. Wie der Tag seinen Abend hat, so hat Alles, was auf Erden athmet und lebt, seinen Abend. Auch die Blume läßt ermattet ihr blüthenbekränztes Haupt in Schlummer sinken, und wie sie haben alle noch so blühenden Gefühle ihren Abend, an dem sie entschlummern und andern Empfindungen weichen. Jedes Leben auf Erden, jede Bewegung, jede noch so große Aufregung geht

nur allzu rasch ihrem Abend entgegen. Jeder bloß natürlichen Stimmung und Bewegung müssen wir einmal Ruhe gönnen, müssen von allen Abschied nehmen. Wohl uns, wenn wir dann mit den Jüngern zu Emaus sagen können: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden" [1]. Wie wenig Herzen aber können das! wie Wenige sind es, die den Herrn gefunden, ehe es Abend geworden!

Wohl wird es Abend bei Allen, aber der Herr ist noch immer nicht da. Wir lassen es so gerne Abend werden, ehe wir zu einem rechten Entschlusse kommen. Wir wollen nicht entscheiden, und darüber vergeht der Tag, und der Abend kommt heran und wir sind noch immer auf demselben Punkte. Indem wir die Dinge an uns herankommen lassen, kommen wir nicht zu ihnen; wir erkennen sie nicht, verstehen sie nicht; werden von ihnen gleichsam überfallen und bewältigt. Darüber geht die Erkenntniß und die rechte Freiheit verloren. Es wird nicht bloß Abend um uns, es wird finster um uns und in uns. Wer unthätig zusieht, wie das Leben verrauscht, wird wohl den Abend erwarten und die Finsterniß der Nacht, aber nicht den Herrn finden.

Allein was können wir thun ohne Ihn? Was hilft alle Mühe und Thätigkeit ohne Seinen Beistand? Spricht nicht der Herr selbst: „Wer ohne mich sammelt, der zerstreut"? [2] Also bleibt uns nichts übrig, als ruhig und demüthig zu warten, bis er kommt. Seine Ankunft mußte die Menschheit, und muß Jeder erwarten, aber nicht in unthätiger Ruhe. Wer, statt sich selbst zu entschließen, statt selbst zu handeln und die eigene Kraft anzustrengen, auf Hülfe von außen, auf irgend einen Zufall, oder ein sogenanntes Glück wartet, der wartet nicht auf den Herrn. Wer aber auf die Wunder göttlicher Gnade wartet, damit diese allein Licht und Kraft schaffen in ihm, wer Gott anruft, das für ihn zu vollbringen, was er zu bequem ist selbst zu thun, der wartet gleichfalls nicht auf den Herrn. Die so warten, die erwarten nicht den Herrn, sondern bloß den Wunderthäter, der ihnen helfen soll, der kommen soll, um ihnen zu dienen, der also nicht ihr Herr, sondern ihr Diener sein soll.

3. Die Wunder, welche in die Sinne fallen, sollen hinweisen auf die innern Wunder der Gnade, sie sind Zeugnisse der Offenbarung Gottes, aber nicht innerliche Wirkungen seiner Gnade. Die Gnade und Wahrheit will sich innerlich im Geiste offenbaren. Die Wunder sollen im Geiste sich erfüllen. Damit aber die Wunder des Geistes geschehen

---

[1] Luc. 24, 29. [2] Luc. 11, 23.

können, muß zuvor ein geistiges Leben sich zeigen. Wo der Geist sich nicht selbst bethätigt, kann auch kein Wunder an ihm geschehen. Ohne Bethätigung des eigenen Willens, ohne selbstständige Anwendung der eigenen Kräfte ist kein geistiges Leben da, in welches die göttliche Gnade erleuchtend und umwandelnd eintreten könnte. Einmal muß der Mensch selbst sich entschließen, selbst Hand an's Werk legen, wenn er Gottes Wunder erfahren will. Jeder muß, wie die Jünger, einmal das Schifflein eines innern Berufes besteigen, muß die eigenen Kräfte und Mittel gleich Rudern anwenden, um hinauszufahren auf das Meer des Lebens.

4. Wie weit aber soll diese Fahrt sich erstrecken? „Sie ruderten fünfundzwanzig bis dreißig Stadien weit," sagt das Evangelium. Das ist gleichsam der Spielraum, welchen Gott der eigenen Thätigkeit eines Jeden anweist, ehe die letzte Entscheidung eintreten muß. Bis zu einer gewissen Höhe soll und kann der Mensch die eigenen Kräfte und Mittel gebrauchen, ohne einen entscheidenden letzten Entschluß ergreifen zu müssen. Zuerst müssen die Kräfte entwickelt sein, ehe sie mit vollem Bewußtsein angewendet werden können. In natürlicher Entwicklung bedarf aber der neugeborne Mensch im Allgemeinen gegen 25 bis 30 Jahre, bis er zur Höhe der natürlichen Entfaltung seiner Geistes- und Seelenkräfte gelangt. Diese Entwicklung geht nach gewissen Stufen und Gesetzen vor sich, in welchen die natürliche Ausbildung der Seelenkräfte und der in ihnen ruhenden Anlagen gleichsam noch keinen Herrn kennt. Es kann eine gewisse Unschuld in diesem Vermögen des Geistes herrschen, die uns vor dem Mißbrauch derselben beschützt. In diesem Zustande können wir über unsere Kräfte verfügen, weniger nach eigener Wahl, als nach dem Bedürfnisse des in seiner Entwicklung begriffenen geistigen Lebens. Die geistige Kraft verlangt zuvor ihre volle Entwicklung, ehe sie ganz und recht zum Dienste Gottes gebraucht werden kann.

Sowie die Unschuld des Leibes bei Kindern sein kann, ohne daß sie darum wissen, und eben weil sie nicht darum wissen, ebenso kann auch eine gewisse Unschuld der Seele sein, in welcher der Mensch bloß der Ausbildung seiner geistigen Anlagen nachgeht und nicht ruht, bis er dieselben so weit ausgebildet hat, als es möglich ist. Dabei denkt er noch nicht an einen Zweck, an einen Herrn, dem er dieselben weihen will. Er will sich bloß in den Besitz seiner Anlagen setzen und rudert emsig auf das hohe Meer hinaus.

5. Endlich aber, wenn diese natürliche Befähigung ihr volles Maß erreicht hat, kommt doch der entscheidende Augenblick. Wir müssen uns

auch über Ziel und Verwendung unserer Anlagen und Kräfte Rechenschaft geben. Ist die Entfaltung einer Lebenskraft ihren stillen Weg fortgegangen bis zu ihrem letzten natürlichen Vermögen, dann muß sie in ein übernatürliches Verhältniß eintreten und in diesem ein neues Leben gewinnen, oder sich selbst aufgeben und in sich verfallen. Der ihr bestimmte Tag ist vorüber; sie fühlt ihre Abnahme, ihre Ohnmacht; es wird Abend. Die eigene Kraft verläßt uns, und wenn nun das Herz seinen rechten Herrn nicht gefunden hat, wird es finster in uns.

Aber nicht bloß Finsterniß überfällt uns, auch der Sturm kommt dazu. „Das Meer tobte sehr," sagt das Evangelium, „weil ein heftiger Wind wehte." Die Seele wird, wenn die Stunde einer solchen Entscheidung kommt und der Wille das rechte Ziel, das Herz den Herrn nicht gefunden hat, dem es dienen will, von entgegengesetzten heftigen Bewegungen ergriffen, und in der Unschlüssigkeit und Haltungslosigkeit, in der es sich befindet, von äußern Einflüssen wie von Sturmwinden umhergeschleudert und um so gewaltiger erschüttert, je größer die natürlichen Anlagen, je tiefer das Meer der Seele ist. Mit der natürlichen Begierde und der unbewußten Sehnsucht nach einem fernen Ziele alles Verlangens streitet nun der Eigenwille um die Herrschaft. Je größer die Kräfte sind, die dem Willen zu Gebote stehen, um so tiefer und gewaltiger ist die Aufregung, die in der Seele zu toben beginnt. Die Macht der Leidenschaft erwacht mit allem Ungestüm. Dieser steht die äußere Welt, steht die Pflicht und das Gebot gegenüber. Je mächtiger diese dem Eigenwillen entgegentreten und gegen ihn ankämpfen, um so entschiedener wird er seine eigene Gewalt geltend machen wollen. Je tiefer wir unsere Ohnmacht fühlen, um so mehr beharrt der eigene Wille darauf, allem Widerspruch zum Trotze sich dennoch geltend zu machen.

Dieser Sturm, der das Herz und die menschliche Kraft bis in den tiefsten Grund erschüttert, ist gefährlich für die Seele, aber auch heilsam. Er ist die unerläßliche Bedingung des wahren geistigen Lebens, der höchsten sittlichen und geistigen Erhebung des Menschen. Das Herz, welches nie bis zum tiefsten Grunde erschüttert worden ist, nie die ganze Gefahr des Lebens und des Verlustes seines Inhaltes erfahren hat, wird auch nie die Nähe des Herrn und seine Macht erkennen.

So lange noch die Seele ihren eigenen Kräften traut, so lange nicht Finsterniß und das Toben des Meeres sie erschreckt und die letzte Entscheidung ihr nahe legt, ist auch die Erscheinung des Herrn nicht zu erwarten. Mit Ernst denkt der Mensch an das Höchste erst dann, wenn

seine Seele auf's Tiefste erschüttert ist. Selbst ein muhamedanischer Dichter, Dschellaleddin Rumi, hat den Sinn dieser Erzählung des Evangeliums in dieser geistigen Bedeutung aufgefaßt und spricht von Christus: „Auf Wogen wandelt Jesu Geistgestalt; das Auge sieht Gestalten, dem Geiste nur des Seelenmeeres Tiefen sich entfalten."

6. Dieser tiefen Aufregung der Seele sollen wir nicht entfliehen wollen. Aber wir sollen die Mahnung und Stimme des Herrn in ihr erkennen und nicht aus Furcht die Besinnung verlieren. Wer diese Tiefe, diese Bewegung fürchtet, findet ebenso wenig den Herrn und seine Hülfe, als derjenige, der in dieser Bewegung nicht den Herrn, sondern nur die Befriedigung seiner Eigenliebe sucht. Nicht in der Bewegung und dem Sturme liegt die zu fürchtende Gefahr, denn gerade da, wo die Gefahr äußerlich am größten, da ist die Hülfe des Herrn innerlich am nächsten; sondern darin, daß wir in unserer Verblendung den Herrn, wenn er nun naht, nicht erkennen.

Mitten in dem Sturme überfällt den Menschen der Gedanke an das Ende. Dieses selbst aber erscheint ihm schreckhaft und er fürchtet sich vor dem, was ihm naht. Eben weil er nicht abgeschlossen hat mit seinem Leben, weil er jeden Widerspruch, der dem Eigenwillen und der beliebigen Anwendung der eigenen Geisteskraft entgegentritt, bekämpft, kann und will er um so weniger den letzten fürchterlichsten Zwang der endlichen Entscheidung anerkennen. Der Gedanke an den Schluß seines Lebens macht ihn zittern. Er kann sich gar nicht denken, daß hier eine Macht über ihn Gewalt erhalten soll, die er nicht freiwillig anerkennt. Er will das Ende nicht sehen, hält den Tod für einen unnatürlichen Gedanken, für ein Gespenst [1] aus einer andern Welt, das ihm Furcht erweckt.

Dennoch ist gerade hinter diesem Gedanken an das Ende und den Tod die letzte Erscheinung, der letzte Aufruf, die letzte Mahnung des Herrn an die im Sturme des Lebens herumgeschleuderte Seele verborgen. Daß wir an den Tod mit Schrecken denken, ist der Beweis, daß wir nicht mit Schrecken an ihn denken sollen, sondern daß wir in ihm den Anfang eines andern Lebens erkennen können und sollen. Weil wir das Ende sehen, müssen wir auch über das Ende, das wir sehen können, hinausblicken. Nicht der Tod des Leibes, sondern die Beseligung oder

---

[1] Als Ihn seine Jünger auf dem Meere wandeln sahen, entsetzten sie sich und sprachen: Es ist ein Gespenst, und sie schrieen laut vor Furcht. Math. 14, 26.

Unseligkeit des Geistes ist das Ende. Dem, der den Herrn des Geistes nicht erkennt, erscheint in dieser Mahnung eine schreckhafte Gestalt aus einer andern Welt, er sieht in dem Ende den Tod, der aber, der den Herrn und seine Stimme kennt, dem erscheint in diesem Gedanken selbst das Höchste, die wahre Hülfe in der höchsten Noth, er sieht und erkennt in dem Gedanken an das Ende die Mahnung und Stimme des Heilandes [1].

7. Wie aber und woran sollen wir in diesem Sturme und in dieser Finsterniß des Lebens den Herrn erkennen? An seinem Worte: „Fürchtet euch nicht, Ich bin's." „Ich bin's!" in diesen Worten ist Alles gesagt. Niemand als Er kann sagen: „Ich bin's."

Was auch immer das Herz bewegen mag, das Wort: Ich bin's, läßt sich aus allen Bewegungen, aus allen Gründen, Entschuldigungen und Erklärungen nicht heraushören. Die Begierde des Herzens ist nicht ein Erzeugniß eines selbstbewußten freien Strebens. Ihre Macht kommt aus der verborgenen Tiefe eines unpersönlichen blinden Triebes. Hier ist kein Ich, sondern eine unpersönliche finstere Gewalt, die drängt und treibt. Es ist Etwas, was uns bewegt, aber wir wissen nicht, was dieses unbekannte Etwas ist und woher es stammt, noch wohin es führt.

Aber auch wenn der Eigenwille die Begierde zur Leidenschaft entflammt, wenn wir dieser Leidenschaft gehorchend immer nur sagen, ich will dieses oder jenes, ich will und muß Ehre oder Ansehen, Lust oder Rache haben, wohin sind wir dann gekommen? Zu einem innern ruhigen Sein? zum reinen Wollen und Lieben? oder nicht vielmehr zur unsteten Bewegung des ewig unruhigen Wollens und Verlangens? Das Herz ruft ewig nur: ich will's, aber es kann nie sagen: ich bin's. Es ist nie, was es will. Die Begierde ist ohne Bewußtsein dessen, was sie begehrt. Sie ist ohne Wille. Der Eigenwille aber ist ohne bleibendes, ewiges Gesetz. Er will, aber er ist nicht.

Fragen wir aber die Vernunft um die letzte Entscheidung, so wird diese zwar eine Menge Entscheidungsgründe in Bereitschaft haben, für Alles einen Grund wissen. Aber was sagen diese Gründe? Sie bezeichnen irgend ein Verhältniß, das entscheiden soll, irgend eine wahre oder erfundene Nothwendigkeit, warum wir dieses oder jenes thun oder annehmen müssen; aber alle einzelnen Gründe entscheiden nichts, alle weisen nur auf einen letzten, höchsten Grund, und dieser Grund muß unabhängig und frei von allen Verhältnissen und Bedingungen sein, dieser

---

[1] Vgl. LXIII.

letzte Grund kann von keiner Vernunft abhängig sein. Den letzten Entscheidungsgrund kann Niemand aus nothwendigen Ursachen ableiten, denn von ihm muß Alles abhängen, weil er der höchste ist. Die letzte Entscheidung in uns gibt nicht die Vernunft, sondern der Wille. Der Wille in uns aber ist nicht der letzte Grund aller Dinge. Er ist nichts für sich, er will bloß etwas für sich. Der letzte Entscheidungsgrund für Alles, was ist, muß daher ein Wille sein, der über Alles ist, durch den Alles ist, der allein sagen kann: „Ich bin, der ich bin" [1], wie der aus dem brennenden Dornbusch zu Moses redende Herr, oder wie derjenige, der zu seinen Jüngern sagt: „Fürchtet euch nicht, Ich bin's."

Niemand kann in seinem Namen so antworten. Er allein kann sagen: „Ich bin's."

8. Aus seinem Munde erhält das Wort: „Fürchtet euch nicht!" seine volle Kraft. Erst wenn wir diese Stimme in unserem Herzen vernommen und ihre Nähe und Liebe erkannt haben, dann hat alle Furcht ein Ende [2]. Was sollen wir dann noch fürchten, welcher Verlust kann uns dann noch schrecklich sein, wenn wir das Höchste erkannt und in uns aufgenommen haben? Daß wir aber Gott und seine Liebe erkennen, unsere höchste Hülfe und die Vollendung unseres Wesens in der Liebe Gottes erfassen, das ist das Höchste. In der Liebe ist jede Furcht unnütz, und selbst die Furcht vor dem Tode nicht mehr Furcht, sondern Zeugniß für die Bestimmung zur Seligkeit. Was soll der fürchten, der das Höchste gefunden hat und jeden andern Verlust für Gewinn erachtet? Wenn wir am Ziele sind, was sollen wir fürchten? Wir sind aber am Ziele, wenn wir den Herrn erkannt, seine Stimme im Herzen vernommen haben.

9. „Nun wollten sie Ihn in das Schiff nehmen, da waren sie plötzlich am Lande, nach welchem sie fuhren," sagt das Evangelium. Das ist die einfache Schilderung aller Wunder des Geistes. Wenn wir lange gesucht und vergeblich geforscht, geht uns mit einem Mal ein Licht auf. Wir wundern uns, daß das uns nicht schon längst eingeleuchtet hat; halten es kaum für möglich, daß wir das nicht immer sollten erkannt haben, was uns so einfach und einleuchtend erscheint, sobald wir es einmal erkannt haben. Wie unerquicklich, wie verkehrt scheint uns Alles, was wir zuvor gedacht und gethan haben!

Dennoch war es nicht möglich ohne jene mühsame und, wie es

---

[1] 2 Mos. 3, 14. [2] Vgl. 1 Joh. 4, 17 u. 18.

schien, unfruchtbare und erfolglose Anstrengung das Ziel zu erreichen. Die Mühe, die zur Erkenntniß nothwendig ist, bleibt nie erfolglos, weil sie die Freiheit bethätigt. Ohne die Mühe ist die Freiheit und ohne die Freiheit das Wunder des Geistes nicht möglich. Die Mühe selbst ist allerdings nicht das Ziel, aber sie ist die nothwendige Vorbedingung dazu. Keine Mühe ist umsonst, auch wenn der Erfolg noch so lange auf sich warten läßt und der Sturm des Lebens alle Hoffnung zu vernichten droht. Wer das Wahre mit dem rechten Ernst gesucht, wird auch das Land erreichen, nach dem er steuert, wenn auch nach vielen Mühen und großen Gefahren. Eine letzte entscheidende Stunde bringt ihn plötzlich an das Land.

10. Darum sollen wir die Bewegung, die Mühe, die Gefahr nicht scheuen. Ehe wir das Ziel erreichen können, muß zuvor das Herz in seiner Tiefe aufgeregt sein. Jede Erkenntniß, jede wirkliche innere Lebenserfahrung wird nicht ohne diese tiefe Aufregung erworben. Allein die Tiefe der Bewegung ist noch nicht das Ziel. In ihr erscheint uns erst der Ernst des Lebens und die Mahnung zum rechten Gebrauch der eigenen Kräfte. Zugleich werden wir durch dieselbe auch der Freiheit und Kraft des Willens, die zum Ziele führen, uns bewußt. Aber in diesem Bewußtsein liegt eine neue Gefahr: die Gefahr der Ueberschätzung der eigenen Kraft. Auch diese muß überwunden werden. Auch die Ohnmacht des menschlichen Wollens müssen wir erfahren haben; dann erst kann das innere Verständniß der Worte des Herrn sich vollenden, sein Wort tröstend und helfend das Wunder der letzten geistigen Entscheidung in uns vollbringen. Das sollen wir in allen Gefahren und Stürmen des Lebens und der Zeiten bedenken. Keine Gefahr haben wir zu fürchten, als die Eine, daß wir den Herrn und seine Stimme im Sturme nicht erkennen.

Das aber ist die Aufgabe des ganzen Menschengeschlechtes, daß es den Herrn erkenne. Auch die Weltgeschichte hat ihre bestimmten Entwicklungsstufen, auch sie hat ihre Stürme, wie das einzelne Menschenleben. Es mag nun allerdings jetzt der Fall eingetreten sein, daß wieder ein Tag der Weltgeschichte zu Ende geht, daß es Abend wird und Stürme hereinbrechen, denn in der That ist es finster geworden in Vielem. Die unbesonnene Neuerung hat ebenso wie das starre Festhalten an gewohnten Formen Finsterniß über die Zeit verbreitet. Immer tiefer muß diese Finsterniß werden, je stürmischer und unversöhnlicher solche Gegensätze einander bekämpfen. Aber auch dieser Sturm wird und muß vorüber-

gehen, und die Stimme des Herrn läßt sich auch in diesem Sturme vernehmen. Solche Stürme müssen die Tiefe des Lebens aufregen, damit die Menschen auf das Höchste sich besinnen. Vieles muß anders werden, was die Zeit gebildet, damit das Ewige aus den vergänglichen Bildungen der Zeit in reiner, ungetrübter Wahrheit hervorgehen kann. In vielen Dingen haben wir die letzte Entscheidung noch nicht erkannt, in vielen Gestaltungen des Lebens die Stimme des Herrn noch nicht vernommen. Die verborgene Lebenskraft, die nicht erkannte Wahrheit muß endlich auch an das Licht treten. In Allem, worin wir noch nicht Christi Stimme, nicht das ewige Gesetz seiner Wahrheit erkannt haben, müssen wir erst durch den Sturm der Zeiten zu jener Tiefe hingewiesen werden. Die Stürme werden nicht ruhen, bis wir überall das Wort des Herrn vernehmen: „Ich bin's, fürchtet euch nicht." Wer aber die Stimme des Herrn im Geiste vernehmen gelernt hat, wird sie auch vernehmen am Tage der letzten Entscheidung; denn: „Das ist der Wille des Vaters," spricht der Herr, „daß Jeder, der den Sohn sieht, das ewige Leben habe, und Ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage" [1].

XXXI.

Text: „Des andern Tages bemerkte das Volk, welches noch jenseits des Meeres stand, daß nur ein einziges Schiff da gewesen, und daß Jesus nicht mit seinen Jüngern in das Schiff getreten, sondern daß seine Jünger allein abgefahren waren. Da nun das Volk sah, daß weder Jesus noch seine Jünger da waren, bestiegen sie auch die Schiffe und kamen nach Kapharnaum, um Jesus zu suchen; und da sie Ihn jenseits des Meeres fanden, sprachen sie: Rabbi! wann bist du hieher gekommen? Jesus antwortete ihnen und sprach: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ihr suchet mich nicht darum, weil ihr Wunder gesehen, sondern weil ihr von den Broden gegessen habt und satt geworden seid. Bewerbet euch nicht um Speise, die vergänglich ist, sondern um die Speise,

---

[1] Ev. Joh. 6, 40.

welche bis in das ewige Leben dauert, die euch der Menschensohn geben wird, denn Ihn hat der Vater beglaubigt. Da fragten sie Ihn: Was sollen wir thun, daß wir Gottes Werke wirken? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Dieß ist Gottes Werk, daß ihr an Den glaubet, Den Er gesandt hat."

(Joh. 6, 22—29.)

Inhalt: Von der Nahrung des Geistes, die in's ewige Leben währt.

1. Der Hauptinhalt des sechsten Kapitels des Johanneischen Evangeliums ist die Lehre von dem Altarssacramente oder von der geistigen Speisung der Gläubigen durch das Fleisch und Blut des Heilandes. Als Vorbereitung auf diese geheimnißvolle und wichtige Lehre erzählt Johannes die Begebenheit von der wunderbaren Speisung der Tausende in der Wüste mit fünf Broden und zwei Fischlein. Um auf die geistige Bedeutung dieses Wunders hinzuweisen und uns tiefer in das Verständniß der durch dasselbe vorbereiteten Lehre einzuführen, wird die Erzählung von der Erscheinung Christi auf dem Meere von dem Evangelisten unmittelbar an jenes Wunder der Brodvermehrung angereiht.

Was diese beiden Erzählungen andeutungsweise aussprechen, das wird in der Mahnung Christi: „Bewerbet euch nicht um Speise, die vergänglich ist, sondern um Speise, die in's ewige Leben dauert, die euch der Menschensohn geben wird," in bestimmten Worten ausgesprochen. Diese Mahnung, nach geistiger Speise zu trachten, wird aber zunächst durch das Gegentheil, durch die natürliche Begierde des Menschen nach leiblicher Nahrung eingeleitet. Wie sich diese Begierde in so vielen menschlichen Bestrebungen als das Hauptmotiv aller Handlungen zeigt, so tritt sie insbesonders hier in ihrer ganzen Niedrigkeit hervor. Es scheint ein hartes Wort für diejenigen, die dem Herrn nachgefolgt waren über das Meer, wenn ihnen Christus vorhält: „Wahrlich, ich sage euch, nicht darum suchet ihr mich, weil ihr Wunder gesehen, sondern weil ihr von dem Brode gegessen habt und satt geworden seid." Also nicht einmal um des Wunders willen waren sie gekommen. Ist doch die Begierde, Wunderbares und Außerordentliches zu sehen, keineswegs etwas Großes und Außerordentliches, sondern selbst sehr gewöhnlich und gemein, und hat ihren Grund in der ganz natürlichen geistlosen Neugierde. Aber Christus kannte seine Leute und hat ihnen sicher keinen Vorwurf gemacht, den sie nicht verdienten.

2. Zwar scheint es unglaublich, daß dieselben Menschen, die das Wunder der Brodvermehrung mit angesehen, die den Wunderthäter kannten und ihn zum Könige machen wollten, die in die Wüste gekommen waren, um seine Lehre zu hören, so schnell und so gründlich Alles wieder vergessen haben sollten, was sie gesucht, gesehen, gefühlt hatten. So unglaublich es scheint, so natürlich ist es. Wer nicht zum Höhern sich erheben läßt, sinkt nothwendig in die Tiefe hinab. Gerade das Wunder, welches in ihrem irdischen Sinne die Sehnsucht nach geistiger Nahrung wecken sollte, hatte die gemeine Gesinnung der Selbstsucht wachgerufen. Da sie sahen, wie leicht es dem Wunderthäter wurde, Tausende mit Wenigem zu speisen, da erwachte die im Herzen schlummernde Begierde, stets auf so bequeme Weise gesättigt zu werden. Wer das zu Stande brächte, der war ihnen König und Gott. Das ist der überall sich geltend machende Zug der irdischen Gesinnung, die in jedem Herzen schläft, und sich nicht etwa nur bei jenen Juden, die von dem Herrn in der Wüste gespeist worden waren, sondern überall und zu allen Zeiten wiederfindet. Zeugnisse für diese Gesinnung beizubringen, ist leider nur allzu leicht. Sie begegnen uns überall, und es ist schwerer diesen Zeugnissen auszuweichen, als sie aufzufinden. Doch ich will nicht untersuchen, auf wie Viele auch unter den Christen der Vorwurf des Herrn: „Ihr suchet mich nicht um der Wunder willen, sondern weil ihr von dem Brode gegessen habt und satt geworden seid," anwendbar sein möchte. Dagegen aber dürfte es um so mehr am Orte sein, auf die Mahnung des Herrn hinzuweisen: „Bewerbet euch nicht um Speise, die vergänglich ist, sondern um Speise, die in's ewige Leben dauert."

3. Oder ist vielleicht auch diese Mahnung überflüssig in einer Zeit, die durch ihre Jagd nach Kenntnissen und nach geistiger Nahrung sich vor allen Jahrhunderten auszeichnet? Wann hat man je so viel Zeit und Mühe auf Erwerbung von Kenntnissen, so viel Aufwand auf Schulen und Institute, auf Unterricht und Wissenschaft verwendet, als heutzutage? Wozu alle diese Gymnasien und Realschulen, diese Universitäten und Akademien, diese Bibliotheken und Lesevereine, wenn nicht aus übergroßer Begierde nach Unterricht und geistiger Nahrung? Freilich redet das Evangelium nicht von der Nahrung des Geistes überhaupt, sondern „von der Speise, die in's ewige Leben währt." Allein das macht in der Sache keinen Unterschied. Nahrung des Geistes ist doch nur dasjenige, was in's ewige Leben währt. Alles Andere, was wir sonst im Geiste ergreifen mögen, nährt den Geist nicht.

Wenn aber das ist, so handelt es sich nicht darum, wie viel wir wissen, sondern was wir zu wissen begehren. Die Absicht ist das erste Kennzeichen der wahren geistigen Nahrung. Was schon nach der Absicht, in welcher es gesucht wird, nicht über die zeitliche Lebensdauer hinausreicht, gibt dem Geiste nicht Speise, die in's ewige Leben dauert.

Ein solches Streben gilt der Nahrung des Leibes, der Vermehrung des Erwerbes, der Verbesserung unserer irdischen Güter. Oder es gilt der Nahrung der Eitelkeit, weil das Wissen nur gesucht wird, um sich mit Ehren in Gesellschaft zu produziren, um zu glänzen, zu gefallen, um Ehre und Ansehen zu erwerben. Oder endlich es gibt Nahrung jenem Geiste der Lüge, der im Herzen verborgen wohnt und eitles Wissen suchen lehrt, um entweder das Herz selbst über seine wahren Bedürfnisse zu täuschen und ihm durch Unterhaltung und eitles Spiel des geistigen Genießens die Zeit zu stehlen, oder um Andere zu täuschen und den Mangel an wahrer Gemüthstiefe, an tieferer Empfindung, an Güte des Herzens durch den Glanz erworbener Kenntnisse und Fertigkeiten zu verhüllen.

4. Wer das für Nahrung des Geistes hält, der versteht nicht, was den Geist nährt, und hält Gift für Nahrung. Es geht ihm wie jenen Jüngern zu Ephesus, die der Apostel Paulus fragte, ob sie den heiligen Geist empfangen hätten, und die ihm zur Antwort gaben: „Wissen wir doch nicht einmal, daß es einen hl. Geist gibt" [1]. „Wenn einen Vater sein Kind um Brod bittet," sagt das Evangelium, „wird er ihm einen Stein, und wenn es ihn um einen Fisch bittet, eine Schlange, und wenn um ein Ei, einen Scorpion geben?" [2] Das thut ein Vater seinem eigenen Kinde gegenüber nicht. Aber die Welt- und Zeitbildung thut es.

Wenn das Gedächtniß mit einer unglaublichen Menge von Gegenständen überhäuft wird, die der Verstand nicht begreifen und verdauen kann, was ist das anders als ein Stein, der dem nach Erkenntniß verlangenden Geiste gereicht wird?

Der Kopf muß jene schimmernden Fertigkeiten sich aneignen, mit denen die Gesellschaft unterhalten sein will. Ihm werden jene glänzenden Kenntnisse eingeübt, die wie die schimmernden Schuppen der Schlangenhaut die Schlange der Eitelkeit in der Seele alljährlich neu bekleiden, und jener Schlange der Verführung, die klüger ist als alle übrigen Thiere, den Eingang in so manches Paradies der Unschuld erleichtern. Institute und Erziehungsanstalten aller Art thun ihr Möglichstes, um diese Eitelkeit zu

---

[1] Apostelg. 19, 2. [2] Luc. 11, 12.

nähren, und während die Gemeinheit der Gesinnung schlangengleich auf dem Bauche kriecht und Staub verschlingt, muß doch die Außenseite glänzen und die glatten Schuppen der sogenannten Bildung zur Schau tragen.

Noch schlimmer aber ist es, wenn der Geist, von diesem Stachel der Eitelkeit getrieben, sich über Alles hinwegsetzen lernt, wenn er nichts mehr achtet, als nur sein eigenes Wissen und Können, wenn er in dieser Selbstüberschätzung, in dieser Keckheit seines Meinens, Alles geringschätzen und an Allem verzweifeln lernt, um zuletzt an sich selbst zu verzweifeln und den Scorpionstachel der Unzufriedenheit immer tiefer in's Herz zu drücken, bis es an diesem Gifte stirbt. Das ist das Ende einer Geistesbildung, die schon vom Anfange nicht auf das gerichtet ist, was über alles zeitliche Leben hinausreicht.

Wenn alle Kräfte des Geistes angespannt werden, um Bildung, Kenntnisse, Wissenschaft zu erwerben, so sollte man doch zuerst fragen: wozu das Alles? Was können wir uns aber darauf für eine Antwort geben? Reicht unsers Herzens Sinnen und Trachten nicht über die Zeit und das irdische Leben hinaus, kennen wir kein höheres, unsterbliches Ziel unseres Strebens, wozu dann all' der Aufwand von Kräften? Muß auf diese Weise nicht der Geist zum Diener der Eitelkeit, der Verstand zum Knecht des Magens werden?

5. Aber die freie Wissenschaft, verfolgt diese nicht andere, bessere, unsterbliche Zwecke? Wie mancher Verfechter und Vorkämpfer der Wissenschaft setzt sein ganzes Leben ein, um ohne Glaube Wahrheit und nur die einfache und, wie er meint, reine Wahrheit zu suchen? Schön und groß ist ein solches Streben, und jedenfalls ein Beweis, daß der Mensch fähig ist, um eines unsterblichen Zweckes willen zu leben und zu sterben. Aber um so trauriger, wenn der Gewinn nicht des Einsatzes werth ist, wenn der Mann, welcher das irdische Leben daran setzt, nicht das ewige dafür eintauscht. Wie traurig, Alles opfern zu können, einen Muth zu haben, der über alles Irdische hinausreicht, wenn diesem Muthe kein würdiges Ziel entsprechen soll, wenn ihn nichts Anderes erwartet, als was die moderne Wissenschaft bisher erreichte, die Läugnung jenes unsterblichen Lebens, um dessen willen es doch allein sich lohnt, das irdische hinzugeben! Heißt das Nahrung dem Geiste geben, die in's ewige Leben dauert, wenn eben dieses Leben dem Geiste sich entzieht?

6. Aber die Kunst strebt doch sicher nach einem höheren Ideale, schwingt sich von aller irdischen Gemeinheit des Erwerbes und zeitlichen

Besitzes zu himmlischen Sphären, zu ewigen und unsterblichen Idealen empor. So sagt man — aber ist es auch wirklich so, wie man versichert? Auch wenn man die Vielen nicht erwähnt, deren Kunst nach Brod oder Ehre geht, sondern an solche Künstler glaubt, die nur das in ihnen lebende Vorbild und Ideal erreichen wollen, bleibt die Versicherung, daß die Kunst ihren Jüngern Nahrung des Geistes reicht, die in's ewige Leben währt, doch immer noch weit hinter der Wahrheit zurück. Entweder wird der Künstler vom lebendigen Glauben an die göttliche Offenbarung und Liebe beseelt und empfängt aus diesem seine Begeisterung, und dann ist es der Glaube, der seine Kunst belebt und seinen Geist mit unsterblicher Speise nährt; oder der Künstler kennt die beseligende Macht des Glaubens nicht. Welches sind dann die Ideale, die ihn begeistern, wenn der Glaube todt und die Anbetung des höchsten, persönlichen, gottmenschlichen Ideals erloschen ist? Was kann der Künstler, der den Glauben verloren hat, weiter beginnen, als den Verlust seines Paradieses beklagen, den unauslöschlichen Jammer, der im glaubensleeren, öden Herzen wohnt, in schmerzlichen Bildern und Worten aussprechen? Wenn er das nicht thut, lügt er, und wenn er es thut, so ist es ja wieder nicht die Nahrung des Geistes, die in's ewige Leben dauert, welche er kennt und gibt, sondern die erschütternde Klage um den Verlust derselben.

7. Wenn aber Wissenschaft und Kunst vergeblich ihre Kräfte in diesem unbefriedigenden Streben opfern, was sollen wir zu Jenen sagen, die, ohne ihre geistige Kraft anstrengen zu wollen, ruhig und mit gekreuzten Armen daneben stehen und zusehen, die, ihres Glaubens sich rühmend, derjenigen spotten, die sich so sehr der Gefahr ausgesetzt und ihre Kräfte an solche Bestrebungen verschwendet haben? Sind diese, die sich aller Geistesanstrengung enthalten, um vom Himmel die Güter des Geistes zu erwarten, welche menschliche Kraft aus sich allein doch nicht zu erreichen vermag, nicht die allein Weisen und Guten? Sie sind es, wenn es edel ist, der Noth und des Jammers Anderer zu spotten; wenn es rühmlich ist, selbst thatenlos dazustehen und zuzusehen, wie Andere untergehen; wenn es christlich ist, sich eines Glaubens zu rühmen, der uns ohne eigene geistige Thätigkeit zu bloßen Zuschauern der geistigen Mühen Anderer herabwürdigt. Ist ihr Glaube wirklich Nahrung des Geistes für sie geworden, wo sind die Thaten des Geistes, die sie in Kraft dieses Glaubens verrichtet haben? Wo sind die Zeugnisse der Begeisterung, welche den Geist dieser Bekenner des Glaubens zu unsterblichen

Dichtungen entflammen sollte? Wo sind die Werke der Wissenschaft solcher Glaubenshelden, welche Zeugniß geben, daß sie alles weltliche Wissen bereits überflügelt haben, und einer tieferen Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge triumphirend sich rühmen dürfen?

Oder ist vielleicht das Alles überflüssig? Werden diese zahmen Glaubenshelden vielleicht sagen: wozu solche Mühe? Der wahre Glaube ist sich selbst genug; er bedarf keines Zeugnisses von außen, bedarf nicht der Werke, er ruht in der Gewißheit seiner eigenen Wahrheit und findet seine Glückseligkeit in sich selbst. Wo haben sie das gelernt, daß der Glaube der Werke nicht bedarf? Wo ist etwas lebendig, das sein Leben nicht auch durch seine lebendige Entfaltung bewährt? Wie soll aber irgend etwas im Menschen sich bewähren, wenn nicht dadurch, daß es seinen Geist nährt und kräftigt, und wie soll des Geistes Kraft sich erproben, wenn nicht in Thaten und Werken des Geistes?

8. „Bewerbt euch um Speise," spricht der Herr, „die euch der Menschensohn geben wird, denn ihn hat der Vater beglaubigt." Er sagt nicht: der Sohn Gottes, und doch kann nur der Sohn Gottes Speise geben, die in's ewige Leben währt. Aber die Speise, die der Sohn Gottes hat, muß der Menschensohn geben. Das Ewige und Göttliche nährt den Geist, aber nur in menschlicher Weise kann es empfangen werden. Das Licht ist es, welches alles irdische Leben ernährt. Doch nicht unmittelbar. Wenn aber das Licht in die Erde dringt und diese erwärmt und die Frucht des Feldes reift, dann ernährt es durch dieselbe den Leib. Darum setzte Christus bei: „Denn Ihn hat der Vater beglaubigt." Die Erneuerung und Umwandlung der natürlichen Gaben durch den Willen ist die Beglaubigung der wirklichen Erneuerung des Willens durch den Glauben an den Sohn. Diese Beglaubigung aber ist ein innerer Vorgang, welcher in ähnlicher Weise wie die Ernährung des Leibes sich vollzieht.

9. Mit der geistigen Speise ist es in dieser Hinsicht wie mit der leiblichen Nahrung. Auch diese muß eine Umwandlung erfahren. Nicht die Speise selbst nährt, sondern die Verwandlung der in den Magen aufgenommenen Speise in Fleisch und Blut ist es, was den Leib nährt.

Alles Geistige aber ist an diese Umwandlung angewiesen. Wenn der Dichter an der Sägemühle vorübergeht und sieht Brett um Brett vom Stamme niederfallen, so wird er mit diesem Vorgange einen andern im Geiste verbinden, der ihm diese Bretter zeigt, wieder zusammengefügt dem Menschen zur letzten Behausung dienend. Er denkt bei diesem me-

chanischen Vorgang an ein anderes wichtiges, entscheidendes, für das menschliche Herz innerlich bedeutsames Ereigniß, und der äußerlich mechanische Vorgang hat im Geiste des Dichters Bedeutung, Geist und Leben gewonnen. Wie hier der Dichter, so kann der Mensch überall in allen äußern Vorgängen des Lebens die Bilder innerlicher Vorgänge sehen.

Oder er kann, von den äußerlichen Gegenständen und ihren unendlichen Verschiedenheiten absehend, denkend die sinnlichen Eindrücke derselben zu Begriffen umgestalten und sich so von ganz einzelnen Dingen und Vorstellungen zu allgemeinen bleibenden Gesetzen und Wahrheiten erheben.

Ob aber der Geist Bilder gestaltet oder Begriffe formt, ob er dichtet oder denkt, in beiden Fällen muß er selbstthätig die Welt, die außer ihm ist, ergreifen und umgestalten. Fehlt in dieser seiner Bemühung seinem Denken die lebendige Anschaulichkeit, so kommt dieser die dichtende und bildende Kraft zu Hülfe, und fehlt seinen Vergleichungen und Bildern die allgemeine Wahrheit, so muß der Gedanke erweiternd und ergänzend zu Hülfe kommen. Wenn aber beide zusammenwirken, werden sie auch der Welt Meister und gewinnen aus den äußern Gestalten inneres Leben.

10. Aber Beides ist ja doch wieder dem Irdischen entnommen, wie kann es Speise sein, die in's ewige Leben dauert? Alle diese Begriffe und Bilder, werden sie den Geist wirklich für die Ewigkeit nähren? An sich thun sie das freilich nicht. Sie geben nur den äußern Stoff, der erst von einer höhern Kraft umgewandelt werden muß, damit er Nahrung werde für das ewige Leben. Aber ohne diesen Stoff ist ja nichts da, was umgewandelt werden und den Geist ernähren könnte. Die Speise nährt nicht an sich. Sie wird genommen aus einer untergeordneten Lebensbildung und wird erst durch die umwandelnde Kraft des organischen Leibes zur wirklichen Speise. Daran eben erprobt sich die innere Kraft, daß sie das äußerlich Empfangene verwandelt.

11. Bei der leiblichen Speise wird der irdische Stoff von dem Leibe aufgenommen und verwandelt. Im Geiste wird gleichfalls die sinnliche Erfahrung von der Außenwelt genommen und in geistige Anschauung verwandelt. Die so entstandenen Geistesprodukte nähren den Geist in seiner natürlichen Freiheit und Selbstständigkeit. Aber sie geben ihm noch keine Gewißheit und Freude eines unsterblichen Lebens. Um Nahrung zu werden, die in's ewige Leben währt, muß das vom Geiste aus irdischen Vorstellungen aufgenommene Leben abermals verwandelt werden.

Diese umwandelnde Kraft des Geistes aber ist der Glaube. Wie es das Wesen des Lichtes ist, zu leuchten, so ist es des Glaubens Wesen, innerlich alles geistige Leben zu durchdringen und zu erleuchten und eben dadurch das Irdische in Geistiges, das Geistige in Unsterbliches zu verwandeln. Darum gibt Christus auf die Frage der Juden: „Was müssen wir thun, um die Werke Gottes zu wirken?“ keine andere Antwort, als daß er sie auf den Glauben hinweist. „Dieß ist Gottes Werk,“ antwortet er ihnen, „daß ihr an Den glaubet, den er gesandt hat.“

12. Nicht darum handelt es sich, das eine oder das andere äußere gute Werk zu thun, um dafür einen bestimmten Lohn zu empfangen, sondern darum, daß wir den Glauben in unserem Geiste wirken lassen und ihm stets neue Nahrung durch unsere geistige Bemühung zuführen, damit der Glaube fort und fort innerlich wirken könne. Wenn wir nicht im Geiste müßig gehen, sondern uns mühen, an Begriffen und Bildern des Lebens stets reicher zu werden, und dann in diese Bilder- und Begriffswelt die Sonne des Glaubens hineinleuchten lassen, so wird sich in diesem Reiche des geistigen Lebens ein neues Leben entfalten; das irdische wird verwandelt und zur Speise, die in's ewige Leben dauert.

Fragt wohl der Rosenstrauch, was er thun soll, um seine Bestimmung zu erfüllen? Hat er Nahrung für seine Wurzel und Sonne für seine Aeste, werden sich von selbst die Rosen an seinen Zweigen entfalten. So ist es mit dem Geiste. Gebt dem Geiste Nahrung für seine Wurzeln, bringt seine Zweige an die Sonne des Glaubens und wartet dann getrost auf die Blüthen, die er treiben wird. Der Glaube ist die ewige, Alles verwandelnde und verherrlichende Macht im Geiste. In ihm wird Alles Speise zum ewigen Leben. Von dem, der den Glauben hat, gilt das Wort des Evangeliums: „Wer hat, dem wird gegeben, damit er im Ueberflusse habe“ [1]. Von diesem Glauben spricht der Herr: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer an Mich glaubt, der hat das ewige Leben“ [2].

---

[1] Matth. 25, 29. [2] Ev. Joh. 6, 47.

XXXII.

Text: „Darauf sprachen sie zu Ihm: Was thust du für ein Wunder, auf daß wir's sehen und dir glauben? was wirkest du? Unsere Väter haben Manna gegessen in der Wüste, wie geschrieben steht: „„Er gab ihnen Brod vom Himmel zu essen."" Da sprach Jesus zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: nicht Moses hat euch Brod vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das wahre Brod vom Himmel; denn das Brod Gottes ist dieß, welches vom Himmel herabkommt und der Welt das Leben gibt." (Joh. 6, 33.)

Inhalt: Die Umwandlung des Geistes durch Christus und die geistige Bedeutung der Sacramente.

1. Es liegt ein harter und tief beschämender aber gerechter Vorwurf in den Worten, mit welchen Christus die Juden anredet, welche Ihm nach dem Wunder der Brodvermehrung über das galiläische Meer gefolgt waren: „Wahrlich, ich sage euch, ihr suchet mich nicht darum, weil ihr Wunder gesehen, sondern weil ihr von den Broden gegessen habt und satt geworden seid." Daß sie ihm wirklich nicht um des Wunders willen gefolgt waren, geht schon aus ihrer Frage hervor: „Rabbi, wann bist du gekommen?" Obwohl sie gesehen, welches Wunder Christus kurz zuvor gewirkt hatte, obwohl sie wußten, daß nur Ein Schiff am Ufer gewesen, und daß Christus nicht in dasselbe gestiegen war, so denken sie doch an kein weiteres Wunder, sondern an eine heimliche Ankunft Christi, fragen nicht, wie, sondern nur, wann bist du gekommen? Daß sie aber nur um der von Christus vorgehaltenen Absicht willen gekommen waren, das geht aus ihren weitern Antworten deutlich hervor. Sie haben dieser Absicht kein Hehl. Sie sind durchaus nicht von den Worten Christi beschämt. Im Gegentheil, sie wollen Ihn beschämen, und verweisen auf Moses und auf das, was sie durch Moses erhalten zu haben glauben, und begehren damit nicht so fast sich zu entschuldigen, als vielmehr ihr Recht auf eine solche Forderung geltend zu machen. „Unsere Väter", sagen sie, „haben Manna in der Wüste gegessen, wie geschrieben steht: „Er gab ihnen Brod vom Himmel zu

essen.“ Was gibst du uns? „Was für ein Wunder thust du für uns, daß wir's sehen und dir glauben?“

Das war also die ganze Wirkung der Wohlthat des Herrn und seines Wunders! So wenig hatte das, was Er vor ihren Augen gethan, auf ihren Geist gewirkt, so wenig ihr Herz gerührt! Und wenn sie auch allerdings im ersten Augenblicke von der Sorgfalt des Herrn und von der Offenbarung seiner göttlichen Macht bewegt wurden, und in dieser ersten Begeisterung Ihn zum Könige machen wollten; so zeigt doch gerade diese ihre Erklärung, wie wenig sie den wahren Sinn seiner Worte und Werke begriffen hatten, wie wenig eine Rührung des Herzens zu bedeuten hat, die nicht von einem höhern geistigen Verständnisse getragen und über die natürliche Empfindung emporgehoben wird.

2. Mit der Rührung des Herzens ist es überhaupt eine ganz eigene Sache. Nichts ist leichter, als das menschliche Herz zu rühren, wenn man seinen Neigungen und Wünschen nachgibt, und nichts ist schwerer, als die Herzen der Menschen zu höheren Anschauungen zu erheben, zu wirklicher geistiger Höhe zu führen.

Mit der bloß natürlichen Rührung ist es — wie mit einer Heerde Schafe. Rede denselben immerhin die schönsten und rührendsten Sachen vor, werden sie davon irgend bewegt werden? Nein, weil sie nichts von der ganzen Rede verstehen. Erhebt aber ein einziges Lamm der ganzen Heerde die klagende Stimme, sogleich werden viele mitfühlende Stimmen antworten, weil der Ton, den sie vernehmen, in den Bereich der Empfindung aller übrigen fällt. Wer Schafe rühren will, muß mit der Stimme und dem Tone der Schafe sich vernehmbar machen. So ist es auch mit den Menschen.

Jeder wird nur von dem gerührt, was in den Bereich seiner eigenen Empfindung fällt. Alles Andere begreift er nicht. Was wir nicht begreifen, das wird uns auch nicht rühren. Was aber mit den eigenen Empfindungen zusammenfällt, das setzt unser Herz in natürliche Bewegung. Wer an einer Krankheit darniederliegt, die einen baldigen Tod ihm vor Augen stellt, wer einen theuren, geliebten Angehörigen vor nicht langer Zeit durch den Tod verloren hat, der wird durch das Wort Sterben allein schon bis zu Thränen gerührt. Was immer dem Herzen unmittelbar nahe geht, davon wird es auch leicht bewegt und gerührt. Gerade in unserer durch sentimentale Lectüre verweichlichten Zeit ist es am wenigsten schwer für den, der sich dazu hergeben will, die aus Empfindsamkeit schwachen Gemüther in Rührung zu versetzen. Wer es ver-

steht, alltägliche Gedanken und Gefühle, die Jedem nahe liegen, in schönen wohlklingenden Redensarten auszumalen und mit emphatischer oder zitternder Stimme vorzutragen und diesen Vortrag noch mit einigen zärtlich klingenden Anreden auszuschmücken, der kann seines Erfolges gewiß sein. Lautlos sitzen die in Rührung versunkenen Herzen und hören, ohne eigentlich etwas zu hören oder zu verstehen, sie fühlen bloß, fühlen in ihren eigenen Gefühlen und Träumen sich so sanft berührt und glücklich. Wenn wir sie aber nach dem, was sie gehört haben, fragen, so wissen sie nur das Eine, daß es schön, daß es gar zu schön gewesen.

Das ist, wie wenn wir in schwülen Sommertagen im kühlen schattigen Walde auf weichem Moose ruhen, und es rauschen die Bäume über uns und in ihren Zweigen singen die Vögel, da träumen wir auch so in unsern Gefühlen dahin und sind glücklich oder traurig in unserer Schwärmerei. Wir hören und fühlen wohl etwas; verstehen aber freilich nichts von dem Waldesrauschen und Vogelgesang und von all' dem, was wir hören, und wissen auch nicht so recht, was wir fühlen, aber wir sind doch bewegt und gerührt — wovon? von uns selbst und unserm eigenen Gefühle.

Das ist recht angenehm, aber höchst inhaltlos und gefährlich zugleich; das ist, wie wenn ein Wandersmann, der lange auf Felsen und Steinen gewandelt ist, endlich auf weichen Moorgrund tritt, und sich freut über diesen sanften Boden, der seinen Füßen so angenehm ist, und fröhlich weiter wandert, bis er in dem weichen Sumpfe versinkt.

3. Das Gefühl ist an sich nicht verderblich, die Rührung nicht gefährlich, vielmehr können beide dem geistigen Leben einen raschern, frischern, freudigern Impuls, eine höhere Lebenskraft geben; aber dann muß das geistige Leben die Hauptsache sein und die Rührung bloß die dienende Kraft. Wenn es aber umgekehrt ist, wenn diese unsere Empfindung und augenblickliche Stimmung zum Maßstab der geistigen Höhe des Lebens gemacht wird, wenn wir fordern, daß das Wort der Wahrheit, daß die geistige Kraft sich nach Stimmung und augenblicklicher Erregung des Gefühls richten soll, dann haben wir das Recht verkehrt, die Wahrheit verläugnet, und das Ewige und Göttliche an die natürliche Schwäche und menschliche Leidenschaft verrathen. Nicht von unserm Gefühl ist die ewige Wahrheit abhängig, sondern unser Gefühl ist wahr, wenn es sich zum Verständniß der ewigen Wahrheit erhebt. Auch die Juden waren gerührt von dem Wunder des Herrn. Aber ihre Rührung ruhte in ihrem Eigennutz, in ihrer auf die Ernährung des Leibes allein ge-

richteten Gesinnung. Um diesen Preis konnte Christus sie Alle gewinnen, konnte Tausende von Anhängern sich erwerben, wenn er den Eigennutz derselben befriedigte. Das aber ist nicht der Weg, den Gott die Menschen führen will, nicht der Weg der Wahrheit und Liebe Gottes. Der Weg, welcher die natürliche Selbstliebe zum letzten Ziele hat, führt nicht zu Gott. Wer auf diesem Wege Gott sucht, findet Ihn nicht.

4. Nichts ist dem Wesen der Religion mehr entgegen, als diese Berufung auf das eigene augenblickliche Gefühl, als die Forderung, daß sich Wahrheit, Recht und Wunder nach unsern Wünschen und Neigungen richten sollen. Wenn wir verlangen, daß die Erklärung des göttlichen Wortes sich nach unserer Stimmung richte, was thun wir anders als der Landmann, der unbekümmert um die Lehre und die höhere Wahrheit göttlicher Offenbarung von seinem Geistlichen nichts weiter verlangt, als daß er, nach dem gebräuchlichen Ausdruck zu reden, wettergerecht sein soll? Was ihn kümmert, ist ja auch nur sein Bedarf, seines Herzens Wunsch, der eben nur auf des Leibes Unterhalt gerichtet ist. Das ist das tiefe Verderben der menschlichen Natur, daß sie selbst das Göttliche zum Dienste des Eigennutzes herabzieht, daß sie Gott Opfer bringt, um Ihn den eigenen Wünschen geneigt zu machen, daß die Gebete und Opfer der Menschen so oft dem Opfer Kains gleichen, „auf welches Gott nicht herabsah“ [1]. Der Mensch gibt vor, Gott zu opfern, und opfert seinem Ich, will von Gott, daß er dem Menschen diene, und daß Gottes Wunder ihm zeitlichen Vortheil bringen sollen. Solch ein Herz mag christlich zu glauben meinen, aber es denkt und fühlt nicht christlich, sondern heidnisch.

5. Aber ist denn das Wunder nicht nothwendig, damit Gottes Macht offenbar werde? Wer also Wunder will, was sucht der anders, als Gottes Ehre? Hat nicht auch Christus aus diesem Grunde Wunder gewirkt? Hat nicht Gott selbst auf wunderbare Weise die Israeliten aus Aegypten geführt? Was ist die Geschichte Israels anders, als eine stete wunderbare Führung des auserwählten Volkes, in welcher sich die hohe Macht des Herrn gegenüber den Göttern der Heiden bezeugte? Allerdings machen die Wunder Gottes Allmacht offenbar, aber eben darum können sie nicht dem menschlichen Belieben und irdischen Zwecken dienen. Wenn Gott bei den Israeliten seine Macht bezeugte, so war es, weil die Kindheit ihres Glaubens und die Kindheit der Völker um

---

[1] 1 Mos. 4, 4. Hebr. 11, 4.

sie herum eines solchen Zeugnisses bedurfte, weil der kindliche Sinn noch nicht das Geistige begreift und nur von dem sichtbaren Zeugnisse übernatürlicher Kräfte ergriffen wird. Auch war die Zeit zu Wunderzeichen so zu sagen eingerichtet und dafür auserſehen. Wenn ganze große Familien und Völker, von außerordentlichen Ereignissen ergriffen, im innersten Bestande ihres Lebens erschüttert werden, und in dieser Bewegung nun das Außerordentliche erwarten und sich erfüllen sehen, so ist unter solchen Umständen gerade das Außerordentliche in der Ordnung, und das Wunder eigentlich das Natürliche.

Wenn die tiefste Bewegung der menschlichen Natur noch überdieß großen, welterschütternden Natur-Ereignissen begegnet, wenn die innern verborgenen Kräfte des Werdens und Gestaltens gleichsam noch im Flusse sind, was ist da natürlicher, als daß außerordentliche Begebenheiten der Geschichte auch außerordentliche Zeichen und Erscheinungen im Gefolge haben? Das Meer wird sich, wenn es vom Sturmwinde ergriffen wird, in gewaltigen Wogen erheben, und bis zum Grunde durchwühlt werden, während das feste Land denselben Sturm unbewegt über sich dahin brausen sieht.

6. Was in den geheimnißvollen Tiefen der Natur und der Seele sich regt, und in seiner tiefen Erregung Außerordentliches und Wunderbares zur Erscheinung bringt, das ist dem Bewußtsein verhüllt, und entzieht sich dem Bereiche der freien Willenskraft. In dieser Nacht der Welt und der Seele mag das Große und Wunderbare sich gestalten, aber wir kennen seinen Ursprung und seine Bedeutung nicht. Es kann sich das Gute gestalten, das Göttliche offenbaren, es können aber auch böse und dämonische Kräfte da eingreifen, es kann der Himmel sich öffnen und die Hölle sich aufschließen.

Die S e e l e ist gleichsam in der Schwebe zwischen Himmel und Hölle, und erst im G e i s t e muß es sich entscheiden, welche Macht Gewalt erhält über die Seele. Darum muß jenes Reich der Wunder, die in der Tiefe ruhen, heraufsteigen an das Licht des Geistes. Es muß sich entscheiden, wer herrschen soll über die Seele. Es ist nicht genug, daß die unerforschliche göttliche Macht äußerlich in Wundern und Zeichen sich offenbart. In dieser Aeußerlichkeit bleibt sie dem Geiste selbst fremd und unerkannt, und kann von andern übernatürlichen Kräften nicht unterschieden werden.

7. Sollte sich Himmel und Hölle gänzlich scheiden im Herzen, mußte sich das Göttliche erst noch inniger mit der menschlichen Natur verbinden.

Nur in der höchsten Verbindung der göttlichen Natur mit der menschlichen, in jener Verbindung, die auch den persönlichen Geist mit in sich schloß, war die letzte Ausscheidung aller finstern und bösen Gewalten möglich.

Die höchste Verbindung der göttlichen mit der menschlichen Natur in Christus ist der Wendepunkt der Zeiten, die geistige Erneuerung alles Lebens. Damit aber diese Verbindung der göttlichen Gnade und Liebe mit den Menschen sich nicht bloß in der Menschheit, sondern auch im einzelnen Menschen vollziehe, hat Christus die Sacramente eingesetzt. Diese sind die geistigen Wunder und die Licht- und Haltpunkte sowohl der letzten Vereinigung des Menschen mit Gott, als der letzten Ausscheidung alles Bösen und Dämonischen aus der Natur.

Das Wunder ändert das äußere Verhältniß der Dinge, läßt aber ihr Wesen unverändert. Das Sacrament läßt das äußere Verhältniß unverändert und verwandelt das Wesen. Es ist ein innerlicher geistiger Vorgang, ein Wunder im Geiste. Darum kann nur im Christenthum die volle Scheidung des wahren Geistes göttlicher Liebe von aller selbstsüchtigen und heidnischen Gesinnung sich vollenden. Die Sacramente aber sind die Anhaltspunkte, durch welche der Glaube an die göttliche Bestimmung über die natürliche Begierde und Schwäche siegen lernen soll.

8. Es ist der höchste Mißverstand der Bedeutung der Sacramente, in ihnen die übernatürlichen Mittel zur Erfüllung natürlicher Zwecke, oder fremde außerordentliche Werkzeuge göttlicher Hülfe, die ohne des Menschen freie geistige Mitwirkung für sich eine wunderbare Herrschaft über natürliche und geistige Kräfte gewähren, sehen zu wollen.

So hat der heidnische Sinn allerdings auch die christlichen Heilsmittel vielfach wirklich auffassen wollen. Im Mittelalter hat sich sogar eine eigene Wissenschaft geltend zu machen gesucht, die durch Worte und Zeichen eine gewisse Gewalt über die Geister der Unterwelt sich erwerben und durch diese eine Gewalt und Herrschaft über die Natur zu Gunsten menschlicher Wünsche und Leidenschaften üben zu können hoffte.

Das Hexen- und Zauberwesen hatte sich der Phantasie jener Zeit bemächtigt. Mächtige geistige Wesen oder die bösen Geister selbst sollten dem Willen der Menschen durch geheimnißvolle Mittel und Beschwörungsformeln dienstbar gemacht werden. Aber der Geist der christlichen Wahrheit schloß diesen heidnischen Wahnglauben für immer von der Kirche aus, und verkündete statt dessen die Lehre von der geistigen Bedeutung des Wunders in den Sacramenten. Das christliche Bewußtsein lehrte diese Gesinnung

als ein Abschwören des Glaubens an Gott und als ein Aufgeben der eigenen Freiheit, als ein Bündniß mit dem Satan und ein Verschreiben der persönlichen Seele mit dem eigenen Blute bezeichnen, und sich mit Abscheu von einer Gesinnung abwenden, die, statt selbst Gott dienen zu wollen, gottfeindliche Kräfte zum zeitlichen Dienste eigener Willkür heraufzubeschwören suchte, um diesen dann in ewiger Knechtschaft zum willenlosen Dienste zu verfallen. Dahin ist die Sage von Doktor Faust und manche ähnliche Sage jener Zeit zu deuten, dahin gehört, was uns die Geschichte von der Verworfenheit und Verwerflichkeit des Hexenwesens mit allen seinen gräulichen Umständen und Folgen berichtet.

9. Nachdem aber die Geschichte so deutlich geredet, wäre es um so unverantwortlicher von uns, wenn wir auch jetzt noch die geistige Bedeutung der Sacramente verkennen wollten. Wer von dem Sacramente eine äußere, mechanische, von der Freiheit und eigenen Mitwirkung ganz getrennte Wirkung erwartet, legt ihnen, statt ihrer christlichen, eine heidnische Bedeutung unter, betrachtet sie als magische Mittel und nicht als göttliche Gnadengaben. Die Sacramente sind nicht da, um allein und für sich zu wirken, um die Freiheit und das geistige Leben der Ohnmacht preiszugeben, sondern um der menschlichen Freiheit die rechte Macht und einen höhern Halt zu gewähren. Sie treten ergänzend ein zwischen die Schwäche der menschlichen Natur und die nicht in jedem Augenblicke des zeitlichen Lebens erreichbare Heiligkeit und Vollkommenheit der geistigen Bestimmung. Der Mensch ist, so lange er auf Erden lebt, stets den Schranken des zeitlichen und den Schwächen des natürlichen Lebens unterworfen. Er erhebt sich nur durch die Freiheit des Glaubens über die Schwäche der Natur. Die Sacramente aber sind die Anhaltspunkte, durch welche der Glaube, daß wir in die natürlichen Kräfte auch ein übernatürliches Leben aufnehmen können, sich bestätigen und bethätigen soll. Gerade der Glaube an die Gegenwart der göttlichen Gnade in den Sacramenten soll den Willen zur freien Mitwirkung erheben. Wer sie ohne diese Gesinnung gebraucht, für den werden sie selbst zur Schuld und Anklage.

In diesem Sinne ist das Wort des Herrn zu nehmen: „Nicht Moses hat euch Brod vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das wahre Brod vom Himmel, denn das Brod Gottes ist dieß, welches vom Himmel kommt und der Welt das Leben gibt.“

10. Vom Himmel aber kommt ein doppeltes Leben: das natürliche Leben der organischen Entwicklung des Leibes und der Seele, und das übernatürliche Leben der seligen Freiheit. Das natürliche Leben wird uns ge-

geben, damit wir das übernatürliche durch dasselbe erwerben. Das natürliche Leben aber gibt der himmlische Vater seinen Geschöpfen. Ohne Ihn kann nichts leben und nichts sterben. Wenn die Schrift sagt: „kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eueres Vaters, der im Himmel ist" [1], so ist damit auf diese gänzliche Abhängigkeit der Welt von Gott hingewiesen. Nichts geschieht ohne seinen Willen. Aber darum ist nicht Alles, was geschieht, sein Wille. Nichts ist ohne Ihn, aber darum ist nicht Alles, was ist, in Ihm. Er ist gegenwärtig in Allem, was ist, aber nichts von Allem, was ist, ist in Ihm. Indem er aber Allem, was da Leben hat, dieses Leben erhält, kommt ja die Nahrung jedes lebenden Wesens vom Himmel. An sich ist das Wunder der göttlichen Sorgfalt und Liebe das gleiche, ob die Geschöpfe auf unbegreifliche Weise mit Manna gespeist, oder wie sie sonst genährt werden; das Brod des Lebens kommt vom Himmel. Aber dieses Leben soll, weil es vom Himmel kommt, in seiner letzten Entfaltung auch wieder zum Himmel sich erheben. Dazu ist den Menschen das Leben gegeben, daß es sie zum Himmel zurückführe. Der Vater gibt das irdische Leben, damit es der Sohn erneuere und zum ewigen Leben umgestalte bei allen denen, „die Ihm der Vater gegeben" [2], bei Allen, denen der Vater die Fähigkeit verliehen hat, das Wort Gottes zu hören und in sich aufzunehmen.

11. Sowie ein doppeltes Leben von Gott ausgeht, so müssen wir auch die Sacramente in einem doppelten Sinne als Brod und Nahrung des geistigen Lebens betrachten. Die Sacramente haben eine natürliche und übernatürliche, eine seelische und geistige, eine alt- und neu-testamentliche Bedeutung. Zunächst allerdings werden sie in der Tiefe des natürlichen Lebens eine gewisse, unserm Bewußtsein verborgene, so zu sagen natürlich-seelische Wirkung üben. Der Mensch, seiner natürlichen Entwicklung und seinem zeitlichen Berufe hingegeben, wirkt nur unbewußt mit denselben mit, indem er durch den Glauben im Allgemeinen sich über die Oberfläche des natürlichen Strebens zu erheben, und diese Erhebung durch den Gebrauch der Sacramente zu bethätigen und zu bestätigen sucht. Aber indem so in einzelnen Lichtpunkten das Glaubensleben in ihm aufleuchtet, hat es noch keineswegs den ganzen Menschen durchdrungen. Daß es ihn aber mehr und mehr durchdringe, daß seine Liebe mehr und mehr im Glauben lebendig und frei werde, daß Christus ganz in uns herrschend werde, dazu sollen die Sacramente uns führen.

---

[1] Matth. 10, 29. [2] Ev. Joh. 17, 6.

12. Das ist die wahre Bedeutung derselben, die uns durch die äußere volksthümliche Feier des Festtages des hl. Johannes des Täufers lebhaft und eindringlich veranschaulicht wird. Die Sonnenwendfeier ist ein alter heidnischer Gebrauch, der im Heidenthum selbst, den Menschen unbewußt, auf die christliche Lebenssonne hindeutete, und darum in natürlicher Fortbildung eine tief-christliche Bedeutung angenommen hat. Die Sonnenwende deutet auf das Licht des natürlichen Lebens, das einmal auf der letzten Höhe ankommen und dann unvermeidlich seiner Abnahme entgegengehen muß. Dieses Abwenden der Sonne des natürlichen Lebens deutet somit von selbst auf das Aufgehen und die Erhöhung einer neuen Sonne, die aber, wenn sie nicht eine bloße Wiederholung des alten Wechsels sein soll, eine andere, eine Geistessonne sein muß, die zwar wachsen, aber nicht abnehmen kann.

Auf diese eine Sonne deuten die Feuerzeichen, die in der Nacht des Johannisfestes von allen Bergspitzen leuchten. Sie sind die Feuerzeichen, die auf allen Höhen der Natur und Geschichte emporflammen, um die Nacht des natürlichen Lebens zu bezeichnen, und auf den kommenden Tag und die Sonne des Lichtes, die Alles durchleuchtet, hinzuweisen. Solche Feuerflammen sind die Propheten des alten Bundes, solche Feuerzeichen sind die außerordentlichen Mahnungen, die in das Schicksal eines jeden Menschen erleuchtend eingreifen, und die um so heller leuchten und um so weiter gesehen werden, je höher wir in unserm geistigen Leben unsere natürlichen Kräfte zu erheben versuchen. Aber alle diese einzeln auflodernden Feuerflammen deuten doch nur darauf hin, daß die Menschenseele des Lichtes bedürftig ist, daß sie am Lichte sich erfreut, daß sie aus dem Lichte ihre geistige Nahrung und ihr Leben empfängt, aber sie geben das Licht nicht.

Alle diese zerstreuten Feuerzeichen auf den Bergen und Spitzen der Geschichte, der Natur und des Lebens künden die Sonnenwende alles natürlichen Lichtes und den Aufgang einer höhern Lebenssonne nur an; alle wollen nur das Eine bezeugen, daß nur Ein Licht und Eine Sonne der Wahrheit ist, die Alles erleuchtet und belebt. Christus allein ist die Sonne der Geister, das Licht der Welt. Er ist vom Himmel herabgekommen, um Alle zu erleuchten, und wird wieder kommen mit großer Macht und Herrlichkeit, um zu richten die Lebendigen und die Todten.

XXXIII.

Text: „Da sagten sie zu Ihm: Herr, gib uns doch immer solches Brod! Jesus aber sprach zu ihnen: Ich bin das Brod des Lebens; wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten. Aber ich habe es euch gesagt, daß ihr mich gesehen habt, und doch nicht glaubt. Alles, was mir der Vater gibt, kommt zu mir, und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen; denn ich bin vom Himmel herabgekommen, nicht um meinen Willen zu thun, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat. Dieß ist aber der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, daß ich nichts verliere von alle dem, was Er mir gegeben hat, sondern daß ich es auferwecke am jüngsten Tage. Dieß ist der Wille meines Vaters, der mich gesandt hat, daß Jeder, der den Sohn sieht, und an Ihn glaubt, das ewige Leben habe, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage." (Joh. 6, 34—40.)

Inhalt: Ueber den Unterschied des Reiches des Vaters vom Reiche des Sohnes und über den Uebergang des vom Vater verliehenen natürlichen Lebens in das übernatürliche Reich der Gnade in Christus.

1. Der Evangelist Johannes legt stets auf das gemeinschaftliche Zeugniß des Vaters und Sohnes das größte Gewicht. Auch hier hebt er diese übereinstimmende Zeugenschaft wieder besonders hervor. „Alles, was mir der Vater gibt", spricht der Herr, „kommt zu mir, und der zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen; denn ich bin vom Himmel herabgekommen, nicht um meinen Willen zu thun, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat." Bei aller Uebereinstimmung dürfen wir aber doch den großen Unterschied nicht vergessen, der zwischen dem Zeugniß des Vaters und Sohnes besteht. Beide könnten ja nicht für einander Zeugniß geben, wenn dieses Zeugniß nicht ein verschiedenes wäre. Auf diesen Unterschied deutet schon das Wort des Herrn: „Ich bin nicht gekommen, meinen Willen zu thun"; denn auch diese Rede schon gibt Zeugniß von einem verschiedenen Willen beider Personen. Noch deutlicher tritt dieser Unterschied hervor, wenn Christus von Jedem,

der an Ihn glaubt, versichert: „Ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage"; und wenn Christus vom Vater sagt: „mein Vater gibt euch das wahre Brod vom Himmel", von sich aber: „Ich bin das Brod des Lebens." Der Vater gibt das Brod des Lebens, der Sohn ist dieß Brod des Lebens selbst.

Das Reich des Vaters ist unsichtbar und verborgen in der Natur, das Reich des Sohnes ist offenbar im Worte des göttlichen Gebotes, in der Menschwerdung, in der Liebesthat des Opfers. Die ganze Schöpfung, das natürliche Leben gehört zunächst dem Reiche des Schöpfers an. Was geistig lebt, was Wille und Selbstbewußtsein hat, hat dieß Alles zwar von Natur aus, und daher vom Vater, hat es aber erhalten, um in der Freiheit ein neues Leben durch den Sohn zu empfangen und in sich anzufangen. Der Sohn will Alles, zunächst das, was freien Willen hat, und durch den Willen die Natur zum Vater zurückführen.

2. Diese beiden Reiche können nicht ohne einander bestehen. Eine Schöpfung, die nicht für den Willen und den Sohn geschaffen wäre, hätte keinen Zweck, wäre nicht im Willen des Vaters, und eine Offenbarung, die nicht an die menschliche vom Schöpfer verliehene Natur gerichtet und derselben angepaßt würde, würde nicht als Offenbarung des Sohnes, „der da gekommen ist, nicht um seinen Willen, sondern um den Willen dessen zu thun, der Ihn gesandt hatte", gelten können. Der Wille der geschaffenen Wesen ist nicht frei ohne die ihm anerschaffene Natur, ohne eine vom Vater verliehene Reihe von Fähigkeiten und Kräften, die er nach eigenen Zwecken gebrauchen kann. Bedarf aber der Wille der Geschöpfe einer ihm von Gott-verliehenen Natur, so muß er auch diese Natur in seinen Entscheidungen zu Rathe ziehen, und seine Entschlüsse von dem Maße seiner Kräfte abhängig machen. Der Wille ist einerseits wohl abhängig von seinen natürlichen Anlagen und den Gesetzen, die diesen vom Vater gegeben worden sind, bedarf aber andererseits auch wieder eines eigenen Gesetzes, um seine Freiheit an demselben zu erproben und zu bewahren, und findet dieses Gesetz nicht in der Natur, sondern in der Offenbarung des Wortes Gottes. Diese beiden Gesetze sind mit einander in ihrem tiefsten Grunde in Uebereinstimmung. Vater und Sohn geben Zeugniß für ein und dieselbe göttliche Wahrheit.

3. Dennoch müssen beide Reiche wohl unterschieden werden, wenn nicht eine Reihe von verderblichen Mißverständnissen uns von der Wahrheit scheiden soll. Wer das Reich des Sohnes nicht unterscheidet von dem des Vaters, wird das natürliche Leben auch nicht von dem über-

natürlichen unterscheiden, und die Stimme der Vernunft und die natürliche Empfindung mit der göttlichen Offenbarung verwechseln, und eben darum die göttliche Offenbarung von sich abweisen, weil er auf seine eigene Vernunft vertraut. Selbst in dem Glauben an diese Offenbarung wird es ihm unmöglich, seine eigenen Empfindungen und Meinungen von der göttlichen Offenbarung und Gnade zu unterscheiden. Jeder wird immer sich für gerecht und fromm zu halten geneigt sein, und höchstens die Form des Gebotes erfüllen, den Geist des Gehorsams und der Liebe aber verläugnen, weil er seine eigene Empfindung für Gottes Stimme hält. Andererseits aber wird derjenige, welcher in der Annahme der übernatürlichen Offenbarung auch schon die natürliche Lebensaufgabe erfüllt zu haben glaubt, weil er das übernatürliche Reich Christi nicht von dem natürlichen Reiche der Schöpfung unterscheidet, das Leben für Christus ganz von dem natürlichen Leben trennen wollen und dadurch unfähig werden, seinen Glauben in lebendiger Durchführung zu bethätigen; er wird glauben, aber nicht im Glauben leben, wird überall nur Wunder und Zeichen erwarten, und, statt durch Erfüllung seines natürlichen Berufes dem Glauben zu genügen, in der Lostrennung von allen natürlichen Kräften dem Glauben alle Macht und Wirksamkeit und somit auch seine Lebens- und Liebeskraft entziehen, den Glauben verläugnen, während er vom Glauben allein leben zu können meint. Indem er Alles von Gottes wunderbarer Gnade erwartet, wird er seine eigene Mitwirkung, die Veredlung und Anwendung seiner geistigen Kräfte versäumen und von Gott verlassen werden, weil er sich selbst und die freie Liebe zu Gott verlassen hat. So entsteht ein falsches Vertrauen auf gewaltsame Einverleibung in die Seligkeit, ohne die Ausbildung der natürlichen Fähigkeit dazu.

4. Der Unterschied zwischen dem Reiche des Vaters und des Sohnes ist so groß, daß die Bewohner des einen Reiches die des andern gar nicht verstehen. Wer dem Reiche des natürlichen Lebens und der natürlichen Empfindung seinen Willen hingibt, ist nicht mehr im Stande, die Empfindungen der wahren Liebe und des übernatürlichen Lebens der Freiheit zu verstehen. Es ist, wie wenn Kinder die Gespräche der Erwachsenen über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens mit anhören, aber durchaus nicht begreifen, was Jene mit ihren Reden gemeint haben; oder wie wenn in einem Kreise gelehrter Männer ein Unwissender zugelassen und gefragt wird, was er da vernommen. Wer so recht in das Leben des Genusses oder des irdischen Erwerbens versenkt ist, wird es gar nicht

begreifen können, wie Dieser oder Jener Mühseligkeiten und Beschwerden aller Art über sich nehmen kann, um einen Augenblick schöner Begeisterung zu empfinden, um eine Wahrheit zu ergründen, die sich den Augen der Menschen bisher verborgen hatte. Noch größer ist der Unterschied in der Empfindung, wenn ein Heiliger nach Auflösung und Vereinigung mit Christus sich sehnt, und nicht mehr sich denken kann, wie man die Erde und die irdische Hülle mehr lieben könne, als die Verherrlichung des Lebens durch den Tod und die Auferstehung, während der irdisch gesinnte Mensch es durchaus unbegreiflich finden muß, wie man ohne Furcht vor dem Tode leben und überhaupt eine Sehnsucht nach einem andern Leben empfinden könne. Es sind eben zwei verschiedene Reiche des Empfindens, die sich hier fremd einander gegenüberstehen. Ebenso verschwebt der Duft der blühenden Rose in den Lüften, während die Erde, die an der Wurzel klebt, in starrer Schwere in der Finsterniß und Tiefe verschlossen liegt. Nur ein kleiner Zwischenraum trennt die beiden, die Rose von ihrer Wurzel, aber es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen ihnen, und doch ist das eine Leben, welches einem so ganz fremden Gesetze gehorcht, aus dem andern hervorgegangen, und es bedurfte nur der organischen Kraft, die in der Rose waltet, um jene finstern Erdtheilchen, welche an der Wurzel kleben, zum süßen Dufte umzuwandeln.

5. Beide Reiche gehen in einander über, sobald die umwandelnde Kraft des höhern Lebens in das Reich der Natur eindringt. Aber sie sind sich fremd und sogar feindlich, so lange diese Umwandlung nicht begonnen hat. Je enger das Leben des Geistes der natürlichen Empfindung verbunden ist, desto stärker tritt dieser Gegensatz hervor. Je größer die natürliche Liebe ist, welche die Mutter für ihr Kind empfindet, um so weniger wird sie begreifen, wie sie ohne dieses leben und selig sein könne. Aus diesem natürlichen Gefühle bricht die dem geistig-übernatürlichen Glaubensleben völlig fremde Frage hervor, wie denn ein Mutterherz selig werden könne, wenn es eines von seinen Kindern dieser Seligkeit verlustig sieht? ob denn der Gram um jenes verlorene Kind nicht alle Seligkeit des Mutterherzens stören und diesem selbst den Himmel verdüstern werde? Sollte also wirklich die natürliche Liebe so mächtig sein, daß eine Seele, welche die Herrlichkeit des Reiches göttlicher Liebe und himmlischer Schönheit erblickt hat, noch den Wunsch übrig behalten könnte, diese schöne Harmonie der Ewigkeit möchte doch zerrissen werden, damit der eigene irdische Herzenswunsch, ein ungerathenes Kind

nicht entbehren zu müssen, weil es das eigene ist, in Erfüllung gehen könne? Wenn die irdische Liebe so stark ist, muß dann die himmlische nicht noch viel mächtiger sein? Wird nicht das Herz, welches wahrhaft himmlische Liebe empfindet, der irdischen darüber vergessen? oder sollte es unmöglich sein, das jemals zu vergessen, was einmal das Herz mit Liebe umfaßte? Kann denn nicht die Seele Nachts von einem bösen Traume gequält werden und am Morgen wohl noch wissen, daß sie schwer geträumt, den Traum selbst aber vergessen haben? Kann denn nicht auch ein Mutterherz, wenn plötzlich alle Sinne und Gedanken von ganz neuen Erscheinungen in Bewegung gesetzt werden, auf Augenblicke selbst des hülflosen Säuglings vergessen? und wenn auf Augenblicke, warum nicht für immer? Aber es bedarf dieses Auswegs zur Lösung der gegebenen Frage nicht. Wir dürfen glauben, daß das Herz nichts vergesse. Es soll auch nichts vergessen. Nicht das Vergessen bedingt die Seligkeit, sondern die Umwandlung. Das Gefühl muß ein anderes, höheres, übernatürliches werden, und dieß neue Leben wird das ganze Herz erfüllen und beseligen, und was diese Seligkeit hindern könnte, weit überwiegen und überwinden.

Ist doch das natürliche Leben an Erfahrungen dieser Art nicht so arm, um die Wahrheit dieser Umwandlung unbegreiflich zu finden. Denken wir uns zwei Kinder, die mit einander aufwachsen und sich einander so innig lieb gewinnen, daß sie meinen, nicht ohne einander leben zu können. Mit der Zeit aber beginnt das Eine von beiden, an Wissenschaft und Kunst Geschmack zu finden, sucht den Umgang mit Büchern und verständigen, gebildeten Menschen; das Andere aber bleibt sinnlich und roh, und verwildert in diesem Eigensinne. Was wird die Folge sein? Die feinere, edlere Empfindung des Einen wird von der Rohheit des Andern immer mehr abgestoßen werden, sie werden einander immer unähnlicher, immer fremder, und keines von beiden wird am Ende noch begreifen, wie es je dem Andern irgend habe anhängen können. Die eigene Empfindung wird verwandelt sein, und die erste Gestalt des nun umgewandelten Gefühles wie ein unbegreifliches Räthsel, wie eine fremde Welt erscheinen.

6. Diesen Unterschied der beiden Lebensgebiete, des natürlichen und des übernatürlichen Lebens der Freiheit in Christus, bezeichnet Christus mit dem Worte: „kommen.“ „Alles, was mir der Vater gibt, kommt zu mir.“ Das Kommen deutet auf ein vorhergehendes Fernsein hin. In Hinsicht auf den Raum kann nur, wer räumlich entfernt ist, räumlich

näher und überhaupt zu uns kommen. In Hinsicht auf jede organische Entwicklung bezeichnet das Kommen eine Umwandlung des einen Zustandes in einen andern, die Aufhebung eines innerlichen Unterschiedes und einer innern Entfernung zweier an sich und unter sich verschiedener Naturen. So sagen wir von dem aufgehenden Getreide: es kommt; von der hervorbrechenden Knospe: sie kommt. Dieses Kommen im Reiche des organischen Lebens ist schon ein höherer Grad des von dem Worte Christi bezeichneten Kommens. Ein noch höherer ist das „zu sich Kommen" des Lebens. Der Schläfer, der aus dem Traume, der Kranke, der aus der Ohnmacht erwacht, kommt zu sich. Im weitern Sinne kommt alles Leben aus der Ohnmacht der Willenslosigkeit, aus dem Schlafe und Traume der Bewußtlosigkeit zu sich in der menschlichen Natur. Die menschliche Seele ist der Träger des allgemeinen Bewußtseins der Welt. Im Menschen ist die Natur gleichsam zu sich gekommen. Aber auch der Mensch ist nur dann wahrhaft bei sich, wenn ihn nicht Thorheit und Leidenschaft verwirrt, wenn er seines Zieles und seiner Bestimmung sich bewußt wird. Daher müssen wir noch einen höhern Grad dieses zu sich Kommens unterscheiden. Der Mensch kommt dann erst wahrhaft zu sich, wenn er zu demjenigen kommt, der allein die höchste Wahrheit und Freiheit ist, der allein die ewige Bestimmung und den Weg zu derselben ihm verkünden kann. Christus hat den Menschen jenen Mittelpunkt alles Strebens gegeben, in dem der Mensch allein sein wahres Ich findet. Wer zu Ihm kommt, ist erst recht bei sich. Wer sich selbst sucht, verliert sein tiefstes Leben, wer sich selbst verläugnet, um Ihm nachzufolgen, der findet sich erst in Ihm.

7. Die Sehnsucht nach dieser Erfüllung alles Lebens in Christus ist es, die der Vater allen Menschen in's Leben mitgegeben hat. „Was der Vater mir gibt, das kommt zu mir", spricht Christus. Diese Sehnsucht nach Erfüllung unseres Lebens in Gott ist der Hunger und Durst, von dem das Evangelium redet. Der Hunger des Geistes, die Sehnsucht, zu Ihm zu kommen, ist dem Menschen vom Vater in's Herz gelegt. Was auf Erden lebt, hungert, weil Alles, was lebt, auch der Nahrung bedarf. Der Stein bedarf der Nahrung nicht, weil er kein Leben hat. Wo aber einmal organisches Leben und Bewegung ist, da ist auch ein Hungern und Dürsten, ein Vorwärtsstreben und Sehnen.

8. Diese Bewegung selbst aber ist wieder zweifach. Das Evangelium redet vom Hunger und Durste, und Christus spricht: „mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und mein Blut wahrhaftig ein Trank."

Der Unterschied von Speise und Trank aber ist der, daß die Speise den Stoff der Umwandlung, der Trank aber die Auflösung und Bewegung dieses Stoffes, die wirkliche Umwandlung bezeichnet. So bezeichnet Christus diesen Unterschied einmal dadurch, daß er sagt: „Wer zu mir kommt, den wird nicht mehr hungern, und wer an mich glaubt, den wird nicht mehr dürsten"; ein anderes Mal aber sagt Er von dem, der an Ihn glaubt, „daß Ströme lebendigen Wassers aus seinem Herzen fließen", „so daß ihn ewig nicht mehr dürste" [1], und doch versichert die hl. Schrift auch wieder, „daß wer einmal von diesem Wasser getrunken, immer wieder auf's Neue nach demselben dürsten werde" [2]. Wer zu Christus kommt, hat gefunden, was den Hunger der Seele auf ewig stillt. Aber eben um diese Sehnsucht der Seele in beseligenden Genuß des ewigen Lebens zu verwandeln, muß das Empfangen und Aufnehmen dieses Lebens sich stets erneuern. Im irdischen Leben aber wird dieser Hunger der Seele nicht ganz gestillt, eben weil wir Christus nicht ganz besitzen. Um diesen Hunger vollkommen zu befriedigen, um nicht mehr zu hungern, muß die Seele ganz mit Ihm vereinigt sein. Darum sagt Christus: „wer zu mir kommt, den wird nicht mehr hungern;" nicht als ob wir auf Erden nicht mehr hungern könnten, sobald wir einmal an Christus glauben, sondern weil wir im Geiste nicht mehr hungern und auch leiblich nicht mehr, sobald wir ganz zu Ihm kommen. Der Tod im Glauben an Christus wird mit dem leiblichen auch den geistigen Hunger durch ewige Sättigung mit dem Brode des Lebens stillen. Dürsten nach immer neuer lebendiger Vereinigung mit Ihm wird aber auch derjenige noch, der zu Ihm kommt, weil die stete Erneuerung des innerlichen Erlebens der Wahrheit eben das Leben und die Seligkeit ausmacht; und nicht mehr dürsten wird schon derjenige, der wahrhaft an Christus glaubt, weil der lebendige Glaube schon der Anfang jener Beseligung, jener Aufnahme der Liebe Christi in uns ist.

9. Ganz vereinigt aber mit Ihm wird die Seele erst nach dem Tode. Durch die Trennung vom Irdischen kann sie erst vollkommen zu Ihm kommen. Der Kampf des irdischen Lebens aber soll die Seele vorbereiten auf jene letzte Vereinigung mit Christus. Das ist die Bestimmung des natürlichen Lebens. Das ist der Wille des Vaters, „daß Jeder, der den Sohn sieht und an Ihn glaubt, das ewige Leben habe", und „daß Christus ihn auferwecke am jüngsten Tage." Warum redet

---

[1] Ev. Joh. 4, 14 und 7, 38. [2] Pred. 24, 29.

hier Christus von sich? Wird nicht der Vater die Todten wieder zum Leben erwecken? Ist die Auferstehung vom Tode rein ein Werk des Sohnes und nicht auch des Vaters? Wohl wird der Vater alle Jene zum Leben erwecken, denen er einmal Bewußtsein und Freiheit des Willens verliehen, aber ein Anderes ist die Auferweckung des Sohnes, und ein Anderes die des Vaters. Der Vater gibt den natürlichen Bestand, die natürliche Fortdauer des Lebens, der Sohn die übernatürliche. Alle werden vom Vater erweckt, aber nicht Alle vom Sohne. Die der Vater zum Leben erweckt, werden von Ihm die natürlichen Bedingungen, aber mit diesen auch das Gesetz und den Zwang der Natur wieder erhalten. Die der Sohn erweckt, werden in Ihm ein neues Leben erhalten, in welchem jenes natürliche Leben durch die Liebe verklärt, gereinigt und geheiligt ist. Sie werden nicht allein aus dem Schlafe des Todes zu sich, sondern zugleich zu Gott zurückkehren, mit Ihm vereinigt Göttliches sehen und empfinden, mit dem Leben zugleich die Seligkeit empfangen. Sie werden auch das erste Leben der Natur wieder empfangen, aber verwandelt und erneuert in der Liebe und Herrlichkeit des Sohnes. Das ist die Verwandlung, von welcher der Apostel Paulus spricht, wenn er sagt: „Brüder, ich sage euch ein Geheimniß, Alle werden auferstehen, aber nicht Alle verwandelt werden“ [1]. Die der Vater erweckt, werden auferstehen, die vom Sohne auferweckt werden, werden auch verwandelt werden.

10. Schon das irdische Leben zeigt uns die Vorbilder dieser Verwandlung in allen natürlichen Lebensgestaltungen, insbesondere im Aufnehmen und Umwandeln aller irdischen Speise durch die organischen Kräfte. Dem Menschen aber ist das irdische Leben gegeben, damit die umwandelnde Macht des Geistes gleichsam Nahrung empfange von der Erde, das im Geiste verwandelte Leben aber im Glauben an Christus der Liebe zum Ewigen Nahrung gebe. Das ist ja die Macht des Glaubens, daß er das Irdische selbst zur Speise des überirdischen Lebens macht. Wer die irdischen Kräfte vernachlässigt, entzieht dem übernatürlichen Glauben die Grundlage und den Stoff der Umwandlung. Wer den Kampf des Glaubens auf Erden nicht zu Ende kämpfen will, den wird auch das Leben nicht zum Ziele führen. In ihm ist kein Vorwärtsschreiten, kein Gehen und Kommen. Er wird nicht vom Vater geführt, und nicht vom Sohne aufgenommen. Wer nicht vorwärts schreitet, und

---

[1] 1 Cor. 15, 5. Vgl. II, 10.

sich seiner eigenen Kräfte zum Fortkommen bedient, wird auch nicht zu Christus kommen. Nur „wer aushartt bis an's Ende, wird gekrönt" [1]; wer den Glauben bewahrt, dem wird der Kampf des Lebens ein stetes Kommen zu Christus sein.

„Ich habe einen guten Kampf gekämpft," sagt der Apostel, „ich habe die Laufbahn vollendet, habe den Glauben bewahrt. Nun aber wartet meiner die Krone der Gerechtigkeit, die mir der Herr, der gerechte Richter, geben wird an jenem Tage, nicht aber allein mir, sondern allen Jenen, die seine Ankunft lieben" [2].

XXXIV.

Text: „Da murrten die Juden darüber, daß Er gesagt hatte: Ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel gekommen ist, und sie sprachen: Ist Er denn nicht Jesus, der Sohn Josephs, dessen Vater und Mutter wir kennen? wie spricht Er denn: Ich bin vom Himmel gekommen? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Murret nicht unter einander! Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater, der mich gesandt hat, ihn ziehet; und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Es steht in den Propheten geschrieben: Es werden Alle von Gott gelehrt werden. Jeder also, der es vom Vater hört und lernet, kommt zu mir; nicht als wenn Jemand den Vater gesehen hätte, außer dem, der von Gott ist, der hat den Vater gesehen."

(Joh. 6, 41—46.)

Inhalt: In wieferne wir von Gott selbst gelehrt werden.

1. Wer dem Gange des Gespräches, welches Christus mit den ihm nach dem Wunder der Brodvermehrung nachfolgenden Juden führte, mit Aufmerksamkeit folgt, wird nicht überrascht sein, aus dem Munde des Evangelisten die Worte zu vernehmen: „Da murrten die Juden darüber, daß Er gesagt hatte: Ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel

---

[1] Matth. 10, 22. [2] 2 Tim. 4, 7.

gekommen ist.“ Wir werden uns um so weniger über diese ausbrechende Unzufriedenheit der Juden wundern, wenn wir bedenken, wie sehr es in der menschlichen Natur liegt, über alles das, was uns schwer verständlich und unsern eigenen Ansichten fremd oder widersprechend erscheint, Klage oder Tadel zu erheben. Wenn wir unser eigenes Gewissen ernstlich fragen, wird es uns sicher nicht Vorwürfe machen, daß wir Lehren und Aussprüchen gegenüber, die uns fremd und unbegreiflich erscheinen, allzuviel Geduld bewiesen haben, wird uns vielmehr eher beschuldigen, bei dem geringsten Anlaß eben diese Geduld verloren zu haben und tadelnd oder anklagend aufgetreten zu sein, ehe wir auch nur untersucht und bedacht hatten, ob die Schuld des Mißverstehens oder Nichtverstehens nicht an uns selber liege. Daß wir über das Mitgetheilte auch noch nachdenken sollen, scheint uns meistens schon eine allzu starke Zumuthung.

Je aufrichtiger wir unsere eigene Neigung, überall lieber zu richten, zu tadeln und zu murren, als nachdenken und eigenes Unrecht eingestehen zu wollen, beherzigen, um so weniger wird es uns einfallen, über die Ungeduld der damaligen Hörer des göttlichen Wortes uns zu verwundern. Hatten doch die Juden darin nicht ganz Unrecht, wenn sie behaupteten, daß sie nicht begreifen könnten, wie Er sagen könne, Er sei vom Himmel gekommen, da sie Jesus für den Sohn Josephs halten mußten, und da sie dessen Vater und Mutter kannten. Diese Abstammung Christi aus ihrer Mitte glaubten sie gewiß zu wissen, also forderten sie auch, der unter ihnen Lebende, der Abstammung nach ihnen Gleiche, sollte reden, was sie selber gleichfalls zu reden und zu hören gewohnt waren, und nicht Dinge, welche sie nicht verstanden und zum Theil auch nicht verstehen konnten. Christus selbst, indem er sich auf das Zeugniß seines Vaters beruft, gibt zu verstehen, „daß diejenigen, die nicht vom Vater gezogen würden,“ seine Worte nicht verstehen könnten, und daß seine Hörer gerade den Vater nicht gesehen hätten und für sie darum die Zukunft und der Tag der Auferstehung erst den vollen Beweis und das volle Verständniß seiner Worte bringen könne. Dennoch tadelt er sie um ihres Unglaubens willen und ruft ihnen zu: „Murret nicht unter einander!“

2. Warum sollten sie dennoch nicht murren über das, was sie hörten, wenn es ihnen so ganz unverständlich war? nicht murren darüber, daß er ihnen sagt, was sie nicht fassen können? Weil Jeder, der murrt, überhaupt nicht mehr hören und erkennen kann, denn es fehlt dem Murrenden an dem Willen zu hören und zu lernen. Wer aber nicht lernen

will, dem kann auch nichts gelehrt werden. Nicht an der Sache und dem Inhalte dessen, was er hört, liegt der Fehler, sondern in dem Hörenden selbst.

Wer murren will, verwirft und tadelt nicht das Schlechte, denn er unterscheidet nicht mehr zwischen gut und schlecht. Er wird noch eher das Gute tadeln und verwerfen, weil es ihm ferner liegt und also schwerer zu fassen ist, als das Schlechte. Es gibt keine undankbarere Mühe als die, die Wahrheit gründlich und auf die möglichst beste und tiefgreifendste Art lehren zu wollen. Je besser die Gründe, desto weniger werden sie in der Regel gewürdigt. Das Schlechte und Mittelmäßige wird immer am ersten die Anerkennung bei weitem der Meisten sich erwerben, das Beste von den Meisten Tadel und Widerspruch erfahren.

3. Auch ist es so leicht zu tadeln und überall zu murren. Was irgendwie von Menschen menschlicherweise ausgesprochen wird, kann nie allseitig erschöpfend und befriedigend sein, eben weil es menschlich und darum nothwendig mangelhaft und einseitig ist. Wenn man den Verstand überreden will, kann man nicht zugleich mit derselben Stärke auf das Gemüth wirken; wenn das Herz gerührt und überredet werden soll, kann nicht zugleich der Verstand in gleichem Maße berücksichtigt werden. Wer das Außerordentliche und Neue geben will, kann nicht zugleich das Alltägliche und Allen Bekannte bringen, und wer das Allen Bekannte und Verständliche mit Nachdruck seinen Hörern an's Herz legen will, kann nicht zugleich das Neue und Ungemeine darbieten. Wer aber tadeln will, legt auf die fehlende Seite das Hauptgewicht, übersieht und verachtet, was da ist, um hervorzuheben, was nicht da war. Alles auf einmal zu geben, liegt außer der Macht des Menschen, und wenn man auch Alles berücksichtigen, Alles zugleich aussprechen könnte, so könnte man doch nicht Alles Jedem nach seiner Meinung, eigenthümlichen Bildung und Anregung zurechtlegen und nicht Allen zugleich recht thun, und selbst wenn man es könnte, so würde doch noch immer etwas übrig bleiben, was der Lehrende nicht dem Hörer geben kann, sondern dieser aus eigener Anstrengung hinzufügen muß. Das ist die Uebertragung des Gehörten auf das eigene Leben und Bewußtsein.

4. Die geistige Verdauung des Gehörten, die Eintragung der Worte Anderer in's eigene Bewußtsein muß am Ende doch der eigenen Thätigkeit jedes Einzelnen überlassen bleiben. Gerade auf dieser geistigen Thätigkeit aber beruht die rechte Erkenntniß. Wer lernen will und seine eigene Kraft anstrengt, wird überall und aus Allem etwas lernen können.

Ist das, was wir hören, gut, so wird es uns um so leichter, dasselbe zu begreifen, ist es aber mittelmäßig oder schlecht geordnet und vorgebracht, so wird gerade das Mangelhafte uns nöthigen, darüber uns Rechenschaft zu geben, worin der Fehler liegt und wie es besser hätte sein können. Durch das Schlechtere selbst werden wir auf das Bessere und Gute hingewiesen, sobald wir überhaupt das Gute kennen lernen wollen.

Selbst daß wir so gerne klagen, tadeln und murren, ist ein Zeugniß, daß wir für diesen Unterschied des Guten und Schlechten eine angeborne Unterscheidungsgabe haben. Wir lernen nichts durch das Murren, wohl aber Vieles aus demselben. Wenigstens lernen wir unsere eigene Unzufriedenheit und den Grund derselben, die Mangelhaftigkeit, Einseitigkeit und Ungenügsamkeit unseres Gemüthes kennen. Gerade diese Kenntniß aber zeigt uns, daß Alles, was wir fühlen und denken, was wir haben und sind, mangelhaft ist und der Ergänzung bedarf.

5. Was wir auch immer wahrnehmen mögen, jedes Werk der Kunst und jedes Wesen der Natur hat irgend eine Seite an sich, durch welche seine Vollkommenheit beschränkt oder aufgehoben wird. Auch die vollkommenste Sache ist immer nur ein unfreies, unselbstständiges Ding, und es geht ihm die persönliche, freie und sittliche Vollkommenheit ab. Die persönlichen Wesen der Welt aber, welche zur sittlichen Vollkommenheit bestimmt und berufen sind, haben diese Vollkommenheit auch nicht. Wo lebt der Mensch, der ganz vollkommen wäre? Aber eben weil wir die Unvollkommenheit einsehen und also das Bessere und Vollkommenere erkennen können, ist diese Vollkommenheit selbst das einzige Ziel des der höchsten Anstrengung würdigen Strebens. Das Bewußtsein der Freiheit läßt uns das Bild der Vollkommenheit im Schatten der Mangelhaftigkeit alles Irdischen und im Lichte der Erreichbarkeit eines höhern Zieles erkennen.

Aber sowie wir die Hoffnung dazu geschöpft haben, versinkt sie auch wieder. Was an sich selber so herrlich und dem freien Streben nach Vollkommenheit möglich erscheint, zeigt sich für den Menschen auch wieder als etwas Unmögliches, sobald er es aus eigenen Kräften erreichen will. Wenn Alles mangelhaft ist, wenn Jedem die sittliche Vollkommenheit fehlt, wodurch sollen wir dann diesen Mangel ersetzen? das Fehlende ergänzen?

6. Das, was alles Unvollkommene allein zur wahren Vollkommenheit ergänzen kann, ist außer und über dem Irdischen, ist das Vollkommenste, ist Gott. Gott allein kann das, was dem Irdischen fehlt, durch

seine unendliche Vollkommenheit ergänzen. Allein nicht Gott Vater kann diese Ergänzung vollziehen. Der Schöpfer erhält, was er geschaffen, aber Er führt es nicht zu der durch die Freiheit erreichbaren höheren Vollkommenheit. Die den geschaffenen Wesen fehlende Vollkommenheit kann nur der Sohn zur Schöpfung hinzufügen. Sein Werk ist Erneuerung und Verherrlichung der Natur durch die freie Offenbarung der sittlichen Vollendung und Beseligung. Durch die Offenbarung des Sohnes Gottes ist das göttliche Gesetz der Liebe zum irdischen Gesetze der Natur hinzugekommen, durch Ihn erst ist das göttliche Leben und seine Heiligkeit und Vollkommenheit den Menschen, denen es durch die Natur noch verhüllt war, offenbar geworden. Jetzt erst ist das buchstäblich wahr geworden, was die Propheten vorher verkündet haben: „Es werden Alle von Gott gelehrt werden."

7. Die Offenbarung der göttlichen Liebe und der göttlichen Gebote kommt zunächst vom Sohne und wird bestätigt vom Vater, und indem beide für einander Zeugniß geben, werden Alle vom Vater und Sohne gelehrt. Der Sohn aber ist der Lehrer der Menschen als Sohn Gottes und als Menschensohn.

Die erste Lehre kommt vom Sohne Gottes, denn in Ihm ist das Vollkommene, das, was die menschliche Natur ergänzt, die göttliche Natur zur menschlichen hinzugekommen. Was der Mensch durch seine Natur nicht vermag, das hat der Sohn Gottes für ihn vollbracht. Das Opfer der reinen Liebe hat Er für die ganze Menschheit dargebracht und darin das göttliche Liebesleben den Menschen erst offenbar gemacht. Der Mensch kann opfern, aber er hat nichts Eigenes, was er opfern kann, und wenn er opfern will, so kann er dieß wieder nur, um etwas zu erlangen, nicht aber um in reiner Liebe zu geben. Seine Mangelhaftigkeit zwingt ihn, stets das Fehlende zu begehren. Nur der allein Vollkommene kann geben ohne Entgelt aus der Fülle seiner Liebe. Der so gegeben hat in einer unausdenkbaren Liebesfülle, das göttliche Leben, das in Ihm wohnte, offenbar gemacht hat, das war der Gott, der Alle erst die wahre göttliche Liebe und die wahre göttliche Herrlichkeit lehrte.

Aber Er mußte, um die Menschen zu lehren, als Menschensohn unter ihnen erscheinen, und was den Juden Aergerniß gab und sie an der Wahrheit seiner Worte, daß er vom Himmel gekommen, zweifeln machte, der Umstand seiner wirklichen Menschwerdung, durch den sie wußten, daß Jesus, der mit ihnen sprach, der Sohn Josephs sei, dessen Vater und Mutter sie kannten, das ist gerade die Bestätigung und Vollendung

jener göttlichen Offenbarung, ist der Haltpunkt für die Erkenntniß der wirklichen Wahrheit seiner Offenbarung. Daran fassen wir die That der göttlichen Liebe als eine wahre Gottesthat, weil sie als wirkliche leibhaftige Menschwerdung sich offenbart. In dem Menschensohne erscheint uns das Ergänzende zu der göttlichen Herrlichkeit dieser Offenbarung. Das Göttliche allerdings bedarf keines ergänzenden Zusatzes. Aber die göttliche an das Menschengeschlecht gerichtete Offenbarung bedarf auch des menschlichen Antheiles, um vollkommene Offenbarung zu sein.

8. Darum muß auch noch das Zeugniß des Vaters zu der positiven Offenbarung durch Christus hinzukommen. Das von Gott in die menschliche Natur gelegte Bewußtsein der Mangelhaftigkeit alles Irdischen ist das nächste unmittelbare Zeugniß für die Offenbarung des Gesetzes der sittlichen Vervollkommnung. In diesem Gefühle der Unvollkommenheit hat der Zug der Sehnsucht nach göttlicher Gnade und Offenbarung seinen Grund. Zum Sohne kann nur Jener kommen, „den der Vater zieht."

Aber nicht jeder Zug der Natur kommt von Gott, sondern nur jene Sehnsucht, die zu dem Sohne und der göttlichen Offenbarung durch Christus führt. Jede Sehnsucht des Menschen, die nicht in diese höchste Sehnsucht nach Ergänzung des Irdischen durch die göttliche Liebe ausmündet, ist ein thörichtes oder sündhaftes Begehren. Der Vater lehrt, indem er den Sohn sendet und die Lehre desselben in uns selbst bestätigt. Indem diese beiden Zeugen gemeinschaftlich alle Wahrheit offenbaren, wird die göttliche Natur derselben kund.

Wer auf die vom Schöpfer uns verliehene Natur allein sich beruft, die Wahrheit in der natürlichen Anlage des Menschen für hinreichend deutlich ausgeprägt und gesichert hält, dem Menschen zutraut, daß er aus sich allein Alles zu erforschen und zu erkennen vermöge, der mißkennt den ersten Grund alles Erkennens selbst. Wer forscht und sucht, bezeugt durch sein Streben schon die Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit seiner Natur. Er verlangt nach dem, was er nicht hat, und sich auch nicht selbst geben kann, eben weil er von Natur aus darnach verlangt. Dieses Verlangen aber kann er in seinen Willen aufnehmen oder auch vernachlässigen. Wer lernen will, ohne das Höchste, was der menschlichen Natur fehlt, zum Gegenstande seines Strebens zu machen, sündigt gegen die eigene Natur. Was hat er von Allem, was er weiß, wenn ihm dasjenige fehlt, was allein seine Natur erhebt und die Unvollkommenheit derselben aufhebt? „Was hilft es dem Menschen, wenn er die

ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?"[1] Wer lernen will, was der Seele Gewinn bringt, der muß vor Allem bekennen, daß nicht die Natur uns in alle Wahrheit führt, sondern nur derjenige wirklich etwas erkennen und etwas Lernenswürdiges lernen und wissen kann, der von „Gott gelehrt wird." Wer nicht erkennt, daß aller Unterricht von Gott ausgehen muß, wird gar nicht zur Wahrheit und Erkenntniß des wahrhaft Wissenswürdigen gelangen.

9. Aber auch Jene, die sich auf den Sohn allein berufen und immer nur von göttlicher Offenbarung und göttlicher Autorität reden, die den Menschen und das Zeugniß des Vaters in dem geschaffenen Leben für nichts achten, mögen bedenken, daß sich Niemand auf Gott berufen kann, der nicht durch höhere Erkenntniß und Einsicht beweisen kann, daß er wirklich etwas gelernt hat. Wer nichts lernt und gelernt hat, kann auch nicht sagen, daß er von Gott gelehrt worden. Gott ist nicht Lehrer der Unwissenheit, sondern Lehrer der wahren Weisheit. Sollte aber Unwissenheit und Dummheit allein wahre Weisheit sein, dann allerdings wäre es leicht, weise zu werden. Aber auch dann könnten die Unwissenden noch nicht sagen, sie seien von Gott gelehrt worden. Während die Einen vergessen, daß Gott allein wahre Weisheit lehren kann, vergessen die Andern, daß nur wahre Weisheit Zeugniß von Gottes Lehre geben kann. Die Einen vergessen die Lehre, die Andern das Göttliche derselben. Nur wer wirklich nach Erkenntniß ringt, und nach jener Erkenntniß, die vom höchsten vollkommensten Wesen ausgeht und zu diesem führt, wird von Gott gelehrt.

10. Wer aber nach diesem Unterrichte hungert und dürstet, der findet ihn überall. Wie jeder Tropfen Wasser, den wir im Namen Gottes dem Dürstenden spenden, den Keim eines ewigen Lohnes in sich trägt und nicht unvergolten bleiben kann, so wird auch kein Tropfen Wasser, der uns an unsere Sehnsucht nach höherer Erkenntniß und nach göttlicher Belehrung erinnert, der uns die eigene Schwachheit und Unvollkommenheit und die göttliche Liebe und Vollkommenheit in Erinnerung bringt, ohne Erbauung und göttliche Gnade für uns verrinnen.

Niemand kann sich ausreden, daß er die rechte Erklärung der göttlichen Offenbarung nicht erhalten, daß es ihm an dem rechten Unterricht gefehlt habe, wenn ihm einmal die Wahrheit von der Menschwerdung der göttlichen Liebe verkündet worden ist. Darin ist alle Wahrheit und

---

[1] Matth. 16, 26.

Weisheit eingeschlossen. Das Höchste ist uns verkündet. Alle andere Erkenntniß geht aus dieser höchsten von selbst hervor, wenn wir nur immer die Sehnsucht nach Erkenntniß dieser höchsten Offenbarung im Herzen bewahren. Jedes Wort, jede Sache, jedes Ereigniß kann und muß auf irgend eine Weise daran erinnern.

11. Ganz enthüllt wird uns allerdings in gar nichts diese erhabene göttliche Offenbarung. Nichts ist zureichend, uns die Fülle jener göttlichen Liebesthat ganz zu enthüllen; aber Alles ist hinreichend, uns auf die Herrlichkeit derselben aufmerksam zu machen, selbst das an sich Unzureichende reicht für diesen Unterricht zu, sobald wir seine Unzureichenheit erkennen. Durch das Mangelhafte selbst werden wir um so mächtiger auf das Höchste hingewiesen, je mangelhafter dasjenige ist, was Zeugniß für das Höchste gibt. Das Unvollkommene gibt Zeugniß für das Vollkommene durch seinen Unterschied von der Vollkommenheit. So wird im Allgemeinen Jeder von Gott gelehrt; denn da es Gott selbst war, der sich in der Menschwerdung geoffenbart, so wird Alles, was wir mit dieser That Gottes vergleichen, und Alles, was uns daran erinnert, zur Lehre, die Gott selbst durch seine Menschwerdung uns ertheilt.

Aber auch in besonderer Weise wird Jeder, der Gott und seine Offenbarung vollkommen erkennen will, von Gott selbst gelehrt. Es kommt nämlich für Jeden, dem es mit der Erkenntniß Gottes recht Ernst ist, einmal der Punkt, wo alles Zeugniß der Menschen nicht mehr hinreicht. In der letzten entscheidenden Erkenntniß kann kein Mensch dem andern rathen, kein Mensch dem andern hinreichenden Aufschluß über die höchste Wahrheit geben. Was wir auch immer fragen und lernen mögen, das letzte Wort muß Gott selbst in uns sprechen, wenn uns wirklich geholfen werden soll. Niemand kann für den Andern einstehen. Selbst erfahren, selbst entscheiden, selbst empfinden und schauen muß der Mensch das Göttliche, wenn er es wahrhaft und lebendig erkennen soll. Alles Andere ist nur Vorbereitung, aber nicht wirkliche Erkenntniß. Nur was innerlich in uns vorgeht, die Umwandlung unseres geistigen Lebens und Empfindens durch das Wort Gottes, ist die eigentliche göttliche Lehre. Indem unser natürliches Empfinden durch die Hinwendung auf die göttliche Offenbarung gereinigt und geheiligt, von einem neuen Lebensgesetze und Geiste durchdrungen wird, indem diese Empfindung uns selbst unmittelbar und lebendig gegenwärtig bleibt und doch im Geist umgestaltet und verwandelt wird, empfangen wir das Wort und die Gnade Gottes innerlich.

12. Der hl. Geist ist es, der die Lehre vollendet, der innerlich tröstet und heiligt. Das ist der entscheidende Punkt des Lebens und der geistigen Wiedergeburt. Die Vollendung aller göttlichen Offenbarung in uns kommt vom hl. Geiste. Sie macht die Verheißung der Propheten, daß Alle von Gott gelehrt werden, zur innern beseligenden ewigen Wahrheit.

Auf dieser Vollendung liegt das letzte entscheidende Gewicht der innerlichen Beseligung des Menschen durch das Wort Gottes. Darum legt auch der Evangelist gerade an dieser Stelle so viel Gewicht auf diese letzte entscheidende Erkenntniß Gottes. Indem er auf das Geheimniß des Altarssacramentes und der Lehre von der Hingabe des Leibes Christi zur geistigen Speise der Gläubigen vorbereiten will, ist es ihm von Wichtigkeit, auf eine innere Erkenntniß durch den Unterricht, der unmittelbar von Gott ausgeht, hinzuweisen. Die Seele soll nicht nur von Gott gelehret, sondern auch von Gott genähret werden. Von Gott genähret aber wird sie nur, indem sie von Gott gelehrt wird. Nur indem sie das Wort Gottes im Geiste empfängt, empfängt sie dasselbe auch dem Leibe nach. Wie das Wort Gottes durch den hl. Geist Fleisch geworden ist, so kann es auch nur durch den hl. Geist empfangen werden. Nur durch den hl. Geist wird das Fleisch gewordene Wort Gottes wieder geistige Nahrung der Seele. Nur im hl. Geiste kann das Brod des Himmels wahrhaftig als Nahrung der Seele empfangen werden. Wer im Geiste von diesem Brode ißt, der wird leben in Ewigkeit.

XXXV.

Text: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, hat das ewige Leben. Ich bin das Brod des Lebens. Eure Väter haben Manna gegessen in der Wüste und sind gestorben, hier aber ist das Brod, das vom Himmel herabkam, damit keiner, der davon ißt, sterbe. Ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel herabgekommen ist; wer von diesem Brode ißt, der wird leben in Ewigkeit; und das Brod, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt.“ (Joh. 6, 47—52.)

Inhalt: Der Glaube an die Gegenwart Christi im Altarssacrament in seiner Bedeutung für das christliche Wissen und Leben.

1. Nicht ohne Absicht verweilt der Evangelist so lange bei der Darstellung der Lehre vom hl. Altarssacramente. Das Geheimniß von dem hl. Altarssacramente und die Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes sind die eigentlichen Pole, um welche die geistige Welt der christlichen Dogmen sich bewegt. In der Lehre von der Menschwerdung ist die Einigung des göttlichen Lebens mit der menschlichen Natur, in der Lehre von dem Altarssacramente die Erhebung der menschlichen Natur zur Theilnahme an dem göttlichen Leben ausgesprochen. Was immer von dem göttlichen oder menschlichen Leben und ihrem Verhältnisse zu einander gewußt werden kann, ist auf diese beiden Eckpfeiler des Tempels christlicher Lehre aufgebaut und wird von ihnen getragen.

So wichtig diese Lehre für die christliche Erkenntniß in jeder Hinsicht ist, so schwierig ist das Verständniß derselben. Darum beschäftigt sich der Evangelist so lange mit diesem Gegenstande, um uns das tiefere Verständniß desselben durch eine allseitige und genaue Darstellung zu erleichtern. Dennoch kann er nur andeutungsweise die Höhe und den Umfang dieser wichtigen Glaubenslehre mit Worten ausdrücken. Wenn irgendwo, so ist es hier nöthig, daß wir die Predigt von dem Schauspiel, den Ernst der Betrachtung von der leichten Unterhaltung unterscheiden. Nur dem ernsten nachhaltigen Eifer der christlichen Betrachtung ist es möglich, in diesen wichtigsten Geheimnissen der christlichen Lehre zu einer klaren und tiefen Erkenntniß zu gelangen. Die größere Anstrengung des Geistes, zu welcher die Wichtigkeit wie die Tiefe dieser Lehre uns auffordert, erwartet aber auch ein um so reicherer Gewinn. Die Lösung der höchsten Gegensätze des religiösen, sittlichen und bürgerlichen Lebens hängt auf's Innigste zusammen mit dem rechten Verständnisse der Sacramente der christlichen Kirche und mit dem Mittelpunkte derselben, dem heiligen Altarssacramente. Wem darüber das rechte Licht aufgegangen ist, dem wird das Leben in seiner innern wie äußern Entwicklung und die ganze Welt mit all' ihren Gegensätzen gleichsam vom Mittelpunkte ihres Seins aus durchsichtig und erkennbar.

2. Freilich kann der Einzelne sagen: Was geht die Welt, was gehen ihre Kämpfe mich an? Ich will nichts, als den Frieden meines eigenen Herzens; mag die Welt ihre Streitfragen zu Ende bringen wie sie will; für sie bin ich nicht verantwortlich, aber für mich; darum kümmere ich mich auch nicht um all' diese weltbewegenden Fragen der Zeit.

So könnten wir sagen, wenn nicht der eigene Friede von der rechten Würdigung und Erkenntniß des Lebens und der Bestimmung aller Men-

schen und der Welt überhaupt abhängig wäre. Wie aber Jeder in sich erst wahre Ruhe gewinnt, wenn er selbst in die rechte Tiefe eingegangen, so muß Jeder auch nach außen an dem Gange der Weltbegebenheiten seinen Antheil nehmen und nach seinen Kräften und seiner Stellung zum Ganzen seine ihm zugewiesene Aufgabe erfüllen. Was für Alle entscheidend und wichtig ist, ist es auch für den Einzelnen, und ohne Bethätigung seiner Kräfte nach außen kann Keiner die innere Vollendung derselben erreichen.

Wenn es sich aber um Thaten handelt, könnte man weiter sagen, wozu dann das Streben nach tieferer Erkenntniß, wozu unfruchtbare Betrachtungen über Geheimnisse des Glaubens, die außer dem Bereiche der natürlichen Ordnung und Entwicklung der Weltbegebenheiten liegen? Die Geschichte verlangt keine Theorien, sondern Thaten, und auch in uns selbst wird am Ende nichts vollendet ohne die vollbringende That. Allein sind denn des Geistes Thaten von gar keinem Belange? Was ist am Ende die äußere Handlung ohne die geistige Ueberlegung und Einsicht? Ihr Werth ist um so geringer, je geringer die geistige Tiefe ist, aus welcher die Entscheidung hervorgeht.

3. Jedenfalls aber scheint es gefährlich, sich allzuviel mit solchen in die Tiefe dringenden Betrachtungen zu befassen. Wie leicht wird in jenen unbekannten Tiefen, zu deren Erkenntniß doch nur die besonders Begabten berufen sind, die richtige Klarheit und das richtige Maß verloren, und während wir nach unbekannten Höhen blicken, nehmen wir an den alltäglichen Unebenheiten des Lebens Anstoß und Schaden. Möglich, daß der Strebsame und Thätige eher Schaden nimmt, als der Faule, Unthätige und Furchtsame. Aber der Thätige allein gewinnt. Dem Unthätigen bleiben die Pforten des Himmels und der Erde verschlossen. Wer sich vor jeder Höhe und Tiefe fürchtet, muß auf alles geistige Leben verzichten. Alles Leben muß nach einem nahen oder fernen Ziele streben oder in sich absterben. Keine Bethätigung aber ist ohne Gefahr. Wer jede Gefahr vermeiden will, muß vor Allem jeder Bewegung entsagen. Im geistigen Leben aber ist die Selbstgenügsamkeit, die Unthätigkeit und Trägheit die höchste Gefahr, ist wirkliches Verderben.

Aber wegen dieses Strebens nach immer tieferer Erkenntniß der Geheimnisse göttlicher Offenbarung den einfachen kindlichen Glauben aufzugeben, darin liegt doch noch eine größere Gefahr. Der herbste Verlust, den der Mensch erleiden kann, ist der Verlust seines Glaubens, in welchem allein ihm die Wunder des Himmels nahe sind. Nicht dem Ver-

stande, sondern dem demüthigen Glauben sind die Wunder der göttlichen Barmherzigkeit und Liebe aufgeschlossen. Nicht dem Verstande, sondern der gläubigen Hoffnung ist die Fülle der göttlichen Gnade gegenwärtig. Der Glaube an das hl. Altarssacrament hebt uns über Erde und Himmel, versetzt die Seele in ein dem Verstande unerreichbares Entzücken der Anbetung göttlicher Nähe, macht uns zu Bewohnern eines himmlischen Reiches, zu Tischgenossen der Engel. Wer dieser Fülle göttlicher Liebesgaben in begeisterter Andacht die Seele erschließt, der wird fühlen, wie weit jeder Gedanke hinter der Fülle der das Herz beseligenden Wonne dieses Glaubens zurückbleibt, und der Rührung des tiefbewegten Gemüthes wird nicht bloß die Stimme und das Wort versagen, sondern auch der Gedanke wird stille stehen und in Staunen und Anbetung sich versenken.

Die Wunderblume des Glaubens darf nicht mit rauhen Händen angefaßt werden, wenn sie nicht ihren Glanz verlieren soll. Erfreut uns doch die Blume des Feldes mit ihrer Anmuth und Lieblichkeit, auch wenn wir nicht ihre Staubfäden zählen und die Klasse und Ordnung bestimmen können, in welche die Gelehrten sie eingereiht haben. Wenn die Rose duftet, werden wir erst chemisch ihre Bestandtheile untersuchen wollen, damit ihr Duft uns erfreuen könne? Dazu haben wir weder Zeit noch Lust im Augenblicke der unmittelbaren Empfindung. Jede solche Untersuchung würde den Augenblick und seine unmittelbare Empfindung gleichsam in Trümmer schlagen und jede wirkliche Freude zerstören. Die schöne Gegenwart muß unmittelbar und ganz in die Seele aufgenommen werden, wenn sie lebendig empfunden werden soll.

Wenn der unmittelbaren Empfindung eine neue und fremde Bewegung hinzugefügt wird, welche jene schöne Unmittelbarkeit des Gefühls aufhebt, so wird die Empfindung selbst getrübt und gibt wie ein zerbrochener Krystall nur verschrobene Bilder der Wirklichkeit zurück. Anders ist es im Leben des Geistes. Dort ist die erkennende Thätigkeit mit der empfindenden eins. Das geistige Schauen selbst ist die Lust des Geistes. Selbst im leiblichen Leben tritt eine Störung der Empfindung nur dann ein, wenn zu dem unmittelbaren Gefühle die Untersuchung des Verstandes im Augenblicke des Empfindens erst hinzukommt. Wenn die Erkenntniß schon da ist, dann stört sie die Empfindung und ihre Anmuth oder Schönheit nicht, sondern vermehrt sie, fügt den Duft und die Anmuth des geistigen Fühlens zu der Sicherheit des leiblichen Gefühles hinzu. Wie die Erkenntniß nicht einmal das leibliche Gefühl

stört, sondern bei rechter Verbindung dasselbe erhebt und vergeistigt, so ist im Glauben die Tiefe des geistigen Schauens noch weniger ein Hinderniß und eine Trübung des Glaubens.

5. Der Glaube ist selbst eine fortschreitende Kraft und Bewegung des Lebens. Wer stets auf dem Standpunkte der kindlichen Unbefangenheit und Einfalt stehen bleiben will, hat keinen lebendigen Glauben. „Als ich ein Kind war," sagt der Apostel Paulus, „redete ich wie ein Kind und dachte ich wie ein Kind; als ich ein Mann ward, legte ich ab, was kindisch war" [1]. Hat der große und gedankenreiche Weltapostel vielleicht durch diese Tiefe seines Geistes seinen Glauben verloren? Wenn der Glaube zuerst durch das Gefühl seinen Gegenstand ergreift, wird er dann bei der bloßen Empfindung des Herzens stehen bleiben und die Heiligung und Bereicherung des Verstandes und der übrigen geistigen Kräfte von sich ausschließen und abweisen? Wenn er das könnte, so wäre er nicht die Gesundheit und die Kraft des geistigen Lebens, sondern eine Krankheit, und zwar eine tödtliche Krankheit desselben. Ueberall im Leben, wo ein Glied auf Kosten der andern die Säfte ausschließlich an sich zieht, tritt Krankheit, und wenn diese Verkehrtheit der einseitigen Abwendung der Kräfte vom ganzen Organismus die Herrschaft gewinnt, der Tod ein. Der rechte lebendige Glaube aber erfaßt den ganzen Menschen und erhebt alle Kräfte des Geistes in ein höheres Lebensgebiet. Der Glaube ist jenes Licht des Geistes, welches jede Kraft und jede Bewegung desselben ergreifen will, um sie zum Himmel zu erheben. Durch ihn erhebt sich jede Gabe wie der Rauch des Opfers Abels nach oben. Wie die Nebelsäulen, die oft von den schneebedeckten Gipfeln der Berge zur Höhe steigen, wenn der warme Strahl der Sonne die glänzenden Kuppen berührt, nach der Schilderung des Psalmisten: „Das Antlitz des Herrn schaut auf die Berge und sie rauchen" [2], so soll bei jeder Berührung des Geistes durch das Licht der göttlichen Offenbarung die Andacht wie Weihrauch zum Himmel aufsteigen, und in dieser Erhebung von der innewohnenden Kraft des himmlischen Glaubens Zeugniß geben. Wie jene Nebelsäulen der Berge nur dann einen herrlichen Anblick gewähren, wenn sie durch ihre unmittelbare Erhebung von den Bergesspitzen die Höhe selbst gleichsam lebendig machen und die irdische Schwere der Berge mit dem leichten Flug der Wolken zu vermählen scheinen,

---

[1] 1 Cor. 13, 11. [2] Ps. 103, 32.

und durch ihre halbdurchsichtige Gestalt Licht und Himmelsbläue erst recht sichtbar hervorheben, dagegen aber aufhören schön zu sein, sobald sie in dichten Massen sich zusammenballen und im Gegensatze ihres luftigen Wesens in undurchsichtigen Dünsten sich in die Tiefe senken, Berg und Thal erfüllen und Sonne und Licht verhüllen, die trübseligste Erscheinung der Natur; so ist es auch mit allen Gefühlen, die, vom Glauben zum Himmel erhoben, die Schönheit und Herrlichkeit des Geistes bilden, ohne diese Erhebung aber in sich selbst versinken und das Licht der Wahrheit mit trüben Wolken verhüllen. Wo der Glaube da ist, wird er den Geist zu stets neuen Wundern der Höhe und Tiefe geleiten, und indem er den Geist über die erste kindliche Einfalt hinausführt, eben dadurch seine himmlische Macht offenbaren.

6. Wo der Glaube lebendig ist und wirkt, bleibt er nicht beim Anfange stehen, und wir verlieren ihn nicht durch jene Betrachtung der Tiefen der göttlichen Geheimnisse, und wo er nicht mehr da ist, da wird die Einfalt ihn nicht ersetzen. Ein einfältiger Sinn ist noch keineswegs eine gläubige Gesinnung.

Zwar sagt Thomas von Kempis, der bewährte treue Lehrer eines wahrhaft tiefen und zugleich kindlichen Glaubens: „Glaube und frommes Leben wird von dir gefordert, nicht aber hohe Einsicht und das Hinabsteigen in die verborgenen Tiefen der Geheimnisse Gottes." Aber folgt aus diesen Worten, daß, weil hohe Einsicht nicht gefordert wird, sie darum verboten ist? oder daß derjenige, dem diese Einsicht fehlt, darum schon den Glauben habe, oder derjenige den Glauben verläugne, der auch nach jener Einsicht verlangt? Vielmehr scheint demjenigen das fromme Leben zu fehlen, dem das Streben nach jener Einsicht ganz abgeht. Gefordert wird allerdings nur das Nothwendige. Das Nothwendigste aber zum frommen Leben ist der Glaube.

Der Glaube ist das Fundament aller Frömmigkeit. Ohne dieses Fundament ist jeder Bau unmöglich. Aber wenn wir nichts auf dieses Fundament erbauen, von was ist dann der Glaube noch Fundament? Hört er dann nicht selbst auf, lebendiger Grund zu sein, wenn nichts aus ihm folgt? Wo der Glaube lebendig ist, da wird Muth und Kraft und tiefe Einsicht von selber folgen. Darum wird nicht die tiefe Einsicht gefordert, sondern nur der Glaube, weil der Glaube und das fromme Leben nicht ohne Wirkung sein kann.

7. In wie weit der einfache kindliche Glaube hinreicht zum frommen Leben, ist er das einzig Nothwendige. Wo aber die kindliche Einfachheit

selbst nicht mehr dem Leben und seinen Anforderungen genügt, da muß auch der Glaube über jene kindliche Einfachheit hinausgehen und immer weiter in die Höhe und Tiefe dringen. Diese fortschreitende geistige Bewegung und Thätigkeit gehört zum Wesen des lebendigen Glaubens; denn das Leben kann nie auf dem gleichen Punkte stille stehen, sondern muß in steter Bewegung sich offenbaren. Wie aber das Stehenbleiben beim kindlich einfachen Glauben dem Leben des Menschen überhaupt nicht genügt, so genügt es am wenigsten in einer Zeit wie die unsrige, in welcher das Leben in allen übrigen Reichen des Geistes stets fortschreitet und das Reich des Glaubens unmöglich hinter der weltlichen Erkenntniß zurückbleiben darf, wenn es nicht freiwillig der ihm gebührenden Herrschaft entsagen will. Wenn die höchsten Gegensätze des Bewußtseins einander feindlich gegenüberstehen und bis zu den letzten Höhen und Anfängen fortgehen, so wird der Kampf der Geister nicht durch Unthätigkeit und kindliche Einfalt, sondern nur durch das Eindringen in die höchsten Geheimnisse des Glaubens gelöst werden können.

Gerade im Geheimnisse des Altarssacramentes aber berühren sich alle Tiefen der christlichen Glaubenslehre und der davon ausströmenden Lebensgesetze. Die rechte Einsicht in die wahre Bedeutung dieses Sacramentes ist allein im Stande, alle jene Fragen, welche die Geister in Aufregung bringen, genügend zu beantworten. Nur die glaubensleere Eitelkeit kann sich überreden, von dem eigenen Standpunkte irgend einer persönlichen Ansicht aus lasse sich ohne Eindringen in die Tiefen der Geheimnisse der Offenbarung jede irrige Anschauung beseitigen. Dieses eitle Selbstvertrauen des Einzelnen auf die eigene Ansicht ist der schlimmste Irrthum und führt unter allen Wegen am wenigsten zum Ziele.

8. Wie tief diese Fragen, welche die Zeit bewegen, in die innersten Geheimnisse des Lebens eingreifen, lehrt uns die Geschichte der Kirche gerade in der Lehre vom Altarssacramente.

Nachdem die Lehre von der Menschwerdung und die damit zunächst zusammenhängenden Dogmen gegenüber den wechselnden Irrthümern und Ketzereien der ersten Jahrhunderte endlich ihre feste Gestaltung erhalten hatten, und der Gesammtinhalt der christlichen Glaubenslehre in seinen Hauptpunkten ausgesprochen war, wollte die darauffolgende Zeit diesem Inhalte auch eine entsprechende scharfe und allseitig abgegrenzte Form geben. Diese Form wurde der bereits in der heidnisch-griechischen Welt durch Aristoteles festgestellten und von der spätern Zeit fast allgemein als gültig anerkannten Denkform entlehnt und bildete für die erste Gestaltung

des kirchlichen Lehrbegriffes eine reiche Fundgrube der Erkenntniß, indem aus ihr die Anordnung und Verknüpfung der einzelnen Lehrsätze wie die Erweiterung des Ganzen in einzelne Glieder und Unterabtheilungen abgeleitet wurde. Allein wie man einmal eine solche der menschlichen Denkweise entlehnte Form überhaupt mit dem Glaubensinhalt in Verbindung brachte, war auch die Untersuchung nicht mehr zu vermeiden, wie der in der Offenbarung gegebene Glaubensinhalt mit dem menschlichen Geiste überhaupt zusammenhänge.

9. Die nächste Erklärung dieses Zusammenhanges schien nun Vielen in dem denkenden Geiste selbst gesucht werden zu müssen. Indem man aber die nothwendige Gedankenverbindung in der menschlichen Vernunft für den alleinigen Maßstab alles dessen, was der menschliche Geist überhaupt in sich aufnehmen könne, ansah, und dieses Vernunftgesetz auch auf die Religion und den Glauben anwendete, beraubte man dadurch den Glauben seines höhern, freien und übernatürlichen Inhalts. Man legte Alles, was der Wille allein im Glauben ergreifen kann, als nothwendige Entfaltung der vernünftigen Natur des Menschen aus und machte die Vernunft nicht zur Empfängerin, sondern zur Erfinderin und Schöpferin des Glaubensinhalts.

Aus diesem Mißverstande erwuchs hinsichtlich des Altarssacramentes jene von den sogenannten Reformatoren zur Geltung gebrachte Anschauung, daß die Gegenwart Christi im Sacramente von dem Glauben des Christen abhängig sei, daß Christus im Sacramente nicht wirklich und real gegenwärtig *sei*, sondern bloß dem Gläubigen gegenwärtig *werde* beim Empfange des consecrirten Brodes. Eine noch weiter auf diesem Wege fortschreitende Lehre wollte in dem consecrirten Brode gar nur ein Symbol der Gegenwart Christi erkennen. Eine in der bestimmten Gestalt des Brodes und Weines auch außer der Communion bestehende Gegenwart Christi schien dieser Ansicht ein Wahn, der die göttliche Natur verkenne und in der Annahme eines im Tabernakel eingeschlossenen Gottes sich bis zu einem Grade unvernünftiger Abgötterei verirrt habe, der nur noch Hohn und Spott, nicht mehr Duldung oder gar Widerlegung verdiene.

Die Verhöhnung des Glaubens an einen im Sacramente gegenwärtigen göttlichen Weltheiland, an einen Gott in der Kapsel, wie man sich ausdrückte, war um so übler angebracht, als sie mit dem gleichen Rechte auch auf den Glauben an einen in menschlicher Gestalt gegenwärtigen Gott übertragen werden konnte. Wer den Glauben an die Gegen-

wart Christi im Sacramente verläugnen will, kann es nur dann mit einiger Consequenz, wenn er jeden Glauben an einen menschgewordenen göttlichen Heiland der Welt verläugnet.

10. Auch zeigte sich diese Consequenz leider nur allzu frühe und allzu mächtig, indem diese Lehre bald auf alle Verhältnisse des sittlichen und religiösen wie des bürgerlichen und politischen Lebens ausgedehnt, und dadurch der Glaube an alle und jede höhere und ewige Ordnung der Dinge untergraben wurde. Wie zuerst die Seligkeit von der persönlichen Ueberzeugung des Einzelnen von seiner Auserwählung abhängig gemacht wurde, so wurde bald der Glaube selbst nur noch als persönliche Geisteserhebung angesehen, die freie Erhebung des Willens zum Glauben an eine göttliche Offenbarung mit dem Inhalte verwechselt und die Religion nur noch als ein Erzeugniß des gläubigen Gemüthes angesehen. Man sah in Folge dieser Verwechslung im Heidenthume ebenso gut wie im Judenthume und Christenthume nur ein Erzeugniß des im Menschen stets sich regenden Bedürfnisses, irgend etwas zu glauben. Daß man glaubte, galt als die Hauptsache; was man glaubte, darauf konnte es nicht mehr ankommen, denn man konnte doch nur unter verschiedenen Gestalten dasselbe glauben. Der Glaube erzeugte sich seinen Inhalt selbst und der Mensch suchte und konnte in seinem eigenen Herzen finden, was er glauben sollte und mußte.

So fiel jede höhere Autorität und Offenbarung weg. Die Religion wurde poetisches Produkt des Menschengeistes. Wenn in der Religion entscheidend wurde, was dem Einzelnen gefiel, so galt das noch mehr von Kirche und Staat. Die Welt sollte ihre Gestaltung von unten herauf finden; alle Gestaltung der bürgerlichen Verhältnisse wurde überall auf die unbeschränkte Freiheit des Einzelnen angewiesen, die sich etwa in Ausübung des allgemeinen Stimmrechtes geltend machen konnte. Die Willkür des Einzelnen ausschließlich zum allgemeinen Gesetz erheben, heißt aber alle sittliche Ordnung umkehren und die Möglichkeit einer allgemein gültigen sittlichen Ordnung aufheben.

Diese gänzliche Verkehrung der Grundsätze des sittlichen Lebens war die einfache Folge der Mißkennung der wahren Bedeutung des Altarssacramentes. Wie man hier die göttliche Einsetzung als Nebensache betrachtete und die Gegenwart Gottes von dem Glauben des Einzelnen abhängig machte, so suchte man in allen Reichen des Lebens die höhere von oben herab gesetzte Weltordnung durch eine neue, von dem Gutdünken des Einzelnen getragene zu ersetzen. Was nach den Grund-

sätzen der Reformation in göttlichen Dingen recht sein sollte, das mußte auch in weltlichen Dingen billig erscheinen.

11. Dieser Mißkennung wird aber nicht dadurch entgegengearbeitet, daß man aus dem Glauben an die wirkliche und reale Gegenwart Christi im Altarssacramente die entgegengesetzte einseitige Folgerung zieht, und, um die göttliche Einsetzung hervorzuheben, alles Menschliche ganz auszuschließen bedacht ist. Wenn die Wirkung lediglich in die göttliche Einsetzung allein verlegt, in der Wiedergeburt des Menschen der äußere Empfang des Sacramentes als die einzig wirkende Ursache bezeichnet wird, so hört das Sacrament ganz auf wirksam zu sein; denn es ist kein Wille mehr da, der von dem Sacramente unterstützt werden könnte. Das Sacrament, statt die Freiheit durch die Gewißheit göttlicher Mitwirkung zur Vollendung zu führen, raubt uns dann die Gewißheit dieser freien Bewegung, und statt uns etwas Höheres und Neues zu verleihen, nimmt es uns auch noch, was wir zuvor hatten. Auf diese Weise wird nicht im Herzen und noch weniger in Kirche und Staat die Wiedergeburt und Neugestaltung des natürlichen Lebens erreicht, sondern alles Natürliche als überflüssig vernachlässigt oder als böse bekämpft. Wenn aber alles natürliche Leben beseitigt, keinem Bedürfnisse des menschlichen Geistes Hülfe geleistet, die geistige Thätigkeit vielmehr gänzlich abgedankt wird, wozu ist dann noch die gesellschaftliche Ordnung in Staat und Kirche? Wie soll der Einzelne überhaupt zur wirklichen Belebung und geistigen Wiedergeburt gelangen, wenn ihm das eigene Leben und jegliche Berechtigung desselben zum Voraus abgesprochen wird? Ist die Freiheit verbannt, wie können denn die Sacramente noch anders wirken als äußerlich, mechanisch und gleichsam auf materielle und fleischliche Weise? Wenn wir keine geistige Mitwirkung gelten lassen, müssen wir auch die geistige Wirkung läugnen und zuletzt zugeben, daß auch das Insekt, welches zufällig die consecrirte Hostie benagt, mit dem consecrirten Brode auch die Anwartschaft auf Unsterblichkeit und Seligkeit empfangen habe.

Diese Anschauung ist jener, die Alles in den persönlichen Glauben allein verlegt, allerdings geradezu entgegengesetzt, aber darum nichts weniger als katholisch, wie denn überhaupt Alles, was nur Gegensatz und Widerspruch gegen irgend einen einseitigen Irrthum ist, selbst wieder nicht das allgemein Wahre, sondern ebenso irrthümlich und einseitig ist, als der entgegengesetzte Irrthum.

12. Die rein äußerliche und fleischliche Auffassung der Sacramente

ist unkatholisch und unchristlich. Wer die geistige Wirkung läugnet, um die sacramentale zu preisen, läugnet Christus, indem er die Mitwirkung des von Ihm ausgehenden Geistes läugnet. Nur im Geiste ist die Freiheit, nur in der Freiheit der Glaube. Wer die freie Mitwirkung und die geistige Wirkung der Sacramente mißkennt, verläugnet Christus und den Glauben an ihn. Wenn wir die Gegenwart Christi im Altarssacramente nicht auch als eine geistige erfassen, vergessen wir den Unterschied von Vater und Sohn und erkennen den Sohn nicht, weil wir Ihn nicht vom Vater unterscheiden. Wer den Sohn nicht erkennt, erkennt auch den Vater nicht. Indem wir aber die Wirkung der Sacramente und insbesondere des Altarssacramentes für eine unfreie halten und die menschliche Mitwirkung ausschließen, müssen wir auch die Wiedergeburt und Verwandlung der durch den Vater verliehenen natürlichen Kräfte durch die Gnade des Sohnes und mit dem Sohne auch den Vater verläugnen.

Am deutlichsten zeigt uns die Nothwendigkeit einer höheren und geistigen Auffassung der Sacramente das Wort der hl. Schrift: „Euere Väter haben Manna gegessen, und sind gestorben; wer aber von diesem Brode ißt, wird leben in Ewigkeit.“ Nun ist aber nicht zu läugnen, daß auch diejenigen, die von diesem Brode essen, des natürlichen Todes sterben; somit ist entweder das Wort des Herrn nicht in Erfüllung gegangen, oder seine Worte sind nicht im fleischlichen, sondern im geistigen Sinne zu nehmen.

Diese geistige Bedeutung ist uns mit der Hinweisung auf das Manna, welches die Israeliten in der Wüste gegessen, nahe gelegt. Indem sie das Manna aßen, suchten und wollten sie in demselben nicht mehr als eine Nahrung des Leibes. Diese Speise empfingen sie, aber das, was sie nährten, der Leib, ist dadurch nicht anders geworden, sondern sterblich geblieben. Durch den Empfang des Altarssacramentes aber wollen wir nicht den Leib nähren, sondern den Geist; das, was wir nähren, ist das Unsterbliche, der Geist. Der Geist aber kann nur geistige Nahrung empfangen. Mit dem Leibe allein kann die Nahrung des Geistes nicht empfangen werden. Die wahre Communion muß im Geiste vor sich gehen. Der Mund kann nur die äußere Hülle und Gestalt des Sacramentes empfangen. Von dem geistigen Empfange der himmlischen Speise spricht Christus, wenn er den über seine Verheißung, „daß er sich selbst den Menschen zur Speise geben wolle,“ erstaunten Jüngern sagt: „Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist

nichts nütze; meine Worte aber sind Geist und Leben" [1]. Nur wer diesen geistigen Sinn der Verheißung Christi erkennt, und in diesem Glauben und Geiste das Sacrament empfängt, der wird auch seine Kraft in sich aufnehmen und die Wahrheit der Worte des Apostels Petrus empfinden, der auf die Frage des Herrn: „Wollt ihr mich auch verlassen?" antwortet: „Herr, wohin sollen wir gehen? Nur du hast Worte des ewigen Lebens" [2].

XXXVI.

Text: „Da stritten die Juden unter einander und sprachen: Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht esset das Fleisch des Menschensohnes und nicht trinket sein Blut, so habt ihr das Leben nicht in euch. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken; denn mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und mein Blut wahrhaftig ein Trank."

(Joh. 6, 53—56.)

Inhalt: Die leibhafte Gegenwart Christi im Altarssacramente unter den Gestalten von Brod und Wein.

1. Christus hat die Juden auf das Manna, welches ihre Väter in der Wüste gegessen, hingewiesen, um sie dadurch auf den Unterschied aufmerksam zu machen, welcher zwischen jener leiblichen Speisung und Ernährung besteht, welche Gott den Israeliten in der Wüste wunderbarer Weise gesendet hat, und der geistigen Nahrung, die Christus den Seinigen verliehen. Die nähere Betrachtung dieser Worte hat uns erkennen lassen, daß das Brod des Himmels, welches Christus ist, zunächst eine geistige Bedeutung habe und im Geiste empfangen werden müsse. Damit ist aber keineswegs die leibhafte und wirkliche Gegenwart Christi im Sacramente ausgeschlossen, sondern vielmehr erst recht in ihrer Wesenheit bezeichnet. Die Gegenwart Christi im Sacramente ist dadurch erst

---

[1] Joh. 6, 64. [2] Joh. 6, 69.

eine wirkliche, daß sie nicht eine fleischlich-natürliche, sondern eine übernatürliche ist, welche die Einheit der göttlichen Natur Christi mit seiner menschlichen in sich beschließt.

Sowie es gegen den Geist des Christenthums ist, in den Sacramenten nur eine äußerliche und fleischliche Wirkung und Bedeutung anzunehmen, bei welcher die geistige und persönliche Mitwirkung des Einzelnen aufhören müßte, ebenso ist es nicht dem Sinne der Einsetzung der Sacramente gemäß, in ihnen nur symbolische Zeichen und Vorbilder für ein sittlich freies Streben erkennen zu wollen. Sowie Christus, hinsichtlich der geistigen Bedeutung des Altarssacramentes seine Jünger belehrend, spricht: „Meine Worte sind Geist und Leben," so spricht er auch mit demselben Nachdruck: „Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank." Die geistige und die substanzielle, so zu sagen leibhafte, Bedeutung des Altarssacramentes sind unzertrennlich mit einander verbunden.

2. Es mußte nur die geistige Seite zuerst in nähere Betrachtung kommen, weil die andere, so zu sagen realistische Seite erst durch jene verständlich werden kann. So verstanden die Juden die Worte Christi nicht, weil sie dieselben in einem allzu fleischlichen Sinne nahmen; darum stritten sie mit einander und sprachen: „Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben?" Darum mißverstanden und mißdeuteten die Heiden, was sie von den christlichen Opfer- und Liebesmahlen hörten, und warfen den Christen vor: daß sie Menschenopfer darbrächten und Kinder mordeten und verzehrten. Diesem Vorwurfe gegenüber waren sogar die ersten Christen genöthigt, die Lehre von dem Opfer und Altarssacramente als eine Geheimlehre zu behandeln und sie erst den vollkommen in alle übrigen christlichen Glaubenslehren Eingeweihten gleichsam als das Siegel und höchste Unterpfand ihrer Treue mitzutheilen.

Dieß Geheimniß war nothwendig, um die naheliegende Verwechslung des christlichen Opfers mit den heidnischen Opfermahlen, in denen das Opferfleisch den Gegenstand sinnlichen Genusses bildete und von einem geistigen Inhalte des Lebens keine Rede sein konnte, zu vermeiden. Das Opfer war bei den Heiden rein sinnlicher und leiblicher Natur, und dadurch von dem christlichen Opfer der Liebe und innern Einigung des Menschen mit Gott durch einen göttlichen Mittler unendlich verschieden.

3. Dennoch ist es merkwürdig, daß der Gedanke des Opfers selbst im Heidenthum nicht erloschen war, daß vielmehr die Ueberzeugung von

der Nothwendigkeit des Opfers die ganze alte vorchristliche Welt beherrschte. Diese Ueberzeugung beruhte auf dem tiefgefühlten geheimnißvollen Verhältnisse des Menschen zur Natur. Wenn der Mensch auch im Einzelnen und im Kleinen die Natur überwunden und sich dienstbar gemacht hatte, so blieb sie ihm doch im Großen und Ganzen fremd und verschlossen, ja sie hatte etwas Unheimliches und Furchtbares für ihn. Die unbezähmte Macht der Elemente erschien dem Menschen als eine höhere, übermenschliche Gewalt. Sowie er aber das Bewußtsein seiner eigenen Persönlichkeit nicht vergessen konnte, dachte er sich auch jene höheren, unbekannten Gewalten als persönliche Wesen, die er durch Opfer versöhnen könne. Die Menschen konnten der Natur gegenüber nicht anders leben, als daß sie ihre eigenen Bedürfnisse von der Natur gleichsam entlehnten, die Natur überlisteten und beraubten. Diesen Raub an einem fremden Gebiete suchten sie durch Hingabe des durch eigene Thätigkeit errungenen Gutes, durch Opfergaben, wieder zu sühnen. Das Opfer, die von dem Menschen aus dem Bereiche seiner eigenen Thätigkeit freiwillig dargebrachte Gabe, erschien in dieser Hingabe an ein unbekanntes Reich als Mittelreich, das nicht mehr ganz der Natur angehörte und auch von den Menschen wieder freigegeben wurde, um einem andern unbekannten Lebensgebiete ausgeliefert und von diesem in Besitz genommen zu werden.

4. Im Opfer begegnet das natürliche Leben einem übernatürlichen mittelst der freien Hingebung des eigenen Gutes durch den Willen. Wie bei der Anwendung sogenannter sympathetischer Mittel ein Gegenstand ausgewählt und einer unbekannten Lebenswirkung von dem Menschen gleichsam geweiht wird, damit diese Wirkung an dem ausgewählten und ausgestoßenen Mittel sichtbar werde und dadurch auf den Hülfesuchenden übergehe, so ist es bei jedem Opfer. Es ist eine Handreichung, in welcher zwei außerdem sich fernestehende Lebensreiche in einem dritten unschuldigen Bindegliede sich berühren, und so mittelbar auf einander wirken. Sowie beim magnetischen Heilverfahren ein Baum oder irgend ein anderer Träger eines organischen Lebens magnetisirt werden kann, so daß die magnetische Wirkung auf alle diejenigen übergeht, die mit diesem Mittelgliede in Rapport gesetzt werden, so soll auch in der Sympathie und im Opfer ein solcher Rapport zweier Reiche des Lebens, die sich unmittelbar nicht berühren, durch ein freiwillig von dem einen Reiche ausgeschiedenes und dem andern überlassenes Mittel- und Bindeglied hergestellt werden. Auf diesem Mittelglied ruht der Wille und die

Hoffnung des Gebers. Geht nun in dasselbe die natürliche Lebenskraft ein, so ist die Vermittlung hergestellt. Es ist dieselbe Berührung zweier an sich fremder Reiche, die wir in allen Weihungen, in der Handauflegung und selbst in der Ineinanderlegung der Hände bei dem Ehegelöbnisse sehen.

Diese Wechselwirkung zweier Lebensgebiete auf einander durch ein dazu geweihtes oder ausersehenes Medium erreicht seine stärkste Wirkung in der Opferspeise, in welcher das dem höheren Leben hingegebene und von diesem durchdrungene Opfer wieder in den Opfernden zurückgenommen wird, und durch diese Rückkehr die innigste Vereinigung des Opfernden mit der Gabe und mit dem, dem das Opfer geweiht ist, bezeichnet.

Das Opfermahl ist mit dem Opfer selbst unzertrennlich verbunden und bildet die letzte Vereinigung, vermittelt den innigsten Rapport zwischen dem menschlichen Leben und jenen unsichtbaren Mächten, denen unsere Opfer geweiht sind.

5. Hierin liegt daher die entscheidende Frage der Wirkung des Opfers. Wem sind unsere Opfer geweiht? und durch wen sind sie geweiht? Das alte heidnische Opfer war von dem Gefühle der Ohnmacht des Menschen gegenüber der Natur beherrscht, und kann zunächst als der Ausdruck dieses Gefühles betrachtet werden, in sofern dieses Gefühl in seiner natürlichen Bedeutung zugleich mit der dunkeln Ahnung von einer die Natur beherrschenden göttlichen Macht verbunden und von der egoistischen Hoffnung, diese unbekannte Macht durch Gaben und Huldigungen den eigenen Wünschen geneigt zu machen, durchdrungen ist.

Diese Opfer, in denen ebenso wenig eine wirkliche Erkenntniß Gottes, als eine durch göttliche Einsetzung geheiligte Opfergabe oder eine durch den Glauben an die göttliche Liebe geheiligte Gesinnung sich findet, verbinden den Menschen nicht wirklich mit Gott. Auch die selbstsüchtige Gesinnung, mit der so viele Opfer dargebracht werden, läßt uns zwar das den Menschen beherrschende Gefühl der Ohnmacht erkennen, aber auch, daß nicht jedes Opfer den Menschen mit Gott verbindet. Indem die menschliche Furcht die übernatürlichen Mächte versöhnen will, denkt sie sich dieselben auch als furchtbare feindselige Mächte und ist weit entfernt, in diesen feindseligen Wesen Gott zu erkennen und zu lieben. Was die Furcht verehrt, ist nicht das Göttliche und Heilige, sondern nur die Macht, auch wenn sie als feindselig und böse erscheint. Nicht dem Göttlichen gelten die Opfer, sondern dem Mächtigen, selbst wenn dieses Mächtige böse ist. Das Opfer aber, das nur den eigenen Wunsch

erreichen und das Göttliche zum Dienste der eigenen Begierde gleichsam zwingen will, wird selbst nicht von einer guten und heiligen Gesinnung, die wirklich Gott anbetet, dargebracht, sondern von einem unheiligen, Gott verläugnenden Verlangen. Von diesen Opfern sagt der Apostel: „Was sie opfern, opfern sie den bösen Geistern und nicht Gott. Ich will aber nicht, daß ihr Gemeinschaft habet mit den Dämonen; die aber, so von den Opfern essen, haben Gemeinschaft mit dem Altare“ [1].

6. Mit diesem heidnischen Opfer steht das christliche in vollem Gegensatze. Indem die christliche Lehre den wahren Ursprung des Bösen und die Heilung von demselben zeigt, sucht sie auch nicht in der Natur oder gar nach heidnischer Weise in Gott den Urheber des Bösen. Sie weiset uns auf uns selber und auf die Erkenntniß des Bösen in uns hin, um die Heilung vom Bösen durch den Glauben an die göttliche Hülfe anzubahnen.

Wenn die Natur sich auch feindlich uns gegenüberstellt, so ist doch leicht zu erkennen, daß diese Feindschaft nicht von der Natur ausgeht. Diese Feindseligkeit hat ihre Wurzel im Menschenherzen.

Der Mensch bekämpft und verletzt durch seine Selbstsucht die Natur. Um selbst zu genießen, verderbt er, was außer ihm ist, und selbst um zu bauen, muß er zuvor zerstören. Das sagt die Erfahrung. Fragen wir aber um den letzten Grund dieses Verhältnisses, welches uns von der Erfahrung überall bestätigt wird, so müssen wir bekennen, daß er nur in der Sünde und Schuld des Menschen liegen kann.

Der Mensch muß als Mittelpunkt der ganzen Natur betrachtet werden. In ihm erst hat das Leben auch Bewußtsein und einen persönlichen freien Mittelpunkt. In seinem Herzen mußten ursprünglich alle Fäden der Welt und alle Kräfte des Lebens zu einer höchsten Einheit zusammenlaufen; in ihm sollte das ganze Gewebe der Welt den Abschluß finden. Hier, im Herzen, konnten alle natürlichen Kräfte sich sammeln und dem Göttlichen mit freier Lust zu dienen sich bereitwillig zeigen. Da sollte das Band sich knüpfen, das den Himmel mit der Erde, die Ewigkeit mit der Zeit verknüpfte. Sowie in diesem Mittelpunkte ein Abfall von dem Göttlichen sich zeigte, fiel das Gebäude aus seiner wahren Lebensmitte. Die Welt zog sich von dem Menschen zurück, sowie des Menschen Herz von Gott sich trennte. Eine Alles erschütternde Bewegung mußte die Folge eines solchen Abfalls sein.

---

[1] 1 Cor. 10, 20.

Ist die elektrische Kraft richtig in der Luft und in den Körpern vertheilt, so weckt und fördert sie alles Leben, entzündet sie sich aber in übermäßiger Anhäufung in der Luft gewaltsam, so fährt sie als Blitzstrahl vernichtend und zerstörend nieder. Sie ist ein Bild des ursprünglichen Verhältnisses der Natur. So lange die centralen Kräfte der Natur im Menschen geeint und durch den Willen auf Gott gerichtet waren, mußten sie segnend die Natur beherrschen. Sobald sich aber diese Kräfte im Feuer der Lust entzündeten, mußte von dort aus das Verderben wie der Blitz das ganze Reich der alten Harmonie und Schönheit der Natur und alles Lebens stören und zerstören. Wie ein allbetäubender elektrischer Schlag durchfuhr die Sünde die ganze Welt und zerstörte ihre ursprüngliche Herrlichkeit und Freundlichkeit für den Menschen.

7. Sowie nun die Zerstörung ausging vom Menschen, so muß auch die Heilung von ihm aus über die ganze Welt sich ausbreiten. Erst muß der Mittelpunkt der Welt, das Menschenherz, wieder gereinigt und geheiligt werden, damit die ganze Welt wieder in die alte Harmonie eingehen kann. Von innen heraus, vom Willen und Geiste aus muß die Wiedererneuerung kommen, um sich allen andern Kräften mitzutheilen.

Aber nicht vom Menschen kann diese Erneuerung bewirkt werden. Der Mensch bedarf selbst zuvor der Heiligung, damit durch ihn die Welt geheiligt werden könne. Die Wiedergeburt des Menschen muß von Gott ausgehen. Sollte aber die Welt im Menschen erneuert und wiedergeboren werden durch göttliche Hülfe, so konnte Gott dem Menschen nicht anders helfen, als nur in menschlicher Natur. Darum hat Gottes Sohn sich der menschlichen Natur angenommen und die menschliche Natur mit göttlicher Vollkommenheit und Liebe erfüllt als Heiland der Menschen, als Gottmensch Jesus Christus.

Mit der Menschwerdung des Sohnes begann die Erlösung, mit dem Opfertode war sie vollendet. In dem Opfer hat Gottes Herz ganz das Menschenherz erfüllt und war Gottes Wille ganz an die Stelle des Menschenwillens getreten. Mit diesem Opfertode beginnt die Erneuerung der Welt.

8. Jeder Einzelne muß aber wieder mit Freiheit an diese Menschwerdung glauben und dieses Liebesopfer in sich wiederholen, wenn er persönlich der Frucht der Erlösung theilhaftig werden will. Das Herz des Menschen hat einen weiten Weg, bis es zu jener göttlichen Liebe sich erhoben hat. Darum hat Christus eine Erneuerung und Wiederholung seines Opfers eingesetzt, damit das Herz, durch den Glauben

an diesem Opfer theilnehmend, lerne, dasselbe geistig in sich selbst zu verwirklichen, und, so lange es dieß nicht ganz vermag in eigener Kraft, durch gläubige Theilnahme an der Wiederholung des Opfers Christi das zu ergänzen, was dem eigenen Herzen an Reinigkeit und Heiligkeit noch fehlt.

Diese Wiedergeburt, die im Glauben und im Geiste beginnen muß, wie auch der Abfall von Gott im Geiste des Ungehorsams begonnen hat, bleibt aber nicht eine rein geistige. Nicht der Geist allein, die ganze menschliche Natur soll erneuert und im Opfer wiedergeboren werden. Das Opfer Christi soll zum Keim eines durchaus neuen Lebens in uns werden. Auch der Leib soll an dieser Wiedergeburt theilnehmen. Darum soll nicht bloß das Opfer erneuert, sondern auch das Opfermahl von uns als Speise und Bürgschaft dieser Erneuerung empfangen werden.

9. Darum spricht der Herr: „Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank.“ Das scheint nun freilich wunderbar und unbegreiflich, und ist dennoch so natürlich und einfach, daß wir sagen müssen, es kann nicht anders sein, sobald wir das Wesen der Erlösung des Menschengeschlechtes recht erkennen.

Sehen wir zuerst auf die göttliche Anordnung selbst, so ist klar, daß der Sohn Gottes, um wahrhafter Mensch zu sein, die ganze menschliche Natur angenommen hat; hat er dieß gethan, so war auch sein menschlicher Leib ein Leib aus Fleisch und Blut; die Speise aber, die der Herr in diesem Leibe zu sich nahm, wurde wieder zu seinem Fleisch und Blut. Nicht jede Speise wurde Christi Fleisch und Blut, sondern diejenige, welche in den Umkreis dieses seines menschlich-göttlichen Lebens aufgenommen wurde. Sobald die irdische Speise in diesen Lebenskreis des gottmenschlichen Lebens einging, begann auch die verwandelnde Gewalt dieses Lebens an der irdischen Speise ihre Macht zu offenbaren.

Diese Macht des göttlich-menschlichen Leibes Christi ist aber mit der Auffahrt Christi zum Himmel nicht erloschen, sondern dauert fort und fort durch alle Zeiten, so daß Alles, was nach der Einsetzung Christi in diesen verklärten Leib Christi eingeht, auch von Christus verwandelt wird. Die Kraft Christi, die damals in den von ihm geopferten Leib einging, wirkt in jeder Wiederholung des von Christus eingesetzten Opfers, weil in jedem Opfer, das von Christus angenommen wird, eine leibliche Substanz in den Umkreis der Lebenskraft, die den menschlichen Leib des Herrn belebte, aufgenommen wird. Wie damals seine göttliche Natur die irdische Speise aufnahm und verwandelte, verwan-

delt diese seine gottmenschliche Lebenskraft das Opfer des Altares auch jetzt noch.

10. Aber wir sehen nicht Fleisch und Blut, weil die Gegenwart Christi auf Erden nicht mehr eine individuell menschliche und leibhafte ist und sein kann. Die Gestalten des Opfers bleiben äußerlich unverändert, weil sie selbst wieder den Gläubigen zur Speise dienen und dort eine weitere Verwandlung in den unsterblichen Leib Christi, dessen Glieder alle wahrhaft in Christus eingehenden Gläubigen bilden, auch der Gestalt nach erfahren sollen. Die Opferspeise, die in der Gestalt von Brod und Wein vor dem sinnlichen Auge besteht, ist innerlich Fleisch und Blut des ewigen Leibes Christi und wird selbst der Gestalt nach Fleisch und Blut Christi im wiedergebornen Menschen. Das ist die allgemein göttlich-menschliche Bedeutung des Brodes und Weines im Sacramente des Altars.

Das Gleiche zeigt sich, sobald wir die Gestalten des Opfers in ihrer allgemein menschlichen Bedeutung erkennen. Alles, was in den Geist des Menschen eingehen soll, bedarf der leiblichen Gestalt und der symbolischen Bedeutung. Alles Leibliche aber bedarf der leiblichen Nahrung, wenn es leben soll. Indem nun die Speise dem Leibe zur Nahrung dient, dient sie auch dem Geiste, der nicht ohne Leib leben und wirken kann. Sowie der Leib der Speise, der Geist der Symbole bedarf, bedarf der aus beiden bestehende Mensch beides. Wo geistiges Leben und leibliches ihre gemeinschaftliche höchste Einigung finden, da ist Symbol und Speise Eins. Die wahre Speise ist geistiges Symbol, das wahre Symbol wirkliche Speise des Geistes. Beides aber finden wir leiblich in Brod und Wein, den allgemeinsten leiblichen Gestalten aller Nahrung, und geistiger Weise in dem Opfer dieser beiden Symbole.

11. Das Brod ist die allgemeine Nahrung, der Inbegriff aller leiblichen Speise und zugleich des Opfers. Nicht die Frucht des Baumes, nicht das Fleisch der Thiere, nur das Organische, das selbst noch keinem eigenen Leben gedient hat, und doch schon von der Thätigkeit des Menschen ergriffen wurde, kann zum Opfer und zur reinen Speise dienen. Das Fleisch der Thiere wird durch den Mord des schon beseelten Leibes gewonnen und bietet sich nicht von selbst zur Nahrung dar. Die Frucht des Baumes nährt und dient als Speise, aber sie ist nicht Product des Menschenfleißes und darum nicht Opfergabe.

Beides ist das Brod, und zwar zunächst das ungesäuerte Brod, weil der Sauerteig bereits eine fremde, auflösende und umgestaltende

Bewegung in das Brod hineintragen und dieses dadurch aufhören würde, reine Speise zu sein. Reine Speise ist nur, was ohne verwandelnde Beimischung in den menschlichen Organismus eingeht, und von diesem allein den Anfang seiner Umgestaltung empfängt.

Das Gleiche ist bei dem Weine der Fall. Nicht die Traube wird genommen und nicht reines Wasser, weil die Traube als bloße Frucht noch keine Gährung durchlebt und darum noch nicht von dem einfach organischen Leben der Pflanze ausgeschieden ist, das Wasser aber noch gar kein organisches Leben in sich aufgenommen hat.

So sehen wir die einfachste Nahrung und die allgemeinsten Symbole des Opfers in Brod und Wein vor uns. Sie sind die Symbole aller Ernährung und damit zugleich Symbole aller Wiedergeburt. In ihnen begegnen sich die Mysterien des natürlichen und übernatürlichen Lebens. Das Geheimniß des Lebens selbst gibt das offenste und klarste Zeugniß für die Bedeutung des christlichen Opfers.

12. Nur in der Tiefe des Geheimnisses wird das doppelte Leben, das in diesem Sacramente wohnt, verständlich. Nicht das Oberflächliche ist verständlich, sondern die Tiefe allein. Was auf der Oberfläche ist, scheint klar und verständlich, ist es aber nicht, denn die Oberfläche ist nicht aus sich selbst und wird selbst erst verständlich durch das, woraus sie wird, durch das, was in der Tiefe herrscht. Diejenigen, die da meinen, so recht fromm und gläubig zu bleiben, wenn sie sich stets auf der Oberfläche halten, und nirgends ein Verlangen haben, in die Tiefe einzudringen, denken und fühlen nichts weniger als christlich-gläubig und fromm, denken und fühlen am allerwenigsten katholisch.

Das zeigt sich am deutlichsten gerade bei dem Mysterium des Opfers. Indem die sogenannten Reformatoren dieses Geheimniß auf die Oberfläche zogen und die tiefe katholische Wahrheit verließen, verläugneten sie die rechte Wahrheit Christi und entkleideten das Geheimniß der Erlösung seiner göttlichen Herrlichkeit, Schönheit und Kraft.

13. Wenn die eine Erklärung sagt: das Wort des Herrn: „dieß ist mein Leib" will nichts weiter sagen als: dieß bedeutet meinen Leib, so scheint das allerdings klar und leicht verständlich. Warum sollte nicht Brod und Wein ein Symbol des Leibes Christi sein können? Eine gewisse Aehnlichkeit ließ sich ja leicht finden, und Symbol für irgend etwas kann jegliches Ding sein. Die Willkür hat hier ein unbegrenztes Gebiet. Aber wenn in dieser Willkür Jegliches Jegliches bedeuten kann, so wird erst recht unklar, warum gerade Brod und Wein das Symbol

sein, warum durch dieses Symbol nicht ein geistiges Leben und eine sittliche Wirkung, sondern Fleisch und Blut Christi dargestellt werden, wozu überhaupt ein bestimmtes Symbol für das geistige Leben und den Glauben an Christus nöthig sein soll.

14. Näher der Wahrheit ist die zweite Erklärung, daß Brod und Wein in der Communion zum Fleisch und Blute Christi werde, obwohl auch sie noch weit von der ganzen Tiefe und Fülle der christlichen Wahrheit entfernt ist. Diese Auslegung läßt wenigstens noch eine tiefere Erklärung zu, nämlich die, daß Brod und Wein in dem Gläubigen, der ein Glied Christi ist, zu Fleisch und Blut, oder aber, daß der Gläubige dadurch, daß er in dem Glauben an Christus Brod und Wein als lebendige Nahrung seines Glaubens empfängt, durch das, was in ihm zu Fleisch und Blut sich verwandelt, zugleich zu einem Gliede am lebendigen Leibe Christi wird, daß also in jedem Fall Brod und Wein wahrhaft Fleisch und Blut und zugleich wahrhaft eine Speise des ewigen Lebens wird. In diesem Sinne, könnte man noch hinzufügen, sei sogar dieser Vorgang ganz derselbe, wie ihn der allgemeine christkatholische Glaube von jeher festgehalten habe, da er ja auch an eine wirkliche und lebendige Gegenwart und an eine sacramentale Verwandlung glaube, nur mit dem Unterschiede, daß es bei dieser Erklärung keines besondern Priesterthumes bedürfe, sondern jeder Gläubige, indem er die Opferspeise empfängt, zugleich auch das Priesterthum, das in Christus Allen verheißen ist, ausübt. Ein schöner Gedanke in der That, wenn er wahr sein könnte! Leider aber ist er nicht so wahr, als scheinbar schön. Denn der Priester handelt nie im eigenen Namen, sondern ist stets nur Stellvertreter. Der Priester ist nur, wo ein Opfer dargebracht wird. Hier aber soll ein Priester sein und kein Opfer, und eine Opferspeise gleichfalls ohne Opfer; denn der Sache nach ist hier weder eine Opferspeise noch irgend eine andere, sondern es wird das Essen selbst für die Speise genommen. Wo aber keine Speise ist, da ist auch kein Mahl. Bei dieser Erklärung fällt mit der Speise das Mahl, mit dem Mahl das Opfer, mit dem Opfermahl auch die Communion und das Liebesmahl weg. An die Stelle Christi tritt der menschliche Glaube. Das göttliche Werk fällt im Opfer weg und damit auch der göttliche Inhalt der Religion und am Ende die Religion selbst.

Je weiter diese Anschauung verfolgt wird, desto weiter führt sie vom Christenthum und von aller Religion ab. Diejenigen, welche diesen Weg der Reformation in Betrachtung und Erklärung der christlichen

Dogmen eingeschlagen haben und consequent auf ihm fortgewandelt sind, sind zuletzt gänzlich von allem Glauben an Christus abgefallen.

15. Die aber wirklich an Christus glauben, glauben auch im Herzen an das Opfer, an die göttliche Einsetzung desselben, an die wirkliche Gegenwart Christi. Sie unterscheiden nur nicht die Gegenwart Christi im Altarssacramente von der Wirkung des Sacramentes, die freilich erst beim Empfange desselben eintreten kann, und setzen sich Widersprechendes voraus, indem sie annehmen, daß Christus die wirksame Kraft der Sacramente ist, und daß diese Kraft erst gegenwärtig ist, wenn der Mensch durch seinen Glauben sie wirksam macht. Ihr Gefühl widerspricht ihrem Glauben. Sie läugnen mit dem Munde, was sie mit dem Herzen bekennen, und sind in Hinsicht ihres Glaubens an die göttliche Einsetzung des Opfers und Altarssacramentes sowie der wirklichen Gegenwart Christi in demselben unbewußt heimliche Katholiken. Nur der gewohnte Unterricht und der Mangel an tieferer Einsicht in die wahre Bedeutung des Opfers hindert sie, das, was sie dem Herzen nach glauben, auch mit dem Munde öffentlich zu bekennen. Dadurch, daß sie nicht die ganze Tiefe dieses Mysteriums erfassen, entgeht ihnen auch die große Herrlichkeit und Schönheit desselben.

Glücklich derjenige, der jener Kirche durch Gottes Gnade angehört, welche die volle ungetrübte Wahrheit dieses wahrhaft göttlichen Geheimnisses bewahrt hat. Damit ist dem Katholiken ein Reichthum göttlicher Gnaden aufgeschlossen, dessen Tiefe unermeßlich, für den jedes Gefühl zu arm ist. Wer diesen unerschöpflichen Gottessegen im hl. Sacramente erkennt und von seiner Gottesfülle recht durchdrungen ist, der wird mit unermüdetem Eifer Gott danken für diese Gnade und Ihn unablässig bitten, daß alle Menschen zur Erkenntniß dieser Wunderquelle gelangen möchten, und besonders jene, die ihrem Herzen nach derselben so nahe stehen, und nur durch ein unglückliches Mißverständniß von dem Anschauen der vollen Herrlichkeit desselben getrennt sind; vor Allem aber, daß alle jene, die im Glauben der hl. Kirche die ganze volle Wahrheit empfangen haben, auch das Mysterium des Fleisches und Blutes Christi so empfangen mögen, daß sie der unendlichen Früchte desselben theilhaftig werden.

XXXVII.

Text: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Wie mich der lebendige Vater gesandt hat und ich durch den Vater lebe, so wird Jeder, der mich ißt, durch mich leben. Hier ist das Brod, das vom Himmel herabgekommen, kein solches, wie das Manna, das eure Väter gegessen haben, die dann doch gestorben sind. Wer dieses Brod ißt, der wird leben in Ewigkeit." (Joh. 6, 57—59.)

Inhalt: Der Unterschied der Gegenwart des Sohnes im Altarssacramente von der Gegenwart des Vaters und des göttlichen Geistes, die äußere Hülle dieser Gegenwart und die Wirkung derselben in der Communion.

1. Indem uns der Evangelist in die Tiefen der Lehre von dem Geheimnisse des Altarssacramentes einführt, hat er uns damit zugleich die Tiefe der christlichen Lehre überhaupt aufgeschlossen. Wir haben gesehen, daß die katholische Kirche allein diese Tiefe der christlichen Offenbarung in ihrer ganzen Fülle bewahrt hat. Alle Auslegungen, die von der katholischen Lehre abweichen, sind auch von der Tiefe der christlichen Wahrheit abgefallen. Das Wesentliche der katholischen Lehre ist gerade in ihrem allumfassenden Tiefsinne zu finden. Je größer aber der Reichthum der Wahrheit ist, den die katholische Kirche zu bewahren hat, um so dringender ist auch die Aufforderung an jeden wahren Katholiken, diesen Reichthum in seiner ganzen Erhabenheit und Vollständigkeit kennen zu lernen und auf das Leben anzuwenden. Derjenige ist ein schlechter Katholik und ein schlechter Christ, der den Glauben nur um der geistigen Bequemlichkeit willen sucht und liebt. Die Aufgabe der Kirche ist es, den ihr anvertrauten Schatz göttlicher Offenbarung nicht nur äußerlich zu bewahren, sondern ihn auf alle Zeiten zu übertragen, die Erkenntniß desselben stets innerlich zu erneuern und zu erweitern, und jeder gutgesinnte Katholik muß es für seine nächste Glaubenspflicht erkennen, die Kirche in dieser Aufgabe nach Kräften zu unterstützen. Die Tiefe der katholischen Glaubenslehre kommt aber gerade in der Lehre vom Altarssacramente zum vollständigsten Ausdruck.

2. Hier begegnet, nach den Worten des Psalmisten, ein Abgrund dem andern. Dem einen Geheimnisse der Offenbarung tritt das andere erklärend zur Seite. Das Geheimniß des Altarssacramentes wird

durch die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit in seiner innersten Tiefe verständlich. Beide Dogmen stehen sich gegenseitig erklärend zur Seite. Die Gegenwart Christi im Altarssacramente kann nur durch die richtige Erkenntniß des Unterschiedes der göttlichen Personen zum vollkommenen Verständniß gebracht werden.

Wenn die göttlichen Personen unter sich verschieden sind, so ist auch ihre Offenbarung, ihre Gnade, ihre Gegenwart eine verschiedene. Die Gegenwart Christi im hl. Altarssacramente ist eine andere als die Allgegenwart Gottes des Vaters in der geschaffenen Natur und als die Allwirksamkeit des göttlichen Geistes in Allem, was da Leben und Bewußtsein hat.

Der göttliche Geist ist überall, wo in den Geschöpfen eine Erkenntniß Gottes sich findet. Nur im hl. Geiste können wir an Gott glauben und zu Gott beten, und „Niemand," sagt die hl. Schrift, „kann Gott Vater nennen, außer im hl. Geiste" [1]. Aber die Offenbarung des göttlichen Geistes ist unzertrennlich von der innerlichen Bewegung des Geistes im Menschen, und läßt in der Bewegung selbst den Unterschied dessen, der in dieser Bewegung sich offenbart, von dem innern Vorgange nicht erkennen. Der Geist Gottes tritt in seinen Offenbarungen nicht im Unterschiede der Person als bestimmter persönlich erkennbarer Gegenstand der Anbetung hervor. Er erscheint gleichsam nur im Vorüberwandeln, wie im Fluge, und nach dem Bilde des Evangelisten gleich dem Herabschweben der Taube.

Andere Gleichnisse reden, wenn sie das Wirken des hl. Geistes beschreiben wollen, von dem Wehen des Windes, von strömenden Wassern oder dem Herabkommen von feurigen Flammen. Wie ein rasch hinströmender Fluß in jeder Welle erscheint und verschwindet und in jeder stets neu geboren wird, so ist das Erscheinen der Offenbarungen des göttlichen Geistes. Seine erleuchtende Gnade ist überall, wo sich im Leben der Glaube und die Liebe Christi offenbart. Wo aber sollen wir den Geist selbst finden und festhalten, um Ihn als den gegenwärtigen anzubeten?

Ebenso ist es mit dem ewigen Vater, dem Schöpfer aller Dinge. Seine Macht und Güte waltet und herrscht überall, ist gegenwärtig in allen Dingen, Er selbst aber ist in keinem Dinge zu finden. So wie die göttliche Kraft Alles beherrscht und überall gegenwärtig ist, dürfen

[1] 1 Cor. 12, 3.

wir sie doch nicht im Besondern und in den einzelnen Dingen suchen. Wie die einzelne Gestalt erscheint, verschwindet Gott, und wo Gott selber ist, da verschwindet die einzelne Gestalt der Dinge. Wir können seine Macht überall anbeten, Ihn selbst aber nirgends. Sobald wir Gott in irgend einem besondern Dinge anbeten wollen, wird unsere Anbetung Götzendienst und Verläugnung des wahren Gottes.

3. Anders ist es bei dem Sohne Gottes. Durch die Menschwerdung des Sohnes ist Gott der Welt und den Menschen wahrhaft und leibhaft gegenwärtig geworden. Alle Anbetung aber ist an die als gegenwärtig gedachte und geglaubte Gottheit gerichtet.

Selbst der Götzendienst ist nur eine Verunstaltung dieser im Menschenherzen sich regenden und nie ganz auszutilgenden Anbetung Gottes. Der Götzendienst hat nur darin sich geirrt, daß er bloß die gegenwärtige Gestalt anbetete, nicht aber das Göttliche, und um der sinnlichen Anschauung willen das Geistige und Göttliche verkannte und verläugnete.

Das Gegentheil des heidnischen Götzendienstes und noch auf gleicher Stufe mit ihm ist jener Unglaube, der, weil er Gott nirgends in seiner göttlichen Vollkommenheit gegenwärtig erkennt, alle Gegenwart Gottes gänzlich läugnet. Beiden Abirrungen gegenüber steht die vollkommene Offenbarung Gottes durch Christus. Was die Menschen aus eigener Einbildung für Gott halten, ist ebenso wenig wirklich lebendige Gotteskraft, als Gott darum aufhört, wirklich gegenwärtig zu sein, weil die Menschen seine Gegenwart nicht erkennen.

Die Gegenwart Gottes ist in Wirklichkeit nur da, wo sein eigenes Wort dieß verkündet und bezeugt. Gott konnte den Menschen nur in menschlicher Natur wirklich gegenwärtig werden. Diese Gegenwart ist die einzige, die zugleich der Würde und Herrlichkeit Gottes und dem Bedürfnisse derer, die Ihn anbeten, vollkommen entspricht.

4. Ist aber der Sohn Gottes, in dessen Macht und Natur es liegt, den Geschöpfen sich in persönlicher Mittheilung seiner göttlichen Natur offenbaren zu können, in persönlich menschlicher Gestalt der Welt gegenwärtig geworden, so ist diese seine Menschwerdung geschehen in der Fülle der Zeiten. Sie gehört der Geschichte und der Vergangenheit an. Wenn aber die Jünger und Zeitgenossen Christi den Gottmenschen unter sich wandeln sahen, wenn von ihnen mit Recht gesagt werden konnte, „selig sind die Augen, die sehen, was ihr sehet“ [1], was ist dann uns zugetheilt

[1] Luc. 10, 23.

worden? uns, die wir keine solche Gegenwart des Sohnes Gottes vor Augen, den längst den Augen der Menschen entschwundenen Gottmenschen nicht mehr als leibhaft gegenwärtigen Gegenstand unserer Anbetung vor uns haben. Wir können nicht mehr, wie Johannes von den Aposteln schreibt, „das verkünden und bezeugen, was vom Anfange war, was wir gehört, was wir mit unsern Augen gesehen, was wir beschaut, was unsere Hände betastet haben, von dem Worte des Lebens", daß „unsere Gemeinschaft eine Gemeinschaft sei mit dem Vater und seinem Sohne Jesus Christus" [1]. Er redete nicht mit uns, er erschien uns nicht in der sinnlich wahrnehmbaren Gestalt eines einzelnen Menschen. Dennoch ist er auch unter uns gegenwärtig, und ich möchte sagen göttlicher noch und doch ebenso wahr und ebenso leibhaft als damals.

Leibhaft ist Christus auch uns gegenwärtig, weil durch die Einsetzung des Altarssacramentes dieselbe Kraft, welche damals die Speise, die durch seinen Mund aufgenommen wurde, in Fleisch und Blut des gottmenschlichen Leibes verwandelte, für alle Zeiten fortwirkt. Was jetzt durch die Worte der Einsetzung nach dem Auftrage Christi in den Bereich des auf Erden fortlebenden göttlichen Wortes aufgenommen wird, wird von derselben göttlichen Lebenskraft durchdrungen, die damals in Christus die Speise in Fleisch und Blut verwandelte. Die Kraft, welche durch die Wiederholung der Einsetzungsworte beim Opfer in die Hostie eingeht, ist dieselbe, die damals wirksam war. Nur die Gestalt ist nicht dieselbe, weil Christus nicht mehr als einzelner Mensch unter uns wandeln, sondern als ewiger Hoherpriester für Alle, als überall, wo das Opfer vollbracht wird, gleichmäßig gegenwärtiger Heiland, unter uns sein will. Der Natur und Göttlichkeit nach ist derselbe Gott, der in Menschengestalt sichtbar unter den Menschen wandelte, auch unter den Gestalten des von ihm eingesetzten Opfers sichtbar unter den Gläubigen.

5. Der Einwurf, daß eine solche Gegenwart in dieser Gestalt undenkbar und unvernünftig sei, da ja Gott nicht in die winzige Gestalt der Hostie eingeschlossen sein könne, fällt von selbst in Nichts zusammen, wenn wir bedenken, daß es sich gar nicht um das Eingeschlossensein, sondern um die Gegenwart Gottes in der Hostie handelt. Wenn der Lichtstrahl im Glase gegenwärtig ist, ist er darum im Glase eingeschlossen?

Wenn wir aber eine leibhafte Gegenwart behaupten, so kann mit

---

[1] 1 Joh. 1, 1—3.

diesem Leibe des Herrn kein anderer als sein verklärter Leib gemeint sein. Ein solcher Leib aber ist weder groß noch klein, noch irgendwie an die Ausdehnung des Raumes gebunden. Der verklärte Leib ist die unmittelbare Hülle des Geistes, die diesem Geiste nach seinem Willen zum Werkzeug seiner Offenbarung dient. Dieser Leib ist also so, wie der Geist es will. Er ist so, wie der Geist will, und da, wo der Geist will, daß er sein soll. Der Wille Christi ist aber durch die Einsetzung des Abendmahles bestimmt ausgesprochen hinsichtlich seiner Gegenwart auf Erden, und durch diesen bestimmt ausgesprochenen Willen wissen wir, daß Christus da gegenwärtig ist, wo Brod und Wein in der von Ihm vorgeschriebenen Weise nach seinem Willen dargebracht wird.

Der Wille Christi ist es, welcher diese Gegenwart bedingt und verwirklicht. Dieser Wille ist nicht in das Opfer und in die Hostie eingeschlossen, sondern schließt diese in sich ein. Er ist nicht von dem Orte und der irdischen Gestalt bedingt, sondern der Ort und die Gestalt ist von dem Worte und Willen des Herrn bestimmt. Er ist der herrschende, wirkende, wahrhaft wollende.

6. Daß wir aber nicht den wirkenden göttlichen Willen, sondern nur die Gestalt und Bedingung wahrnehmen, das liegt an unserer Natur. Nicht seinetwegen hat Christus diese Gestalt erwählt, sondern unsertwegen. Was wir sehen, muß uns das Zeugniß und die Bürgschaft seiner Gegenwart sein, weil wir seinen Willen an der von Ihm eingesetzten Bedingung erkennen. Indem wir das sichtbare Zeichen seines Willens sehen, sind wir damit im Glauben seiner wirklichen Gegenwart gewiß.

Jede sinnliche Anschauung eines körperlich ausgedehnten Dinges gibt uns für diese Gegenwart ein deutliches Zeugniß. Wenn wir irgend einem Bekannten begegnen, so glauben wir ihn wirklich, wie er leibt und lebt, vor uns zu sehen, obgleich wir in Wirklichkeit nur eine Seite oder einen Theil von ihm sehen. Was wir sehen, ist nur die eine uns zugewendete und für uns sichtbare Seite desselben. Die andere Seite ist uns unsichtbar. Nicht weil sie an sich unsichtbar ist, sondern nur, weil die eine Seite, die wir sehen, die andere, von uns abgewendete, verhüllt. Dennoch zweifeln wir keinen Augenblick, daß der, den wir sehen, ganz vor uns steht, weil wir wissen, daß ein lebendiges Wesen, das in sich eine vollständige Einheit ist, wo es ist, ganz und nicht getheilt gegenwärtig ist. In demselben Sinne wissen und glauben wir, daß Christus da, wo er leibhaft gegenwärtig sein wollte, bei seiner

Menschwerdung ganz gegenwärtig war und daß Er nach seiner Himmelfahrt mit demselben unsterblichen Leibe, den Er angenommen, um den Menschen sich zu offenbaren, wieder gegenwärtig ist, wo Er seinem göttlichen Willen nach gegenwärtig sein will, auch wenn wir nicht die menschliche Gestalt seiner ersten persönlichen Gegenwart auf Erden, sondern ein anderes von Ihm eingesetztes leibliches Zeichen seiner Gegenwart erblicken.

7. Diese Gegenwart ist darum weder eine leibliche Allgegenwart, wie der eine Theil der befangenen Ausleger der Einsetzungsworte meinte, noch eine Gegenwart ohne Leiblichkeit, wie Andere annahmen. Im ersten Falle wird der Glaube an die persönliche Gegenwart Christi mit der Allgegenwart Gottes überhaupt verwechselt, der Leiblichkeit die Eigenschaft der göttlichen Natur zugeschrieben und an die Stelle der persönlichen Gegenwart Gottes eine unpersönliche Allgegenwart der Gottheit, welche für leibhaft und unpersönlich zugleich gehalten wird, gesetzt. Im andern Falle wird die Gegenwart als eine bloß geistige betrachtet, und damit der persönliche Gegenstand der Anbetung geläugnet und die Gegenwart des Sohnes Gottes mit der des hl. Geistes verwechselt.

Die Gegenwart des Vaters und des Geistes ist allerdings nicht von dem Glauben an die leibhafte Gegenwart des Sohnes ausgeschlossen. Aber der Vater und der Geist sind nicht unmittelbar dem Glauben und dem anbetenden Geiste gegenwärtig, sondern mittelbar durch den Glauben an die Gegenwart des Sohnes und die Anbetung dieser Gegenwart. Wie nämlich in der einen Gestalt des Opfers auch die andere und in der Gestalt von Brod und Wein die menschliche Natur Christi und in der Menschheit Christi seine Gottheit gegenwärtig ist, weil das Lebendige nicht getheilt werden kann, so wird mit der Gottheit des Sohnes auch die ganze göttliche Wesenheit und somit auch die Gegenwart des Vaters und Geistes angebetet.

Damit diese Anbetung der ganzen Gottheit desto freier sich erheben kann, wollte Christus in der allgemeinen Gestalt des Brodes und Weines im Opfer gegenwärtig sein, weil jede andere leibhafte menschliche Gestalt die Mitanbetung des Vaters und Geistes zu sehr zurückgedrängt und nur eine Person der Gottheit der Anbetung vor Augen gestellt hätte. Deßwegen ließ Christus die Anbetung seiner Gottheit während seines Wandelns auf Erden nur selten und ausnahmsweise zu; dann nämlich, wenn bei irgend einer besondern Veranlassung die göttliche Natur und Macht ganz in den Vordergrund getreten war, so daß die

Anbetenden den Menschen und die menschliche Gestalt ganz vergaßen und nur die Gottheit gegenwärtig sahen.

Der eine Grund, warum Christus nach seiner Himmelfahrt den Gläubigen nur in den Gestalten von Brod und Wein gegenwärtig sein wollte, ist also der, daß die ganze Gottheit in der Gegenwart der einen Person angebetet werde und die persönliche göttliche Liebe in der allgemeinen Form einer sichtbaren Erscheinung den Gläubigen gegenwärtig sei; ein anderer Grund der Einsetzung des Opfers in dieser Gestalt ist die lebendige Mittheilung des göttlichen Lebens an die Gläubigen. Damit sich Christus ganz hingeben und sein Leben dem Leben der Gläubigen einflößen kann, hat Er sich selbst zur geistigen Nahrung für Alle gemacht, und darum für seine leibhafte Gegenwart unter den Menschen die allgemeinste Gestalt der organischen Speise gewählt.

Wie die Mittheilung der göttlichen Natur an die menschliche in dem Wandel des Herrn auf Erden sich manifestirte, so will die Mittheilung Christi an die einzelnen Gläubigen sich in dem Empfange des Opfers kund geben. Diese Mittheilung wird durch den Glauben in uns als Gnade wirksam.

9. Die wirkliche Gegenwart dessen, der sich im Sacramente mittheilt, ist durch die Einsetzung und die Verheißung Christi verbürgt. Sie hängt nicht von dem menschlichen Glauben, sondern von der göttlichen Einsetzung ab. Der Glaube hängt von der Wirksamkeit dessen, was geglaubt wird, nicht aber die Wirksamkeit des göttlichen Wortes und die Wirksamkeit des göttlichen Willens und der mit diesem gegebenen Gegenwart von unserem Glauben ab. Hierin ist es mit dem Glauben wie mit der Erkenntniß. Die Wahrheit und Richtigkeit unserer Erkenntniß hängt davon ab, ob sie der Wirklichkeit entsprechend ist, nicht aber die Wirklichkeit der Dinge davon, ob wir sie richtig erkennen.

Das bezeugt hinsichtlich der Gegenwart Christi im Altarssacramente das Wort des Apostels, wenn er schreibt: „Es prüfe der Mensch sich selbst, ehe er von diesem Brode ißt und von diesem Kelche trinkt, denn wer unwürdig davon ißt und trinkt, ißt und trinkt sich selbst das Gericht hinein“ [1]. Wie aber kann der Mensch das Gericht essen und trinken, wenn er nichts Wirkliches in diesen Gestalten empfängt? Zwar könnte man sagen, auch wenn er den eigenen Glauben verletzt, richtet er sich selbst und ißt und trinkt in soferne sein eigenes Gericht. Aber dann

[1] 1 Cor. 11, 28—29.

könnte jedenfalls nicht mehr von einem würdigen und unwürdigen, sondern bloß von einem wirklichen oder nicht wirklichen Empfange die Rede sein. Man kann sagen, wer glaubt, empfängt wirklich den Leib des Herrn, wer nicht glaubt, empfängt auch nichts als einfaches Brod. Man kann in diesem Falle nur zwischen Empfangen und Nichtempfangen unterscheiden, aber nicht zwischen würdigem und unwürdigem Empfange. Wo die Würdigkeit des Empfangenden unterschieden wird, handelt es sich um den Zustand des Empfangenden selbst; das, was wir empfangen, ist aber von der Würdigkeit oder Unwürdigkeit des Empfangenden unabhängig. Wenn aber die Empfangenden alle das Gleiche empfangen, so wird eben durch den besondern Zustand jedes Einzelnen die Wirkung eine ganz verschiedene, weil dasselbe anders wirkt, wenn der Zustand dessen sich ändert, auf welchen es wirkt. Dieselbe Speise ist leiblicher Weise von verschiedener Wirkung, wenn der Zustand des leiblichen Organismus, welcher die Speise aufnimmt und verarbeitet, sich ändert.

Gift kann Arznei, gesunde Nahrung Gift werden, je nach dem Zustande der Verdauungsorgane. Dieß will auch der Apostel mit den Worten sagen, wer unwürdig davon ißt, ißt sich das Gericht hinein. Was in dem Einen als lebendig wirkende Gegenwart Gottes bleibt und zur Nahrung des ewigen Lebens dient, das muß in dem, der unwürdig diese Speise in sich aufnimmt, unwürdig den Leib des Herrn empfängt, zur Schuld und zum Gerichte wirken.

10. Darauf deutet auch das Wort des Herrn hin: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm.“ Das bleibende Verhältniß, nicht der zufällige Zustand des Empfangenden, wird von Christus in dieser Verheißung bezeichnet. Das Wort „Essen“ wird hier in dem höhern Sinne des bleibenden Empfangens und nicht in dem Sinne des bloßen Empfangens mit dem Munde genommen. Der Leib für sich kann das Geistige nicht empfangen. Wer Christus bleibend empfangen will, der muß die geistige Speise auch zugleich mit dem Geiste und würdig empfangen. Nur wer würdig den Leib des Herrn empfängt, in dem wird seine Gegenwart eine bleibende, geistige Gegenwart und Gnade.

Unwürdig aber ist Jeder, der durch die That Christus verläugnet, und, indem er die Sünde liebt, dennoch mit dem Munde Gott in sich aufnehmen zu können glaubt. Wer in der Sünde lebt, kann sich nicht im Geiste mit Christus vereinen, ohne durch Reue und Buße der Sünde abgesagt zu haben. Aber wie die böse That aus der bösen Gesinnung

entspringt, so trennt uns mehr noch als die einzelne That die Gesinnung von Christus. Die Glaubenslosigkeit und Gewissenslosigkeit des Herzens macht uns unfähig, das Göttliche in uns aufzunehmen. Die Gegenwart Christi ist für den Gottlosen, auch wenn er sich äußerlich dem Tische des Herrn naht, nur eine Vermehrung seiner Schuld. Es ist der Frevel an dem Heiligen, der ihm zum Fluche gereichen muß.

Aber nicht bloß der Unglaube und die Sittenlosigkeit, auch der Leichtsinn macht uns unwürdig der Gnade des Herrn. Selbst die leibliche Nahrung soll nicht leichtsinnig und gleichsam bloß zum Reize des Gaumens und zur Lust genossen werden. Noch weniger die Speise der Seele. Wer bloß um seiner Einbildungskraft und seiner frommen Träume willen dem Allerhöchsten naht, und zur Lust und Unterhaltung seiner eingebildeten Andacht die Speise der Engel empfangen will, unterscheidet nicht nur den Leib des Herrn nicht von einer gemeinen Speise, sondern geht noch leichtfertiger damit um, als der besonnene Mensch mit dem Genusse leiblicher Nahrung umgehen soll. Ungenügsamkeit und Unmäßigkeit ist schädlich in leiblicher Nahrung und verderblich im geistigen Leben. Hunger ist auch hier der Gesundheit der Seele zuträglicher als Unmäßigkeit und Ueberdruß. Die Communion empfangen wollen, wenn kein wirkliches geistiges Bedürfniß dazu drängt, ist eine leichtfertige Herabsetzung des Heiligsten.

11. Das rechte Maß zeigt uns die kirchliche Ordnung der Ausspendung der übrigen hl. Sacramente, die alle nur ein Ausfluß und eine besondere Uebertragung der Gnade Christi, wie sie vollkommen im Altarssacramente ist, auf die einzelnen wesentlichen geistigen und natürlichen Entscheidungsstufen des menschlichen Lebens sind. Davon gibt Zeugniß die Priesterweihe und die Ehe, und am deutlichsten das Sacrament der letzten Oelung, das nur in einer schweren, lebensgefährlichen Krankheit, und in dieser nur einmal gespendet wird.

Das geistige Bedürfniß, das uns zum hl. Sacramente führt, soll darum kein bloß eingebildetes, sondern durch entscheidende äußere und innere Abschnitte des geistigen Lebens herbeigeführt sein.

12. Wie der Vater und der Geist zugleich mit dem Sohne angebetet werden, so hängt auch die entscheidende Bestimmung über den Gebrauch der Sacramente und des Altarssacramentes insbesonders von der Entscheidung beider ab. Wenn die natürliche Lebensentfaltung einer Entscheidung entgegengeht, wenn irgend ein wirklich wichtiger Moment des kirchlichen, sittlichen oder physischen Lebens eintritt, oder wenn der natürlichen

Entscheidung und Wendung des sittlichen Lebens ein geistiger Fortschritt, welcher in der Erkenntniß oder in Thaten sich bemerkbar macht, folgt, dann ist es Zeit, dem Tisch des Herrn sich mit wahrer Andacht zu nahen, dann wird die Verheißung Christi an uns in Erfüllung gehen. Auf diese Entscheidung des Geistes und des Vaters deutet Christus hin, wenn er einerseits das Brod, das Er uns gibt, von dem Manna unterscheidet, als geistige Speise, und andererseits von der Wirkung des Sacramentes sagt: „Wie mich der lebendige Vater gesandt, und ich durch den Vater lebe, so wird der, der mich ißt, durch mich leben." Sowie der Sohn mit dem Vater und Geiste zugleich lebt und angebetet wird, so wird die Gnade des Sohnes nur von demjenigen empfangen, der zugleich die Gnade des Vaters und des hl. Geistes zu empfangen bereit und begierig ist. Nur wer so im Namen des Vaters und des Geistes den Leib des Herrn empfängt, hat Christus ganz und vollkommen in sich aufgenommen und wird durch Ihn und in Ihm leben in Ewigkeit.

XXXVIII.

Text: „Viele nun von seinen Jüngern, die das hörten, sprachen: Das ist ein hartes Wort, wer kann es hören? Da aber Jesus bei sich selbst merkte, daß seine Jünger darüber murrten, sprach Er zu ihnen: Aergert euch das? Wie! wenn ihr aber den Menschensohn da hinauffahren sehen werdet, wo er zuvor war? Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch nützt nichts. Die Worte, die ich zu euch geredet habe, sind Geist und Leben." (Joh. 6, 61—65.)

Inhalt: In welchem Sinne Fleisch und Blut Christi Nahrung des Geistes ist.

1. Die Worte, welche Christus über seine Gegenwart im Altarssacramente zu den Jüngern gesprochen, sind ihrem ganzen Inhalte nach geheimnißvoll und der menschlichen Vorstellung widersprechend und waren in der Zeit, in welcher sie gesprochen wurden, vor dem Tode Jesu, noch weniger verständlich. Es kann uns daher auch nicht wundern, daß sogar viele von den Jüngern über diese Reden Jesu in Verwirrung geriethen und das Wort des Herrn hart und ungenießbar fanden. Wie

soll der einfache natürliche Menschenverstand es begreifen können, daß ein Mensch sich selbst lebendig oder todt gleichsam zerstückeln, seinen Angehörigen die Stücke und Theile seines Leibes, das Fleisch und Blut desselben als Speise vorsetzen und diesen zumuthen könne, von dieser Speise wirklich zu essen! Wenn sie auch glaubten, daß der, der da redete, nicht ein bloßer Mensch, sondern ein gottgesendeter Lehrer oder selbst der Sohn Gottes sei, so war ihnen damit nur um so weniger begreiflich, wie nun gar ein solcher Lehrer eine solche Zumuthung an seine Angehörigen machen könne. Trotzdem aber, daß diese Reden Jesu ohne nähere Erklärung kaum verstanden werden konnten, gibt Christus doch keine weitere Erklärung derselben, sondern deutet nur auf den geistigen Sinn seiner Worte hin, indem er beisetzt: „meine Worte sind Geist und Leben," fordert aber zugleich zum weitern Nachdenken und Vergleichen auf, indem er auf seine Himmelfahrt und die in derselben offenbar werdende Verklärung seines Leibes hinweiset.

2. Daß aber Christus keine weitere Erklärung gibt, kann uns nicht befremden, wenn wir bedenken, daß nur die That selbst sein Wort erklären konnte, und ehe das Opfer vollbracht war, eine weitere Erklärung in Worten die Sache selbst nicht deutlicher machen konnte. Da die Jünger somit nicht vorbereitet waren, eine nähere Erklärung besser zu verstehen, so gibt er auch eine solche nicht. Außerdem aber hatten gerade diejenigen, welche über die Worte des Herrn sich ärgerten, gar nicht einmal den Willen, sie zu verstehen, oder um deren Verständniß sich ernstlich zu kümmern. „Das ist ein hartes Wort," sagen sie, „wer kann das hören?" Sie sagen nicht, wer kann es fassen, sondern wer kann es hören! Also wollen sie nicht einmal hören, viel weniger verstehen. Daß der Mensch ein jedes Wort, welches ihm hart zu sein scheint, auch nicht hören will, das ist der Punkt, an welchem der Unglaube stets Halt macht und sich verhärtet. Hart aber erscheint uns ein jedes Wort, welches irgend eine höhere Anforderung an unsern Verstand oder an unsern Willen macht.

Um dieser Anforderung zu entgehen, wenden sich dann gar Viele entweder im leichtsinnigen Unglauben oder im blinden Aberglauben von der Mühe der Betrachtung und des geistigen Eingehens in die Wahrheit und Offenbarung ab, und glauben Nichts oder Alles, je nachdem ihnen gerade das Eine oder das Andere bequemer ist. Der Unterschied zwischen dem, der gedankenlos Alles, und dem, der gedankenlos Nichts glaubt, ist der Sache nach ein sehr geringer; die Verwandtschaft zwischen

beiden aber eine sehr große. Die da Nichts von dem glauben, was Christus lehrte, sind stets geneigt, ohne alle Untersuchung Alles zu glauben, auch das Unsinnigste, wenn es nur ihren Vorurtheilen oder gedankenlos angenommenen Meinungen zusagt, und die so gerne ohne weitere Untersuchung Alles glauben, glauben in der That nichts im Ernste, denn es ist ihnen gleichgültig, was sie glauben, wenn ihnen nur die Mühe des weitern Nachdenkens erspart wird. Wäre ihnen nicht gleichgültig, was sie glauben, so müßten sie ja das, was sie im Glauben wirklich für wichtig und entscheidend angenommen haben, auch zum steten Inhalt ihres Sinnens, Denkens und Betrachtens machen.

Dieser geistigen Trägheit und Gleichgültigkeit gegenüber verhüllt darum Christus häufig die Geheimnisse seiner Offenbarung in Gegensätze und scheinbare Widersprüche, damit die, welche Ohren haben zu hören und dennoch nicht hören wollen, auch das nicht verstehen, was sie hören, und damit diejenigen, denen es Ernst ist mit ihrem Glauben, gerade durch den Gegensatz auf die höhere und wahre Bedeutung seiner Worte aufmerksam gemacht und durch diese wieder zur höhern Erkenntniß hingeführt werden.

Diesen Weg der Offenbarung und Verhüllung der Wahrheit schlägt Christus auch bei dieser Frage ein. Darum weiset er zuerst auf den Empfang seines Fleisches und Blutes, als auf die einzige und höchste Art der vollkommensten Vereinigung mit Ihm hin, und fügt gleich darauf bei: „Das Fleisch nützt nichts," als ob er mit diesen Worten die zuerst gepriesene Vereinigung mit Ihm durch sein Fleisch und Blut für etwas Unnützes erklären wollte. Das konnte denen so scheinen, die seine Worte nicht hören wollten; denen aber, die ihren Inhalt beherzigen wollen, hat der Herr eben durch diesen Gegensatz den Weg zum bessern Verständniß seiner Verheißung eröffnet. Nicht das will dieser Zusatz sagen, daß sein Fleisch überhaupt nichts nütze, sondern daß die fleischliche Auslegung seiner Worte, wie die Juden und viele seiner Jünger dieselben auffaßten, nichts nütze.

3. Damit will Christus nicht bloß eine irrige Meinung abweisen, sondern auch in positiver Weise lehren, daß das Wort „Fleisch" in verschiedenem Sinne verstanden werden müsse. Das natürliche Leben selbst gibt uns die deutlichste Erklärung von dieser doppelten Bedeutung des Wortes Fleisch. Wie der Boden, auf dem wir wandeln, unser Aller Träger und Erhalter ist, so ist er auch unser Aller Grab. Alles, was lebt, muß irgendwie sich entfalten und Neues aus sich ge-

stalten. Um Neues gestalten zu können, muß alles Leben eine verwandelnde und umbildende Kraft in sich haben. Indem aber diese bildende und verwandelnde Kraft umbildet, bedarf sie auch wieder des Stoffes von außen, den sie verwandelt und in das eigene Leben umgestaltet. Alles, was da lebt auf Erden, bedarf darum der Speise. Speise ist aber Alles, was von einer organischen Kraft aufgenommen und in die Gestalt des eigenen Lebens, in Hülle und Saft, in Fleisch und Blut umgewandelt wird.

Nicht bloß Menschen und Thiere müssen, um zu leben, die Nahrung in Fleisch und Blut verwandeln, selbst in der Pflanze wird diese Wandlung sichtbar. Die äußere Hülle ist das Fleisch, der Saft das Blut der Pflanze, und so wie sie in Hülle und Saft wächst und sich entfaltet, wird auch die saftige Frucht wieder des Fleisches bedürfen, um den Saft, gleichsam das Blut derselben, festzuhalten und zu bewahren.

Was im Reiche des organischen Lebens sichtbar wird, läßt auch im geistigen Leben sich erkennen. Jede Empfindung hat gleichfalls wieder einen Trieb in sich, Fleisch und Blut zu werden, und sich im Menschen zu verkörpern. Wer einmal im Sturme auf einem tiefen See gefahren und stundenlang von den Wellen im schwachen Schifflein hin- und hergeschleudert in langer unheimlicher Todesgefahr geschwebt ist, dem wird die ausgestandene Furcht und Angst sich förmlich in die Glieder senken, und sowie er später wieder ein schwankendes Schiff betritt, wird die fleischgewordene Empfindung der ausgestandenen Gefahren in den Gliedern nachzittern. Wie sich die Angst verkörpert, so auch der Muth. Wer im Gebirge zum ersten Male an steilen Abhängen hinwandelt, und nur schaudernd und schwindelnd in den Abgrund, der an seiner Seite sich aufschließt, hinabblickt, der wird es kaum begreifen, wie der kühnere Bergsteiger frei und sorglos an eben diesen Abgründen vorüberwandeln kann, und doch ist es so natürlich, daß der, dessen Fuß mit den hohen und steilen Abhängen des Gebirges einmal vertraut ist, in der Sicherheit des festen Trittes sich keiner Gefahr, sondern nur noch der Festigkeit seiner Schritte und des Bodens, auf dem er schreitet, bewußt wird. Der kühne Tritt wird ihm zur zweiten Natur und der Muth ist leibhaft- und fleischgewordenes Gefühl der Sicherheit und Ruhe. So wird jede geistige Kraft in uns sich gewissermaßen verleiblichen und Fleisch werden.

Auch die Krankheit wird im Leibe, sobald sie auch nur einen kleinen Theil desselben ergriffen hat, suchen, sich festzusetzen und über den

ganzen Körper sich auszubreiten; sie sucht Fleisch zu werden. Selbst der Tod will Fleisch werden und die Verwesung ausbreiten über den lebendigen Leib. Ebenso können wir auch von der Gesundheit und dem Leben selbst sagen, daß sie Fleisch werden wollen in uns.

4. Daß bei dieser Umwandlung ein doppelter Vorgang unterschieden werden muß, davon gibt jede Bewegung des Lebens Zeugniß. Einerseits wird die von außen empfangene Nahrung verwandelt und vergeistigt, andererseits will die innere Empfindung und selbst das geistige Leben sich verleiblichen und Fleisch werden in uns. Es ist ein Zug der Verleiblichung und Fleischwerdung und zugleich eine Kraft der Auflösung und Wandlung des stetigen Lebens in eine höhere Lebensgestalt in jedem Leben wirksam und sichtbar. Das Feste, Bleibende ist im Fleische, das Bewegliche, Wandelbare im Blute vorgebildet. In einer Hinsicht ist das Fleisch der äußere Halt aller lebendigen Bildung und Gestaltung, in anderer Hinsicht aber auch die Wurzel der Veräußerung und Verhärtung der lebendigen Säfte und Kräfte des Leibes in äußerer Form. Das Blut aber ist der Mittler des neuen Lebens und der lebendigen Umgestaltung.

Wenn wir die Gestalt der Erde und in ihren Gebirgsformen die mächtigen Felsenzinnen und deren harte unfruchtbare Masse betrachten, und sehen dann wieder, wie an diese die blühenden Matten, die grünenden Wälder und Auen und die fruchtbaren Felder sich anlehnen und weithin über die Ebene in unabsehbaren Flächen sich dehnen, so müssen wir an dieser Gestaltung erkennen, daß dort, wo innerlich die Quellen sich ergießen und die Feuchtigkeit derselben in die harte Scholle der Erde gedrungen ist, Leben und Wachsthum sich zeigt, wo aber das harte Gestein dem lösenden Elemente undurchdringlich geblieben ist, daß da auch Fruchtbarkeit und Wachsthum aufhört. Noch näher liegt uns diese Erfahrung im Reiche der organischen Natur. Wie in der Pflanze die Säfte auf- und niedersteigen und die feste Rinde von dem belebenden Safte anschwillt, da keimt und knospet jedes Pflänzchen. Auf den Wellen des Pflanzenblutes wiegen sich unsichtbare Geister, die da unablässig schaffen und bilden, und wundersame zierliche Gestalten hervorbringen.

5. So sehr die beiden Träger alles organischen Lebens der Pflanzen, die äußere feste Stammesbildung und der innen aufsteigende Saft bei allen einzelnen Gewächsen sich gleichen, so unendlich verschieden und reichgestaltig ist doch wieder die Pflanzenwelt in ihren äußern Bildungs-

formen. Wer lehrt den flüssigen Saft der Pflanze, gerade diese oder jene bestimmte Bildung in der einen Gattung und wieder so ganz verschiedene andere Formen in einer andern Gattung hervorzubringen? so erfinderisch zu sein in ihren Bildungen und doch so gleichmäßig in jeder bestimmten Art? so reich an Formen, ohne sich jemals in den Gestalten zu irren? Dieser Reichthum der Gestalten und diese stete unveränderliche Gleichmäßigkeit der Blätter, Blüthen und Früchte in jeder einzelnen Art, diese Mannigfaltigkeit und Unwandelbarkeit zugleich zeigt uns eine höhere bildende Kraft in jenen unter sich so gleichen Elementen des Pflanzenlebens. Die Naturforscher und Chemiker haben nun so viele Pflanzen und Früchte in ihre Elemente zerlegt, aber jene bildende Kraft haben sie natürlich nicht gefunden; denn die Elemente wissen nichts von jenem Gesetze der Schönheit, das in den Blüthenkronen der Pflanzen sich offenbart und einen ganz andern Herrscher verkündet, als den unbestimmten Stoff, aus dem diese Pracht sich entfaltet. Diese blüthenschaffenden Kronenträger der Pflanzenwelt sind von zu geistiger Natur, als daß sie den unzarten Händen solcher Naturforscher faßbar sein sollten.

Noch höher ist das Leben ausgebildet, das im thierischen Organismus sich offenbart. Die Säfte, die in der Pflanze auf- und niedersteigen, haben im thierischen Leibe sich zum beseelten Blute erhoben. In diesem wohnt nicht mehr bloß die Bildungs- und Gestaltungskraft, sondern es ist auch noch die Empfindung und das Wunder der sinnlichen Wahrnehmung hinzugetreten, in welcher der Leib nach außen der ganzen Welt sich auf- und nach innen sich zur bestimmten Lebenseinheit zusammenschließt. Die Empfindung des thierischen Lebens nimmt thätigen Antheil an der umgebenden Welt, wirkt auf sie nach bestimmten von innen heraus entspringenden willkürlichen Bewegungen, und nimmt die Rückwirkung der Außenwelt mit Unterscheidung des eigenen Lebens in sich auf. Hier tritt schon eine Art von Erkenntniß, eine gewisse Gelehrigkeit, eine Beziehung der verschiedenen Elemente auf eine in sich selbst einige Lebenskraft ein.

6. Die Analogie des Lebens mit dem Geiste tritt stufenweise immer deutlicher hervor. Aber erst im Menschen schließt das Leben sich ganz dem geistigen Bewußtsein auf. Der Mensch ist frei und selbstbewußt, kann sich Rechenschaft geben von der Welt in ihm und außer ihm. Ihm blüht im Wollen und Glauben eine neue Welt des Geistes auf. Unsterblichkeit und Ewigkeit, geistiges und göttliches Leben öffnen dem Glauben und der Liebe der Menschenseele ihre Pforten. Aus einer sinnlichen

Welt tritt der Geist ein in ein geistiges übersinnliches Reich und aus diesem Reiche heraus wirkt er zurück auf das sinnliche Leben. Der Mensch ist ein Mittelwesen zwischen zwei Welten. Darum regt sich auch ein Zug von beiden und eine Sehnsucht nach dem Besitze beider Welten in ihm. Alles Geistige sucht in ihm Fleisch zu werden und sich zu versinnlichen. Aber auch alles Sinnliche hat in ihm Macht, geistig zu werden und zu einem höheren Leben aufzuwachen.

Gehorcht der Mensch dem ersteren Zuge, statt ihn im Geiste zu überwinden und im Dienste des Geistes zu gebrauchen, so wird alles höhere Leben im Fleische und in der Sinnlichkeit aufgezehrt. Der Taumel der sinnlichen Lust endet mit dem Tode aller geistigen Lebenskraft. Der Geist wird Fleisch und geht in ihm unter. Darum spricht der Herr: „Das Fleisch nützt nichts." Das Fleisch nützt nämlich nichts, wenn es allein ist und ohne den Geist, ja es wird dem Geiste sogar verderblich, wenn es ihn beherrscht.

Allein das Fleisch ist der Boden für die Herrschaft des Geistes, und so verderblich es dem Geiste ist, wenn es herrschen will, so nothwendig ist es für den creatürlichen Geist, wenn er ein eigenes Leben leben, eine eigene Herrschaft auf eigenem Grund und Boden erwerben will. Alles Geistige wird dem geschaffenen Geiste gleichfalls nur auf sinnlichem und so zu sagen fleischlichem Wege übermittelt. Auch die Nahrung des Geistes muß auf sinnlichem Wege dem Geiste mitgetheilt werden. Aug und Ohr müssen das Zeichen des Geistes, das Wort, vermitteln, wenn der Gedanke und die geistige Wahrheit dem menschlichen Geiste offenbar werden soll.

7. Der Mensch ist von zwei Seiten auf die Nahrung seines Lebens angewiesen. Er muß, wenn er leben und sein ganzes Leben vollkommen erfassen will, geistige und leibliche Nahrung empfangen, und muß beide von außen empfangen. Wie der Leib die Nahrung von außen empfangen muß, so auch der Geist. Wer aber den Menschen alle Nahrung spendet, ist Gott allein. Die leibliche Nahrung kommt aus erster Hand von Gott, und die geistige Nahrung nicht minder. Er ist der Schöpfer, dem wir des Leibes Nahrung danken. „Nicht Moses," spricht der Herr zu den Juden, „hat euch Manna gegeben in der Wüste, sondern mein Vater, der im Himmel ist." Das Brod des geistigen Lebens aber kommt vom Worte Gottes. Es ist der Sohn Gottes, der den Geist ernährt durch sein Wort.

Aber auch Gottes Wort kann sich nicht unmittelbar den Menschen

offenbaren. So lange die Speise in dem Reiche bleibt, aus dem sie bereitet ist, nährt sie nicht. Wie darum die Nahrung des Leibes in Fleisch und Blut übergehen muß, um den Leib wirklich zu ernähren, so muß auch des Geistes Speise in die Gestalt dessen übergehen, dem sie Nahrung werden soll. Auch der Mensch kann dem Menschen seine Gedanken nicht unmittelbar mittheilen, sondern bedarf der Zeichen und Worte, und doch ist der Eine dem gleichen Reiche angehörig wie der Andere. Was aber aus einem andern Reiche kommt, muß die Gestalt des Reiches, in das es eintritt, annehmen, um ihm offenbar zu werden. Wenn das Wort Gottes Menschennatur annimmt, um das den Menschen unbekannte Geistige und Göttliche zu offenbaren, so ist das nur die höchste und vollkommenste Art der Offenbarung.

8. Wollen wir aber einigermaßen begreifen, wie Gottes Wort in Menschengestalt offenbar werden kann, so dürfen wir uns nur die Natur des Wortes näher betrachten. Das ausgesprochene Wort selbst ist schon eine Fleischwerdung des Gedankens. Der geistige Gedanke wird im Worte sinnlich und gleichsam im Fleische wahrnehmbar. Sogar der Inhalt des Wortes, der Gedanke selbst, hat wieder Fleisch und Blut, eine bleibende, der Sinnlichkeit entnommene leibhafte und eine bewegliche geistige Seite, die sich aller sinnlichen Wahrnehmung entzieht.

Wenn wir den Begriff, den wir von einem Hause haben, mit dem uns bekannten Worte bezeichnen, so nehmen wir, was wir vor Augen sehen, zum äußern Halt und Merkzeichen, legen aber darin eine weitere umfassendere Beziehung nieder, die auf alle Häuser anwendbar sein muß, nicht ein einzelnes Haus allein und doch wieder jedes einzelne bezeichnet, es mag nun bestehen oder nicht. Es ist ein sinnliches und leibliches und ein übersinnliches geistiges Merkmal zugleich in jedem Worte. Das Wort ist Bild des Geistigen aus dem Sinnlichen oder Gleichniß für das Geistige im Sinnlichen.

Wenn der denkende Geist seine Gedanken klar und äußerlich bestimmt festhalten, sie anschaulich darstellen will, sucht er ein Gleichniß; wenn der dichtende Geist der sinnlichen Anschauung einen geistigen Inhalt abgewinnen, die starre Gegenständlichkeit der äußern Erscheinung gleichsam flüssig machen und in's Geistige und Unendliche hinüberleiten kann, dann entsteht das dichterische Bild. Wenn der Dichter in der tonlosen Stille des Waldes, die so oft den Gewittern vorangeht, das Abbild jenes Schweigens erblickt, welches die Seele bei der Erwartung des Wunderbaren und Uebernatürlichen erfüllt, und diese Anschauung mit

den Worten ausdrückt, „in Andacht schweigt der Wald"; so ist das ein Bild, welches aus dem Reiche des sinnlich Anschaulichen genommen ist und darin eine geistige Anschauung andeutet, die Vorstellung gleichsam beflügelt, den Geist zu höheren Gedanken vorbereitet und diese gleichsam schon vorbildet. Daß zwei Reiche des Lebens sich im Worte des Dichters begegnen, das macht die Schönheit und den Reiz der Kunst, ihren Werth und ihre Gefahr.

Der Mensch, den dieser Zauber der bildenden Kraft des Geistes in Wort und Bild erfaßt, kann dem Reiche des Geistes sich zu-, aber er kann sich auch davon abwenden und im Sinnlichen den geistigen Inhalt verlieren. Das zeigt sich vor Allem in der Musik. Die Harmonie ist die feste Regel des Einklangs der Töne, gleichsam der Leib der Musik, die bewegliche Melodie aber, die den Strom der Empfindungen frei macht, das flüssige Blut derselben. Durch die Melodie geweckt, strömt die Empfindung vom Herzen aus, gleich den Wellen des Blutes, und zu demselben wieder zurück. Die durch die Macht der Töne geweckte Empfindung aber wird sich entweder in's Sinnliche fortspinnen und dort im bloßen Wonnetaumel ihres geistigen Inhalts vergessen, oder die schlummernden Geister vieler Empfindungen wecken, die im Denken und Wollen und in der freudigen Lust des geistigen Entschlusses ihre Erfüllung suchen.

Selbst in den Steingebilden der Architektur sehen wir noch ein geistiges Leben gleichsam in Fleisch und Blut sich hüllen. Die Säule, die mit ihrem Fuße von dem Fundamente sich abhebt, um mit dem aufknospenden Kapitale dem ganzen Baue ihre Kraft und Stärke zu unterbreiten, die im Schafte sich dehnt und in der Rundung desselben sich zusammenschließt, um kein Splitterchen ihrer Stärke verloren gehen zu lassen, ist sie nicht der Wohnsitz und der Leib eines verkörperten Schönheitsgedankens? und der gothische Tempel in seiner Gliederung von Chor, Langhaus und Schiff, trägt er nicht alle Zeichen der lebendigen Kirche im Steine nachgebildet in sich? Es lebt und athmet ein Geist in dem Steine.

9. Wie aber der Geist überall sich vergegenwärtigen kann, selbst noch im Steine, den der Fuß überschreitet, so muß er in irgend einer Gestalt sich einwohnen, damit er uns sichtbar werde. Wo er sich offenbart und wie, das ist die zweite Frage, daß er sich offenbare, die erste. Am schönsten und deutlichsten offenbart er sich jedenfalls dann, wenn er in der dem Menschengeiste verwandtesten und bekanntesten Gestalt sich offenbart.

Sowie wir aber von der Natur des Menschenwortes selbst zu der Erkenntniß geführt werden, daß der Geist sich überall und unter den verschiedensten Gestalten offenbaren kann, und daß er sich in irgend einer Gestalt offenbaren muß, wenn wir seine Macht und sein Dasein erkennen sollen, und daß endlich die vollkommenste Offenbarung des Geistes in der vollkommensten und bekanntesten Gestalt vor sich gehen wird; so kann es uns nicht mehr wundern, wenn wir hören, daß Gottes Wort in leiblicher Gestalt sich geoffenbart, am wenigsten kann es uns wundern, daß es zu dieser Offenbarung die menschliche Gestalt und Natur angenommen hat, denn diese Offenbarung war jedenfalls die höchste und vollkommenste, die einfachste und verständlichste.

10. Statt uns über dieses, möchte ich sagen, natürliche Geheimniß der Menschwerdung zu wundern, sollten wir vielmehr die doppelte Natur desselben bedenken und erkennen, daß Gott leibhaft geworden sei und die menschliche Natur angenommen habe, damit das Leibliche und die menschliche Natur göttliche Erleuchtung und Seligkeit annehmen und erwerben könne. Damit aber der Mensch ganz von dem Göttlichen durchdrungen werde, soll er geistig und leiblich in dieses Reich aufgenommen werden und das Reich, wie das Wort Gottes gleichfalls geistig und leiblich in sich aufnehmen. Darum ist die Gegenwart Christi im Altarssacramente zugleich geistig und leiblich zu verstehen, und ebenso der Empfang desselben in der Communion.

Christus ist leibhaft gegenwärtig in wieferne er geistig dem Geiste, und geistig nur in wieferne er leibhaft gegenwärtig ist; und nur der empfängt Christus vollkommen geistig, der Ihn auch leibhaft empfängt, und nur der wahrhaft und bleibend leibhaftig, der Ihn im Geiste empfängt. In diesem Sinne ist das Wort des Herrn zu verstehen: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm.“ Wer in Ihm bleiben will, muß zuerst in Ihn eingehen durch den Glauben. Nur wer durch den Glauben eingeht in Ihn, in den geht Christus ein durch das Sacrament. Erst in dieser doppelten, zugleich geistigen und leibhaften Mittheilung lebt Christus in uns und leben wir in Ihm. Wenn Er aber in uns lebt und wir in Ihm leben, dann werden wir auch mit Ihm leben in Ewigkeit.

XXXIX.

Text: „Von da an traten viele seiner Jünger zurück und wandelten nicht mehr mit Ihm. Daher sprach Jesus zu den Zwölfen: Wollt ihr nicht auch weggehen? Da antwortete Ihm Simon Petrus: Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir haben geglaubt und erkannt, daß du Christus bist, der Sohn des lebendigen Gottes."

(Joh. 6, 67—70.)

Inhalt: Die Lehre von der Gottheit Christi als Mittelpunkt der christlichen Glaubenslehre.

1. Alle Evangelisten geben einstimmig dem Apostel Petrus das Zeugniß, daß er im Eifer und in der Entschiedenheit seines Glaubens an Christus alle übrigen Apostel übertroffen habe. Schon Matthäus erzählt uns, wie unter allen Aposteln auf die Frage des Herrn „Für wen haltet ihr Mich?" Petrus allein das Wort ergriffen und geantwortet habe: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" [1]. Das Gleiche bezeugt nun auch Johannes, der ohnehin den Vorzug Petri bei jeder Gelegenheit hervorhebt. Auf die zum entschiedenen Bekenntniß ihres Glaubens an die Jünger gerichtete Frage Christi, ob sie Ihn nicht auch verlassen wollten, antwortet Petrus: „Zu wem sollten wir gehen? Du allein hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du Christus, der Sohn des lebendigen Gottes bist."

Wie ganz anders lautet dieses Bekenntniß des Petrus, als das Wort des Mißtrauens jener Schwachen, die gleich bei der ersten entscheidenden Anforderung an ihren Glauben von Christus abfallend sagen: „Das ist ein hartes Wort, wer kann es hören?" Dem Mißtrauen und Unwillen jener Schwachen im Glauben steht das unbegrenzte Vertrauen des Apostelfürsten als glänzender Sieg des bessern Glaubens und Wollens leuchtend gegenüber. Auch Petrus beruft sich nicht auf seine Einsicht, auch er kann nicht sagen und bezeugen, daß er die letzten Reden Jesu verstanden habe. Allein er hat die Gewißheit von der Wahrhaftigkeit seines

[1] Matth. 16, 16.

Lehrers im Herzen, glaubt an die Wahrheit der Worte desselben, und hat eben damit auch die Gewißheit und das sichere Unterpfand dafür, daß aus dem Glauben die Erkenntniß hervorblühen werde.

2. Der Glaube entscheidet sich mit einem Male, er knüpft unmittelbar an das Höchste an, und macht es dadurch der Erkenntniß möglich, von unten auf wachsend, gleichfalls jene Höhe zu erreichen. „Wir haben geglaubt und erkannt," sagt der Apostel Petrus. Er setzt den Glauben voraus und betrachtet die Erkenntniß einfach als die unausbleibliche Folge des Glaubens.

Die Erkenntniß muß allmählich zur Reife gedeihen. Damit sie aber zur Vollendung komme, muß sie während ihres Wachsthums an irgend einen außer ihr bestehenden festen Halt sich anschließen. Darum muß der Glaube der Erkenntniß vorausgehen. Er ist die erste That und die erste Richtung unseres Willens auf jenes Ziel, welches die Erkenntniß erst allmählich und stufenweise erreichen kann.

Glaube und Erkenntniß entsprechen sich wechselseitig. Nur beginnt der Glaube von oben, die Erkenntniß von unten. Der Glaube wendet sich unmittelbar an das Höhere, an das Göttliche und seine Offenbarung, die Erkenntniß aber geht von dem natürlichen Leben aus und sucht für dieses die höchste Vollendung im Glauben. Der Glaube an eine höhere Offenbarung und Bestimmung erzeugt das wahre Leben und die höhere Erkenntniß, die Erkenntniß bewährt den Glauben an die höhere Bestimmung und Offenbarung im Leben. Beides verbindet auch der Evangelist in dem Zeugnisse des Apostels Petrus.

3. Nur der Sohn Gottes „hat Worte des ewigen Lebens," und nur derjenige, der wirklich Worte des ewigen Lebens hat, ist wahrhaft der Sohn des lebendigen Gottes. Wer Gott sucht im Leben, findet das Wort von Ihm nur bei Christus, und wer an Christus wahrhaft glaubt, findet in Ihm die Erkenntniß und das Leben. Die erste Verkündung der Lehre Christi in den Evangelien mußte sich natürlich zunächst an den Glauben, daß in Christus Gott selbst sich geoffenbart habe, anschließen.

Am tiefsten ist aber vor allen andern Evangelisten Johannes in dieses Geheimniß eingedrungen. Die Lehre von der Gottheit Jesu Christi bildet nicht bloß den Hauptinhalt des ganzen Johanneischen Evangeliums, sondern die Verkündung dieser Lehre war von vornherein die Absicht des Evangelisten bei der Abfassung seines Berichtes. Dieß zeugt schon die Art der Abfassung des ganzen Evangeliums. Während die andern Evangelisten ein großes Gewicht auf die Lehren und Ermahnungen und

insbesonders auf die Gleichnisse Christi legen und den Unterricht zur Hauptsache machen, hebt Johannes bloß die Lehre von der Göttlichkeit Jesu als Grundlehre und Mittelpunkt aller Offenbarungen hervor. Um diese zu bezeugen, erzählt er jene Wunderwerke Christi und jene Umstände, die vorzüglich diesen Punkt in's Licht stellen, und wo dieses nicht unmittelbar geschieht, wie bei der Erweckung des Lazarus, der Heilung des Blindgebornen und des 38jährigen Kranken, da deutet der Evangelist wenigstens mittelbar auf den Glauben an die göttliche Sendung Christi und auf die Wirksamkeit dieses Glaubens hin. Gleichnisse aber wie die vom Himmelreiche, vom klugen Hausvater und ähnliche erzählt er gar nicht; nur die beiden Vergleichungen Christi mit dem guten Hirten und dem Weinstocke führt er an, weil auch diese die göttliche Sendung Christi und sein Verhältniß zum ewigen Vater zu ihrem Inhalte haben.

Gehen wir aber auf den Verlauf seiner Erzählung ein, so tritt diese Absicht noch deutlicher hervor. Schon der Anfang des Evangeliums läßt die Absicht des Schreibenden nicht verkennen; er zeigt zu deutlich, daß der Evangelist zuerst und vor Allem darauf Gewicht legt, zu sagen, daß Christus, der Sohn Gottes, Mensch geworden ist. Dieselbe Absicht ist in den Schlußworten des 20. Kapitels, mit denen das Evangelium Johannis in seiner ursprünglichen ersten Abfassung abgeschlossen wurde, ausgesprochen: „Christus hat zwar noch viele andere Wunder und Zeichen gethan, die in diesem Buche nicht aufgeschrieben sind; diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubet, daß Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist, und damit Alle, die an Ihn glauben, das ewige Leben haben“ [1].

4. Insbesondere bezeugt die ganze Anordnung des Stoffes diese Absicht des Evangelisten. Wie er bei jeder Gelegenheit auf diesen Hauptsatz seines Evangeliums zurückkommt, so ist auch das ganze Evangelium mit innerer Beziehung auf diesen Mittelpunkt geordnet. Der erste Theil des Evangeliums bespricht die erste Verkündigung dieser Lehre, der zweite enthält dieselbe in ihrer Vollendung.

Auf den Eingang läßt darum Johannes im ersten Abschnitte die einzelnen Zeugnisse derjenigen folgen, die ihren Glauben an Christus und seine göttliche Sendung durch Wort und That ausgesprochen haben. Es folgt auf das Zeugniß Johannes des Täufers das der Jünger bei der Hochzeit zu Kana, dann das des Nicodemus und der Samariterin

---

[1] Ev. Joh. 20, 30—31.

und des königlichen Beamten zu Kapernaum, dessen Sohn von Christus geheilt wurde. Im zweiten Abschnitte dieses ersten Theiles aber wird das Zeugniß dieser Wahrheit an den Widerspruch der Juden gegen Christus und an die Widerlegung ihres Unglaubens durch Christus angeknüpft. Zwischen beiden aber ist der Beginn des Unglaubens und die höchste Forderung des Glaubens durch die Lehre vom Abendmahl und durch die Aussage Christi von seiner göttlichen Würde, die er bei der Heilung des Kranken am Teiche Bethesda offen ausspricht, als Uebergang eingefügt.

Die auf die Widerlegung des Unglaubens der Juden folgende Erzählung von der Erweckung des Lazarus und den Folgen derselben dient dem Evangelisten als Uebergang zum zweiten Theile seiner Erzählung, in welcher er die Vollendung der göttlichen Offenbarung in den letzten Reden Jesu und in der Leidensgeschichte zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht hat. In den letzten Reden wird den Jüngern von Christus so zu sagen die Geheimlehre von Gott und dem göttlichen Leben vorgetragen, während die Leidensgeschichte im Opfer Jesu die göttliche Liebe in ihrer vollkommensten Offenbarung beurkundet. Selbst der Anhang im 21. Kapitel enthält nichts anderes, als die Uebertragung der Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes in's Leben. Schon in der Fußwaschung und in der Erscheinung Christi nach seinem Tode sehen wir die Eintragung der Lehre von der Gottheit Christi in's Leben der Kirche in der Einsetzung der Sacramente und in der Stiftung der Kirche. Das letzte Kapitel enthält offenbar nichts anderes, als eine weitere Belehrung über das Wesen der Sacramente und insbesonders des Altarssacramentes in der Erzählung von dem Verhältnisse des verklärten Leibes Christi zur natürlichen Speise, und eine weitere Befestigung der von Christus durch die Sendung der Apostel gegründeten Kirche, in der Einsetzung des Primates und endlich sogar eine Hinweisung auf die Bedeutung der kirchlichen Autorität in der Auslegung der hl. Schrift.

5. Das Evangelium Johannes beginnt also mit der Lehre von der Gottheit Christi und führt diesen Inhalt durch die Lebensgeschichte Jesu mit strenger Consequenz und in ununterbrochener Reihenfolge der Gedanken durch und endet mit der Hinweisung auf die Eintragung dieser Lehre in das Leben der Menschheit und der Kirche. Sowie aber diese große Wahrheit in's menschliche Leben eintrat, mußte sie auch auf Unglauben und Widersprüche stoßen, und es konnte nicht fehlen, daß sich

von Anfange herein verschiedene Abweichungen von diesem Mittelpunkte aller Wahrheit erhoben. Die Irrthümer und Ketzereien aller Jahrhunderte sind aus der Mißdeutung dieser Grundwahrheit des Christenthums erwachsen. Ebenso hat der fast trostlose Zustand des Unglaubens der Gegenwart in der Unkenntniß von der Bedeutung und innern Lebenskraft dieser Lehre seinen Grund.

Wir können daher heutzutage, nicht wie die Schreiber der Evangelien, von dem Glauben an die Göttlichkeit Christi und die Menschwerdung des Sohnes Gottes ausgehen, um dann diese Grundwahrheit in's Leben überzutragen, eben weil der Glaube an diese Wahrheit aus dem Leben verschwunden, und selbst da, wo er vorhanden, in der Regel ohne geistig überzeugende Lebenskraft ist, sondern wir müssen von dem Leben ausgehen, um zu der Ueberzeugung von der Wahrheit jener Lehre der Evangelisten von der Menschwerdung des Sohnes Gottes zu gelangen. Auch führt das Leben sicher zu diesem Glauben, wenn wir es in seiner wahren Tiefe und höchsten Bestimmung erfassen. Nur in einzelnen Gegensätzen und in unwesentlichen Verhältnissen bietet uns der Glaubensinhalt zur Zeit noch manche unlösbare Fragen. Die Tiefe des Lebens aber gibt auch für die Höhe der geoffenbarten Wahrheit das unwiderleglichste Zeugniß.

6. Fragen wir aber nach der höchsten Einheit unseres Denkens und Lebens, und nicht nach einzelnen veränderlichen und vergänglichen Zwecken und Neigungen, so finden wir diesen Höhepunkt da, wo unsere Hoffnung sich über das Natürliche und Zeitliche zur Ahnung eines ewigen Lebens erhebt. Der Glaube an das Ewige, Vollkommene und Göttliche ist höher als jede natürliche Kraft. Die Macht, glauben zu können, ist das angeborene Zeugniß der höhern überzeitlichen Bestimmung des Menschen. Glauben aber können und müssen Alle, die einen eigenen und freien Willen und ein persönliches Bewußtsein von ihrem Leben haben.

Zwar scheint es vielleicht zu kühn, zu behaupten, daß alle Menschen glauben müssen, sobald sie zu sich selber und zum Bewußtsein ihrer selbst kommen, da so viele jeden Glauben an alle göttliche Offenbarung läugnen und durch die That beweisen, daß der Mensch nicht glauben muß, und daß er nicht glaubt, wenn er nicht will. Aber dieser Unglaube selbst ist doch nur eine Bestätigung der Nothwendigkeit des Glaubens für Alle. Der Unglaube ist stets nur gegen diesen oder jenen Inhalt des Glaubens, nicht aber gegen den Glauben selbst gerichtet. Man kann die Offenbarung läugnen, aber nicht den Glauben.

Wer gar nichts glaubt, glaubt doch, daß er dabei weise und vernünftig handelt, oder daß alle Andern sich in ihrem Glauben irren; aber er glaubt, weil er nicht anders kann, weil die Freiheit in irgend einem Punkte die bloße Nothwendigkeit überschreiten und irgendwie sich ein eigenes Lebensziel vorstellen muß, an welches Ziel der Wille glaubt, da es ihm als etwas Zukünftiges nicht schon gegenwärtig sein kann. Irgend etwas aber will der Mensch immer erreichen. Dieses Etwas ist nicht etwa bloß ein leibliches, sondern auch stets irgend ein dem Geiste vorschwebendes Ziel. Darum trägt Jeder auch die innere Gewißheit eines eigenen Lebenszweckes, eines auf irgend eine Zukunft freiwillig gerichteten Strebens, und damit auch die Gewißheit in sich, daß sein Wollen und Handeln nicht Ausdruck und Frucht rein nothwendiger Ursachen, sondern Erzeugniß seines Willens, und daß er darum für dasselbe verantwortlich ist. Diese innere unabweisbare Gewißheit der Verantwortlichkeit für unser Thun und Lassen ist das Gewissen. Sagt uns aber das Gewissen, daß wir für all' unser Wollen, Denken und Handeln verantwortlich sind, so sagt uns die Vernunft, daß wir nur Einem höhern Wesen verantwortlich sein können.

Das Wesen aber, dem Alles Gehorsam schuldig ist, das höchste Wesen, kann dann selbst nicht ein unfreies und unpersönliches Wesen sein, denn dem Unpersönlichen kann ein persönlicher Wille nicht Rechenschaft geben.

7. Wenn aber Gott ein persönliches Wesen ist, so müssen wir auch in jener Offenbarung Gottes die höchste aller Offenbarungen erkennen, in welcher Er sich in persönlicher Weise offenbarte. Wo finden wir aber die Offenbarung eines persönlichen Gottes? Nicht in der Natur, denn wenn die Natur im Ganzen betrachtet wird, ist sie etwas Allgemeines, ein nothwendiges Gesetz, wenn im Einzelnen, erscheint sie in bestimmten unfreien Gestalten und beseelten Körpern, aber nicht in persönlicher Lebensentfaltung, außer wieder nur im Menschen. Im Menschengeiste selbst aber kann diese persönliche Offenbarung Gottes nicht sein, denn im einzelnen Menschen ist sie nicht, weil der Einzelne erst von einem höhern, dem er verantwortlich ist, gerichtet werden muß; die Vernunft im Allgemeinen aber kann nicht das höchste richtende Gesetz sein, weil die Vernunft, inwieferne sie im Menschen ist, entweder dem Willen und Glauben desselben unterthan und nicht Richterin, oder bloß allgemeines Denkgesetz und dann kein eigenes persönliches Wesen ist, von dem der persönliche Wille irgendwie zur Verantwortung gezogen werden kann.

Es gibt aber nur Eine Offenbarung des höchsten Wesens, in welcher die Freiheit und Vollkommenheit desselben dem Menschen vollständig sichtbar wird, das ist die Offenbarung der göttlichen Liebe in menschlicher Natur durch Jesus Christus. Diese allein hat mit dem vollen Zeugnisse göttlicher Macht und Vollkommenheit als Gottes Offenbarung sich kund gegeben. Eine andere höhere Offenbarung Gottes für den Menschen kann es überhaupt nicht geben. Gottes Weisheit, Gottes Macht, Gottes überweltliche Ewigkeit kann dem Menschen nicht in persönlicher Gegenwart offenbar werden. In all' diesen Eigenschaften können wir das Göttliche erkennen, aber nicht Gott selbst ganz und vollkommen als persönlich gegenwärtiges Wesen anbeten und lieben. Die höchste Hoffnung und die höchste Liebe, die der Mensch zu fassen fähig ist, finden ihre höchste und einzige Erfüllung in dem Glauben an die Gottheit Jesu Christi, in dem Glauben an die Menschwerdung des Sohnes Gottes in Christus.

8. In diesem Glauben begegnet die höchste menschliche Erhebung des vernünftigen Wollens und Strebens dem Zeugnisse des Evangeliums. Was die menschliche Seele als ihre höchste Seligkeit begehrt, das sieht sie hier erfüllt. Der Glaube an die Gottheit Christi ist der Mittelpunkt aller Wahrheit, aller Offenbarung und das höchste Ziel aller Erkenntniß.

Aus diesem Glauben gehen alle Wahrheiten und Lehren des Christenthums in lebendiger Entwicklung von selbst hervor. Die Lehrsätze des katholischen Glaubens sammt und sonders sind nichts anderes, als der allseitig entfaltete Glaube an die Gottheit Jesu Christi. Sowie sich die Anwendung dieses ersten Lehrbegriffes allmählich erweiterte, kamen alle andern Dogmen des christlichen Glaubens zu immer deutlicherer Erkenntniß. Sie alle stellen nur die nothwendigen Folgesätze dieses einheitlichen obersten Glaubensgrundsatzes dar. Das menschliche Leben wie die göttliche Offenbarung ist aus diesem Mittelpunkte heraus verständlich, und so zu sagen in allen wesentlichen Eigenschaften durchsichtig geworden.

Blicken wir von diesem Mittelpunkte aus nach oben, um die Erkenntniß göttlicher Natur und göttlichen Lebens zu erfassen, so sehen wir, daß von diesem Punkte aus allein eine vollkommene Erkenntniß Gottes, so weit sie überhaupt dem menschlichen Geiste faßbar ist, möglich wird. Indem wir den Glauben an die Persönlichkeit und an die göttliche Natur Christi festhalten, erkennen wir auch die Persönlichkeit Gottes, und zwar die Fülle der Persönlichkeit in Gott. Das göttliche Leben, das in sich selbst wesentlich dreigestaltig ist, hat in dieser Dreiheit

zugleich eine dreifach persönliche Lebens-, und in drei unter sich verschiedenen Personen eine einfach lebendige Wesenseinheit. In dieser Dreieinheit hat das göttliche Leben seine vollkommene Seligkeit und Selbstgenügsamkeit in sich und zugleich die freie Macht, das Leben auch außer sich zu wollen und zu schaffen aus freier Liebe in unbeschränkter Macht. Jede andere Anschauung beschränkt den Begriff der Freiheit oder der Seligkeit und Herrlichkeit des göttlichen Wesens.

Ebenso erhält von diesem Punkte aus die Bestimmung des Menschen und der Welt ihre rechte Erklärung. Das creatürliche Leben erscheint in seinem Unterschiede von dem göttlichen Leben und Wesen, und ist doch nicht ohne Zweck, weil es durch den Sohn zur Einheit mit dem göttlichen Leben in der Erkenntniß und Liebe zurückgeführt werden kann.

Das creatürliche Leben hat seine Spitze und sein Ziel im persönlichen Geiste des Menschen. Der Mensch aber ist geschaffen, damit er das Gesetz des freien göttlichen Lebens mit der außergöttlichen Natur und die Gestalt und das Leben der Natur mit der Erkenntniß Gottes verbinde. Die eine Seite seines Berufes ist, daß er, und in ihm die Natur, Gott diene, und die andere entsprechende Seite seines Berufes ist, daß das Gesetz Gottes in die Natur eingepflanzt werde, damit die Natur Göttliches sehe, erfahre und erlebe, und in diesem Schauen und Erfahren des Göttlichen göttliches Leben empfange. Die christliche Religion verbindet die beiden Reiche, das Göttliche über uns und das Natürliche unter uns zur lebendigen Einheit.

9. Diese Vermittlung will zuerst das geistige Leben der Creatur erfassen und im Geiste des Menschen ein göttliches Leben erwecken. Nicht im eigenen Geiste vermag der Mensch das Wahre und Göttliche zu finden. Erst indem alles geistige Leben auf die Offenbarung Gottes in Christus hingewiesen wird und im Glauben und der Liebe Christi sich von Selbstsucht und irdischen Trieben reinigt und heiligt, wird der Geist des Menschen innerlich erneuert, umgewandelt und zu Gott zurückgeführt.

Die Wirkung des Geistes Christi ist daher eine doppelte. Der Geist wirkt in dem Einzelnen die Erhebung und Heiligung der menschlichen Erkenntniß und Gesinnung, durchdringt und erleuchtet das Menschliche mit göttlichem Lichte innerlich und lehrt uns äußerlich den eigenen Willen und das eigene Meinen dem Gehorsame an die Gemeinschaft und den Glauben Aller unterordnen, und das, was durch das gemein-

schaftliche Leben der ganzen Kirche geheiligt und durch die ursprüngliche Anordnung Christi geordnet ist, als erstes Gesetz und als die entscheidende Richtschnur des eigenen Wollens und Denkens betrachten.

Ebenso trägt der Glaube an Christus auch die Erneuerung des natürlichen Lebens in sich, und verbindet uns wie mit dem Geiste Gottes so auch mit dem ewigen Vater und Schöpfer aller Dinge. Indem wir innerlich die ewigen Gesetze der Natur zum persönlichen Bewußtsein, und dieses durch den Glauben zu Gott erheben, wird auch die Natur in uns zu einem neuen Leben wiedergeboren. Nach außen hin müssen wir alle natürliche Ordnung in ihrer höhern Gesetzmäßigkeit anerkennen und ehren. Nur indem wir mit Freiheit und im Geiste des Gehorsams gegen Gott dieser Ordnung uns fügen, können wir in der äußern Weltordnung göttliches Leben erkennen und in uns aufnehmen.

Beide Lebenskreise, der natürliche und geistige, hängen im Christenthum auf geheimnißvolle Weise zusammen, und der Ausdruck dieses Zusammenhanges ist das Opfer und Sacrament. Im Sacramente, insbesonders im Altarssacramente, müssen wir daher vor Allem eine doppelte Bedeutung unterscheiden. Die Gegenwart Christi im Sacramente ist eine leibhafte und doch eine geistige. Nur wer Christus im Geiste aufnimmt, nimmt Ihn bleibend auch leibhaft in sich auf, und nur wer an seine leibhafte Gegenwart glaubt und das Sacrament leibhaft zu empfangen verlangt und empfängt, kann und wird Ihn auch wahrhaft im Geiste empfangen. So hängen äußere Ordnung und Hierarchie, Sacrament und Priesterthum, Gemeinschaft der Heiligen und Auferstehung in lebendiger Wechselwirkung miteinander zusammen.

10. Nur in der Erkenntniß dieses Zusammenhanges, dessen Lebensmittelpunkt der Glaube an die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist, läßt die christliche Wahrheit sich erkennen. Nicht auf der Oberfläche, nicht in einzelnen Meinungen und zerstreuten Lehren finden wir die Wahrheit. Die Wahrheit ruht in der Tiefe, und die einzelnen äußeren Gestalten des Lebens sind nur Hinweisungen auf jene Tiefe des wahren Lebens, und können selbst nur durch das Eingehen des Geistes in jene Einheit und Tiefe verstanden werden. In der steten Hinweisung auf diese Einheit besteht die Lehrweise des Evangelisten Johannes. Nur indem wir überall die innere Tiefe der Wahrheit zuerst in's Auge fassen, statt in Bekämpfung einzelner äußerer Erscheinungen oder in Anpreisung einzelner Sätze und Bildungswege den Blick auf jene Tiefe zu trüben, werden wir den Geist des Evangeliums in uns aufnehmen können.

Scheint es vielleicht auch Manchem unpraktisch, den Blick von dem alltäglichen Leben abzuwenden, um immer nur nach höherer einheitlicher Erkenntniß und Wahrheit zu fragen, so ist doch hierin allein die wahre Weisheit des Evangeliums zu finden.

Wohl mag es für den Augenblick praktischer scheinen, zuerst das Nächste zu bedenken. Allein wer das äußerlich Naheliegende betrachtet, bedenkt nicht das Nächste. Das Höchste ist uns stets auch das Nächste. Das Nächste bedenkt daher nur derjenige, welcher überall das Höchste bedenkt. Ohne daß wir in der Hauptsache im Reinen sind, gehen wir auch in den Nebendingen irre. Wer dieses und jenes im Einzelnen bedenkt, ohne um die Hauptsache zu fragen, geht ohne Führer und Ziel in der Irre und verwirrt sich selbst in seinen Gedanken wie die geschäftige Martha. Nur Eines ist nothwendig, wer dieses Eine gefunden, dem wird es in Ewigkeit nicht genommen werden. Das Einzelne zuerst erforschen zu wollen, hat ohne jenes Eine Höchste keinen Sinn und Zweck. Das Einzelne hängt entweder mit jenem Höchsten innerlich und wesentlich zusammen oder nicht. Hängt es damit zusammen, so ist es auch nur in diesem Zusammenhange verständlich, hängt es nicht wesentlich damit zusammen, so ist es Vorwitz, darnach zu fragen.

Darum deutet Johannes überall auf dieses Eine Höchste, auf den Glauben an die Gottheit Jesu Christi hin, weil von diesem Mittelpunkte aus allein alles Leben verständlich ist. Selbst wo er scheinbar Widersprüche und Gegensätze an einander knüpft, thut er es nur, um auf die höhere Einheit aufmerksam zu machen, und jede einseitige beschränkte Deutung der höhern einheitlichen allumfassenden Wahrheit auszuschließen. In dem Geiste des Evangelisten liegt es daher, stets auf das Letzte und Höchste hinzuweisen, von den höchsten Punkten des Lebens und ihrer Einheit aus den Glauben an Christus zu begründen, und von diesem Glauben aus das Leben in seiner Höhe und Tiefe zu erläutern. Ein Abgrund ruft dem andern und Eine Tiefe gibt Antwort der andern.

Wenn bei solchen Betrachtungen auch das zufällige Interesse des Augenblicks und der einzelne Wunsch des Hörers übersehen werden muß, so ist das wohl kein Vergehen am Zuhörer, sondern nur der Gehorsam gegen den Geist, der im Evangelium herrscht. Ist es doch gewiß auch kein Vergehen des Hörers gegenüber dem Prediger, wenn er über der Wahrheit, auf die er merkt, den Redenden vergißt. So darf wohl auch der Redende seiner Zuhörer vergessen, um die Wahrheit selbst nicht aus dem Auge zu verlieren über den Rücksichten für diese oder jene

Sonderinteressen von Ort und Zeit. Wer wirklich die Wahrheit verkünden will, muß sogar alles Andere um ihretwillen vergessen. Ein solcher Vortrag mag hie und da schwierig zu verstehen scheinen, aber ohne Mühe wird kein hohes Ziel erreicht, und am Ende ist die Wahrheit und Tiefe doch leichter zu verstehen, als die Oberflächlichkeit, die gar keinen vernünftigen Sinn hat. Nur was uns wirklich aufwärts führt, kann eine Stufe zum Heiligthum der Wahrheit sein. Nicht das Herabsteigen zu den Vorurtheilen der Einzelnen ist die Aufgabe dessen, welcher die Wahrheit verkünden will, sondern die Hinweisung auf die Höhe und Einheit der göttlichen Wahrheit. Zum Einen und Höchsten müssen wir trachten, wenn wir wahrhaft das Leben begreifen wollen. Nur dann, wenn der Glaube an das Höchste unser ganzes Leben durchdringt und das Leben diesem Glauben Zeugniß gibt, können wir mit innerster Ueberzeugung in das Wort des Apostels Petrus einstimmen: „Du allein, o Herr! hast Worte des ewigen Lebens."

XL.

Text: „Darnach wandelte Jesus in Galiläa umher; denn in Judäa wollte er nicht umherwandeln, weil Ihn die Juden umzubringen suchten. Nun war das Laubhüttenfest der Juden nahe. Da sprachen seine Brüder zu Ihm: Begib dich weg von hier und geh nach Judäa, damit auch deine Jünger die Werke sehen, die du thust; denn Niemand thut etwas im Verborgenen, der sich offenbar machen will. Thust du das, so zeige dich der Welt. Denn auch seine Brüder glaubten nicht an Ihn. Da sprach Jesus zu ihnen: Meine Zeit ist noch nicht gekommen, für euch aber ist die Zeit immer gelegen. Gehet ihr hinauf zu diesem Feste, ich gehe zu diesem Feste nicht hinauf, denn meine Zeit ist noch nicht erfüllt." (Joh. 7, 1—8.)

Inhalt: Die natürlichen Gründe des Glaubens an eine außerordentliche göttliche Offenbarung.

1. Der Evangelist Johannes hebt, wie wir wissen, in seiner Darstellung vorzüglich die geistige Wiedergeburt des Menschen durch die gött-

liche Gnade als den Mittelpunkt des christlichen Glaubens und Lebens hervor. Aus diesem Grunde betont er auch den Glauben als die erste Bedingung zur geistigen Wiedergeburt. Nachdem er nun in den vorausgehenden Kapiteln auf die Tiefe der göttlichen Offenbarung und die Herrlichkeit des Wunders der göttlichen Gnade, das der Heiland auf Erden gewirkt und als bleibendes Sacrament des Heiles seiner Kirche hinterlassen hat, hingewiesen, kommt er in den folgenden Kapiteln auf den Unglauben der Juden zu sprechen, und stellt so gleichsam zur größern gegenseitigen Beleuchtung der Wahrheit die höchsten Gegensätze von Licht und Finsterniß, von göttlicher Erbarmung und menschlicher Widerspenstigkeit unmittelbar neben einander.

2. Wollen wir aber von diesem traurigen Bilde menschlicher Verkehrtheit bei den Juden unsere Blicke wegwenden, um uns an dem Anblick des lebendigen Glaubens derjenigen zu erfreuen, die auf den Namen Christi getauft und seine Angehörigen geworden sind, so öffnet sich ein noch düsterer Abgrund vor unseren Augen. Wir sehen an der Stelle des Unglaubens jener Zeit den noch tiefern Unglauben unserer Zeit, die sich nicht bloß von dem lebendigen Glauben an die Lehre und göttliche Sendung Jesu, sondern von dem Glauben an jede göttliche Offenbarung abgewendet hat, weil sie es unter ihrer Würde hält, in ihrer Erkenntniß von irgend einer Offenbarung abhängig zu sein. Während darum die Einen den Glauben verläugnen, um ihre Willkür vor jedem Gesetze zu bewahren und der Laune ihrer eigenen Einfälle allein zu gehorchen, haben Andere mit größerem Ernste sich der wissenschaftlichen Forschung zugewendet, und halten nun dafür, daß es mit der Freiheit und Würde der Wissenschaft unverträglich sei, irgend eine Autorität über der Vernunft anzuerkennen. Sie wollen nur von ihrer eigenen Vernunft abhängig sein und überall den innern Zusammenhang alles menschlichen Denkens und Empfindens mit Gott und der ewigen Vernunft erkennen. Alle Religionen sind in ihrem Sinne nur Erscheinungen des gleichen, in allen Zeiten und Völkern verschiedenartig sich regenden göttlichen Lebens. Der Baum der Erkenntniß wächst nach der Ansicht dieser Weltweisheit unter Stürmen und Ungewittern einsam und frei auf dem weiten Felde der Weltgeschichte, und entfaltet sich mit innerer Kraft und Nothwendigkeit zu dem, was er ist. Ebenso muß jeder einzelne Mensch das sein, zu was die ihm innewohnende Naturkraft und die äußern Umstände ihn gemacht haben. Beide aber, diejenigen, welche nur der willkürlichen Meinung, wie diejenigen, welche nur der auf menschlichen Vor-

aussetzungen ruhenden Vernunftnothwendigkeit gehorchen, haben die Brücke, welche von der menschlichen Natur hinüber zur Erkenntniß eines freien Schöpfers und Erlösers führt, hinter sich abgebrochen, sind sich selbst und der eigenen Kraft überlassen, und können, indem sie Alles sich allein verdanken wollen, auch nur das suchen und gewinnen, was sie von Natur aus haben, den Zweifel und den Zwiespalt zwischen dem nach höherer Versöhnung trachtenden Wollen und der unversöhnten Natur.

3. Diesem so vielfältig ausgesprochenen Unglauben gegenüber möchte es zweckdienlich sein, die natürlichen Gründe des Glaubens an eine durch Wunder und Zeichen bestätigte außerordentliche und übernatürliche göttliche Offenbarung hervorzuheben. Für diesen Glauben geben alle geistigen Kräfte des Menschen, das Herz und der Verstand sowohl, wie das Bewußtsein der Freiheit Zeugniß. Die Gründe aber, welche dafür Zeugniß geben, liegen dem Menschen unmittelbar nahe, sind ihm immer gegenwärtig und lassen sich so deutlich und lebendig empfinden und erkennen, daß durch ihre ungetrübte Anschauung die höchste natürliche Sicherheit der Ueberzeugung entsteht. Nur aus dieser Sicherheit kann der Muth, diese Ueberzeugung unter allen Umständen und gegen alle Feinde des Glaubens zu vertheidigen, sowie die Freudigkeit, alle Gebote des Glaubens mit Aufopferung aller eigenen Gedanken und Wünsche in Ausübung zu bringen, erwachsen.

4. Allerdings werden auch die Feinde des Glaubens sich auf die menschliche Natur berufen und sagen: ein muthiges Herz müsse sich selbst genug sein, ein scharfer und geübter Verstand müsse zuletzt alles Verborgene ergründen und zur wissenschaftlichen Gewißheit bringen, was sich überhaupt erkennen lasse. Was die innere Kraft des Geistes begreife, müsse aus ihrer geistigen Natur hervorgehen und könne dem Geiste nicht von außen aufgedrungen werden. Der Mensch müsse seiner eigenen Kraft alles verdanken, sonst sei er kein vernünftiges, freies und unabhängiges Wesen [1].

Das ist allerdings eine Lehre, die dem Geiste des Menschen um so mehr schmeichelt, je zufriedener mit sich selbst, je eingebildeter und hoffärtiger er ist; aber sie ist der bekannten Lehre, die der Verführer des Menschengeschlechtes dem ersten Menschen im Paradiese zugeflüstert: „ihr werdet sein wie Gott“ [2], so ähnlich, daß sie uns schon um dieser satanischen Schmeichelhaftigkeit willen verdächtig sein müßte, auch wenn sie

---

[1] Vgl. XCIV, 4. [2] 1 Mos. 3, 5.

weniger klar das Zeichen der Uebertreibung und Lüge an sich tragen würde. Durch diesen glänzenden Schein bezeugt sie uns indeß, daß der Mensch selbst die Lüge nur unter der Gestalt der Wahrheit aufnehmen will; daß es die Wahrheit ist, nach welcher sein Herz dürstet.

5. Im Namen dieser Wahrheit frage ich nun: warum beruft sich diese Lehre bloß auf ein muthiges Herz und auf einen geübten Verstand? Warum nicht auf das menschliche Herz, so wie es ist, und auf den Verstand, wie er von Natur aus dem Menschen zukommt? Ist denn das Herz immer muthig? der Verstand von Anfang an ein geübter? woran soll das leidende, trostbedürftige, bis in den tiefsten Grund erschütterte Herz sich halten? wer soll dem ungeübten Verstande zum Führer dienen, bis er erstarkt und geübt ist?

Im Namen dieser Wahrheit muß ich fragen, ob denn ein muthiges Herz jederzeit auch ein gutes, liebevolles, reiches und mildes sein muß, und nicht auch ein trotziges, ungebändigtes und unbändiges Herz sein kann? Was vermag aber das unbändige, seiner eigenen Leidenschaft überlassene Herz? Was vermag es, als sich abzuschließen, sich zu bedrücken, zu hassen und sich selbst arm und unglücklich zu machen? Sich glücklich, zufrieden und selig zu machen vermag es nicht. Ferner muß ich fragen, ob denn ein scharfer und geübter Verstand allein eine Bürgschaft gebe für die Wahrheit seiner Aussprüche? Der geübte Verstand vermag allerdings leichter die Wahrheit zu finden und zu vertheidigen, als der schwache und ungeübte, aber er vermag auch leichter die Wahrheit zu entstellen, die Lüge zu ersinnen, zu entschuldigen und zu vertheidigen. Nichts ist gefährlicher, als ein scharfer Verstand im Dienste eines verdorbenen Herzens.

Was vermag endlich die gerühmte Freiheit und Unabhängigkeit des Menschen, wenn ihr der Glaube fehlt? Wenn der Mensch gleich dem Baume wächst und sich entwickelt unabhängig von allem Glauben und Lieben, wo bleibt dann die Freiheit? Welches Werk ist dann noch sein Werk? welches Verdienst das seinige? Wenn die Kraft seiner natürlichen Begabung mit Hülfe der äußern Umstände den Menschen zu dem macht, was er ist, was bleibt ihm selbst und seiner Freiheit übrig? Nicht einmal der Gedanke in seiner Brust, nicht der Entschluß seines Willens ist frei, sondern ein Werk natürlicher Kräfte, die eben so unfrei in ihm herrschen, wie der Saft, der im Baume auf- und niedersteigt und Blätter und Blüthen treibt, je nachdem Regen und Sonnenschein es gestatten. Welch' tiefer Fall des menschlichen Hochmuthes, der sich von Gottes Gebot und

Offenbarung frei machen will, um als Sklave blinder Naturkräfte zu leben und sich diese Knechtschaft auch noch zur Ehre anzurechnen![1]

6. Wie ganz anders lautet dagegen das Zeugniß derselben Geisteskräfte, wenn sie nach ihrem rechten Ursprung und nach ihrer rechten Bestimmung betrachtet werden! Der Mensch, der seiner Freiheit sich bewußt ist, weiß, daß er seinen eigenen Willen, seine Pläne und Absichten in der eigenen Brust trägt, daß er diese in sich verschließen oder aussprechen kann, wie er will, wann er will und weil er will; er weiß, daß er Wahrheit reden und lügen kann, und daß er Anderer Rede für Wahrheit oder Lüge halten, daß er ihr Glauben schenken oder auch versagen kann. Wer nicht glauben kann, kann auch nicht denken, nichts erkennen, nichts wissen. Wer nicht glauben kann, kann ein freies Verhältniß zu jenen Aeußerungen, durch die andere freie Wesen ihren Willen und ihre innere Gesinnung offenbaren, gar nicht eingehen; er ist unfrei in sich selbst. Nur der Glaube macht völlig frei. Selbst der Unglaube gibt Zeugniß für diese Macht des Glaubens. Der Unglaube wäre unmöglich ohne die Kraft des Glaubens. Nur der Mensch, der glauben kann, kann auch nicht glauben. In diesem Sinne können wir sagen: der Mensch muß glauben, weil er glauben kann, weil die Kraft des Glaubens nie ganz ruhen kann. Der Mensch glaubt immer etwas und an etwas außer ihm. Aber was er glauben will, das steht bei ihm. Ob er der Wahrheit glauben will oder der Lüge, das hängt von seinem Willen ab. Gerade die Ungläubigen sind daher immer und nothwendig am meisten abergläubisch. Eben weil sie keinen Grund ihres Glaubens haben und doch etwas glauben müssen, hängen sie sich an unvernünftige Voraussetzungen. Was sind zuletzt selbst die gerühmten Voraussetzungen einer glaubenslosen Philosophie und Wissenschaft, als Erfindungen einer in der Irre gehenden und in der Finsterniß der unfreien Nothwendigkeit sich abmühenden Vernunft, die keiner im letzten Grunde beweisen kann, die in ihrer letzten Begründung geradezu vernunftwidrig sind, weil sie die Freiheit läugnen und ohne Freiheit die Vernunft zu ihrem Ziele führen wollen. Dennoch wird ihnen von Tausenden mehr geglaubt, als dem Zeugnisse des Evangeliums. Warum aber wird den Versicherungen dieser modernen Wissenschaft von so Vielen geglaubt? Darum, weil sie die Consequenzen derselben und ihre metaphysischen Untersuchungen eingesehen, oder weil sie erkannt haben, daß sie in jeder Hinsicht wahrer sind, als die Lehre des

---

[1] Vgl. XCIV, 5. u. LXXXIX, 6.

Evangeliums? Mit nichten ist die Einsicht in die Wahrheit solcher Lehren der Grund, warum ihnen geglaubt wird. Dieser Grund ist überhaupt nicht in der Vernunft des Menschen zu suchen. Er ruht im Willen und in dem aus diesem Willen hervorgehenden Vertrauen auf die eigene Einsicht, in der Eitelkeit, Alles nur der eigenen Wahl verdanken zu wollen. Wenn aber die Vernunft Hypothesen erfindet, die sie nicht beweisen kann, sondern an die sie auch nur glaubt, weil sie will, so thut sie es, weil sie es für ihrer selbst würdiger hält, an die eigenen Hypothesen, statt einfach an eine göttliche Offenbarung der höchsten Wahrheit zu glauben.

Alle diese Anbeter der menschlichen Vernunft glauben an das Dasein eines von Anfang an vernunftlosen und doch zugleich allmächtigen Wesens, das erst nach und nach zur Vernunft erwachen soll, wie die neuere Wissenschaft uns überreden will, doch nur, weil sie wollen, weil sie frei sind und die menschliche Autorität der göttlichen vorziehen. Damit bezeugen sie aber, daß das höchste Zeugniß aller Wahrheit auf die Freiheit sich gründet, daß die höchste Offenbarung nur von einem höchsten Wesen kommen und ausgehen kann, welches selbst frei ist und sich aus Liebe offenbart, nicht weil es muß, sondern weil es will. Eine solche Offenbarung kann nicht auf natürliche, sondern nur auf übernatürliche Weise gegeben, nicht durch angeborne Wissenschaft, sondern nur durch freien Glauben aufgenommen werden. Nicht eine nothwendig in uns selbst sich erhebende Stimme ist es, die uns Gottes Willen und Wesen enthüllt. Eine solche Stimme müßte mit Gott eines und desselben Wesens sein. Nur eine äußere, durch göttliche Thaten beglaubigte Offenbarung, die mit freiem Willen aufgenommen und zurückgewiesen werden kann, kann dem freien Geiste die ihm entsprechende Erkenntniß gewähren [1].

7. Der Mensch glaubt, weil er frei ist und ein Bewußtsein dieser Freiheit hat. Der Glaube ist darum eine Forderung der Vernunft. Je vernünftiger der Mensch ist, desto mehr erkennt er die innere Unabhängigkeit der Vernunft neben der äußern Abhängigkeit von dem Gegenstande der Erkenntniß und die Freiheit von dieser Aeußerlichkeit durch den Glauben. Der Glaube ist die einzig wahre Quelle aller freien Erkenntniß. Daß wir nichts wissen von Natur aus, sondern Alles erst durch unsere mit der äußern Erscheinung und Offenbarung mitwirkende Thätigkeit erwerben müssen, das ist unser Ruhm.

---

[1] Vgl. XCIV, 6.

Daß der Mensch aus sich nichts weiß und wissen kann, das sehen wir am heranwachsenden Kinde, das lehrt das einfachste Nachdenken. Wenn er aber aus sich nichts weiß, so kann er doch Alles aus Erfahrung lernen. Was weiß der Mensch, wenn er geboren wird, von dem, was vor ihm war? Wie kann er das, was nach ihm sein wird, durch Erfahrung kennen lernen? Und der erste Mensch, der nicht geboren und von Menschen gezeugt, und sich doch nicht selbst durch eigene Macht aus der Erde gehoben, sondern von göttlicher Macht geschaffen wurde, was konnte er aus sich selbst wissen von dem Schöpfer, der ihn gebildet, ehe er Bewußtsein hatte? Nichts, außer was dieser Schöpfer ihm offenbarte. Und was weiß der Mensch von seiner Zukunft, er, der nicht einmal die Vergangenheit kennt? Was aus der Freiheit stammt, kann er nur wissen, und durch den Glauben in sich aufnehmen und erfahren, wenn es ihm freiwillig mitgetheilt wird. Wie will aber der Mensch die Gegenwart richtig verwenden, ohne die Vergangenheit und Zukunft, ohne den Grund und die Bestimmung seines Lebens zu kennen, und wie will er diese kennen ohne Glauben?

Wer ohne Glauben lebt und handelt, handelt nicht wie ein vernünftiger Mensch, sondern wie ein Thor. „Nur der Thor spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott!" Die Vernunft muß den Glauben zum voraus zum Führer haben, wenn sie nur überhaupt zu Verstand kommen soll. Sie setzt ihn darum überall voraus, fordert ihn selbst für ihre eigenen Erfindungen und glaubt stets an Voraussetzungen, die sie eben darum nicht mehr begreifen kann, weil sie dieselben voraussetzen muß [1].

8. Was aber Verstand und freies Selbstbewußtsein bezeugen, bezeugt auch das Herz. Das Herz allein ist allerdings nicht allzeit ein gültiger Zeuge für die Wahrheit. Es ist gar oft die Quelle und der Sitz unzähliger Thorheiten und Leidenschaften. Aber zum Glück gibt es auch in seiner Verirrung noch Zeugniß für das wahre Ziel seiner Sehnsucht. Was wir nicht mit dem Herzen erleben, das wissen wir auch nicht mit unzweifelhafter Gewißheit; das läßt uns kalt und arm. Vom Herzen strömt Lebenswärme in die starren Glieder der todten Begriffe. Aber gerade das Herz ist nur glücklich im Glauben und in der Liebe, weil es immer hofft, und nur im Glauben den Halt und in der Liebe die Erfüllung seiner Hoffnung findet. Wie arm wäre das Herz ohne

---

[1] Vgl. XV, 4 u. ff.

die Hoffnung, und wie unglücklich, wenn die Sehnsucht desselben, die auch im sinnlichen Genusse noch nach dem Uebersinnlichen und Unendlichen verlangt, keinen Anhalt an einer göttlichen Offenbarung fände! Der Genuß macht nicht glücklich, füllt nie das ganze Herz aus. Das fühlt das arme Herz nur allzu sehr.

Der Genuß selbst gibt Zeugniß für eine nie ruhende Sehnsucht in uns, eben weil er das Herz nie befriedigt. Und diese Sehnsucht sollte weniger wahr sein als das Gefühl des Genusses? Ist sie nicht ein eben so lebhaft empfundenes Gefühl als der Genuß? Und warum sollte das eine Gefühl wahr sein und das andere nicht? Und ist nicht diese Sehnsucht noch tiefer im Herzen begründet, da kein Genuß sie verdrängen kann, da sie jeden Genuß überdauert und auch dann noch bleibt, wenn jenes Gefühl des Genusses längst entschwunden und durch andere und wieder andere Empfindungen verdrängt ist? Wahrhaftig, wenn in irgend einer sinnlichen Empfindung Wahrheit ist, so ist eine höhere, bleibende, untrügliche Wahrheit in jener Empfindung des Herzens, die durch den sinnlichen Genuß nicht verdrängt, sondern in ihrem bleibenden höhern Anspruch auf das Menschenherz nur bestätigt wird. Daher glaubt das Herz, weil die höchste Erfüllung seiner Sehnsucht und unauslöschlichen Hoffnung nur durch den Glauben Ruhe und Befriedigung findet.

9. Nur wer sein Herz verhöhnen, seine Vernunft verachten, seine Freiheit wegwerfen will, der ist ein Feind des Glaubens an die göttliche Offenbarung. Für diesen Glauben aber geben Freiheit, Vernunft und die tiefste Empfindung des Herzens ein einstimmiges und unaustilgbares Zeugniß, ja selbst das in der Leidenschaft verlorne Herz, der in falscher Weisheit befangene Verstand, das in stolzer Aufgeblasenheit sich übernehmende Bewußtsein der Freiheit gibt Zeugniß für die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung. Welchen Inhalt diese Offenbarung haben müsse, das kann uns freilich weder Herz, noch Verstand, noch das Bewußtsein aus sich selber sagen. Ihr gemeinschaftliches Zeugniß geht nur dahin, daß sie in sich selbst weder Trost, noch Friede, noch Erkenntniß finden, daß nur dann, wenn eine freie göttliche Offenbarung, die nicht unmittelbar und mit innerer Nothwendigkeit gewußt, sondern mit Freiheit aufgenommen oder auch abgelehnt, geglaubt oder nicht geglaubt werden kann, sowohl der natürlichen Bedürftigkeit des menschlichen Geistes wie seiner Freiheit zugleich geholfen wird.

10. Mit Freuden wird darum jedes Vermögen des menschlichen Geistes bereit sein, die göttliche Hülfe aufzunehmen, sobald es nur

den göttlichen Ursprung der Offenbarung zu erkennen vermag, und zum Bewußtsein der eigenen Schwäche und Hülflosigkeit gekommen ist. Aber das ist eben die unglücklichste Schwäche des von Hochmuth verblendeten menschlichen Geistes, daß er seine natürliche Hülflosigkeit nicht anerkennen will. Anerkennt er aber auch die Nothwendigkeit einer solchen Hülfe und Offenbarung, so hat er gleich wieder eine zweite Ausrede bei der Hand, indem er den Inhalt der gegebenen Offenbarung in Widerstreit mit der eigenen Vernunft zu bringen sucht. Das gibt dann wieder neue Zweifel, Widersprüche, Irrthümer und neuen Unglauben. Dennoch wird auch hier dasselbe Kennzeichen entscheiden.

Derjenige Glaube kann und wird den Menschen beseligen, der seinem Herzen, seinem Verstande und seinem Bewußtsein Alles verleiht, was sie bedürfen, und ihnen das Höchste gewährt, was sie fassen können. Dieser Glaube [1] aber ist kein anderer, als der Glaube an den Einen, der da ist: „der Weg, die Wahrheit und das Leben" [2], der Allen mit Recht sagen konnte: „Wer an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben" [3].

XLI.

Text: „Um die Mitte des Festes nun ging Jesus in den Tempel hinauf und lehrte. Da verwunderten sich die Juden und sprachen: Wie versteht denn dieser die Schrift, da er doch kein Gelehrter ist? Jesus antwortete und sprach: Meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat. Wenn Jemand seinen Willen thun will, der wird erfahren, ob diese Lehre aus Gott sei, oder ob ich von mir selber rede."

(Joh. 7, 14—17.)

Inhalt: Ueber das Verhältniß der natürlichen Wissenschaft zur christlichen Erkenntniß.

1. Das siebente Kapitel des Evangeliums Johannis beschäftigt sich ganz allein mit Aufzählung der Einwendungen der Juden gegen Christus.

---

[1] Vgl. VIII, 8 u. ff.; XXXIV, 6 u. 7; XXXIX, 7; XLVI, 12; LXXXIX, 7 u. ff.; XCIV, 9 u. 12—13. [2] Joh. 14, 6. [3] Joh. 11, 26.

Sonderbar und seltsam sind diese Einwendungen allerdings, aber darum nicht minder lehrreich für uns. Man weiß in der That kaum, was man denken soll, wenn gesagt wird: „Dieser ist kein Gelehrter, wie kann er die Schrift auslegen?"; oder wenn Ihm zum Vorwurfe gemacht wird, daß er die Kranken am Sabbate gesund mache [1]; oder wenn die Juden, die wußten und sich rühmten, daß der Messias aus dem Geschlechte Davids hervorgehen werde, ihr Bedenken gegen Christus darauf gründen, „daß ja Jedermann wisse, woher Er sei" [2], und es für ganz unmöglich hielten, „daß von Galiläa der Prophet kommen könne" [3]. Ja selbst der Umstand, daß gerade die Vornehmen und Pharisäer nicht an Ihn glaubten, wird als Einwand geltend gemacht [4]. So leicht wiegend waren die Gründe, womit sie ihren Unglauben rechtfertigen zu können wähnten. Das wird uns aber nicht wundern, wenn wir die Natur des Glaubens wie des Unglaubens bedenken. Der innerste letzte Grund für den Glauben wie für den Unglauben ist der freie Wille. Die Vernunft aber gehorcht dem Willen und sucht Gründe für die Entscheidungen desselben. Der Glaube wird darum, weil durch ihn der Wille zum höheren Leben sich aufschwingt, auch nach immer tiefern Gründen sich umsehen, der Unglaube aber, je mehr ihm selbst die Höhe der freien Bestimmung zuwider ist, um so leichter auch mit den oberflächlichsten Scheingründen sich begnügen. Wann haben die Menschen je gewichtige Gründe gesucht, wenn sie hassen und verfolgen wollten? Was insbesondere die Juden vorgebracht, um ihren Unglauben und Haß zu rechtfertigen, klingt vielleicht sonderbar und seltsam, ist es aber nicht. Die nämlichen Einreden, die wir an den Juden unvernünftig und lächerlich finden, sind, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, zu allen Zeiten gegen die Wahrheit vorgebracht worden.

2. Auch heutzutage ist es nichts Seltenes, Menschen auf Grund einer einzelnen Handlung oder Rede, auf Grund ihrer Abstammung oder irgend eines Parteizeichens, weil sie zu gelehrt oder zu wenig gelehrt sind, kurz wegen irgend einer Eigenschaft, der man aus irgend einem Grunde abgeneigt ist, zu verurtheilen. Zwar ist die Geschichte für Alle ein Spiegel der Wahrheit, in dem Jeder das rechte Maß seines eigenen Strebens und Handelns und, so zu sagen, sein eigenes Gesicht sehen kann, wenn er überhaupt nach wahrer Erkenntniß seiner selbst begierig

---

[1] Joh. 7, 21. [2] Joh. 7, 27. [3] Joh. 7, 41 und 52. Luc. 22, 59.
[4] Joh. 7, 48.

ist. Das aufrichtige Verlangen nach Wahrheit muß aber schon da sein, und außerdem auch noch ein geübter Blick, wenn uns dieser Spiegel Wahrheit zeigen soll. Allein wie Viele gleichen dem Manne, von dem der Apostel Jacobus sagt, „daß er sein leiblich Antlitz im Spiegel beschaut, und wenn er es beschaut hat, hinweggeht und gleich vergißt, wie er ausgesehen hat“ [1]. Die meisten Menschen sehen und erkennen weder die Gestalt der Wahrheit, noch ihre eigene Gestalt in diesem Spiegel, weil es ihnen in der That gar nicht um Kenntniß ihrer selbst und der Wahrheit, sondern um Anklage und Beschuldigung Anderer zu thun ist. Ebenso gibt es wieder kein geeigneteres Mittel, um die Gestalt der Wahrheit zu entstellen, als die Geschichte. Aus der Geschichte läßt sich Alles beweisen, was man will; in ihr läßt sich Alles sehen, was man sehen will. Man darf nur diejenigen Thatsachen übersehen, die für gewisse Voraussetzungen unbequem sind, und andere, welche diesen Voraussetzungen eine gewisse Rechtfertigung bieten, hervorheben, und die Geschichte wird gerade jene Bilder zeigen, die man in ihr sehen will. Die Geschichte beruht auf der Tradition und dem Glauben. Von unserm Glauben oder Unglauben hängt unsere Betrachtung der Geschichte, und die Lehre, die wir aus ihr ziehen wollen, ab. So oft sich darum auch gewisse Thatsachen in der Geschichte wiederholen, lernen wir doch nichts aus ihnen, wenn wir wie die Juden gegen sie blind sein wollen. Auch das Vorbild der Juden enthält nur dann eine Lehre und Warnung für uns, wenn wir die Aehnlichkeit zwischen ihrer Verblendung und der unserigen erkennen.

Aus dem Spiegel, den der Evangelist uns vorhält, schaut uns allerdings auch das Bild unserer Zeit in veränderter Gestalt entgegen. Die Zeit ist eine andere, und die Gestalt der Vorurtheile hat sich geändert, aber im Wesen sind sie dieselben geblieben. Es handelt sich nur darum, die allgemeine Wahrheit in der veränderten äußern Gestalt der Zeiten wieder zu erkennen.

3. Betrachten wir zuerst den Einwurf der Juden: „Dieser ist kein Gelehrter, wie kann er die Schrift verstehen?“ so wird zwar heutzutage der Lehre Jesu kaum mehr der Vorwurf entgegengehalten, daß sie im Widerspruch mit der hl. Schrift stehe, wohl aber, daß sie hinter der Wissenschaft der natürlichen Dinge zurückbleibe, daß sie zwar nicht mit der Schrift, wohl aber diese mit der Naturwissenschaft im Widerspruch stehe. Das

---

[1] Jac. 1, 23. 24.

Christenthum ist unserer Zeit nicht mehr gelehrt genug. Es sei seiner Zeit, heißt es, wohl gut und recht gewesen, habe einen vollständigen Umschwung, eine große geistige Bewegung und Umwandlung des sittlichen Lebens hervorgebracht, jetzt aber seien diese Lehren veraltet und entsprächen durchaus nicht mehr dem hohen Standpunkte unserer dermaligen Bildung und Wissenschaft [1].

Da möchte ich doch fragen: Was haben denn diese Hochgebildeten an die Stelle des Christenthums zu setzen? haben sie ein edleres Sittengesetz? haben sie das Ideal eines heiligeren Lebens, als das Christenthum es bezeichnet, gefunden? haben sie bessere Mittel entdeckt, Heiligkeit und sittliche Vollkommenheit zu erreichen? Welchen Beweis für die Wahrheit ihrer Aussagen können sie uns anbieten? welche Proben ihrer sittlichen Vollkommenheit legen Zeugniß für sie ab? welches Recht haben sie, der Lehre einer von Gott gesetzten, ewigen sittlichen Weltordnung unsere stets sich ändernden Kenntnisse in den Naturwissenschaften als Gesetz und Richtschnur vorzuhalten? Heißt das nicht geradezu die ganze Ordnung der Dinge verkehren, und die Natur der irdischen Dinge zur Gesetzgeberin des geistigen Lebens machen? Heißt das nicht das Verhältniß der natürlichen Wissenschaften selbst umkehren? Wie, wenn nun die Naturforscher in ihren Forschungen gewisse Voraussetzungen und Regeln feststellen und sagen, nur das, was diesen Regeln und von uns aufgestellten Grundsätzen entspricht, ist naturgemäß und wahr, welches Recht haben sie der Natur gegenüber, ihre Gesetze über die natürliche Wahrheit zu stellen? Woher haben sie denn diese Gesetze, als eben nur aus der Beobachtung der Natur? Wer ist also eigentlich gesetzgebend, die Natur oder ihre Beobachter? Wird die Natur um diese Gesetze sich kümmern? wird sie nicht ungehindert von denselben ihren Gang gehen? Wir fragen nicht: entspricht die Natur diesen Gesetzen? sondern: entsprechen diese Gesetze der Natur?

Das Christenthum will uns keine naturgeschichtliche Offenbarung geben. Was nach natürlichen Gesetzen sich entfaltet, ist auch der natürlichen Forschung allein überlassen. Das bleibende Gesetz sichert den wissenschaftlichen Fortschritt, weil Alles, was die Erfahrung lehrt und aus ihr gefolgert wird, an diesem bleibenden Naturgesetz seinen unveränderlichen Maßstab hat. Ebenso muß aber auch im Gebiete der Freiheit, welches über dem einfachen, nothwendigen Naturgesetze liegt und

[1] Vgl. LIX, 12. und XCIV, 3.

einem höheren, von der Natur wenigstens zum Theil unabhängigen Reiche angehört, ein festes, ewiges, höheres Gesetz geglaubt und anerkannt werden, damit die fortschreitende Erkenntniß an demselben sich zurechtfinden könne.

4. Befolgen wir nun auch der sittlichen Weltordnung und der göttlichen Offenbarung gegenüber die gleiche Ordnung, und wir werden weise handeln, werden sittlich besser und wirklich gebildeter im Geiste werden, denn das Gesetz des Herrn ist die Lehrerin aller Weisheit und Tugend. Zu ihm muß der menschliche Verstand in die Schule gehen, und nicht umgekehrt das Gebot Gottes bei den Menschen sich um seine Gültigkeit befragen.

Nicht aus dem Verstehen der wahren Ordnung des Lebens kommt der Einwurf, das Christenthum entspräche nicht mehr der wissenschaftlichen Ordnung der Zeit, sondern aus dem Unverstande, welcher, weder das Christenthum noch die menschliche Natur noch die Zeit verstehend, dennoch urtheilen und widersprechen will, oder im bessern Falle aus dem Mißverstande der Bestimmung der menschlichen Natur und des höchsten Zieles und Ausgangspunktes der menschlichen Wissenschaft. Es heißt Natur und Wissenschaft mißkennen, wenn man, um die Freiheit beider zu erklären, alle Freiheit des Glaubens läugnet. So unbegründet diese Einrede gegen das Christenthum ist, ebenso grundlos ist die entgegengesetzte Ausrede derjenigen, die alle Untersuchung scheuen, und dennoch keine höhere Autorität anerkennen wollen, und die den Gründen, mit welchen die christliche Offenbarung vertheidigt werden kann, oder der Forderung, daß sie ihre Einwürfe wissenschaftlich und gründlich beweisen sollen, ausweichend, hinter die Ausrede sich zurückziehen: ich bin nicht gelehrt genug, um mich in einen religiösen Streit einzulassen. Diese Ausrede hört man ebenso oft, als jenen Vorwurf, und merkwürdigerweise sogar meistens beide in nächster Verbindung.

5. Um zu bezweifeln, zu verwerfen, zu widersprechen, da dünkt sich Jeder gelehrt und weise genug; um zu untersuchen, zu forschen, zu prüfen, redet sich Jeder auf Mangel an Gelehrsamkeit aus. Diese scheinbare Demuth ist nur eine andere Gestalt des alten Hochmuthes, der eben nie Unrecht haben, nie eine bessere Einsicht gewinnen, und sich daher um keinen Preis belehren lassen will. Heben aber Einrede und Ausrede gegenseitig einander auf, so ist dieß ein klarer Beweis, daß wenigstens die letztere nicht aus Einsicht und Verständniß der Sache, sondern lediglich aus dem Willen stamme, der nicht glaubt und nicht

erkennt, weil er nun einmal nicht will. Wer den Willen Gottes nicht erfüllen will, wie soll der erfahren, ob die Lehre Christi aus Gott sei? Was wir wahrhaft und lebendig erkennen wollen, das müssen wir zuerst mit Willfährigkeit des Geistes aufzunehmen bereit sein. Wer selbst zugibt, nicht gelehrt genug zu sein, um die Beweise für und wider die Wahrheit des Christenthums nach ihrer wahren Bedeutung prüfen zu können, für den ist es offenbar erste moralische Pflicht, dem Zeugnisse der Vergangenheit und dem übereinstimmenden Bekenntnisse sittlich vollkommener Glaubenszeugen ein höheres Gewicht einzuräumen, als der eigenen, völlig grundlosen Willkür. Wer aber die Beweise für und wider gründlich und wissenschaftlich zu prüfen im Stande ist, vermöge seiner natürlichen wissenschaftlichen Bildung, der setzt sich selbst außer Stand, diese Prüfung unparteiisch vorzunehmen, wenn er zum Voraus dem Glauben einen entschiedenen Unglauben entgegensetzt. Um den Inhalt des Glaubens zu prüfen, muß man diesen doch zuerst kennen, und um ihn zu kennen, erst den Willen haben, denselben kennen zu lernen, also von dem Glauben ausgehen, daß derselbe doch möglicherweise wahr sein könne.

Das Verhältniß von Glaube und Unglaube zu dieser Prüfung ist also nicht das gleiche, so daß wir sagen könnten: ist der Unglaube nicht unparteiisch, so ist es auch der Glaube nicht; denn der Unglaube macht die Prüfung überhaupt unmöglich, der Glaube macht sie überhaupt erst möglich. Anders ist es mit der Frage, wer denn das Amt der Prüfung übernehmen solle, wenn die Vernunft von dem Glauben abhängig gemacht wird, und ob nicht diese Abhängigkeit selbst wieder die Prüfung dem Gläubigen unmöglich und nur dem Ungläubigen möglich mache, weil nur der Ungläubige im unabhängigen Gebrauche seiner Vernunft dem Glauben gegenüber sich befinde. Allein auch diese Folgerung fällt in sich zusammen, wenn man den Begriff der Freiheit und das Verhältniß derselben zum Glauben richtig erfaßt. Frei von irgend etwas ist nicht derjenige, der sich von demselben gänzlich ab- und ausschließt, sondern derjenige, der sich selbst in ein persönliches Verhältniß zu dem Gegenstande setzt. Durch den Glauben setzen wir uns nun in ein persönliches Verhältniß zu dem Inhalte desselben, und geben dadurch erst der Vernunft, welche doch nichts Anderes sein kann, als eine persönliche Bethätigung unseres Erkenntnißvermögens in Beziehung auf irgend einen Gegenstand, die rechte Freiheit, diesem Gegenstand gegenüber ihre Thätigkeit zu entfalten. Der Unglaube aber, welcher die weitere Bethätigung

gegenüber dem zu erkennenden Gegenstande zum Voraus abschneidet, macht es eben dadurch auch der Vernunft unmöglich, in den Gegenstand, denselben erkennend, einzugehen. Der Glaube macht die Thätigkeit der Vernunft möglich, der Unglaube macht sie unmöglich, der Glaube macht die Vernunft frei, der Unglaube macht sie unfrei.

6. Aber die durch den Glauben frei gewordene Vernunft ist darum immer noch nicht unterrichtet genug, um zu beurtheilen, ob das Christenthum den Fortschritten der Naturwissenschaften und der Philosophie in unserer Zeit auch wirklich entspricht. Dieß zu untersuchen, ist auch nicht Aufgabe der Vernunft. Die Naturwissenschaft kann mit dem Sittengesetz und der Glaubenslehre selbst nicht in Widerspruch kommen, weil sie auf einem fremden Gebiete sich bewegt. Die Philosophie aber kann in einen solchen Widerspruch kommen, und wird denselben auch für sich festhalten oder lösen, ohne daß dieser Widerspruch für das Gemüth entscheidend wäre. Wir haben nicht die Fragen der Philosophie, sondern nur die innern Fragen des eigenen Bewußtseins zur Entscheidung zu bringen. Möglich, daß eine der Philosophie widersprechende Religion irrig oder unzureichend ist, möglich aber auch, daß eine der Religion und dem Christenthum widersprechende Philosophie im Irrthume ist. Bei der einfachsten Gegenüberstellung beider wird der Unbefangene sich ohnehin für die Religion und gegen die Philosophie entscheiden [1]. Aber auch wenn er diese Entscheidung vorläufig nicht gelten läßt, und zur Untersuchung schreitet, wird er zuerst der Wissenschaft, oder zuerst der Religion sich zuwenden? Wenn er vernünftig ist, gewiß der letztern; denn die Philosophie kann höchstens einer Seite des Menschen Entsprechendes und Genügendes darbieten, die Religion aber nimmt den ganzen Menschen und alle Kräfte seines Lebens in sich auf; sie ist nicht Gegenstand des Denkens allein, sondern Ziel seines ganzen freien geistigen Lebens.

Um die Lehre Jesu in ihrer beseligenden Kraft zu erkennen, dazu bedarf es aber keiner großen Gelehrsamkeit, sondern nur eines aufrichtigen Willens und demüthigen Herzens. Je tiefer das Herz seiner natürlichen Unwissenheit und Hülflosigkeit sich bewußt wird, desto fähiger ist es, die Wahrheit und Tiefe göttlicher Offenbarung in sich aufzunehmen und zu verstehen. Die eigene Unwissenheit zu fühlen, dazu gehört wahrhaftig keine große Gelehrsamkeit. Je mehr wir aber diese Verlassenheit in uns fühlen, desto tiefer und lebendiger brennt auch im

[1] Vgl. XLIII, 12.

Herzen die Sehnsucht nach Erkenntniß. Dieser tiefen Sehnsucht begegnet die Fülle der Offenbarung mit ihrer Tiefe und ihrem Reichthum, und es bedarf, um dieselbe aufzunehmen und innerlich zu fassen, also lebendig zu erkennen, und ihre tröstende und erleuchtende Kraft inne zu werden, nur eines lebendigen Vertrauens und hingebenden Gemüthes. „Wenn das Auge einfach ist, ist der ganze Körper licht“ [1]. Ein einfaches kindliches Gemüth ist daher die einzige Bedingung zum rechten Verständniß auch der tiefsinnigsten Wahrheiten. „Vater, ich danke dir“, spricht der Herr, „daß du diese Dinge den Einfältigen geoffenbart, den Klugen und Weisen aber verborgen hast“ [2].

7. Daraus folgt aber nicht, daß wir Wissenschaft und Gelehrsamkeit fliehen müssen, um der christlichen Wahrheit näher zu stehen. Der Haß gegen die Wissenschaft und die Verachtung aller Gelehrsamkeit ist kein Kennzeichen eines kindlich nach Wahrheit und Erleuchtung ringenden Gemüthes, ist vielmehr selbst nur ein Erzeugniß eingebildeter Weisheit und hoffärtiger Zufriedenheit mit sich selbst. Die gründliche Prüfung der Philosophie und die wissenschaftliche Begründung der christlichen Lehre ist keineswegs von dem Glauben ausgeschlossen. Im Gegentheil erscheint diese Prüfung und Begründung als eine natürliche Folge des Glaubens, der alle Kräfte des Geistes, also auch das Erkenntnißvermögen, in sich einschließen soll [3]. Doch ist diese Prüfung und wissenschaftliche Begründung nicht erste und nicht allgemeine Aufgabe des Glaubens, sondern nur für diejenigen Pflicht und unabweisbare Folge ihres Glaubens, welche, sowohl der allgemeinen philosophischen Bildung der Zeit gegenüber, als auch vermöge ihrer eigenen gelehrten Studien, Beruf und Fähigkeit haben, denselben auch in Hinsicht auf seine wissenschaftliche Begründung zu vertheidigen. Das Erste aber ist, daß Jeder seinen Beruf und seine Thätigkeit durch den Glauben an die göttliche Offenbarung auf ein höheres und höchstes Ziel lenken lerne, und in diesem Streben innerliche Beruhigung und Erfüllung seiner freien Entwicklung finde. Diese innere lebendige Empfindung des Eingehens einer versöhnenden und heiligenden Lebenskraft in uns ist die erste Frucht des Glaubens, die Jeder begehrt und begehren muß, und welche in der wissenschaftlichen Thätigkeit ebenso wie in andern Bewegungen des freithätigen Wollens sich offenbaren kann. Die Wirkung des Geistes Christi, der jedes aufrichtige Herz mit seinen Strahlen

[1] Matth. 6, 22. Luc. 11, 34. [2] Luc. 10, 21. Vgl. L, 6.
[3] Vgl. XLIII, 12.

durchdringt, wie die Sonne die Luft, weil diese ihren Strahlen kein Hinderniß entgegensetzt, ist nothwendig auch eine höhere Erleuchtung in Hinsicht auf die Erkenntniß der christlichen Lehre. Dieser Erleuchtung gegenüber, mit welcher der hl. Geist die Herzen der Menschen durchdringt, kann die natürliche Gelehrsamkeit und Wissenschaft förderlich, aber auch hinderlich für die lebendige Erkenntniß sein.

8. Eine jede Wissenschaft ist unnütz und sogar schädlich, wenn sie nicht die Erleuchtung des Geistes als das höchste Ziel des Lebens vor Augen hat. Nur wenn sie auf dieses Ziel hinsteuert, dann erhalten alle Kenntnisse einen höheren sittlichen Werth; dann wird sie den Mitmenschen nützlich sein wollen, um Gott zu dienen, nicht aber die Unwissenheit Anderer ausnützen, um dem Eigennutz zu dienen; wird Andern nützlich sein wollen, weil sie für sich keinen andern Nutzen sucht, als in Erkenntniß und Liebe zu wachsen, und wird eben darin den eigenen Nutzen finden, daß in der Erforschung der natürlichen Dinge der Geist geübt und geschärft, und für die religiöse Erkenntniß vorbereitet wird. Außerdem nützt sie nichts, sondern hindert die wahre Erkenntniß, weil sie den Geist mit außerwesentlichen Dingen beschäftigt, und ist um so schädlicher und feindseliger gegen die höhere Wahrheit, je eingebildeter sie auf die äußerlichen Kenntnisse ist [1].

9. Aber auch die Wissenschaften, welche die gelehrte Kenntniß der Offenbarung zum Ziele haben, geben für sich allein noch keine lebendige Erkenntniß. Was wir aus Büchern gelernt haben und von Andern lernen können, verstehen wir darum noch nicht. Allerdings ist es schön, an der belehrenden Hand der Wissenschaft den Garten der Erkenntniß zu durchwandeln, aber nur der athmet die Luft dieses Gartens, der selbst schaut und fühlt. Als die Apostel, von dem Geiste des Herrn durchdrungen, ausgingen in alle Welt, als die ersten begeisterten Lehrer der Kirche in das Studium der hl. Schriften sich versenkten, und ihr Geist in hl. Liebe entbrannte, da sproßten die Blüthen des Geistes in tausendfältiger Pracht, und es läßt sich nicht leicht eine höhere Lust des Geistes denken, als ihre Schriften zu lesen, die Herrlichkeit dieses reichen Blüthenschmuckes, der im ersten Frühlingswehen der Kirche Gottes sich entfaltete, zu bewundern. Als dann später im Mittelalter geistig starke Männer mit den bestimmten kirchlich festgestellten Begriffen sich beschäftigten und großartige wissenschaftliche Gebäude aufführten, das Licht der

[1] XLV, 9. LXXVI, 1 u. ff. XCIX, 16.

Wahrheit in hundert und tausend scharfen Gedanken, wie in ebenso vielen geschliffenen Edelsteinen spielen ließen, da zog Sicherheit und Klarheit in die Geister, es leuchtete eine Kraft und Fülle aus ihren Worten und Schriften hervor, die jedes unbefangene Gemüth entzückte und zu gleichem Streben entzündete. Mit Sicherheit wandeln wir in diesen Hallen scharf begrenzter Begriffe. Eine Fülle von Gedanken tritt uns nahe, ein Wald von edlen und heiligen Gefühlen umrauscht uns, und freudetrunken wandelt der im Gemüthe Ergriffene in diesem Gottesgarten. Wie Licht an Licht, so entzündet sich der eigene Gedanke an dem fremden. Aber erst das Entstehen solcher eigenen Gedanken in uns gibt Zeugniß dafür, daß unser Geist von der Flamme jener Geister berührt und mit lebendiger Erkenntniß entzündet worden ist. Was Jene in der Weise ihrer Zeit und nach dem Bedürfnisse ihrer Jahrhunderte durch den Geist gefunden haben, das bleibt Nahrung des Geistes für alle Zeiten. Aber derjenige, den der Geist des Christenthums mit seinem Lichte durchdringt, findet in diesem Geiste immer wieder neue, der neuen Zeit und der veränderten Gestalt der Erkenntniß entsprechende und die Wissenschaft der Zeit überglänzende Wahrheiten. „Selig", sagt die Schrift, „ist der kluge und getreue Knecht, den der Hausvater über sein Gesinde gesetzt hat, damit er den Seinigen das rechte Maß der Speise gebe zur rechten Zeit" [1].

10. Die Gelehrsamkeit so aufgefaßt ist eine Schatzkammer voll unerschöpflichen köstlichen Gutes. Wohl dem, der den Schlüssel dazu gefunden. Der einzig die Tiefe und Fülle der ewigen Wahrheit öffnende Schlüssel aber ist die Gnade und Erleuchtung des hl. Geistes. Gelehrsamkeit ohne den erleuchtenden Geist ist „wie Staub, der ohne Halt und Zusammenhang von jedem Winde der Meinungen verweht wird" [2] und keinem Leben des Geistes zur fruchtbaren Grundlage dient; ist wie Haufen von Stein und Holz, der die Aussicht verstellt, aber keine sichere Wohnung, keinen Schutz gegen die Stürme des Lebens bietet; ist wie eine Menge unverdauter und unverdaulicher Speise, die nur den Magen beschwert, ohne den Leib zu stärken. Gelehrsamkeit ohne Geist gleicht dem Salze, von dem geschrieben steht: „Wenn aber das Salz der Erde dumm geworden ist, wozu dient es, als daß es hinausgeworfen und mit Füßen getreten werde?" [3]

---

[1] Matth. 24, 45. Luc. 12, 42. [2] Ps. 1, 4. [3] Matth. 5, 13.

11. Das Leben ist nicht Sache des Wissens und Erkennens allein, und das Erkennen nicht Sache des bloßen Lernens. Das Lernen ist nur Ein Mittel, um leichter zur Erkenntniß zu gelangen, aber nicht das einzige Mittel zur Erkenntniß. Das Lernen ist nicht einmal das einzige und für sich allein hinreichende Mittel zur lebendigen Erkenntniß, weil diese Erkenntniß lebendige Erfahrung sein muß, zu der nicht bloß Verstand und Unterscheidung oder Aufmerksamkeit des Gedächtnisses, sondern Herz und Wille, moralische Kraft und religiöse Begeisterung, Selbstbeherrschung und gläubige und liebende Hingabe an die höhere göttliche Gnade, überhaupt die vollständige Entfaltung und Anwendung aller menschlichen Kräfte, und ihre Veredlung und Umwandlung durch den göttlichen Geist gehört. Darum antwortet Christus den Juden auf ihre Frage, wie Er die Schrift auslegen könne, ohne ein Schriftgelehrter zu sein, damit, daß Er ihnen erklärt, die wahre Erkenntniß beruhe nicht auf dem äußern Lernen und gelehrten Wissen, sondern auf der innern Erfahrung, auf dem im Leben erprobten Gehorsam gegen das göttliche Gebot. „Meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat" — entgegnet Er ihnen, und setzt dann erläuternd hinzu: „Wenn Jemand seinen Willen thun will, der wird erfahren, ob diese Lehre aus Gott sei, oder ob ich von mir selber rede."

Was wir Andern nachsprechen, ohne es selbst erfahren zu haben, das wissen und verstehen wir doch nicht in seinem innersten Grunde [1]. Der letzte wahre Lehrmeister ist der hl. Geist. Selbst Christus blieb nicht bei seinen Jüngern, damit sie nicht auf sein Wort und auf seine Entscheidung sich verlassen, sondern, dem eigenen Kampfe des Lebens überlassen, durch den Beistand des göttlichen Geistes zur lebendigen Erkenntniß geleitet werden sollten. Der Geist der Liebe ist auch der Geist der Wahrheit und der Erkenntniß. Eitelkeit ist alles Wissen ohne Frömmigkeit und Gottvertrauen. Was gibt das Gedächtniß, als fremdes Gut im äußern Symbol, in Wort oder Bild? Kraft und Weisheit aber gibt es nicht. Und der Verstand? Er zeigt uns die Grenzen und Unterschiede der Dinge, aber er gibt nicht Leben und nicht Empfindung. Wie unendlich reich ist ein wahrhaft kindlich frommes Gemüth auch ohne alle Wissenschaft! wie groß und edel dabei! Wie weit steht die reiche Kraft des liebenden Gemüthes, das in tausend Erfindungen unerschöpflich ist,

---

[1] Vgl. XV, 5—7. u. XVIII, 13.

wenn es gilt, Andere zu trösten und zu erfreuen, über dem schärfsten Verstande und über aller Gelehrsamkeit! Was ist aller Reichthum von Wissenschaften in allen Bibliotheken der Welt gegen den unerschöpflichen Schatz eines solchen Gemüthes! Solch' ein Gemüth steht der Erkenntniß des Göttlichen und der unerschöpflichen Fülle des ewigen Lebens durch die unmittelbare Empfindung nahe. Die Gelehrsamkeit ist ein Mittel, wie jedes andere natürliche Bestreben, schöpft Wasser aus den Bächen des natürlichen Lebens, das erst die Gnade des hl. Geistes in Wein verwandelt.

12. Aber eben darum dürfen wir auch nicht versäumen, an den Quellen natürlicher Erkenntniß Wasser zu schöpfen, damit die göttliche Gnade etwas zu verwandeln habe. Ob es nun gelehrtes Wissen, ob es Uebungen der äußern Frömmigkeit, ob es irdische und weltliche Geschäfte zum Dienste Anderer sind, die Gott vor uns hingestellt hat als zu erfüllende Aufgaben und Pflichten, wenn wir nur unser Tagewerk in der Absicht und mit der Sehnsucht nach himmlischer Erleuchtung erfüllen, so wird auch die Erkenntniß und der Reichthum des Trostes nicht ausbleiben. An uns ist es, unsere Opfergaben auf den Altar des Herrn niederzulegen, damit sie dort von Ihm verwandelt werden. Auch die Gelehrsamkeit ist, Gott als Opfer dargebracht, ein wohlgefälliges Opfer vor Ihm, und kann, von Gott verwandelt, zur Einigung mit Ihm führen. Der Mensch kann nie zu viel lernen, nie zu viel wissen, nie ein zu reiches Gut des Wissens dem Glauben und der Liebe zum Opfer bringen. Aber Wissenschaft und Gelehrsamkeit muß, wie jede andere Uebung natürlicher Kräfte, erst in die Erde gelegt werden, und wie ein Samenkorn absterben, damit sie im göttlichen Geiste neu erstehe und Früchte bringe zum ewigen Leben [1].

XLII.

Text: „Wer aus sich selber redet, sucht seine eigene Ehre; wer aber die Ehre dessen sucht, der ihn gesandt hat, der ist wahrhaftig, und es ist keine Ungerechtigkeit in ihm. Hat euch nicht

---

[1] Joh. 12, 24. 1 Cor. 15, 36.

Moses das Gesetz gegeben? und doch hält Niemand aus euch das Gesetz. Warum suchet ihr mich zu tödten? Das Volk antwortete und sprach: Du hast den Teufel! wer sucht dich zu tödten? Jesus erwiederte und sprach zu ihnen: Ein einziges Werk habe ich gethan, und darüber seid ihr Alle so erstaunt. Moses hat euch die Beschneidung gegeben (nicht als wäre sie von Moses — von den Vätern ist sie), und doch beschneidet ihr den Menschen am Sabbat. Wenn man nun einen Menschen am Sabbat beschneiden darf, damit das Gesetz Mosis nicht übertreten werde; was zürnet ihr denn über mich, daß ich den ganzen Menschen am Sabbate gesund machte? Richtet nicht nach dem Scheine, sondern richtet ein gerechtes Gericht."

(Joh. 7, 18—24.)

Inhalt: Wie sich der Glaube nach innen vertieft, so äußert sich der Unglaube im oberflächlichen und ungerechten Urtheil über Andere.

1. Immer entschiedener und heftiger tritt im Verlaufe der Erzählung des Evangelisten der Unglaube der Juden zu Tage. Von den Verwandten Christi heißt es einfach nur: „denn auch seine Brüder glaubten nicht an Ihn." Als aber Christus im Tempel vor dem ganzen Volke als Lehrer auftritt, wendet sich alsbald der allgemeine Unwille gegen Ihn; vorläufig noch ohne Grund und weitere Berechtigung. Sie finden es aber schon anmaßend, daß ein Mann, von dem Niemand weiß, wo und bei wem er die Auslegung der hl. Schrift gelernt hat, es dennoch wage, als Lehrer aufzutreten. Nun erklärt ihnen zwar Christus, daß man die Wahrheit und das rechte Verständniß nicht so von außen durch einfachen Unterricht sich aneignen könne. Die rechte Erkenntniß sei vielmehr Sache der Erfahrung und des Lebens; „die Lehre, die ich euch verkünde", sagt er ihnen, „ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat." Die Lehre dessen, der mich gesandt, will er ihnen sagen, versteht man nicht bloß so vom Hören und Erklären; „nur wenn Jemand seinen Willen thut, dann wird er erfahren, ob diese Lehre aus Gott ist." Diese Zurechtweisung bringt aber die Juden nicht von ihrem Unglauben zurück, sondern bestärkt sie nur in demselben. Nun wollen sie erst recht nicht Unrecht haben. An den Einwurf reiht sich nun der Vorwurf, daß Christus die Gebote Gottes übertrete, und

somit unmöglich ein gottgesendeter Lehrer sein könne. Sie klagen Ihn an, um sich selbst Recht geben zu können; sie sind im Herzen gegen Ihn erbittert, und suchen Ihn zu tödten. Auf den Vorwurf, den Christus ihnen deßwegen macht, sind sie nicht vorbereitet, aber sie entschuldigen sich nicht, und bekennen auch nicht, sondern werden noch mehr erbittert und in ihrer vorgefaßten Meinung bestärkt. Nur darüber sind sie verwundert, daß Er weiß, was sie denken, und rufen voll Erstaunen: „Du hast den Teufel!" wie könntest du dieß sonst wissen?

Vergebens beweist ihnen Christus, daß Er das Gebot Gottes nicht dadurch übertreten habe, daß Er am Sabbate einen Kranken gesund gemacht, da sie ja selbst die Beschneidung am Sabbate zugeben müßten, welche doch nur ein Gebot Mosis sei, während die Heilung des ganzen Menschen jedenfalls wichtiger, und die Hülfe, die wir dem Menschen selbst geben können, die Erfüllung eines höheren göttlichen Gebotes sei.

2. Jede Widerlegung diente ihnen immer nur dazu, ihren Unwillen zu vermehren und sie darum auch in ihrem Unglauben zu bestärken. Der Unglaube, wenn er einmal sich gegen die Wahrheit gewendet hat, wird durch die innere Gewalt des verkehrten Willens immer weiter getrieben. Er kann so wenig auf dem ersten Punkte stehen bleiben wie der Glaube. Sowie der Glaube durch die ihm innewohnende Kraft immer weiter und tiefer in die Erkenntniß dessen eindringt, dem er mit freier Hingebung sich zugewendet hat, so entfernt sich der Unglaube immer mehr von der wahren Erkenntniß, wird immer oberflächlicher, immer eigensinniger, immer leidenschaftlicher.

Der Glaube macht den Menschen innerlich frei. Er gibt allen seinen geistigen Kräften einen höheren Aufschwung, entbindet sie von der natürlichen Inhaltlosigkeit und Unentschiedenheit, erleuchtet die Vernunft, indem er ihr ein freies, edles Ziel der Erkenntniß darbietet, weckt jede geistige Thätigkeit und vermehrt sie, indem er sie in das Gebiet eines freien, übersinnlichen und übernatürlichen Lebens einführt. Um der Herrlichkeit des im Glauben ergriffenen Lebens willen ist darum den durch den Glauben bethätigten geistigen Kräften des Menschen eigen, von allem Zufälligen, Aeußeren, Vergänglichen und Unwesentlichen sich abzuwenden, und ihre ganze Aufmerksamkeit nur auf den Einen unerschöpflichen Inhalt zu richten, der im Glauben sichtbar und zugänglich geworden ist. Indem der Geist nur auf dieses Eine achtet, und dadurch von jeder Zerstreuung frei ist, wird es ihm nur um so leichter, in der Erkenntniß desselben fortzuschreiten. Allerdings geht ihm darüber die Aufmerksam-

keit auf das Aeußere und die weltliche Klugheit, sich in Umstände und Personen zu schicken, größtentheils verloren. In diesem Sinne sagt das Evangelium: „Die Kinder der Welt sind in ihrer Art klüger als die Kinder des Lichts“ [1]. Diese Klugheit ist aber eben die eigentliche Unklugheit in denjenigen Dingen, welche dem Geiste wesentlich zum Heile sind. Jener Mangel an Klugheit ist ein Vorzug des Geistes, weil diese Klugheit gerade in der Verfolgung des wahren Zieles stört und hindert. Darum wird den Jüngern, als sie von Christus ausgesendet werden, Ihm die Wege zu bereiten, gesagt: „Traget weder Beutel noch Reisetasche noch Schuhe, und grüßet Niemand auf dem Wege!“ [2] In gleicher Weise gebot auch Elisäus seinem Diener Giezi, als er ihn aussendete, um den todten Sohn der Prophetenwittwe zu erwecken: „Umgürte deine Lenden, nimm meinen Stab in deine Hand und geh' hinab; und wenn dir Jemand begegnet, so grüße ihn nicht, und so dich Jemand grüßt, so danke ihm nicht!“ [3]

3. Im Gegensatze mit dem Glauben, der stets nach innen und auf das Wesentliche und Ewige seine Aufmerksamkeit richtet, hat der Unglaube sein Augenmerk von dem Wesentlichen und Innern abgewendet. Sowie jener fortschreitet in Erkenntniß der Wahrheit und Gerechtigkeit, muß darum der Unglaube auch immer mehr in Lüge und Ungerechtigkeit sich verstricken. Die nach außen gerichtete Aufmerksamkeit ist daher kein Zeichen des wahren Glaubens, sondern stets, wo immer sie sich auch finden mag, ein Beweis eines ungläubigen Herzens. Wohin die auf die äußern Umstände allein gerichtete Aufmerksamkeit führt, zeigt uns das Beispiel der Juden. Sie ist es, die jeder Ungerechtigkeit die Thüre des Herzens öffnet. Sowie der Wille einmal gegen etwas eingenommen ist, fehlt ihm nur das Eine noch zur vollständigen Umkehr aller richtigen Verhältnisse, daß er im Zufälligen und Aeußerlichen den Maßstab für das Bleibende und Wesentliche verliert, und aus dem Zufälligen, das seiner Natur nach jeder Deutung fähig ist, sich die Gründe für sein Verfahren zusammensucht. Ist der Wille einmal geneigt, zu widersprechen, und um den Widerspruch zu rechtfertigen, zu beschuldigen und anzuklagen, was ihm nicht zusagt, so wird es ihm dann nicht an äußern Gründen fehlen, die seinen Widerspruch rechtfertigen. Dadurch aber stürzt sich der Wille nur immer tiefer in den Abgrund, der ihm den Anblick des Lichtes und der Wahrheit entzieht. Darum warnt Christus so ernstlich vor dem

---

[1] Luc. 16, 8. [2] Luc. 10, 4. [3] 4 Kön. 4, 29.

vorschnellen Urtheile: „Richtet nicht nach dem Scheine, sondern richtet ein gerechtes Gericht!“ ruft Er seinen Widersachern zu; und noch dringender ermahnt Er das Volk in einer Predigt, die uns Lucas [1] erzählt: „Richtet nicht, so werdet auch ihr nicht gerichtet werden!“

4. Wir sind nicht berufen, zu urtheilen und zu richten, sondern zu lernen und weiser und besser zu werden. Wer aber urtheilt und richtet, will nicht mehr lernen, sondern den Meister spielen. Worin kann aber jemals der Mensch mit Recht sagen, daß er fertig ist, und ausgelernt hat? Wer nicht mehr lernen, sondern bereits richten will, ehe er selbst fertig und vollkommen ist, gleicht einer Frucht, die vom Baume fällt, ehe sie reif geworden ist, und zu nichts mehr nütze ist, als höchstens dazu, den Schweinen vorgeworfen zu werden. Je lieber aber die Eigenliebe über Alles urtheilt, um so weniger ist sie geneigt, ein einmal gefaßtes Urtheil zurückzunehmen. Darum ist auf der Welt nichts schwerer, als eingewurzelte Vorurtheile bekämpfen. Leichter läßt sich eine Eiche mit Bindfaden aus der Erde reißen, als ein eingewurzeltes Vorurtheil aus dem Herzen der Menschen.

Der Mensch soll sich vor Allem in der Jugend hüten, zu schnell abzuschließen mit seinen Urtheilen, damit solche zu früh gefaßte Urtheile sich nicht verhärten und unaustilgbar im Herzen festsetzen. Je leichter und freier das Leben noch vor uns liegt, desto mehr müssen wir trachten, daß wir dem Geiste nicht durch vorgefaßte Meinungen Fesseln anlegen, und in der Jugend schon durch Eitelkeit und falschen Schein die Schale vergiften, mit welcher wir unser ganzes Leben hindurch Erkenntniß schöpfen sollen.

5. Das Wort, mit dem wir über Verhältnisse und Personen außer uns ein entscheidendes Urtheil sprechen zu können glauben, und welches oft so kalt und unbedacht von der Zunge ausgesprochen wird, richtet nicht den Andern, den es treffen will, sondern uns, die wir es aussprechen. Wir geben damit Kunde, wie es in unserm Herzen aussieht, nicht aber, wie das Herz dessen beschaffen ist, über den wir urtheilen. Das sollten wir erst bedenken, ehe wir urtheilen, und dann auch wie schwer und vielfach unmöglich es ist, über die Dinge und Verhältnisse außer uns richtig zu urtheilen.

Das Wesen der Dinge ist uns verborgen. Schwer ist es, und nur durch vielfältige Erfahrung und langes Nachdenken möglich, etwas

---

[1] Luc. 6, 37.

nur einigermaßen gründlich zu wissen und richtig zu beurtheilen. Je rascher und leichtfertiger aber unser Urtheil, desto unsicherer ist es auch. Ein jedes falsche Urtheil ist aber wie ein fehlgegangener Streich eines schneidenden Schwertes, der den verletzt, der das Schwert geschwungen. Den Dingen schadet es nicht, wenn wir sie falsch beurtheilen, aber uns. Jedes Urtheil vor ausgetragener Sache, jedes Vorurtheil, ist wie ein Wasserwirbel, der Alles, was in seine Nähe kommt, in seine Strömung hineinzieht, bis alle gesunde Urtheilskraft in diesem Wirbel verschlungen ist.

6. Ist es aber schon schwer und gefährlich, über eine Sache zu richten, so ist es jedenfalls noch schwieriger und gefährlicher, über Personen und über das zu richten, was der Freiheit entstammt.

Die Freiheit ist ein unergründlicher Brunnen. In seine Tiefe trägt kein noch so scharfes Auge. Hier ist jeder Schluß unsicher und trügerisch, weil er auf Voraussetzungen beruht, die nie ganz ergründet werden können. Wenn ich mit einem Freunde auf einen hohen Berg steige, und wir Zwei brechen, oben angekommen, in den gleichen Ausruf der Verwunderung aus, haben wir Beide darum ganz das Gleiche empfunden? Gewiß nicht. Und je mehr unserer sein werden, desto weniger ist die Empfindung dieselbe, wenn auch Alle den gleichen Ausruf wiederholen. Wo immer zwei Menschen dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe, weil Jeder andere Empfindungen und Gedanken, wie sie seiner Erfahrung und seiner Gemüthsbewegung entsprechen, damit verbindet. Wenn nun kein Mensch bei demselben Worte ganz das Gleiche denkt, wie der andere, wie sollen sich die Menschen so ganz verstehen! Wenn dieselbe Handlung, von zwei verschiedenen Menschen zu gleicher Zeit vollbracht, nothwendig verschiedenen Werth und verschiedene Bedeutung hat, wie kann man irgend einen Menschen aus seinen Handlungen allein richtig beurtheilen? Kommt es nicht bei jeder Handlung auf Wille und Absicht am meisten an? und sind nicht gerade Wille und Absicht verborgen? Aus der Absicht läßt sich die Handlung, nicht aber aus der Handlung die Absicht beurtheilen. Welche Bürgschaft haben wir aber erst für die Richtigkeit unseres Urtheils in den verwickelten Verhältnissen des Lebens, wenn nicht einmal der einfachste Ausdruck der Verwunderung über den gleichen Anblick ein sicheres Zeichen des gleichen Gefühles ist? Wie schwer ist es an sich schon, hier auch nur annäherungsweise das Richtige zu treffen!

7. Dazu kommt dann auch noch die natürliche Gewohnheit des Menschen,

das Verhalten Anderer nach den eigenen Wünschen zu beurtheilen. Dadurch wird der ganze Standpunkt unrichtig, und unser Urtheil nothwendig einseitig. Welcher Mensch aber ist in seinem Urtheile frei von aller Rücksicht auf sich selbst? welcher Mensch hat jederzeit Willensstärke genug, sich ganz zu vergessen?

Und wäre der Wille da, so wäre doch der zu einem vollkommen richtigen Urtheile nöthige Standpunkt nicht da. Nur wer Alles überschaut, und das Innerste erforscht, kann Alle richten. Wer aber nicht über Alle richten kann, kann auch nicht über Einen recht richten. Wie kann der Mensch sich eine Macht anmaßen, die nur Gott und dem göttlichen Geiste gebührt. Zwar sagt der Apostel: „Der Geistige kann Alles beurtheilen, er hingegen kann von Niemand beurtheilt werden“ [1]. Damit aber will uns der Apostel, welcher so deutlich sagt: „Darum bist du, o Mensch, wer du immer bist, nicht zu entschuldigen, wenn du richtest; denn worin du einen Andern richtest, verdammest du dich selbst“ [2] nicht ermuntern, den Geist, der über Alles urtheilt, uns selbst zuzuschreiben, sondern vielmehr uns von allem Urtheil abhalten und uns ermahnen, nach dem Geiste zu streben, der urtheilen kann. Wer aber urtheilt, verläugnet den Geist, und bekennt sich als unfähig, Geistiges zu verstehen. Der Geist ist unendlich und unerschöpflich. Wer den Reichthum seiner Gaben kennt, weiß von keiner andern Sehnsucht mehr, als wie er immer innerlich wachse im Geiste. Der Geist gibt immer Neues. Das Neue aber können wir nicht beurtheilen, das müssen wir erst kennen lernen. Während wir lernen und bewundern, urtheilen wir nicht. Wer im Geiste lebt, urtheilt nicht, denn er lebt der Zukunft; das Urtheil aber richtet sich auf die Vergangenheit. Nur was fertig ist, kann urtheilen und beurtheilt werden. Das Leben des Geistes aber ist immer neu und unerschöpflich. Das Unerschöpfliche gibt sich der lebendigen Anschauung hin und entzieht sich dem Urtheil. Ueber das Lebendige urtheilen wollen ist eine Anmaßung.

8. Diese Anmaßung aber ist um so thörichter, je gefährlicher sie für uns und Andere werden muß. Jedes unberufene, scharf ausgesprochene Urtheil gleicht einem Pfeile, von dem wir um so weniger wissen, wen und wie er verwunden kann, je schlechtere Schützen wir sind. Manches unbedachte Wort bohrt sich tief in das Gemüth des Mitmenschen, und nagt an der Wurzel aller seiner Lebensblüthen. Wer

---

[1] 1 Cor. 2, 15. [2] Röm. 2, 1 u. 14, 4 u. 13.

nicht ganz gefühllos ist, der wird es vermeiden, auch nur eine Blume am Wege zu zertreten. Aber nur Wenige bedenken sich, ein Menschenherz, in welchem ein unabsehbarer und ewiger Blüthenreichthum sich entfalten kann, auf's Tiefste zu verletzen, bloß weil ihre Ansicht der Welt vielleicht nicht ganz mit der des Andern übereinstimmt. Zwar der Mensch ist frei; er kann auch das Unrecht, das wir an ihm begehen, zu seinem Heile anwenden. Allein sind wir dadurch entschuldigt? Jedenfalls wird der Stein, den wir auf Andere werfen, auf uns selbst zurückfallen, und uns schwer, wenn nicht tödtlich, verletzen.

In uns und unserer Gesinnung ist die Wurzel des Verderbens für uns selbst. Nur aus einem vom Geiste verlassenen Herzen kann die Neigung, Andere zu richten, hervorgehen. Wer die Wunder der göttlichen Allmacht und Liebe, die tiefen verborgenen Kräfte und Wunder des Menschenherzens, die mannigfaltigen Wege der Gnade Gottes kennen lernen will, wie kann der Zeit und Lust haben, die Handlungen seiner Mitmenschen zu belauern und mit unberufenem Urtheile zu richten? Wer es thut, gibt zum Voraus Zeugniß, daß er nicht das Gute sucht und liebt, sondern am Bösen sich ergötzt. Er streut den Samen der Gehässigkeit in das Herz und führt ihm Nahrung zu, bis das Samenkorn jeder bessern Kraft erstickt, die Lust am Bösen das Herz mit einem Wall umgibt, und die in der Zeit am Rufe anderer Menschen zehrende Flamme zum unauslöschlichen Brande erstarkt, in welchem das Herz ewig sich selbst verzehrt. Wer Andere zu richten begehrt, hat sich selbst damit verurtheilt. Ist das Herz nicht verdorben, so wird es durch diese Richtung verdorben.

9. Aber wir müssen ja doch über Andere urtheilen, wenn wir mit ihnen leben, und unser Handeln nach dem Charakter derselben bemessen sollen! Wenn wir nicht selbst von Andern übervortheilt und überlistet werden wollen, müssen wir ja doch die Menschen kennen lernen, und uns über sie ein Urtheil bilden. Ja selbst um ihnen dienen zu können, müssen wir sie erst kennen gelernt haben. Ein Anderes aber ist, Menschen kennen lernen, und ein Anderes, sie beurtheilen wollen. Wer Andere kennen lernen will, setzt voraus, daß er selbst dabei lernen müsse, daß alle Kenntniß immer fortschreiten und zunehmen, nicht aber mit einem entscheidenden Richterspruche abschließen müsse. Wer urtheilt, setzt sich zum Richter, wer Andere kennen lernen will, darf sich für nichts Besseres halten, als für einen lernbegierigen Schüler, der seine Erfahrung stets erweitern und verbessern will.

Wem es Ernst ist, wirklich die Menschen kennen zu lernen, der darf nicht seine eigene Meinung zum Ausgangspunkte seines Urtheils machen, sondern er muß sich erst einen allgemeinen Maßstab suchen, nach welchem er nicht bloß Andere, sondern ebenso sich selbst beobachtet. Nicht die eigene Meinung, sondern die menschliche Natur müssen wir fragen; sie ist das gleichmäßige Maß für Alle. Dieses Maß ist Jedem nahe und leicht zugänglich, wenn er es nur anwenden will. Wenn wir mit gleichem Maße messen; das Maß, womit wir uns messen und womit wir von Andern gemessen sein wollen, auch auf Andere anwenden, dann werden wir erst billig und unparteiisch urtheilen. Um richtig zu urtheilen, müssen wir uns an die Stelle des Andern, und diesen an unsere Stelle gesetzt denken.

Jeder Mensch läßt sich bei seinen Handlungen von einem gewissen Grunde leiten. Es ist natürlich, daß er diesen für den vernünftigen und richtigen hält. Das Gleiche müssen wir bei jedem Menschen voraussetzen, und wir werden ihm ein gewisses Recht zugestehen müssen, daß er gerade so und nicht anders gehandelt hat. Allerdings kann dieser Grund ein unzureichender sein. Aber vielleicht ist er es nur in unsern Augen. In den Augen des Andern ist er es jedenfalls nicht.

10. Aber wenn auch; müssen wir uns nicht selbst gestehen, daß auch wir so Manches unüberlegt unternommen haben, wobei wir recht von Herzen wünschen müssen, daß Andere es nicht übel nehmen, sondern entschuldigen möchten? Wie wohlthuend ist uns nicht eine solche Entschuldigung! Und warum sollten wir uns weigern, was uns so wohlthuend ist, auch an Andern zu üben? Ist es doch die leichteste und süßeste Kunst, zu entschuldigen, wenn sie dem Menschen von Herzen geht. Der Mensch ist ein gebornes Genie in der Kunst, zu entschuldigen, sobald es sich darum handelt, sich selbst zu entschuldigen. Aber er ist es auch bei Allen, die er überhaupt herzlich achtet und liebt. Bei diesen wird es ihm nie an Entschuldigungsgründen fehlen. Es ist wirklich schön, einen Menschen zu hören, der so recht mit Liebe und sinnreicher Kunst einen andern vertheidigt, und Alles zum Vortheil desselben auslegt. Warum üben wir aber nicht überall diese schöne Kunst? Weil wir nicht überall die gleiche himmlische Lehrmeisterin, die Liebe, walten lassen, sondern nur gar zu oft unfreundlichen und bösen Rathgebern, dem Hasse und dem Neide gehorchen.

Entschuldigen können wir fast immer. Aber dürfen wir dieses auch immer? Heißt es nicht auch vielfach die Ungerechtigkeit in Schutz nehmen?

Können wir durch solche Entschuldigung nicht auch die Wahrheit und die Gerechtigkeit gegen Andere verletzen? Gewiß kann auch eine solche Entschuldigung so weit gehen, daß sie selbst wieder zur Ungerechtigkeit wird und nicht mehr zu entschuldigen ist. Wo wir aber nicht mehr entschuldigen können und dürfen, können wir doch bemitleiden. Wenn irgend Jemand so unglücklich geworden ist, Handlungen zu begehen, die sich nicht mehr mit der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit vertragen, ist er gewiß sehr unglücklich. Wie unglücklich ist, wer auf schlimmen Wegen sein Glück sucht; er hintergeht sich selbst am meisten. Wir bedauern Jeden, der irgendwie übervortheilt und beschädigt worden ist. Am bedauernswerthesten ist aber der, welcher sich selbst um sein bestes Gut, um Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe, betrogen hat.

11. Grundregel bleibt immer, daß es schwer ist, Andere richtig, und gefährlich, sie zu hart, aber leicht und gut, sie zu milde zu beurtheilen. Wer hindert uns aber an dieser christlichen Milde gegen Andere, als die Eigenliebe, die es doch so übel nimmt, wenn sie von Andern nicht so milde beurtheilt wird, überall Unrecht und Beleidigung sieht, und sich somit für ganz berechtigt hält, vermeintliches Unrecht mit wirklichem zu vergelten? Daß doch Jeder vor Allem bedenken möchte, daß kein Mensch je ganz im Rechte ist. Irgend ein Unrecht oder wenigstens eine Einseitigkeit und Unvollkommenheit klebt allen unsern Handlungen an. Diese verborgene Unvollkommenheit mehr und mehr einzusehen, dazu dient nicht das Lob, sondern der Tadel, und zwar um so sicherer, je unbilliger er ist. Liegt unser Unrecht nicht gerade da, wo unser Widersacher es sucht, so liegt es anderswo, und an uns ist es, diesem Unrecht nachzuforschen, und nicht nachzulassen, bis wir es aufgefunden. Nur so werden wir zur wahren Selbstkenntniß gelangen.

12. Das Urtheil Anderer über uns sollen wir überhaupt gar nie als ein Urtheil, sondern immer als eine Mahnung betrachten, die uns im Laufe des Wohlgefallens an uns selbst aufhält, uns dadurch zur heilsamen Wohlthat wird, und als solche, wenn auch aus dem Munde des Nächsten, doch im letzten Grunde von Gott kommt. Von Gottes Hand können wir aber doch sicher Alles, was da kommen mag, mit Ergebung hinnehmen, weil wir gewiß wissen, daß es zu unserm Besten gereichen muß. Aus dem ungerechten Urtheile der Menschen kann uns die schönste Blüthe des Herzens, das beseligende Gottvertrauen, erblühen.

Wie sehr ist der Mensch von Natur aus geneigt, selbstsüchtig sich zu beschönigen, und wie schwer wird es uns, gegen den schlimmsten

Feind der wahren Selbstkenntniß und Besserung zu kämpfen, gegen die im eigenen Herzen wohnende Eitelkeit. In diesem Kampfe aber ist jeder Widersacher unser wahrer Freund und Bundesgenosse, dem wir, wenn wir weise wären, für seinen Beistand danken sollten, und dereinst, wenn wir Alles im rechten Lichte schauen, auch danken werden, denn durch seine Beihülfe wird die sittliche Kraft in uns erstarken. Zwar ist es schwer, diesen Kampf gegen die angeborne Selbstsucht unserer Natur zu Ende zu kämpfen; aber nur dem natürlichen Menschen scheint es beschwerlich und thöricht, Unrecht geduldig zu leiden. Denjenigen aber, welche die beseligende Lehre der christlichen Wahrheit kennen, ist es die höchste Weisheit, denn erst aus dieser Ergebung und nur aus ihr allein strömen die Wasser der wahren Selbsterkenntniß, des lebendigen Gottvertrauens, der starken sittlichen Kraft hervor, und strömen um so reichlicher, je schwerer der Druck auf uns lastet, wie ja auch die Quellen um so reichlicher aus dem Boden strömen, je mehr die Last der Berge auf die Erde drückt. Nur auf diesem Boden wächst und gedeiht der Baum des seligen Lebens, denn nur in diesem Grunde kann er die tiefgreifende Wurzel der wahren Selbsterkenntniß entfalten, nur auf diesem Grunde den starken Stamm des Gottvertrauens treiben, und von diesem die reichen Zweige aller auf Selbstverläugnung gegründeten Tugenden zum Himmel wenden.

Der Christ weiß es ja, daß nur der, welcher mit Christus leidet, auch mit ihm erhoben wird, daß der Stein, den die Bauleute verworfen, zum Eckstein geworden ist. Nur wer gelernt hat, auch in den Unbilden, die er erduldet, noch die Stimme Gottes zu vernehmen, dem ist jedes Begegnen mit Andern, das freundliche wie das unfreundliche, eine himmlische Erscheinung, und jeder Laut des Lebens, vom ersten Klange der Morgenglocke bis zum letzten Abendhauche, die Stimme eines Engels, der seiner Seele Botschaft bringt vom Himmel, damit sie das Wort des Herrn und sein lebendiges Verständniß empfange vom hl. Geiste.

XLIII.

Text: „Da sagten Einige aus Jerusalem: ist der nicht derjenige, den sie umzubringen trachten? und sieh'! er redet frei, ohne daß sie ihm etwas sagen. Haben unsere Vorsteher wirklich

erkannt, daß Er Christus ist? Doch wir wissen, woher dieser ist; wenn aber Christus kommen wird, so wird Niemand wissen, woher Er sei. Da rief Jesus im Tempel, lehrte und sprach: So kennet ihr mich denn und wisset, woher ich bin? Ich bin nicht von mir selbst gekommen, sondern der Wahrhaftige ist's, der mich gesandt hat, den ihr nicht kennet. Ich aber kenne Ihn, denn ich bin von Ihm und Er hat mich gesandt."

(Joh. 7, 25—29.)

Inhalt: Das Zeugniß der Wahrheit in der Harmonie der Gegensätze des Lebens.

1. Während ein Theil der Juden bei den Predigten Christi im Tempel zu Jerusalem sich zu leidenschaftlichen Anklagen und Vorwürfen hinreißen läßt und den Heiland geradezu der öffentlichen Uebertretung der Gebote Gottes beschuldigt, bleibt ein anderer Theil mehr gleichgültig gegen seine Worte und begegnet der Aufforderung zum Glauben einfach mit der Erwiederung, daß sie gar keinen Grund hätten, einem Manne besonderen Glauben zu schenken, dessen irdische Abkunft sie Alle so genau wüßten. Schon bei den Reden Jesu über die geistige Speise der Gläubigen hatten seine Zuhörer sich darauf berufen, daß seine Abkunft Allen bekannt sei. Wer von dieser Welt ist, wollen sie sagen, kann weder eine Speise vom Himmel geben, noch eine Offenbarung, und Niemand wird sagen können, daß sie damit ganz Unrecht haben. Wer allen Andern in jeder Hinsicht gleich ist, hat nicht die Macht und nicht das Recht, Andern sein Wort als göttliche Offenbarung aufzudringen. Wer eine Offenbarung verkünden will, welche einen höhern Werth haben, als Wort und Gebot Gottes, als Offenbarung verborgener, den Menschen außerdem unzugänglicher Wahrheiten gelten soll, der muß mehr als ein gewöhnlicher Mensch sein, muß mit Gott in einer nähern und innigern Verbindung stehen, als alle übrigen Menschen. Christus selbst anerkennt auch diese Forderung. Dem Nikodemus sagte Er: „Wir reden, was wir wissen, und bezeugen, was wir gesehen haben" [1], und um ihn darüber zu belehren, daß von himmlischen Dingen Niemand Zeugniß geben könne, als nur derjenige, der vom Himmel herabgekommen ist, setzt er ausdrücklich bei: „Niemand ist in den Himmel hinaufgestiegen, als der vom Himmel herabstieg, der Menschensohn, der im Himmel ist" [2].

[1] Joh. 3, 11. [2] Joh. 3, 13.

In demselben Sinne schickt der Evangelist Johannes gleich nach den Eingangsworten die weitere Erzählung von den Zeugnissen für die Wahrheit der Offenbarung Christi, die Hinweisung auf die göttliche Abkunft Christi voraus: „Gott hat Niemand je gesehen; der eingeborne Sohn, der im Schooße des Vaters ist, der hat es uns erzählt" [1]; und läßt Johannes den Täufer bezeugen: „Ein Mensch kann sich nichts nehmen, wenn es ihm nicht vom Himmel gegeben ist" [2]; „wer vom Himmel kommt, ist über Alle; Er bezeugt, was er gesehen hat, und sein Zeugniß nimmt Niemand an; wer aber sein Zeugniß annimmt, der bestätigt es, daß Gott wahrhaftig ist; denn welchen Gott gesandt hat, der redet Gottes Worte" [3]. Deßwegen weiset er auch hier die Einwendung der Juden nicht als eine der Sache nach unberechtigte zurück, sondern gibt ihnen nur zu verstehen, daß dieselbe auf seine Person keine Anwendung finde. Darum verkündet er ihnen auch wiederholt seine höhere, göttliche Abkunft, und gibt ihnen nur darin Unrecht, daß sie weder Ihn selbst kennen, noch den, der Ihn gesandt hat und doch so fest darauf bauen, daß sie seine Abkunft wissen.

2. Wie Christus zu Nikodemus vom hl. Geiste gesagt: „Der Wind wehet, woher er will, und du hörest sein Sausen, aber woher er kommt und wohin er geht, das weißt du nicht, und ebenso ist es mit Jedem, der aus dem Geiste geboren wird" [4], so sagt Er hier fast in gleicher Weise von seiner eigenen göttlichen Sendung: Wohl kennet ihr mich und wisset, woher ich bin, und dennoch, fügt Er bei, wisset ihr es nicht; „denn von mir selber bin ich nicht gekommen, sondern der Wahrhaftige ist es, der mich gesandt hat, Er, den ihr nicht kennet"; und ebenso wenig, will er ihnen weiter sagen, wisset ihr, wohin ich gehe, „denn nur kurze Zeit noch bin ich bei euch", „und ihr werdet mich suchen und nicht finden, und wo ich bin, dahin könnet ihr nicht kommen", „denn ich gehe zu Dem, der mich gesandt hat" [5].

So ist also die Sendung Christi wie die des hl. Geistes offenbar und verborgen zugleich. Wir erkennen die Zeugnisse ihrer Sendung, und begreifen doch nicht das innerste verborgene göttliche Wesen, aus dem sie hervorgehen und wohin sie wieder zurückkehren.

Das ist das Wesen aller wahren Religion und göttlichen Offenbarung, daß sie aus dem verborgenen Abgrund göttlicher Liebe hervorbricht

---

[1] Joh. 1, 18. [2] Joh. 3, 27. [3] Joh. 3, 31–34. [4] Joh. 3, 8.
[5] Joh. 7, 33. 34.

und ihre Mittheilung und Hülfe an die sichtbaren Erscheinungen des irdischen Lebens anknüpft. Nur eine solche Offenbarung, die beides gibt, das Sichtbare und Unsichtbare, das Offenbare und Verborgene, wie Christus sie gebracht und der hl. Geist sie lebendig macht, ergreift und beseligt den ganzen Menschen. Nur sie ist das wahre Heil der Menschheit.

3. Die Wasser strömen dem Meere zu, von ihrer natürlichen Beweglichkeit und Schwere unaufhaltsam vorwärts gedrängt, der Blitz fährt hernieder, angezogen von der eisernen Spitze der Wetterstange, leuchtend zwar, aber doch blind in sich und einem eisernen Gesetze gehorchend, nicht wohin er will, sondern wohin er muß. So gehorchen alle Erscheinungen der Natur ihrem nothwendigen Gesetze, ohne Frage und ohne Irrthum.

Der Mensch aber will wissen, woher und wohin? Schon das kleine Kind fragt bei Vorbereitungen zum Spaziergange: wohin? Der Mensch gibt sich nicht zufrieden mit dem Unbestimmten. Er will ein bestimmtes Ziel, auf das er mit Wissen und Willen losgehen, oder von dem er mit Bewußtsein sich abwenden kann. Seine Fragen richten sich daher nicht bloß auf bestimmte Punkte und einzelne Handlungen, sie gehen auf Alles, auf das Höchste und Letzte, gehen über das Leben hinaus. Der Mensch will überhaupt wissen, wohin er selbst dereinst gehen werde, und woher Alles ist, was da ist.

Fängt er einmal an zu fragen, so weiß er seines Fragens kein Ende, und möchte doch auf alle Fragen eine bestimmte, deutliche Antwort. Dennoch ist er nie mit einer Antwort ganz zufrieden. Je bestimmter sie ist, desto weniger befriedigt sie ihn. Er will selbst erkennen, und nicht die Antwort von außen erhalten. Das Räthsel des Lebens soll sich ihm innerlich lösen. Und doch kann er die Antwort nicht aus sich selbst schöpfen, sonst wäre er nicht genöthigt, zu fragen und zu denken.

Dazu kommt, daß er in Allem auch wieder etwas Unendliches, durch keine bestimmte Antwort ganz Erreichbares als letztes Ziel, als höchsten Grund sich denken muß. Nicht das Bestimmte, das er fassen kann, sondern das Unfaßbare begehrt er zu erkennen, denn darin ahnt er den Grund alles Bestimmten und Faßlichen. Daß das Leben aus der Unendlichkeit quillt, das erkennt er wohl. Darum begehrt er einerseits stets Unermeßliches, kennt keine Grenze seiner Wünsche und begnügt sich andererseits doch gar oft mit dem Nächsten, was er erfassen kann.

Der Jüngling verlangt hinaus in die Ferne, und sehnt sich von den fernsten Himmelsstrichen nur um so schmerzlicher nach der Heimath.

Was ist dem Menschen lieber, als an dunkeln Winterabenden im heimlichen Stübchen eine Erzählung von wilden Kriegszeiten oder Meeresstürmen, oder in trauten Freundeskreisen von abenteuerlichen Erscheinungen und schauderhaften Begebenheiten. Er fühlt sich um so wohler und behaglicher, je gräulicher die Erzählung, je greller der Gegensatz. Er sehnt sich förmlich im Gefühl seiner Sicherheit nach dieser Aufregung der Einbildungskraft, gleichsam um gerade durch die Möglichkeit des Einen die Sicherheit des Andern um so deutlicher und lebhafter zu empfinden. So ist der Mensch stets das Spiel sich bekämpfender Gegensätze und ein Kind des Widerspruches.

4. Es könnte seltsam scheinen, daß so entgegengesetztes Verlangen in uns so nahe sich berühren kann, und doch ist es das Natürlichste. Der Mensch ist von Natur aus ein aus zwei Gegensätzen zusammengesetztes Wesen. Dem Leibe nach kann er nur das Nächste, Aeußere und sinnlich Begrenzte ergreifen und festhalten. Den sinnlichen Menschen verlangt es nach sinnlicher Nahrung, sinnlicher Berührung, sinnlich faßbarem Genusse. Die Seele aber ist mit diesem Beschränkten und Vergänglichen nicht zufrieden. Was der Mensch auch im Leben erstreben und erreichen mag, nie wird er den tiefsten Grund seiner eigenen Seele ausschöpfen. Daher begehrt er nach einem unendlichen Ziele seines Lebens. Kein Genuß, kein Ziel, das dem zeitlichen Streben erreichbar ist, genügt ihm ganz. Nur wo das Unendliche im Endlichen sich zeigt, wo er in bestimmter Gestalt Unermeßliches vor sich sieht, da ist der Bann, der sein Leben gefesselt hält, gelöst.

5. Zwischen den äußersten Gegensätzen umhergeworfen, würde der Mensch untergehen im Kampfe mit den Stürmen, die so oft sein Innerstes aufwühlen bis zum Grunde, wie der schwache Kahn, den der gewaltige Meersturm ergreift, wenn ihm nicht eine höhere Hülfe entgegenkäme. Diese Hülfe aber muß den ganzen Menschen erfassen, muß die beiden äußersten Enden der menschlichen Natur ergreifen und an ihnen den ganzen Menschen in die Höhe heben und über den Sturm der Elemente seiner Natur hinaustragen. Diese Hülfe bringt uns Christus allein.

In der christlichen Lehre ist das Höchste, ewig Unaussprechliche in sichtbarer Gestalt verkörpert vor uns. Sie gibt das Erhabenste in einer Allen verständlichen Weise. Das Göttliche, welches keinem Gedanken faßbar und ausdenkbar ist, ist in der Menschwerdung des Sohnes gleichsam aus sich herausgetreten, hat sich selbst ganz aufgegeben, um sich nur um so göttlicher zu zeigen. Die Allmacht und Herrlichkeit Gottes ist

von einem Lichtglanze umflossen, den kein Geist außer dem göttlichen ertragen kann. Aber seine Liebe und Menschenfreundlichkeit leuchtet so milde und ist uns so nahe, so verständlich, daß wir sie nicht deutlicher und sichtbarer schauen könnten, als sie in der Menschwerdung Jesu Christi offenbar geworden ist. Aber gerade dieses so menschlich Nahe ist wieder das heiligste, unbegreiflichste Geheimniß göttlicher Unendlichkeit, daß wir nur um so mehr in Staunen vor der Erhabenheit dieses Wunders der Liebe versinken, je deutlicher wir dasselbe sehen und gleichsam mit menschlichen Sinnen fassen können.

6. Darin liegt das Geheimniß alles religiösen Lebens und die Wirkung des göttlichen Geistes im Menschen. Der Trost, den uns Christus vom Himmel gebracht, wird nur dadurch in uns lebendig, daß wir im Geiste Christi in dem, was uns nahe liegt, das Höchste ahnen und suchen, die Liebe und Gnade Gottes, und alles Erhabene und Unaussprechliche wieder durch das, was uns nahe liegt, ergreifen und begreifen lernen. Dieß ist das Geheimniß aller Harmonie und Schönheit.

Selbst im irdischen Bilde wird uns eine Aussicht um so mehr ansprechen, je einfacher sich das Liebliche mit dem Großartigen verbindet. Wenn wir durch die grünen Zweige der Buche den blauen Himmel erblicken, wenn sich bei der einsamen Wanderung zwischen grünen Hügeln und schattigen Waldgeländen plötzlich die Aussicht in das ferne Hochgebirge eröffnet, bleiben wir unwillkürlich stehen und freuen uns des schönen Anblicks.

Auch zum Guten ist diese innere Einheit der Gegensätze des Lebens nothwendig. Wer nach dem höchsten Ziele zu ringen sich vornimmt, ohne die natürlichen Mittel zu gebrauchen, die ihm Gottes vorsorgende Liebe an die Hand gibt, der wird ein Schwärmer, ein leerer thatenloser Träumer, ein sich selbst bewundernder eitler Mensch, der seine Einbildungen für Wirklichkeit, seine Meinung für göttliche Eingebung hält. Wer aber am Nächsten hängen bleibt, ohne mehr darin zu suchen, als was der Augenblick gibt und die Sinne ergreifen, der versinkt in geistlosem Stumpfsinne.

7. Merkwürdig und doch so natürlich ist es, daß gewöhnlich die entgegengesetzte Abweichung von dem einfachen Pfade der christlichen Lebensweisheit gleichzeitig sich geltend zu machen sucht, sowohl bei dem einzelnen Menschen, als in den herrschenden Tendenzen unserer Zeit überhaupt.

Die Einen wollen nicht glauben und vertrauen, sondern Alles sicher und gewiß haben. Sie wollen nicht den Kampf gegen die Sinnlichkeit

und Hoffart auf's Ungewisse hin, wie sie meinen, kämpfen, sondern das Sichere wählen und das genießen, was sie haben und erreichen können. Eine Lehre, der alle Sinne beistimmen und alle Hoffnungen des Herzens, alle Kräfte des Geistes widersprechen, der stets das Eine fehlt, was der Mensch nicht verläugnen kann, wenn er auch möchte, die Befriedigung des Geistes.

Andererseits aber geht ein Streben durch die Zeit, welches Alles vergeistigen will. Alles strebt nach immer größerer Erkenntniß, und in Folge dessen nach dem Scheine geistiger Selbstständigkeit. Alles will geistreich und gebildet sein, und Niemand hat Lust und Zeit, seinen Geist und sein Herz durch den Geist der christlichen Wahrheit bilden zu lassen. Aeußerlich glänzender Schein, innerlich Staub und Verwesung gleicht diese Bildung so recht den übertünchten Gräbern, die äußerlich schön geputzt, innerlich voll Modergeruch sind.

8. Nur aus diesem, nicht aber aus dem christlichen Geiste kommt die Klage: Gott, was kann ich thun? ich muß mich mit gemeinen alltäglichen Beschäftigungen plagen, ich kann nicht lesen, denken, mich bilden, kann keine geistige Höhe erstreben. Statt so zu klagen, sollten wir doch lieber zuerst fragen, was denn eigentlich groß und tief ist? Macht der Stand, die Beschäftigung, die äußere auffallende Erscheinung die wahre Größe aus? Was ist größer, das Zimmer eines Kranken mit Sorgfalt reinigen und die gemeinen und ekelhaften Dienste der Pflege des Armen und Verlassenen verrichten, oder eine Schlacht gewinnen, ein Land erobern? Zu welcher von beiden Handlungen gehört mehr Seelengröße, mehr Stärke des Willens, mehr Erhabenheit der Gesinnung? Das Große zu vollbringen, weil Glück und äußere Stellung es uns vergönnen, ist nichts besonders Großes. Aber das Kleinste, Niedrigste, Verächtlichste mit aufopfernder Liebe vollführen, das ist wahre Größe der Seele. Was kann scheinbar niedriger sein, als wenn der Sohn Gottes Menschengestalt annimmt und der Unermeßliche, Unendliche den gemeinen Bedürfnissen des armseligen Menschenlebens sich unterzieht? Und was ist erhabener, göttlicher, als diese Selbsterniedrigung?

Wer ist im Stande, den ganzen Reichthum einer bis in's Kleinste treuen Seele zu ermessen? Der Geist beweist gerade darin seine Fülle und Unerschöpflichkeit, daß er auch das Kleinste nicht vergißt. Selbst die Unendlichkeit der göttlichen Macht und Weisheit leuchtet uns nicht heller und glänzender aus den großen Erscheinungen der Natur, als aus der bis in's Kleinste und Fernste reichenden Vorsicht entgegen. Es ist nicht

schwer, eine einzelne edle und große Handlung auszuüben, aber die tausendfältigen Uebungen der Geduld und Treue, mit denen z. B. das häusliche Leben oft so reichlich bedacht ist, mit nie ermüdender Sorgfalt zu vollziehen, das erfordert eine große Stärke der Seele, lohnt aber auch mit einer Gewißheit der innern Lebenserfahrung, mit einem Reichthum der Liebe und Aufopferung des zarten christlichen Sinnes, wie ihn große Heldenthaten nur selten aufzuweisen haben.

Wie sollte überhaupt etwas klein genannt werden können, in dem ein edler Sinn, eine großdenkende Seele sich kundgeben kann? Und worin kann eine solche Seele sich nicht offenbaren? Wird die Größe der Seele auch dann offenbar, wenn ihre Aufopferung verborgen bleibt? Gerade dann um so mehr. Was gesehen und von Menschen erkannt wird, ist schon nicht mehr so rein und heilig, wie das, was ungeahnt von den Menschen in rein christlicher Aufopferung geschieht. Sowie wir in der dritten Bitte des Vaterunsers gleichsam alle Bitten zusammenfassen und Zeitliches und Ewiges mit Einem Gedanken umspannen, wenn wir ausrufen: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden," ebenso soll die erste und allumfassende Regel unseres Wünschens, Denkens und Thuns in dieser Einheit des ewigen Zieles mit den zeitlichen Mitteln bestehen. Alles Wissen soll im Glauben, alles Wünschen in der Hoffnung, alles Thun in der Liebe beschlossen sein.

9. Nur der Glaube ist die lebendige Einheit alles dessen, was wir wissen und nicht wissen können, was offenbar und verborgen ist. Der Glaube führt vom Nichtwissen zum wirklichen Wissen, und von diesem Wissen zur Erkenntniß des ewigen, unendlichen Inhaltes alles Wissens, dem gegenüber jede Wissenschaft nichts weiß, führt zur Bewunderung und Anbetung Dessen, der Alles, was wir erkennen, geschaffen hat, und durch seine Werke erkennbar, an sich aber ewig unerforschlich ist. Der Glaube führt uns über alle Gegensätze und Widersprüche des Wissens und Nichtwissens hinaus zur Anschauung des allein wahren und lebendigen Quelles alles Wissens.

Die Hoffnung führt uns über all' das irdische Begehren hinaus, lehrt uns, überhaupt nichts zu wünschen und zu begehren, sondern alles wahre Gute von Gott allein zu erwarten, und alles Irdische nicht zu verlangen, sondern was uns eben gegeben ist, als Mittel zur Erlangung eines höhern Zieles zu gebrauchen. Ob das Mittel scheinbar groß oder geringfügig ist, darauf kommt es nicht an, denn nicht das Mittel, sondern das Ziel ist es, was wir anstreben und hoffen. Die Hoffnung versöhnt alle Ge-

gensätze des Habens und Entbehrens in der Einen Gewißheit, daß denen, die Gott lieben, Alles zum Besten gereichen muß.

Die Liebe ist es, die im Kleinsten wie im Größten, in Allem das Höchste gewinnt und besitzt, und Allem, was sie ergreift, eine unendliche Tiefe und Schönheit verleiht. Die Liebe ist es, die alle Härten mildert und alles Schwache stark, alles Weiche fest macht, die Alles ausgleicht und versöhnt.

10. Nur wenn so das Irdische zur Handhabe gemacht wird, um mit derselben das Himmlische zu ergreifen, wenn die Gegensätze der menschlichen Natur in einem heiligen Ziele sich vereinigen, dann wird alles Irdische und Leibliche gleichsam zur Harfe, welcher unsere Liebe himmlische Töne entlockt, und wie der Ton dem Instrumente entschwebt, so wird eine von diesem himmlischen Einklang ergriffene Seele auch einst von dem irdischen Leibe sich lösen, nicht um dem irdischen Tone gleich zu verklingen, sondern um als unsterblicher Ton ewig mitzuklingen in dem großen Chore der seligen Geister.

XLIV.

Text: „Von dem Volke aber glaubten Viele an Ihn und sprachen: Wenn Christus käme, könnte Er wohl mehr Zeichen thun, als dieser thut? Die Pharisäer hörten, daß das Volk dieß heimlich von ihm rede, und die Vorsteher und Pharisäer sandten ihre Diener ab, daß sie Ihn ergreifen sollten. Am letzten Tage des Festes, welches der feierlichste war, trat Jesus auf, rief laut und sprach: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke; wer an mich glaubt, aus dessen Leibe werden, wie die Schrift sagt, Ströme des lebendigen Wassers fließen. Viele nun von dem Volke, welche diese seine Rede hörten, sprachen: Dieser ist wahrhaftig ein Prophet; Andere sagten: Er ist Christus; Andere aber sprachen: Sollte denn Christus aus Galiläa kommen? Sagt nicht die Schrift: Aus dem Geschlechte Davids und aus dem Städtchen Bethlehem, wo David war, soll Christus kommen? Es waren aber unter dem Volke verschiedene Meinungen über Ihn.

Die Gerichtsdiener kamen nun zu den Hohenpriestern und Pharisäern zurück, und diese sprachen zu ihnen: Warum habt ihr Ihn nicht mitgebracht? Die Gerichtsdiener antworteten: So hat nie ein Mensch geredet, wie dieser. Da antworteten die Pharisäer: Seid auch ihr verführt? Glaubt auch irgend einer der Vorsteher oder einer von den Pharisäern an Ihn? Bloß dieß Volk, das vom Gesetze nichts weiß, die verfluchten Leute. Da sprach Nikodemus zu ihnen, der Nämliche, der des Nachts zu Ihm kam und einer von ihnen war: Verdammt denn unser Gesetz auch einen Menschen, ehe man ihn selbst gehört, und was er gethan, untersucht hat? Sie antworteten und sprachen zu ihm: Bist du auch ein Galiläer? Forsche in der Schrift, und du wirst sehen, daß aus Galiläa kein Prophet aufsteht. Und nun ging Jeder wieder nach Hause."

(Joh. 7, 31—32; 37—38; 45—53.)

Inhalt: Ueber die Lehr- und Lebensgemeinschaft der Gläubigen in der Kirche.

1. Indem der Evangelist in diesem letzten Abschnitte des siebenten Kapitels uns in den tiefsten Schacht der Finsterniß des pharisäischen Unglaubens hinabführt, läßt er, gleichsam zum Troste, daß auch aus der Finsterniß wieder ein Pfad zum Lichte führt, und zur Vorbereitung auf die lichten Höhen des Glaubens, auf welche er in den folgenden Hauptstücken seine Leser führen will, bereits einige Streiflichter der gläubigen Erhebung in diese Tiefe hinableuchten. Von den Worten des Heilandes erschüttert, geben Viele aus der Menge des Volkes der Wahrheit Zeugniß, „glauben an Ihn" und bekennen: „Wenn Christus käme, könnte er nicht mehr Zeichen thun, als dieser thut"; und Viele aus dem Volke, welche seine Rede hörten, sprechen: „Dieser ist wahrhaftig ein Prophet"; Andere aber sprechen: „Er ist Christus"; und selbst die Diener der Pharisäer, welche ausgesandt werden, Ihn zu ergreifen, kommen zu den Hohenpriestern und Pharisäern zurück und antworten auf die Frage, warum sie Ihn nicht mitgebracht hätten: „So hat noch nie ein Mensch gesprochen, wie dieser." Selbst mitten unter den Pharisäern erhebt sich Nikodemus als Zeuge der Wahrheit und verweist die Ankläger des Herrn auf das mosaische Gesetz. Allein was kümmern sich leidenschaft-

liche Ankläger, wenn sie überdieß noch Pharisäer sind, um das Gesetz, sobald es nicht nach ihrem Sinne ist? Sie berufen sich auf den Nationalhaß des jüdischen Volkes gegen Alles, was aus Galiläa kommt, berufen sich auf die Meinung aller Vornehmen und Angesehenen, denen gegenüber sie das gemeine, im Gesetze weniger unterrichtete Volk um dieser Unwissenheit willen verfluchen, nehmen der Berufung auf das Gesetz gegenüber ihre Zuflucht zur persönlichen Verdächtigung des Nikodemus, und berufen sich vor Allem immer nur auf die Eine Stelle des Propheten, nach welcher Christus nicht aus Galiläa, sondern aus Bethlehem, der Stadt Davids, kommen müsse. Sie untersuchen gar nicht mehr, ob diese Stelle wirklich für sie spricht, ob Christus wirklich nicht aus Bethlehem gekommen ist. Der Schein ist in diesem Einen Punkte für sie. Daran halten sie sich. Alles Andere ist für sie gar nicht da.

2. So legen Pharisäer die Schrift aus; so haben pharisäische Menschen von jeher die hl. Schrift und überhaupt Alles ausgelegt, Worte, Geberden und Handlungen. Wenn der Mensch etwas einmal nicht sehen will, so ist das Sonnenlicht nicht hell genug, um es ihm sichtbar zu machen, und wenn er eine Handlung, eine Rede, einen Menschen tadeln oder schuldig finden will, so findet er auch sicher etwas zu tadeln und anzuklagen.

Die Willkür führt immer zur Ungerechtigkeit, und das Unrecht gegen Andere stets zum eigenen Verderben. Am verderblichsten ist aber die Willkür dann, wenn sie unser Urtheil in dem Höchsten, in der Erkenntniß der hl. Schrift und der göttlichen Offenbarung irre leitet. Die Willkür wird aber immer Alles, und auch das göttliche Wort mißdeuten, weil der Standpunkt, den sie Gott und der Welt gegenüber einnimmt, ein falscher ist. Der Mensch, welcher seinem eigenen natürlichen Hange folgt, wird stets ebenso, wie der erste Mensch im Paradiese der Stimme des Versuchers mehr geglaubt hat, als dem Worte Gottes, der Lüge eher und lieber glauben, als der Wahrheit. Sowie der Mensch seiner natürlichen Neigung und Willkür sich ganz überläßt, ist stets der Irrthum das Ende seines Strebens. Der Mensch wird von seinem Eigenwillen einerseits und von der blinden Begierde des natürlichen sinnlichen Triebes andererseits gleichmäßig bewegt und gelangt nur durch Ueberwindung seines natürlichen Triebes und Eigenwillens zur Erkenntniß der Wahrheit. Von Natur aus ist ihm daher der Irrthum lieber als die Wahrheit, weil er ihm diesen Kampf erspart.

3. Dem Reiche der Willkür, des Widerspruches und der Lüge gegenüber hat nun Christus ein Reich des Gehorsams, der Demuth und

Wahrheit gegründet, seine Kirche [1]. Der Segen dieses Reiches beruht in der freiwilligen, demüthigen Unterwerfung des Einzelnen unter die allgemeine, katholische Wahrheit. Was überall, was immer, was für Alle gilt, ist Richtschnur für den Einzelnen. Aus diesem allgemeinen Born soll jeder Einzelne schöpfen nach Maßgabe seiner Kraft und seines Bedürfnisses.

Allerdings muß Jeder selbst zur Quelle kommen, um selbst aus ihr die Wahrheit zu schöpfen. Jeder muß durch eigenes Hören, Betrachten und Gehorchen die Wahrheit in sich selbst erfahren und lebendig werden lassen. Nur dadurch gehört er lebendig der Gemeinschaft der Kirche an, daß er das Erbgut der Kirche mit freudigem Glauben in lebendiger Thätigkeit des Denkens, Schaffens und Handelns sich aneignet. Nur wer selbstthätig den Inhalt der Offenbarung, den die Kirche bewahrt, in sich einzutragen bemüht ist, ist ein lebendiger Zweig der von Christus gegründeten Lebensgemeinschaft. Die Geistesträgheit und der geistige Tod begründen keine Gemeinschaft des Lebens. In dieser Thätigkeit der eigenen Aneignung und Anwendung der geoffenbarten Wahrheit des Heils muß Jeder nach der Art seiner Anlagen und Erfahrungen seinen eigenen Weg gehen. Die Gefahr des Irrthums ist Jedem in jedem Augenblicke nahe. Aber an der Lehre der Kirche hat er den richtigen Prüfstein, ob das, was er durch eigene Thätigkeit erkannt hat, Wahrheit ist oder nicht. Die Lehre der Kirche ist die einzige Quelle, aus der wir untrügliche Wahrheit schöpfen können. Das Schöpfen aus dieser Quelle ist unsere eigene Aufgabe. Was wir aber daraus schöpfen, hat zunächst und unmittelbar nur für uns selbst eine bleibende Bedeutung. Unsere Aufgabe und unser Beruf ist es zunächst, nicht Andere, sondern uns selbst belehren und unterrichten zu lassen.

4. Die Lehre geht von der Kirche aus. Sie allein gibt den Beruf zu lehren. Den Unterricht ertheilt die Kirche. Die Unterrichtenden prüft sie, ob sie auch im Stande sind, diesen Unterricht ertheilen zu können, und nimmt sie in Eid und Pflicht, um sich zu versichern, daß sie die katholische Lehre auch verkündigen wollen. Sie wacht über die Reinheit der Lehre. Darum muß Ordnung und Unterordnung in der kirchlichen Gemeinschaft sein.

Der Hörende soll bedenken, daß er nicht um zu richten in die Kirche und zum Unterrichte kommt, sondern um zu lernen. Nur wer in

[1] Vgl. XCIV, 10 u. ff.

dieser christlich demüthigen Gesinnung kommt, wird das Wort Gottes mit Segen anhören, und auch der inhaltärmste Vortrag wird für uns nicht ohne Frucht bleiben, wenn wir denselben im Geiste wahrer Demuth anhören. Nicht die Person sollen wir hören, sondern die Kirche.

Der Lehrende aber soll bedenken, daß er nicht in seinem Namen redet, sondern im Namen und Auftrag der Kirche, daß er ihre Lehre verkündet, daß er ihr für seine Worte verantwortlich ist. So steigt die rechte kirchliche Ordnung hinauf bis zur höchsten Einheit der sichtbaren Stellvertretung Christi auf Erden.

5. Alle Glieder des ganzen Leibes der Kirche aber verbindet in dieser Einheit der Lehre wieder das allgemeine von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende Bewußtsein der unveränderlichen apostolischen Lehre. Indem jedes neue Geschlecht sich auf das Bewußtsein und die Entscheidungen der Vorzeit beruft, entsteht eine ununterbrochene lebendige Folgenreihe. Alle Glieder greifen so in lebensvoller Einheit in einander. Die Kirche wird zum lebendigen, organischen Leibe, dessen Seele Christus, dessen Geist der hl. Geist ist.

Nur in diesem Zusammenhange ist Wahrheit und Freiheit, weil nur in dieser geistigen Gemeinschaft Leben ist. Nur das Lebendige ist frei. Die Willkür aber, die in Auslegung des göttlichen Wortes nur der eigenen Eingebung folgt, reißt sich los vom allgemeinen Verbande und führt zum geistigen Tode. „Wie die Rebe keine Frucht bringen kann von sich selbst, wenn sie nicht im Weinstocke bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt" [1], spricht Christus zu seinen Jüngern. Wer sich losreißt von der allgemeinen Lebensgemeinschaft mit Christus und seiner Kirche, gleicht einem Baume, der, von seiner Wurzel losgetrennt, nur eine Zeit lang grünt und dann verdorrt; gleicht dem Staube, der, vom Winde aufgewirbelt, frei in der Luft zu schweben scheint, und doch nur eine leichte Beute des Sturmes der Zeiten ist, der über ihn Gewalt hat, nicht aber dem Baume, gepflanzt an den Wasserbächen der ewigen Wahrheit, der seine Früchte bringt zu seiner Zeit [2].

6. Es ist ein trauriger Anblick, dieser Zerrissenheit der Zeit, dieser geistigen Verwesung in's Auge zu sehen. Wie viele Menschen mit klugen Gesichtern, mit dem Ausdrucke des Verstandes und der Verschlagenheit begegnen uns heutzutage, und wie wenige, in denen auch nur ein Zug der Erinnerung an eine höhere, geistige Lebensgemeinschaft sich ausprägt!

---

[1] Joh. 15, 4. [2] Ps. 1, 3.

Es ist dem leiblichen Auge schrecklich, dem leiblichen Tode in's Auge zu sehen, aber schmerzlicher noch ist es dem Geiste, dieses geistige Absterben mit ansehen zu müssen.

Wenn auch nur ein geringer, vielleicht auch nur ganz äußerlicher Zusammenhang mit der kirchlichen Lebensgemeinschaft im Menschen übrig ist, so ist doch noch ein sicherer Anhaltspunkt gegeben, von dem aus neues Leben in den ganzen Menschen einströmen kann. Je inniger aber dieser Zusammenhang mit dem gemeinsamen Leben der Kirche ist, um so reicher kann der Strom der Gnade über das Menschenherz sich ergießen. Seiner Kirche hat Christus seinen Beistand verheißen, bis zum Ende der Welt, seiner Kirche den hl. Geist gesendet, damit Er in ihr bleibe bis an's Ende. In ihr ist stets ein frisches geistiges Leben.

Ein geistiges Leben aber ist in der Kirche, weil ihr Wesen geistig und lebendig ist. Das Reich Christi ist ein Reich der Freiheit [1]. In diesem Reiche hängen alle Glieder unter sich und mit Gott zusammen durch den freien Glauben und die Liebe. Das Band, mit welchem die Natur alle Theile eines Ganzen verbindet, ist das nothwendige Verhältniß von Ursache und Wirkung. Im Reiche Gottes und im Reiche Christi ist aber dieses Band die Freiheit und das Gesetz der Freiheit, die Liebe. So lange daher der Einzelne mit dem Ganzen durch die Liebe zusammenhängt, lebt er auch in der Liebe. Durch sie strömt Kraft und Leben in seine Seele, und diese wirkt wieder belebend auf alle natürlichen Kräfte zurück und offenbart sich Allen als stets wirksame Lebenskraft [2].

7. Wo aber Liebe und Leben ist, da ist auch ein stetes Wachsen in Erkenntniß und Stärke des Geistes und Willens. Mit diesem Leben ist auch eine stets fortschreitende Entfaltung und Ausbreitung desselben in den Einzelnen wie in die ganze Kirche eingegangen.

Diejenigen kennen die Kirche Gottes nicht, welche starres Festhalten am Alten, ein unbeugsames Abschließen vor allem geistigen Fortschritt als ihr besonderes Kennzeichen ansehen. Gerade in der Kirche, und nur in ihr ist wahrer Fortschritt, weil wahre Lebensgemeinschaft mit der Wurzel aller Wahrheit und alles geistigen Lebens [3]. Der Baum der Kirche hat darum fortgegrünt unter allen Stürmen der Zeit, und immer wieder auf's Neue frische Blüthen und Früchte getrieben. Der hl. Geist hat von jeher Männer des Geistes in der Kirche erweckt, um den ver-

---

[1] Vgl. XCIV, 7. [2] Vgl. LV, 8. 14. [3] Vgl. XCIV, 14.

schiedenen Bedürfnissen der verschiedenen Zeiten stets diejenigen Wahrheiten nahe zu legen, die aus dem allgemeinen Schatze der kirchlichen apostolischen Lehre genommen, der bestimmten Zeit am zugänglichsten, heilsamsten und nothwendigsten waren, wie von dem rechten Bekenner der christlichen Lehre geschrieben steht: „Das ist der kluge und treue Haushalter, den der Herr über sein Gesinde gesetzt, damit er ihnen die angemessene Nahrung reiche zur rechten Zeit" [1]. Darum gleicht der wahre Lehrer des Gesetzes nach den Worten des Evangeliums „einem Hausvater, der aus seinem Schatze hervornimmt Altes und Neues" [2].

8. Aber auch jeder Einzelne wird in der Kirche vom hl. Geiste getröstet und erleuchtet, so weit er es bedarf und fassen kann [3]. So lange der Einzelne dieser Gemeinschaft durch Glaube und Liebe angehört, hat sein Wille eine stete Anregung. Es fließt ihm aus dem lebendigen Glauben selbst eine Lebenskraft zu, die der von dieser Gemeinschaft Ausgeschlossene nirgend anders in dieser Herrlichkeit, Reinheit und gottgegebenen Wahrhaftigkeit findet. Der Geist entzündet sein Licht an dem Lichte der Liebe und erhellt mit diesem Lichte alle Kräfte des Lebens. Der Geist Christi, der hl. Geist ist es, der mit jedem Augenblicke neue Wunder der Erkenntniß und Liebe in unserem Herzen uns offenbaren will. „Feuer, bin ich gekommen, zu senden," sagt Christus vom hl. Geiste, „und was will ich, als daß es brenne" [4], und an einer andern Stelle heißt es von Ihm: „Sehet, ich mache Alles neu" [5]. Wie die Sonne in unzähligen Thautropfen einen vielfältigen Farbenglanz abspiegelt, so erleuchtet der göttliche Geist Jeden mit seinem Lichte, und Jedem erglänzt dieses Licht in anderer Farbenpracht. Darum ist er in unzähligen feurigen Zungen vom Himmel herabgekommen, um anzudeuten, daß er in unzähligen himmlischen Offenbarungen jedes einzelne Herz in seiner Weise erleuchten und trösten und zur Erkenntniß der allgemeinen Wahrheit führen werde; denn was Jeder in seiner Weise vernimmt, ist doch stets nur dann wahr, wenn es mit der Einen untheilbaren Wahrheit der katholischen und apostolischen Lehre übereinstimmt und aus ihr lebendig hervorquillt. „Er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden" [6], spricht der Herr.

Nur wo Alles von dieser Einheit durchleuchtet ist, da ist Licht und Wahrheit. „Wie der Blitz vom Aufgang ausgeht und bis zum Nieder-

---

[1] Luc. 12, 42. [2] Matth. 13, 52. [3] Vgl. CI, 11.
[4] Luc. 12, 49. [5] Apok. 21, 5. [6] Joh. 16, 4.

gang hinleuchtet, so ist die Ankunft des Menschensohnes" [1] im Herzen des Einzelnen wie der ganzen Kirche. Nur aus dem Felsen, der von Christus gegründeten Kirche, strömt die Quelle, die den Durst nach Wahrheit wahrhaft stillt. „Wen dürstet," ruft der Herr den Juden im Tempel zu Jerusalem zu, „der komme zu mir und trinke, denn wer an mich glaubt, aus dessen Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen" [2]; und zur Samariterin spricht er: „Wer von diesem Wasser trinkt, das Ich ihm geben werde, den wird ewig nicht mehr dürsten" [3].

XLV.

Text: „Jesus aber bückte sich nieder und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Als sie nun fortfuhren, Ihn zu fragen, richtete Er sich auf und sprach zu ihnen: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie; und er bückte sich wieder und schrieb auf die Erde." (Joh. 8, 6—8.)

Inhalt: Von dem Gebrauche der irdischen Güter und natürlichen Anlagen, und von der Sünde der Unterlassung.

1. Nachdem Johannes die Einwendungen der Juden gegen die Göttlichkeit der Lehre Jesu aufgezählt, kommt er nun zu den Zeugnissen für die innere Wahrheit derselben, wie sie Christus selbst im Tempel zu Jerusalem verkündet. Diese zwei so sehr verschiedenen Lebensbilder vermittelt er durch die Erzählung der Begebenheit mit der Ehebrecherin vor Christus. So wenig diese Erzählung in den Zusammenhang dieser Gedankenreihe zu gehören scheint, so innig ist sie doch im Sinne des Evangelisten damit verbunden. Gerade durch diese Erzählung will er uns noch einmal den Gegensatz zwischen dem milden Urtheile dessen, der mit Zöllnern und Sündern umging, und der von sich sagt: „Ich bin gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren war" [4], und zwischen der unerbittlichen Strenge der äußern pharisäischen Gerechtigkeit vor Augen stellen. Zugleich aber will er zeigen, wie wenig diese pharisäische Gerechtigkeit im Stande ist, die Handlungsweise des Heiligsten zu beurtheilen, wie vermessen es von denen ist, die nicht einmal die

---

[1] Matth. 24, 27. [2] Joh. 7, 38. [3] Joh. 4, 13. [4] Luc. 19, 10.

offenbare Sünderin zu verurtheilen ein Recht haben, den Heiligen und Gerechten der Sünde anzuklagen. Damit ist aber selbstverständlich die ernstliche Mahnung an Alle, welche die Zeugnisse Christi für die Wahrheit seiner Lehre betrachten wollen, gerichtet, zuerst das eigene Herz zu prüfen, ob es fähig ist, die innere Macht der Wahrheit aufzunehmen.

2. Die Zeugnisse, auf welche Christus sich beruft, sind alle innerlicher und geistiger Natur. Ein irdisches Herz, ein selbstgerechter, pharisäischer Sinn vermag sie nicht zu verstehen. Darum erfahren so wenige Menschen die beseligende Kraft des Christenthumes in sich, weil ein äußerlicher Standpunkt nicht hinreicht, die innerliche Kraft der Wahrheit zu fassen. Von denen, die durch Sünde und Leidenschaft ihr Herz, ihre Vernunft und ihren Willen beherrschen lassen, ist ohnehin klar, daß sie sich durch eigene Schuld unfähig machen, die Tröstungen der Religion zu empfinden. Aber, von diesen gar nicht zu reden, lebt vielleicht gar Mancher ein äußerlich ordentliches und tadelloses Leben, und empfindet dennoch keine innere Rührung, keine göttliche Kraft und Gnade im Herzen, keine Erleuchtung des Verstandes, keine Kräftigung des Willens bei den Uebungen der Religion, fühlt keine Ergießung eines neuen übernatürlichen Lebens in seiner Seele, bleibt dem göttlichen Leben im Glauben ebenso fremd, als andere, die außer diesem Glauben stehen. Mancher Apfel ist gesund und schön dem äußern Ansehen nach, innerlich aber ist er faul.

Es ist in der That wenig damit gethan, äußerlich gerecht zu sein, wenn wir nicht von ganzem Herzen das Gute suchen und lieben. Wie sehr hüteten sich die Pharisäer vor äußerer Uebertretung des Gesetzes, und dennoch spricht der Herr: „Wenn euere Gerechtigkeit nicht größer ist, als die der Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen" [1]. Allerdings antwortet Er dem Jüngling, der mit der Frage zu Ihm kam: „Herr, was muß ich thun, um in das ewige Leben einzugehen?" [2] „Halte die Gebote!" [3] Als aber dieser auf seinen ganz gesetzmäßigen Lebenswandel sich beruft, sagt Er ihm weiter: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin und verkaufe Alles, was du hast, und gib es den Armen" [4]. Darüber verläßt Ihn der Jüngling und Christus sagt zu seinen Jüngern: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr, als daß ein solcher Reicher in das Himmelreich eingehe" [5]. So

---

[1] Matth. 5, 20. [2] Matth. 19, 16. [3] Matth. 19, 18.
[4] Matth. 19, 21. [5] Matth. 19, 24.

wenig reicht es zur christlichen Vollkommenheit hin, mit der äußerlichen Erfüllung der Gebote sich zu begnügen. Man kann alle Gebote erfüllen und dennoch keine Liebe im Herzen tragen. Ohne die Liebe Gottes ist aber das Herz weder würdig noch fähig der seligen Gemeinschaft mit Ihm.

3. Die meisten Menschen aber möchten beides, Gott lieben und die Welt. Sie möchten gar zu gerne zweien Herren dienen, möchten das Gute genießen, das ihnen die Welt bietet, und nachher auch im andern Leben selig werden, ohne zu bedenken, daß zwei entgegengesetzte Lebenszwecke sich unmöglich in eine einzige Absicht vereinigen lassen. Von einem Punkte aus kann man nicht nach zwei entgegengesetzten Richtungen zugleich gehen. Wer von zwei entgegengesetzten Zielen das eine sucht, muß das andere meiden; wer den einen Herrn liebt, wird den andern hassen.

Gerade das behagliche Leben auf Erden ist dessen ein Zeugniß. Allerdings kann der Mensch, ohne irgend auffallende Sünden zu begehen, sich es wohl sein lassen auf Erden. Er lebt eben, so gut es gehen will, genießt, was ihm vorkommt, ißt und trinkt, so lange es ihm schmeckt. Er ist zufrieden, so lange es ihm wohl ist, und jammert höchstens, wenn es ihm widerwärtig geht. Dabei kennt er eben keine andere Sorge, als wie er nichts versäume, was ihm Vergnügen macht und alles meide, was ihm unangenehm ist. Natürlich hütet er sich vor allem Uebermaß, damit seine Gesundheit nicht leide, seine Behaglichkeit nicht gestört werde, hütet sich vielleicht auch vor Uebertretung der Gebote Gottes und der Kirche, weil er die künftige Strafe fürchtet, und mit der Angst vor der schrecklichen Ewigkeit sein Gemüth nicht beunruhigen will. Was kann man einem solchen Menschen Böses nachsagen? Und dennoch, welches wird und muß das endliche Schicksal seiner Seele sein?

Es war ein reicher Mann, sagt das Evangelium, der kleidete sich in Purpur und feine Leinwand, und hielt alle Tage herrliche Mahlzeit, und ein Armer lag vor seinem Thore mit Namen Lazarus. Es geschah aber, daß der Arme starb und von den Engeln in den Schooß Abrahams getragen wurde, und es starb auch der Reiche und wurde in die Hölle begraben. Als dieser Lazarus erblickt im Schooße Abrahams, und ruft: Erbarme dich meiner! was antwortet Abraham? Gedenke, daß du Gutes empfangen in deinem Leben, Lazarus hingegen Uebles; nun wird dieser getröstet und du gepeinigt [1]. Es wird nicht gesagt, daß

---

[1] Luc. 16, 19 u. ff.

er Böses gethan, sondern nur, daß er Gutes genossen in seinem Leben und darum gepeinigt werde, weil er sein Leben im bloßen Genusse des irdischen Glückes hingebracht.

4. Aber ist es denn etwas Unrechtes, das Gute, das uns Gott gibt auf Erden, zu genießen? Wofür hat denn Gott dem Menschen die irdischen Güter gegeben? Um sie zu gebrauchen, nicht um sie zu genießen. Der Genuß hebt den Gebrauch auf. Was ich genießen will, mache ich zum Ziel und Zweck meines Strebens und nicht zum Mittel desselben. Allerdings ist auch der rechte Gebrauch der irdischen Güter nicht ohne Freude. Wer eine Kraft, die ihm von Gott verliehen ist, gebraucht und übt, freut sich der Macht, die er in derselben besitzt. Man kann eine leibliche Kraft gar nicht üben und noch weniger eine geistige, ohne sich derselben zu freuen. Sobald der Mensch irgend etwas kann, macht es ihm nothwendig Freude, diese Kunst und erworbene Geschicklichkeit zu üben. Aber diese Freude ist nicht der Zweck, sondern nur die nothwendige Zugabe und Folge. Wer aber das Talent, das er hat, bloß genießt, verliert, was er hatte, wie derjenige, der es vergräbt. Denn wer eines Gutes, das ihm von Gott verliehen ist, sei es nun eine geistige oder leibliche Anlage und natürliche Kraft, oder ein irdischer Vorzug im menschlichen Leben, bloß zum eigenen Genusse sich bedienen will, hat das ihm anvertraute Talent nicht auf Zinsen angelegt, sondern vergraben. Er hat es nicht benützt, um weiser, besser, vollkommener zu werden, um es zur Quelle zukünftiger Freude zu machen, sondern es in der Gegenwart ausgenützt, um sich den Beifall anderer Menschen zu erwerben, um eine augenblickliche Unterhaltung oder Lust zu genießen.

5. Nicht leicht wird eine Anlage ganz ungebraucht ruhen. Wird sie nicht recht gebraucht, so wird sie mißbraucht. Der Mensch kann nicht ganz gleichgültig gegen die Gelegenheit sein, die sich ihm darbietet, seine Kräfte und seine Gaben auf irgend eine Weise anzuwenden. Wendet er sie nicht zum Guten an, so gebraucht er sie zum Bösen. Wer nicht nach dem Himmlischen trachtet, strebt nach dem Irdischen. Die Quelle, die nicht abfließt, muß das Erdreich versumpfen. Wird Geist und Wille nicht stark, so wird es das Fleisch und die Sinnlichkeit. Fettigkeit ist aber nicht Gesundheit, und Aufgedunsenheit nicht Stärke. Wie mancher Körper an Ueberfülle der Fettigkeit erkrankt und stirbt, so erstickt manche Seele im eigenen Fette.

6. „Eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum ewigen Leben

führt" [1]. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, werden es an sich reißen" [2]. „Selig sind, die im Herrn sterben," spricht der Herr, „sie ruhen aus von ihren Leiden, und ihre Werke folgen ihnen nach" [3]. Welche Werke sollen aber der Seele in die Ewigkeit nachfolgen, die ihr Leben dem Genusse und nicht der Thätigkeit geweiht? Von welchen Leiden soll der ausruhen, der nicht sich selbst überwinden und der Liebe zum Irdischen abzusterben gesucht hat? Wie soll in solch' einer Seele die Liebe zum Göttlichen und Heiligen Platz haben, die nie etwas anderem, als den sinnlichen Empfindungen Eingang verstattet, die den Sinn für das geistige Leben in sich unterdrückt hat? Womit soll eine solche Seele die Seligkeit empfinden, wenn ihr Auge und Ohr für geistiges Leben fehlt?

Die Seligkeit ist keine Zwangsjacke, die dem Menschen mit Gewalt angethan und abgezogen werden kann. Sie ist nichts Aeußerliches, was man gewinnen kann, wie das große Loos einer Lotterie. Was man nicht empfindet, macht nicht selig. Was soll der Mensch im Himmel, wenn sein Herz den geistigen Freuden abgestorben ist? Müßte nicht der Himmel ihm zur Hölle werden?

7. Wer an den Wundern der Allmacht gedankenlos vorübergeht, wie soll der Lust am Anschauen des allmächtigen Schöpfers haben? Wer von den Wundern göttlicher Liebe nicht gerührt wurde, was soll Gott einem solchen Herzen zeigen können, das es erfreue? Wie soll eine solche Seele die Gemeinschaft mit den Heiligen Gottes ertragen?

Wozu hat Gott den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen im Paradiese gepflanzt, als damit der Mensch genöthigt werde, zu fragen und nachzudenken über seine Bestimmung und nach der Erleuchtung des göttlichen Geistes sich zu sehnen? Der Mensch aber wollte genießen und mit dem Magen erkennen anstatt im Geiste, und darum verfiel er der Sünde und Schuld. „Selig," sagt der Psalmist, „ist der Mann, der im Gesetze des Herrn geforscht hat Tag und Nacht" [4]. Nur aus dem Kampfe mit der Bequemlichkeit und dem sinnlichen Genusse geht der Sieg des Geistes hervor.

Zwei Schwestern sehe ich vor mir. Beide wohnen in demselben Hause und Christus der Herr sitzt am Tische und redet von dem Reiche Gottes. Die eine aber setzt sich zu seinen Füßen und horcht mit ungetheilter Aufmerksamkeit seinem Worte, während die andere um die Be-

---

[1] Matth. 7, 14. [2] Matth. 11, 12. [3] Apok. 14, 13. [4] Ps. 118, 16. 17.

wirthung des Herrn sich unnütze Sorge macht; diese eine aber, spricht der Herr, „hat den bessern Theil erwählt, der nicht von ihr wird genommen werden“ [1].

Aber nicht das Sitzen zu den Füßen des Herrn, sondern die Aufmerksamkeit des Geistes ist es, was sie beseligt. Gar Manche hören wohl auch die Predigt und haben keinen Nutzen, weil sie nicht Belehrung und Uebung des Geistes, sondern Unterhaltung suchen. Wohl die Meisten wählen sich eben einen Prediger nach ihrem Geschmacke, suchen in der Predigt Stoff zur Pflege der eigenen Meinungen, Ansichten und Empfindungen, lassen sich von dem Prediger bestätigen, was sie selbst gedacht, und überhören das Uebrige, oder legen es anders aus, oder wenden es auf Andere an, lernen aber bei allem Hören nicht nur nichts, sondern hören sogar eine Predigt um so lieber, je weniger sie daraus Neues lernen können, weil sie um so weniger nachzudenken brauchen, je weniger Stoff zum Nachdenken ihnen dargeboten wird. Welche Frucht kann ein solches Anhören des göttlichen Wortes haben? Wird nicht gerade so der Ruf zur Wachsamkeit des Geistes ein Ruhekissen für die Bequemlichkeit und Eitelkeit desselben?

8. Jede Gelegenheit zum Guten, die nicht benützt wird, gereicht zum Verderben. Es ist unverständig, zu glauben: was ich nicht brauche, schadet mir nicht. Es ist nichts Böses daran, wenn ich dieses oder jenes nicht thue. Das Nichtthun des Guten ist ebenso sündhaft, als die Ausübung des Bösen. Wenn ich eine gute Anlage im Keime zerstöre, bloß weil ich zu faul bin, sie zu pflegen, ist das nicht auch eine böse That? Sie ist in der That so böse, daß wir sie als die eigentliche Sünde gegen den hl. Geist bezeichnen müssen, die weder in diesem noch in jenem Leben vergeben werden kann; denn das geistige Leben, das im Keime erstickt wurde aus Trägheit oder Eitelkeit, kann in Ewigkeit nicht mehr ersetzt werden. Wir müssen zwei Arten der Sünde unterscheiden, von denen die am wenigsten beachtete gerade darum die gefährlichere und verderblichere ist, weil sie nicht beachtet wird, und deßwegen am schwersten wieder gut gemacht werden kann.

Die Unterlassung guter Werke scheint zwar nicht so sehr gegen das göttliche Gebot zu verstoßen, als die Ausführung böser Werke; dennoch ist sie ebenso sehr die Frucht eines verkehrten und sündhaften Willens und führt innerlich sogar tiefer in die Sünde ein, als die böse That.

---

[1] Luc. 10, 42.

Für die That ist die Reue und die Genugthuung des Heilandes rettender Anker; aber die Unterlassung des Guten schneidet die Hülfe im Voraus ab, weil sie die Thätigkeit selbst untergräbt. Ich rede nicht von einzelnen Werken, sondern von der Werkthätigkeit und Bereitwilligkeit des Herzens überhaupt. Wer nicht immer und überall, wo er Gelegenheit hat das Herz zu bessern, die Vernunft mit Erkenntniß zu bereichern, den Muth mit Bewunderung des Erhabenen zu stärken, freudig jede Gelegenheit ergreift, sein Leben mit der Wahrheit und Kraft des Geistes erfüllen zu lassen, der widerstrebt der heiligenden Macht dieses Geistes und beraubt die eigene Seele der Mittel und Befähigung zur ewigen Seligkeit. Die Strafe dieses Verhaltens ist unausbleiblich und ewig. Der mit sich selbst zufriedene Mensch verfällt ihr mit Nothwendigkeit. Wer aber Andere der Sünde anklagt und sich berufen fühlt, das entdeckte Vergehen seines Mitmenschen an das Licht zu ziehen, und wie die Pharisäer den auf der That ertappten Sünder in die Mitte zu stellen, fordert jedenfalls die göttliche Gerechtigkeit gegen sich selbst heraus, und gibt Zeugniß, daß es ihm nicht um die eigene Besserung zu thun ist, daß er sich für gut und gerecht, Andere für Sünder hält, daß er zufrieden mit sich und darum von Gottes Barmherzigkeit und Liebe weiter entfernt ist, als der Sünder, den er im Herzen verurtheilt. Er ist jedenfalls ein doppelter Sünder, da er gewiß nicht frei von eigener Uebertretung des göttlichen Gebotes der Liebe ist, und indem er seine Aufmerksamkeit nach außen wendet, die gläubige Erbauung des Gemüthes und die innere Erhebung des Geistes zu Gott und damit die rechte Bethätigung seines eigenen geistigen Lebens vernachlässigt. Wenn uns darum der Apostel erzählt, daß Christus mit dem Finger auf die Erde schrieb, und dieß Schreiben gewiß nicht ohne Zusammenhang mit dem Worte Christi ist: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie," so ist es auch nicht ohne Bedeutung, wenn die Erzählung von einem zweimaligen Niederbücken und Schreiben Christi redet. Die doppelte Sündhaftigkeit der anklagenden Pharisäer und ihre doppelte Schuld wird von dem Finger des Herrn stillschweigend auf der Erde verzeichnet, um am Tage des Gerichtes der Welt öffentlich und laut gegen sie Zeugniß zu geben.

9. Aber auch uns wird dieses Zeugniß treffen, wenn wir das Wesen der Sünde mißdeutend, in äußerlicher und pharisäischer Weise das äußere Werk allein für entscheidend halten, während die innere Gesinnung von Wohlgefallen an dem eigenen lieben Ich durchdrungen,

in geistiger Trägheit und selbstgefälliger Eitelkeit das stete Ringen nach höherer Erkenntniß und Vollkommenheit vernachlässigt.

Wer die Gelegenheit hat, zu lernen und thut es nicht, zerstört die eigene gute Anlage und betrügt sich um die Ewigkeit und die Mitmenschen um das Gute, das er hätte wirken können. Wenn der unwissende Arzt die leiblich Kranken, der unverständige Geistliche die geistig Kranken falsch behandelt und an ihnen zum Mörder des Leibes oder der Seele wird, wo liegt die Schuld, als darin, daß er die Gelegenheit, zu lernen und weise zu werden, nicht benützte? Es gibt so Viele, die, unzufrieden mit ihrem Geschicke, mit Gott und der Welt hadern und sich und Andern zur Plage werden. Wo liegt die Ursache dieser Unzufriedenheit? Darin, daß sie nicht ihre Zeit und Kräfte gebrauchen, sondern nur das Leben genießen wollen; daß sie keinen Fond von geistiger Kraft und Selbstständigkeit in sich hergestellt haben, und sich darum am Ende so recht arm, verlassen und unglücklich fühlen. Nun klagen sie Gott an, beneiden den Mitmenschen um seine vermeinte bessere Stellung, verwünschen im Herzen jeden scheinbar Bevorzugten, und werden, wenn nicht der That, so doch der Gesinnung nach, zu heimlichen Mördern des Nächsten. Der Stein, der von der Höhe des Berges erst langsam abwärts rollte, stürzt endlich mit unaufhaltsamer, alles zerschmetternder Geschwindigkeit der Tiefe zu. Wer nachgibt, unterliegt. Nur die Mühe und der Kampf führt zum Siege.

10. Ich möchte den Weg zur geistigen Vollkommenheit mit dem Ersteigen eines hohen Berges vergleichen. Mühen und Gefahren sind nicht zu vermeiden. Aber die Aussicht, die uns erwartet, ist auch groß und wunderbar herrlich. Ebenso und doch ganz anders ist es mit dem geistigen Leben. Wer hier die Höhe ersteigt, der sieht nicht etwa in ein großes, reiches, fremdes Land, sondern Alles, was er sieht, ist sein Eigenthum geworden, er schaut in eine Unendlichkeit, aber nicht in eine fremde, sondern in das eigene Reich des geistigen Lebens. Auch der Versucher führt den Menschen auf einen hohen Berg und zeigt ihm die Reiche der Welt. Allein was kann er geben, er, der selbst nichts hat, und darum den Menschen beneidete von Anfang an? Und wenn er alle Reiche der Welt geben könnte — welchen Trost gibt dem Herzen das, was außer ihm ist, was es nicht in sich hält und trägt? Die Seligkeit erlangt nur, wer jedes Sehnen nach außen zu überwinden und das Reich der Liebe in sich zu begründen vermag. Wer dem Genusse entsagend und dem Kampfe des thätigen Geisteslebens sich weihend,

jene Höhe des Geisteslebens erstiegen hat, zu welcher unermüdliches Ringen führt, und dann niederfällt, um Gott allein anzubeten, „den verläßt der Versucher, und die Engel werden kommen, ihm zu dienen" [1].

XLVI.

Text: „Ein ander Mal redete Jesus zu ihnen und sprach: Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht in der Finsterniß wandeln, sondern das Licht des Lebens haben. Da sprachen die Pharisäer zu Ihm: Du zeugest von dir selbst, dein Zeugniß ist nicht wahr. Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Wenn ich auch von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugniß doch wahr; denn ich weiß, woher ich gekommen bin und wohin ich gehe. Ihr aber wisset nicht, woher ich komme und wohin ich gehe." (Joh. 8, 12—14.)

Inhalt: Daß Christus das Licht der Welt ist, bezeugt unsere natürliche Unvollkommenheit.

1. In dem Evangelium Johannis leuchtet uns überall eine wohlüberdachte Absicht und ein fortschreitender Zusammenhang des Gedankens entgegen. Wie die Einleitung zu den innern Zeugnissen der Wahrheit christlicher Offenbarung nicht ohne sichtbare Absicht gewählt war, so sind auch diese Zeugnisse mit Absicht in bestimmter Ordnung zusammengestellt. Johannes geht daher von demjenigen Zeugniß der Wahrheit aus, welches unter allen das erste, nächste und nothwendigste ist, weil jede Wahrheit zunächst nur durch unmittelbare Empfindung und Einsicht wirklich und lebendig erkannt wird. Alle Beweise, die von äußern oder selbstgemachten Voraussetzungen hergenommen werden, fruchten nichts ohne die Einsicht. Die rechte Erklärung und das Verständniß der Sache ist der höchste und allein genügende Beweis. Was wir begreifen und mit dem Geiste unmittelbar berühren, was in uns selbst lebt, das allein wissen wir recht und gewiß. Dasjenige, was außer uns ist, wissen wir nur dadurch, daß es in uns eingeht und eine Wirkung auf uns und in uns

---

[1] Matth. 4, 11.

hervorbringt. Was wir sehen, von dem wissen wir, daß es sichtbar ist. Was wir mit dem Geiste durch eigene Mitwirkung in uns aufnehmen, wird in uns zur Ueberzeugung. Es wird erzeugt durch die lebendige Wechselwirkung zweier Naturen in uns; und weil die Wahrheit und das Wesen der Dinge, die wir erkennen, höher ist, als ihre äußere Erscheinung, und über derselben steht, und weil der in der geistigen Thätigkeit wirkende Wille ein freier ist, und als solcher über der Natur steht, so nennen wir die durch solche Thätigkeit gewonnene Erkenntniß Ueberzeugung.

Diese lebendige Ueberzeugung nun gibt Zeugniß von sich selbst; denn in ihr sind zwei Zeugen und zwei Zeugnisse, das des Willens und das der Sache. Sie bedarf keines Zeugnisses von außen. Das Licht wird nicht erleuchtet, sondern erleuchtet Alles. Wie es leuchtet, gibt es Zeugniß von sich. Wer sieht, dem ist kein Zeugniß nothwendig, daß er sieht. Wer aber nicht sieht, dem kann auch das Licht nicht gezeigt werden. Aber der Sehende kann Zeugniß geben von dem Lichte, wie von Johannes dem Täufer geschrieben steht: „Er war nicht selbst das Licht, aber er war gesendet, daß er Zeugniß gebe von dem Lichte“ [1]. In höherm oder geringerm Maße ist jeder Mensch und jedes Wesen wie Johannes gesendet, Zeugniß zu geben von dem Lichte. Und jeder Mensch und jedes Ding gibt auch, bewußt oder unbewußt, mit oder gegen seinen Willen, Zeugniß von der Wahrheit und dem Lichte [2].

2. Damit aber dieses Zeugniß von uns vernommen werde, muß zuerst die Sehnsucht nach Erkenntniß, nach Licht und Wahrheit in uns erwacht sein. So lange wir Wohlgefallen haben an uns selbst, der eigenen eingebildeten Weisheit uns erfreuen, so lange wir das Licht in uns selbst zu finden glauben, werden wir uns nicht nach dem Lichte und nach Erleuchtung sehnen.

Wer in der Nacht im Walde sich verirrt und stundenlang unter tausend Mühen, Anstößen und Gefahren sich vergeblich nach einem Ausweg umgesehen, der weiß den Lichtstrahl zu schätzen, der ihn aus diesem Irrsal führt. Wer in irgend einem Reiche des Wissens mit schweren Untersuchungen sich müht, und in tausend sich kreuzenden Gedanken und Vermuthungen keinen Ausweg findet, sondern die Wege sich nur immer mehr verschlingen, das Dunkel sich nur immer dichter zusammenziehen sieht, wie jauchzet dessen Herz, wenn er endlich einen festen lichten Punkt

---

[1] Joh. 1, 8. [2] Vgl. III, 2—16.

gefunden, von dem aus nun das vielverschlungene Gewebe sich endlich löst. Nicht leicht ist eine höhere Freude zu finden, als dieser Siegesjubel des Geistes. Wenn der Faule spricht: warum sinnt, denkt und forscht ihr? begnügt euch mit dem, was ihr habt, so werdet ihr nicht in's Gedränge kommen und nicht rathlos am Wege stehen; geht nicht aus, so werdet ihr euch im Walde nicht verirren; so thut er es nur, weil er diese Freude nicht kennt. Sein Rath ist gut für die Schlafenden und Todten, aber nicht für die Lebendigen. Was lebt, muß sich entfalten und seine Kräfte entwickeln und anwenden; der Geist muß nach Erkenntniß und Wahrheit trachten, oder sich selbst zu den Todten begraben. Je tiefer das Gefühl der Verlassenheit und Noth ist, um so höher ist auch die Freude des Geistes, der überwindet, und je höher das Reich, in dem diese Sehnsucht erwacht, um so höher das Licht und die Seligkeit, die aus dem Lichte ausströmt. Wer aber diese Sehnsucht nach himmlischer Erleuchtung recht tief empfunden, die Rathlosigkeit und Finsterniß der sich selbst überlassenen Vernunft bis zur letzten Tiefe der natürlichen Ohnmacht des Geistes erkannt hat, der wird mit um so größerer Begeisterung, mit um so unerschütterlicherer Ausdauer des Glaubens das Licht göttlicher Offenbarung suchen und, wenn er es gefunden hat, lieben.

3. Ein Zeugniß dieser Glaubensfreude gibt die Geschichte der ersten Ausbreitung des Christenthums. Während die Juden vielfach, auf Abraham und Moses, auf Gesetz und Verheißung trotzend, die beseligende Kraft der christlichen Lehre von sich abstießen, waren dagegen Schaaren von Heiden bereit, die ersehnte Rettungshand mit Freuden zu erfassen. Die es tief gefühlt hatten, in welch' unsäglicher Verkommenheit Religion und Sitte sich befand, und es doch nicht ganz vergessen konnten, daß im Menschen immer noch eine Sehnsucht und Fähigkeit geblieben war, Wahrheit und Seligkeit zu erkennen und zu empfinden, diese griffen mit um so größerem Eifer nach der gegebenen Hülfe, je tiefer sie den Jammer geistiger Verlassenheit empfunden hatten.

Aus der Nacht der heidnischen Verfinsterung brach die Sehnsucht nach Licht und Wahrheit um so mächtiger hervor, je tiefer und schrecklicher diese Nacht gewesen. Als dieser Sehnsucht das Licht begegnete, was konnte sie Anderes, Besseres thun, als in unerschütterlichem Glauben, in begeisterter Liebe das Licht in sich aufnehmen. Eine Wahrheit, die nur gesehen werden darf, um auch in ihrer Wahrhaftigkeit erkannt zu werden, muß nicht bewiesen, aber empfunden und verstanden werden.

Wer sie einmal empfunden, der wird sie wie sein Leben lieben, denn sie ist sein Leben.

Es gibt nichts Erhebenderes und Schöneres, als diese heilige Glaubenskraft, mit welcher die ersten Bekenner dieser neuen Lehre Alles für das Licht ihrer höhern Ueberzeugung hinopferten. Sie fragten nicht nach äußern Beweisen, sie fühlten, sie sahen es, welches Licht über alles menschliche Leben und Streben aus diesem Glauben ausströmte, und waren in diesem Lichte glücklich, und seiner Wahrheit unmittelbar gewiß. Auch wollten die ersten Lehrer und Bekenner des christlichen Glaubens nicht beweisen, sondern nur Zeugniß geben für diesen Glauben durch sittlichen Wandel, durch Erklärung und Anwendung der hl. Offenbarung.

4. Eines ist, was stets in uns selbst Zeugniß gibt für die Wahrheit, dieß ist die unaustilgbare Sehnsucht nach Licht und Wahrheit. Daß der Mensch frei ist, verantwortlich ist für seine Handlungen, weil er mit Absicht handelt, dessen ist er innerlich gewiß. Sowie er aber das Bewußtsein hat, daß er für seine Handlungen verantwortlich ist, weil er frei ist, muß er sich auch der Absicht seines Handelns bewußt werden, muß sich Rechenschaft geben, aus welchen Gründen er so und nicht anders handelt, welches Ziel er anstrebt, welche Kräfte er hat, um dieses Ziel zu erreichen; er will und muß wissen, wohin er geht und woher er kommt. Gerade dieß aber weiß der Mensch von Natur aus nicht, und kann es nicht wissen, eben weil er nicht aus sich selbst ist. Der Schöpfer muß ihm sagen, wozu er ihn geschaffen, und muß ihm offenbaren, woher er gekommen. Darum sagt Christus: „Ich weiß, woher ich gekommen bin und wohin ich gehe; Ihr aber wisset es nicht." Kein Mensch weiß es, wenn Christus es nicht offenbart. Die Welt weiß es nicht, denn sie hat außer dem Menschengeiste keine Vernunft. Die Sinne wissen es nicht, denn sie werden erst durch die Vernunft befähigt, einen Zusammenhang in ihren Erfahrungen zu erkennen. Die Vernunft weiß es nicht, denn sie forscht erst nach Wahrheit und Erkenntniß. Auch die dichtende Einbildungskraft kann nicht erfinden, was über ihr und außer ihr ist; sie kann nur zusammensetzen und Aehnlichkeiten suchen. Auch die Wissenschaft setzt nur zusammen und vergleicht, bedarf der vorausgehenden Wahrnehmung und Erfahrung, und weiß doch das Erste und Letzte nicht, weil es außer dem Kreise aller Erfahrung liegt. Erst dadurch, daß dieses Erste und Letzte uns geoffenbart wird, wird alles Andere licht und klar.

In allen Systemen aber und in allen Erfindungen der Menschen,

in allen Religionen außer dem Christenthum bleibt das Erste und Letzte, das Woher und Wohin in Dunkel gehüllt. Nur Christus lehrte die Menschen die höhere Bestimmung, das Gesetz der Freiheit, das Wesen des seligen Lebens, die göttliche Liebe kennen. In der Offenbarung der Liebe Gottes sind die Ursache der Welt und die Bestimmung des Menschen wie die höchste Macht und Seligkeit des Geistes gleichmäßig in ihrer Höhe und Tiefe enthüllt und offenbar. In diesem Lichte ist Alles klar, von ihm wird das ganze Leben erleuchtet. Dieses Licht leuchtet in die Finsterniß der Welt und offenbart uns das Leben Gottes, welches, wie Johannes sagt, „Licht ist, in dem keine Finsterniß gefunden wird" [1].

5. In dem Lichte der Offenbarung wissen wir das Woher und Wohin. Ist aber Ursprung, Bestimmung und Ziel des Lebens klar, so wird auch alles Andere sich erklären und darnach beurtheilen lassen. Das Eine Nothwendige müssen wir vor Allem suchen. Ist dieses Eine klar, so dienen die einzelnen dunklen Seiten des Lebens wie der Offenbarung nur dazu, um unsern Eifer rege zu halten. Das Dunkel in einzelnen Fragen kann uns nicht mehr das Licht verhüllen, welches über das ganze Leben sich verbreitet. Vieles verstehen wir vielleicht nicht ganz. Allein wenn wir wissen, daß das Ganze wahr ist, werden wir auch damit die Gewißheit in uns bewahren, daß endlich auch das Einzelne sich erklären lassen wird. „Nichts ist so verborgen", spricht der Herr, „das nicht endlich an das Licht hervorkommen sollte" [2]. Manchen stört diese oder jene Bibelstelle, diese oder jene kirchliche Einrichtung. Ist einmal der Glaube an die göttliche Einsetzung beider, an die Nothwendigkeit der kirchlichen Ordnung und des geschriebenen Wortes deutlich erkannt, so wird das, was noch dunkel ist, die Hoffnung nicht ausschließen, daß es aus dem, was licht ist, erhellt werden wird, auch wenn wir zur Zeit den rechten Zusammenhang noch nicht einsehen. Aus dem Lichte kommt die Klarheit, nicht aus der Finsterniß. Nur ein verkehrter und lichtscheuer Wille versteckt sich hinter scheinbare oder wirkliche Dunkelheiten, um aus diesem Hinterhalte hervor das Licht selbst anzufeinden. Wer aber mit reinem Willen nach Wahrheit forscht, wird das Licht suchen, nicht das Dunkel.

6. Das nächste Zeugniß für die Wahrheit der Offenbarung des Lichtes liegt somit in uns selbst. Das Zeugniß der Ohnmacht und Hülfsbedürftigkeit des Geistes ist Jedem unmittelbar gewiß, wenn ihn nicht die

---

[1] Joh. 1, 5. [2] Marc. 4, 22.

Eitelkeit hindert, es zu sehen. Aber diese Eitelkeit selbst gibt wieder Zeugniß gegen sich und für die Wahrheit. Sie selbst ist die größte und unmittelbar nahe liegende Schwachheit des Willens, ein immerwährendes Zeugniß, wie leicht der Mensch vom Guten sich abwendet, ja wie er immer, sobald er seinem natürlichen Triebe nachgibt, von selbst dem Bösen verfällt. In die besten Vorsätze schleicht unbemerkt Selbstsucht, Eitelkeit oder Trägheit sich ein, und aus der guten Gesinnung wird eine schlechte, sobald wir uns selbst überlassen sind. Gerührt von den Worten des Evangeliums möchte der Geistliche die Wahrheit, die ihn bewegt und erbaut, auch Andern verkünden, aber ehe er sich dessen versieht, denkt er an den Erfolg und an den Beifall der Menschen; der heilige Eifer, mit dem er das Werk begonnen, wird unvermerkt ein unheiliger. So schwach ist der Wille im Menschen, wenn er das Gute sucht; und doch ist der Wille die höchste Kraft in uns. Von ihm hängen alle andern Kräfte ab; sie können also nicht stärker sein als er. Wenn nun schon im Einzelnen und Kleinen den Menschen, der sich selbst überlassen ist, die Kraft verläßt, wie soll er im Großen und Ganzen, im Höchsten und Letzten sich zurechtfinden aus eigener Kraft? Wer diese Ohnmacht recht gefühlt, wird nach der Hülfe und Erleuchtung von Oben sich sehnen, und hat er sie gefunden, sie nicht mehr loslassen.

7. In alle Vorsätze und Werke des Menschen schleicht die Selbstsucht sich ein, weil sie zur Natur des Menschen gehört. Der Mensch kommt durch eigene Kraft nicht über die Selbstsucht hinaus. Eben weil er den Mangel und die Schwäche seiner Natur im Geiste fühlt, sucht er dieses, was ihm fehlt, durch das, was außer ihm ist, zu ergänzen. Er begehrt daher von Natur aus immer, von Andern Lob und Anerkennung zu erhalten. Dieß Begehren macht ihn Andern gegenüber selbstsüchtig und lieblos. Wo aber die Liebe fehlt, fehlt auch die Freiheit und das Licht.

Dennoch will Jeder wirken und etwas vor sich bringen, so lange er lebt. Es liegt in der Natur des lebendigen Geistes, daß er wirken und thätig sein will. Auch Christus ermahnt uns, zu wirken, so lange es Tag ist. Wie sollen wir nun dem Worte Christi und dem Zuge des Geistes gehorchen, wenn wir in all' unsern Werken uns stets zur Selbstsucht geneigt und gezogen fühlen, wenn wir aus uns selbst nichts Gutes thun können, und dennoch nicht ablassen dürfen, durch stete geistige Thätigkeit unsere Besserung und Heiligung zu wirken?

Dieser Zwiespalt wird gelöst durch das Wort des Herrn: wirket,

so lange es Tag ist [1]; denn damit bezeichnet der Herr nicht bloß die Zeit des natürlichen Lebens, sondern auch das Licht der Offenbarung und des Glaubens an Ihn.

Der Tag, von dem Christus redet, ist das natürliche Leben, inwieferne uns in demselben Gelegenheit gegeben ist, das Licht zu ergreifen und im Lichte zu wandeln durch den Glauben und Gehorsam. Dieser Tag ist ferner das geistige Leben der Liebe, das uns Christus gezeigt, in welchem allein alle Werke übernatürliche Wahrheit und Bedeutung haben. Was in der Liebe Christi gethan wird, ist ein Werk des Lichtes. Die Liebe ist frei und macht frei. Ein jedes Werk der Liebe ist von übernatürlicher Bedeutung. Es kommt nicht darauf an, welche Werke wir thun, sondern daß wir Alles, was wir thun, in der Liebe thun. Diese Liebe ist das Licht des Lebens. Sie allein kommt von Gott und führt zu Gott. Sie ist das Erste und Letzte. Ein Tropfen Wasser, dem Nächsten im Geiste der Liebe gereicht, gilt mehr, als wenn wir Millionen den Armen schenken, ohne diese Liebe. „Wenn ich einen Glauben hätte, daß ich Berge versetzen könnte, und meinen Leib zum Verbrennen hingäbe, und hätte die Liebe nicht", sagt der Apostel, „so nützte mir Alles nichts" [2]. Ohne sie ist keine Wahrheit und kein Leben. In ihr aber ist Alles mit ewigem Leben durchdrungen.

8. Da der Mensch in Allem die Liebe haben und üben kann, kann er auch in Allem das Licht der ewigen Wahrheit finden, sobald die ewige Liebe sich ihm einmal vollkommen geoffenbart hat. Nachdem sich diese vollkommene Liebe Gottes aber in Christus geoffenbart hat, gibt Alles Zeugniß vom Lichte, und auch wir können wieder in Allem von dem durch den Glauben an Christus in uns einströmenden Lichte Zeugniß geben. Ist der Glaube an die göttliche Liebe lebendig in uns, so muß er sich in der Liebe offenbaren. Wo keine Liebe ist, ist auch kein lebendiger Glaube. Die Liebe aber läßt sich nicht verbergen, sondern muß sich offenbaren. So wenig wir eine Feuerflamme in der hohlen Hand verbergen können, so wenig können wir die Liebe verbergen, wenn sie wirklich im Herzen wohnt. Wie das Licht in die Erde dringend dort Leben weckt, und alle Blumen, die aus der Erde sprossen, Zeugniß geben von der Macht des Lichtes, so bezeugt sich das Licht im Menschen schon durch das Streben nach Erkenntniß und Wahrheit, und sogar noch in der Finsterniß selbstsüchtiger Absichten und eitler, selbstgefälliger Ansichten

[1] Joh. 11, 9 u. 12, 35. [2] 1 Cor. 13, 2.

bezeugt das Licht seine Macht durch die zurückbleibende Unzufriedenheit des Herzens mit sich selbst, durch die eitle Bemühung, besser zu scheinen und das eigene Streben für ein gerechtes, gutes und edles auszugeben. Das Zeugniß, welches selbst die Finsterniß noch vom Lichte gibt, ist ein unüberwindliches, aber zugleich ein Zeugniß, welches das Herz durch seine ewig unaustilgbare Sehnsucht nach dem Lichte verurtheilt, wenn es der Aufnahme der Offenbarung desselben widerstrebt.

9. Die vollkommene Erkenntniß des Lichtes ist in Christus allein; Jeder, der von dem Lichte Christi wirklich erleuchtet ist und in dieser Liebe wandelt, wird aller Menschen Seligkeit durch Christus suchen und seine eigene in Christus finden. Wer in diesem Lichte wandelt, wird nicht anstoßen. „Ich bin das Licht der Welt," spricht Christus, „wer mir nachfolgt, wird nicht im Finstern wandeln, sondern das Licht des Lebens haben."

XLVII.

Text: „Ihr richtet nach dem Fleische, ich richte Niemand, und wenn ich Jemand richte, so ist mein Gericht wahrhaftig; denn ich bin nicht allein, sondern ich und der Vater, der mich gesandt hat. — Da sprachen sie zu Ihm: Wo ist Dein Vater? Jesus antwortete: Ihr kennet weder mich noch meinen Vater. Würdet ihr mich kennen, so würdet ihr auch meinen Vater kennen. — Ich habe viel über euch zu reden und zu richten; aber der mich gesandt hat, ist wahrhaftig, und was ich von Ihm gehört habe, das rede ich vor der Welt. Sie verstanden aber nicht, daß Er Gott seinen Vater nannte. Daher sprach Jesus zu ihnen: Wenn ihr den Menschensohn werdet erhöht haben, dann werdet ihr erkennen, daß ich es bin, und daß ich nichts von mir selbst thue, sondern daß ich rede, wie mich der Vater gelehrt hat. Der mich gesandt hat, ist mit mir. Der Vater läßt mich nicht allein, denn ich thue immer, was Ihm wohlgefällig ist."

(Joh. 8, 15. 16; 19; 26—29.)

Inhalt: Das Zeugniß der Wahrheit christlicher Lehre in dem Wunder der innern Umwandlung des Willens.

1. Die Zeugnisse, welche der Evangelist für die Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jesu anführt, sind zugleich die einzig richtigen Kennzeichen, daß die Wahrheit in uns lebendig geworden ist. Das erste Kennzeichen der Wiedergeburt des Menschen im Geiste Christi ist die Einsicht, daß Christus das Licht der Welt ist, daß wir aus uns selbst nichts wissen und nichts vermögen zum ewigen Leben, und daß all' unser natürliches Streben eitel ist, so lange unser Wille nicht im Geiste der Liebe erneuert wird. Christus allein ist das Licht der Welt, er soll auch allein das Licht des Herzens sein. Wer sich selbst Alles zutraut, vermag nichts. Wer sich selbst nichts zutraut, vermag Alles in der Gnade des Herrn. Wer nicht begreift, daß wir ohne Christus nichts können, was zum ewigen Heile gereicht, mit Ihm aber Alles, der hat das Zeugniß der Wahrheit Christi nicht in sich. „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden," sagt Christus zu seinen Jüngern, „was ihr immer den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben; wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubt, der wird die Werke, die ich thue, auch thun; ja, noch größere als diese wird er thun, denn ich gehe zum Vater" [1].

2. Hier, scheint es nun, ist der Punkt, wo die göttliche Verheißung und das natürliche Verlangen des Menschen völlig in einander übergehen, und die Gefahr der Verwechslung beider am größten ist. Auch die natürliche Begierde des Menschen verlangt nach Macht, auch sie möchte Wunder thun. Es brennt in uns ein gewisses Verlangen, die Macht zu haben, daß Alles, was wir uns wünschen, auch geschehen müsse. Der Mensch ist aber unersättlich im Wünschen und Begehren, und hätte er auch noch die Macht, alle seine Wünsche in's Werk zu setzen, wie würde er im Augenblick die ganze Ordnung der Welt umstürzen, um Alles nach seinen Wünschen und Begierden einzurichten! Wohl den Meisten würde es als das höchste Glück erscheinen, über alle andern Wesen Gewalt zu haben, wie Gott allmächtig zu sein und die ganze Welt zu ihren Füßen liegen, ihrem leisesten Winke gehorchen zu sehen. Dieses Glück — welch' Unglück für die Welt und alle übrigen Menschen! welch' Unglück für den eigenwilligen Menschen selbst! Ein allmächtiges Wesen ohne unendliche Vollkommenheit, Liebe und Weisheit wäre das furchtbarste Ungeheuer und zugleich das unglücklichste Wesen. Ein Wesen, dem nichts widerstehen könnte, und das doch nicht in reiner Liebe beseligt wäre und

---

[1] Joh. 14, 10.

beseligen wollte, würde nur zerstören können und müßte Alles vernichten rings um sich, und wenn Alles vernichtet wäre, seine Wuth sogar gegen sich selbst wenden, um sich selbst zu vernichten, und wenn es das nicht könnte, ewig sich selbst zu quälen.

3. Nicht die Macht macht selig, sondern die Liebe. Wer dem Menschen die Macht verleihen würde, alle seine Wünsche zu befriedigen, würde ihn darum nicht glücklich machen. Nur wer ihm die Liebe und die Erkenntniß gibt, das Rechte zu wollen, macht ihn glücklich, weil er ihn gut macht. Gut machen kann aber Gott den Menschen nur, wenn der Mensch will. Der gute Wille ist die Bedingung aller Seligkeit.

Nicht durch die Macht wird der Wille geheiligt, sondern nur durch die Liebe. In der Liebe ruht die Macht des Willens, im Willen die höchste Macht der freien Natur. Zur übernatürlichen Macht des wahrhaft freien Willens kommen wir nur durch die Liebe. Die Liebe aber kennen wir in ihrer göttlichen Natur nur durch den Sohn. Nur durch den Sohn können wir zum Vater kommen. Aber der Vater gibt dem Sohne seine Macht. Der Vater gibt aber auch in uns Zeugniß von dem Menschensohne. Was die Liebe des Sohnes im Herzen des Menschen erweckt, vollzieht die Macht des Vaters. Die Liebe allein ist und macht allmächtig. Aber gerade darum, weil es uns so leicht wird, zu wünschen, und so schwer, zu wollen, weil wir so gerne herrschen und so schwer gehorchen, so gerne den natürlichen Trieb nach Genuß und Macht in uns nähren und so weit von der wahren Freiheit des Willens entfernt sind, lieber der natürlichen Begierde gehorchen, als der Freiheit des Geistes, darum muß unser Herz erst durch das Gefühl der natürlichen Ohnmacht geläutert und zur Erkenntniß geführt werden, daß alle Macht nur in der Liebe wohnt, und daß alle Wunder nur in der wahren Befreiung des Willens von irdischem Wünschen verborgen liegen. Je schwerer wir dieß begreifen, um so tiefer muß uns Gott unsere Ohnmacht fühlen lassen. Darum müssen vor Allem alle eitlen, und sogar die meisten unschuldigen, ja sogar gut gemeinten Wünsche des Menschen unerfüllt bleiben, damit er lerne, daß Wollen mehr ist als Wünschen, daß der wahrhaft in der Liebe Christi wiedergeborene und erneute Wille gar nichts wünscht, sondern nur will, was Gott will.

4. Wenn wir in der schönen Sommerzeit, in welcher rings umher Alles im reichsten Schmucke prangt, durch das wallende Korn hinwandeln, über die fruchtbaren Thäler und ihre reiche Pracht zu den blauen Bergen hinblicken und in Gedanken allen Reichthum beherzigen, der sich nur auf

der winzigen Strecke entfaltet, die unser Auge überblickt; so erfüllt unser Herz eine freudige Rührung, daß wir geboren sind, dieß Alles zu sehen, zu empfinden, zu bewundern, daß unsere Seele die Fähigkeit hat, die tausendfache Pracht der Schöpfung in sich aufzunehmen und gleichsam in vergeistigten Bildern in sich wieder zu erzeugen, daß Alles, was unser Auge sinnlich schaut, dem Geiste nach unser ist, wenn wir nur die angeborne Kunst üben wollen, die sinnliche Erscheinung in's Geistige zu übersetzen. Dennoch ergreift uns auch eine gewisse Wehmuth, daß unser Herz so arm ist und nicht Macht hat, auch nur eine einzige Blume der unendlich geschmückten Flur hervorzubringen, der blühenden Natur auch nur einen Grashalm hinzuzufügen. Auf hohen Bergen stehend, lassen wir den Blick so gern von Bergesspitze zu Bergesspitze und über die unermeßliche Ebene schweifen und freuen uns der Unermeßlichkeit, die uns umgibt. Aber es ist doch ein geheimes Weh in uns, eine stille, unerfüllte Sehnsucht; wir möchten von Spitze zu Spitze uns schwingen, dort auf jenen äußersten Schneegipfeln stehen und in noch weitere Fernen schauen. Alles Sichtbare, und sei es noch so unermeßlich, genügt dem sehnenden Herzen nicht. Es möchte Alles und Alles auf einmal überschauen und besitzen und vermag es nicht, und fühlt sein Unvermögen nur um so mehr, je mehr es sieht und überschaut. Wenn wir nur Flügel hätten, meinen wir oft im träumenden Herzen, um uns überall hinzuschwingen, wohin die sehnende Seele im Augenblicke zu gelangen wünscht, als ob Flügel dieses innere Sehnen heilen, das äußere Anschauen die innere Krankheit heben könnte! Auch Flügel würden uns sicher nicht schnell genug zu den Punkten tragen, wohin ein falsches Sehnen begehrt, und wenn, so würde auch dort wieder nur Sehnsucht und unerfülltes Wünschen uns begegnen. Was wir nicht im Geiste besitzen, zu unserm innern Eigenthum zu machen verstehen, läßt uns nur das leere Wünschen übrig, aber verleiht uns keine Macht.

5. Noch näher liegt der Wunsch, sich selber helfen zu können in Krankheit und Leiden. Der Mensch würde nie Schmerzen leiden wollen, wenn es in seiner Macht stünde, sich selbst helfen zu können. Der Wunsch ist um so lebendiger, je ohnmächtiger der Wille ist. Der Wunsch bleibt unerfüllt, wenn er nicht das Rechte will. Er will aber nicht das Rechte, sobald er das, was Gott so gefügt hat, wie es ist, anders haben möchte, als es ist.

Ja selbst dann, wenn wir aus Liebe zu Andern wünschen und beten, daß es anders sein möchte und es wird nicht, auch dann haben wir

nicht das Rechte gewollt. Schwer ist es, am Krankenlager zu stehen, die Schmerzen des Mitmenschen zu sehen und nicht helfen zu können. In unsäglichem Jammer windet sich die Seele, möchte helfen und retten und kann es nicht. Wir beten und flehen zum Himmel, und wollen fast verzagen vor Elend. Wir stehen machtlos, und wissen nicht einmal, warum es so ist und sein muß, und können noch weniger helfen und retten. Das ist wohl eine harte Probe unseres Gehorsams und unserer Demuth vor Gott. Aber doch eine nothwendige Probe, sonst würden wir nicht den Unterschied des göttlichen und menschlichen Willens in seiner Größe erkennen.

6. Aber ist denn nicht denen, die glauben, verheißen, „daß sie im Namen Jesu Teufel austreiben und Schlangen aufheben können, ohne daß es ihnen schadet, und daß, wenn sie Kranken die Hände auflegen, diese gesund werden?“ [1] Warum gehen denn diese Verheißungen nicht in Erfüllung? Allerdings gehen diese Verheißungen in Erfüllung, wenn wir in rechter Weise ihre Erfüllung suchen. Der rechte Glaube wirkt allerdings Wunder, ja er ist eben selbst das erste und nothwendigste Wunder. Daß der Mensch seinen natürlichen Willen mit Willen verläugnet, ihn ganz dem göttlichen unterordnet, diesem göttlichen Willen sich unbedingt hingibt und mit unbegrenztem Vertrauen von Gott die Beseligung seines Herzens erwartet, das ist das erste und einzig nothwendige Wunder der göttlichen Gnade.

7. Alles, was in vollkommen freier Liebe und bloß aus Liebe zu Gott vollbracht wird, ist der Ohnmacht der natürlichen Begierde und des selbstsüchtigen Eigenwillens gegenüber wesentlich ein Wunder, nicht in der äußern Erscheinung, denn die einfachsten, geringfügigsten Mittel können dieser Liebe zur Offenbarung ihrer übernatürlichen Gesinnung dienen, sondern nach innen. Die wahre freie Liebe setzt die Umwandlung der selbstsüchtigen Begierde in freie Herrschaft des Willens über die Natur voraus. Der Wille, der gegen den blinden Trieb der Natur frei dem göttlichen Willen gehorcht, ist ein umgewandelter, wahrhaft frei und in sich mächtig gewordener Wille. Alles, was der Mensch in dieser Freiheit des Geistes wirkt, ist ein Wunder, und ein größeres und beseligenderes Wunder, als jedes Wunderzeichen nach außen. „Freuet euch nicht darüber,“ spricht Christus zu seinen Jüngern, „daß euch die

---

[1] Matth. 10, 1. Marc. 3, 13. Luc. 9, 1.

Geister unterthänig sind, sondern darüber, daß eure Namen im Buche des Lebens eingeschrieben sind" [1].

Alle andern Wunder sind zur Seligkeit nicht nothwendig. Von diesem Wunder der Wandlung alles natürlichen Lebens durch die Liebe aber hängt das ewige Leben ab. Es ist das Wunder, in dem alle andern erst den rechten Werth erhalten.

8. Die Umwandlung ist ein Wunder der Natur in äußerlicher, ein Wunder göttlicher Gnade in innerlicher und geistiger Beziehung. Die Wandlung der Körper und Stoffe in einander geht gleichfalls auf wunderbare Weise vor sich. Die Pflanze greift mit der Wurzel in die Erde und saugt aus derselben Nahrung für ein der Erde fremdes Leben; das Thier verzehrt die Pflanze und verwandelt das grüne Kraut in warmes Blut und schöpft Empfindung aus dem Unempfindlichen. Wie geht das zu? Wie kam diese Macht in Pflanze und Thier? Das ist das unergründete und unergründliche Geheimniß des Lebens, das Wunder des schaffenden Wortes.

In derselben Weise beruht alles Leben auf dieser geheimnißvollen Umwandlung. Der Mensch theilt mit dem Thiere dieselbe natürliche Macht. Auch sein Leib hat jene Kraft, das, was er als Nahrung empfängt, in Fleisch und Blut zu verwandeln. Aber diese Macht hängt von unveränderlichen und nothwendigen Naturgesetzen, nicht vom Willen des Menschen ab.

In der Seele des Menschen liegt noch eine höhere Macht; sie vermag das, was wir sehen und hören, in sich aufzunehmen und umzugestalten, in Bild und Rede wiederzugeben, was die Sinne äußerlich wahrgenommen. Aber auch diese Macht der Seele muß gleichfalls wieder eine Umwandlung erfahren, wenn das, was in der Seele unbewußt sproßt und blüht, zur geistigen Frucht reifen soll. Wer es versäumt, die natürliche Anlage durch fortgesetzte Anstrengung und eigene Thätigkeit zum geistigen Besitzthum zu erheben, verliert die angeborne Kraft. „In eurer Geduld werdet ihr euere Seelen besitzen" [2], sagt der Heiland.

Darum sehen wir so viele Jünglinge und Jungfrauen von reichen Talenten, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, im Alter geistig verkommen und dem Geiste wie der Seele nach gänzlich verarmen, weil sie Alles ihrer Natur, und nichts ihrer eigenen Thätigkeit verdanken wollten, weil der Wille nicht die Herrschaft über die Anlage der Seele

---

[1] Luc. 10, 20. [2] Luc. 21, 19.

gewann. Was wir aber nicht mit bewußter Freiheit besitzen und beherrschen, gehört uns nicht eigen, sondern ist anvertrautes Gut, das uns wieder genommen wird. Darum sagt die Schrift: „Wer nichts hat, dem wird auch das Wenige, was er hat, genommen; wer aber hat, dem wird auch noch gegeben werden“ [1].

Auch hier muß das Allgemeine und Natürliche in ein Persönliches, das Besitzthum der Seele in den Besitz des Geistes umgewandelt werden.

9. Aber damit ist die Stufenreihe der Wandlungen noch nicht erschöpft. Das, was wir im Geiste und mit Willen besitzen, müssen wir erst Gott zum Opfer bringen, um es mit Recht und zu unserer Beseligung besitzen zu können. Auch der Wille muß umgewandelt, der selbstische, natürliche und sündhafte Wille muß in einen heiligen und göttlichen verwandelt werden. Wir müssen lernen, nichts aus uns und für uns, sondern Alles in Gott und durch Ihn besitzen zu wollen, um in rechter Freiheit etwas besitzen und mit ewiger Freude genießen zu können.

10. Wer aber Alles Gott zum Opfer bringt, hat dadurch nichts verloren, sondern Alles gewonnen. Er erhält es umgewandelt und geheiligt aus Gottes Hand zurück. Wie die Speise etwas Edleres wird als sie war, dadurch, daß sie in Fleisch und Blut verwandelt wird, so wird der Wille, und in dem Willen jede geistige Kraft durch diese Umwandlung in sich selbst veredelt. Der Gottliebende ist darum nicht verstandlos und machtlos, daß er Verstand und natürliche Kraft in Gottes Hände legt. Gerade die thätige Liebe macht ihn erst wahrhaft stark und gibt ihm die rechte Erkenntniß. Auch in diesem Sinne gilt das Wort des Herrn: „Wenn ihr den Menschensohn werdet erhöht haben, dann werdet ihr erkennen, daß ich es bin.“ Das Menschliche muß in der Liebe Christi als Opfergabe Gott dargebracht und so erhöht werden, damit wir den Sohn erkennen und durch Ihn den Vater, und den Willen wie die Gnade des Vaters, durch welche wir die natürlichen Gaben empfangen haben. „Wer thut, was dem Vater,“ dem Geber der natürlichen Gaben, „wohlgefällig ist, den läßt er nicht allein.“

Es ist ein gänzliches Mißverstehen der Wirkung göttlicher Gnade, wenn man von Gott äußere Wunder erwartet und das innere Wunder der Umwandlung des natürlichen Mittels in ein geistiges, gottgeheiligtes Werkzeug zum Guten nicht erkennt. Wer statt selbst zu studiren und

---

[1] Matth. 25, 29.

die Früchte seines Studiums Gott zum Opfer zu bringen, alle Erkenntniß lediglich vom hl. Geiste erwartet, den hl. Geist für sich arbeiten, statt seine Arbeit von Ihm segnen und heiligen lassen möchte, wird nie den hl. Geist empfangen. Wer glaubt, er bedürfe der äußern Mittel nicht, hat auf die innere Umwandlung verzichtet. Es muß zuvor eine Opfergabe da sein, die Gott verwandeln kann.

11. Die Umwandlung aber ist eine innere und nicht eine äußere. Ist das Opfer gebracht, tritt das Wunder der Gnade ein, so muß die Wirkung nicht äußerlich sichtbar sein. Auch in der hl. Messe bleiben die Gestalten bei der hl. Wandlung unverändert. Allerdings gibt die Kraft des Vaters Zeugniß für diese Umwandlung, allerdings sehen wir Martyrer und Heilige außerordentliche Thaten üben und dadurch Zeugniß geben von der Kraft Gottes, die in ihnen gewirkt und ihrer natürlichen Kräfte zu außerordentlichen Wirkungen sich bedient hat. Allein diese Wirkungen nach außen müssen nicht eintreten, und sind nicht wesentlich nothwendig zur Beseligung dessen, durch den Gott sie wirkt. Wenn sie eintreten, so geschieht es in Folge der vorhergehenden Verwandlung des natürlichen Seelenzustandes oder aus dem Grunde einer besondern Absicht der göttlichen Vorsehung für Andere. Zur Erneuerung des Willens reichen die gewöhnlichen und ordentlichen Mittel der menschlichen Thätigkeit, deren die Gnade sich bedient, vollkommen hin. Nur der Geist und die Gesinnung, die sich in ihnen kund gibt, gibt ihnen ihren außerordentlichen Werth.

12. Je nachdem der Mensch eine natürliche Anlage hat vom Vater, wird eine andere Frucht vom Geiste Christi in ihm gereift. Anders erscheint die Wirkung göttlicher Gnade im hl. Augustinus, anders im hl. Stephanus, anders in Petrus, anders in Paulus oder Johannes, in jedem in seiner Weise. Gerade in dieser Eigenthümlichkeit der Heiligkeit der Einzelnen liegt das Zeugniß des Vaters und Schöpfers. Das Erste ist, daß nicht unser natürlicher Wille herrscht und lebt, sondern daß Christus in uns lebe, und das Zweite, daß der Vater Zeugniß gebe für dieses Leben Christi in uns durch die Werke der Erkenntniß und Liebe. Wenn beide für einander zeugen, haben wir in diesem doppelten Zeugniß die Gewißheit, daß wir wiedergeboren sind in der Macht des Vaters durch die Liebe des Sohnes und die Kraft des hl. Geistes zum ewigen Leben.

XLVIII.

Text: „Jesus sprach zu den Juden, die an Ihn glaubten: Wenn ihr bei meinem Worte bleibet, so seid ihr meine wahren Jünger. Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Sie antworteten Ihm: Wir sind Nachkommen Abrahams, und waren nie Jemands Knechte; wie sprichst du denn: Ihr sollt frei werden? Jesus antwortete ihnen und sprach: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Jeder, der Sünde thut, ist ein Knecht der Sünde. Ein Knecht bleibt nicht immer im Hause; aber der Sohn bleibt ewig darin. Wenn euch also der Sohn frei macht, dann seid ihr wahrhaft frei."

(Joh. 8, 31—36.)

Inhalt: Ueber die wahre Freiheit in und durch Christus.

1. In der Aufzählung der Kennzeichen der geistigen Wiedergeburt des Menschen durch den Geist des Christenthums kommt nun der Evangelist auf das dritte derselben zu sprechen, und nennt uns als solches die christliche Freiheit. Gewiß ein Name, dessen Klang heutzutage einem Jeden vielfältig zu Ohren gekommen, wenn auch dessen wahre Bedeutung den Meisten unbekannt geblieben ist. Kein Wort ist in den letztvergangenen Zeiten wie in der Gegenwart so viel gebraucht und so viel mißbraucht worden, als der Name der Freiheit. Daraus, daß mehr als sonst unter den Menschen von Freiheit die Rede ist, folgt nicht, daß sie auch mehr davon verstehen. Je mehr man von etwas redet, desto weniger pflegt man es in der Regel zu überlegen und zu verstehen. Alle brauchen dasselbe Wort, und jeder denkt sich etwas Anderes dabei, und meistens nicht das Richtige. Auch den Juden ist der Name der Freiheit nicht fremd. Auch sie legen sich das Wort in ihrer Weise aus, und verstehen es eben darum falsch. „Wir sind Söhne Abrahams, und waren nie Jemands Knechte", entgegnen sie dem Herrn, „wie sprichst du denn: ihr sollt frei werden?" Daß die wahre Freiheit des Menschen in der Freiheit von Sünde und Schuld bestehe, daß die Menschen von dieser Knechtschaft der Sünde sich nicht selbst frei machen können, daß sie eines Erlösers bedürfen, daß nur der Eine, der selbst frei ist von

aller Sünde, daß nur der Sohn Gottes uns frei machen kann von dieser Knechtschaft, das begreifen sie nicht.

2. Aber begreift es denn die gegenwärtige Zeit? Begreifen wir es, an welche die Aufforderung Christi und der Kirche in so vielfacher Weise ergeht, und denen so viel Gelegenheit geboten ist, sich von der Knechtschaft der Sünde loszusagen, daß alle Freiheit lediglich in der Freiheit von der Sünde und in dem freiwilligen Gehorsam und Vertrauen gegen Gott besteht? Ist nicht gerade in unserer Zeit mehr als je das unselige Bestreben herrschend unter den Menschen, statt durch die Gnade Christi von der Herrschaft der Sünde sich loszureißen, frei werden zu wollen vom Christenthum, um der eigenen sündhaften Willkür desto unbedingter nachkommen zu können? und wird nicht gerade heutzutage der Name der Freiheit am meisten darauf angewendet, wofür er am wenigsten paßt, auf die völlige Schrankenlosigkeit und Zügellosigkeit der ungebundenen Willkür?

Allerdings liegt dieser Irrthum, Freiheit zu nennen, was höchste Unfreiheit und Unselbstständigkeit des Willens ist, in der verdorbenen Natur des Menschen. Aber eben darum ist er um so gefährlicher, und muß um so entschiedener bekämpft werden. Seit der erste Mensch im Paradiese durch Ungehorsam gegen das erste Gebot Gottes eine falsche Freiheit zu erringen versucht hat, ist die sündhafte Verkehrtheit des Willens vorherrschend in der menschlichen Natur. Seitdem begehrt die natürliche Begierde, statt nach wahrer Freiheit in Gott zu ringen, nach schrankenloser Willkür, nach Unabhängigkeit von aller natürlichen und sittlichen Ordnung, und vor Allem nach Unabhängigkeit von dem göttlichen Gesetze, begehrt nach einer Freiheit, die sie nicht behaupten und nicht einmal vernünftigerweise begehren kann, verschmäht dagegen diejenigen Mittel und Bedingungen, durch welche der Wille allein zeigen kann, daß er wahrhaft frei ist.

3. Wenn Gott dem Menschen leibliche Organe und Kräfte, bestimmte Grenzen und Schranken der Natur angewiesen hat, so wollte er damit dem Menschen ein eigenes Gebiet überlassen, damit er dasselbe überschauen, beherrschen, nach bestimmten Absichten im Dienste des Geistes gebrauchen könne. Er erhielt ein eigenes Reich zum Besitze angewiesen, das er durch eigene Thätigkeit beherrschen sollte.

Das eben will aber der verkehrte Wille nicht. Er möchte besitzen ohne Thätigkeit und eigene Anstrengung. Es sollten ihm alle Güter von selbst zufallen, als ein Geschenk des Glückes. Er möchte Alles

haben, ohne irgend etwas zu thun, gleich als ob die Freiheit im Haben sich kund gäbe und nicht im Handeln. Er möchte wissen, Vieles, Alles — aber es sollte keine Anstrengung erforderlich sein. Mühelos möchte er Alles gewinnen. Jede Anstrengung, jedes Hinderniß ist ihm verhaßt. Vor Allem aber Alles, was Aufopferung, Entsagung, Entbehrung und Leiden heißt. Davon am allermeisten möchte er frei sein.

Und wenn er davon frei wäre? hätte damit auch sein Wille an freier Kraft und Selbstständigkeit zugenommen? oder nur dessen Machtlosigkeit sich gezeigt? Darin hat der erste Mensch seine Freiheit mißkannt und mißbraucht, daß er nicht durch die That und durch die Ueberwindung des unfreien Gelüstens, sondern durch den Genuß glücklich werden wollte. Nur durch die Bethätigung der natürlichen Anlage durch den Willen, der allein nach vernünftigen Zwecken handeln kann, und wirklich handelt, wenn er dem göttlichen Gebote gehorcht, wird der Geist frei. Seit dem Falle des ersten Menschen aber ist ein Uebergewicht des natürlichen Begehrens dem freien Willen gegenüber in der Natur. Nur im Kampfe gegen diese natürliche Unfreiheit bewährt sich die Freiheit des Willens. So lange die Sünde und der Ungehorsam in uns mächtig ist, ist die Freiheit ohnmächtig. Je mehr der Mensch seinen Begierden und seinem natürlichen Verlangen gegenüber sich gehen läßt, um so unfreier wird er. Seine Bedürfnisse, seine üblen Gewohnheiten mehren sich, die Kraft des Willens nimmt ab. Je mehr er begehrt, desto weniger hat er, je mehr er nachgibt, desto größere Last legt er sich auf, desto schwerere Fesseln schmiedet er dem freien Geiste. Am Gegensatz muß die Kraft sich offenbaren; im Kampfe zeigt sich erst die wahre Freiheit.

4. Die Nothwendigkeit und Wichtigkeit dieses Kampfes offenbart sich, wie der leiblichen Natur gegenüber, so vorzüglich im Verkehr mit den Mitmenschen. Je unfreier, willenloser, selbstsüchtiger der Mensch ist, desto größere Anforderungen macht er an Andere, desto ungeduldiger, undienstfertiger, liebloser ist er Andern gegenüber. Je größer seine Genußsucht, desto mehr quält ihn der Neid auf den Besitz Anderer; je größer sein Ehrgeiz, um so feindseliger stellt er sich der Ehre und dem Verdienste Anderer entgegen; je unbändiger seine Willkür, desto heftiger stoßt er sich an aller Ordnung, an allen Rechten und Gesetzen. Er möchte Alles anders, als es ist, weil es nicht so ist, wie seine Laune es wünscht; er sucht, ob er nichts zu tadeln finde an der bestehenden Ordnung, und freut sich heimlich über alle Ungerechtigkeit der Welt,

um öffentlich recht von Herzen schimpfen, und das Gelüsten seines Herzens nach Auflösung aller Ordnung unter dem Scheine des Widerwillens gegen die bestehende Unordnung verstecken zu können. Das ist's, was der selbstsüchtige Wille Andern gegenüber verlangt. Alle Rechte Anderer sollten nicht sein, damit er allein Recht behielte. Gleich als ob eine Verbindung bestehen könnte ohne Verbindlichkeiten für Alle, oder als ob der Mensch ohne Verbindung mit den Menschen überhaupt nur leben oder stark und frei sein könnte!

Stoße das neugeborne Kind hinaus aus aller Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft, und du stoßest es auch aus dem Leben hinaus. Aber auch der Erwachsene kann nicht leben ohne die Dienste Anderer, und könnte er es dem Leibe nach, sein Herz könnte es nicht und sein Geist nicht. Der Mensch kann nicht leben ohne geistigen Verkehr. Ohne Unterricht wird er nicht geistig mündig; ohne Austausch seiner Gedanken nicht geistig reif; ohne Liebe nicht seiner Freiheit sich bewußt. Er mag sich im Unmuth des gekränkten Stolzes zurückziehen von den Menschen, mag sich in eigenwilliger Abgeschlossenheit gefallen, aber selbst dieser Unmuth ist Zeuge dafür, daß das Herz Liebe sucht und Liebe bedarf, wenn es glücklich und frei sich fühlen soll.

Wer nicht lieben kann, ist auch nicht frei. Nur in Verbindung mit Andern offenbart sich die Freiheit. Verbindung aber ist nicht ohne gegenseitige Verbindlichkeit. Wo Menschen verbunden sind, muß es auch bestimmte Rechte geben, muß der Einzelne dem Ganzen gegenüber sich beschränken, und Opfer bringen, und eben dadurch zeigen, daß er frei ist. Darum steht das allgemeine Recht unter höherm Schutz. Wer seiner Willkür zu Gefallen die bestehenden Rechte Anderer verletzt, verletzt das göttliche Gebot, und damit den höchsten Grund aller menschlichen Freiheit.

5. Aber gerade dieß sieht der verkehrte Wille am wenigsten ein. Das Gebot Gottes erscheint ihm als die erste und höchste Beeinträchtigung seiner Freiheit. Gott hätte nach der Meinung dieses verkehrten Strebens dem Menschen gar kein Gebot geben sollen, dann wäre es schön in der Welt, und der Mensch frei und glücklich. Er hätte dem Menschen sagen sollen: Da hast du das Paradies, ich habe es dir auf's Beste eingerichtet, nun gehe hin und thue, was dir beliebt; baue, zerstöre, verderbe oder pflege Alles, wie du willst, ich gebiete dir nichts und verbiete dir nichts! Welch' ein Leben! wie frei konnte der Mensch sein! Kein Gebot, keine Sünde, keine Strafe! Warum hat es Gott

nicht so gemacht? Hat Er dem Menschen sein Glück und seine Freiheit mißgönnt? oder ist es nicht gerade sein Glück und seine Freiheit, um derentwillen Er ihm das Gebot gegeben?

6. Wie konnte der Mensch seiner Freiheit sich bewußt werden, ohne ein Gebot Gottes? Wie der Leib nicht lebt ohne Speise, so muß auch der Wille seine Nahrung haben. Die Nahrung des Willens aber ist das Gebot des Herrn. Der Mensch lebt dem Geiste nach von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Gott hat dem Menschen das Gebot nicht auferlegt als eine willkürlich erfundene Last zur steten Qual seines Lebens, sondern hat es ihm gegeben aus Gnade und sorgender Liebe.

Bindet denn der Weingärtner die Rebe an den stützenden Pfahl, um sie zu beschränken? Oder könnte die Rebe sich vom Boden erheben und Früchte tragen ohne eine solche Stütze? Ebenso wenig kann die Freiheit des Willens sich über die natürliche Begierde erheben und Früchte des Geistes bringen ohne die Stütze des göttlichen Gebotes. So wenig das Gewölbe eines Gebäudes ohne Wand und Säule in der Höhe sich erhalten kann, so wenig kann der Wille ohne Gottes Gebot die Höhe der geistigen Kraft erreichen.

Das Gebot gibt dem Willen erst die Möglichkeit, frei zu handeln. Wenn der Mensch vom Gesetze frei zu sein verlangt, so verlangt er eine Freiheit, die nicht möglich ist, und die er auch nicht im Ernste wollen kann. Mit dem Verlangen nach einer solchen Freiheit gibt er nur die wahre Freiheit selber auf.

7. Das zeigt sich in seiner Beurtheilung Anderer auf der Stelle. Hier anerkennt er die Nothwendigkeit des Gebotes. Er selbst möchte zwar frei sein von jeder Schranke, aber nur, um Andern desto strengere Gesetze vorzuschreiben. Wenn sich Alles seiner Willkür fügen würde, dann würde er zufrieden sein. So glaubt und hofft er wenigstens, täuscht sich aber offenbar selbst in diesem Glauben. Welches Glück kann der Gehorsam und die Unterwürfigkeit Anderer gegen unsern Willen unserm Herzen geben, wenn wir nicht die beseligende Kraft der Liebe in unserm Herzen tragen? Eine augenblickliche Laune unserer Willkür macht auch dann nicht glücklich, wenn sie erfüllt wird; die Erfüllung derselben vermehrt nur die Launenhaftigkeit unseres Herzens. Die wechselnde Laune des unbeständigen Herzens ist selbst nur ein Zeugniß, wie wenig es sich glücklich fühlt. Wie die Willkür, wenn sie herrschend wird in uns, uns selbst unglücklich machen müßte, würde sie auch das Leben der Menschen

mit einander unmöglich machen. Unmöglich kann Jeder Allen gebieten und Allen gehorchen.

8. Aber ich will nicht, spricht der Weltverbesserer, daß man mir gehorche, man soll nur der Vernunft gehorchen, dem Gesetze der Natur sich unterwerfen. Also doch einem Gesetze! und welchem? Kann die Natur in ihrer unbewußten Nothwendigkeit Gesetzgeberin für den freien Willen des Menschen sein? Wo bleibt dann seine Freiheit, wenn er dieser Gesetzgeberin gehorchen muß?

Oder ist die Vernunft diese Gesetzgeberin? Die Vernunft für sich ist kein persönliches Wesen. Sie spricht nicht und gibt kein Gebot. Soll aber das Wort des einzelnen vernünftigen Wesens gesetzgebend für Alle sein, wo ist dann Uebereinstimmung? Macht nicht Jeder mit gleichem Rechte darauf Anspruch, daß seine Ansprüche die vernünftigeren sind? Oder gibt es eine allgemeine Vernunft, die alle Menschen anerkennen wollen und müssen, weil sie unter nothwendigem Zwange zum Halten ihrer Gesetze uns verbindet? Dann ist wieder die Freiheit ausgeschlossen.

Allerdings gibt es ein nothwendiges Vernunftgesetz, aber dieses Vernunftgesetz hat für das sittlich freie Leben keine unmittelbar bindende Bedeutung. Das Vernunftgesetz ist ein von Gott für die Natur des vernünftigen Denkens, aber keineswegs ein von der denkenden Vernunft für die menschliche Natur und die sittliche Freiheit gegebenes Gesetz. Nur in der freien Anwendung dieses Gesetzes liegt der sittliche Werth, nicht in der Unterwerfung des Willens unter jenes Gesetz. Wenn wir denken, können wir nur dann richtig denken, wenn wir die nothwendigen, vor unserm Denken schon gegebenen Verhältnisse, nach denen die geistige Bewegung fortschreiten kann, berücksichtigen. Es ist ähnlich wie bei der physischen Bewegung. Der Körper verliert das Gleichgewicht und fällt, sobald er nicht nach den Verhältnissen der körperlichen Veränderung des Schwerpunktes sich in seiner Bewegung richtet. Ebenso verliert der denkende Geist das Gleichgewicht und irrt, sobald er in seiner Bewegung den richtigen Punkt der Vergleichung nicht findet oder beachtet. Diese Mißachtung kann eine freiwillige und unfreiwillige sein. Ist sie eine freiwillige, mißkennt der Geist mit Absicht die richtigen Verhältnisse der Vergleichung, so ist die Verletzung des Vernunftgesetzes auch ein sittliches Vergehen. Der Mensch irrt dann, weil er will. Im Willen aber liegt die Sünde, nicht im Naturgesetze. Das Naturgesetz bindet den Willen nur, in wiefern er in demselben ein von Gott gegebenes Verhältniß und Gesetz vor sich sieht. Ohne diese Unterscheidung gibt

es keine freiwillige Uebertretung des Naturgesetzes, sondern der Mensch müßte das Gesetz blind erfüllen, inwiefern es eben durch die Natur selbst gegeben ist, oder wenn er es übertreten könnte, wäre es eben kein allgemein bindendes Gesetz. Erst der Wille, weil er frei ist von diesem Gesetze, macht unsere Thaten sittlich gut oder schlecht. Den freien Willen kann nur ein freigegebenes Gebot zum vollen Bewußtsein seiner freien Bestimmung führen, nicht ein bloßes Naturgesetz.

9. Der Mensch verläugnet die Freiheit, sobald er der reinen Vernunftnothwendigkeit oder der blinden Begierde gehorcht. Nur im Gehorsam gegen die Gebote Gottes, der allein frei ist, und freie Wesen will, und von diesen freiwilligen Gehorsam verlangen kann, ist wahre Freiheit möglich. So lange wir aber die Schwäche unserer Vernunft, die Verdorbenheit unserer Natur nicht einsehen wollen, ist keine Freiheit möglich, und wir dienen, in der Meinung frei zu sein, der Sünde und der unfreien Lust. Darum sagt das Evangelium: „Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Mit der Einsicht in diese Verdorbenheit der Natur und der eigenen freiwilligen Sünde, in welcher wir dieser verdorbenen Natur die Herrschaft eingeräumt haben, beginnt die Möglichkeit der Befreiung von dieser Knechtschaft. Die Wirklichkeit aber wird uns erst durch die Erlösung von dieser Knechtschaft durch Christus zu Theil.

10. Nur der Sohn Gottes konnte uns wahrhaft frei machen von der Unfreiheit der Natur und des sich selbst überlassenen Willens. Wie könnte der Wille des Menschen seine Freiheit bethätigen, wenn er keine persönliche Offenbarung Gottes, welcher er in freiwilligem Gehorsam sich unterwerfen kann, vor sich hätte? Der Natur gegenüber kann er bloß Willkür üben, ohne Kenntniß und Wahl eines höhern Lebens, oder dem unfreien Triebe gehorchen und durch diese Unterwerfung unter das Unfreie selbst unfrei werden. Zuerst mußte das Wort Gottes überhaupt dem Menschen Göttliches offenbaren, damit er nur überhaupt den Unterschied von Freiheit und Unfreiheit erkennen, und im Gehorsam gegen Gottes Wort die Macht des Willens bewähren konnte. Diesem Gebote konnte der Mensch gehorchen, wenn er wollte. Er konnte aber auch widerstreben und sündigen. Sündigte er aber, so war damit auch die erste Entscheidung des Verhältnisses von Natur und Wille gegeben für alle spätern Menschen. Es trat ein Zustand ein, von dem wieder nur der Sohn Gottes die Menschen befreien konnte, indem Er ihnen die erste Offenbarung der wahren Freiheit in höherer und innigerer Vereinigung mit der menschlichen Natur mittheilte. Nur der Sohn Gottes

konnte die höchste Liebe geben, und durch diese die Menschheit frei machen von Schuld und Sünde.

11. Um aber dieser Gabe des Sohnes Gottes theilhaftig zu werden, muß der Einzelne diese Gnade und Liebe selbst wieder mit Freiheit ergreifen. Auch dafür gibt es keinen Zwang. Nur wer die Gnade mit freier Liebe in sich aufnimmt und bethätigt, ist wahrhaft frei.

Die Liebe Christi macht uns frei, denn sie lehrt uns das Gebot mit Liebe und voller Freiheit erfüllen; sie macht uns dem Nebenmenschen gegenüber frei, denn alle Menschen lieben und allen dienen zu wollen, kann keine Macht im Himmel und auf Erden mich hindern. Die Liebe macht uns frei, sogar von den Schranken des Leibes, seinen Schwächen, seinen Leiden und seinem Elend, indem sie uns in allen nur wieder die Gabe Gottes, das Zeichen seiner Liebe und das Mittel zur Bethätigung unserer Liebe erkennen läßt.

12. Allerdings ist auf Erden keine Vollkommenheit. Auch die Freiheit der Liebe ist nicht vollkommen. Allein auch diese Unvollkommenheit dient wieder, die Einsicht in die Schwäche unserer Natur und das Vertrauen in die Liebe zu Christus zu mehren, dem Nebenmenschen lieber zu verzeihen und ihn mit noch größerer Liebe zu umfassen, und selbst im Schmerz der Erde die Sehnsucht nach der Freiheit der Kinder Gottes nur um so lebendiger zu empfinden, und sich loszuringen von der Unfreiheit des irdischen Begehrens. Die Vollendung der Freiheit gibt erst die Ewigkeit. Die Zeit kann nur ihren Anfang ermöglichen. Wo dieselbe aber wahrhaft einkehrt, da will sie auch ewig im Geiste bleiben.

Der Geist selbst, sagt der Apostel, „bittet für uns in unaussprechlichen Seufzern“ [1] um die Freiheit, damit die Worte der Verheißung an uns sich erfüllen: „Jetzt, da ihr von der Sünde befreit und Knechte Gottes geworden seid, habt ihr die Heiligung zu euerer Frucht, und als Ende das ewige Leben“ [2].

XLIX.

Text: „Ich rede, was ich bei meinem Vater gesehen habe, und ihr thut, was ihr bei euerm Vater gesehen habt. Sie ant-

---

[1] Röm. 8, 26. [2] Röm. 6, 22.

worteten und sprachen zu Ihm: Abraham ist unser Vater. Jesus erwiederte ihnen: Wenn ihr Abrahams Kinder wäret, so thätet ihr auch Abrahams Werke. Nun aber suchet ihr mich zu tödten, mich, einen Menschen, der ich euch die Wahrheit sagte, die ich von Gott gehört habe. Dieß hat Abraham nicht gethan. Ihr thut die Werke eures Vaters. Da sprachen sie zu Ihm: Wir sind nicht unehelich geboren; wir haben Einen Vater, Gott. Jesus erwiederte ihnen: Wäre Gott euer Vater, so würdet ihr mich lieben, denn ich bin ausgegangen und gekommen von Gott. Nicht von mir selbst bin ich gekommen, sondern Er hat mich gesandt. Warum kennet ihr nun meine Sprache nicht? denn ihr könnet ja mein Wort nicht hören. Ihr seid aus dem Teufel, der ist euer Vater und nach eures Vaters Lust wollet ihr thun. Dieser war ein Menschenmörder von Anfang an, und in der Wahrheit ist er nicht bestanden; denn es ist keine Wahrheit in ihm. Wenn er Lügen redet, so redet er aus seinem Eigenthume; denn er ist ein Lügner und Vater der Lüge. Wenn ich aber die Wahrheit rede, so glaubet ihr mir nicht. Wer aus euch kann mich einer Sünde bezüchtigen? Wenn ich aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der höret Gottes Worte. Darum höret ihr sie nicht, weil ihr nicht aus Gott seid." (Joh. 8, 38—47.)

Inhalt: Von der Taubheit des Geistes gegen das Wort Gottes in ihren verschiedenen Arten.

1. Wenn die Worte Gottes Früchte bringen sollen in uns, so müssen wir lernen, sie auf uns anzuwenden. Wollen wir nun die Worte Christi: „wer aus Gott ist, höret Gottes Worte, ihr aber höret sie nicht, weil ihr nicht aus Gott seid", auf uns anwenden, so möchte es scheinen, als ob nur der erste Theil dieser Rede auf eine Versammlung angewendet werden könne, welche darum in die Kirche gekommen ist, um Gottes Wort zu hören, der zweite Theil aber nicht. Das ist im Allgemeinen wahr, und kann doch im Einzelnen gar nicht zutreffen. Wer da glaubt, durch die leibliche Gegenwart in der Kirche, durch das äußere Anhören des Wortes bereits berechtigt zu sein, sich zu denen zu zählen, die aus

Gott geboren sind, der ist auf dem Wege, das Wort des Herrn von seinem Herzen auszuschließen. Ist es denn dasselbe, ob wir Gottes Wort überhaupt anhören, oder auch die Stimme Gottes in dem Worte, das unsere Ohren berührt, mit dem Geiste vernehmen? Hat nicht Christus den in diesen Worten enthaltenen Vorwurf gerade an die im Tempel versammelten Juden gerichtet? Wenn wir auch das eine und andere Mal, und wenn wir jederzeit beim Anhören des Wortes Gottes den ernstlichen Willen haben, die göttliche Mahnung mit voller, aufmerksamer Hingebung im Herzen aufzunehmen, können wir uns darum auch schon rühmen, alle Mahnungen Gottes, die unter irgend einer Gestalt an unser Herz ergangen sind, jederzeit bereitwillig aufgenommen und verstanden zu haben?

Das Hören scheint so leicht und fällt doch in der That den Meisten so schwer, fällt ihnen um so schwerer, je leichter ihnen das Reden wird. Sie wollen Allen Alles sagen, was sie wissen und auch das, was sie nicht mehr wissen, sondern bloß noch meinen; aber Niemanden anhören. Darum ist derer, die hören, stets nur eine geringe Zahl, derer aber, die nicht hören, eine so große Schaar, daß wir sie in gewisse Klassen eintheilen müssen, um dieselben nur einigermaßen zu überschauen. Eine solche Ueberschau aber ist unerläßlich, wenn wir uns selber prüfen wollen, ob wir nicht in der einen oder andern Weise selbst zu dieser Zahl gehören. Dieser Prüfung sich entziehen wollen, heißt nur ihre Nothwendigkeit bestätigen. Wir gehören um so sicherer zu der Zahl derjenigen, welche die Wahrheit nicht hören wollen, je fester wir uns einbilden, nicht dazu zu gehören.

2. Der Arten dieser Gehörlosigkeit sind aber vor Allem drei. Zur ersten Art gehören diejenigen, welche überhaupt nur auf irgend ein bestimmtes Wort hören, alles Andere aber von ihrem Herzen ausschließen; zur andern diejenigen, welche auf alles Mögliche hören, nur nicht auf Gottes Wort; zur dritten zählen jene, welche Gottes Wort äußerlich anhören, und doch die Stimme Gottes innerlich nicht vernehmen, und den Sinn und Geist der göttlichen Worte nicht verstehen.

3. Viele wandern durch dieses Erdenleben und halten Aug und Ohr für alles Große, Schöne und Edle verschlossen, weil ihre Seele nur an Eines denkt, und nur mit Einem sich beschäftigt. Was du immer reden und fragen magst, sie sind für Alles, was außer diesem Kreise liegt, taub und stumm. Leichter magst du den Bäumen des Waldes und dem Rauschen des Flusses ein vernünftiges Gespräch abge-

winnen, als diesen so ganz auf einen einzigen Gegenstand beschränkten Gemüthern. Durch die an irgend ein bestimmtes irdisches Streben gefesselte Aufmerksamkeit wird die Seele abgestumpft für alles Andere, wird hart wie die Scholle, die der Landmann bearbeitet. Durch die auf einen einzigen Gegenstand beschränkte Aufmerksamkeit wird die Seele gleichsam abgesperrt von allen übrigen Lebensempfindungen, und wird der Erde gleich, welche, wenn sie nicht von Thau und Regen befeuchtet, nicht von zuströmenden Quellen bewässert wird, austrocknet und erstarrt. Es bringt aber jedes irdische Streben, in das der Mensch sich ganz versenkt, diese Wirkung hervor. Ob der Mensch an der Scholle klebt, von der er sich nährt, oder ob er in Putz und Eitelkeit die Kraft der Seele vertändelt, ob er in Acten und Processe sich vergräbt, oder für Actien und Procente lebt, ob er in Arbeit oder Nichtsthun das Streben nach geistiger Freiheit vergißt, sein Herz wird dumpf und öde, die Blüthe des Geistes stirbt ab, und die Seele bleibt ohne Erbtheil für ein besseres Leben, gleicht einem platt getretenen Wege, auf dem kein Samenkorn mehr wurzeln kann, einem zerstörten Weinberg oder Gartenlande, das unter den Tritten irdischer Sorge oder Leidenschaft zur Wüste geworden ist, oder der Ruine eines verfallenen Palastes. Schutt und Trümmer bezeichnen die Stelle, wo Gott so herrliche Anlagen niedergelegt. Wir wandern traurig zwischen dem verödeten Gemäuer, zwischen Dornen und Nesseln, die üppig aus dem unbebauten Grunde sprossen, und fürchten mit jedem Schritte auf eine giftige Schlange zu treten, die vielleicht allein noch in der wüsten Einsamkeit hauset.

4. Es scheint allerdings unnatürlich, daß der Mensch so sein eigenes Glück verschleudere und sich selbst der reichsten Schätze des Geistes beraube, um sein ganzes Streben auf einen nichtigen und vergänglichen Genuß oder Besitz zn beschränken. Und dennoch entspricht es ganz der gefallenen Natur des Menschen, das Nächste ergreifen und festhalten zu wollen, um nur Etwas mit Sicherheit zu haben. Indem die Seele dieses Eine, was sie ergreift, mit blinder Leidenschaft festhält, gibt sie sich der unglückseligen Täuschung hin, vom Leben selbst Besitz ergriffen zu haben, weil sie überhaupt etwas ergriffen hat. Die augenblickliche Gewißheit des Besitzes scheint ihr die Bürgschaft für einen bleibenden Besitz und für ein ewiges Leben, weil sie nicht erkennt, daß sie mit der Liebe zu dem Vergänglichen auch den Tod, der allem Irdischen innewohnt, in sich aufgenommen hat. Indem die Seele dieses Eine festhält, und ihre ganze Lebenskraft daran verschwendet, weil sie meint, in diesem

Einen das Leben selbst und Alles, was das Leben gewähren kann, zu besitzen, verliert sie das Leben und Alles das mit ihm, wozu das Leben die Seele befähigt. Wenn der Mensch sich einem solchen irdischen Streben ganz hingibt, vergißt er darüber alles Andere, und wird taub gegen die Mahnungen der Wahrheit, die ihn frei machen will von den Banden der Erde und des erdhaften Bestrebens.

5. Aber ebenso gefährlich ist es, sich dem entgegengesetzten Streben, das gleichfalls in der menschlichen Natur liegt, ganz zu überlassen. Wie die Seele besitzen will, so will sie auch unersättlich nach Anderm und Neuem streben. Diese Bewegung ist natürlich, ist erfreulich und schön, wenn sie in der Jugend sich zeigt als ein Ringen nach Kenntnissen und Erfahrungen; ist schöner noch im gereiften Alter, wenn der Mann sich die Frische der Jugend bewahrt, ein offenes Auge hat für die Schönheit der Natur, und Allem Antwort und Bedeutung abgewinnen kann, was sich entfaltet im Lichte der Sonne, ein offenes Ohr bewahrt für die Stimme der Dichter und Denker aller Zeiten und Völker, und sich zu erfreuen vermag an dem vielfarbigen und vielgestaltigen Teppich, den der Menschengeist über die Ebene der Vergangenheit gebreitet, sich begeistern kann für all' die vielgestaltigen Erfindungen der alten Fabel- und Mythenwelt, und Sinn und Verstand in den alten Sagen erkennt. Ein solcher Geist wandert über alle Höhen der Zeiten, überschaut ihre Erfindungen, und macht sich zu eigen, was ihm gefällt, freut sich des Reichthums und ist stolz auf diesen Besitz.

6. Aber auch hier lauert die Schlange unter den Blumen. Wenn der Suchende nicht das Eine Höchste, Nothwendige, das Ziel alles Strebens vor Allem im Auge, und darin einen sichern Führer durch die tausend Gestalten und widersprechenden Bildungen des Lebens hat, werden ihn die vielfältigen Erscheinungen verwirren und ablenken von der Bahn der Wahrheit. Die Natur ist stumm und gibt keine Antwort auf unsere Fragen. Die Antworten, die wir derselben durch unsere Forschung abzwingen, sind nur der Wiederhall unserer Fragen. Je nachdem wir fragen, lauten ihre Antworten. Der denkende Geist muß durch Vergleichung ihrer Gestalten sich erst mühsam über einzelne Erscheinungen belehren und unterrichten. Nicht die Natur unterrichtet und belehrt den Geist, der Geist muß die Lehre und den Unterricht durch die Regel des eigenen Denkens aus der Natur schöpfen. Kunst und Wissenschaft müssen der Natur erst Sprache geben, damit sie den Fragenden antworten kann. Aber Kunst und Wissenschaft geben wieder keine urkundliche Wahr-

heit vom Anfang und Ende des Lebens. Sie sagen nicht, wie das Leben entsteht und was es ist, sondern nur, wie es der Mensch sich auslegt. Alle Bildungen der Natur und des Menschengeistes können ebenso gut die Wahrheit verhüllen, als auf sie hinweisen. Mehr als auf sie hinweisen aber können sie nie.

Ist nun der Mensch einmal in dieses Gewühl widerstreitender Bildungen eingetreten und hat versucht, sich aus eigener Kraft in demselben zurecht zu finden, dann wird er auch Alles nach seinem Sinne deuten wollen, weil er nur dann Ruhe findet im Geiste, wenn Alles zu einer vollkommenen Einheit zusammenstimmt. Da aber diese Einheit nicht in ihm wohnt von Natur aus, versucht er es mit Gewalt, eine selbsterdachte Einheit zur höchsten zu erheben. Die Eitelkeit kommt hinzu, das Wohlgefallen an den Erfindungen des eigenen Geistes läßt ihn die eigene Erfindung für die Wahrheit selber halten, er stellt sie auf den Altar, und opfert ihr sein ganzes Leben und Streben. Dieß ist das eitle Spiel mit dem Reichthum des Geistes, der an seinen eigenen Erfindungen sich erfreut. Dieses eitle Spiel des Geistes führt zu weiter nichts, als zur Selbsttäuschung und zur Bewunderung der eigenen Einfälle und Erfindungen, welche die Liebe zur Wahrheit nothwendig von sich ausschließt. Solcher eingebildeten Weisheit ist das Christenthum verhaßt.

Die Religion des Kreuzes ist dem Hochmuth des Menschengeistes zur Qual. Er will sich selbst helfen, sich selbst Alles verdanken, sein eigener Prophet und Erlöser sein, hört nicht mehr auf die Stimme Gottes, sondern auf das Versprechen jenes Geistes, der hochbegabte Menschen gar oft auf die höchste Spitze natürlicher Geistesbildung führt, ihnen „alle Reiche der Welt zeigt und zum Eigenthum verheißt", und dann von ihnen verlangt, „daß sie vor ihm niederfallen, um ihn anzubeten" [1]. Dieses eitle Wohlgefallen an sich selbst und der errungenen Höhe natürlicher Bildungen gibt nicht mehr Gott die Ehre, sondern dem Geiste des Hochmuthes, und buhlt um den Beifall und die Gunst der Menschen, damit auch Andere den Götzen beräuchern, dem die eigene Eitelkeit dienstbar geworden ist.

Wer auf die Stimme des Hochmuthes hört, wer an sich selbst und seiner eigenen Weisheit Gefallen hat, und seine Einfälle für göttliche Eingebungen hält, der kann viel Wahres und Schönes hören und wissen, aber er hört nicht mehr die Wahrheit; er glaubt selbst in Vielem

---

[1] Matth. 4; 8 u. 9.

das Unmögliche und Unglaubliche, aber an die Wahrheit selber glaubt er nicht, weil diese die Erkenntniß der eigenen Armuth und Geisteslosigkeit von ihm verlangt. Diese Wahrheit zu glauben, ist aber dem bethörten Herzen weniger möglich, als das Unvernünftigste und Unsinnigste zu glauben und sogar für geistreich zu halten. „Weil ich die Wahrheit geredet", spricht der Herr, „so glaubet ihr mir nicht" [1]. Wenn die Schönheit und Zierlichkeit der Rede, die Vielseitigkeit des Wissens, der Reichthum unserer Kenntnisse zur Eitelkeit und zum Wohlgefallen an uns selbst uns verleiten, dann ist es höchste Zeit, diesem Reichthum und dieser Schönheit zu entsagen. „Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß' es aus, und wirf es von dir, denn es ist besser mit Einem Auge zum Leben eingehen, als zwei Augen haben, und zur Hölle verdammt werden!" [2]

7. Wenn es aber gefährlich ist, dem stets nach Neuem begierigen Verlangen des Geistes zu gehorchen, weil uns diese stets wechselnde Begierde von dem Einen höchsten, allein beseligenden Ziele der göttlichen Wahrheit abführt, und in Eitelkeit und Selbstanbetung sich verliert; wenn es ebenso gefährlich ist, alle Kräfte auf ein bestimmtes irdisches Ziel zu richten, weil dem Irdischen die Unendlichkeit und die unerschöpfliche Fülle der innern Lebenserneuerung und damit die Fähigkeit fehlt, dem Geiste genügen und ihn wahrhaft beseligen zu können, was bleibt uns dann noch für eine Wahl, um den rechten Weg zur Wahrheit zu finden? Wohl keine andere, als daß wir im unbedingten Glauben an die göttliche Offenbarung die Wahrheit, die Erkenntniß und Hülfe allein in Gott suchen. Damit allein hat der Christ ein einheitliches höchstes Ziel gefunden, welches ihn vor allem Irrthum, vor allen, von der höchsten Wahrheit abweichenden, Meinungen und Irrwegen bewahrt, und zugleich ein Ziel, welches dem Geiste ewig strömende, unerschöpfliche Quellen der Erkenntniß und beseligenden Fülle des Lebens gewährt. Die Einheit und die Unendlichkeit ist in dem Glauben an die Göttlichkeit der Offenbarung durch Christus zugleich gegeben.

8. Dennoch ist auch in diesem Glauben der Irrthum möglich, weil auch dieser Glaube wieder im Dienste der menschlichen Eitelkeit und Selbstsucht mißverstanden werden kann.

Wenn das Wohlgefallen an uns selbst einmal Macht gewonnen hat über das Herz, dann hat die Wahrheit ihre Macht über uns verloren. Nicht bloß die Erfindungen der Kunst und Wissenschaft, auch das Gebet

---

[1] Joh. 8, 48. [2] Matth. 18, 9.

und der Besuch des Gottesdienstes wird dann nur zur Veranlassung, Gott um des vermeintlichen äußerlichen Gottesdienstes willen innerlich zu verläugnen. Wer der Eitelkeit des Herzens dient, dem wird der Stein, „der Vielen zur Auferstehung gesetzt ist, zum Falle gereichen“ [1]. Er preist die Religion, weil er ihr die Ehre anthut, sie für wahr zu halten; er preist das eine und andere gute Werk, weil er dasselbe empfiehlt; er ist ein eifriger Christ, weil er auf diesen Grund hin Alle verdammen will, die nicht sind wie er. Aber er gibt bei alledem nicht Gott und der Wahrheit die Ehre, sondern sich. Er hört nicht auf Gott, sondern nur auf sich, weil er Alles, was ihm gut scheint, für Gottes Stimme hält. Rede, was du willst, mit ihm, er hört dich nicht an, denn er glaubt nicht, daß ein anderer Mensch, als er selbst, etwas Richtiges denken und sagen kann. Wehe dem Fremdling, der in seine Nähe kommt, und nicht unbedingt ihn allein hört, und von ihm allein sich zurechtweisen läßt. Er ist in die Höhle des alten einäugigen Riesen der Sage gerathen, aus der sein guter Name nicht mehr lebend herauskommen wird. Die unersättliche Begierde, überall allein gut und vortrefflich zu sein, läßt einen Solchen nichts sehen, nichts hören, als nur sich selbst. Unter welchen Vorwand diese Eitelkeit sich verhüllt, ob unter das Gewand der Aufklärung, der Bildung, der Frömmigkeit, des religiösen Eifers, oder ob sie irgend ein anderes Gewand trägt, sie ist überall die Mutter der Lüge, die Feindin der Wahrheit, götzendienerische Verläugnung des wahren Geistes Christi. Sie ist dem Drachen gleich, dessen Hauch Gift, dessen Leib undurchdringliches Erz, dessen Heißhunger stets unersättlich ist.

9. Allerdings ist es nicht möglich, daß der Glaube an Gott, der Gehorsam gegen sein Gebot, der Eifer in Gottesdienst und guten Werken, eine ächtgläubige christliche Gesinnung zu solchen Abwegen führe. Der Vorwurf heuchlerischer Frömmelei, der freilich oft genug auch den wahren Christen gemacht wird, was ist er anders als der Ausdruck boshafter Verleumdung der den Kindern dieser Welt verhaßten Frömmigkeit und guten Gesinnung? Gewiß ist dieser Vorwurf vielfältig ungerecht, aber nicht immer, und wenn er ein gerechter ist, dann enthüllt er nur um so tiefer den Abgrund der Verkehrtheit, die in dem Menschenherzen sich einwohnen kann.

Daß aber auch der Schein des Glaubens und der Frömmigkeit zum

---

[1] Luc. 2, 34.

Schilde des Abfalls von Gott und zum Anhaltspunkt der Widersetzlichkeit gegen die Wahrheit mißbraucht werden kann, zeigen die Pharisäer, und selbst wenn diese Zeugen nicht so laut und deutlich redeten, würde die Betrachtung der menschlichen Natur die Möglichkeit dieses Abfalls bestätigen, und vor allzu großer Sicherheit in dem Vertrauen auf den Buchstaben der Offenbarung und auf äußerliche Frömmigkeit warnen. Wer im Glauben das höchste Gut gefunden hat, der hat auch in ihm das ewige Leben. Wo aber Leben ist, da ist stete Bewegung, ist innere Erneuerung, ist Geist und Wahrheit. Wer aber beim äußern Wort und Buchstaben, beim äußern Werke stehen bleiben will, der läugnet das Leben und mit ihm die lebendige Wahrheit. Der Glaube schließt das stete Streben und Ringen nach immer höherer Erkenntniß nicht aus. Dieses Streben ist vielmehr die unmittelbare unausbleibliche Folge des lebendigen Glaubens. Der Glaube tödtet nicht die natürlichen Kräfte des Geistes, sondern belebt sie mit höherer Kraft, leitet sie zur höchsten Vollendung, heiligt sie im Geiste. Wer diese Thätigkeit ausschließt, erwartet von Gott, durch Wunder in die lebendige Erkenntniß des Glaubens eingeführt zu werden. Aber das Wunder, das er erwarten darf, ist ein innerliches, welches im Geiste nur dann offenbar werden kann, wenn der Geist erst innerlich dazu durch seine eigene Anstrengung vorbereitet und befähigt ist. Ein Wunder der bloßen Allmacht ist im Geiste, der frei ist, nicht möglich. Das äußere Wunder ändert und beseligt uns nicht innerlich. Wer also erwartet, von Gott auf wunderbare Weise in alle Erkenntniß der Wahrheit eingeführt zu werden, versucht Gott und verläugnet den Glauben selbst, weil er nichts thut, um die Kraft desselben in sich lebendig werden zu lassen.

10. Die Trägheit des Geistes, welche glaubt, dem Glauben genug gethan zu haben, wenn sie alles eigene Denken und alle eigene Geistesthätigkeit vermeidet, ist die erste und nächste Gefahr des pharisäischen Glaubens. Außer dieser entspringt aber eine noch viel größere aus ihm, die Voraussetzung nämlich, daß wir mit diesem todten Glauben auch das Ziel der Wahrheit schon erreicht, daß das Wunder der Wandlung unseres natürlichen Wollens in ein gottgeweihtes, vollkommenes Wissen und Leben schon vollbracht ist, daß wir sofort mehr als alle Andern gottwohlgefällig sind, und zu den Auserwählten gehören. Nun tritt der bereits in seiner äußern Erscheinung geschilderte geistige Hochmuth ein; statt nach innen zu blicken und ihre eigene Unvollkommenheit zu erkennen, sieht die Seele, geblendet von der innewohnenden Eitelkeit, nach außen, und beurtheilt

und richtet Alles nach der eigenen vorgefaßten Meinung von der Unfehlbarkeit der von ihr ergriffenen Wahrheit. Aber nicht die Wahrheit der Offenbarung ist ihr eine unfehlbare, sondern die eigene Meinung ist in ihren Augen unfehlbar und die Offenbarung ist es nur, inwiefern und weil sie mit der eigenen Meinung übereinzustimmen scheint. Nun hält das also in Selbsttäuschung befangene Herz Alles für wahr und schön und gut, was es selbst meint, will und thut, und ist gänzlich unfähig für jede Belehrung, Erkenntniß und Besserung. Statt den irdischen Sinn zur göttlichen Liebe zu erheben durch den Glauben, wird das Göttliche selbst zum Irdischen herabgezogen, der göttliche Wille mit dem eigenen menschlichen, das Wort der göttlichen Offenbarung und Wahrheit mit der eigenen willkürlichen Auslegung desselben verwechselt.

11. Wenn aber die Neigung, der Wahrheit, die uns von außen her verkündet wird, zu widerstreben, so allgemein ist, wenn die Beschränkung des Geistes auf ein einziges auf Erden erreichbares Ziel ebenso sehr die Empfänglichkeit für die Wahrheit unterdrückt, wie das Bestreben, Alles zu hören und sich anzueignen; wenn selbst im gläubigen Festhalten an dem Buchstaben des göttlichen Wortes nicht immer Sicherheit ist vor dem Abfall von der Liebe zur Wahrheit, wie sollen wir uns vor dieser verderblichen Neigung retten? Der allgemeinen Regel kann Niemand entfliehen. Oder ist sie vielleicht nicht allgemeines Erbtheil aller Menschen? gibt es Ausnahmen? begünstigte Geister, die diese Versuchung nicht empfinden, sondern unmittelbar mit Gott in Verbindung stehen, so daß sie nur auf die Stimme des eigenen Herzens horchen dürfen, um Göttliches zu vernehmen? So meinte die alte ketzerische Gnosis, so meinen die neuern Lehrer einer antichristlichen Weltweisheit, nur mit dem Unterschiede, daß die letztern Gottes Stimme ohne weiters in der menschlichen Vernunft selber suchen, und in allen Menschen die göttliche Offenbarung mit der natürlichen Erkenntniß vereinigen, die alten Gnostiker aber nur einzelnen bevorzugten Menschen diese Eigenschaft zuschrieben. Aber die menschliche Natur gibt Zeugniß gegen beide. In allen Menschen wohnt die Fähigkeit, die Wahrheit zu hören, aber auch die Neigung, ihr zu widerstreben. Nicht die Natur ist es, welche die Wahrheit hören und ihr widerstreben kann, sondern der Wille. Der Mensch ist nicht seiner Natur nach aus Gott geboren, wie der Sohn Gottes, so daß er nur auf sich selbst merken darf, um Gottes Stimme zu hören. Er ist geschaffen von Gott, um wiedergeboren zu werden aus dem Worte durch den Geist. Diese Wiedergeburt aber hängt ab von

Gottes Offenbarung und der Aufnahme derselben in uns durch den Willen. Wer nicht glauben will, der wird der Wahrheit widersprechen, nicht, weil er sie nicht hören kann, sondern weil er sie nicht hören will. Im Willen ist die Quelle alles Verderbens, aber auch das Mittel des Heiles für uns zu suchen.

Der Wille ist aber immer und in allem seinem Streben einer dreifachen Versuchung ausgesetzt, und muß über dieselbe Sieger werden, wenn er zur sichern und innerlich beseligenden wahren Erkenntniß gelangen will. Die erste Richtung des Willens geht der Natur der menschlichen Leiblichkeit und des irdischen Daseins gemäß auf das Sichtbare, Handgreifliche und Irdische. Die zweite Richtung des Willens geht entsprechend der Natur des Geistes in's Unbegrenzte und Unbeschränkte. Wenn der Wille der ersten Bewegung gehorcht, verliert er das geistige Leben und macht sich selbst zum Sklaven des Augenblickes, der Lust oder des irdischen Besitzes, wird unfrei und unmächtig in sich und für Wahrheit und Seligkeit unfähig. Wenn der Wille dem auf das Unbeschränkte gerichteten Verlangen des Geistes allein gehorcht, irrt er gesetzlos und ziellos auf unsichern Bahnen umher, und wird unfrei, indem er nur der eigenen Willkür gehorcht, keinen Herrn anerkennt und keinen Gott anbetet, außer sich. Wer Alles in sich selber sucht, findet nicht die Wahrheit, die von Gott kommt. Wenn wir die Wahrheit in uns selber hätten, würden wir sie nicht erst suchen müssen. Zwischen beiden Abwegen, dem der Willkür und Zuchtlosigkeit des Geistes, und der auf das Irdische beschränkten Sorge für das Leibliche, welche beide den Sinn gefangen nehmen und für die Wahrheit göttlicher Offenbarung blind und taub machen, steht eine dritte Versuchung, die des blinden Gottvertrauens, welche das Höchste begehrt, aber ohne eigenes Zuthun es erreichen will, und darum sich auf die Zinne des Tempels stellt, um sich von da hinabzustürzen in die Tiefe des wirklichen Lebens, verlangend, daß Gott Jeden von seinen Engeln auf den Händen tragen lasse, damit er seinen Fuß nicht an einen Stein anstoße. Dieses Gottvertrauen ist nur scheinbar Vertrauen auf Gott, in der That aber eine Verläugnung und Versuchung Gottes. Wenn Gott nicht wunderbar hilft, wird ein Solcher Gott verläugnen, oder im geistigen Leben eben all' sein Denken und Thun für göttliche Eingebung, für unfehlbare Wahrheit halten, und sich des göttlichen Wohlgefallens auf Grund seines eigenen Wohlgefallens an sich versichert halten. Jede dieser einseitigen, durch die Verkehrtheit und sündhafte Neigung der menschlichen Natur erzeugten Richtungen

des Willens führt von der Erkenntniß der Wahrheit ab, und verhärtet das Herz gegen die Stimme der göttlichen Offenbarung. Wir müssen daher gegen jede dieser verkehrten Neigungen des Herzens gleichmäßig auf der Hut sein, wenn wir der beseligenden Wahrheit göttlicher Offenbarung theilhaftig werden wollen.

Sobald wir also merken, daß unser Verstand irgend eine Ausflucht sucht, sobald wir an Andere denken bei den Worten des Evangeliums, und nicht an uns selbst, sobald wir Schwierigkeiten aufsuchen, und auf Widersprüche Jagd machen, sobald wir Lust haben, statt zu lernen, zu richten und zu verwerfen, nach außen zu blicken, statt nach innen, sobald wir anfangen, empfindlich aufzunehmen, was uns gesagt wird, sind wir bereits abgewichen von der Bahn der Wahrheit, und die Eitelkeit, die Erbsünde der Natur, fängt an, ihre Macht geltend zu machen. Diese aber ist nicht aus Gott, darum hört sie auch Gottes Wort nicht. Wer aber wiedergeboren werden will aus Gott, muß überall, in allen Dingen, von allen Menschen, bei allen Gelegenheiten hören, sehen und lernen wollen, muß Alles mit Freude und Begierde aufnehmen, was ihn an Gott und seine Liebe, und die Verkehrtheit der eigenen Natur erinnert. Nur wenn der Wille rein ist von aller Selbstsucht, wenn er nicht das Irdische, nicht das Eigene, nicht das Aeußere, sondern in Wahrheit die Erkenntniß Gottes sucht, wird er wiedergeboren aus Gott. Nicht durch die Natur sind wir aus Gott geboren, sondern durch die Freiheit und Gnade. Der Wille allein kann wiedergeboren werden, er allein ist fähig, Gott zu erkennen und zu lieben; von ihm allein gilt das Wort: „Wer aus Gott ist, hört Gottes Wort.“ Daß nicht die erste natürliche Geburt gemeint ist, sondern die Wiedergeburt eines zweiten Lebens im Willen, bezeugen auch die Worte Christi, daß die Juden in dem von Ihm bezeichneten Sinne nicht Kinder Abrahams seien, weil sie nicht Abrahams Werke thun, sondern die Werke dessen, der ein Lügner und Menschenmörder war vom Anfang an, und den Er darum ihren Vater nennt.

12. Schön ist die Blume des Feldes; reich geschmückt hat der Schöpfer den blühenden Baum; unsäglich ist die Pracht der im Frühlingswinde wogenden Flur. Und doch, wie arm ist alles dieses gegen eine Menschenseele, die für Alles, was Gott geschaffen, was der erfindende Geist gebildet, was die göttliche Liebe geoffenbart, ein offenes Auge hat. Alle Pracht und Schönheit der Welt ist nicht für sich selbst, ist nur für die verstehende und fühlende Seele. Alles, was Zeit und Ewigkeit ent-

hüllen können, ist für die das Ewige und Wahre suchende Seele. Und wie wenig gehört dazu, daß wir dieß Alles uns aneignen! daß wir reicher werden im Geiste, reicher, als wir nur ahnen können! Nichts weiter, als ein offenes Ohr, ein lernbegieriges Herz.

Gott hat es in der That den Menschen leicht gemacht, seine Stimme zu hören. Unzählig sind die Mahnungen, die er in den verschiedenartigsten Gestalten uns zusendet. Nichts ist, worin nicht Gottes Stimme vernommen werden kann. Aus Allem kann der Mensch lernen. Keine Secunde vergeht, ohne ein Merkmal dieses Zuspruches des göttlichen Wortes an sich zu tragen. Wenn ich in Wintertagen bei dichtem Schneegestöber die Flocken zahllos vom Himmel fallen sehe, muß ich immer des Reichthumes des göttlichen Wortes gedenken. Zahllos, wie die Schneeflocken, kommen die Mahnungen des göttlichen Wortes herab vom Himmel, um sich niederzusenken in die Herzen der Menschen, nicht um dort wie der Schnee des Winters zu zerfließen, sondern um da zu bleiben, Wurzel zu schlagen und Früchte zu bringen für das ewige Leben.

L.

Text: „Da antworteten die Juden und sprachen zu Ihm: Sagen wir nicht mit Recht, daß du ein Samariter bist und den Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche nicht meine Ehre, es ist schon Einer, der sie suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich! ich sage euch, wenn Jemand mein Wort hält, so wird er den Tod nicht sehen in Ewigkeit. Da sprachen die Juden: Nun wissen wir, daß du den Teufel hast. Abraham ist gestorben, die Propheten sind gestorben, und du sprichst: Wer mein Wort hält, wird den Tod in Ewigkeit nicht verkosten. Bist du mehr als unser Vater Abraham, der gestorben ist? mehr, als die Propheten, die auch gestorben sind? Was machst du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehrte, so wäre meine Ehre nichts. Mein Vater ist's, der mich ehrt, von dem ihr saget, Er sei euer Gott, und den ihr doch nicht kennet. Ich aber kenne Ihn, und wenn ich sagen würde,

daß ich Ihn nicht kenne, so wäre ich ein Lügner, wie ihr. Aber ich kenne Ihn und halte sein Wort. Abraham, euer Vater, frohlockte, daß er den Tag meiner Ankunft sehen sollte. Er sah ihn und freute sich. Da sprachen die Juden zu Ihm: Was? du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und willst Abraham gesehen haben? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich! ich sage euch, ehe Abraham war, bin ich. Da hoben sie Steine auf, nach Ihm zu werfen. Jesus aber verbarg sich vor ihnen und ging zum Tempel hinaus." (Joh. 8, 48—59.)

Inhalt: Das ewige Leben im Worte und die Aufnahme desselben im Willen durch Glaube, Hoffnung und Liebe.

1. In der Darstellung des durch Christus erneuerten Lebens kommt der Evangelist mit dem letzten Abschnitte dieses Kapitels auch zu der letzten und höchsten Lebensfrage, in welcher alle bisher angeführten Punkte, als die einzelnen Stufen des erwachenden neuen Lebens sich darstellen. Das ewige Leben selbst ist das Ziel und die Vollendung aller geistigen Wiedergeburt. Alles Sehnen und Ringen der Seele ist auf das ewige Leben gerichtet. Dieses ewige Leben aber, worin alle Sehnsucht erfüllt, alles Hoffen in Seligkeit verwandelt werden soll, wer kennt es? wer kann davon Bericht erstatten? wer uns sagen, was es ist, worin es besteht?

2. Bilder und Gleichnisse, Worte und Begriffe reichen nicht aus, um ein Leben zu beschreiben, welches nicht in den Kreis sinnlicher Vorstellungen eingeschlossen werden kann. Was der Mensch denkt und sich vorstellt, ist stets von der ihm bekannten Welt entlehnt, und nur durch die Zurückführung auf zeitliche und räumlich begrenzte Anschauungen auszusprechen. Jeder Gedanke, jedes Gefühl, jede Schilderung kann ja nur eine einzelne Regung und ein Erzeugniß der Kräfte dieses uns bekannten Lebens, aber nicht das Leben in seiner Unendlichkeit selber sein, und diese nicht in ihrer Tiefe erschöpfen. Jedes Leben kann nur von sich selbst dargestellt werden. Selbst das irdische Leben wird durch Wort und Bild nicht erschöpft. Ebenso wenig wird das ganze Leben durch den Augenblick, in dem wir es empfinden, erschöpft, und ist doch wieder nicht Leben, wenn es nicht gegenwärtig ist. Es offenbart sich als das, was es ist, sobald es da ist. Das zukünftige ist aber noch nicht da; wir wissen nichts von ihm aus eigener Erfahrung. Wir kennen nur das gegen-

wärtige, und dieses nicht ganz. Was können wir von jenem ewigen Leben wissen, von dem das zeitliche nicht einmal eine annähernde Vorstellung gewährt?

Keine niedrige Lebensstufe begreift aus sich die höhere. Das Thier begreift nichts von dem vernünftigen Leben des Menschen, der Mensch kann sich keine Vorstellung von dem Leben englischer Wesen machen. „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ [1], sagt der Apostel.

3. Dennoch aber sehnt sich der Mensch von Natur aus, über ein solches unsterbliches, ewig fortdauerndes Leben, von welchem jeder eine unbestimmte Ahnung in sich trägt, etwas Näheres zu erfahren. Selbst der Leichtsinnigste, der in allen Tand der irdischen Eitelkeit versunken ist, kann sich einer ihn durchschauernden Ahnung eines solchen unsichtbaren Reiches nicht immer erwehren. Wir können jenes Leben nicht ganz durchschauen, können aber auch nicht ganz ohne Kunde von ihm bestehen, wenn wir die Gegenwart vernünftig gebrauchen wollen.

Aus uns selbst aber können wir keine Kunde schöpfen von einem Leben, das über uns ist und nach dem wir uns erst sehnen. Aus uns selbst können wir nicht einmal eine sichere Kunde von dem zukünftigen Verlaufe desjenigen Lebens schöpfen, in dessen Verlauf wir bereits durch die zeitliche Geburt eingetreten sind. Wir können uns nach der Erkenntniß jenes ewigen Lebens sehnen, können an die Offenbarung der Geheimnisse desselben glauben und uns durch diesen Glauben mit demselben in Verbindung setzen, aber nähere Kunde über die Beschaffenheit und die Seligkeit desselben können wir nicht aus unserer eigenen Erfahrung oder Vernunft schöpfen. Der Mensch hat das Bedürfniß, der Christ aber hat die Macht und den Beruf, etwas von diesem Leben der Ewigkeit kennen zu lernen. Dem Christen ist gesagt: „Nichts ist so verborgen, was nicht offenbar gemacht werden wird“ [2]. Wer glaubt, in dem wird der lebendige Glaube auch die Fülle der Erkenntniß wirken.

4. Die kein Verlangen nach dem Besitze des ewigen Lebens haben, was können sie anders, als in irdischer Gesinnung ihre Seele der Eitelkeit des vergänglichen Scheines preisgeben? Der Mensch muß etwas sein nennen, wenn er seines Lebens gewiß sein, des Lebens sich irgend erfreuen will. Kennt er nun kein anderes, als das gegenwärtige irdische

---

[1] 1 Cor. 2, 9. [2] Marc. 4, 22.

Leben, so wird er sich an dieses halten, um doch so viel von dem Leben zu besitzen, als er im Augenblicke festhalten kann. Mit diesem Besitze würde er auch vollkommen zufrieden sein, wenn er von einem andern Leben gar nichts wüßte und nichts wissen könnte. Da er aber davon durch die angeborne Freiheit des Willens, die er nie vergessen kann, eine Ahnung hat, die gleichfalls nicht ganz verschwinden kann, so würde der Mensch ein durch seine Natur schon unglückseliges Wesen sein, wenn seiner Ahnung kein Inhalt entsprechen würde. Ohne Ahnung eines andern Lebens würde er sich des gegenwärtigen unbesorgt erfreuen. Mit jener Ahnung ist ihm die Sorglosigkeit der Gegenwart entzogen und doch auch das geahnte nicht gegenwärtig und gewiß. Gewiß bleibt ihm dann nur die stets gegenwärtige Unruhe und Qual. Sobald er daher die Verheißung eines solchen Lebens, nach welchem seine Seele von Natur aus verlangt, durch äußere Offenbarung empfängt, wird das Bestreben, sich in den wirklichen Besitz dieses verheißenen ewigen Lebens zu setzen, seinem Geiste als das vorzüglichste und allein wahrhaft wünschenswerthe Ziel alles Strebens erscheinen. Wahrhaft wünschenswerth erscheint ihm dieses Ziel aber so lange, als er an die Erreichbarkeit desselben glaubt. Selbst das an sich erhabenste Ziel kann nicht mehr Gegenstand unseres ernstlichen Strebens sein, sobald wir es für unerreichbar halten.

Ob aber dieses Ziel für uns erreichbar ist oder nicht, das hängt davon ab, wie wir die Offenbarung von demselben aufnehmen. Ist unser Glaube ein lebendiger, so erzeugt er die Liebe, an die wir glauben, auch in dem eigenen Herzen. Mit der Liebe aber geht die Empfindung eines Lebens in uns ein, welches über der Zeit und der irdischen Begierde wohnt und in sich selbst die Bürgschaft und Gewißheit der Ewigkeit trägt. Wo aber der Glaube ohne Liebe bleibt, ist er todt, und gibt in uns selbst kein innerliches Zeugniß des Lebens. Der todte Glaube lernt uns Gott und das ewige Leben nicht kennen, weil er uns die wahre Liebe nicht erkennen läßt. Der todte Glaube lehrt höchstens Gott fürchten, aber nicht Ihn lieben. Der Allliebende selbst erscheint ihm bloß im Gewande eines unerbittlichen Richters, der strenge Gebote gibt und die Uebertretenden mit Strenge in alle Ewigkeit bestraft. Die also glauben, zittern vor der Hölle, aber sie freuen sich nicht der Herrlichkeit des Lebens. Gar nicht geboren, oder in der Zeit der frühesten Kindheit gestorben zu sein, scheint ihnen das glücklichste Loos. Das Christenthum selbst erscheint ihnen nur als die traurige Religion düsteren Welthasses, finsterer Lebensfurcht, freude-

hassender Selbstqual. Der Tod und die Macht der Sünde herrscht in dem Gemüthe, und mit ihnen regieren alle Schrecken der Finsterniß in der geängstigten Seele. Die Freude, ein vernünftiger Mensch zu sein, ein erlöster Geist, ein reicher Erbe dereinstigen seligen Lebens, ist darum so selten, weil so wenige von den Zeugnissen der ewigen Liebe und des ewigen Lebens in sich selbst etwas erfahren haben, oder auch nur etwas erfahren wollen. Jene heilige Freude über die Hoheit des christlichen Sittengesetzes, über die geistige Freiheit der Seele in diesem sittlichen Reiche, über die helfende Gnade des Herrn, die der menschlichen Schwäche, welche aus sich diese erhabene Reinheit des Geistes nicht erreichen könnte, ergänzend und aufrichtend zur Seite steht, ist eine kaum gekannte Erscheinung unter uns. Wie weit müssen wir von dem wahren Geiste des ächten Christenthums abgewichen sein? Soll dieser Zustand, der uns in ewiger Angst gefangen hält, immer fortdauern? Ist es nicht das Qualvollste, was die Seele erfahren kann, nicht sterben zu wollen und doch auch nicht leben zu können? zwischen Leben und Sterben umhergeschleudert stets in den letzten Zügen zu liegen?

5. Aber wohin sollen wir uns wenden, um über das ewige Leben sichere und unserem Geiste verständliche Kunde zu erhalten? Ist nicht Alles, was davon in den hl. Schriften enthalten ist, zu dunkel, um verstanden zu werden? und wenn es deutlich ist, ist diese Verheißung auch glaubwürdig und sicher genug? Was den ersten Punkt betrifft, hat der Evangelist sicher nicht für Engel, sondern für Menschen geschrieben. Was er sagt, kann man auch verstehen, wenn man nur ernstlich will, und wirklich den Worten des Evangeliums mehr, als den Einflüsterungen der eigenen Eitelkeit oder Geistesträgheit Gehör schenkt. Alles Lernen und Verstehen hängt zuletzt vom Hörenwollen ab. Wer nicht hören will, wird auch nie zur Einsicht kommen. „Die aber aus Gott geboren sind, hören Gottes Wort."

Der Evangelist aber geht so einfach zu Werke, reiht die Kennzeichen dieses Lebens in so schöner Ordnung an einander, daß man meinen sollte, jeder vernünftige und nur einigermaßen aufmerksame und nachdenkliche Leser und Hörer müßte verstehen, was er sagen will. Er weist zuerst auf das Licht des Glaubens hin, das von sich selber Zeugniß gibt, dann auf den Beistand der natürlichen Kräfte, die wieder von dem Glauben Zeugniß geben, spricht dann von der Freiheit des Geistes, die aus dem Zusammenwirken dieser Kräfte mit dem gläubigen Willen hervorgeht, und deutet endlich, nachdem er so die Merkmale des neuen Lebens

in uns selbst geschildert hat, darauf hin, daß in dem von der natürlichen Begierde frei gewordenen Leben die Stimme und die Kraft des göttlichen Wortes sich vernehmen lasse. Aus dem Lichte des Glaubens kommt die Kraft der thätigen Liebe, aus beiden die Freiheit der Kindschaft Gottes, in der sich als übernatürliches Kennzeichen das immerwährende Vernehmen göttlicher Mahnung und himmlischen Trostes offenbart, so daß in dem also freien Menschen ein neues göttliches Leben sich kund gibt. Von diesem letzten Zustande sagt er nun: Wer das Wort Gottes hört, hält und in sich behält, der wird den Tod ewig nicht sehen, denn was er sucht und hört, das ist das Leben selbst, das Alles belebende Wort Gottes.

6. Scheint uns diese Beschreibung fremd, so ist es nur, weil wir das Leben nicht hinreichend kennen gelernt haben. Hier aber tritt der zweite Punkt der vorausgehenden Frage in sein Recht ein. Wir bedürfen nicht bloß ein äußeres Zeugniß, auf dessen Wahrhaftigkeit wir uns verlassen können, sondern verlangen auch ein inneres. Das Leben selbst soll vom Leben Zeugniß geben. Zwei Zeugen erst bestätigen die Wahrheit. Was wir auf ein gegebenes äußeres Zeugniß hin im Glauben annehmen, muß in diesem Glauben auch lebendige Erfahrung werden. Daß wir aber ein neues Leben in uns aufnehmen können, bezeugt schon die wirkliche Erfahrung des gegenwärtigen Lebens. Wo immer wir die Offenbarung irgend eines Lebens betrachten, gibt jedes Leben überall in gleicher Weise Zeugniß von sich und einem höhern Leben.

7. Wenn der Staub todt auf der Erde liegt oder vom Winde in die Luft gewirbelt wird, da wissen und sehen wir, daß noch kein Leben in ihm ist. Sobald sich aber in irgend einem Punkte der unbelebten Scholle ein, menschlichen Augen vielleicht unsichtbares, Keimchen regt, zieht es allmählich die umliegenden Erdtheilchen an sich, dehnt und streckt sich nach allen Seiten, nimmt Wasser und Luft in sich auf und verwandelt Alles in eine neue Gestalt. So erscheint das Leben schon auf der untersten Stufe als eine von innen heraus wirkende umwandelnde Kraft.

In ein solches für sich bestehendes Leben kann nun ein neuer Lichtpunkt eintreten. Das Gestaltete kann auch noch die Macht erhalten, nach eigenem Willen zu handeln. Nun erhält Alles, was ihm von außen begegnet, wieder eine neue, höhere Bestimmung, es wird zum Dienste des freien Handelns gebraucht und geistig umgestaltet. Der freie bewußte Geist schafft sich aus seiner Umgebung ein eigenes Reich von Zwecken und Mitteln, indem er Alles, was er erreichen kann, dem persönlichen Streben dienstbar zu machen sucht.

8. Auch in das Leben der freien Geistesthätigkeit kann wieder ein neuer und höherer Mittelpunkt eintreten, und muß eintreten, wenn dasselbe zur Vollendung und Seligkeit gelangen soll. Die einzelnen Kräfte des Geistes gehorchen zwar dem Willen, aber nicht immer und nicht unter allen Bedingungen. Auch die natürliche Begierde will herrschen, und gehorcht selbst wieder einem andern Gesetze, als dem der Freiheit.

Der Wille kann sich nicht Alles unterwerfen. Die Natur außer uns gehorcht ihrem eigenen Gesetze und nicht unserem Willen. Daher der stete Kampf des Willens mit der Natur, welcher immer zum Nachtheil des persönlichen Strebens ausschlägt, wenn der Mensch die Welt und die Natur seinem Eigenwillen zu unterwerfen bemüht ist. Die Folge dieses verkehrten Strebens ist stets, daß derjenige, der da herrschen will, in die Knechtschaft irgend einer Begierde oder Leidenschaft hineingezogen und zum Sklaven dieser seiner Leidenschaft wird. Der Eigenwille ist ebenso wenig berechtigt, der Natur zu gebieten und sie zu seinem Dienste zu zwingen, als die natürliche Begierde berechtigt ist, den persönlich freien Willen zu beherrschen. Jedes dieser beiden Reiche ist auf sich und seine eigenen Grenzen angewiesen. Ohne Eintreten eines höheren Mittelpunktes nimmt der Kampf zwischen beiden kein Ende. Nur das Eingreifen einer höhern Lebenskraft kann uns retten aus diesem Kampfe und von der unausbleiblichen Knechtschaft, in die der von Gott verlassene Eigenwille der Natur gegenüber, durch welche er allein sich bethätigen kann, stets gerathen muß.

Der Wille kann nichts ohne die Kräfte, welche in der menschlichen Natur liegen. Indem er diese natürlichen Anlagen nach selbstgewählten Absichten gebraucht, bedient er sich ihrer mit Freiheit, so lange er selbst ein höheres Ziel erkennt und verfolgt, als die Natur in sich begreift. Kennt und verfolgt er kein solches übernatürliches Ziel, so fällt seine Absicht mit den bewußtlosen Kräften und Trieben der Natur in Eins zusammen. Wenn die Absicht, welche den Willen beherrscht, selbst dem blinden Triebe gehorcht, so ist der Wille nicht mehr frei, sondern abhängig von der Begierde und der aus ihr in den Willen eingehenden Leidenschaft.

9. Will der Wille dieser Abhängigkeit von der Leidenschaft und blinden Begierde entgehen, so muß er selbst wieder einem höhern Willen mit Freiheit sich hingeben. Nur indem er die Offenbarung eines höhern Willens gläubig aufnimmt und dem freien Gebote des göttlichen Wortes freiwillig gehorcht, kann er selbst frei werden von der Blindheit und Unfreiheit des bloß natürlichen Begehrens. Durch den Gehorsam gegen

das göttliche Gebot tritt der Anfang eines neuen, höhern, übernatürlichen Lebens in den menschlichen Willen ein, und es beginnt mit dem freien Gehorsam eine allmähliche Umwandlung der natürlichen Willkür und Unfreiheit in die wahre Freiheit.

Das Wort Gottes ist ein Lebenskeim, der alle Kräfte des Geistes an sich zieht und sie zu einem neuen Leben befähigt. Das Licht der Ewigkeit geht als Offenbarung göttlicher Liebe im Worte Gottes in den Menschengeist ein. Aus diesem Lichte bricht ein neues Leben hervor, welches über der Natur steht, das Leben des freien Gehorsams und der aufopfernden Liebe.

Der Gottliebende ist nicht außer der Natur, er ißt und trinkt, geht und steht, so wie die Natur es verlangt, und ist doch nicht im Dienste der Natur, weil er nicht dem Genusse dient, sondern das irdische Leben ihm dienen muß zur Erreichung höherer Absichten. Er lebt nicht mehr, um zu essen und zu trinken, oder um zu genießen, wie der natürliche Mensch, sondern um Alles zum Dienste eines höhern Lebens zu gebrauchen, und ist jetzt erst frei von dem Gesetze der Natur, weil er dieselbe als Mittel des Lebens gebraucht, weil er das, was er muß, auch mit bewußter Absicht will.

Der im Glauben an die freie Liebe der göttlichen Offenbarung von dem ziellosen Verlangen der natürlichen Kräfte frei gewordene Mensch fühlt, denkt und handelt mit denselben natürlichen Seelen- und Geisteskräften, mit welchen jeder Mensch von Natur aus fühlen, denken und handeln kann; er hat keine andern Mittel, keine andern Kräfte, er empfängt nichts auf wunderbarem und außerordentlichem Wege, sondern muß alle Erkenntniß und alle Früchte des Geistes auf demselben Wege erwerben, wie jeder andere Mensch. Wer nicht selbstthätig denkt und sich müht im Geiste, wird auch vom Glauben allein nicht gewaltsam verwandelt. Der Glaube gibt ihm die höhere Lebensfähigkeit, aber er wirkt nur in und mit der Freiheit. Der Freiheit aber gibt er eine Lebensidee und Kraft, die der Mensch von Natur aus nicht kennt und hat.

10. In der Richtung der geistigen Kräfte auf ein höheres Leben durch den Glauben beginnt die Wiedergeburt des natürlichen Lebens. Indem der Staub den Pflanzenkeim in sich aufnimmt, wird auch er von demselben ergriffen und zur wundersamen Blüthenpracht umgestaltet. Indem Vernunft und Wille das Wort Gottes in sich aufnehmen, wird das, was irdisch in ihnen ist, verwandelt und „das Sterbliche zieht Unsterbliches an“ [1]. Also ganz wie der Evangelist die Neugestaltung des

[1] 1 Cor. 15, 53.

innern Menschen, die Entfaltung des ewigen Lebens beschreibt, so bezeugt sie auch die äußere Erfahrung, so sehen wir jedes Leben beginnen, wachsen und aus dem Niedern zum Höhern aufsteigen. Die Geburt alles höhern Lebens beruht auf der Umwandlung des niedern.

Diese Umwandlung ist aber wieder an äußere Bedingungen gebunden, und geht darum nach und nach vor sich. „Das Himmelreich," sagt die hl. Schrift, „gleicht einem Sauerteige, den ein Weib nimmt und in eine Masse Mehles mischt", und der da fortwirkt, „bis alles durchsäuert ist" [1]. Diese geistige Umgestaltung und Wiedergeburt hat, wie alle Lebensentwicklung, ihre Stufen und Grade.

11. Das Eintreten des Lichtes der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit in die Nacht und Finsterniß der lichtlosen Natur kann sein wie das allmähliche Aufsteigen des Morgens, wie ein kaum bemerkbarer Uebergang von der Finsterniß durch die Dämmerung zum Tageslichte, oder wie ein Lichtstrahl, der in das Dunkel eines verschlossenen Gemaches hereinströmt und das ganze Gemach in einem Augenblicke erhellt, wenn plötzlich eine Oeffnung in der Wand aufgeschlossen wird. Ein Vorbild dieser plötzlichen Umwandlung und Erleuchtung ist der Apostel Paulus. Bei den meisten Jüngern des Herrn aber sehen wir die Einsicht gleichsam allmählich entstehen und wachsen, und erst am Pfingstfeste zur vollen selbstständigen Klarheit sich erheben. Näher betrachtet aber finden sich bei jeder wirklichen Erleuchtung beide Arten vereinigt. Der erste Beginn ist immer ein augenblicklicher Eindruck. Dieser Eindruck ist aber nicht immer mächtig genug, um alle übrigen Empfindungen zu überwältigen und alle vorausgehenden Bewegungen der Seele in einen einzigen Lichtpunkt zu vereinigen. Der einzelne plötzliche Eindruck kann aber allmählich erstarken und endlich alle anderen Bewegungen von sich abhängig machen. Sein Anfang bleibt ein augenblicklicher Lichtblitz, dessen Macht wir nicht erkennen und den wir über der Aufmerksamkeit auf andere Dinge ebenso wie das Wachsen des ersten Eindruckes übersehen.

Das Anhören des Wortes ist oft nur ein Augenblick. In diesem Augenblicke nehmen wir es gläubig auf oder nicht. Es zündet, läßt uns gleichgültig, oder erregt vielleicht gar unsern Widerspruch. Zündet es, leuchtet uns der Blitz der Wahrheit in den Geist, so ist das erste Zeichen des neuen Lebens geschehen. Die gläubige Zustimmung des Herzens zu dem Worte der Wahrheit ist der erste Funke des neuen Lebens in uns. Das Wun-

---

[1] Matth. 13, 33.

der der Schöpfung wiederholt sich bei jedem Acte des Glaubens, als Wunder der Erlösung. Der Glaube ist eine freie That, welche die Natur überwindet, und im Geiste ein Leben erzeugt, welches zuvor nicht in ihm war. Durch den Glauben erhebt sich der Geist über das irdische Begehren, und wandelt aufrecht auf Erden, während der Geist ohne den Glauben stets zur Erde gebückt sein Ziel und seine Nahrung unter sich suchen muß, statt über sich blicken und von der Speise der Engel, von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt, sich nähren zu können.

12. Aber damit ist das neue Leben erst begonnen, nicht vollendet. Nicht mit Einem Sprunge wird das Ziel erreicht. Erst nach langem Ringen, sagt der Apostel: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe meinen Lauf vollendet, ich habe den Glauben bewahrt" [1]. Es wäre freilich leicht, wenn mit jeder plötzlichen Regung des Willens auch das Wunder der Wiedergeburt vollendet wäre. Wo bliebe aber da die freie Liebe, die volle Hingebung des Willens, die Probe des Glaubens und des Lebens? Der Glaube muß sich als ächt erweisen, indem er in der Hoffnung mit Geduld und Demuth Früchte bringt. In dieser Demuth kann erst die volle freie Hingebung unseres Willens an den höhern Willen erfolgen. Ob wir leben, oder Christus in uns, das muß sich erst durch diese Hingebung offenbaren. Das Wachsen braucht seine Zeit. Wer diese Zeit nicht ausdauern will, dem ist es nicht Ernst. Wer nicht Geduld hat, ist nicht demüthig, und wer dieß nicht ist, glaubt auch nicht an Gott, sondern vertraut auf sich und fordert Wunder von Gott, um des eigenen freien Gehorsams ledig zu sein. Die Hoffnung ist des Glaubens Probe.

13. Aus beiden geht dann erst die unzertrennliche Vermählung der Seele mit ihrem ewigen Bräutigam in der ewigen Liebe hervor. Freilich ist das, was man so gewöhnlich Liebe Gottes nennt, in der Regel nicht die wahre Liebe. Wer kann wahrhaft lieben, ohne den zu kennen, den er liebt? So im Augenblicke erschließt sich die Blüthe der wahren Liebe nicht. Die Liebe erfordert die Aufopferung aller Kräfte, die volle Erkenntniß dessen, was man liebt. Gewöhnlich liebt aber der Mensch nur sein eigenes Bedürfniß. Er greift zu, wo er meint, demselben zu begegnen, und nennt dieses rasche Zugreifen der Begierde — Liebe. Alle solche Liebe endet mit Ueberdruß und Täuschung. Die wahre Liebe aber muß im Licht und im Feuer bestehen. Die wahre Liebe muß das ganze

[1] 2 Tim. 4, 7.

Leben beherrschen, muß Alles erfüllen, muß ein neues Leben aufschließen. Dieses Leben aber kann nichts Vergängliches, nichts Zufälliges in sich tragen. Die wahre Liebe ist die Bewegung eines ewigen Geistes in uns. Die Liebe ist nicht wie ein Stern in der Nacht, sondern wie die Sonne, die Alles erleuchtet, und den Tag eines neuen Lebens über die Welt heraufführt, aber einen Tag, der nicht mehr der Nacht weichen, sondern, wenn er einmal wahrhaft angebrochen ist, ewig leuchten wird. Wer an dieser Kraft der Liebe festhält, „der wird den Tod nicht sehen in Ewigkeit."

14. Freilich ärgern sich die Juden darüber und finden es gotteslästerlich von Christus, wenn er Jedem, der sein Wort halten wird, verheißt, daß er den Tod ewig nicht sehen werde, „da doch Abraham gestorben ist und die Propheten sterben mußten." Sie ärgern sich, statt zu glauben und im Glauben die Erkenntniß zu gewinnen, daß im Worte Gottes ein neues Reich und ein neues Leben zur Welt gekommen ist, welches nicht dem Tode dieser Welt unterworfen ist. Das Wort ist in seiner natürlichen Beschaffenheit schon der Anfang eines neuen, allen andern Geschöpfen unbekannten Lebens. Im Worte, in der Sprache empfängt die Seele geistiges Bewußtsein und unsterbliches Leben. Nimmt dieses selbstbewußte Geistesleben auch noch das Wort Gottes in sich auf, glaubt und erkennt es die Gottheit jenes göttlichen Wortes, welches sich den Menschen als Sohn des ewigen Vaters geoffenbart hat, so nimmt es in diesem Glauben die Ewigkeit und beseligende Macht jenes göttlichen Wortes, das vom Vater im Schooße der Ewigkeit von Ewigkeit erzeugt ist und ewig Göttliches lehrt, will und gibt, in sich auf, und lebt in Kraft dieses in ihm lebenden Wortes ein über jede Macht des Todes erhabenes unsterbliches Leben.

LI.

Text: „Im Vorübergehen sah Jesus einen Menschen, der blind geboren war, und seine Jünger fragten Ihn: Rabbi! wer hat durch Sünde verschuldet, daß dieser blind geboren wurde, er selbst oder seine Eltern? Jesus antwortete ihnen: Weder er noch seine Eltern haben dieß durch Sünde verschuldet. Dieß ist geschehen, damit die Werke Gottes an ihm offenbar würden. Ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat, so lange

es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann. So lange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt."
(Joh. 9, 1—5.)

Inhalt: Ueber das Verhältniß der göttlichen Allmacht zur menschlichen Freiheit.

1. Nachdem der Evangelist die Aufmerksamkeit der Lesenden und Hörenden stufenweise auf die höchsten Gipfelpunkte der Betrachtung geführt, lenkt er nun wieder auf die tägliche Erfahrung und das natürliche Leben ein und sucht durch ein praktisches Beispiel das zu erläutern, was er in den vorausgehenden Betrachtungen als geistigen Inhalt der christlichen Wahrheit vorgetragen. So hat er es von Anfang herein gehalten, daß er stets nach der Hinweisung auf die höhern übersinnlichen Wahrheiten des Glaubens Erzählungen und geschichtliche Ereignisse als Erläuterung hinzufügte, wie die Erzählung von der Hochzeit zu Kana und die Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, dann das Gespräch mit Nikodemus und das mit der Samariterin am Jakobsbrunnen, die Geschichte der Brodvermehrung und jetzt wieder die Geschichte der Heilung des Blindgebornen bezeugt. Er zeigt in diesen Erzählungen stets wieder den tiefen Zusammenhang, welcher zwischen der innern Wahrheit und der äußern Gestaltung des Lebens besteht. So tief sein Blick in die Geheimnisse des ewigen Lebens schaut, so scharf ist das Auge dieses Adlers, wenn es auf das irdische Leben unter sich blickt. Seine Erzählungen sind voll scharfer Beobachtung, voll Kraft und Lebendigkeit.

Vor allem ist die Erzählung von der Heilung des Blindgebornen auch der äußern Darstellung nach ein vollendetes Meisterstück. Demungeachtet wird Niemand glauben, daß Johannes dieß Alles nur anführt, um seine Kunst im Erzählen zu zeigen, oder unbeschäftigten Menschen eine ergötzliche Unterhaltung zu verschaffen. Selbst die tiefe Kenntniß des Menschenherzens, die daraus hervorleuchtet, ist sicherlich nicht der Grund, warum Johannes uns diese Begebenheit erzählt. Vielmehr ist es auch hier wieder die Lehre von der geistigen Wiedergeburt des Menschen durch die göttliche Gnade, welche uns der Evangelist in einem lehrreichen Beispiel vergegenwärtigen und von einer neuen Seite anschaulich machen will.

2. Die geistige Wiedergeburt aber ist die Frucht der Mitwirkung der menschlichen Freiheit mit der göttlichen Gnade. Diese beiden Be-

dingungen aller wahren Lebenserneuerung werden uns in dieser Erzählung in ihrer Wirkung auf einander vor Augen gestellt. Nichts kann der Mensch ohne die Gnade. Aber auch die Gnade allein kann den Menschen nicht besser machen und nicht zur Seligkeit führen, wenn der Mensch nicht will. Alles, was gut ist in dem, was wir thun, wirkt die Gnade; allein daß wir überhaupt etwas thun, das wirkt nicht die Gnade, sondern die Freiheit. Das aber, was an unseren Handlungen, die wir mit Freiheit vollbringen, Gutes ist, das ist nicht unser Werk, sondern der mit unserem Willen sich vereinigenden göttlichen Gnade. Auch darin, wie überall, werden „die Werke Gottes offenbar."

Wir sehen nun in der Erzählung des Evangeliums die verschiedenen Arten, wie der Wille sich zur Gnade verhält. Zweifelnd, unsicher, aber nach Belehrung begierig, sehen wir die Jünger; schwankend und ohne Muth, für die erkannte Wahrheit Zeugniß zu geben, erscheinen die Eltern; entschieden, aber mit allzu wenig Neigung und Sehnsucht nach weiterer Belehrung tritt der Blindgeborne auf, während in bewußter Widersetzlichkeit die Pharisäer der anerkannten Wahrheit widerstreben.

Aber auch das Eingreifen der göttlichen Macht und Freiheit in das menschliche Leben wird uns durch die Frage der Jünger und durch die Antwort Christi kurz, aber bündig und ausreichend geschildert. Dieses Verhältniß führt der Evangelist auf drei unter sich zusammengehörige, aber doch verschiedene Stufen zurück; auf die Allmacht und Weisheit, auf die Gerechtigkeit und auf die Liebe Gottes.

3. Wir werden zuvor in Hinsicht der Abhängigkeit alles natürlichen Lebens auf die göttliche Macht und Weisheit hingewiesen. Was ist, ist nicht ohne göttliche Anordnung und Zulassung. Ueber aller Verwirrung der Welt schwebt unveränderlich, allmächtig und weise ein höherer Wille. Alle Fäden des scheinbar unauflöslichen Gewirres der irdischen Dinge laufen in Gottes Hand zusammen und werden von seinem allwissenden Geiste gelenkt nach einem unerforschlichen göttlichen Plan, der, auch wenn er dem menschlichen Auge und Verstande nur selten deutlich wird, doch überall, wo er sichtbar wird, voll unendlicher Größe und Milde erscheint. Der göttlichen Vorsehung, Weisheit und Allmacht dürfen wir uns unter allen Umständen mit unbedingtem Vertrauen in die Arme werfen. Auch wenn wir Ihn nicht begreifen, ist Er dennoch der Allweise.

Welch' ein anderes Gefühl erzeugt dieses Vertrauen auf Gottes Vorsehung in uns, als die düstere Voraussetzung eines blinden Zufalles, oder eines unfreien eisernen Gesetzes blinder Nothwendigkeit, das den

Menschen mit roher Gewalt, da es ihn nicht beseligen kann, zermalmt! Unter der blinden Herrschaft des Zufalles oder der Nothwendigkeit schweigt Vernunft und Gewissen und der Wille erstirbt. Ein freier, allwissender, allmächtiger, persönlicher Gott allein kann die Welt so einrichten und regieren, daß auch freie und vernünftige Wesen auf ihr leben und im Vertrauen auf seine Allmacht und Allwissenheit ihre Seligkeit suchen, alles Andere aber getrost Ihm überlassen können, nach dem Worte der Schrift: „Alle Sorgen werfet auf den Herrn" [1].

An wie vielen Abgründen hat wohl Er, der Allsehende, uns schon vorübergeführt, ohne daß wir auch nur eine Ahnung hatten von der Gefahr, der wir durch die göttliche Vorsehung entgingen! Wie ruhig läßt es sich im Vertrauen auf eine solche Macht und Weisheit leben und sterben! Welcher Gedanke kann tröstlicher sein und zugleich für das Bewußtsein von der Freiheit des eigenen Handelns sicherer Zeugniß geben, als der: es waltet ein weises und allmächtiges persönliches Wesen über Alle? Alles, was geschieht, wird, wenn es dereinst in seiner rechten Bedeutung erkannt wird, immer nur die Eine Wahrheit bestätigen, „daß es geschehen ist, damit die Werke Gottes offenbar würden."

4. Wenn aber, möchte Einer fragen, in Allem Gottes Weisheit und Macht offenbar werden soll, woher das Uebel, woher all' die unzähligen Schlechtigkeiten, von denen die Geschichte, wenn auch nur zum Theile, Zeugniß gibt? Ist hier auch die Macht Gottes thätig und sichtbar? hat sie auch das Uebel und das Böse hervorgebracht? Und wenn nicht, woher kommt das Böse in der Welt? Hat ein anderes Wesen, außer Gott, die Macht, in die von Gott gut geschaffene Welt das Böse einzuschleppen? Oder ist das Böse vom Anfang an in der Welt, und Gottes Hand war nur nicht mächtig genug, es ganz aus der von Ihm gebildeten Welt zu verdrängen? War aber Gott mächtig genug, Alles gut zu schaffen, warum hat Er es nicht gethan? Warum hat Er nicht eine Welt geschaffen, in der es keine Klage, keine Leiden und Schmerzen, sondern nur Lust und Freude gibt? Warum hat er nicht die Menschen so gebildet, daß sie gut sein müssen und gar nicht sündigen können?

Um nicht sündigen zu können, müßten die Menschen den unvernünftigen Wesen gleich unfrei und bewußtlos geschaffen sein. Wesen, die frei sind, können Gutes oder Bösen wollen, weil sie frei sind. Frei aber mußten sie sein, wenn sie Seligkeit finden und empfinden sollten. War es den

---

[1] Ps. 54, 23.

Menschen unmöglich, zu sündigen, so war es ihnen auch unmöglich, Gutes zu thun und selig zu werden. Konnten aber die Menschen von Anfang an wählen zwischen Gut und Böse, so ist die Möglichkeit, daß Böses in die Welt eingeht, durch den freien Willen der geschaffenen Wesen von selbst gegeben. Mit der Sünde aber ist auch das Uebel unzertrennlich verbunden. Das Uebel ist die nothwendige Folge der Sünde, ist für den Sünder Strafe und zugleich Mittel zur Besserung.

5. Sobald die Sünde in die Welt kam, mußte die Macht Gottes, um die göttliche Ordnung dem eigenmächtigen verkehrten Willen des Menschen gegenüber aufrecht zu erhalten, als abwehrende und strafende Gerechtigkeit sich zeigen. Die Heiligkeit Gottes schließt das Böse vom Reiche des Lebens aus und sucht es in seiner unseligen und verderblichen Bewegung aufzuhalten. Daher wird Jeder, in dem auch nur eine leise Ahnung von dem reinen, heiligen, göttlichen Wesen sich findet, innerlich gedrungen sein, zu sagen: Gott müsse die Sünde strafen.

Indem der erste Mensch gegen das göttliche Gebot gesündiget, hat er damit sein Wesen verkehrt. Er hat die eigene Natur und das Gesetz der Welt verletzt, indem er sich gegen den Gesetzgeber empörte. Darum ist die Natur selbst im Widerspruch mit ihm. Er versteht ihre Stimme nicht mehr, und sie ebenso wenig die seinige. Beide liegen im Streite mit einander, suchen sich gegenseitig zu vernichten. Daher fühlt der Mensch sich gefesselt und gequält von den Banden des natürlichen Lebens. Er leidet, wo er herrschen sollte, und duldet Schmerzen, wo er Freude zu finden hofft. Die Erde und die Natur selber werden dem Menschen zur Qual, wenn er nicht frei von ihnen werden und sich geistig über dieselben erheben kann. Der Tod ist diesem Zustande gegenüber bloß die Lösung einer Verbindung, die nur mit Rücksicht auf diese Trennung erträglich erscheint. Der Tod ist Strafe der Sünde und zugleich ein Zeichen des Mitleids Gottes mit den Sündern. Auch wenn Gott straft, bleibt Er noch der Weise, Gütige, Liebende. Die Strafe des Bösen ist immer noch Sorgfalt für die Erhaltung des Guten. Was nicht ganz böse ist, wird von Gott nicht verstoßen. Er erbarmt sich auch noch des Sünders. Der Schmerz und das Leid der Erde soll den Sünder an die verlorene Seligkeit mahnen und ihn zu Gott zurückführen. In der Strafe selbst erscheint ihm der erste Trost, sobald er die erlösende Gnade erkennt. Dieser Gnade aber ist der Geist im Glauben gewiß.

6. In dieser Erkenntniß göttlicher Liebe, die auch noch in der Strafe sichtbar ist, erhebt sich das christliche Bewußtsein über das des mosaischen

Gesetzes, das nur von Gottes Gerechtigkeit wußte, seine erlösende Gnade aber nicht erkannte. Im Sinne dieses mosaischen Gesetzes fragen die Jünger hinsichtlich des Blindgebornen den Herrn: „Wer hat gesündigt, er oder seine Eltern?" Wir aber müssen in Hinsicht auf diese Frage der Jünger fragen: Wie ist es möglich, eine solche Frage zu stellen? Wie kann der Blindgeborne sündigen vor der Geburt? und wie kann er gestraft werden, wenn er nicht selbst gesündigt hat, sondern bloß seine Eltern? Dennoch ist es erklärlich, wie diese Frage entstehen konnte. Sie liegt sogar dem Bewußtsein der Sünde unmittelbar nahe.

Die Sünde muß Strafe treffen, das sagt Jedem das Gewissen. Gott ist gerecht, Er kann also keine Sünde ungestraft lassen. Nun sah man aber viele Menschen leidend, ohne sich erklären zu können, womit sie solches Leiden verdient hatten, und glaubte nun, schließen zu dürfen, wo Leiden seien, müsse auch Strafe und wo Strafe auch Sünde sein; jeder Leidende habe also entweder eigene oder anderer Menschen Sünden abzubüßen. So schlossen die Freunde des geduldigen Job, als sie ihn so gepeinigt sahen, auf verborgene Sünden; so schlossen die Jünger auf Sünden der Eltern, die im Blindgebornen gestraft würden, da sie einsahen, daß er selbst vor der Geburt nicht gesündigt haben könne. Ebenso sah man viele offenbar ungerechte und sündhafte Menschen auf Erden glücklich und ungestraft, und machte nun den Schluß, weil ihre Sünden nicht an ihnen selbst gestraft wurden, so müßten sie etwa an ihren Nachkommen noch gezüchtigt werden. Die so dachten, glaubten an die Gerechtigkeit Gottes und konnten daher nicht glauben, daß irgend eine Sünde ungestraft bleiben, oder daß irgend Jemand gestraft werden könne, der nicht entweder gesündigt, oder die Sünde Anderer abzubüßen hatte.

Indem sie aber so äußerlich die göttliche Gerechtigkeit anerkannten, mißkannten sie dieselbe gerade in ihrem innern Wesen, indem sie nicht bedachten, daß wenn es nicht möglich ist, daß eine Sünde ungestraft bleibe, es noch weniger möglich ist, daß Gott, der Gerechte, der selbst in der Strafe noch gütig und gnädig ist, Jemand strafe, der nicht gesündigt hat.

7. Aber thut dieß Gott denn nicht wirklich? geht nicht die Schuld Adams auf Alle über? straft also Gott nicht auch an uns die Sünde der ersten Eltern? haben wir verschuldet, was jene sündigten? haben wir vor der Geburt verschuldet, daß wir mit Sünde behaftet geboren werden? Allerdings haben wir die Strafe der ersten Sünde nicht verschuldet, aber auch nicht verdient, daß wir überhaupt geboren, als freie vernünftige Wesen geboren und zur Theilnahme an der Erkenntniß ewiger Wahrheit, an der Freude

ewiger Seligkeit berufen worden sind, haben nicht verdient, daß Gott uns mit dem Blute seines Sohnes erlöst und zur Heiligung durch den Geist berufen hat. Weder der Segen noch der Fluch der irdischen Geburt kommt auf Rechnung unseres Verdienstes oder unserer Schuld. Wir übernehmen durch unsere Geburt beide, weil beide nicht von der menschlichen Natur zu trennen sind. So lange die Sünde noch wirkt in der Natur, kann diese nicht der Seligkeit theilhaftig sein. Ist die Strafe der Sünde aber nothwendig, so ist die Gnade dagegen frei — wie können wir uns also über dieselbe beklagen? Ist doch die Strafe selbst wieder Mittel und Vorbereitung zu einer höhern Gnade. Eine Strafe aber, die selbst wieder Gnadenmittel werden kann und werden will, wird nur ein ganz verkehrter Wille von sich ablehnen wollen, über eine solche Strafe wird nur der Undank sich beklagen.

Jede Klage über die Noth und den Jammer des irdischen Lebens, die uns zu tragen auferlegt sind, zeigt auf's Neue das Thörichte solcher Klagen. Welchen Sinn soll es haben, wenn der Einzelne klagend sich vernehmen läßt: Woher habe ich das verdient, daß Gott mich so schwer heimsucht? Allerdings, thörichte Seele, hast du überhaupt nicht verdient, daß Gott dich heimsucht, wenn du seine Heimsuchung so empfindlich und widerstrebend aufnimmst. Muß denn das Leiden nur immer Strafe, kann es nicht auch Gnade sein? und kann es nicht auch dann Gnade sein, wenn es Strafe ist? Der der Liebe Gottes widerstrebende Wille würde ohne das Leiden sich allzu leicht und allzu innig mit der natürlichen Begierde verbinden. Natur und Sünde würden unzertrennlich eins mit dem Willen, wenn das Leiden nicht Einsprache erheben würde. Wir können ja an allen unsern Wünschen und Gewohnheiten diese traurige Erfahrung machen. Eine Seele, die sich mit einer üblen Gewohnheit einmal durch langes Zusammensein so zu sagen verwachsen hat, ist beinahe nicht mehr, selbst durch die schärfsten und einschneidendsten Mittel, davon zu trennen. Wenn nun Gottes Liebe, die unsere verkehrte Gesinnung besser kennt, als wir selbst, uns gerade diejenigen Mittel zuschickt, welche zu dieser Trennung nöthig sind, welcher Undank oder welcher Unverstand ist es, dagegen zu murren! Alles, was der Allwissende über uns verhängen mag, wird dem Gottvertrauenden nur dazu dienen, daß Gottes Güte und Weisheit an ihm offenbar werde. Wer Ihm vertraut, wird überall seine Güte preisen müssen.

8. Wer zurücksieht auf das vergangene Leben, und nicht verblendet ist, wird erkennen, daß Alles gut war für ihn, was ihm Anfangs schwer

und vielleicht unerträglich schien. Wer diese Einsicht nicht gewonnen, der ist weit, unendlich weit vom lebendigen Glauben und richtiger Erkenntniß seiner Natur und seiner Bestimmung entfernt. Auch der Blindgeborene hat es an sich erfahren, daß seine Blindheit der göttlichen Vorsehung zum Mittel diente, ihn, und durch seine Erleuchtung noch unzählige Andere zum Lichte und zur Erkenntniß der rechten Wahrheit zu führen. Die Thorheit der Welt nannte ihn unglücklich, er selbst aber mußte sich glücklich preisen, glücklicher, als wenn er immer mit sehenden Augen von Geburt an sich des Anblickes der Erde erfreut, aber das Wunder der göttlichen Liebe, das der Heiland an ihm wirkte, nicht an sich erfahren hätte. Was ist Glück und Unglück? Was der blinde Mensch so nennt? oder was Gottes Macht, Weisheit und Liebe dafür erkennt? Alles, was aus Gottes Hand kommt, ist zu unserm Heil. Auch was die feindselige Gesinnung der Menschen, was der Lauf der irdischen Jahre bringt, kommt aus Gottes Hand, kann und soll uns zur Erkenntniß unserer selbst, zur Läuterung des Willens, zum Heile und zur Seligkeit dienen.

9. Soll das Gold ganz rein werden von allen unreinen Schlacken, muß es zuvor im Feuer geläutert werden. Der Weizen des natürlichen Lebens muß auf die Mühle des Leidens geschüttet werden, damit er zum Brode des Lebens, zur gesegneten Hostie werden kann, die auf dem Altare zum hl. Sacramente umgewandelt wird. Wie freudig kann das Herz sich über allen Kummer der Erde erheben, getragen von den Flügeln des Vertrauens auf die göttliche Allmacht und Liebe, die vereint über dem Haupte des Einzelnen und aller Menschen wachen. Selbst das Leiden wird zur Quelle unaustilgbarer Freuden, sobald es in diesem Glauben hingenommen wird. Wie die Lerche mit ihren Liedern sich in die reinen Lüfte schwingt, und in jubelnder Freude ihren Gesang erschallen läßt, über dessen Schönheit sie selbst erstaunt innehält, um in froher Lust über die Süßigkeit ihrer Stimme neuerdings die Luft von ihren Liedern ertönen zu lassen; so erhebt sich die Menschenseele in der reinen Kraft des Gottvertrauens über alle erdhafte Sorge und Begierde, es erwacht im Tiefinnersten eine so starke und süßtönende Stimme des gottvertrauenden Lebens, daß die Seele, erstaunt über diesen Wohlklang, der verborgen in ihr geschlummert, sich auf ihre eigene Herrlichkeit besinnen muß, um dann um so freudiger das Lob des Höchsten in froher Begeisterung ertönen zu lassen, bis ihr gottbegeisterter Gesang mit den Lobgesängen der Heiligen und Engel Gottes sich vereinigt, und sie in

süßer Selbstvergessenheit sich in der heiligen Lust beseligt fühlt, Gottes Lob zu singen, und seine Herrlichkeit zu preisen in Ewigkeit.

LII.

Text: „Als Er dieß gesagt, spuckte Er auf die Erde, machte mit dem Speichel eine Kothsalbe, strich die Salbe auf die Augen des Blinden und sprach zu ihm: „Gehe hin und wasche dich im Teiche Siloah." Der Blinde ging hin und wusch sich und kam sehend zurück. Die Nachbarn, die ihn zuvor als Bettler gesehen hatten, sagten: Ist dieß nicht derselbe, der hier saß und bettelte? Einige sprachen: Er ist's; Andere aber sagten: Nein, er sieht ihm nur ähnlich; er selbst aber sprach: Ich bin es. Da sprachen sie zu ihm: Wie sind denn deine Augen aufgethan worden? Er antwortete: Jener Mensch, der Jesus heißt, machte eine Salbe, bestrich meine Augen, und sprach zu mir: Gehe hin zum Teiche Siloah und wasche dich; ich ging hin, wusch mich, und nun sehe ich. Da sprachen sie zu Ihm: Wo ist derselbe? Er antwortete: Das weiß ich nicht. Nun führten sie den Blindgewesenen zu den Pharisäern. Es war nämlich Sabbat, da Jesus die Salbe machte und ihm die Augen öffnete. Es fragten ihn also die Pharisäer noch einmal, wie er denn wäre sehend geworden? Er aber antwortete ihnen: Eine Kothsalbe legte Er mir auf die Augen, ich wusch mich, und nun sehe ich. Hierauf sprachen einige von den Pharisäern: Dieser Mensch ist nicht von Gott, weil er den Sabbat nicht hält; Andere aber sagten: Wie kann denn ein Mensch, der ein Sünder ist, solche Wunder thun? Und es war eine Trennung unter ihnen. Da sprachen sie wieder zu dem Blindgewesenen: Was sagst denn du von dem, der dir die Augen aufgethan hat? Er sprach: Ein Prophet ist Er. Nun glaubten die Juden gar nicht mehr von ihm, daß er blind gewesen und sehend geworden sei, bis sie die Eltern des Sehendgewordenen herbeiriefen. Diese fragten sie: Ist das

euer Sohn, von dem ihr sagt, daß er blind geboren sei? wie ist er denn jetzt sehend geworden? Seine Eltern antworteten: Wir wissen, daß dieser unser Sohn ist, und daß er blind geboren wurde; wie er aber sehend geworden, oder wer ihm seine Augen aufgethan, das wissen wir nicht; fraget ihn selbst, er ist alt genug, er mag für sich selbst reden. Das sagten sie, weil sie sich vor den Juden fürchteten; denn die Juden hatten es schon mit einander ausgemacht, Jeden aus der Synagoge zu stoßen, der Ihn für Christus bekennen würde. Deßwegen sagten sie, er ist alt genug, fraget ihn selbst. Die Pharisäer riefen also den Blindgebornen noch einmal vor und sprachen zu ihm: Gib Gott die Ehre, wir wissen, daß dieser Mensch ein Sünder ist. Er antwortete ihnen: Ob er ein Sünder ist, weiß ich nicht, aber Eines weiß ich, daß ich blind war, und jetzt sehe ich. Da sprachen sie zu ihm: Was hat er denn gethan mit dir? wie hat er deine Augen aufgethan? Er antwortete ihnen: Das habe ich euch schon gesagt, habt ihr es denn nicht gehört? warum wollt ihr es noch einmal hören? oder wollt etwa auch Ihr seine Jünger werden? Jetzt fluchten sie ihm und sprachen: Du bist sein Jünger, wir aber sind des Moses Jünger; denn wir wissen, daß Gott mit Moses geredet hat, von diesem aber wissen wir nicht, woher er ist. Der Mensch antwortete und sprach zu ihnen: Das ist doch wunderbar, daß ihr nicht wisset, woher er ist, da er mir doch die Augen aufgethan hat. Wir wissen ja doch gewiß, daß Gott die Sünder nicht hört, sondern wer Gott ehrt und seinen Willen thut, den hört Er. So lange die Welt steht, ist nicht erhört worden, daß Jemand einem Blindgebornen die Augen aufgethan habe; wäre dieser nicht von Gott, so könnte Er nicht Solches thun. Da antworteten und sprachen sie zu ihm: Du bist ganz in Sünden geboren, und willst uns lehren? Und sie stießen ihn hinaus. Jesus hörte, daß sie ihn hinausgestoßen hätten, und da Er ihn fand, sprach Er zu ihm: Glaubst du an den Sohn Gottes? Jener antwortete und sprach: Herr,

wer ist es, daß ich an Ihn glaube? Jesus sprach zu ihm: Du hast Ihn gesehen, und der mit dir redet, der ist es. Er aber antwortete: Herr, ich glaube. Und er fiel nieder und betete Ihn an." (Joh. 9, 6—38.)

Inhalt: Die wahre Tugend muß die entgegengesetzten Richtungen der Natur verbinden, und in der Liebe ihre Vollendung finden.

1. Die Erzählung von der Heilung des Blindgebornen enthält eine Menge einzelner inhaltreicher Sätze, die uns zur weitern Betrachtung auffordern. Doch sind alle einzelnen Stellen so innig wieder in den Zusammenhang der ganzen Erzählung verflochten, daß es schwer ist, irgend einen einzelnen Punkt hervorzuheben, der den Gesammtinhalt der ganzen Begebenheit mit wenigen Worten kennzeichnete. Gerade diese Einheit aber müssen wir überall und am meisten bei dieser Erzählung zunächst in's Auge fassen. Aus dem Einzelnen in seiner Losgerissenheit vom Ganzen läßt sich überall kein sicherer Schluß auf das allgemein Wahre machen, wohl aber läßt sich aus dem Verständniß des Ganzen das Einzelne mit Bestimmtheit und Sicherheit erklären. Wenn aber die einzelnen Theile wieder so enge mit einander verbunden sind, wie in dieser Erzählung, würde selbst der äußere Eindruck der organischen Einheit zerstört werden, wenn man die kunstvolle Form des Ganzen in Stücke zerbröckeln wollte. Der lehrreichste Inhalt der Erzählung liegt gerade in der getreuen und tiefergreifenden Schilderung der Entwicklung des menschlichen Charakters. Die Erzählung zeigt uns nicht bloß die Bildungsfähigkeit der verschiedenen in der Seele schlummernden Anlagen und Kräfte, sondern auch den Grund und die Art der lebendigen Entfaltung derselben. Thaten und Beispiele üben immer einen mächtigern Einfluß auf den Menschen, als das Wort. Je mächtiger aber der Eindruck ist, den eine Begebenheit auf uns macht, desto schärfer müssen wir uns, unsere Fähigkeit und unsere Absicht und Gesinnung prüfen, damit wir nichts versäumen, was zur Kräftigung und Vollendung unserer Seele dienlich ist, aber auch nicht durch äußern Schein uns zu verkehrten Bestrebungen verleiten lassen.

2. Wenn auch die entscheidende That mächtig nach außen wirkt, so hat dennoch die äußere Handlung an sich keinen bleibenden sittlichen Werth. Für das ewige Leben ist nicht die That, sondern die Gesinnung, mit welcher sie verrichtet wird, entscheidend. Was äußerlich gleich ist, kann entgegengesetzte

Früchte, und was äußerlich verschieden ist, nach Verschiedenheit der Umstände, der Anlagen und der Gesinnung gleiche Wirkung haben. Was unter bestimmten Umständen gut ist, kann es unter andern nicht sein; was dem Einen zum Heile und zur Auferstehung dient, kann einem Andern zum Falle gereichen. Die Reden und Handlungen des Heilandes nachahmend, geht der Satan hinter seinen Schritten einher, und säet Unkraut unter den Weizen. Jeder Heilige ist auf andere Weise heilig geworden. Jedem Menschen hat Gott seinen bestimmten Beruf und die bestimmten Mittel angewiesen, die ihm zur Heiligung dienen sollen. Durch Nachahmung der äußern Tugendübungen wird die Heiligkeit der Gesinnung nicht ersetzt. Vielmehr wird derjenige, der an der einzelnen äußern Erscheinung haftet, gerade der innern Empfänglichkeit für die verschiedenen Wege der göttlichen Ermahnungen verlustig gehen. Sowie wir uns einer besondern Richtung hingeben, wird das Herz daran Wohlgefallen finden, wird sich in diesem selbstgewählten Wege gefallen, sich in seiner Einseitigkeit und Abgeschlossenheit verhärten, und für alle übrigen Wege des Geistes Gottes unzugänglich werden. Das Herz wird hart und eitel, und erstarrt und erstirbt in sich selbst. Gefährlich ist es immer, einer einseitig vorherrschenden Neigung sich hinzugeben, sie mag uns von Natur aus innewohnen, oder durch unsern Willen aus Nachahmung irgend eines selbstgewählten Vorbildes festgehalten werden.

3. Auf diese Gefahr will uns die Erzählung des Evangelisten vor Allem aufmerksam machen. Wir sehen selbst an der Frage der Jünger, daß auch sie bereits von einem gewissen Vorurtheile befangen sind, welches sie verleitet, eine sich selbst widersprechende Frage an Christus zu richten. An ihnen sehen wir aber auch noch die volle Willfährigkeit, sich eines Bessern belehren zu lassen. Diesen gegenüber aber steht die Hartnäckigkeit der Pharisäer, die um keinen Preis zugeben wollen, daß in dem Wunder der Heilung des Blindgebornen ein Zeugniß Gottes für die Sendung des ihnen verhaßten Lehrers vorliege; die, als sie den kräftigen Worten des Blindgebornen: „wir wissen, daß Gott die Sünder nicht hört; wäre dieser nicht aus Gott, so könnte er nicht solches thun", nichts mehr entgegensetzen können, nun selbst das nicht mehr glauben wollen, daß er blind geboren war, und als auch hieran kein Zweifel mehr bleibt, damit enden, daß sie ihn verfluchen und aus der Synagoge ausstoßen. Das ist die freiwillige Blindheit des Geistes, die aus der Widersetzlichkeit des Willens gegen die Wahrheit nothwendig hervorgeht. Sie bleiben bei ihrer einmal angenommenen Ansicht, allen Zeugnissen

und Beweisen des Gegentheils zum Trotze, weil sie so wollen, weil sie in ihrer selbstgewählten Richtung zu beharren entschlossen sind. Das ist nicht Muth und Beharrlichkeit, sondern Uebermuth und Eigensinn. Zu einem solchen Ende führt jede eigenwillig festgehaltene Meinung und Richtung. In den Pharisäern erscheint sie nur in dem äußersten Grade der verhärteten Bosheit.

Aber auch der Blindgeborne erscheint nicht ganz frei von dieser eigenwilligen Selbstgerechtigkeit. Allerdings können wir nicht umhin, seiner Entschiedenheit Beifall zu geben. Er gefällt uns durch seinen Muth, durch seine Entschlossenheit, durch die Kühnheit und Sicherheit seines Auftretens und seiner Antworten. Mit welcher schlagenden Schärfe weiß er die Einwendungen der Pharisäer zu Boden zu werfen! Es ist etwas Bestechendes in der Art, wie er seinen Wohlthäter vertheidigt. Und dennoch ist auch ein Ungestüm, eine Gereiztheit und Bitterkeit in ihm, die uns nicht gefallen kann. Der Ton des Spottes, mit dem er seinen Vorgesetzten erwiedert: „wollt ihr vielleicht auch seine Jünger werden?" zeugt mehr von einem reizbaren und gereizten, als von einem wahrheitsliebenden Gemüthe. Sein Muth macht sich mehr im Widerspruch gegen Andere, als im eigenen Forschen nach Wahrheit geltend. Er scheint gar kein Bedürfniß nach innerer Erleuchtung und Belehrung zu haben. Er vertheidigt den Wunderthäter, liebt aber nicht den Heiland und Lehrer. Darum folgt er Ihm nicht gleich und freiwillig nach, sondern Christus muß ihn erst wieder aufsuchen, muß ihn noch einmal auf seine göttliche Sendung aufmerksam machen, ehe er niederfällt und Ihn anbetet. Er ist trotz der Vertheidigung der Wahrheit kein innerer Freund derselben, kein wahrer demüthiger Jünger des Herrn, mit wahrheitsbegierigem und liebebedürftigem Herzen. Es scheint ihm vielmehr gerade die wesentlichste Eigenschaft des wahren Jüngers Christi, die Demuth, die Milde und Liebe, zu fehlen.

4. Ohne die Liebe ist alle äußere Entschiedenheit des Willens unfruchtbar für das ewige Leben. Gar Mancher gibt äußerlich Zeugniß für die Wahrheit, und ist im Herzen ein Feind und Widersacher derselben. Sobald sie ihn selbst angeht, verläugnet er sie, und in der Regel um so heftiger, je schärfer er sie gegen Andere vertheidigt. Nicht die Liebe zur Wahrheit herrscht in einem solchen Herzen, in welchem die Milde und Liebe nicht mehr ist, sondern Eigenwille und Eigenliebe. Auch Widerspruch und Haß machen den Willen und Charakter fest und stark; aber sie machen ihn nicht gut. Unter andern Umständen würde der

Eigensinnige vielleicht gerade das Entgegengesetzte vertheidigen, und zwar mit derselben Hartnäckigkeit und Gehässigkeit gegen Alle, die mit ihm nicht einerlei Meinung sind, die in irgend einem zufälligen oder äußerlichen Umstande, in einer Form, einem Worte von ihm abweichen. Behaupte etwas, und er wird das Gegentheil behaupten, nicht weil er davon überzeugt ist, sondern um dir nicht Recht zu geben. Stimme ihm bei, und es wird ihn reuen, daß er nicht das Entgegengesetzte behauptet hat, um dir widersprechen zu können. Dieser Hartnäckigkeit des Eigenwillens fehlt es nicht an Stärke. Der Eigensinnige wird zuletzt lieber Alles, auch das Schwerste, erdulden, als daß er nachgäbe.

Daß dieser Eigenwille, wenn er einmal herrschend geworden ist, alle göttliche und menschliche Ordnung umstoßen, alle Liebe aus dem Herzen verbannen, alle Empfänglichkeit für die göttlichen Ermahnungen und für die himmlische Wahrheit ertödten muß, liegt am Tage. Gerade dieses eigenwillige Streben, irgend einer selbstgewählten oder natürlichen Neigung Alles zu unterwerfen, ist das widersinnigste und unseligste, und dennoch das allgemeinste Bestreben. Es liegt in der Verkehrtheit der menschlichen Natur, und verderbt, so lange es nicht überwunden ist, alle bessern Kräfte und Bestrebungen des Menschen. In ihm liegt die geistige Wurzel alles Bösen und aller Sünde. So lange diese giftige Quelle im Innern fließt, wird alle äußere Tugendübung unfruchtbar bleiben. Lassen wir uns daher ja nicht täuschen von dem Muthe und der Standhaftigkeit des Herzens.

5. Nicht der eigensinnige, starre Wille ist der gute, sondern der demüthige, gelassene, gottergebene. Wenn aber der Wille böse und zugleich unbeugsam geworden ist, dann ist er keiner Erlösung und Heiligung mehr zugänglich. Das wahrhaft Große ist stets auch milde, das christliche Gemüth duldend und liebreich, sanftmüthig und weich. Das Göttlichste, was die Welt geschaut hat, ist die unendlich duldende Liebe des Heilandes. „Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder", spricht der Herr, nämlich so anspruchslos, so hingebend, so gläubig wie diese, „so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen" [1]. „Der Feigenbaum soll euch ein Gleichniß sein; wenn seine Zweige zart werden und Blätter treiben, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist" [2]. Ebenso ist es im menschlichen Gemüthe. Wenn seine Gefühle zart werden, und für alles Edle, Milde, Zarte empfänglich, jedem Hauche des göttlichen Wortes zugäng-

---

[1] Matth. 18, 3. [2] Marc. 13, 28.

lich werden, wenn das Herz so leicht fühlt und beachtet, was Andern wohl und wehe thut, und nach allen Seiten hin bestrebt ist, Andern Freundliches zu erweisen, dann ist der Himmel dem Gemüthe nahe.

6. Aber kann der Mensch, der nun einmal auf Erden leben muß, und mit tausend unzarten Verhältnissen zusammenzustoßen nicht vermeiden kann, stets mild und weich und nachgiebig bleiben? muß er nicht auch manchmal mit Entschiedenheit, und wo es gilt, mit rücksichtsloser Kraft und Schärfe auftreten? Gewiß ist auch Entschiedenheit im Leben nothwendig. Ein weichliches Gemüth ist kein weiches Gemüth. Wer nicht zur rechten Zeit auch entschlossen und fest, muthig und entschieden sein kann, der kann auch nicht wahrhaft nachsichtig und sanftmüthig sein. Wer das Schlechte nicht mit Entschiedenheit von sich abweist, hat auch kein feines Gefühl für das Gute und Schöne.

7. In dieser Entschiedenheit aber müssen wir wohl unterscheiden zwischen Festigkeit des Willens und Eigensinn, zwischen Selbstständigkeit und Selbstsucht. Wer aus eigenem Antrieb und Willen irgend eine Beschäftigung, einen Stand, ein Ziel gewählt, eine Ansicht sich angeeignet, und trotz aller entgegenstehenden Gründe, und trotz alles Abmahnens und Abrathens, trotz der Wünsche und Bitten der Angehörigen, trotz der widersprechenden äußern Verhältnisse, ohne einen in der Sache selbst liegenden höhern Grund, bei seinem Entschluß und Vorsatz beharrt, nur um seinen Willen durchzusetzen, der ist nicht muthig, nicht willensstark, nicht charakterfest, sondern eigensinnig. Wer aber in Berücksichtigung naheliegender Pflichten und dringender äußerer Umstände und Fingerzeige gegen seine Neigung und seine Wünsche verlassen kann, was sein Herz begehrte, und ein Amt, eine Beschäftigung, eine Stellung wählen, die seinem natürlichen Verlangen zuwider ist, oder dem entsagen, was seinen Wünschen zusagt, bloß um seiner Pflicht zu genügen, wer sich nicht scheut, aus einem solchen Grunde jahrelange Kämpfe auf sich zu nehmen, der ist nicht eigensinnig, aber muthig. Er vertraut nicht auf sich; die Gnade aber, welcher er sich anvertraut, wird ihn in diesem Kampfe auch nicht verlassen. In dem, was uns angeht, was uns allein trifft, ist Dulden die höchste Kraft. Dazu gehört mehr Muth, als zum selbstgewählten Handeln. Hierin müssen wir das Aeußerste zu dulden entschlossen sein. Dieß lehrt uns das Beispiel Christi. Aber anders ist es, wenn es sich um die Wahrheit, um das Recht und das Glück Anderer handelt, wenn wir unser eigenes verkehrtes Wünschen bekämpfen wollen. Da muß der Wille alle Entschiedenheit aufbieten, da

ist Nachgiebigkeit Verderben; und auch darin ist Christus unser höchstes Vorbild.

8. Entschiedenheit und Nachsicht vereint machen erst die wahre christliche Tugend aus. Nur in der lebendigen Einigung der Gegensätze liegt die rechte Lebenskraft. An die Stelle Einer Untugend und einseitigen Neigung die entgegengesetzte zu setzen, macht nicht besser. Alle Gegensätze des Lebens sollen überwunden werden. Bloß nachgiebig zu sein ohne Entschiedenheit, ist ebenso weit gefehlt, als bloße Beharrlichkeit und Entschiedenheit ohne Milde und Demuth. Der Verschwender, der seinen Leichtsinn ablegt, und zum Geizhals wird, hat seinen Zustand nicht gebessert. Gar Mancher hat aus Eitelkeit die Welt geliebt, ihre Moden und Thorheiten mitgemacht, um von Andern gesehen, gelobt und gerühmt zu werden. Sein Wunsch aber will ihm nicht in Erfüllung gehen, er findet nicht Alles, was er in der Welt gesucht, und er wendet sich nun plötzlich einer ebenso auffallenden und augenfälligen Frömmigkeit zu. Wollen ihn die Menschen nicht mehr um seiner Schönheit, seiner eleganten Manieren, seiner Kleider und sonstigen weltlichen Vorzüge willen rühmen, so sollen sie nun seine Andacht und Frömmigkeit sehen, und diese bewundern; und wenn die Menschen durchaus nicht zu bewegen sind, die Vorzüge dieses eitlen Strebens anzuerkennen, wird er sie selbst um desto höher anschlagen, und sich für ein auserwähltes Rüstzeug Gottes, für den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit Gottes und aller Heiligen und Engel des Himmels halten. Was ist nun bei allen Werken der Frömmigkeit und Andacht an einem Solchen gebessert? Er hat die Form, den Namen geändert, aber die sündhafte Neigung ist geblieben, und die letzten Dinge desselben werden ärger als die ersten. Zu der bösen Lust kommt nun auch noch der Schein der Besserung, das Wohlgefallen an sich selbst und die daraus hervorgehende Hartnäckigkeit des Willens hinzu. Nicht in der Umwandlung der äußern Werke liegt die Besserung, sondern in der Umwandlung der Gesinnung. Die Gegensätze berühren sich auch im sittlichen Leben. Die Untugend, welche in ihren Gegensatz überspringt, geht nicht in Tugend, sondern nur in die entgegengesetzte Untugend über.

Entgegengesetzte Ausgangspunkte können zu dem gleichen Ziele führen; von demselben Punkte aus kann man entgegengesetzte Wege wandeln. Einseitig ist jedes irdische Lebensverhältniß. Die Erde hat nichts ganz Vollkommenes. Recht und Unrecht ist zu enge auf Erden mit einander verbunden, als daß vor dem letzten Gerichte schon eine vollkommene

Scheidung nach links und rechts sich durchführen ließe. Unsere Aufgabe ist, dem irdisch unvollkommenen Streben die Richtung auf das Vollkommene und Ewige zu geben, und in allen Dingen und Verhältnissen das zu behalten, was irgend noch dem Guten dienen kann. Der Verschwender verachtet die Güter der Welt, der Geizige schätzt sie über Alles. Beide sind im gleichen Unrecht. Aber in der natürlichen Neigung Beider ist auch etwas Wahres. Die Güter der Erde müssen wir geringachten, und sie zugleich als Mittel zum Guten hochachten und gebrauchen. Wer sie wegwirft, fehlt ebenso wie der, welcher an ihnen wie an ewigen Gütern festhält. Nur wer sie gebraucht, verwandelt die einseitige natürliche Neigung zur wahren Lebenskraft.

9. Die wahre Tugend ringt immer nach dem Entgegengesetzten zugleich, um dadurch das Einseitige zu meiden, und die wahre Einheit und Kraft des Guten zu gewinnen. Aber ist denn das möglich, im gleichen Augenblicke nach dem Entgegengesetzten zu streben? Warum sollte es nicht möglich sein? Ist nicht alles Leben eine Einheit von Gegensätzen? Ist Feuer und Wasser nicht im Wachsthum der Pflanze geeint? Ist nicht jede Wahrheit und jedes Kunstwerk eine harmonische Verbindung äußerlich entgegengesetzter Erscheinungen und Lebensformen? Ist nicht die wahre Kirche nothwendig zugleich die Eine und allgemeine? Ist nicht der Heiland der Welt Gott und Mensch zugleich? Ist nicht die menschliche Natur selbst aus sinnlichen und übersinnlichen Lebenskräften zusammengesetzt? Muß darum nicht alles menschliche Streben darauf gehen, die beiden Bedingungen alles Lebens im sittlichen Handeln auszugleichen und zur ewigen Harmonie des seligen Lebens zu führen?

Was der Mensch von Natur aus liebt, muß er um des übernatürlichen Zieles willen verlassen, und doch kann er dieses Ziel nur wieder mit den natürlichen Kräften erreichen. Er muß seinen eigenen Willen verläugnen, und doch darf er ihn nicht verlieren, sondern muß ihn in Gott als einen neugebornen, heiligen, aber doch immer als seinen eigenen Willen wiedergewinnen; er muß den Eigenwillen aufgehen lassen in Gottes Willen, um ihn aus Gottes Hand als selbstständigen, wahrhaft freien Willen wieder zurückzuerhalten; muß in Gott untergehen, um nicht unterzugehen, sondern in persönlicher Freiheit und Selbstständigkeit ewig mit Gott vereint zu leben.

10. Das ist das Geheimniß und Räthsel alles Lebens, welches nur in wahrhaft freier Liebe gelöst wird, die allein das von Natur aus Entgegengesetzte zu einen vermag. Die Liebe ist weich und stark, sparsam und

freigebig, klug und einfältig zugleich, sie sucht Alles und nichts, freut sich in der Trauer und trauert in der Freude.

Sie ist der Wein im Kelche des Lebens, der Gott zum Opfer dargebracht und im Opfer verwandelt, die Communion beider Welten vermittelt. Sie durchglüht die herbe Traube der irdischen Kraft mit der Wärme des göttlichen Lichtes, und macht sie durchsichtig und geistig.

Im Geiste dieser Liebe kann jeder Christ mit dem Priester, der am Altare Wein und Wasser zum hl. Opfer mischt, beten: „Allmächtiger, ewiger Gott, der du auf wunderbare Weise die menschliche Natur geschaffen und auf noch wunderbarere erneuert hast, gib, daß wir durch das Geheimniß dieser Mischung von Wasser und Wein der göttlichen Natur desjenigen theilhaftig werden, der sich gewürdigt hat, an unserer menschlichen Natur Theil zu haben, Jesus Christus, deines Sohnes, unseres Herrn, der mit dir und dem hl. Geiste lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Zweite Hälfte.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

LIII. Christus allein ist der gute Hirte und Führer zum ewigen Leben.

LIV. Nicht Vernunft, Natur und Umgang, sondern Christus allein ist die Thüre zur Wahrheit und Seligkeit.

LIX. Ueber die Einheit zweier Naturen in Christus.

LX. Ueber die Unsterblichkeit der menschlichen Seele.

LXI. Die Macht und Bedeutung der Thränen.

LXV. Von der Ankunft des Königs der Seele.

LXVI. Der Tod als Bedingung und Uebergang zu einem neuen Leben.

LXVII. Ueber das Kreuzes-Opfer.

Seite

LXXXIII. Zeugniß des Geistes für den Glauben an die Rechtfertigung durch Christus.

LXXXIV. Die Erleuchtung des hl. Geistes offenbart sich im Bleibenden und Allgemeinen.

LXXXV. Ueber die Traurigkeit des Geistes als Bürgschaft der Bestimmung zur Seligkeit.

Seite

LXXXVI. Von dem Beistande des Vaters im Unterschiede von der Gnade des hl. Geistes.

LXXXVII. Ueber die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christus.

LXXXVIII. Das Verhältniß derer, die Christus angehören wollen, zur Welt.

CII. Ueber das Verhältniß von Glaube und Wissen.

CIII. Von der geistigen Nahrung des Menschen und der Speise als Opfer.

CIV. Die Autorität der Kirche.

LIII.

Text: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wer nicht durch die Thüre in den Schafstall eingeht, sondern anderswo hineinsteigt, der ist ein Dieb und Mörder. Wer aber durch die Thüre eingeht, der ist ein Hirt der Schafe. Diesem thut der Thürhüter auf; die Schafe hören seine Stimme; er ruft seine Schafe mit Namen, und führt sie aus. Wenn er seine Schafe herausgelassen hat, so geht er vor ihnen her und die Schafe folgen ihm nach, denn sie kennen seine Stimme. Einem Fremden aber folgen sie nicht nach, sondern fliehen vor ihm, denn sie kennen die Stimme des Fremden nicht.“ Joh. 10, 1—5.

Inhalt: Christus allein ist der gute Hirte und Führer zum ewigen Leben.

1. Von einem begonnenen Werke wieder abzustehen, ehe es vollendet, zeugt von einem Leichtsinn und von einer Unbeständigkeit in der Gesinnung, welcher nie etwas Großes und Gutes gelingen kann. Leichtsinn und Unbeständigkeit, diese Schooßkinder einer verkommenen Zeit, wirken aber um so verderblicher, je wichtiger die Angelegenheit ist, in welcher wir ihnen die Herrschaft über unsere Handlungen einräumen. Nun bieten aber die Aufzeichnungen jenes Jüngers des Herrn, der noch beim letzten Abendmahle an dem Herzen desselben geruht, und durch seine Schriften bewiesen, daß er die tiefsten Geheimnisse jenes göttlichen Herzens belauscht und in seinem eigenen Herzen mit erlebt hat, gewiß dem betrachtenden Geiste einen Gegenstand, der jeder Anstrengung und Ausdauer werth ist. Wenn irgendwo, so wäre es gerade bei diesem Inhalte unverzeihlich, denselben mitten auf dem Wege und gerade an dem Punkte zu verlassen, an welchem die unaussprechliche Menschenfreundlichkeit des Erlösers ebenso wie die Tiefe des Gemüthes des Evangelisten am entschiedensten und ergreifendsten sich offenbart.

2. Nachdem nämlich der Evangelist jene Reden und Thaten Christi erzählt hat, durch welche Christus zuerst den Glauben an seine Sendung bei den Seinigen erweckt hatte, kommt er sodann auf den Widerspruch zu reden, den der Unglaube der Pharisäer gegen die göttliche Sendung Christi erhoben hat. Diesen Widerspruch zurückzuweisen, fand er natürlich zuerst für nothwendig, ehe er beginnen konnte, die letzten Reden und Thaten des Herrn zu beschreiben und das innige Verhältniß aus einander zu setzen, welches zwischen dem Herrn und seinen Jüngern, zwischen dem Heilande und allen wahren Gläubigen besteht. Während die vorausgehenden Reden meistens im Tempel zu Jerusalem gesprochen wurden und an die Menge des Volkes gerichtet waren, wendet sich von nun an das Wort des Herrn fast ausschließlich dem engern Kreise seiner Jünger zu, um diese sowohl über sein eigenes Verhältniß zu ihnen, wie über sein Verhältniß zum ewigen Vater und zum göttlichen Geiste zu unterrichten. Gleich der Anfang dieser Rede dringt darum mit großer Entschiedenheit auf einen klaren und bestimmten Entschluß des Gemüthes, ob es für Christus oder gegen Ihn sich entscheiden, ob es Ihn als Hirten und Führer anerkennen und seiner Stimme gehorchen oder einem andern Führer nachfolgen will.

3. Das Gleichniß vom guten Hirten weiset vor Allem auf das innere und innige Verhältniß Christi zu allen hin, die durch einen wahren und lebendigen Glauben Ihm angehören wollen, und die Er darum die Seinigen nennt. Entweder müssen wir uns diesem Hirten ganz anvertrauen, oder uns von Ihm lossagen. Ein Schwanken und Diplomatisiren ist in dieser entscheidenden Frage so viel wie eine entschiedene Verläugnung. Wer nicht dem guten Hirten folgen will, folgt nothwendig einem andern Führer. Wer die Stimme dieses Hirten nicht kennt, gehört auch nicht zu den Seinigen. Die Frage, wem wir glauben und gehorchen wollen, ist die erste Frage unserer Freiheit. Sie entscheidet über die ganze Richtung unsers Handelns und Strebens. Niemals aber war diese Frage wichtiger als in der gegenwärtigen Zeit, welche einerseits zu den höchsten Forderungen des geistigen Lebens vorgeschritten, andererseits dem tiefsten unersättlichen Zweifel und der größten Gefahr der Verzweiflung an Gott und an sich selbst verfallen ist.

4. So ernst und entscheidend diese Frage aber auch für Alle ist, so kommen wir dennoch nur selten dazu, uns dieselbe ernstlich vor Augen zu halten. Die Wenigsten fragen sich, warum sie diesem oder jenem Worte Glauben schenken. Die Meisten glauben, ohne sich zu besinnen,

wem und warum sie glauben. Diejenigen, welche sich damit trösten, daß sie an Christus glauben, wissen meistens nicht, **warum** sie an Ihn glauben, und ob das, was sie glauben, wirklich die Lehre Christi ist. Noch weniger aber wissen in der Regel diejenigen, welche nicht an Christus glauben, warum sie nicht glauben, und welchem Führer sie in ihren Gedanken und Meinungen nachfolgen. Gewohnheit und Gedankenlosigkeit bestimmen die Einen, Nachgiebigkeit gegen die natürliche Eitelkeit oder Begierlichkeit bestimmen die Andern bei der Wahl dessen, dem sie ihres Lebens Führung anvertrauen. Tausendfältige Entstellungen der christlichen Wahrheit thun das Uebrige, um Viele im Glauben an Christus irre zu machen. Viele glauben an Christus, ohne seine Stimme zu kennen, und Viele glauben nicht an Christus, weil sie meinen, auch ohne Führer und Hirten des rechten Weges sicher zu sein. — Fragen wir aber diejenigen, welche so ohne Glauben an eine göttliche Offenbarung ihre eigenen Wege gehen, wie sie sich auf diesem Wege befinden, so rühmen sie sich meistens ihrer Freiheit und Selbstständigkeit und sprechen so zuversichtliche Worte über Humanität, Fortschritt und freie Bildung, daß gar Viele, welche den Glauben an Christus aus bloßer Gewohnheit und ohne innere Vertrautheit mit der Stimme des guten Hirten bewahrt haben, auf solche Reden hin nicht übel Lust empfinden, ihrerseits auch die gerühmten Weideplätze des freien und von aller Autorität und Glaubensvorschrift unabhängigen Fortschrittes zu versuchen. Keiner will in geistiger Bildung hinter seinen Zeitgenossen zurückbleiben. Alle Aufgeklärten aber sind einstimmig der Meinung, daß die Zeit der Unmündigkeit, in welcher der Mensch von fremder Autorität sich wie ein Kind gängeln lassen mußte, vorüber sei, daß der vernünftige Mensch sich selber zurechtfinden könne, und entweder gar keinen Hirten und Führer bedürfe, oder wenn er ja einen solchen nöthig habe, die Vernunft hinreichend Licht gewähre, um den richtigen Weg und die rechte geistige Nahrung zu finden, und sollte diese doch einmal irren, so werde sie von außen durch die Natur und Erfahrung zurecht gewiesen.

5. So groß das Vertrauen der Welt auf die menschliche Vernunft und Klugheit ist, ebenso groß ist ihr Mißtrauen gegenüber dem Glauben an eine göttliche Offenbarung. Wenn Gott sich offenbaren könnte und wollte, sagt die Welt, so bedürfe Er keines Mittlers; denn wenn die Menschen nicht von Natur aus das Göttliche erkennen könnten, so würden sie Gottes Offenbarung auch dann nicht erkennen können, wenn sie durch einen Gesandten Gottes verkündigt werde; seien aber alle Men-

schen von Natur aus fähig, Gott zu erkennen, auf welchen Grund hin sollte dann Gott Ausnahmen machen? mache Er aber Ausnahmen, wie können wir die von Gott gemachten Ausnahmen erkennen, wenn wir überhaupt das Göttliche nicht erkennen können ohne besondere Offenbarung?

Wie können die von Gott gesendeten Mittler wissen, daß gerade ihre Anschauungen göttliche Offenbarungen sind? können sie sich nicht täuschen in ihrem Glauben, und ihre eigenen Einfälle für göttliche Offenbarungen ausgeben? Wie ist es überhaupt möglich, daß Gott Einzelnen sich offenbart, ohne sich Allen auf gleiche Weise zu offenbaren? Wenn die Offenbarung an die menschliche Natur gerichtet ist, so muß sie entweder die Fassungskraft aller Menschen übersteigen, oder allen von Natur aus bekannt sein.

Ist die Religion nichts anders als ein natürliches unmittelbares Abhängigkeitsgefühl des Menschen von Gott, so muß sie entweder allen Menschen angeboren sein, oder keinem. Ist sie Allen angeboren, so bedarf es keiner besondern Offenbarung, sondern nur der freien Bethätigung der dem Einzelnen ins Leben mitgegebenen Vernunft und sie wird zum Vorschein kommen, je nachdem der Einzelne das angeborne Gefühl mehr oder weniger bethätigt. Diejenigen aber, welche dieses Gefühl und angeborne Wissen von Gott auf eine außergewöhnliche Weise bethätigen, werden von den Andern für Propheten und von Gott gesendete Männer gehalten werden, sowie in der Kunst diejenigen für wahre geniale Künstler gehalten werden, welche das angeborne Kunstgefühl durch außerordentliche Werke bethätigen und offenbaren.

Auf diese Weise scheinen sich die angeregten Zweifel auf eine ganz natürliche Weise zu lösen. Es bedarf keiner Wunder, keiner Ausnahmen, keiner Mittler und Gottesgesandten. Alles geht sehr einfach und natürlich zu, und alle Bedenken von Seite der menschlichen Natur hören auf. Aber es fällt auch der wesentliche Unterschied von Religion und natürlicher Anlage weg. Die Religion ist dann wie die Kunst nur eine hervorragende Begabung Einzelner. Ihre Erfolge können bewundert, aber nicht angeeignet werden. Die Freiheit ist nur scheinbar, und somit auch die Religion, denn auf diese Weise hört der Mensch auf, freithätig zu glauben und zu wollen. Die menschliche Freiheit fällt weg und die göttliche auch. Die Religion ist Folge eines bloß natürlichen Triebes und Dranges, ist ebenso wenig freier menschlicher Glaube als freie göttliche Offenbarung. Was aber nicht freie göttliche Offenbarung ist, kann auch nicht Offenbarung des Göttlichen sein. Ist die Freiheit das Höchste

im Menschen, so ist sie es auch für den Menschen. Am meisten Freiheit muß also in der Religion sein. Die Religion kann nur von der höchsten Freiheit erfaßt werden, nur für sie und durch sie sein. Worin die höchste Freiheit ist, darin muß das Göttliche sein, denn das Wesen des Göttlichen muß am meisten frei sein.

6. Daß aber die Religion ihrer Natur nach nur auf die Freiheit gegründet sein kann, geht selbst aus der anfangs angeführten Berufung auf Vernunft und Erfahrung hervor. Offenbar kann der Mensch sich nicht in allen Dingen rein auf sich selbst verlassen, sonst würde er ja nicht irren und fehlen können. Wenn die Vernunft so innig mit der sinnlichen Empfindung und Begierde des Menschen harmonirte, daß Vernunftgesetz und Naturtrieb sich einander völlig entsprächen, so würde nur Ein Gesetz im Menschen herrschen, Vernunft und Sinnlichkeit kämen nicht mit einander in Widerspruch, und wir könnten zwischen der Begierde und der sie leitenden Vernunft keinen Unterschied machen. Die Behauptung, daß die sinnliche Begierde niemals der Vernunft widerspreche, ist aber selbst wieder mit aller Erfahrung in einem zu auffallenden Widerspruche, als daß Jemand im Ernste dieselbe vertheidigen könnte. Jede Minute bezeugt uns vielmehr, daß Sinnlichkeit und Vernunft verschiedenen Gesetzen gehorchen. Besteht aber diese Verschiedenheit ursprünglich und in der Natur des Menschen von Anfang an, so ist entweder zwischen beiden Gesetzen keine Einigung möglich, oder die Einigung beider wird durch ein höheres Gesetz vollbracht, welchem beide gehorchen. Der Wille hat zwei gleichberechtigte Gesetze vor sich, zwischen denen er erst zu wählen hat, und von denen keines für ihn das entscheidende sein kann.

Ist der Vernunft das Gesetz des sittlich Guten nicht von Natur aus eingeprägt, so muß sie es erst durch Erfahrung kennen lernen. Was aber die Erfahrung lehrt, läßt Mißverständnisse zu. Wo Mißverständnisse möglich sind, da erscheint eine anderweitige Führung nöthig, durch welche die Vernunft erst den rechten Sinn und Verstand der Dinge und ihr rechtes Verhältniß zur Freiheit kennen lernen muß. Die Einwendung, daß im Falle eines Widerspruches zwischen der sinnlichen und geistigen Natur der Wille entscheide, ist um so weniger stichhaltig, als ja der Wille selbst zur geistigen Natur des Menschen gehört, und in seiner rein natürlichen Befähigung bloß blinde Willkür der natürlichen Selbstsucht ist. Die Willkür kann erst durch den vernünftigen Gehorsam gegen ein höheres Gesetz zur wahren Freiheit des Willens werden. Die Willkür ist offenbar eine Richterin, die nicht

Recht sprechen kann, weil jedes Recht nach Gesetzen sich richtet, die Willkür aber kein Gesetz über sich anerkennt. Sobald der Mensch lediglich sich selbst gehorcht, ist er stets auf dem Pfade der Gesetzlosigkeit und des Widerspruchs gegen die Natur und Gott. Wollen wir der Willkür ein Naturgesetz als Richtschnur gegenüberstellen, so muß dieses uns von Natur aus bekannt, also Vernunftgesetz sein. Es bleiben also nur zwei gleich unhaltbare Voraussetzungen übrig: entweder herrscht die Vernunft und mit ihr ein allgemein nothwendiges Gesetz, welches keine Freiheit zuläßt, oder es herrscht die Freiheit ohne höheres Gesetz und mit ihr die Willkür, welche keine vernünftige Entscheidung kennt.

Freilich kann man sagen, ist die Willkür nicht vernünftig, so kann sie es werden durch Erfahrung und Unterricht. Der Unterricht leitet die eigensinnige Willkür zu verständiger Ueberlegung, indem er zur Erkenntniß der natürlichen und unabänderlichen Verhältnisse der Dinge führt, von welchen der Erfolg des Willensentschlusses und der Handlung abhängig ist. Was der Unterricht nicht erreicht, das ergänzt die Erfahrung, da die Widersetzlichkeit der Natur gegen die falschen Anforderungen der Willkür diese in ihre Schranken zurückweist. Durch Schaden wird man klug. Die Berichtigung falscher Voraussetzungen der maßlosen Willkür erfolgt von selbst durch den Zusammenstoß derselben mit der Natur der Dinge und die allenfallsige Disharmonie von Wille und Natur löset sich durch glückliche und unglückliche Erfahrungen, die der Mensch macht, allmählich doch wieder in das richtige Verständniß und in eine vollständige Uebereinstimmung auf. Zugegeben, daß eine solche Uebereinstimmung eintreten kann, so bleibt doch immer gewiß, daß sie nicht bei Allen eintritt, sondern daß viele Menschen in ihrem ganzen Leben nicht vernünftig werden. Muß sie aber nicht nothwendig eintreten, so muß irgend etwas da sein, welches diesen Erfolg verhindert, und wenn sie eintritt, muß etwas da sein, welches die eintretende Harmonie vermittelt.

7. Die natürliche Begierde kann aber mit der natürlichen Willkür nur durch den von dem göttlichen Gebote geleiteten freien Willen in Uebereinstimmung gebracht werden. Die Freiheit ist über der Vernunft und sinnlichen Natur. Sie bedarf aber, um sich in ihren Entscheidungen zurecht zu finden, eines ihrer Eigenthümlichkeit angemessenen Führers. Einem Führer, der selbst nicht frei und mit höherer Einsicht als der Mensch begabt ist, kann der freie Wille des Menschen vernünftiger Weise nicht gehorchen. Die Natur, welche selbst nicht frei ist,

kann nur die Freiheit beschränken, nicht aber derselben Gesetze geben, und kann ebenso wenig der Freiheit in sittlicher und vernünftiger Thätigkeit vorangehen und zum Vorbild dienen. Ihre Stimme ist dem freien Willen unbekannt und fremd. Der Wille fürchtet sich vor dieser Stimme des blinden Naturtriebes oder der unfreien Nothwendigkeit, weil sie ihm, als der Freiheit widersprechend, grundlos, und, als alle Freiheit vernichtend, furchtbar erscheint.

Die Freiheit folgt einem andern Gesetze, und einer andern Stimme, als der Stimme der unfreien Natur. Wer frei ist dem Willen nach, kann nicht einmal mit gänzlich unfreien Wesen unter demselben Gesetze in Gemeinschaft leben. Er sucht die Genossenschaft von freien Wesen, die seine Sprache verstehen, mit ihm gleichmäßig fühlen und denken können. Die Gemeinschaft freier Wesen unter einander ist einem höhern Gesetze unterworfen, und hat ihre eigene Verbindung und Ordnung. Eine Gesellschaft von freien Wesen wird nicht durch die Natur allein behütet vor Angriffen von außen, und vor Unordnung im Innern, sondern muß durch die Sitte und durch das Gesetz geeinigt und gefestigt werden. Im innern Verhältnisse ist es die Sittlichkeit, im äußern Verbande die Gesetzlichkeit, durch welche diese Einheit festgestellt wird, oder, um mit dem Gleichnisse des Evangelisten zu reden, Sitte und Gesetz ist die Thüre, durch die wir aus- und eingehen in die menschliche Gesellschaft.

8. Gesetz und Sitte haben nun allerdings die Menschen untereinander selbst als die Bedingungen ihres Zusammenseins festgestellt, aber nicht ohne Leitung eines höhern Gesetzgebers. Es lebt nämlich im Menschen durch das Bewußtsein der Freiheit auch die Gewißheit, daß er verantwortlich ist für seine Handlungen. Diese höchste unaustilgbare und unzerstörbare Gewißheit ist das Gewissen. Das Gewissen ist der Hüter der Sittlichkeit und Gesetzlichkeit. Nur was durch das Gewissen in den Menschen eingeht, das muß als Wahrheit von ihm anerkannt werden.

Das Gewissen ist aber nicht selbst der Gesetzgeber und Hirte, sondern nur die Thüre des Gesetzes. Das Gewissen sagt uns nicht, was gut und böse ist, sondern nur, daß wir frei und verantwortlich sind für unsere Handlungen. Höchstens sagt es uns noch, daß wir einem höhern Richter verantwortlich sind, und daß Alles, was nicht der Freiheit entspricht, und Alles, was nicht auf einen höhern Ursprung deutet und auf ein höheres Ziel hinführt, nicht wahr und gut sein kann. Von diesem Gesetzgeber kann aber das Gewissen keine nähere und bestimmte

Kunde geben. Im Gewissen lebt nur die Gewißheit, daß es einen solchen Gesetzgeber geben müsse, und das Verlangen von diesem Gesetzgeber etwas Näheres zu wissen. Von diesem Verlangen getrieben ist darum der menschliche Geist stets bemüht, die ihm von Natur aus fehlende Erkenntniß des letzten Zieles alles Lebens, sowie der ersten Ursache desselben durch eigenes Denken und Dichten sich zu verschaffen. Wir können uns allerdings denken, daß dieses Bestreben, wenn es durch besondere Naturanlagen begünstigt wird, eine außerordentliche Erkenntniß übersinnlicher Wahrheiten gewinnen könne, und daß Solche, die auf diesem Wege eifrig vorwärts streben, zu so hoher Erkenntniß und Wissenschaft gelangen, daß sie andern weniger Begabten und weniger Thätigen zu Führern und Lehrern dienen. Die Geschichte kennt eine große Anzahl solcher Männer, die mit dem Bewußtsein selbsterworbener höherer Erkenntniß als Lehrer und Führer ihrer und der nachfolgenden Zeit aufgetreten sind. Die höhere Einsicht selbst war ihre Beglaubigung und das natürliche und unwiderlegliche Zeugniß ihres Berufes. Jeder kann aber nur in dem Lehrer und Führer Anderer sein, worin er wirklich mehr weiß als Andere.

9. Von Natur aus hat jeder Mensch Lust, allen Menschen, mit denen er zusammenleben muß, zum Führer und Hirten zu dienen. Jeder glaubt in dem einen oder andern Punkte Andern voran zu sein, und verlangt nun, daß die Andern ihm folgen sollen. Die aber Führer Anderer sein wollen, wollen es doch nur in solchen Dingen sein, welche sie besser zu verstehen glauben als Jene, und worin sie möglicher Weise auch mehr wissen können als dieselben. Wenn es aber die höchste Erkenntniß, wenn es das Wesen Gottes betrifft, so kann Niemand sagen, daß er von Natur aus mehr von Gott wisse, als Andere, weil die Erkenntniß Gottes nicht auf der Natur, wohl aber auf der Freiheit beruht. Will aber Jemand sich auf größere Erfahrung in Hinsicht auf die Erkenntniß Gottes berufen, so setzt er schon eine ihm zuvorkommende Offenbarung und Führung in Gedanken voraus.

Das Gewissen ist nur die Befähigung, Gottes Offenbarung vernehmen zu können, ersetzt aber dieselbe nicht. Sie ist der Anknüpfungspunkt für dieselbe, und trägt das Verlangen nach einer solchen Offenbarung in sich, und bezeugt eben dadurch, daß es eine wirkliche und gewisse Erkenntniß Gottes nicht aus sich selbst geben kann. Auch von den übrigen Dingen, von welchen wir Erkenntniß haben, gewinnen wir diese Erkenntniß nur, inwieferne dieselben zuvor auf irgend eine Weise

offenbar werden. Gott aber ist nicht offenbar in der Natur. Er ist nur verborgen in der Natur. Wenn Gott sich wirklich offenbaren will, so kann dieß nur durch eine That geschehen, welche als freier Entschluß eines im höchsten Grade freien und persönlichen Wesens sich zu erkennen gibt. Nur eine solche Offenbarung, welche als reine That freier Liebe auftritt, kann dem persönlichen Freiheitsbewußtsein, welches im Gewissen lebt, als göttliche Offenbarung erscheinen. Die wahre Offenbarung müssen wir uns immer als That Gottes denken. Nicht die Menschen können aus eigener Macht zu Gott hinaufsteigen, wohl aber kann sich Gott zu den Menschen herablassen und sich ihnen offenbaren. Alle Religionen machen deßhalb darauf Anspruch, göttliche Offenbarungen zu sein. Aber nicht Jeder, der sich für einen göttlichen Gesandten ausgibt, ist es auch; sondern nur, wie das Gleichniß vom guten Hirten sagt, wer durch die Thüre aus- und eingeht, dem der Thürhüter aufmacht, welcher den Uebrigen vorangeht, und sie aus- und eingehen läßt.

10. Die Offenbarung nun kann den Menschen, wie es scheint, auf verschiedene Weise mitgetheilt werden. Sie wird entweder allen Menschen gleichmäßig durch ein allgemeines und natürliches Mittel, wie die Vernunft, ertheilt, oder es wird jedem Einzelnen auf eine besondere und außerordentliche Weise eine solche Mittheilung gegeben, oder endlich, es wird diese Mittheilung durch einzelne Auserwählte geschehen und durch diese auf eine gemeinsame, Allen verständliche Weise den übrigen Menschen verkündet. Nun ist aber die erste Art der Mittheilung im Widerspruch mit dem Wesen einer freien Offenbarung. Eine freie Offenbarung kann nur a n die Vernunft gerichtet sein, aber nicht d u r c h sie geschehen. Was durch die Vernunft mitgetheilt wird, ist von rein menschlicher Erfindung nicht mehr zu unterscheiden. Eine außerordentliche Mittheilung an jeden Einzelnen hebt entweder die Gemeinverständlichkeit derselben auf, oder ist, wenn gemeinverständlich, in dieser Vereinzelung überflüssig und unzweckmäßig. Diejenigen aber, durch welche eine höhere Offenbarung der Menge der Menschen mitgetheilt werden soll, müssen von Gott dazu auserwählt und in besonderer außerordentlicher Weise beglaubigt sein. Diese sind es, welche durch die Thüre aus- und eingehen, denen der Thürhüter aufmacht, die allen Andern in der That als Führer vorangehen, die Andern ausführen aus dem Reiche unzureichender Vorstellungen und einführen in eine neue, höhere Erkenntniß, in eine neue, ihnen zuvor unzugängliche Lebensgemeinschaft und Verbindung mit

Gott. Alle gottgesendeten Propheten konnten aber nur auf eine letzte und höchste Offenbarung hinweisen.

11. In ihrer Vollendung kann die göttliche Offenbarung nur durch einen einzigen Mittler gegeben werden. Jede einzelne Offenbarung ist somit nur dann wahr, wenn sie sich auf eine höchste bezieht, auf dieselbe vorbereitet und sie erklärt. Die höchste Offenbarung kann nur jene sein, über welche hinaus keine höhere mehr denkbar und möglich ist, also jene, in welcher die innigste Vereinigung des sich offenbarenden Wortes Gottes mit der menschlichen Natur sich vollendet hat. Die höchste göttliche und in diesem Sinne einzig wahre Gottesoffenbarung mußte von Gott selbst ausgehen und durch die höchste freie Einwohnung Gottes in der menschlichen Natur bewerkstelligt werden. Der so von Gott Gesendete ist Christus. Er allein ist der gute Hirt, denn Er allein ist durch unmittelbare göttliche Sendung zu den Menschen gekommen. Alle Andern hatten bloß eine mittelbare Sendung. Die natürliche Freiheit, welche sich auf Gott beruft, das Gewissen, hatte ihnen die Pforte zu den Menschenherzen geöffnet. Ihm aber hat das göttliche Freiheitsbewußtsein, das göttliche Gewissen, der heil. Geist als Thürhüter des Gesetzes aller geistigen Freiheit selbst Vollmacht gegeben und die Thüre geöffnet. Er geht aus und ein mit Freiheit, geht aus von göttlicher Natur, geht ein in menschliche Natur, und läßt auch die Seinigen, Alle nämlich, die an Ihn glauben, aus- und eingehen, d. h. führt sie von der Natur zur Freiheit und von der Freiheit wieder zum rechten Gebrauch und Besitze der Natur. Er allein geht Allen voran, weil Er allein andern Ursprungs ist, und Theil hat an dem, was vor allem menschlichen Sein und Wissen ist.

12. Durch diesen Hirten ist der Freiheit erst ihre volle Erfüllung und die rechte beseligende Verewigung ihrer Selbstständigkeit gesichert. Indem wir die Stimme dieses Hirten vernehmen, erkennen und empfangen wir in ihr die rechte Freiheit und Selbstständigkeit unseres Lebens. Seine Stimme allein entspricht vollkommen unserm innersten Leben. Durch diese Stimme werden wir unserer freien Bestimmung und unseres eigensten Wesens uns erst bewußt. Wie jedes Ding, insoferne es seine besondere Natur und Eigenschaft hat, auch einen eigenen Namen trägt, so empfängt auch die Menschenseele ihren Eigennamen dadurch, daß sie in Christus ein gottgeweihtes, selbstständiges freies Leben beginnt. Zuvor war der bessere Theil des Menschen gleichsam ohne Form und Eigenschaft. Durch das Hören auf die Stimme des Hirten empfängt auch dieser Theil der Seele seine rechte Richtung und vernimmt und

empfängt hörend seinen wahren, bleibenden, höhern Charakter, wird neu geboren und in diesem neuen Leben mit einem neuen Namen genannt. Diesen Namen empfängt die Menschenseele in der Feuer- und Geistes-taufe, durch welche sie eingeht in das Reich der Freiheit. Darum sagt das Evangelium: „Er ruft seine Schafe mit Namen." Diesen neuen Namen zu empfangen, ist das innerste Verlangen der ohne Gott bestimmungslosen Freiheit. Darum horcht die Seele auf den, der sie beim Namen ruft. Dieser allein ist ihr Freund, ihr Bräutigam, ihr Hirte. Ihn kennt sie als ihren wahren Führer und König [1], Ihm gehorcht sie gerne, sobald sie seinen Ruf wirklich vernimmt.

In dem Vernehmen der Stimme des wahren Hirten ruht der Anfang unserer Befreiung, im Namen, den wir von Ihm empfangen für die Ewigkeit, das Siegel und die Bürgschaft eines neuen, übernatürlichen und ewigen Lebens.

LIV.

Text: „Dieses Gleichniß sagte Jesus zu ihnen. Sie aber verstanden nicht, was er ihnen damit sagen wollte. Deßwegen sprach Jesus wieder zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ich bin die Thüre zu den Schafen. Alle, die vor mir gekommen, sind Diebe und Mörder, aber die Schafe hörten sie nicht. Ich bin die Thüre. Wenn Jemand durch mich eingeht, so wird er selig werden. Er wird ein- und ausgehen, und Weide finden. Der Dieb kommt nur, um zu stehlen, zu würgen und zu verderben. Ich aber bin gekommen, daß sie das Leben haben, und Ueberfluß haben." (Joh. 10, 6—10.)

Inhalt: Nicht Vernunft, Natur und Umgang, sondern Christus allein ist die Thüre zur Wahrheit und Seligkeit.

1. Abermals kommt der Evangelist auf das Gleichniß vom guten Hirten zurück. Offenbar ist es ihm von Wichtigkeit, ehe er zu den letzten Reden Jesu übergeht, die Hauptpunkte der in diesem Gleichnisse enthaltenen Lehre genau und eindringlich zu erörtern, und insbesondere

[1] Vergl. LXV. 2 u. 6.

die Wichtigkeit des Glaubens an das Wort Christi hervorzuheben. Das Wort des Herrn ist aber darum so wichtig, weil Er der wahre Hirte, der einzige Führer zur Wahrheit ist. Wer auf seine Lehre nicht hört, kann ebenso wenig wahre Vereinigung mit Gott und ewige Seligkeit finden, wie Derjenige, der auf die Lehre Anderer hört, die nicht von Gott gesendet, nicht wahrhaft Mittler zwischen Gott und den Menschen sind. Darum legt der Apostel in dieser wiederholten Hinweisung auf das Gleichniß vom guten Hirten das Hauptgewicht auf das Wort Christi: „Ich bin die Thüre zu den Schafen, wenn Jemand durch mich eingeht, so wird er selig werden"; und auf die damit verbundene Verheißung: „Ich bin gekommen, daß sie Leben haben und Ueberfluß haben." Der Mittler, welcher gekommen ist, göttliches Leben zu den Menschen zu bringen, welcher von Gott gesendet durch die Thüre der Freiheit und des Gewissens eingeht, ist dadurch selbst zur Thüre geworden, durch welche das freie Leben in Gott eingehen kann. Weil Er das Höchste, was die Freiheit denken und empfinden kann, die göttliche Liebe, als freie Gottesoffenbarung verkündet hat, ist durch Ihn Alles erfüllt, was das höchste Verlangen der Menschenseele zuvor nur in der Sehnsucht erfassen konnte.

2. Indem aber die Freiheit ihren vollen Inhalt, die Liebe Gottes, durch diesen von Gott gesendeten Hirten empfängt, wird jede andere Sehnsucht in der Seele gestillt, soweit dieselbe immer auf Freiheit gegründet und der Seligkeit fähig ist. Der uns diese Freiheit gebracht hat, führt die Seinigen ein und aus, führt sie aus dem bloßen Naturtriebe und dem blinden Verlangen nach Seligkeit aus, und in das Reich der Freiheit und Liebe ein, in welchem alle Kräfte des Geistes ihre Erfüllung und Beseligung finden; führt die Freiheit wieder durch den Gehorsam gegen das göttliche Gebot aus ihrer Verschlossenheit in der Eigenliebe aus und in die Liebe aller Menschen und aller Geschöpfe, sowie in das rechte Verständniß aller geschaffenen Dinge und ihres Verhältnisses zum Schöpfer ein. Der wahre Hirt, der von Oben kommt und von Gott gesendet ist, gibt auch die höchste Freiheit und Liebe, welche er verkündet; verleiht in dem, was er gibt, Alles, was irgend beseligen kann, das Leben der Freiheit und Liebe, welches die Menschen zuvor nicht kannten und mit diesem Leben einen nie zu erschöpfenden geistigen Ueberfluß. Wer aber nicht von Gott gesendet ist, wer das Leben nicht aus sich hat, der kann auch nicht göttliches Leben geben, kann überhaupt nichts geben, sondern nur nehmen.

3. Von denen, die nicht von Gott gesendet, dennoch der Menschen

Führer und Hirten sein wollen, sagt Christus, daß sie Diebe und Mörder sind. Diebe nennt er sie, weil sie sich aneignen, was ihnen nicht zukommt, Mörder, weil sie das Leben, welches der wahre Glaube erzeugt, in seiner Geburt ersticken. Wer sich selbst vertrauend Andere lehren und führen will, thut es aus Anmaßung eines Berufes, den er sich selbst gegeben, und den darum nicht die Liebe geweiht, nicht Gott geheiligt hat. Wenn er sich auch einbildet, daß er Andere aus Liebe belehre, so ist es doch nicht wahr. Seine Liebe ist Eigenliebe. Die Eitelkeit überredet ihn, daß er weiser und besser sei, als Andere, und aus dieser Ueberzeugung allein leitet er den Beruf ab, Andern als Lehrer dienen zu müssen. Solch' ein Beruf ist aber in der höchsten Angelegenheit des Herzens, in der letzten Führung der Seele zu Gott ein falscher, weil auch der Besserwissende dem Andern nur insofern ein rechter Führer zu Gott sein kann, als er sich ihm gegenüber auf eine göttliche Beglaubigung und Sendung berufen kann. Das Höchste ist nicht das Wissen, sondern die Freiheit, die auf Glaube und Liebe beruht, und nur durch die zuvorkommende Liebe und Offenbarung Gottes empfangen kann, was sie bedarf. Wie aber ein solcher unberufener Führer Gott die gebührende Ehre entzieht, und sich einen Beruf erschleicht, der ihm nicht gebührt, so entzieht er zugleich denjenigen, die er zu leiten unternimmt, das höchste Gut, das sie gewinnen können, Glaube und Liebe, und wird so auch an diesen zum Mörder, weil er das Leben, das aus ihnen geboren werden soll, und nur durch den Glauben an göttliche Liebe und Offenbarung geboren werden kann, im Keime tödtet.

4. In diesem Sinne spricht der Herr: „Der Dieb kommt nur, um zu stehlen, zu würgen und zu verderben, Ich aber bin gekommen, daß sie das Leben haben." In diesem Sinne sind auch die vorhergehenden Worte zu verstehen: „Alle, die vor mir gekommen sind, sind Diebe und Mörder." Offenbar will Christus mit diesen Worten nicht die Patriarchen und Propheten, nicht Männer wie Abraham, Moses und David als Diebe bezeichnen, weil sie vor Ihm gekommen waren, sondern diese Bezeichnung gilt nur Solchen, welche Christus die Ehre und damit denen, die ihnen folgten, das Leben der göttlichen Offenbarung entzogen, nicht aber Jenen, welche selbst nur auf Christus hingewiesen, und nicht für sich, sondern für den kommenden Messias und Heiland der Welt Zeugniß gegeben hatten. Die Worte „vor mir" sind nicht im zeitlichen, sondern im geistigen Sinne zu nehmen. Diejenigen, welche den Vorzug göttlicher Sendung für sich und nicht für Christus in Anspruch nehmen, die

sind es, welche Er als Diebe und Mörder bezeichnet. Wenn die Juden so oft auf Moses und die Propheten hinwiesen, um durch das Ansehen der früher Gekommenen, dem der Zeit nach später kommenden Heiland zu widersprechen, so wurde ihnen das Ansehen Davids und Abrahams, der Glaube an Moses und die Propheten selbst zum Verderben, weil sie die vor dem Heiland zeitlich Gekommenen Ihm auch im Geiste vorzogen, und das Zeugniß Christi durch die Worte der Vorhergehenden entkräften wollten, statt die Wahrheit und Sendung derselben durch die Erfüllung in Christus zu beglaubigen. Nicht was der Zeit nach vor Christus ist, ist auch feindselig gegen Christus gesinnt, sondern was im Geiste dem einzig guten Hirten vorgezogen wird, es mag nun der Zeit nach Christus vorhergehen oder nachfolgen. Wer aber feindselig gegen Ihn sich verhält, wird zum Dieb und Mörder an sich und allen Andern, die ihm Gehör geben. Was wir irgend Ihm vorziehen, zieht uns von Ihm und von Gott und der Seligkeit ab.

5. Nur wenn wir das Wort Christi von denen, die vor Ihm waren, in diesem Sinne verstehen, dann verstehen wir auch, wie Alles, was dem Geiste nach Ihm vorgezogen wird, von der Seligkeit trennt, und Alles, was im Geiste als Ihm nachstehend und nachfolgend erkannt wird, auf Ihn und die höchste Erfüllung aller Freiheit und alles wahren Lebens in Ihm hinweiset, und uns als Führer zur Wahrheit und Seligkeit dienen kann. Es kommt nur auf die Stellung an, die wir dem, was außer uns ist, geben, ob es uns zum Heile oder zum Verderben gereiche. Setzen wir es dem höchsten Ziele nach und betrachten es bloß als Mittel zur Seligkeit, so wird es uns nach dem göttlichen Willen dienen; setzen wir es voran und betrachten es selbst als das Ziel, wornach wir streben, oder als die Offenbarung des Göttlichen, so verzichten wir auf das Höchste, auf die wahre Freiheit, auf die Liebe Gottes, und werden zu Dieben und Mördern an uns selbst. In dieser Weise kann uns Alles zu Gott führen und zum Heile gereichen, aber auch Alles von der Wahrheit und Seligkeit ablenken und verderblich werden.

6. Die Hauptrücksichten aber, auf welche die Menschen in der Entscheidung ihres freien Willens sich gewöhnlich berufen, sind Vernunft, Natur und das Verhältniß zu der menschlichen Gesellschaft. Jedes von diesen drei Reichen ist geeignet, uns die Unfreiheit und Liebeleerheit des natürlichen Lebens fühlbar und dadurch auf die Nothwendigkeit einer höhern, die Freiheit und die Macht der Erhebung über alles Unfreie erfüllenden Offenbarung göttlicher Liebe aufmerksam zu machen. Wo

das Gesetz sich zeigt, ist auch die Freiheit gegenwärtig; denn nur wer frei ist in sich, kann den Gegensatz des Naturgesetzes erkennen und das Nothwendige und Unfreie von dem Bewußtsein der Freiheit unterscheiden. Wer sich daher auf das Natur- oder Vernunftgesetz beruft, um an demselben den Unterschied der Freiheit nachzuweisen, ist auf dem Wege zur Wahrheit; wer sich aber auf das Gesetz beruft, um daraus für das höhere Wesen der Freiheit den beschränkenden Maßstab abzuleiten, der mißkennt mit der Freiheit auch das Gesetz. Diejenigen, welche der Offenbarung gegenüber auf Vernunft und Natur sich berufen, verläugnen nicht nur die Offenbarung, sondern auch Natur und Vernunft.

7. Es klingt so unschuldig, wenn man heutzutage so Viele sagen hört: ich sehne mich recht hinaus aus dem Gewühl der Kirchen und Häuser in Gottes freie Natur; ich möchte mich einmal wieder so recht gründlich erholen von geisttödtenden Arbeiten und den Geist wieder erfrischen im Umgange mit der Natur; denn die Natur ist und bleibt doch die einzige stets gleiche freundliche Tröster in des Herzens, die wahre Lehrerin einer unwandelbaren niemals trügenden Lebensweisheit. So ansprechend diese Reden klingen, um so gefährlicher sind sie dem unbefangenen Herzen, welches gutmüthig vertrauend sich hingibt. Bei allem Vertrauen auf die Ehrlichkeit derer, die so reden, wird es doch nicht überflüssig sein, zu fragen, inwiefern überhaupt die Arbeit geisttödtend sein kann? und wenn der Geist Erholung bedarf, welche Erquickung und innere Erneuerung der sogenannte Umgang mit der Natur wirklich gewährt, wenn wir nicht etwas Anderes in der Natur zu sehen uns überreden, als was sie wirklich gibt. Welche Schätze der geistigen Erfahrung, welche neue Lebenskraft und welches höhere Verständniß haben wir in diesem Umgange mit der Natur schon gesammelt? Ich fürchte fast, dieser vielgerühmte Umgang mit der Natur ist weiter nichts, als eine leere Redensart, bei der man sich nicht viel oder gar nichts denkt. Im Gegentheil ist hinter diesen scheinbar unschuldigen Worten meist ein Keim der Lüge verborgen, welcher nicht scharf genug hervorgehoben werden kann. Es ist die Lüge des Herzens, das sich Trost suchen will, wo keiner zu finden ist, und Belehrung schöpfen aus einem Munde, der sich noch nie zu einem Worte des Unterrichts geöffnet hat. Den Geist, den der Mensch nicht schon mitbringt in die Natur, den findet er auch nicht in ihr. Sie ist todt und stumm für sich, und erwartet Geist und Sprache erst von dem Menschen.

Wohl mag der in reichen Gefühlen schwärmende Jüngling hin-

ausstürmen ins Freie, um dort den Widerhall zu suchen für die Klänge seines Herzens. Was er findet, ist aber nicht die Antwort auf seine Fragen, sondern das Echo seiner eigenen Brust. Wohl mag der gedankenreiche Mann gerne sich ergehen in stiller Einsamkeit, um ungestört von dem Lärme des Tages an den ruhigen Größen der Schöpfung sich die Gleichnisse und Nachbilder seiner Gedanken zu sammeln. Aber auch er empfängt nichts von ihr, sondern bringt den Inhalt schon mit und legt nur seinen Geist in die stummen Bilder hinein. Nicht das Reden, sondern das Schweigen der Natur ist es, was er sucht.

Wieder Andere mögen sich hinaussehnen in das Reich der Erscheinungen, um sich einen Reichthum von Bildern und Vorstellungen zu sammeln für kommende Gedanken, oder auch nur, um die Oede und Leere des Geistes und Herzens mit den mannigfaltigen Gestalten der unendlichen Erscheinungswelt zu bereichern. Die Natur wird ihnen Bild auf Bild, Gestalt auf Gestalt vorführen; unerschöpflich werden die Wogen der Erscheinung an die Ufer der Sinne schlagen. Aber beide werden sich darum einander doch nicht verstehen. Fremd bleibt die Erscheinung in ihrer Aeußerlichkeit dem Geiste, wie die Meereswelle, die unaufhörlich an das Ufer strömt und wieder von demselben zurückprallt, ohne daß Strand und Meereswogen sich je zur lebendigen Einheit vermählen könnten.

Aber auch wer nicht bloß flüchtigen Genuß und die Unterhaltung wechselnder Erscheinung sucht, wer forschend in die Tiefe des Naturlebens eindringen will, auch der findet in diesen Tiefen keine antwortende Stimme für das geistige Leben, sondern nur das unerbittliche Walten unbewußt wirkender blinder Kräfte. Dem liebenden Herzen tönt von daher keine mitfühlende Stimme entgegen. Fremd bleibt ihm jene dunkle Tiefe, und der fühlende Mensch sieht sich nur um so weiter von der Natur entfernt, je tiefer er in den dunklen Schacht ihrer Geheimnisse hinabzusteigen versucht.

Der Mensch kann die Natur *erforschen*, sie vielleicht erkennen und beherrschen, aber *lieben* kann er sie nicht. Kein Wunder, wenn Viele sich gar nicht befreunden können mit der ewig stummen Natur, wenn sie sich mehr abgestoßen als angezogen fühlen von dem immer gleich unverständlichen Säuseln und Rauschen des Waldes, von dem inhaltslosen Gemurmel der Quelle, wenn sie sich fürchten vor den unbegreiflich seltsamen Formen mancher Blüthen, und so vieler bizarrer Gestalten der Insektenwelt, die den Scharfsinn des Beschauers mit unerklärten Räthseln verhöhnen; kein Wunder, wenn sie dem phantastischen

Spiele unbegreiflicher Erscheinungen abhold den Umgang und Verkehr mit dem fühlenden Menschenherzen suchen, um da Theilnahme, Mitgefühl und gegenseitiges Verständniß zu finden.

Niemand kann im Ernste von einer heiligen Natur reden, denn wie kann das Unpersönliche ein sittliches und heiliges Leben vergegenwärtigen? Der Ursprung dieser Rede war selbst ein unheiliger; denn die so redeten, thaten es nicht aus wirklicher Ueberzeugung von der Heiligkeit der Natur, sondern weil sie mit diesen Worten den Glauben, die Religion, das Christenthum für Menschenerfindung und Unnatur erklären wollten. Sie stellten der Unnatur, mit welcher Viele in angelernter Frömmigkeit ein Scheinleben führen, das dem Geiste des Christenthums und der wahren Religion ebenso, wie der natürlichen Bestimmung des Meuschen widersprechend ist, die Natur gegenüber. Die der sittlichen Unnatur entgegengesetzte wahre Sittlichkeit und Religiosität hat aber nicht in der unfreien Natur, nicht in Feld und Wald, in Baum und Strauch, sondern in der heil. Offenbarung göttlicher Freiheit und Liebe ihr Vorbild.

Die Täuschung, daß Alles, was der Mensch zur Vollendung seines Geistes bedürfe, in der Natur zu finden sei, kann nicht lange dauern. Sie ist mehr die Ausflucht der augenblicklichen Verlegenheit auf die Frage, wohin der Mensch sich wenden solle, wenn er der Kirche und ihren Vorschriften und Lehren nicht mehr glaubt? Was kann er in der Natur für die Heiligung und Erbauung des persönlichen Lebens finden, als nur das Unpersönliche und in dieser Hinsicht also Unnatürliche?

8. Als man sich besser bedachte und erkannte, daß das menschliche Bewußtsein wesentlich höher stehe als die ganze es umgebende Natur, da dachte man auf einen andern Ausweg, um die Religion oder wenigstens den Glauben an eine göttliche Offenbarung ablehnen zu können. Man verwies den von der Natur einsam Gelassenen auf den Umgang mit andern gleichgestimmten Seelen, auf die geistige Mittheilung, auf den Unterricht und das lebendige Wort.

Der Verkehr mit Andern ist jederzeit auf ein geistiges und persönliches Wechselverhältniß, auf ein freies Mittheilen, auf ein gegenseitiges geistiges Geben und Empfangen gegründet. Aller Unterricht beruht auf freier Mittheilung, und seine geistige Macht ist so groß, daß man allerdings glauben könnte, der Unterricht sei der Vater, das Gefühl die Mutter der Erkenntniß, und in unserer Seele werde das Bewußtsein

der ihr angebornen allgemeinen Wahrheiten geweckt, indem Andere durch Wort und Beispiel auf unsere Empfindung wirken. Allerdings muß im Wechselverkehr mit dem persönlichen und natürlichen Leben außer uns jede schöne Geistesblüthe erwachsen. Der Mensch fühlt von Natur aus das Bedürfniß des Umgangs mit Andern, des Unterrichts und der Mittheilung, weil sie die ergänzende Beigabe und Erfüllung des eigenen Lebens sind.

Daraus aber, daß er diesen Umgang und Verkehr nöthig hat zur Ergänzung seines Bewußtseins, folgt nicht, daß er nicht mehr bedarf als den Wechselverkehr mit der Natur und den Menschen, um in diesem Alles zu finden, was zu seiner geistigen Vollendung nöthig ist. Nur dem von dem höchsten Ziele abgewendeten Gemüthe kann es scheinen, als ob alle Bedürfnisse des Geistes erfüllt wären, wenn er in dem persönlichen Verkehr mit andern Menschen die wechselnden Gestaltungen des geselligen und staatlichen Lebens, und im Verkehr mit der Natur die unveränderlichen Gesetze des Daseins kennen gelernt hat. Das Leben der Menschen mit einander ist ebenso wenig als die Unterordnung desselben unter die nothwendigen Gesetze der Natur Ziel des persönlichen Geistes.

Was finden wir auch näher besehen in diesem Umgange? Ich will nichts sagen von der tausendfältigen Lüge und Verleumdung, von den unzähligen bittern Täuschungen, von dem Geiste der Intrigue und des Betruges, des Neides und der Bosheit, der umgeht in der Welt; ich will sogar nichts erwähnen von all' dem leeren Geschwätz, in dem Jeder seine eigene Eitelkeit zu Markte bringt, bei dem wir nichts gewinnen, als daß unsere eigene Thorheit sich mit fremder vermehrt; ich will lieber daran erinnern, daß neben dem vielen Unverstande auch Verstand und Wissenschaft sich findet, daß wir im Umgange mit den Menschen Gelegenheit haben, zu lernen und sogar Vieles zu lernen, ja den Geist mit ungemessenen Schätzen zu bereichern; ja ich halte es für meine Pflicht, auf den Reichthum der Erkenntniß ausdrücklich hinzuweisen, den der Verkehr mit gebildeten und unterrichteten Menschen bringt. Schöpfen wir doch die Erkenntniß nicht aus unserer eigenen Vernunft, welche die Wahrheit wohl empfangen, in ihrem Mutterschooße nähren und in Folge der gereiften Einsicht an's Licht gebären, nicht aber in und aus sich erzeugen kann. So unermeßlich das Reich des menschlichen Wissens ist, so unberechenbar groß ist auch die Macht des Unterrichtes. Wie die öde Wüste zum üppig geschmückten Garten, wie der kahle Fels am unwirthbaren Strande zur häuser- und palästereichen Stadt, so ungefähr verhält sich die Seele des ungebildeten und schlechtunterrichteten zu der des wohlunterrichteten Menschen.

Bei alledem aber muß ich noch immer fragen: wo ist alles wahren Wissens Quelle und Ziel? kann der Mensch das Höchste und Beste aus sich selber wissen? kann der Mensch dem Menschen aus eigener Anschauung sagen, was vor ihm war und was nach ihm sein wird?

9. Gerade dieß aber ist die Frage, deren Beantwortung jeder andern Frage und Antwort erst ihre rechte Stelle und Wahrheit gibt. Kein Mensch aber kann dieselbe aus sich selbst beantworten. Was weiß der Mensch von Gott, von der Bestimmung des Menschen, von dem Ursprung und Ziel seines Lebens? Aus sich selbst weiß er nichts von dem Allem, es müßte ihm denn die Erkenntniß der höchsten Wahrheiten angeboren und durch die Vernunft geoffenbart sein. Eine solche unmittelbare Anschauung der höchsten Wahrheiten durch die Vernunft ist freilich die am meisten beliebte Meinung dieses Jahrhunderts. Unmittelbares Gottesbewußtsein, so lehrt die Weltweisheit dieser Tage, ist im Gefühle gegeben und wird durch die Vernunft deutlich ausgesprochen und zur Wissenschaft erhoben. Das Gefühl ist im innersten Grunde von der Nähe Gottes durchdrungen und beseelt, die denkende Vernunft aber ist das Mittel, den in dieser Tiefe verborgenen Schatz zu heben.

Damit hat man aber gewiß noch keinen persönlichen Gott erkannt, der für sich und außer dem Gefühl und der Vernunft als wirklicher Gott sich erweist. Ein Gott, der bloß im Gefühl des Menschen lebt, ist kein allmächtiges, über Alles erhabenes, ewiges und selbstgenügsames Wesen. Nur ein Gott, der unabhängig von der Welt für sich lebt und regiert, ist ein wahrer, lebendiger Gott. Gott ist nicht, weil wir ein Bewußtsein von Ihm haben, sondern wir können in Wahrheit etwas von Gott wissen, wenn Gott wahrhaft zuvor ist, und seine Macht und Weisheit offenbart. Ist Gott ein wirklich freies, über Alles erhabenes Wesen, so kann Er sich auch selbstthätig andern Wesen offenbaren, wenn Er will. Aber auch wenn Er sich offenbaren will, so kann Er sich doch nicht unmittelbar in der Vernunft des Menschen offenbaren. Ein Gott, der in uns und in der Vernunft selbst redet, der uns unmittelbar von sich Kunde gibt durch die Stimme der Vernunft, offenbart sich nicht mit Freiheit, und ist auch nicht wesentlich verschieden von der Vernunft. Die Vernunft, welche unmittelbare Stimme Gottes in uns wäre, müßte aufhören, eine menschliche Thätigkeit zu sein. Gott würde dann in der Vernunft mit sich selber reden, nicht mit uns; denn wir könnten Ihn nicht hören, weil ja die Vernunft in diesem Falle Stimme Gottes, aber nicht Ohr und vernehmendes Organ des menschlichen

Geistes wäre. Der Mensch wäre dann ohne eigene Vernunft, ohne ihm selbst zukommendes Bewußtsein, also kein selbstständiges Wesen, sondern nur das Organ und Mittel, in welchem ein anderes Wesen als er selbst zum Bewußtsein kommen will. Ist aber ein Gott außer dem Menschen und der Vernunft desselben, so können wir von diesem Gott nur etwas wissen, insofern unser Gefühl und unsere Vernunft für sich etwas sind, für sich empfinden und von sich wissen, insoferne in beiden sich die eigene Freiheit geltend macht. Nur dann, wenn wir fühlend und denkend unser Fühlen und Denken als ein persönliches von jedem fremden Einfluß unterscheiden, können wir wirklich selbst fühlen und denken, und sowohl von uns, wie von den Dingen außer uns etwas wissen. Wenn aber Gottes Offenbarung unmittelbar mit unserm Gefühle und Denken Eins ist, wie können wir dann wissen, ob das, was wir fühlen, Gottes Offenbarung oder unsere eigene Erfindung ist?

10. Ueber die letzten Fragen des Lebens kann uns die Vernunft keine Antwort geben. Könnte sie es aber auch, so hätten wir doch mit der höchsten Erkenntniß noch nicht das Höchste erreicht, und den Frieden des Herzens noch nicht gewonnen. Was hilft uns alles Wissen, wenn Zufriedenheit, Gottvertrauen, inniges Gefühl göttlicher Hülfe und göttlicher Liebe fehlt? und kann dieß ein anderer Mensch oder die Vernunft und Wissenschaft dem Menschen geben? So wenig ein Blinder den andern führen kann, so wenig ein Armer den andern zum reichen Mann machen kann, noch weniger kann das sich selbst überlassene Menschenherz einem Andern die Fülle göttlicher Erbarmung und Liebe gewähren, die dasselbe zu seiner vollkommenen Beseligung bedarf. Des Menschen Wesen ist reine Hülfsbedürftigkeit; er kann nicht Hülfe geben, sondern nur dieselbe suchen. Zwingt uns aber unsere Natur, stets Hülfe zu suchen, so wissen wir ja, daß die Hülfe, die wir suchen, nicht aus uns selbst kommen kann.

Der einzige Helfer in aller Noth ist jener unendlich reiche Hausvater, der unerschöpflich ist ebenso in seiner Macht wie in seiner Güte. Nur Einer ist der Geber alles Guten, nur Einer die Pforte zur Seligkeit, nur Einer der gute Hirte, der seinen Schafen gute Weide gibt, „vor ihnen hergeht" und ihnen das ewige Leben gibt, so daß sie „ausgehen und eingehen", eingehen in das Reich der Offenbarung göttlicher Liebe und ausgehen in alle Reiche der Natur und des Lebens, um ihnen diese Liebe mitzutheilen, in welcher alle Wesen „Leben finden und Ueberfluß haben."

11. Wenn nun das Herz immerfort sucht und frägt, wo es Ruhe finde und Beseligung, wenn wir an uns und Andern immerwährend sehen können, daß dieses Herz weder in der äußern Umgebung, auch wenn sie noch so reizend, freundlich und mannigfaltig ist, noch in dem Umgang mit Menschen, auch wenn dieser Umgang, was er zwar höchst selten ist, aber doch bisweilen sein kann, noch so lehrreich ist, ein volles Genüge findet, warum wendet es sich doch so selten zu dem einzig wahren Hirten der Seele, der allein seine Schafe und alle ihre Bedürfnisse kennt, und all' ihr Sehnen stillt? warum gibt es gerade heutzutage, zu einer Zeit, die so reich ist an neuen und seltsamen Systemen und Ansichten, in der jede Meinung ihre Anhänger und Fanatiker findet, so Wenige, die diesem einzigen wahren Hirten ihre ganze Seele vertrauen wollen? Dafür gibt es zwei verschiedene Ursachen, eine allgemeine, die in der menschlichen Natur immerdar vorhanden und, wenn ihre Bewegung nicht durch Dazwischenkunft des Glaubens gehemmt wird, auch immerdar thätig ist, und eine besondere, die aus den eigenthümlichen Zuständen unserer Zeit vorzüglich ihre Nahrung schöpft.

12. Die erste Ursache der Abwendung vom Glauben liegt in der persönlichen Willensfreiheit selbst, welche recht begriffen dafür Zeugniß geben würde, daß nur Einer der gute Hirte sein kann, derjenige nämlich, welcher aus freier Liebe zu uns kommt. Diese Freiheit, die nur des Einen Hirten Stimme als die wahre anerkennen kann, wenn sie überhaupt auf eines Hirten Stimme hören will, kann aber eben darum, weil ihr Hören freiwillig ist, auch der Stimme des wahren Hirten sich verschließen und aus freier Wahl dem Rufe des guten Hirten entfliehen. Sie verschließt sich aber vor dem Worte des guten Hirten, wenn sie nur dem eigenen Sinne und der Stimme des eigenen selbstsüchtigen Herzens gehorchen will. Daß sie dann in dieser Abwendung von der ewigen Wahrheit sich darin gefällt, an allem Andern eher Wohlgefallen zu finden, als an der Wahrheit, die Gott geoffenbart und die Liebe des Herrn verkündet hat, und bald der Natur, bald der eigenen Vernunft den Königsmantel der Autorität und Unfehlbarkeit umzuhängen sucht, ist natürlich. Der freie Wille weiß, daß er Gott gehorchen, oder im Ungehorsam gegen jegliches Gesetz auch seine Freiheit verlieren muß, weil die Freiheit nur am Gesetze sich erproben kann. Er träumt daher von einem Natur- oder Vernunftgesetz, dem er gehorchen wolle, und vergöttlicht dieses, während er übersieht, daß Natur und Vernunft nicht der höherstehenden Freiheit Gesetze geben können. Das unpersönliche kann nicht

höher berechtigt sein, als das persönliche Leben. Allerdings kann und muß der freie Wille auch der Vernunft und Natur gehorchen; der Natur, weil seine Freiheit durch das irdische Leben bedingt ist, und Alles, was diese Bedingung der Natur zerstört, auch der Freiheit das Fundament ihrer Bewegung raubt; der Vernunft, weil alles Allgemeine durch die Vernunft erkennbar wird, jedes Gesetz also durch die Vernunft in seiner Allgemeinheit und Gesetzmäßigkeit erkannt werden muß. Wenn aber die Vernunft die Gesetzmäßigkeit einer Lebensregel erkennt, so ist sie darum noch nicht selbst die Gesetzgeberin, sondern nur das Gesetzbuch oder der Gesetzträger.

Jedes Vermeiden des Glaubens an einen göttlichen Gesetzgeber führt daher doch wieder auf einen solchen zurück. Die Vernunft muß als gesetzkundige dem Gesetz einen höhern als bloß menschlichen oder natürlichen Ursprung vindiciren. Das Naturgesetz ist für uns nur insofern auch Sittengesetz, als uns die Natur als Bedingung unserer Freiheit von einem höhern Wesen verliehen ist, und somit unsere Abhängigkeit bezeugt. Könnten wir unser Dasein und Leben uns selbst geben, würden wir gewiß die Gestalt desselben so ordnen, wie es unsern Wünschen am angenehmsten wäre. Gerade dann würden wir freilich in der Regel das Unsinnigste und Unmögliche versuchen, eben weil wir den Verstand des Lebens und der Freiheit erst nach und nach gewinnen. Wir müssen uns in das Leben und seine Bedingungen schicken, sowie sie sind, können daran nichts ändern, hören aber darum nicht auf sittlich frei zu sein, sondern können durch die freiwillige Regelung und Richtung unserer Wünsche nach den gegebenen Verhältnissen selbst wieder zeigen, daß wir das Leben verstehen, und durch dieses Verständniß unsere geistige Unabhängigkeit von demselben sichern.

Indem wir das Gegebene zu sittlichen Absichten gebrauchen, bedienen wir uns nachher desselben, da wir es vorher nicht können, und werden erst dadurch wahrhaft frei, daß wir das Unfreie von dem Freien, das Natürliche von dem Sittlichen unterscheiden. Um dieß zu können, mußte uns aber nicht bloß das Natürliche gegeben, sondern auch das wahrhaft Sittliche, die höchste freie Liebe offenbar werden. Diese Offenbarung gibt Christus, der einzig wahre Hirte. Ein anderer Weg zur Erkenntniß des höchsten Gesetzes der Freiheit ist nicht möglich, als der des Glaubens an Ihn und des Hörens auf seinen Ruf.

Nachdem aber die Menschen durch das Wort des Herrn den Werth der Unabhängigkeit und Freiheit erkannt hatten, glaubten sie dieses Ziel auch

ohne Ihn durch eigene Kraft erreichen zu können. Indem die Menschen diesem Irrwahne nachgehen, gerathen sie dadurch auf alle möglichen Bahnen, die von Gott abführen. So lange noch ein Versuch der Freiheit übrig ist, mittelst irgend eines selbstgewählten Weges das Rechte zu finden, wird die unabhängige Freiheit diesen Weg auch versuchen wollen. Sie wird es freilich zu ihrem Schaden thun, und zu spät erkennen, daß der eingeschlagene Weg nicht zum Ziele führt. Aber auch diese Erkenntniß wird doch wieder dazu dienen, Andere vor dem Irrweg zu bewahren und den rechten Begriff der Freiheit, sowie das Vertrauen auf den guten Hirten zu befestigen.

13. Zur Zeit aber scheint die Welt mitten auf jenem Irrwege zu weilen, und sich darin zu gefallen, ihre letzte und höchste Kraft aufzubieten, um den Irrthum festzuhalten, daß der Mensch das Höchste aus eigener Kraft und ohne göttliche Führung erreichen könne. Es ist der Geist der Verzweiflung selbst, der sie auf diese Abwege leitet. Indem sie sich dem Eitlen anvertraut, hat diese Eitelkeit selbst wieder die innere Unruhe vermehrt. Daher diese stets rege Begierde nach etwas Anderm und Neuen, ohne die Fähigkeit, irgend etwas recht fest zu halten und in seinem Wesen kennen zu lernen. Die herrschende Sucht nach dem Neuen, die unselige Hast, mit der heutzutage die Welt sich in allen Genüssen wie in allen Begierden überstürzt, ist der Hauptgrund, warum so Wenige zur Erkenntniß der wahren Freiheit kommen. Jeder will augenblicklich reich, angesehen, glücklich und geehrt sein. Von diesem zu jenem geht die wilde Jagd, und ehe man das Eine nur recht verkostet, soll schon wieder ein Anderes an dessen Stelle sein. So lernt das Herz nichts in seinem bleibenden Wesen begreifen. Kein Gefühl kommt zum wirklichen Bestande, keine Erfahrung zu einem rechten Verstande. Wie das Spiel der Kinder, die am Meeresstrande Muscheln sammeln und wieder wegwerfen, was sie kaum mit so viel Freude aufgelesen haben, so ist dieses kindische Jagen nach neuen Erscheinungen. Wie der Staub, der vom Winde gejagt lustig in den Lüften tanzt ohne Halt und Ruhe, ohne Zweck und Nutzen, nie einem Pflänzchen Raum zum Keimen gewährend, so wird das eitle Herz vom Sturm der Begierde herumgejagt, ohne irgendwo Bestand zu gewinnen. Wie soll eine Pflanze Wurzel fassen, die wir allstündlich aus dem Boden reißen, um sie anderswo einzusetzen? Bei solchem Sturm wird keine Blüthe zur Frucht sich ausbilden. Mit jedem neuen Versuche wird die Gewalt des unbefriedigten Sehnens größer und verderblicher. Wie die Lawine vom Berge sich

wälzend immer mächtiger und verderblicher anwächst, bis sie endlich Alles in ihrem Sturze zerstört, so zerstört die blinde Gewalt des unbefriedigten Begehrens nach Neuem und Neuem jedes bessere Gefühl, jede wahre Empfindung im Herzen. Je länger das Herz diesem wilden Treiben sich preisgibt, desto unfähiger wird es, das Edle, Wahre und Gute zu begreifen, bis es zuletzt nur noch am Abenteuerlichen und Abgeschmackten, am gänzlich Sinn- und Zwecklosen, an dem leiblich wie geistig Absurden und Abscheulichen Gefallen findet. Wie weit diese Vorliebe für das Abscheuliche heutzutage geht, davon kann unser Auge wie unser Verstand sich täglich überzeugen.

14. Wenn aber das Gift der Selbstsucht und des Eigendünkels schon in das Mark des Lebens sich eingeschlichen, wie soll da noch Rettung zu hoffen sein? Wenn das letzte innerste Heiligthum entweihet ist, wo soll das Wort des guten Hirten noch eine Stätte finden? Müssen wir da nicht jede Hoffnung aufgeben, daß es noch besser werden kann? müssen wir zu dem todbringenden Glauben uns bekennen, daß die Herrlichkeit des Herrn bereits aufgehört hat zu leuchten unter den Menschen, daß das Reich Christi zu Ende ist unter dem hochmüthigen und durchaus eitel gewordenen Geschlechte? Hoffentlich ist es noch nicht so weit gekommen mit uns. Ist auch der Leichtsinn und die Gedankenlosigkeit allgemein genug, so finden sich doch auch mitten in der Verwirrung wieder um so ernstere Versuche, das Palladium der Wahrheit zu retten vor dem Frevel und der Thorheit. Jenes Suchen und Jagen selbst, was ist es anders, als ein Beweis, daß die Menschen sich unwohl fühlen in dieser bereits allzulange dauernden Abwendung von der Wahrheit des Heiles; daß sie einsehen, daß es fehlt, und nur nicht wissen, wo? Gerade jetzt, da die geistige Noth bis auf einen so hohen Grad gestiegen, ist uns gewiß auch die Hülfe nicht mehr fern. Die Empfindung der Hülflosigkeit selbst muß die Welt wieder zurückführen zur einzigen Rettung in aller Noth, zu jenem guten Hirten, der allein seinen Schafen das Leben und Ueberfluß gibt.

Ich bin so weit entfernt, die Hoffnung auf eine bessere Zeit aufzugeben, daß ich gerade von dieser Zeit hoffe und glaube, daß sie den Beruf habe, dem Glauben die letzte geistige Vollendung zu bringen. Die Gegensätze haben den Gipfel des Widerspruches erreicht; die Geister ihre ohnmächtigen Versuche zur Selbstständigkeit auf die Spitze getrieben; die Thorheit der Welt hat ihre höchste Weisheit vorgebracht. Jetzt ist die Stunde gekommen, daß die Wahrheit sich als Siegerin über den

höchsten Irrthum erproben muß. Vor dieser letzten Probe zurückschrecken heißt die Wahrheit aufgeben. Die drohenden Feinde schrecken den nicht, der auf Gott vertraut. Sie vermehren nur seine Kraft. Gerade das Gefühl der Verlassenheit ist ein recht fruchtbarer Boden für das Samenkorn der Wahrheit, wenn nur Bauleute sich finden, welche diesen Boden urbar zu machen verstehen. Soll aber der heil. Geist den Anfang einer neuen Geistesschöpfung in uns machen, so müssen wir auch Alles für dieses neue Leben einsetzen. „Das Himmelreich ist gleich einem Ackersmann, der in einem Acker einen Schatz von unschätzbarem Werthe findet, und hingeht, und Alles verkauft, was er hat, um diesen Acker zu kaufen" [1], ist ferner gleich einem Kaufmann, „der ausgeht, um gute Perlen zu suchen, und wenn er Eine von unschätzbarem Werthe findet, hingeht, und Alles hingibt, was er hat, um diese Eine Perle zu kaufen" [2]. Diesen Schatz und diese Perle findet der erleuchtete Sinn in dem, was der Evangelist in den nächsten Hauptstücken und in den letzten Reden Jesu an seine Jünger uns an's Herz legt. Gott gebe, daß es in unserm Herzen ein lebendiges Verständniß und seine volle beseligende Erfüllung finde.

LV.

Text: „Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt läßt sein Leben für seine Schafe; ein Miethling aber, der nicht selbst Hirt ist, dessen Eigenthum die Schafe nicht sind, der verläßt die Schafe und flieht, wenn er den Wolf kommen sieht, und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Miethling flieht aber, eben weil er Miethling, und weil ihm an den Schafen nichts gelegen ist. Ich bin der gute Hirt, und kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne; und ich lasse mein Leben für meine Schafe." Joh. 10, 11—15.

Inhalt: Die Kennzeichen des guten Hirten.

1. Wenn wir das Evangelium Johannis zum Gegenstande unserer Betrachtungen machen, so versteht es sich gleichsam von selbst, daß wir

---

[1] Matth. 13, 44. [2] Matth. 13, 45 f.

in diesen Betrachtungen nicht auf die Erklärungen der einzelnen Verse und Sätze im Besondern eingehen können. Vielmehr müssen wir das Ganze und den Zusammenhang zunächst in's Auge fassen. Aus diesem Zusammenhange und der übersichtlichen Erkenntniß des Ganzen läßt sich erst das richtige Verständniß des Einzelnen ableiten.

Betrachten wir nun das von dem Evangelisten in so vielfachen Wendungen und Ausführungen des Grundgedankens vorgetragene Gleichniß vom guten Hirten, so wird es auch hier zunächst darauf ankommen, daß wir das Gleichniß selbst in seiner einfachen und einheitlichen Bedeutung recht in's Auge fassen.

In dieser Einheit betrachtet, will es zunächst den Zusammenhang und die Verbindung des Erlösers mit seinen Jüngern und allen Christgläubigen schildern, und erinnert in dieser Absicht sogleich an ein ähnliches Gleichniß, welches der Evangelist einige Kapitel später anführt, an das Gleichniß von dem Weinstock und den Reben [1]. So ähnlich aber einerseits die Bedeutung beider Gleichnisse ist, so verschieden sind sie andererseits. Was beim Gleichnisse mit dem Weinstocke ganz unberücksichtigt bleibt, weil es bei dem, was erklärt werden soll, zunächst nicht in Betracht kommt, die Verschiedenheit des Hauptes und der Glieder nämlich, das tritt bei dem Gleichnisse von dem guten Hirten mit größter Deutlichkeit und Bestimmtheit hervor. Nicht der Natur nach sind Hirt und Heerde mit einander vereinigt. Nicht aus natürlicher Wesenseinheit kennen die Schafe den Hirten. Wenn sie ihn kennen, so kennen sie ihn nur, weil sie seine Stimme hören; also weil er zu ihnen kommt und zu ihnen spricht, weil er sich ihrer annimmt, sie führt und leitet. Durch Erfahrung lernen sie seine Sorgfalt kennen. Indem sie unter seiner Leitung Weide finden, kennen sie ihn als den guten Hirten, und ihr Vertrauen und ihre Anhänglichkeit wird um so größer, je inniger sich nach und nach mit der Vorstellung der guten Weide die des Führers zu derselben verbindet. Auf diese Weise lernen die Schafe ihren Hirten kennen, und darum folgen sie ihm, weil in ihrer Empfindung das Bedürfniß der Weide, die Führung zu derselben und die Erfüllung ihrer Sehnsucht mit dem Bilde des Hirten Eins geworden ist.

2. Schon ein kurzes Nachdenken muß uns überzeugen, daß mit diesem einfachen Verhältnisse des Hirten zur Heerde auch das Verhältniß des Heilandes zu den Gläubigen geschildert ist. Wenn Christus sagt:

---

[1] Joh. 15, 1 ff.

„Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich", so ist dieses Kennen des guten Hirten durch dieselben Stufen und Verhältnisse bezeichnet, welche der Evangelist im Gleichnisse vom Hirten und den Schafen schildert. Auch Christus kam freiwillig zu der verlassenen Menschheit, erbarmte sich der Seelen, welche geistige Nahrung und Weide suchten und führte sie zu einer Weide, in welcher jegliches wahre geistige Bedürfniß seine volle Nahrung und Beseligung findet. Er gibt sich dadurch den Ihn suchenden Seelen auf eine immer innerlichere und innigere Weise zu erkennen, bis endlich seine Gnade und Gegenwart denen, die Ihn erkennen, auf eine unmittelbare, mit Worten nicht mehr auszusprechende Weise gewiß wird.

3. Wir müssen also eine dreifache Erkenntniß des guten Hirten, oder vielmehr drei über einander stehende Grade dieser Erkenntniß unterscheiden. Der erste Grad dieser Erkenntniß ist die Erkenntniß des guten Hirten aus äußern Kennzeichen. Der zweite Grad ist die Erkenntniß durch die innere Erfahrung der Wahrheit, die Er verkündet, oder der Weide, auf die Er die Seele führt. Der dritte Grad ist jene unmittelbare Erkenntniß des Hirten, in welcher unser Schauen mit der sich offenbarenden Kraft der Heiligung so sehr Eins wird, daß wir nicht mehr unterscheiden können, was unser und was Christi Werk in uns ist, daß wir eben so erkennen, wie wir erkannt werden. Vom Aeußern beginnend hebt sich so unsere Erkenntniß immer höher, bis sie endlich im Geiste mit dem Erkannten Eins wird. Vom Aeußern aber muß sie bei dem Menschen beginnen, denn das ist nun einmal seine beschränkte Natur, daß sein geistiges Leben an die Sinnlichkeit und äußere Erscheinung gebunden ist.

4. Das erste äußere Kennzeichen des guten Hirten ist, daß er rechtmäßiger Hirt, daß er der Gesandte Gottes im höchsten, vollkommensten Sinne ist. Freiwillig hat er das Hirtenamt übernommen, aber nicht willkürlich, wie ein Mann, der sich selbst ein beliebiges Ziel seiner Handlungen setzt, sich unberufen zum Beurtheiler und Hüter Anderer macht. Ein solches Streben wäre der Selbstsucht eigen, und von menschlicher, nicht von göttlicher Abkunft. Der göttliche Hirt erbarmte sich der Menschen nach ewigem, göttlichem Rathschluß. Wie es der freie Wille des ewigen Vaters ist und war, Welten zu schaffen, und Geschöpfen außer seiner Ewigkeit ein eigenes Dasein und Leben zu geben, so war es der freie Wille und ewig unwandelbare Entschluß des Sohnes, alles Geschaffene durch Offenbarung des göttlichen Wortes und der göttlichen Liebe zum

ewigen Vater zu führen. Dieser Entschluß ist so ewig und so frei, wie der Wille Gottes selbst. Aber dieser Entschluß, welcher dem verborgenen göttlichen Leben angehört, konnte den Menschen nur offenbar werden durch eine für die göttliche Liebe allein ausführbare That. Diese That ist die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Indem aber das Göttliche in menschlicher Gestalt erschien, blieb seine göttliche Natur den Menschen verborgen. Darum wollte der Heiland der Welt seine Sendung auch durch äußere Zeichen beweisen, damit sein Beginnen nicht mit menschlicher Selbstüberhebung verwechselt werde. „Glaubt ihr meinen Worten nicht, so glaubt doch meinen Werken“ [1], spricht Er zu den Juden; „wenn ich die Werke des Vaters thue, so wißt ihr auch, daß der Vater mich gesendet“ [2]. Seine göttlichen Thaten sind das erste Zeichen seines göttlichen Hirtenamtes.

5. Das andere Zeichen ist die göttliche Liebe, die sich in Christus mit göttlicher Macht verbindet. Er allein sucht nichts bei denen, die Er zu erlösen gekommen ist; Er allein bedarf nichts. Er sucht nicht das Seinige, sondern nur das Beste derjenigen, deren Erlösung Er auf sich genommen. Er bedarf es nicht, für sich ein Opfer zu bringen, aber Er opfert sich für die Seinigen; „Er gibt sein Leben für seine Schafe“, und gibt es freiwillig hin. Er ist darum in die Welt gekommen, um dieses Opfer zu bringen; nicht weil Er mußte, denn wer könnte Ihn zwingen? sondern weil Er wollte. „Ich habe Macht, mein Leben zu lassen und es wieder zu nehmen“ [3]. Obwohl aber die Liebe an sich selbst nichts Aeußerliches, sondern das Allerinnerlichste ist, nenne ich dennoch diese Offenbarung der göttlichen Liebe des Heilandes ein äußeres Kennzeichen, weil sie die zeitliche Erscheinung zum Anhalts- und Stützpunkt für unseren Glauben gemacht hat. Was wir aber als äußere Begebenheit anerkennen und glauben, das ist noch nicht in uns selbst eingedrungen, hat noch keine Wirkung in unserm Herzen hervorgebracht. So lange der Glaube noch nicht lebendig geworden ist in uns, gibt unsere eigene Empfindung noch nicht Zeugniß in uns für seine Wahrheit.

6. Die Lehre Jesu ist aber nicht bloß äußerlich beglaubigt, als höchste That einer in sich selbst vollkommenen Liebe, welche aus reiner Fülle der eigenen Vollkommenheit für Andere sich hingibt, die ohne ihre Hülfe hätten verloren gehen müssen, sondern bewährt sich auch in jedem Menschen innerlich als unfehlbare göttliche Wahrheit, sobald der Mensch über-

---

[1] Joh. 10, 38. [2] Joh. 10, 26. [3] Joh. 10, 18.

haupt dem Worte und der Macht der himmlischen Wahrheit Eingang in sich verstattet. Die erlösende Kraft des Wortes macht sich erst darin wahrhaft erkennbar, daß wir sie innerlich erfahren. Wir erkennen den Hirten innerlich daran, daß wir lebendig empfinden, daß Er es ist, der unsere Seele auf gute Weide führt.

In der beseligenden Lehre Jesu ist aber dem Menschen Alles geboten, was Gemüth, Vernunft und Wille bedürfen. Was immer der Mensch Großes und Edles empfinden, was er immer Wahres und Erhabenes denken, was er Schönes und Herrliches vollführen mag, hier ist seiner Empfindung, seinem Denken und Wollen das höchste, reichste und schönste Ziel geboten. Ueber dieses Ziel hinaus kann kein Gedanke und keine Sehnsucht des Menschen reichen. Der Mensch kann dieses Ziel verfehlen, mißachten, mißkennen, aber er kann nichts fassen und ergreifen, was höher ist als dasselbe; er kann hinter demselben zurückbleiben, aber es nicht überfliegen. Wer aber kann uns zu diesem Ziele führen, als der gute Hirt allein? Wenn wir eine Reise in ein unbekanntes Land zu machen haben, erkundigen wir uns genau um die Beschaffenheit desselben, und sind erfreut über jede Nachricht, die wir erhalten können, auch wenn wir die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten nicht immer genau zu prüfen im Stande sind. Die Nachricht selbst scheint uns schon eine große Wohlthat.

7. Welche Sorgfalt und Liebe des guten Hirten sehen wir nun nicht wieder darin sich offenbaren, daß er die Glaubwürdigkeit seiner Offenbarung uns auf eine so unwidersprechliche Art bezeugen wollte! Mit welch' unbedingtem Vertrauen können wir uns seiner Führung hingeben! Mit solchem Vertrauen müssen wir aber auch seiner Leitung uns hingeben, wenn wir das herrliche Ziel erreichen wollen, zu dem er uns Führer sein wollte. Wir müssen von dem Hirten uns leiten lassen, und nicht Ihm, wie das so oft geschieht, aus eigenem Wissen und Willen den Weg vorzeichnen wollen. Ohne diese unbedingte Hingebung an die Führung des guten Hirten ist es durchaus unmöglich, daß wir je die Ruhe des Herzens, die Einfalt und Hoheit des Gedankens, die Seligkeit des Geistes erreichen, die nur der Eine uns geben kann, der allein nichts bedarf, und Alles geben will.

8. Wo aber unbedingte Hingebung, da ist auch die aus ihr hervorgehende Ausdauer. Wer sich ganz der göttlichen Führung hingibt, der wird es auch Ihm, dem Hirten, anheimstellen, wie und wann die Sehnsucht seines Herzens nach Friede und Seligkeit erfüllt werden soll.

Jedem Menschen ist das Maß der Kräfte und der Gnaden zugemessen von dem, der allein weiß, was am besten ist. Wer nicht wartet, bis dieses Maß voll ist, wie soll er die Gnade des Herrn erkennen und erfahren? Das Wort des Herrn erkennt in der That und Wahrheit nur der, welcher es durch Erfahrung kennt, und in sich wirklich lebendig werden läßt. Wer aber eine lebendige und innere Erkenntniß von demselben hat, der weiß auch, daß Nichts Gewalt hat, uns wieder von der Wahrheit zu scheiden, die wir innerlich und in lebendiger Wahrheit in uns aufgenommen und mit unserm Sein und Leben vereinigt haben. Wenn Christus sagt: „Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht" [1], so sträubt sich allerdings der eigensinnige Wille des Menschen gegen die Wahrheit dieses Wortes. Es dünkt ihm schwer und bitter, was Christus von ihm verlangt, statt leicht und süß, weil er nicht sieht, daß die Bitterkeit nicht in der von Christus ihm auferlegten Bürde, sondern in seinem Widerwillen und in den Bemühungen liegt, diese von sich abzuwälzen. Wer sich aber der Führung des Herrn mit vollem Vertrauen hingibt, der wird durch eigene innere Erfahrung inne werden, daß es kein wahreres Wort gibt, als dieses, und daß jedes Joch bitter und jede Bürde schwer ist, nur die nicht, welche Christus uns auferlegt.

9. In jeder andern Erkenntniß kann der Mensch eine große äußerliche Gewißheit der Eigenschaften ihrer Gegenstände sich erwerben, aber der Gegenstand bleibt ihm doch immer äußerlich, er kann nicht so in ihn eindringen, daß das Erkannte mit dem Erkennenden eins wird. Diese Einheit aber gibt uns die geistige Erfahrung der von Christus geoffenbarten Wahrheit. Wer recht von Herzen demüthig ist, der hat die Demuth nicht bloß an sich, sondern in sich, ist eins mit ihr, schaut sie, indem er sein eigenes Gefühl empfindet, wird nicht nur seiner Erkenntniß innerlich und unmittelbar gewiß, sondern wird selbst zu dem, was er in sich erfahren und erkannt hat.

10. Wird durch die lebendige innere Erfahrung auch eine unerschütterliche Gewißheit, eine innere Erkenntniß der Wahrheit der Worte Christi im eigenen Herzen erzeugt, so ist damit doch noch nicht die vollste und höchste Erkenntniß jenes Friedens und jener Seligkeit gegeben, die in der Macht des göttlichen Wortes liegt, durch welche der Mensch zum göttlichen Leben und Schauen, zum Bewußtsein der unmittelbaren Nähe und innern Einigung seiner Seele mit dem göttlichen

---

[1] Matth. 11, 30.

Hirten selbst erhoben und mit Christus innerlich Eins wird. Es ist schwer, von diesem Erkennen eine Beschreibung zu geben. Selbst Jene, welche die Anschauung und Empfindung jener unmittelbaren Gegenwart des Heilandes, wie der Apostel Paulus, an sich selbst erfahren haben, können kein sicheres äußeres Kennzeichen ihres Schauens angeben, können dieses Schauen nur auf kurze Zeit im irdischen Leben festhalten. Ohne alle Beschreibung desselben wissen wir aber, daß es ein völliges Vergessen des eigenen Lebens in dem Gefühle des höheren, und doch wieder eine größere Gewißheit dieses eigenen und persönlichen Lebens in dem höheren ist, daß es ein Vorwalten des himmlischen Lichtes und Lebens in dem Herzen sein muß, ohne daß dieses darum der eigenen Empfindung beraubt wird, weil ohne eigene Empfindung kein Schauen eines andern und ohne Vergessenheit des eigenen keine ungetrübte Anschauung eines andern möglich ist. Selbst die sinnliche Anschauung ist oft so mächtig, daß sie unsere übrigen Empfindungen ganz überwältigt, und unser ganzes Eigenleben völlig in der Betrachtung eines überraschenden Anblickes untergehen läßt, aber nur, um durch dieses Schauen die Freude, daß wir selbst die Sehenden waren, uns in verstärkter Sicherheit zurückzugeben. Noch deutlicher tritt dieß beim Lesen, beim Betrachten hervor. Die volle Erkenntniß eines Buches, eines Menschen, eines fremden Gedankens werden wir nur dann gewinnen, wenn wir uns ganz in den Ausdruck und das Leben des Andern hinein versetzen können.

11. Wenn die Lerche singt, so kennen wir ihren Gesang, weil wir ihn von dem Gesang aller übrigen Vögel unterscheiden können. Allein wir kennen ihn doch nicht ganz und von innen heraus, weil wir nicht wissen, was in der Lerche vorgeht, während sie singt. Könnten wir aber, ohne unser eigenes Bewußtsein zu verlieren, unsern Leib verlassen, uns ganz in den Leib der singenden Lerche hinein versetzen, so daß wir durch ihren Körper fühlen und somit auch selbst in ihrem Körper singen würden, so würden wir weit anders und besser, inniger und unmittelbarer die Lerche in ihrem Gesang verstehen, würden diesen Gesang innerlich anschauen, ihn selbst erleben.

Wenn wir lesen, daß der heil. Philippus Nerius beim heil. Meßopfer oft so sehr im Geiste entzückt war, daß sein Leib dieser Bewegung unwillkürlich folgend über der Erde schwebend gesehen wurde, so können wir uns denken, das der Geist desselben eben so seinen Schranken entrückt und gleichsam schwebend über seinem irdischen Erkennen nicht mehr er selbst, und doch viel mehr, als zuvor, er selbst war, daß er

nicht mehr menschlich sah, dachte und fühlte, und doch derselbe menschliche Geist ganz und gar blieb, der er zuvor war, nur zugleich aufgenommen in ein höheres Sein und Leben.

12. Zu diesem neuen gottseligen Schauen, zu dieser seligen Vereinigung mit Gott will der gute Hirt uns führen: will uns stufenweise dazu führen, so wie unsere Natur es bedarf und ertragen kann; will uns zuerst durch die äußern Zeichen seiner göttlichen Sendung an sich ziehen, dann durch die Erfahrung des Lebens innerlich reif machen, bis Er endlich sein Leben ganz mit dem des wahrhaft Gläubigen vereinigen und das Leben dessen, der Ihm sich anvertraut, ganz in sein göttliches Leben aufnehmen, mit seiner himmlischen, ewigen Seligkeit erfüllen kann. Von uns aber verlangt Er nichts, als daß wir Ihm vertrauen, daß wir unsern Willen seiner Leitung übergeben, damit Er durch unsern Willen alle unsere Kräfte an sich ziehen, mit neuem, höherem Leben durchdringen kann, bis unser ganzes menschliches Fühlen umgewandelt und vergöttlicht ist, und wir mit unserm Wollen und Denken und in all' unsern Kräften die Wahrheit jener göttlichen Verheißung sich verwirklichen sehen: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die Ihn lieben“ [1].

LVI.

Text: „Auch noch andere Schafe habe ich, die nicht aus diesem Stalle sind. Diese muß ich auch herbeiführen, sie werden meine Stimme hören, und es wird Ein Hirt und Eine Heerde werden. Darum liebt mich mein Vater, weil ich mein Leben lasse, um es wieder zu nehmen. Niemand kann es mir nehmen, sondern ich lasse es von mir selbst. Ich habe Macht, dasselbe zu lassen und habe Macht, dasselbe wieder zu nehmen. Dieses Gebot habe ich von meinem Vater empfangen.“ Joh. 10, 16—18.

Inhalt: Die Eigenschaften der von Christus gegründeten Kirche.

1. Wie der gute Hirte aus Liebe zu den Menschen vom Himmel herabgestiegen und Mensch geworden ist, um sein Leben für sie hingeben zu

---

[1] 1 Cor. 2, 9.

können, so hat Er die Liebe für Alle, welche Er in seiner Menschwerdung und Opferung bewiesen, als bleibende Sorgfalt auch auf alle kommenden Jahrhunderte ausgedehnt. Die Zeugnisse dieser seiner Sorgfalt und Liebe finden sich in jedem Worte des Evangeliums; vor Allem aber deuten die so eben verlesenen Worte des Evangelisten Johannes auf diese Zukunft hin. Oder was sonst als diese Sorgfalt für die Seinen liegt in den Worten Christi: „Ich habe noch andere Schafe; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören, und es wird Ein Hirt und Eine Heerde sein." Mag wer will darüber grübeln, ob mit diesen Worten Christi eine Bekehrung aller Völker und die Vereinigung derselben unter Einem Oberhaupt angedeutet sei, und wann und wie diese Vereinigung unter Ein Oberhaupt vor sich gehen soll, wir halten uns an das, was uns angeht, was uns nahe liegt, was in diesen Worten Christi klar und einfach ausgesprochen ist. Der einfache Sinn dieser Worte aber ist: Christus will Alle, die an Ihn glauben, zu einer lebendigen, in sich einheitlichen Gemeinschaft unter Einem Oberhaupte und Hirten versammeln. Als Verwirklichung dieses heiligen in Christus geeinten Liebesbundes, der alle Gläubigen zu einer sichtbaren und geistigen Einheit verbindet, hat Er die Kirche gegründet.

2. Wie nun die Liebe selbst in dreifacher Gestalt oder Stufenfolge als Liebe des Herzens, der Seele und des Gemüthes erscheint, so ist auch dieses Band der Liebe, das die Gläubigen mit Christus zu einer lebendigen Gemeinde verbindet, ein dreifaches. Die äußerliche und sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen in der Kirche Christi hat zugleich einen unsichtbaren geistigen und einen geheimnißvoll seelischen oder sakramentalen Charakter.

3. Zuerst und vor Allem müssen wir die Kirche Christi als eine äußerlich sichtbare Lebensgemeinschaft betrachten. Die Nothwendigkeit einer sichtbaren und äußerlichen Verbindung der Gläubigen beruht auf der sinnlichen Natur des Menschen. Der Mensch erfaßt Alles zunächst durch die Sinne. Auch das geistige Leben gründet sich auf das sinnliche. Nicht unmittelbar durch eine rein innere Mittheilung seines Geistes an den Menschengeist konnte Gott den Menschen sich offenbaren. Die Menschheit bedurfte eine sinnlich wahrnehmbare, durch sichtbare Zeichen vermittelte und beglaubigte Offenbarung. Darum hat der gute Hirt durch sichtbare Zeichen seine göttliche Sendung beglaubigt, darum hat Er eine sichtbare apostolische Kirchengemeinschaft zur äußern Fortpflanzung seiner Lehre gestiftet. Die höchste Vereinigung mit dem guten Hirten ist zwar

eine innere, unsichtbare, geistige, aber diese Einheit, in welcher das menschliche Fühlen und Denken bereits verklärt und vergöttlicht erscheint, ist das Ziel, und nicht der Anfang der Verbindung mit Ihm. In dieser höchsten Einheit leben die verklärten Heiligen Gottes. Zu dieser vollkommenen Einigung und Heiligung in Christus sollen wir erst herangebildet werden, und gerade dazu hat ja der gute Hirt seine Kirche gegründet, damit wir durch sie zu dieser Einheit geführt werden sollen. Die Kirche, welche zu dieser Vereinigung führen soll, muß aber eine äußerliche sichtbare Gemeinschaft bilden. Wie soll der Mensch zu dem Unsichtbaren kommen, wenn er sich nicht an dem Sichtbaren zurecht finden und anhalten kann? wie soll er die unsichtbare Kirche finden, wenn sie durch sichtbare Zeichen nicht zu erkennen ist? wie soll er zu der Höhe des geistigen Lebens erzogen werden, wenn keine göttlich beglaubigte Anstalt zu dieser Bildung besteht? Ist aber die Kirche nothwendig eine sichtbare Lebenseinheit, ein organisch gegliederter lebendiger Leib, so bedarf sie auch eines sichtbaren Oberhauptes. Ein sichtbarer Leib ohne sichtbares Haupt ist nicht denkbar, ist kein ganzer, vollkommener, lebendiger Leib.

4. Allerdings ist, wer dieser äußern Gemeinschaft angehört, noch nicht für immer und ewig in die Gemeinschaft des göttlichen Hirten aufgenommen. Er hat nur die Anwartschaft auf die geistige und ewige Vereinigung mit Christus erlangt. Viele können dieser Kirche angehören, und dennoch verloren gehen, weil sie die äußere Lebensgemeinschaft nicht auch im Geiste lebendig werden lassen. Mit der äußern Verbindung soll die innere und geistige Hand in Hand gehen. Das Aeußere ist nur die Bedingung des geistigen Lebens. Das geistige Leben ist ein Leben der Liebe und der Erkenntniß. Beide aber treiben ihre Wurzeln und Zweige in die äußere und sinnliche Welt.

5. Gewiß lebt der Mensch, wie Christus zum Versucher sagt, „nicht allein vom Brode, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt“ [1]. Damit er aber dieses Wort vernehmen kann, muß er auch irdisch leben und bedarf der irdischen Nahrung. Sowie aber das irdische Leben erstarkt, erwacht in dem Menschen allmählich auch das Bedürfniß nach geistiger Nahrung. Er sucht, was er auch mit Freiheit umfassen, was er lieben könne. Das Herz kann nicht allein sein. Es will Wesen finden, die es lieben kann, von denen es in dieser seiner

---

[1] Matth. 4, 4.

Zuneigung verstanden und wieder geliebt zu werden hoffen darf. So wie es aber diesem Verlangen sich hingibt, ergreift es das Nächste. Es liebt Eltern, Geschwister, Bekannte. Aber eben dadurch wird die Liebe gleichsam gefesselt, an das bestimmte Einzelne gebunden, wird einseitig, beschränkt, egoistisch. Die wahre Liebe muß in dem Nächsten zugleich das Höchste, im Einzelnen das Allgemeine suchen. Erst jene Begeisterung, welche den Menschen lehrt, für das Allgemeine seine besondern Wünsche und Meinungen aufzuopfern, ist wahre Liebe. Nur in dieser Opferwilligkeit gibt sich die geistige Kraft der Liebe kund. So lange der Mensch das Seinige sucht, liebt er nicht wahrhaft. Er muß Alle lieben lernen, nicht an Einzelnen hängen, und Alle um des Einen willen, der sie geschaffen und erlöst hat, lieben. Er muß selbst die Feinde lieben lernen, weil er in der geistigen Gemeinschaft mit Christus Alle liebend in sein Gemüth einschließt.

Vom Sichtbaren und Einzelnen erhebt sich die Liebe durch dieses Gefühl der Gemeinschaft Aller zu einem heiligen Liebesbund in Christus, zur höhern, allgemeinen Liebe, nud die Kirche ist die Trägerin und Lehrerin dieser geistigen Liebe, ebenso wie aller geistigen Erkenntniß.

6. Auch die Erkenntniß beginnt mit äußern Zeichen. Den Neugebornen nimmt die natürliche Liebe in die Arme, und lehrt ihn die ersten Worte stammeln, bis er allmählich lernt, selbst zu beobachten und zu vergleichen, und alle Anschauungen auf geistige Begriffe zurückzuführen. Was er aber auf diesem Wege an Erkenntniß sich gewinnen mag, das hängt von dem Eifer und der Liebe ab, womit er nach Erkenntniß ringt. Der Mensch sucht in der Erkenntniß nur die Freiheit. Die Liebe ist es, die seine Erkenntniß beherrscht. Je höher seine Liebe, desto höher die Erkenntniß. Die höchste Erkenntniß findet der Mensch, wenn er sich ganz in der übernatürlichen Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Christus und seiner Kirche weiß. Nur durch die innere Vereinigung mit dem hl. Geiste, der in der Kirche lebt und lehrt, wird der Einzelne die höchste wahre und freie Erkenntniß, nach der zu ringen allein lohnend ist, erreichen.

7. Wie die Vernunft im Menschen nur dann wirkliche Erkenntniß gibt, wenn der Mensch mit aufrichtigem Willen Wahrheit sucht, so wird auch der Geist Christi nur dann lebendig in uns, wenn wir aller eigenen Weisheit entsagen, und ganz in den Geist der Lebens- und Liebesgemeinschaft des Ganzen uns versenken. Nicht in uns dürfen wir die Quelle der Erkenntniß suchen, nicht unsere Ehre, nicht unsern Witz und

Geist auf Kosten des Ganzen geltend machen. Nur was aus dem Leben der Gesammtheit der Kirche hervorgeht, was in Uebereinstimmung mit dem Geiste des Ganzen ist, das ist wahre und beseligende Erkenntniß. Was wir auch immer an Wissenschaften und Erkenntnissen uns erwerben mögen, wenn es nicht in diesem Geiste gedacht und erkannt ist, hat es keine heiligende Macht. Das Schönste, Herrlichste, Heiligste, das Geheimniß göttlicher Liebe und Heiligung bleibt uns außerhalb der Kirche verborgen.

8. So greift in der Kirche Alles in einander. Leibliches und Geistiges weckt und stärkt mit einander das lebendige Gefühl der Einheit. Eines ist dem Andern nothwendig; Geist und Leib sind nicht getrennt. Sie sind mit einander und in einander, wie Leib und Seele im natürlichen Leben. Wenn der Christ im einsamen Stübchen sein Herz zu Gott erhebt, seine ganze Seele aufdeckt vor dem Herrn, alle seine Sehnsucht nach dem Ewigen an die Verheißungen Gottes vertrauend anknüpft, und so den Trost der geistigen Vereinigung mit dem Heiland im Herzen empfindet; wenn alle seine Gefühle in dieser Erhebung der Andacht wie die stille Flamme des Lichtes sich nach oben wenden, und es dringt nun auch der Ton der Abendglocke in sein einsames Betkämmerchen; wird dieser irdische und äußerliche Klang der ehernen Glocke ihn stören in seinem Gebete? Nein, er wird ihn noch mehr begeistern, er wird das Bewußtsein in ihm wecken, jetzt beten Tausende mit mir in demselben Geiste zu demselben liebenden Vater und Herrn, und dieses Gefühl, wird es nicht nothwendig den Betenden ergreifen, daß seine Seele freudiger, feuriger sich erhebt, daß das Gebet flammender emporsteigt, der Trost des Gebetes reicher und unerschütterlicher sich im Herzen erbaut? Leib und Geist schlagen in Eine Flamme zusammen, und erfüllen die Seele mit geheimer Kraft. Ja das Gebet selbst ist ein mächtigeres in diesem Augenblicke. Es bildet sich gleichsam eine geistige Atmosphäre um den Menschen, ein unsichtbarer Kreis des geheimnißvollen Odems der göttlichen Liebe und Gnade. „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind", spricht der Herr, „da bin ich mitten unter ihnen" [1]. Wir sehen sie nicht mit sinnlichen Augen, diese Nähe und diesen Segen des Herrn, aber darum ist dieser Segen doch da, so gut als der Hauch des Frühlings, der auch unsichtbar alle Keime durchweht, und sie zu neuem Leben weckt, obgleich wir ihn nicht sehen. Warum regt sich Alles mit neuer Lebenslust im Frühling? Weil jede Creatur das unsichtbare Nahen

[1] Matth. 18, 20.

der Gewalt in sich empfindet, die Leben schafft. Warum gährt der Wein im Fasse, wenn die Traube blüht? Weil auch er die geheimnißvolle Regung empfindet, welche die ganze Natur zu einer innern Einheit verknüpft.

9. Nur der Tod ist ausgeschlossen von dieser Empfindung. Der Zweig, der lebendig mit dem Baume zusammenhängt, wird im Frühling wieder grün, nicht aber der abgefallene, der todt und verdorrt daneben liegt. So ist es auch mit dem Leben des Christen. Nur wer die Lebensgemeinschaft mit der heil. Kirche in sich frisch erhält, wird auch der unsichtbar in ihr wirkenden segensvollen Kraft theilhaftig. Gerade in der Kirche aber lebt das Geheimniß des göttlichen Segens der Erlösung und des Opfertodes Christi fort, und wird der Seele zur Speise und Nahrung eines neuen Lebens und eines geistigen Leibes in Christus. Die Seele fürchtet sich in natürlicher Angst vor der Auflösung und dem Tode. Sie kann nicht sein ohne den Leib, in dem sie lebt und wirkt. Darum hascht der Sterbende oft so eifrig nach etwas Lebendigem, was er festhält, gleichsam um so noch das Leben festzuhalten. Wer aber in der Gemeinschaft der Kirche Christi lebt, dessen Seele empfängt in dieser einen neuen geistigen Leib. Aus dem Leibe und Blute Christi als dem Stamme aller heil. Sacramente gewinnt die Seele des Menschen einen neuen übernatürlichen geistigen Leib, der ohne die Schuld und Unreinheit des irdischen das sichere Unterpfand des neuen Lebens in Christus wird. Dieß unsichtbare geheimnißvolle Band der Seele ist es, welches in der Kirche die Gläubigen umwindet, und sie zu einer vollkommenen Einheit verbindet.

10. Diese Einheit umfaßt den ganzen Menschen, umfaßt alle Bedürfnisse der Seele und des Geistes, umschlingt alle Zeiten und gibt uns Alles, was wir zum geistigen und ewigen seligen Leben bedürfen. Wohl dem, der diesen Segen, welcher die von Christus gegründete Kirche erfüllt, recht tief empfindet und in sich lebendig werden läßt. Er hat alle Bürgschaft eines neuen, unvergänglichen, ewigen Lebens. Er kann mit unbedingter Zuversicht auf die Erfüllung aller Verheißungen warten, und mit froher Gewißheit der Erhörung beten: Ich glaube an eine heilige, allgemeine, apostolische Kirche, Gemeinschaft der Heiligen, Ablaß der Sünden, und ein ewiges Leben.

LVII.

Text: „Es war eben das Fest der Tempelweihe zu Jerusalem und war im Winter; und Jesus wandelte im Tempel in der Halle Salomons. Da umringten Ihn die Juden und sprachen zu Ihm: Wie lange lässest du uns noch in Ungewißheit? Bist du Christus, so sag' es uns frei heraus. Jesus antwortete ihnen: Ich habe es euch schon gesagt, aber ihr glaubet es ja nicht. Die Werke, die ich im Namen meines Vaters thue, diese zeugen von mir. Ihr aber glaubet mir nicht, denn ihr seid meine Schafe nicht, wie ich euch schon gesagt habe. Meine Schafe hören meine Stimme, ich kenne sie und sie folgen mir, und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nicht verloren gehen in Ewigkeit, und Niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Was mir mein Vater gegeben, ist größer als Alles, und Niemand kann sie aus der Hand meines Vaters reißen. Ich und der Vater sind Eins." Joh. 10, 22—30.

Inhalt: Die Lehre von der göttlichen Natur Christi als Mittelpunkt aller christlichen Erkenntniß.

1. Der Grundgedanke des johanneischen Evangeliums ist die Lehre von der geistigen Wiedergeburt der Menschen. Damit aber die Menschen im Geiste Gottes zu einem neuen Leben wiedergeboren werden können, müssen sie zuerst von der ihnen von Natur aus anhaftenden Sündhaftigkeit erlöst sein. Die Erlösung des Menschengeschlechtes ist aber kein Werk, welches menschliche Kraft vollbringen kann. So wenig die Menschheit sich selbst erschaffen konnte, eben so wenig konnte sie sich selbst erlösen. Der Erlöser des Menschengeschlechtes muß eine höhere, göttliche Machtvollkommenheit besitzen. Der Erlöser muß mit dem Schöpfer von Einer Natur und Wesenheit sein. Die Lehre von der göttlichen Natur Christi ist daher der Mittelpunkt des ganzen Christenthums. An dieser Wahrheit hängen alle übrigen Glaubenslehren, die wie Aeste und Zweige aus dieser einen Stammwahrheit hervorsprossen. Auf diesen Erlöser warteten die Juden, nach ihm sehnte sich die ganze Erde. Darum

läßt Johannes der Täufer den Heiland durch an ihn abgesendete Jünger in ganz bestimmten Worten fragen: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir einen andern erwarten?" Ebenso dringen die Juden in Ihn, ihnen doch einmal mit Gewißheit zu sagen, ob Er der erwartete Messias sei. „Jesus wandelte im Tempel in der Halle Salomons", erzählt uns Johannes der Evangelist, „da umringten Ihn die Juden und sprachen zu Ihm: Wie lange lässest du uns noch in Ungewißheit? Bist du Christus, so sag' es uns frei heraus." Dieß aber hatte Christus schon früher ihnen gesagt, und sie selbst hatten seine Worte so verstanden und Ihn darum zu tödten getrachtet, weil Er Gott seinen Vater genannt hatte. Jetzt versichert Er auf diese Frage wieder mit klaren Worten: „Ich und der Vater sind Eins."

2. Deutlicher konnte Christus nicht reden. Sie hatten so dringend gefragt, als ob der glühendste Eifer nach der Wahrheit sie begeisterte, und nun als sie die klarste, entschiedenste, nicht zu mißdeutende Antwort auf ihre Frage erhalten, welches ist die Wirkung auf die Fragenden? Zunächst keine andere, als daß sie Steine aufheben, um sie nach dem zu werfen, der ihnen diese höchste Wahrheit des Heiles mitgetheilt. Wir staunen mit Recht über die Verstocktheit des menschlichen Herzens und über die Macht der Leidenschaftlichkeit des Unglaubens. Aber indem wir über den Unglauben der Juden uns verwundern, haben wir keine Ursache der Lebhaftigkeit unsers eigenen Glaubens uns zu rühmen. Allerdings kommen wir nicht in Leidenschaft und Wuth über eine vermeintliche Gotteslästerung, wir heben keinen Stein auf, um Jeden, der eine andere Religion verkündet, damit zu steinigen. Nein, wir bleiben lieber bei wirklichen Gotteslästerungen gleichgültig, und verhärten und versteinern unser Herz vor den Worten der göttlichen Offenbarung. An die Stelle des religiösen Fanatismus ist Gleichgültigkeit gegen die Religion getreten. Jener Fanatismus der Juden hatte immer noch einen eifrigen Glauben zum Hintergrunde. Er war ein falscher Glaubenseifer, aber doch immer noch ein glaubensvoller Eifer. Die religiöse Erstarrung der Gegenwart aber hat gar keine Glaubenskraft mehr in sich. Ihr fehlt mit der Flamme des Hasses auch das Feuer der Liebe. Ist dort die von Fanatismus ausgebrannte Leerheit, so ist hier die zu Eis erstarrte Oede des Gemüthes Schuld an dem Mangel der Erkenntniß des Göttlichen. Gehen wir in öffentliche Gesellschaften und Versammlungen, zu hören, was da gesprochen wird. Sind vielleicht die Wahrheiten der heiligen Religion Gegenstand unserer Unterhaltungen und Gespräche?

unserer Lectüre und Untersuchungen? Wem fällt es heutzutage ein, wie jene Samariterin am Jakobsbrunnen mit einem unbekannten Fremden ein Gespräch mit der Frage zu beleben, wo oder wie es sich am besten gezieme, Gott anzubeten? O du gute Samariterin, wie weit bist du zurück hinter unserer jetzigen Bildung! Wer würde heutzutage solche Gespräche führen? Das wäre unzart, unklug und keineswegs zeitgemäß. Solche Fragen und Gespräche sind aufregend, greifen zu sehr an, stören alle Gemüthlichkeit des freundlichen Zusammenseins und der geselligen Unterhaltung. So etwas gehört nicht in den Salon, sondern auf die Kanzel — höchstens! Aber auch hier darf es der Verkünder des göttlichen Wortes kaum mehr wagen, ein Thema zu besprechen, welches tiefer in die Wahrheiten der christlichen Lehre eingreift, ohne sich den Vorwurf zuzuziehen, Ungehöriges unternommen zu haben. Wozu das? heißt es. Das ist für Gelehrte, nicht für mich. Ich will nicht streiten, will nicht philosophiren. Was uns wirklich interessirt, davon zu hören, zu lesen, zu reden, sind wir immer bereit. Mit welcher Begierde hören und lesen wir so manche Neuigkeit! mit welcher Aufmerksamkeit verfolgen wir die Geschichte von sonderbaren Verwicklungen, von der Liebe, den Leidenschaften, den Kämpfen uns ganz fremder oder auch gar nicht existirender Personen! Und warum gefallen uns solche Erzählungen und Schilderungen? Weil sie uns unterhalten, unsere Einbildungskraft beschäftigen, unser Herz in leichte und angenehme Rührung versetzen, ohne unser Denken und Wollen anzustrengen, ohne unsere Thatkraft in Anspruch zu nehmen. Wir möchten gerne ein wenig gerührt sein, einige sentimentale, tugendliche Thränen vergießen! Auch ein wenig Belehrung dünkt uns angenehm, aber es soll keine große Anstrengung, kein beschwerliches Nachdenken kosten, oder wenn es Mühe und Anstrengung kostet, so soll dieses wenigstens zu einem bestimmten Resultate führen, soll Ruhm, Vermögen, Anerkennung oder eine annehmbare Stelle eintragen, dann möchte Mancher es noch für der Mühe werth halten, seine Kräfte dem tiefern Nachdenken zu widmen. Doch so bloß um des Glaubens, um der undankbaren Wahrheit und Einsicht willen sich solche Mühe zu geben, das findet der gebildete Verstand höchst unvernünftig.

3. Wer so die Bequemlichkeit liebt, der wird keinen großen Gedanken begreifen und noch weniger große Thaten vollbringen. Es ist leicht, von großen Thaten und gewaltigen Kämpfen zu hören, aber schwer, selbst an dem großen Kampf des Lebens mit Muth und Kraft Theil zu nehmen, und nicht der kleinste und nicht der müheloseste Kampf ist das

Ringen des Geistes um die tiefste Erkenntniß der allein beseligenden und alle Zweifel des Lebens lösenden höchsten Wahrheit. Diesen Kampf zu kämpfen, scheut sich das träge Herz, und daher stammt jene Gleichgültigkeit gegen die Erkenntniß der tiefen Geheimnisse christlicher Offenbarung. Zwar wird man dem entgegnen: ich bin aber nicht gleichgültig, ich höre gerne derlei Erklärungen; aber sie dürfen nur nicht zu weit führen; was zu hoch, ist nun einmal zu hoch. Zu hoch! Als ob die göttliche Offenbarung nicht für Alle gegeben wäre! als ob Gott geoffenbart hätte, was wir nicht fassen und verstehen können! Wozu ist denn der Sohn Gottes Mensch geworden, als um sich den Menschen auf die verständlichste Weise zu offenbaren? Wozu hat uns Gott die Vernunft gegeben, als um über den Sinn seiner heiligen Offenbarung nachzudenken? Und wenn dieser allein nicht ausreicht zur tiefsten Erkenntniß der Wahrheiten des Glaubens, wozu haben wir das heilige Sacrament der Firmung empfangen, als um die Erleuchtung des göttlichen Geistes zum rechten Verständniß zu erlangen? Wenn wir bei solchen Mitteln uns nicht bemühen, auch die höchste Erkenntniß zu erringen, was thun wir anders, als daß wir Offenbarung, Vernunft und die Gnade des heiligen Geistes verachten? und wir wagen es, bei dieser Verschmähung der göttlichen Gaben uns auf unsern Glauben zu berufen!

Wie können wir zum voraus sagen, was zu hoch ist für unsere Erkenntniß, ehe wir unser Aeußerstes gethan haben? Und was haben wir denn bereits für Anstrengungen gemacht, in die Tiefe der Erkenntniß göttlicher Offenbarung einzudringen? Hat Christus seine auserwählten Jünger umsonst auf die Spitze von Tabor geführt? oder hat Er nicht erst auf jener Höhe in seiner verklärten Gestalt denjenigen sich gezeigt, die Ihm auf jene Höhe gefolgt waren? und wer weiß denn zum voraus, wie weit und wie hoch der Herr ihn führen will? Welcher Mensch, der reich werden will, und gewiß weiß, daß er es werden kann, wenn er nur will, wird darum nicht anfangen, darnach zu streben, weil er nicht schon ein Millionär ist, ehe er sich den ersten Gulden erworben hat? Der wahre Glaube ist der lebendigen Quelle gleich, die hoch am Berge entspringt, und unaufhaltsam vorwärts dringend im Laufe stets sich vergrößert, und nie stille steht, bis sie im unermeßlichen Ocean ihres Laufes Ende erreicht. Wie tief muß der Stand unseres Glaubens stehen, wenn dieser Glaube unsere Erkenntniß gar nicht in Fluß zu bringen vermag, sondern unser Herz verweichlichen, unsern Geist versumpfen läßt! Was ein rechter Strom ist, der mündet stets in's Meer. „Wer die Hand an den

Pflug legt, und umsieht, der taugt nicht in das Reich Gottes" [1]. Was heute nicht vollendet ist, das wird durch immer wiederkehrende Thätigkeit doch zu Ende gebracht, wenn es überhaupt dem Menschen zukommt. Was aber kommt dem Menschen mehr zu, als die Erkenntniß, und was dem Christen, wenn nicht die unermüdete Betrachtung der geoffenbarten Wahrheit?

4. Allerdings ist es nicht möglich, die ganze Tiefe der Worte Christi: „ich und der Vater sind Eins", in eine einzige kurze Betrachtung zusammen zu fassen. Aber wir haben mit ihnen den höchsten Anhaltspunkt und einzig richtigen Schlüssel zu allen Geheimnissen des Glaubens in der Hand. Alle andern Wahrheiten gehen aus dieser Einen in fortlaufender Reihenfolge hervor. Die Offenbarung göttlicher Liebe in der Menschwerdung gibt uns die höchste Erfüllung jener Freiheit, der wir durch jede Empfindung unsers eigenen Lebens und freien Wollens unmittelbar gewiß sind. Ist uns aber die Eine Wahrheit unmittelbar gegenwärtig, daß wir nämlich nur mittelst der eigenen persönlichen Willenseinheit denken, dichten und handeln, so wird uns damit auch die ergänzende höhere Wahrheit, daß unsere Freiheit nur durch eine göttliche freie Offenbarung Erlösung und Heiligung finden kann, zur Gewißheit. Ist aber die Erkenntniß dieser höchsten Wahrheit des Glaubens gewiß, so haben wir damit eine feste Bürgschaft für die eben so sichere Wahrheit aller mit diesem Obersatze zusammenhängenden Glaubenslehren. Alle weitern Lehrsätze weisen direct oder indirect auf diese Quelle zurück. Durch den Zusammenhang verschiedener Gedanken und Vergleichungen, die alle wieder zu demselben Ziele streben, wird jede für sich allein unverständliche Wahrheit deutlich. Nicht umsonst hat uns darum der Evangelist schon so oft Gelegenheit gegeben, diesen Mittelpunkt christlicher Offenbarung von den verschiedensten Seiten zu betrachten und auf die verschiedensten Wahrheiten zu beziehen und anzuwenden.

5. Die Beziehung der einzelnen Lehren auf einen höhern und alle erklärenden Mittelpunkt ist uns aber nicht schon im Voraus gegenwärtig. Gar manche Wahrheit scheint mit dem ersten gewissen Punkte unsers persönlichen Bewußtseins ebenso wie mit dem Mittelpunkte der christlichen Glaubenslehre in gleicher Weise in Widerspruch zu sein. Wir können uns alle Mühe geben, die rechte Uebereinstimmung zu finden, und sie bleibt uns trotz aller Mühe dennoch verborgen, und scheint sich vielleicht nur immer mehr zu verhüllen, je mehr wir uns anstrengen sie

[1] Luc. 9, 62.

zu finden. Die Frucht unserer Mühe ist dann nicht die Freude an der gewonnenen Einsicht, sondern eine gesteigerte Muthlosigkeit, und es mag wohl kommen, daß wir von der Unfruchtbarkeit unserer Bemühungen erschreckt, entweder der menschlichen Natur oder wenigstens den eigenen Geisteskräften die Fähigkeit absprechen, in das Verständniß und den Zusammenhang des Glaubens mit der menschlichen Vernunft einzudringen, oder daß wir uns versucht fühlen, jeglichen Zusammenhang zwischen der Offenbarung und der menschlichen Vernunft gänzlich zu läugnen. In Folge dieser Muthlosigkeit geben darum so Viele jede weitere geistige Beschäftigung mit der Religion gänzlich auf und überlassen sich entweder einem unthätigen blinden Glauben oder ergeben sich einem ebenso blinden Unglauben. Beide Verirrungen sind aber im innern Widerspruche mit der menschlichen Natur und mit dem Wesen göttlicher Offenbarung. Wenn Gott sich offenbaren wollte, so konnte er nicht das völlig Vernunftwidrige zum Inhalt derselben machen wollen; denn dann hätte Er sich ja nicht geoffenbart, sondern nur noch mehr verborgen. Ebenso kann die menschliche Natur das Verlangen nach immer tieferer Einsicht in die Offenbarung nicht aufgeben, ohne dem Glauben und sich selbst zu widersprechen. Ist der freie persönliche Wille die bewegende Kraft in uns, welche es uns möglich macht, zu glauben und zu denken, so können wir nichts glauben, ohne den Wunsch, das Geglaubte auch zum Gegenstand der Erkenntniß zu machen. Wo dieser Wunsch stirbt, ist auch der Glaube todt. Der Geist ist in sich einheitlich und kann nichts in Einem freien Vermögen seines lebendigthätigen Bewußtseins beherbergen, um es von allen übrigen Vermögen auszuschließen. Er muß, wenn er einmal etwas in irgend eine seiner Thätigkeiten aufgenommen hat, sich bemühen, es auch allen andern mitzutheilen, es in sein Leben ganz einzuführen, und die Theilung, die durch einseitige Bewegung Einer Kraft entstanden ist, dadurch wieder aufzuheben, daß er alle an dem gleichen Inhalt Antheil nehmen läßt. Der Geist ringt nach Einheit des Bewußtseins, und fühlt sich entweder unglücklich oder wird stumpfsinnig, wenn er diese Einheit nicht gewinnen kann.

6. Es ist darum auch nicht hinreichend, daß uns die höchste Wahrheit geoffenbart ist. Sie ist uns noch nicht als Wahrheit, und noch weniger als höchste offenbar, wenn wir nicht mit eigener freier Thätigkeit die Vergleichung des Gegebenen mit dem eigenen persönlichen Leben versucht und eine innere Uebereinstimmung desselben mit dem eigenen Leben erreicht haben. Diese Uebereinstimmung zu erreichen, ist

ohne die höchste Anstrengung aller Geisteskräfte unmöglich. Sie ist darum auch nicht auf einmal fertig. Die Ungeduld aber, mit welcher die Meisten gleich mit ihrer Bemühung am Ziele sein möchten, ist der Hauptgrund, warum so Wenige zum Ziele gelangen. Sie versuchen es vielleicht ein paar Mal, diese Uebereinstimmung herzustellen, kommen aber nicht beim ersten Anlauf zurecht, und geben nun lieber gleich das ganze Unternehmen auf. Dabei ziehen sie nicht in Betracht, wie ungeschickt sie vielleicht ihre Versuche angestellt, wie sie Ungehöriges zusammengestellt, Entferntes mit einander verglichen, ihrer eigenen Thätigkeit ganz falsche Wege vorgezeichnet haben. Nicht jeder Weg führt zum Ziel. Nicht jede Geisteskraft ist jedem Menschen gleichmäßig unterthänig. Nicht Jeder kommt auf dem Wege des Nachdenkens zur Erkenntniß. Die Erkenntniß wird gar oft nur auf dem Wege der thätigen Theilnahme und der werkthätigen Liebe gewonnen. Das Nachdenken bleibt unfruchtbar, wenn ihm die lebendige Empfindung mangelt. Ueberhaupt können wir nichts gewaltsam zwingen nach unserer Willkür. Nur unsere Kräfte können wir durch den Willen zwingen, nach einem gewissen Ziele hinzustreben. Der Weg aber, auf dem wir streben, muß der Natur der Dinge und der eigenen Kraft angemessen sein. Wir müssen uns nach den Umständen richten, da sich die Umstände nicht nach uns richten; aber wir dürfen uns nicht so nach den Umständen richten, daß wir ihnen auch das höchste Ziel unseres Strebens, die Uebereinstimmung unseres Willens und Denkens mit einem höchsten Willen und der diesem Willen entströmenden Offenbarung, preisgeben.

7. Jeder Weg führt zum Ziele, welcher gerade auf das Ziel gerichtet ist; die Richtung aber hängt von uns ab, die Mittelglieder nicht. Wir können einem hohen Berge zuwandern und den Gipfel stets vor Augen haben, oder wenigstens die Richtung, in welcher er liegt, und dennoch genöthigt sein, die Art unserer Wanderschaft mehrfach zu ändern, weil die Hindernisse, welche zwischen uns und unserm Ziele liegen, verschiedener Natur sind. Möglich, daß ein Landweg, möglich, daß ein Wasserweg zum Ziele führt, möglich, daß die beiden Reisearten abwechseln müssen. Möglich, daß wir bald aufwärts bald abwärts steigen, bald eine Brücke oder eine Fähre suchen, bald einen Felsen oder einen Abgrund umgehen müssen. Wer einem einzelnen Hindernisse ausweicht, weicht darum noch nicht vom rechten Weg ab, wohl aber weicht der von demselben ab, der dem Hindernisse nicht aus dem Wege gehen will, und lieber das Ziel nicht erreicht, als auf einem andern Wege weiter zu kom-

men sucht. Wo die Ausdauer fehlt, ist auch der Erfolg unsicher. Was wir nicht im Augenblick erreichen, ist darum noch nicht unerreichbar. Manche Wahrheit scheint uns nur deßwegen unbegreiflich, weil wir nicht die rechten Vergleichungspunkte gefunden haben. Finden wir diese, wird uns Alles deutlich. Wer Farben und Figuren unmittelbar vergleichen will, kommt zu keiner Erkenntniß, weil er Unzusammengehöriges zusammen wirft. Ein Kreis und die blaue Farbe, ein Dreieck und die Tugend sind Dinge, die sich nicht unmittelbar in eine Einheit zusammen denken lassen. Ebenso wird aber gar oft mit den Wahrheiten der christlichen Glaubenslehre verfahren. Gar oft wird das Reich des Vaters unmittelbar mit dem Reiche des Geistes in Eins zusammen geworfen, und dann der Schluß gemacht: das stimmt nicht zusammen, also ist ein Widerspruch in der ganzen Lehre. Da soll die Vorsehung, welche über das Allgemeine wacht, unmittelbar mit dem Wunsche und Gebete des Einzelnen harmoniren; und weil dieß nicht sein kann, wird entweder die Vorsehung oder die Macht und Erhörbarkeit des Gebetes oder beides geläugnet. Daß beide Anschauungen verschiedenen Reichen angehören, und darum nach einem verschiedenen Gesichtspunkte betrachtet werden müssen, wird dabei nicht beachtet. Wenn wir das Thierreich, Pflanzenreich und Steinreich mit einander vergleichen wollen, müssen wir uns da nicht auch zuvor einen allgemeinen Vergleichungspunkt suchen, oder können wir die einzelnen Dinge der verschiedenen Reiche ohne Weiteres mit einander vergleichen?

8. Schon auf dem Wege natürlicher Erkenntniß ist es ungemein schwer, immer die rechten Vergleichungspunkte zu finden. Auf dem Wege übernatürlicher Wahrheiten ist es noch weniger leicht, überall die rechten Bahnen zu treffen. Das Schwierige besteht aber im Gebiete des Geistlebens nicht darin, daß dieses selbst uns fremder und darum schwerer zugänglich ist. Im Gegentheil, der Geist ist dem Geiste verwandter und erkennbarer als die Materie. Selbst der höchste Geist ist uns nicht so fremd als die nächste, mit Händen greifbare Materie. Die Schwierigkeit auf diesem Gebiete liegt vielmehr in dem großen Spielraum, welcher der Willkür eingeräumt ist. Wir weichen auf diesem Gebiete von der Wahrheit weniger aus dem Grunde ab, weil es zu schwer ist, sie zu erkennen, als vielmehr darum, weil es uns so leicht ist, willkürlich den Gegenstand zu entstellen. Der materielle Gegenstand hat etwas Starres und Unbeugsames für den Gedanken. Jede Abweichung unserer Begriffe von der sinnlichen Erscheinung der Dinge

corrigirt sich durch den Zusammenstoß mit der natürlichen Beschaffenheit der Dinge von selbst. Nicht ebenso leicht geht diese Correction im Geistleben vor sich. Da herrscht nicht die sinnliche Empfindung, sondern der Wille, und wenn dieser dem Zeugniß der Wahrheit kein Gehör geben will, so ist auch die Einsicht in das richtige Verhältniß der Geisterwelt zu unserm Willen unmöglich. Die Bedingung aller lebendigen Erkenntniß, welche in dem freien auf das höchste Ziel gerichteten Willen liegt, der Glaube, muß zuerst da sein, wenn es zur rechten Erkenntniß kommen soll.

9. Aber auch wenn dieser Wille da ist, kommen wir oft nur schwer zur rechten Einsicht, wenn wir den Weg nicht kennen, der uns sicher und regelmäßig fortschreitend zum Ziele führt. Gar vielfältig werden wir ermahnt zur eifrigeren Betrachtung der Wahrheiten des Glaubens, aber was hilft es, wenn wir nicht wissen, wie man mit Nutzen betrachten und meditiren soll. Eine sichere und allgemeine Regel der Meditation scheint das erste und nothwendigste Erforderniß zur rechten Erkenntniß, wenn es nämlich eine solche gibt. Mehrere angesehene Lehrer der Kirche haben auch solche Regeln gegeben. Allein sie werden nur wenig angewendet, und wo sie angewendet werden, führen sie nicht immer zu einem ergiebigen Resultate. Ursache dieser betrübenden Erfahrung ist, daß jene Regeln in einer Zeit gegeben wurden, welche ein ganz anderes Verhältniß zur Religion und Kirche einnahm als die gegenwärtige. Ursache des geringen Erfolgs jener Vorschriften ist ferner die Verschiedenartigkeit der menschlichen Geistesthätigkeit und des in derselben möglichen Fortschrittes. Ein Mann, der nie an einem Punkte der Glaubenslehre gezweifelt hat, wird auf eine ganz andere Weise verfahren, als ein Mann, der, um seine Zweifel zu überwinden, Betrachtungen anstellt. Ein dichtender Geist wird wieder auf eine andere Weise verfahren, als ein denkender; und ein auf das praktische Leben aufmerksamer wieder anders als jene beiden. Darum ist es schwer, eine sichere und allgemeine Regel für die Betrachtung zu geben, weil es zu sehr auf den Punkt ankommt, von dem man ausgeht, und auf die Art, wie der Geist am leichtesten sich bethätigt, als daß es sich mit einigen Sätzen sagen ließe, wie Jeder vorwärts schreiten müsse, um zum Ziele zu kommen. Eine Regel läßt sich indeß für Alle geben. Jeder muß da beginnen, wo er wirklich im Augenblicke der Betrachtung mit seiner Empfindung steht, und muß von da fortschreiten zu einem Punkte, der ihm zuvor unbekannt war. Dieser Fortschritt muß aber wieder durch lauter solche Punkte gehen, deren Verhältniß zu einander wir einsehen. Wenn

ein Punkt kommt, den wir nicht einsehen, muß die Bewegung eine andere Richtung nehmen und andere Vergleichungspunkte in den Kreis ihrer Betrachtung hineinziehen. Nun gibt es aber immer bekannte Punkte, an die man sich halten kann, und von denen aus man das damit Verwandte leichter begreift, bis man zu dem noch Unbekannten gelangt. Aber freilich gelangt man nur dazu, wenn man bei der Zusammenstellung der Aehnlichkeit auch stets den Unterschied mit in Betracht zieht. Aehnlichkeit und Unterschied mit einander erzeugen stets ein neues Mittelverhältniß. Nun lasseu wir uns aber in unserer Betrachtung meistens dadurch von dem rechten Wege abwendig machen, daß wir bald die Aehnlichkeit bald den Unterschied außer Acht lassen. Wo aber einer von beiden Punkten fehlt, ist die Betrachtung schon auf falscher Fährte. Ist uns darum Eines von beiden bekannt, müssen wir das Andere erst suchen, ehe wir weiter gehen, sind uns beide bekannt, können wir gleich zu einem andern Punkt übergehen, von welchem wieder Ein Vergleichungspunkt bekannt ist. Dieses Verfahren scheint nun freilich langweilig und wenig förderlich. Aber es ist sicher und eben darum allein wahrhaft fruchtbar; wie aber fruchtbar, so auch allgemein anwendbar; denn jedes Ding bietet uns irgend eine der beiden Seiten dar. Jede Stelle der heil. Schrift, jede Lehre der Kirche ist uns entweder verständlich oder nicht. Von dem Verständlichen aus zum Nächstbekannten fortschreitend gelangen wir dann von Stufe zu Stufe höher, und gewinnen mit jeder neu erstiegenen Stufe neue Geschicklichkeit und neuen Muth.

10. Diese Verfahrungsweise ist es, welche uns beim Evangelisten Johannes immer wieder entgegentritt. So tief seine Anschauung in die Geheimnisse der göttlichen Offenbarung eindringt, so innig und schön weiß er sie immer mit einer an sich klaren und Jedermann bekannten oder leicht erkennbaren Wahrheit zu verknüpfen, und so das Unbekannte durch das Allbekannte zu erklären und deutlich zu machen. Bei dieser Hinweisung von dem Bekannten auf das Neue und Unbekannte stellt er nun einmal die Aehnlichkeit, ein anderes Mal aber den Unterschied und Gegensatz in den Vordergrund, um uns zu zwingen, im Aehnlichen den Unterschied oder im Verschiedenen die Aehnlichkeit und endlich auch die Uebereinstimmung beider zu suchen. Diese Aehnlichkeit und Verschiedenheit zu suchen, legt er uns nun besonders in der hier ausgesprochenen höchsten Wahrheit der christlichen Lehre nahe, und gerade dadurch nahe, daß er sie an ein menschlich naheliegendes Verhältniß, das Verhältniß von Vater und Sohn anknüpft. Wenn Christus uns lehrt: „Ich und der

Vater sind Eins", so ist damit allerdings der Kern und der in wenige Worte zusammengedrängte Gesammtinhalt des ganzen Christenthums ausgesprochen. So tief der Sinn, so einfach sind die Worte. Der Schöpfer und Erlöser sind nicht Einer, sondern Eins. Wie der Erlöser der Welt ein persönliches Wesen für sich, so ist auch der Schöpfer eine Person; sie sind zwei und doch Eins, der Natur und Wesenheit nach, nicht zwei Götter, sondern nur Ein Gott, sind noch viel mehr Eins, als die aus der menschlichen Natur genommene Vergleichung von Vater und Sohn auszudrücken vermag, denn das Wesen Gottes leidet keine solche Entzweiung, wie die menschliche Natur. Bei Gott ist jener Unterschied, der bei den Menschen zwischen Person und Person besteht, wegzudenken. Die menschliche Natur ist eine zusammengesetzte, in sich getheilte, die göttliche eine einfache und einheitliche. Der Mensch muß erst durch die Zeit zur vollen Entfaltung seiner Natur und seines Charakters gelangen. Sein Wille baut auf der Natur erst das volle Gebäude der selbstbewußten Persönlichkeit. Daher ist jeder Mensch so verschieden von dem andern, da jeder einem andern Trieb und Willen gehorcht. In Gott aber ist keine allmählich fortschreitende Bildung und Entwicklung, keine Entgegensetzung des Willens, sondern völlige Uebereinstimmung. In Ihm wird nichts, was nicht immer war. Der Sohn ist mit dem Vater zugleich. Der Sohn ist von Ewigkeit, so wie der Vater ist, und hat nicht erst später Rang und Titel eines Sohnes erhalten. Somit ist das Gleichniß von Vater und Sohn nur da, um auf die Art der Abstammung oder Erzeugung des Sohnes durch den Vater und aus Ihm hinzuweisen, um anzudeuten, daß der Sohn nicht aus der bloßen Natur des Vaters, und nicht durch die bloße freie Willensbestimmung desselben allein, sondern durch beide zugleich ist. Er ist nicht eine bloße Kraft und Eigenschaft in Gott, die von Ihm wie der Sonnenstrahl von der Sonne ausgeht, ohne ein eigenes Leben zu haben, und ist nicht wie die Welt von Gott aus freiem Willen hervorgebracht und geschaffen, so daß Gott auch ohne den Sohn ebenso vollkommen Gott wäre, wie Er es ohne Schöpfung der Welt sein würde. Daß die Welt ist, davon ist der Grund lediglich in dem freien Willen Gottes zu suchen. Das Geschaffene ist, weil Gott wollte, daß es sei. Er konnte in Hinsicht auf jede geschaffene Creatur diesen Willen haben oder nicht. Hinsichtlich des Sohnes aber ist es nicht so. Der Sohn gehört wesentlich auch zur göttlichen Natur. Gott wäre nicht vollkommen ohne den Sohn. Gott muß Vater sein, und mußte den Sohn erzeugen. Daß der Sohn ist, davon liegt der Grund nicht in dem

freien Willen des Vaters allein, sondern in der Natur Gottes. Dennoch ist in der Erzeugung des Sohnes auch der Wille mitwirkend. Gott entfaltet sein Leben nicht aus bloßer Nothwendigkeit, nicht ohne Erkenntniß und Bewußtsein dessen, was er thut. Entfaltet aber Gott sich zum vollen Leben mit vollem Bewußtsein, so ist auch sein Wille bei seiner Entfaltung und bei der Erzeugung des Sohnes.

11. Wenn darum das Verhältniß des Vaters zum Sohne als das der Zeugung betrachtet wird, so muß auch der Unterschied der Zeugung im natürlichen und göttlichen Leben mit in Betracht gezogen werden. Die natürliche Zeugung ist nothwendig an den Unterschied der Geschlechter gebunden, die übernatürliche ist über diesen Unterschied erhaben. Sie bedarf keines Gegensatzes, bringt vielmehr das Erzeugte aus sich selbst hervor. Das Erzeugen eines neuen Lebens in Gott wäre kein Erzeugen mehr, wenn es an den Gegensatz gebunden wäre. Gott müßte dann mit einem andern, Ihm gleichen ewigen Wesen eine unnatürliche Verbindung eingehen, wie der indische Brahma mit der Maja, um durch diese unnatürliche Ehe des Göttlichen mit seinem Gegentheil ein drittes Leben zu erzeugen, welches nicht mit dem göttlichen Leben einer Natur sein könnte. Unnatürlich aber müßten wir eine solche Verbindung in Gott nennen, weil Gott nichts Gleiches neben sich haben kann, mit dem Er irgend eine Verbindung eingehen könnte. Die Vorstellung von zwei göttlichen Personen verschiedenen Geschlechtes, wie sie im Heidenthum herrschend war, muß von dem Wesen Gottes nothwendig ausgeschlossen werden. Eine solche Vorstellung ist nur da möglich, wo man die göttlichen Personen selbst aus einem andern Grunde hervorgehend, also eigentlich nicht in wahrer göttlicher Natur sich dachte. Diese Vorstellung war durch den Mißgriff der Nichtberücksichtigung des Unterschiedes göttlicher Personen von menschlichen auf Gott übergetragen worden. Ein solcher Unterschied würde nothwendig eine bloß äußere Vereinigung von zwei göttlichen Personen zulassen, welche nicht in wechselseitiger Durchdringung auseinander hervorgehen, sondern selbst aus einem ungöttlichen Wesen hervorgegangen, das von ihnen Erzeugte mit völliger Absonderung von ihrem Leben ausschließen, so daß es entweder als ungöttliche Welt, oder als dritte Person erscheint, welche wieder die Macht hat, neue Verbindungen einzugehen. Statt des göttlich dreieinigen Lebens entsteht dann im Gedanken von Gott die Vorstellung eines ungöttlichen Scheinlebens oder eines unbegrenzten Polytheismus. Der Ausdruck: zeugen, ist nicht im menschlichen und natürlichen, sondern im überna-

türlichen Verstande des Hervorgehens einer zweiten Person aus der gleichen Natur der ersten Person zu denken. Der Apostel Johannes hat darum von dieser Zeugung des Sohnes redend zuerst den Namen „Wort" gebraucht, weil das Wort das nächste Bild einer freien Hervorbringung des Geistes ist. Dieses Bild aber gibt keine ganz richtige Vorstellung von dem Vorgange, den der Evangelist schildern wollte, weil es nur eine geistige Produktion bezeichnet, ohne die Natur des Erzeugten näher zu bezeichnen. Es bezeichnet nur den Unterschied, nicht aber die Gleichheit beider. Der Ausdruck Vater und Sohn aber bezeichnet die Gleichheit der Natur beider. Weil aber dieser Ausdruck doch noch immer einen zu großen Unterschied beider Personen zuläßt, so fügt er bei: der Vater und der Sohn sind Eins. Diese Gleichheit kann in der menschlichen Natur nicht mehr von Vater und Sohn ausgesagt werden. Vater und Sohn sind im menschlichen Verhältnisse durchaus nicht Eins, sondern in jeder Hinsicht zwei. Der Ausdruck Sohn und der Ausdruck Wort erklären und ergänzen sich gegenseitig, und geben, mit einander verglichen, erst das richtige Verständniß des Verhältnisses vom Vater und Sohn in Gott. Der Sohn ist in Gott selbst Gott, eine Person für sich, aber Eins dem Wesen nach mit dem Vater [1].

12. Nur Personen können sich lieben. Nur weil der Sohn eine andere Person ist, als der Vater, wird Er geliebt vom Vater, und liebt den Vater. Wo Liebe ist, da erst ist wahres Leben und wahre Seligkeit. Ewiges Leben ist nur bei ewiger Liebe, ewige Liebe nur, wo ewige Personen in innigster, unauflöslicher Einheit der Natur und des Willens vereint sind. Nehmt diese Sonne der Erkenntniß, daß das göttliche Leben zugleich ein freies, liebendes, in sich seliges, persönliches Leben ist, aus dem Leben, und Alles verschwindet in Dunkelheit. Keine Schöpfung, keine Erlösung, keine Freiheit anderer Wesen ist denkbar, wenn das höchste Wesen nicht frei ist. Die Liebe versinkt, und mit ihr auch die Erkenntniß in die schreckliche Nacht blinder Nothwendigkeit.

Diese Nacht umhüllte den menschlichen Geist vor der Offenbarung und Menschwerdung des Herrn, in diese Nacht müßte er wieder zurücksinken, könnte die große Wahrheit der göttlichen Offenbarung des Gottmenschen je wieder vergessen werden. Alle großen Gedanken der vorchristlichen Welt finden in dieser Offenbarung erst ihr Ziel und ihre Lösung. Sie rangen nach diesem Ziele und erreichten es nicht. Wie Kometen durch

---

[1] Vgl. I. 9 u. 10.

den Sternenraum, schweiften die irrenden Gedanken durch ihre Bahnen, ohne Inhalt und einheitlichen Mittelpunkt. Alle großen Gedanken der christlichen Zeit bewegen sich um diesen Mittelpunkt, und erhalten ihr Licht von demselben, wie Planeten von der Sonne.

Blicken wir zurück in die ersten bewegten Jahrhunderte des Christenthums, wie mächtig loderte der Streit gerade um diese Wahrheit! Die größten geistigen Anstrengungen waren auf die Erkenntniß und richtige Formulirung dieser höchsten Wahrheit gerichtet. Herrliche Zeit der Begeisterung, des Glaubensmuthes, der leuchtenden Geisteskraft, als Athanasius mit seinem Jahrhundert um den höchsten Gewinn des Geistes gerungen! O daß jene Kraft, jene Begeisterung, jenes auf das Höchste gerichtete geistige Streben auch unter uns fortleben oder wieder erwachen möchte! Daß auch wir mit dem Psalmisten sagen könnten: „Wunderbar sind deine Offenbarungen, darum forscht meine Seele nach ihnen, darum habe ich deine Gebote betrachtet Tag und Nacht, denn die Betrachtung deiner Worte gibt Erleuchtung und Einsicht den Geringsten.“ [1]

LVIII.

Text: „Da hoben die Juden Steine auf, um Ihn zu steinigen. Jesus aber sprach zu ihnen: Viele gute Werke habe ich vor euch gethan im Namen meines Vaters, was für eines dieser Werke ist es, weßhalb ihr mich steinigen wollt? Die Juden antworteten Ihm: Um eines guten Werkes willen wollen wir dich nicht steinigen, sondern wegen der Gotteslästerung, daß du, der du ein Mensch bist, dich selbst zu Gott machst. Jesus erwiederte ihnen: Steht nicht in eurem Gesetze geschrieben: Ich habe gesagt: Ihr seid Götter! Wenn nun die Schrift diejenigen Götter nennt, an die Gottes Wort ergangen ist, und die Schrift doch nicht verworfen werden kann; wie könnet ihr denn zu dem, welchen der Vater geheiligt hat, sagen: Du lästerst Gott, weil ich gesagt habe: Ich bin Gottes Sohn? Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht! Thue ich sie aber,

[1] Ps. 118, 129.

so glaubet, wenn ihr auch mir nicht glauben wollet, doch den Werken, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist, und ich in dem Vater bin.“ Joh. 10, 31—38.

Inhalt: Die Gott-Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der menschlichen Natur.

1. Nachdem Christus der Herr auf das ungestüme Drängen der Juden, ihnen endlich einmal zu sagen, ob Er der erwartete Messias sei oder nicht, mit Entschiedenheit erwiedert hatte: „Ich und der Vater sind Eins“, weiset Er nun die von den Juden erhobene Anklage der Gotteslästerung zurück. Durch beide Thatsachen wird aber die gleiche Wahrheit bestätigt. Die Anklage der Juden zeigt auf's Deutlichste und Bestimmteste, daß sie den einfachen Sinn der Worte Christi richtig aufgefaßt hatten, indem sie denselben die Bedeutung zuschrieben, daß Christus durch sie seine göttliche Natur habe verkünden wollen. Das Gleiche bestätigt aber auch die darauffolgende Hinweisung auf das Wort des Psalmisten. Christus nimmt sein Wort nicht zurück. Er besteht auf der Wahrheit und Richtigkeit seiner Aussage, Er weiset nur die Anschuldigung der Gotteslästerung, welche die Juden an seine Aussage knüpfen, zurück. Wir wissen also, wie diese seine Vertheidigung zu verstehen ist, wissen, daß Christus, wenn Er sich auf das Wort des Psalmisten: „ich habe gesagt, ihr seid Götter“ [1], beruft, damit nicht den Unterschied zwischen sich und den Menschen aufheben, daß Er seine göttliche Sendung und Natur nicht auf seine menschliche Natur gründen, und sein Recht, sich den Sohn Gottes zu nennen, nicht aus der Göttlichkeit der menschlichen Natur ableiten wollte. Die Worte Christi haben nicht den Sinn, welchen die moderne Weltweisheit so gerne in denselben finden möchte, daß alle Menschen göttlichen Ursprunges, gleichsam ewige Gedanken Gottes seien, die nur darum eine Zeit lang einen menschlichen und irdischen Leib angenommen, um außer Gott ein eigenes Leben zu führen, und dann, wenn es ihnen gefällt, wieder als selbstständig gewordene Geister zu Ihm zurückzukehren, und daß Christus von diesen gottentsprossenen Menschen nur dadurch sich auszeichnete, daß Er unter Tausenden und Millionen zuerst und allein die göttliche Natur und Abstammung der Menschen erkannt und gelehrt habe. Daß dieß nicht der Sinn der Worte Christi sein kann, geht aus den vorausgehenden Worten: „Ich

[1] Ps. 81, 6.

und der Vater sind Eins", deren einfache Bedeutung selbst den Juden nicht verborgen blieb, und besonders daraus hervor, daß Christus durch seine Vertheidigung gegen den Vorwurf der Gotteslästerung die Auslegung, Er habe sich in einem ausschließlichen Sinne als Sohn Gottes und wahrhaftigen Gott wirklich bezeichnen wollen, als die richtige anerkannte. Die moderne Auslegung ist an sich ebenso im Widerspruch mit der menschlichen Natur, wie mit dem Geiste der heil. Schrift, welche diese Lehre nur als die Stimme des bekannten Verführers des Menschengeschlechtes bezeichnet, der es zuerst versucht, die Menschen zu überreden: „Ihr werdet Gott gleich sein" [1].

2. Jede ernstliche Prüfung, die der Mensch mit sich selbst vornimmt, wird sicher etwas Anderes lehren, als die Bestätigung der Meinung, daß die Menschen göttliche Macht und Herrlichkeit in sich finden könnten. Wer hat je die eigene Schwäche und Hülflosigkeit empfunden, und trotzdem bei sich denken können, wir sind Götter? Und wer ist ausgenommen von dieser Empfindung der eigenen steten Hülfsbedürftigkeit und Schwäche? Was ist das neugeborne Kind, wenn ihm die Pflege fehlt? was der Kranke auf seinem Schmerzenlager? was der Sterbende auf dem Todbette? ein Gott oder ein schwaches, hülfsbedürftiges, elendes Wesen? Und wie weit wird diese natürliche Ohnmacht noch durch unsere sittliche Schwäche übertroffen? Wenn wir die Menschen sehen, wie wenig ihre Wünsche, Reden, Bestrebungen über das Alltägliche und Gemeine sich erheben, und wie bald sie nach jeder Erhebung wieder in die Niedrigkeit der irdischen Begierde zurücksinken, wenn wir dazu die ganze Schwäche des der sinnlichen Lust und der gemeinsten Begierde ganz unterliegenden Menschen beherzigen, und wenn wir erst die ganze Verkommenheit und Raserei der Leidenschaften, der Wuth, der Rachgier, der Mordlust betrachten, die den Menschen zum wilden Thiere, zum boshaften Dämon machen, werden wir dann auch noch geneigt sein, zu sagen und zu glauben, daß der Mensch göttlicher Natur und göttlichen Ursprunges ist?

3. Dennoch muß etwas Wahres daran sein, wenn die heil. Schrift sagt, und Christus sich ausdrücklich darauf beruft, daß geschrieben steht: „Ich habe gesagt, ihr seid Götter." Welchen Sinn haben diese Worte?

Einfach den Sinn, den die Worte genau und recht betrachtet ausdrücken. Es heißt nicht: Ihr seid Gott oder göttlich, sondern nur: ihr

[1] 1 Mos. 3, 5.

seid Götter. Das Wort kann in der Mehrzahl unmöglich von dem höchsten Wesen gebraucht werden. Der Höchste ist nur Einer. Wo also das Wort „Götter" gebraucht wird, da hat es einen uneigentlichen, von irgend einer göttlichen Eigenschaft auf andere Wesen übertragenen Sinn. Nicht die göttliche Wesenheit, sondern nur eine Eigenschaft Gottes, die in andern Wesen in beschränkter Weise sich wiederfindet, und diesen Wesen eine gewisse Gottähnlichkeit verleiht; nicht die Göttlichkeit, wohl aber die Gottähnlichkeit des Menschen kann mit diesen Worten gemeint sein.

4. Dieß geht auch aus dem Sinne der Stelle hervor, auf welche die Rede Christi sich bezieht. Die Worte, welche Christus gebraucht, sind genommen aus einem Psalm Assaphs. In diesem Psalme redet der Dichter die Richter und Könige an und spricht: „Gott steht in der Versammlung der Götter und richtet die Götter" [1]; dann ermahnt er diese von Gott mit ihrer Würde bekleideten Richter und Fürsten mit strengen Worten zur Gerechtigkeit, und schließt mit der Androhung des ihrer wartenden Gerichtes: „Ich habe gesagt, ihr seid Götter und Söhne des Höchsten — aber wie Menschen werdet ihr sterben, und wie Tyrannen untergehen" [2]. Also wie allen andern Menschen wird es auch euch ergehen, und wie diejenigen, die nicht Gott zur Herrschaft berufen, sondern welche sich selbst zu Fürsten aufgeworfen, werdet auch ihr untergehen. Hier ist also nicht von Solchen die Rede, welche von Natur aus Herren sind über Andere, sondern von Solchen, welche Gottes Auftrag und Beruf zu Herren über Andere gemacht, und die um dieser ihnen von Gott übertragenen Herrlichkeit willen Götter genannt werden.

5. In einem noch mehr erweiterten Sinne gebraucht Christus dasselbe Wort von allen Menschen, weil Allen durch Gottes Wille und Gnade eine gewisse Herrschaft und Herrlichkeit über die Natur anvertraut wurde. Der Natur gegenüber, welche durchaus unfrei ist, und blind den sie beherrschenden Gesetzen gehorchen muß, ist der mit Freiheit begabte Mensch ein freier Mann, ein Herr und Gebieter. Ihr gegenüber sind die Menschen ausgezeichnet durch höhere Begabung und Bestimmung, sind die Herrscher und Könige, sind die Götter derselben. Nicht von Natur aus, nicht durch eigene Machtvollkommenheit sind die Menschen Herren, sondern nur der Natur gegenüber. Sie haben jene Herrschaft, um derentwillen sie Götter genannt werden, von Gottes Gna-

[1] Ps. 81, 1. [2] Ps. 81, 7.

den empfangen. Statt eine Vermischung göttlicher und menschlicher Natur zu lehren, offenbaren uns die Worte Christi erst recht die wahre Natur des Menschen. Nur inwieferne das Wort Gottes an die Menschen ergeht, werden sie Herren und Götter genannt.

Gott spricht zu uns Menschen, und daß wir das Wort Gottes vernehmen können, das ist das Zeichen und Zeugniß unserer Herrlichkeit und Gottähnlichkeit, und wir werden um so mehr Ihm ähnlich, je gläubiger und vertrauensvoller wir dieses Wort ver- und in uns aufnehmen und lebendig werden lassen. Nicht zu den Gestirnen, nicht zu Bergen und Strömen, nicht zu Erde und Meer, nicht zu Pflanzen und Thieren spricht Gott, sondern an den Menschen allein richtet sich Gottes Wort. Warum an ihn allein? Weil der Mensch allein dadurch über die ganze Natur erhoben ist, daß er zu seiner Natur auch noch den freien Willen erhalten hat. Dadurch ist der Mensch ein Wesen für sich, unabhängig in seiner Entscheidung. In seinem Willen liegt seine Macht. Hierin ist er gottähnlich. Was er will, das will er, weil er es will. Mit seinem Willen ist er der Schöpfer einer eigenen Welt. Was er in sich aufnimmt von außen, das macht er zu dem Seinigen durch den Willen. Weil er etwas für sich will und ist, unterscheidet er sich als ein eigenes Wesen von allen übrigen Dingen, und kann sie mit sich und unter einander vergleichen, und nur in sofern er dieß kann und thut, erkennt er. Nach dem Maße seiner Erkenntniß vermag er dann die Dinge außer ihm sowie seine eigenen Kräfte zu seinen Absichten zu gebrauchen. Er kann hassen und lieben, nehmen und geben, gehorchen und herrschen durch den Willen.

6. In dieser Macht, Erkenntniß und Liebe des Willens beruht die geistige Dreieinigkeit, die Gottähnlichkeit des Menschen. Die Natur ist gegeben. Der Wille erhebt sich aber über die Natur, schafft sich in derselben ein neues und eigenes Leben. Durch den Willen wird der Mensch erst sein eigener Herr und Herr alles dessen, was er durch geistige Thätigkeit sich aneignet. Der Mensch ist der Vater und der Sohn seiner Thaten. Er will zuerst seine That, und wird darnach durch sie ein anderer Mensch als er zuvor war, nicht der Natur, aber dem Charakter nach. Indem er aber in dieser Umgestaltung seiner selbst ein Anderer wird, ist er sich bewußt, daß er doch zugleich derselbe geblieben ist, der er zuvor war. Die Einheit von Wille und natürlicher Anlage muß der Mensch durch eigene Thätigkeit sich erwerben. Die Dreieinheit seiner natürlichen Bestimmung kann auch in Disharmonie ausein-

anderfallen, eben weil sie vom Willen abhängig, der menschliche Wille aber eben so unvollkommen ist von Natur aus, wie diese Natur selbst. Der göttliche Wille kann nie von seiner göttlichen Natur abfallen, so wie er nie über diese Natur hinausstreben kann. Der menschliche Wille aber kann Höheres anstreben, als die Natur ihm gibt, und kann darum auch hinter dem Ziele zurückbleiben, zu dem die Natur ihn befähigt. Die Dreieinheit der menschlichen Natur, in welcher des Menschen Aehnlichkeit mit Gott besteht, bleibt zwar auch dann, wenn der Wille von seiner Bestimmung sich lossagen und das rein Willkürliche und sowohl der Natur der Dinge, als auch der höhern Bestimmung Widersprechende verlangt, oder seine eigene Freiheit verläugnet, um der blinden und unfreien Begierde zu gehorchen. Auch in diesem Falle wird des Menschen Leben umgewandelt und anders, und er bleibt dieser Neuerung und Aenderung sich bewußt. Dieses Bewußtsein aber ist ein qualvolles und peinigendes. Nur indem der Mensch der Offenbarung und dem Gebote des göttlichen Willens gehorcht, findet er seine wahre Bestimmung und die Vollendung seiner Natur in der Freiheit und des freien Willens in der Natur, eine selige Dreieinheit des Lebens.

7. Vom freien Willen hängt die Neugestaltung des innern Lebens, das Leben der Zukunft und die Seligkeit ab. Freier Wille und natürliche Begierde unterscheiden sich von einander, und sind einander durch ihre Natur entgegengesetzt. Keines von beiden ist gut und selig für sich, keines von beiden böse von Natur aus; aber die Neigung zum Bösen ist eingegangen in die Natur, und diese Neigung erzeugt die Sünde, sobald der Mensch sich ihrem Zuge überläßt. Wir können abweichen von unserer wahren Bestimmung, indem wir willkürlich nur unserm eigenen Stolz und Dünkel gehorchen, oder indem wir willenlos uns der sinnlichen Begierde überlassen. Beide sind entgegengesetzt in ihren Bestrebungen. Die natürliche Begierde hängt an der Gegenwart und am Genusse derselben, der Wille ist auf die Zukunft und das Unendliche gerichtet. Der Wille hat nie genug; will immer Anderes und Neues und ist in dem, was er will, unersättlich; und darum unglücklich und unselig, sobald er nicht auf das Einzig Unendliche, auf das wahrhaft göttliche Gesetz sich richtet. Der Wille macht uns unglücklich, indem er in dem Endlichen das Unendliche, die Begierde, indem sie statt des Unendlichen das Endliche sucht. Zwei Gesetze sind es, die im Menschen leben und herrschen wollen, wie der Apostel sagt: „Das

Fleisch gelüstet wider den Geist, und der Geist wider das Fleisch; beide widerstehen einander, so daß ihr nicht thut, was ihr wollt" [1].

Der Mensch ist ein Doppelwesen. Unfrei in seiner Natur, frei in seinem Willen, eine beschränkte Creatur, welche in vieler Hinsicht unbeschränkt über sich selbst entscheiden kann. Diese Doppelnatur des Menschen muß überall als Maßstab angelegt werden, sowohl in der Vergleichung des Menschen mit Gott, wie in dem Vergleiche mit der geschöpflichen Welt; in der Erkenntniß Gottes, wie unser selbst.

8. Alles, was wir von Natur aus an uns haben und sind, das ist und hat Gott nicht. Wenn wir Gottes Wesen irgend beschreiben wollen, müssen wir nicht nur von den natürlichen Bedingungen unseres Lebens absehen, sondern das Gegentheil derselben uns vorhalten. Das Wichtigste und Entscheidende in der Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge ist, daß wir die Aehnlichkeit stets nur im Willen und in der Freiheit suchen, Alles aber, was beschränkt und unfrei ist, von dem Gedanken des göttlichen Wesens ausschließen. Nicht in der zeitlichen Natur liegt die Aehnlichkeit des Menschen mit Gott, sondern in seinem Willen. Durch den Willen, den gläubigen, liebenden, Gott gehorchenden Willen allein können wir zur wahren, lebendigen Erkenntniß Gottes gelangen. Um Gott zu erkennen, ist es nicht genug, in die Vernunft und ihre vermeintliche Tiefe zu blicken. Die Vernunft weiß aus sich nichts von Gott zu sagen. Die Vernunft muß erst das Gebot und die Offenbarung kennen lernen, wenn sie etwas von Gott wissen will. Gott spricht nicht durch die Vernunft, wohl aber spricht Er zu der Vernunft durch die Offenbarung, und auch da nicht unmittelbar, sondern nur durch das an den Willen gerichtete Gebot. Die erste Offenbarung Gottes an die Menschen richtete sich an den Willen. „Du sollst nicht essen vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen!" [2] Der Mensch sollte gehorchen, durch den Gehorsam, den Sinn und Geist des göttlichen Gebotes, und dadurch Gottes Liebe und Sorgfalt kennen lernen. Der Geist des Gehorsams soll und muß zuerst in uns regieren, wenn der Geist Gottes dem Geiste des Menschen verständlich werden, wenn Gottes Wort in uns geboren und wir in Gottes Geist aus Gottes Wort zur Seligkeit wiedergeboren werden sollen.

9. Wie aber alle Erkenntniß Gottes auf dem Gehorsam gegen Gottes Gebot und den geoffenbarten Willen Gottes beruht, so beruht

---

[1] Gal. 5, 17. [2] 1 Mos. 2, 17.

auch alles Gott wohlgefällige Leben, alle rechte Verwendung und Beseligung des irdischen Lebens auf diesem Willen und Gehorsam gegen Gottes Gebot. Diesem Gehorsam kann aber die menschliche Natur in zweifacher Weise entgegenstreben, indem der Mensch einerseits in blinder Nachgiebigkeit gegen die Begehrlichkeit seiner Natur alle Selbstständigkeit des Willens aufgibt, andererseits im eigensinnigen Festhalten an seiner beschränkten Willkür die wahre Freiheit und Besonnenheit des Willens, der ein höheres Ziel erreichen muß, wenn er wahre Zufriedenheit finden will, verläugnet.

Schon das Kind begehrt oft etwas, nicht weil es dasselbe kennt, weil es ihm angenehm ist, weil es die Sinne reizt, nein, bloß weil es will; es zappelt, schreit, wird heftig bis zur Wuth, bloß weil man ihm nicht gibt, was es will. Das ist der verstandlose, sich selbst überlassene, eigensinnige Wille, der nie ganz ausstirbt im Menschen, aber überwunden werden kann und muß, wenn der Mensch nicht alle Gesetze Gottes und der eigenen Natur verletzen, und dadurch sich selbst am meisten schaden, wenn er nicht zeitlich und ewig unselig werden soll.

Diesem eigenwilligen Streben, dieser falschen Selbstständigkeit entgegen ist ein anderes Verhalten, wenn der Mensch sich jedem äußern Einfluß, jedem blinden Triebe des Begehrens und Gelüstens unfreiwillig hingibt, und dadurch gänzlich machtlos und unselbstständig wird, bis er in schmählicher Knechtschaft der Lust und Leidenschaft untergeht. Auch er ist verloren und unselig, weil er den Beruf zur Freiheit und Herrlichkeit nicht vergessen kann, und doch nicht die Kraft hat, ihn zu erfüllen. Beide so entgegengesetzte Wege machen den Menschen unglücklich, müssen ihm die Knechtschaft eines ungebändigten oder ungezogenen Willens ewig fühlbar machen, und müssen dieß um so mehr, wenn sie, wie dieß eben immer geschieht, in ihrer bösen Neigung zusammenwirken. Wie von Zohak, dem tyrannischen König von Iran, die Sage geht, daß zwei Schlangen aus seinen Schultern gewachsen, die täglich ein Menschenleben zum Opfer verlangten, so wachsen Eigenwille und willenlose Begierlichkeit in dem Menschen, und fordern sein Leben zum Opfer.

10. Gegen diese Macht der zweifachen verkehrten Neigung des Willens und der Natur gibt es nur Eine Hülfe. Diese ist, daß der Mensch sich mit freiem Willen dem göttlichen Gebot in die Arme wirft. Diesem gehorchend wird er frei. Dieses Gebot ist aus der freien Liebe Gottes gekommen, ihm lebend lebt der Mensch der Freiheit. Gehorchend lernt er sich und die Natur beherrschen. Gott, der Schöpfer der Natur,

weiß zuvor, was dem Menschen nützt und schadet. Sein Gebot will ihn zum Herrn der Natur erheben. Nur indem wir dem Herrn und Schöpfer der Natur gehorchen, können wir die Herrschaft über dieselbe gewinnen. Im Gehorsam gegen Gott wird der Wille vergöttlicht, wird in Uebereinstimmung mit dem Geiste die Wunder des Geistes wirken. Aber schon ehe wir ganz in jenes Wunderreich der Herrlichkeit des seligen gottgeeinigten Lebens eingehen, können wir einen Theil jener Herrschaft in unser gegenwärtiges Leben dadurch eintragen, daß wir auf diese Herrschaft freiwillig verzichten. Dieses Verzichten erscheint als Unfreiheit, und ist doch die höchste irdische Freiheit. Nur durch die Freiheit können wir auf diese Herrschaft verzichten, und gewinnen sie also eben dadurch, daß wir sie von uns ablehnen. Indem wir uns selber kennen und beherrschen lernen, haben wir uns durch diese Erkenntniß über die Natur erhoben, und sind frei von ihr im Geiste und Willen. Wir gebrauchen auch ihr widerspenstiges Verhalten zum Zwecke unserer Heiligung und wenden sie auch, während sie nicht will, zu unserm Willen an. Sie mag wollen oder nicht, sie muß uns gehorchen, wenn wir das Göttliche wollen, weil wir an ihrem Widerstande nur um so besser unsere Demuth, unsern Gehorsam, unsere freie Liebe erproben können. Ihr Widerstand und Ungehorsam gegen unsere Wünsche dient uns selbst dazu, unsere Willenskraft zu stärken. Indem sie dem Wunsche widerstrebt, dient sie dem Willen. Auch Leiden und Entbehrungen, Nothwendigkeit und Zufall, Alles dient dem auf das Höchste gerichteten Willen.

Im Willen ruht unsere Gottähnlichkeit und die Vollendung des Lebens. Nicht in der Nachgiebigkeit gegen die Natur, nicht in den Gesetzen der Vernunft, sondern im Willen wird die Natur neugeboren zu einem Leben der Freiheit und Liebe. Der Wille aber wird wiedergeboren im gläubigen Gehorsam und hoffnungsfroher Liebe zur Freiheit und Seligkeit des göttlichen Lebens. Wenn es erhebend klingt, das Wort des Psalmisten zu hören: ihr seid Götter! obwohl damit nur die Berufung und Befähigung des Menschen zu einem seligen göttlichen Leben ausgesprochen ist, um wie viel erhebender und beseligender sind die Worte Christi an seine Jünger: „Ich nenne euch nun nicht mehr Diener, sondern Freunde nenne ich euch, weil ich Alles, was ich von meinem Vater gehört, euch kund gethan habe" [1]; um wie viel beseligender wird erst

---

[1] Joh. 15, 15.

jenes Wort des Heilandes ertönen, das am Ende aller Tage denjenigen, die sich seiner Freundschaft würdig erwiesen, vernehmlich sein wird: „Kommet, ihr Gesegnete meines Vaters, nehmt das Reich in Besitz, das für euch bereitet wurde von Anfang der Welt" [1].

LIX.

Text: „Ein gewisser Lazarus von Bethanien, einem Flecken, wo Maria und ihre Schwester Martha wohnten, war krank. Seine Schwestern sandten nun zu Jesus und ließen Ihm sagen: Herr, sieh, den du lieb hast, der ist krank. Als Jesus dieß hörte, sprach Er zu ihnen: Diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, damit der Sohn Gottes dadurch verherrlicht werde. Obgleich nun Jesus Martha und ihre Schwester Maria und den Lazarus lieb hatte, so blieb Er doch, als Er von seiner Krankheit hörte, noch zwei Tage an dem Orte, wo Er war. Hernach erst sprach Er zu seinen Jüngern: Lasset uns wieder nach Judäa gehen. Die Jünger sprachen zu Ihm: Rabbi! erst neulich wollten dich die Juden steinigen, und doch willst du wieder dahin gehen? Jesus erwiederte: Hat der Tag nicht zwölf Stunden? wer am Tage wandelt, der stößt nicht an, denn er sieht das Licht dieser Welt; wer aber des Nachts wandelt, der stößt sich, weil kein Licht in ihm ist. Nachdem Er dieß gesagt, sprach Er zu ihnen: Lazarus, unser Freund, schläft; aber ich gehe hin, daß ich ihn aufwecke. Da sagten seine Jünger: Herr, wenn er schläft, so wird es besser mit ihm. Jesus hatte dieß von seinem Tode gesprochen; sie aber meinten, Er rede vom gewöhnlichen Schlafe. Darauf also sagte ihnen Jesus gerade heraus: Lazarus ist gestorben; und ich bin froh, daß ich nicht dort war, um euretwillen, damit ihr glaubet. Nun aber lasset uns zu ihm gehen. Da sprach Thomas, Didymus zugenannt,

---

[1] Matth. 25, 34.

zu den Mitjüngern: Lasset uns auch mitgehen, daß wir mit ihm sterben.“ Joh. 11, 1—16.

Inhalt: Ueber die Einheit zweier Naturen in Christus.

1. Unter allen Evangelien ist das des hl. Johannes am reichsten an tiefsinnigen Erörterungen der Geheimnisse göttlicher Offenbarung. Dabei ist es aber doch zugleich in der Darstellung der äußern Begebenheiten so lebendig und ergreifend, daß es auf uns mehr als jedes andere den Eindruck macht, nur ein Augenzeuge der erzählten Begebenheiten könne dieselben geschrieben haben. Nur wer selbst mit dabei war, wer im Geiste lebendigen Antheil an den Ereignissen genommen, und wer zugleich Meister des Wortes ist, kann so erzählen, wie Johannes. Unter allen Schilderungen unsers Evangelisten ist aber wieder die Erzählung von der Erweckung des Lazarus eine der zartesten, sinnigsten und lebendigsten. Offenbar hat Johannes dieselbe mit Vorliebe ausgeführt. Scene für Scene entrollt sich mit solcher Lebendigkeit und Lebenswahrheit vor unsern Augen, daß wir uns gleichsam mitten in die Begebenheit hinein versetzt sehen, daß wir selbst mit theilnehmen, alles so sehen, hören, empfinden, als wenn es sich unmittelbar vor unsern leiblichen Augen begeben hätte.

2. Wir stehen am Krankenbette, sehen die Sorge der beiden Schwestern, hören sie flüstern, belauschen den Flug ihrer Gedanken, der sich wegwendet vom Krankenbette zu dem abwesenden Helfer, von dem sie wissen, daß Er helfen kann, von dem sie so sicher hoffen, daß Er gewiß helfen werde, da sie ja wissen, wie sehr er den kranken Bruder lieb hat. Und siehe da, Er hilft dennoch nicht. Der Bote kommt, Er hört ihn an, aber Er geht nicht hinab nach Bethanien, sendet den Boten mit allgemeinen Trostworten zurück, und bleibt, wo Er ist. Unbegreifliches Verweilen! Wie sollen die Schwestern dieß verstehen? Auch die Jünger begreifen es nicht, und was ihnen Christus auch darüber sagen mag, warum Er so und nicht anders gehandelt, sie begreifen es eben doch nicht ganz. Endlich geht Er, nachdem es bereits zu spät zu sein scheint, doch noch hinauf nach Bethanien. So wie Er den Ort betritt, eilt Martha, die stets eilfertige und bewegliche, augenblicklich, sobald sie von seiner Ankunft Kunde erhält, Ihm entgegen und wirft sich Ihm zu Füßen. Ihre Schwester aber bleibt. Warum bleibt diese ruhig? liebt sie ihren Bruder weniger? hat sie weniger Vertrauen zu Christus, als

ihre Schwester? warum geht sie also nicht gleich, und warum erst dann, als ihre Schwester ihr sagt: der Herr ruft dich? Dieß Benehmen der Maria allein wäre einer eigenen Betrachtung werth. Aber das ist die Schönheit der johanneischen Erzählungen, daß sie bei aller Einfachheit so viel zu denken übrig lassen. Jeder Zug ist bedeutungsvoll. Auch die Theilnahme der Pharisäer an diesem Orte ist merkwürdig. Am meisten aber gibt uns die auffallende Rührung Christi zu denken, diese Rührung, die so mächtig ist, daß Er, der Erlöser der Welt, mit den schwachen Sterblichen weint. Er, der Sohn Gottes, gibt sich ganz dem menschlichen Mitgefühle hin, und weint mit den Weinenden, und es war ja doch sein Wille gewesen, daß es bis dahin kommen sollte, und Er weiß ja auch jetzt noch, was Er thun will, weiß, daß der Todte auf sein Wort hin wieder zum Leben erwachen wird.

3. Welch eine Fluth von Empfindungen und Gedanken bricht wie eine überreich dem Boden entströmende Quelle aus dieser Erzählung hervor! Ohne daß wir auch nur einen der eingestreuten Lehrsätze von Leben und Auferstehung im Besondern betrachten, finden wir an den Personen, an ihrer verschiedenen Handlungsweise, an der Folgenreihe der einzelnen Scenen schon einen unerschöpflichen Stoff von Betrachtungen, finden unendlich Vieles in der Aufeinanderfolge, was uns die Worte im Einzelnen gar nicht sagen, sehen in diesem Zusammenhange und in der Folgenreihe der Thatsachen die leuchtenden Punkte, durch die das Einzelne verständlich wird, und können aus diesen Flämmchen ersehen, welche Schätze in der Tiefe verborgen sind.

Schwer ist es, in diesem Reichthum auszuwählen. Was wird am lehrreichsten und wichtigsten für uns sein? Wollen wir das Verhalten der Jünger, oder das der beiden Schwestern, oder das der Juden zum Gegenstande unserer Betrachtung machen? Kein Zweifel, daß jeder dieser Gegenstände eine tiefe Einsicht in die geistigen Bedürfnisse, Schwächen und Kräfte der menschlichen Natur, wie in den Reichthum göttlichen Erbarmens uns gewähren würde.

4. Vor Allem aber liegt uns ob, den Zusammenhang zu betrachten, in welche der Evangelist selbst die Erzählung von der Auferweckung des Lazarus mit den übrigen Begebenheiten seiner Erzählung gebracht hat. Warum stellt Johannes diese Erzählung mit dem Gleichniß vom guten Hirten und der Erklärung Christi: Ich bin Gottes Sohn, zusammen? Warum legt er ein so großes Gewicht auf die in dieser Begebenheit so deutlich sich offenbarende göttliche Macht Christi? Warum

erzählt er uns gerade hier ein Wunder, welches durchaus jede andere Deutung, als daß es ein Werk göttlicher Macht ist, von sich ausschließt? Offenbar darum, um den Beweis zu liefern, wie sehr die Werke Christi seine göttliche Sendung und Macht beglaubigten. Merkwürdiger Weise hat aber Johannes gerade mit diesem augenfälligen Beweise der Gottheit Christi auch das untrügliche Kennzeichen der menschlichen Natur verbunden, und uns mit dem Zeugniß seiner göttlichen Macht zugleich die Zeugen seiner rein menschlichen Rührung, seine Thränen um Lazarus vor Augen gestellt.

5. Wenn irgendwo in der Erzählung des Evangelisten, so tritt uns hier die gottmenschliche Natur Christi am deutlichsten vor Augen. Wir sehen Ihn als den mächtigen Gebieter über Leben und Tod, in der Herrlichkeit seiner göttlichen Macht, als Erwecker eines Todten, der schon so lange im Grabe liegt, daß der Leib bereits in Fäulniß übergegangen, sehen Ihn aber auch in menschlicher Rührung bewegt und weinend. Vor diesen beiden an sich so verschiedenen, und doch in Hinsicht auf die große Erlösungsthat gleich merkwürdigen Ereignissen aber sehen wir den Heiland in einer eigenthümlichen wechselnden Stimmung. Wir sehen, wie gerne Er den kranken Lazarus gesund machen möchte, und wie Er es gleichsam ängstlich vermeidet, nach Bethanien zu gehen, um den Bitten der Schwestern zu entgehen. Darin zeigt sich sein menschliches Mitgefühl, das sich später in den hervorbrechenden Thränen so lebendig und unzweideutig ausgesprochen. Zugleich mit dieser natürlichen menschlichen Empfindung zeigt sich aber auch die höhere göttliche Absicht, welche der Krankheit ihren natürlichen Verlauf läßt, damit die übernatürliche Wunderkraft nachher um so unzweideutiger sich offenbaren kann. Diesem göttlichen Willen in Christus muß die menschliche Neigung und der menschliche Wille weichen.

6. Es offenbart sich somit in dieser Begebenheit ein doppelter Wille in Christus, ein göttlicher und ein menschlicher, die beide hier ganz verschiedene Interessen haben, und von denen der eine dem andern sich vollkommen unterordnet, ohne darum aufzuhören, im Gefühle zu leben und in der Empfindung sich geltend zu machen. Daß aber ein doppelter Wille in Einer Person sich geltend machen könne, scheint ein Widerspruch, ist es aber nicht, wie uns die eigene Natur zeigt, in welcher gleichfalls zwei verschiedene Gesetze sich offenbaren, das Gesetz der sinnlichen Triebe und das Gesetz der Freiheit des Willens, welche beide sich widerstreiten, die aber auch einander sich unterordnen können.

7. In der Unterordnung des niedern Begehrens unter das höhere Wollen, und des eigenen Willen unter den göttlichen beruht die wahre Kraft des sittlichen Lebens. Daß wir unsern Willen als einen eigenen immer empfinden, und doch einem höhern Gesetze gehorchen können, das ist das Zeugniß unserer Freiheit. Nicht verlieren soll der Mensch seine Selbstständigkeit im Gehorsam, sondern sie bewahren, dann ist sein Gehorsam ein freier, ein verdienstlicher, ein beseligender. Gott soll in uns regieren, aber nicht so, daß wir uns selbst, unser Wünschen und die Neigungen unseres Herzens nicht mehr empfinden. So würde ja Gott allein wirken, und unsere Mitwirkung fehlen. Wo der Schmerz der Entsagung nicht empfunden wird, da ist auch kein Opfer, keine Freiheit und keine Beseligung. Beseligung ist nur, wo eigene Empfindung ist. Nur wer den Schmerz des Opfers empfindet, empfindet auch die Freude der Seligkeit. Ein gänzliches Aufgeben des menschlichen Denkens, Wollens und Empfindens wird nicht von uns gefordert, sondern ein Unterordnen desselben unter den höhern Willen, der es besser weiß, als wir, was zur Beseligung unseres Herzens dient, oder demselben ewiges Verderben bringt. Das große, allumfassende christliche Sittengesetz, welches uns der Evangelist in dieser Erzählung vor Augen hält, hängt mit der großen, umfassenden dogmatischen Glaubenslehre, daß in Christus zwei Naturen, und somit auch zwei Willen in Einer Person vereinigt sind, auf's Innigste zusammen. Glaubens- und Sittenlehre bedingen sich überhaupt und jederzeit wesentlich und nothwendig. Eines erklärt das Andere.

8. Die Thatsache der Erlösung des Menschengeschlechtes beruht aber darauf, daß Christus Gott und Mensch zugleich ist, daß Er, der Sohn Gottes, die ganze menschliche Natur mit Leib, Seele und Geist angenommen. Es ist irrthümlich, zu glauben, der Sohn Gottes habe nur den menschlichen Leib mit der demselben innewohnenden thierischen Seele angenommen, an die Stelle der vernünftigen menschlichen Seele oder des Geistes aber sei der Logos getreten. Wenn das der Fall gewesen wäre, hätte das Wort Gottes entweder die Gesetze der menschlichen Leiblichkeit vollständig aufheben oder sich denselben ganz unterziehen müssen. Wird das Wort Gottes als der vernünftige Wille des Gottmenschen gedacht, so fehlt der freie menschliche Wille, und die menschliche Natur ist in Christus nur zum Theil mit dem Logos verbunden, so daß sie aufhört, für sich frei und vernünftig denken und wollen zu können. Wird das Wort Gottes aber als ein Theil der menschlichen Natur

Christi betrachtet, so haben wir in Christus nicht den Gottmenschen, sondern nur einen einzelnen Menschen, dessen besondere und einzelne vernünftige Seele zwar von höherer Abstammung, als die Seelen anderer Menschen, aber doch wie diese ein Geist in einem menschlichen Körper eingeschlossen und den Schranken des menschlichen Wollens ganz unterworfen ist. Ist nur Ein Wille in Christus, so ist dieser der göttlichen oder der menschlichen Natur angehörig. Gehört er zur menschlichen Natur, so fehlt die Göttlichkeit in der Person des Gottmenschen, gehört er zur göttlichen Natur, so ist Christus nicht recht und vollkommen Mensch gewesen, sondern die menschliche Gestalt an Ihm war nur eine vorübergehende Erscheinung, um einige menschlich scheinende Handlungen zu vollbringen, und hernach diesen Leib als unnützes Stück wieder wegzuwerfen, nicht aber, um die erlöste Menschennatur zur ewigen Herrlichkeit emporzuheben. Nicht einen Theil der Menschennatur hat das Wort Gottes angenommen, wenn es die ganze Natur erlösen wollte, sondern die ganze menschliche Natur, damit die Erlösung selbst nicht ein bloßes Stückwerk sei.

Noch weniger zulässig ist es, zu sagen, Christus habe nur einen Scheinleib angenommen, um in diesem zu den Menschen zu reden, und ihnen die höhere Wahrheit zu verkünden. Wo bleibt die höhere Wahrheit, wenn die große That der Menschwerdung und Erlösung selbst nur Schein ist und keine Wahrheit? Welchen Werth haben dann noch die einzelnen Lehren, Ermahnungen und biblischen Erzählungen, wenn ihnen ihr höchster Inhalt fehlt? Nicht um einzelne Lehrsätze zu verkünden, bedurfte es der Menschwerdung und des Opfertodes, aus der That folgen die Lehrsätze von selbst. „Um dieser Stunde willen bin ich in die Welt gekommen" [1] spricht der Herr. Die Menschwerdung und der Opfertod sind die göttlichen Thaten Christi. Um ihretwillen ist Er gekommen, an ihnen hängen Lehre, Sacramente und Sittengesetz.

9. Die Erlösung ist aber nur dann das, was sie ist, die Wunderthat göttlicher Liebe und die Befreiung des Menschengeschlechtes von der Knechtschaft der Sünde, wenn der Erlöser Gott und Mensch zugleich ist. Ist Er nicht vollkommen Mensch, so kann Er nicht leiden, nicht sterben, nicht das Opfer darbringen; ist Er nicht Gott, so ist nichts für die Menschheit geschehen, was sie zum Glauben an eine göttliche Erbarmung und Liebe berechtigt. Damit Er die Menschheit erlösen konnte, mußte

---

[1] Joh. 12, 27.

Er beides sein, Gott und Mensch, mußte die beiden Naturen, die göttliche und menschliche, in Einer Person vereinigen.

Der Eine Christus ist beides, wahrer Gott und wahrer Mensch, aber Er ist beides in Einer Person. Es sind nicht etwa zwei Personen in Christus, weil ein doppelter Wille in Ihm ist, so daß die göttliche Person nur vorübergehend, gleichsam zur Miethe in einer menschlichen Person gewohnt hätte, denn dann wäre keine vollkommene Einigung der Naturen, keine wahre Menschwerdung, keine wahre Erlösung. Die ganze Verbindung wäre eine ebenso äußerliche wie zwecklose. Wir müßten dann an die Verbindung zweier Personen, nicht aber zweier Naturen in Einer Person glauben. Diese zwei Personen aber wären wieder nicht wahrhaft Eins, weil jede ihre eigene Natur behalten müßte. Aber sie könnten ja Eins sein in Einer Natur. Eine solche Einheit aber ist undenkbar, denn sie müßten Eins sein in göttlicher oder in menschlicher Natur, und wir haben dann einen Menschen vor uns, der nicht Gott ist, oder einen Gott, der nicht Mensch geworden ist, aber nicht den Gottmenschen, den menschgewordenen göttlichen Erlöser des Menschengeschlechtes. In Christus sind nicht zwei Personen in Einer Natur, sondern zwei Naturen in Einer Person geeinigt. Das ist der Inhalt unseres Glaubens.

Auf diesem Glauben beruht all' unsere Hoffnung, aus diesem Glauben strömt Licht über alle Geheimnisse des menschlichen Lebens und der göttlichen Offenbarung, in diesem Glauben allein ist jene volle allumfassende Wahrheit, die alle Proben besteht, alle Tiefen des Geistes erhellt, alle Sehnsucht des Gemüthes erfüllt, alle Kräfte des freien Willens beseligt. In diesem und für diesen Glauben allein lohnt es sich zu leben und zu sterben, in ihm allein ist es möglich, wahre Seligkeit zu finden.

LX.

Text: „Da nun Jesus ankam, fand Er, daß er schon vier Tage im Grabe liege. Bethanien war nahe bei Jerusalem, ungefähr fünfzehn Stadien weit. Daher waren viele Juden zu Martha und Maria gekommen, um sie über ihren Bruder zu trösten. Als nun Martha hörte, daß Jesus käme, eilte sie Ihm entgegen; Maria aber blieb zu Hause sitzen. Da sprach Martha

zu Jesus: Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben. Aber ich weiß auch jetzt noch, was du immer von Gott bittest, das wird dir Gott geben. Jesus spricht zu ihr: Dein Bruder wird auferstehen. Martha erwiederte Ihm: Ich weiß wohl, daß er auferstehen wird, in der Auferstehung am jüngsten Tage. Jesus spricht zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er gleich stirbt. Und jeder, der da lebt, und an mich glaubt, wird nimmermehr sterben. Glaubst du das? Sie sagte zu Ihm: Ja, Herr, ich glaube, du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der in die Welt gekommen ist. Und da sie dieß gesagt hatte, ging sie hin, rief ihre Schwester Maria, und sagte ihr heimlich: der Meister ist da, und läßt dich rufen. Als Maria dieß hörte, stand sie eilends auf und kam zu Ihm. Denn Jesus war noch nicht in den Flecken gekommen, sondern war noch an dem Orte, wo Ihm Martha entgegen gekommen war. Da die Juden, welche bei Maria im Hause waren und sie trösteten, sahen, daß sie eilends aufstand und hinaus ging, folgten sie ihr und sprachen: Sie geht zum Grabe, um da zu weinen. Als nun Maria dahin kam, wo Jesus war, und Ihn sah, fiel sie Ihm zu Füßen und sprach zu Ihm: Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben." Joh. 11, 17—32.

Inhalt: Die vom Glauben an Christus verbürgte Unsterblichkeit der Seele.

1. Unter allen Erzählungen des johanneischen Evangeliums zeichnet sich die von der Auferweckung des Lazarus durch besondere Lebhaftigkeit und dramatische Bewegung aus. Die verschiedenen Arten von Menschen, mit denen sich das Evangelium sonst im Einzelnen beschäftigt, sind hier zu einer einzigen Handlung vereinigt, und alle sind mit gleicher Sicherheit und Feinheit gezeichnet. Ebenso ist das Verhältniß Christi zu seinen Jüngern nirgends so anschaulich auseinandergesetzt, als in dieser Erzählung. Wir sehen den Umgang Christi mit den Jüngern in seiner ganzen Vertraulichkeit, im innigsten Austausch der Gefühle, Gedanken und Absichten. Der Herr offenbart ihnen, was geschieht und

geschehen wird, läßt sich ganz zu ihren Vorstellungen herab, und steht nicht an, ihnen auch die höhere Absicht anzuvertrauen, die Er mit seinem Fernebleiben von dem Sterbenden erfüllt sehen wollte. Nirgends sind ferner die Jünger des Herrn in ihrer ganzen treuherzigen Einfachheit und Ergebenheit so anziehend geschildert wie hier. Selbst die Juden, die wir sonst nur mit wenigen Ausnahmen in ihrem eigensinnigen Widerspruche gegen jede Umgestaltung ihrer religiösen Gewohnheiten, also mit ausschließlich jüdischer Gesinnung auftreten sehen, zeigen sich hier von ihrer freundlichen, allgemein menschlichen Gefühlsseite als theilnehmende Freunde der beiden betrübten Frauen. Was diese selbst betrifft, wie edel und zart ist die Zeichnung der Charaktere, wie fein und tief psychologisch der Unterschied ihres Verhaltens! Als Jesus, der während der Krankheit des Bruders so sehnlich erwartete Helfer, endlich, nachdem es menschlichem Dafürhalten nach zu spät war, dennoch kommt, bleibt Maria, die innerlich aufmerksame Seele, im Hause zurück, Martha aber, die lebhafte, stets dem ersten und äußern Eindruck sich hingebende Martha, eilt fort und dem längst Erwarteten entgegen. Sie denkt nicht an den Eindruck ihres Kommens, sie denkt nur an sich, oder vielmehr sie denkt auch nicht an sich, sondern läßt sich ohne weiteres Nachdenken von ihrem Gefühle beherrschen. Sie muß dem, was sie bewegt, Ausdruck geben, muß das, was sie bisher immer gedacht und im Herzen ausgesprochen, auch in Worten ausdrücken: „Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben", ruft sie aus, sobald sie den Heiland erblickt. Aber als sie es gesagt, fühlt sie augenblicklich, daß in diesen Worten ein verhüllter Vorwurf gegen den Herrn liege, und, gleichsam um das rasche Wort wieder gut zu machen, fügt sie eilig hinzu: „aber ich weiß auch jetzt noch, was du immer von Gott bittest, das wird dir Gott geben." Recht durchdrungen aber von der ganzen Wahrheit dieser Worte ist sie dennoch nicht; denn als ihr Christus sagt: „Dein Bruder wird auferstehen", denkt sie gar nicht daran, daß Christus damit auf die besondere Erweckung ihres Bruders hindeuten wolle, sondern bezieht das Wort des Herrn nur auf den Glauben an die Auferstehung der Todten im Allgemeinen.

Maria aber, die wohl dasselbe fühlt, und denkt, wie ihre Schwester, bleibt im Hause, um durch ihr Entgegenkommen nicht im Herzen des geliebten Herrn und Meisters die Klage um den Bruder, welchen Er ja auch geliebt, zu wecken, um nicht den Schein eines Vorwurfes über sein unerklärliches Wegbleiben aufkommen zu lassen, es ganz dem Herrn

überlassend, wie Er selbst die Sache einleiten und zu Ende führen werde.

2. Mitten in dieser Aufregung der Gemüther, welche selbst die von Jerusalem kommenden Juden so sehr ergriffen hat, daß sie mit den Schwestern weinen, an welcher der Heiland sogar so innigen Antheil nimmt, daß er mitten unter der Menge der Ihn beobachtenden Juden seinen Thränen nicht mehr gebietet, wird nun das große Wort der Auferstehung ausgesprochen. Gewiß ein Zeitpunkt, an dem diese Wahrheit die höchste Empfänglichkeit des Gemüthes finden mußte. Daß der Evangelist diese Gelegenheit ergreift, um eine so tiefgreifende Lehre recht eindringlich hinzustellen, ist eben nur wieder ein Beweis dafür, wie sehr er das menschliche Herz kennt. Gewiß hat er diese ergreifende Darstellung an dieser Stelle eingefügt, um vor der Passionsgeschichte die Lehre der Auferstehung auf die wirksamste Weise zu verkünden. Derjenige, welcher Andere vom Tode wieder zum Leben erwecken kann, ist auch mächtig, selbst wieder vom Tode zum Leben zu erstehen, und wer selbst vom Tode wieder auferstanden, der allein ist in Wahrheit „die Auferstehung und das Leben". Nur im Glauben an Christus sind wir darum der Unsterblichkeit und Auferstehung gewiß.

3. Der Glaube an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, die Ueberzeugung von der persönlichen Fortdauer des Menschen nach dem Tode, ist eine Lebensfrage des menschlichen Bewußtseins. Jeder Einzelne hat für sich keine wichtigere Frage als die um die persönliche Unsterblichkeit. Je nachdem diese Frage entschieden wird, gestaltet sich die ganze Bedeutung und das Ziel des irdischen Strebens im tiefsten Grunde verschieden. So wie wir einmal persönliches, selbstbewußtes Leben empfangen haben, ist es uns undenkbar, daß dieses Leben jemals wieder zerstört werden könne. Unser ganzes Bewußtsein sträubt sich vor dem Gedanken einer gänzlichen Vernichtung. Der natürliche Widerwille der Seele, das Leben, welches sie mit Bewußtsein besitzt und beherrscht, durch fremde Gewalt sich wieder entrissen, die Macht, die sie nicht freiwillig aufgeben will, mit Gewalt vernichtet zu sehen, wird noch gesteigert durch die persönliche, schmerzliche Empfindung bei dem Gedanken, daß wir diejenigen, denen unser Herz seine Neigung und Liebe zugewendet hat, durch den Tod für immer und ohne alle Hoffnung auf Wiedersehen verlieren sollen. So lange wir denken und fühlen, lebt auch die Hoffnung des Wiedersehens. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist aber nicht bloß das tröstlichste und erhabenste Gefühl des persön-

lichen selbstbewußten Geistes, sondern eine unabweisbare Voraussetzung der sittlichen Weltordnung. Ohne diesen Glauben unterscheidet sich der Mensch nicht wesentlich von dem Thiere. In allen seinen socialen, wissenschaftlichen und künstlerischen Produkten gibt er Zeugniß dafür, daß er von einem freien selbstständigen Bewußtsein geleitet wird, und nicht von dem thierischen Triebe allein. Alle Einrichtungen des menschlichen Lebens sind von einer andern Kraft als dem rein unfreien Naturtriebe diktirt. Absicht und Zweck herrscht in allen wesentlich menschlichen Handlungen. Wo aber ein Zweck, ein auf die Zukunft gerichtetes Absehen herrscht, da ist dem von einem solchen Streben beseelten Wesen auch die Zukunft nicht mehr gleichgültig, ist vielmehr das Wichtigste für dasselbe, weil sie allein über die Gestaltung des zeitlichen Lebens entscheidet.

4. So wichtig es aber für den Menschen ist, zu wissen, daß er eine überzeitliche Zukunft habe, so wenig ist er im Stande, den Vorhang zu heben, der ihm dieselbe verhüllt. Selbst in Hinsicht auf die allgemeinste Gestalt derselben, die Fortdauer der Seele nach dem Tode, hat er von Natur aus keine Gewißheit. Zwar lebt in allen Menschen der Wunsch, unsterblich zu sein; sie können sich das Leben ohne solche Wesen, welche persönlich höher gestellt sind, und denen eine gewisse Unsterblichkeit zukommt, gar nicht denken, können selbst da, wo ein ausgebildetes Religionswesen diesem Glauben nicht entgegen kommt, sondern ihm sogar feindlich sich entgegenstellt, wie in Indien und insbesondere beim Buddhaismus, dieses Glaubens sich nicht ganz erwehren; aber sie können ihn auch nicht zur vollständigen Gewißheit und allgemeinen Ueberzeugung erheben. Immer hat es auch wieder einzelne Menschen und ganze Völker gegeben, welche diesen Glauben geläugnet haben. So gewiß es im Interesse der Menschheit ist, daß dieser Glaube Wahrheit sei, so wenig Mittel haben dennoch die Menschen, diesen für sie so wichtigen Glauben zur sinnlichen Anschauung oder zur geistigen Gewißheit zu erheben.

5. Die sinnliche Anschauung findet vielmehr überall das Gegentheil. Alles ändert sich im steten Wechsel, entsteht und vergeht. Die einfachste Reflexion kann den Schluß machen, daß Alles, was entsteht, auch wieder zu Grunde gehen müsse, eben darum, weil es entstanden ist. Wir sehen zwar aus dem, was vergeht, wieder Anderes entstehen, und können mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß nichts ganz vergeht und vernichtet wird, sondern nur seine Gestalt verändert und in anderer Gestalt fortbesteht. Was einmal ist, kann nicht wieder in's Nichts zurückkehren. Kann aber das, was ist, nicht vernichtet werden, so kann auch das Leben

nicht vernichtet werden, denn das Leben ist mehr als das bloße Sein. Das Höhere aber kann nicht von dem Niedern seiner Macht beraubt werden. Auch wird das Leben nicht vernichtet, so wenig wie das Sein. Das Leben kann nicht entstehen, wenn nicht zuvor Leben war. Ist Leben, so muß immer Leben sein. Aber daraus, daß das Sein und das Leben nicht untergehen kann, folgt freilich nicht, daß auch die einzelne Gestalt des Seins, die individuelle Form des Lebens nicht untergehen, und in das allgemeine Sein und Leben zurückkehren kann. Vielmehr sagt uns die Erfahrung, daß jedes Einzelne, wie es aus dem Allgemeinen ohne sein eigenes Zuthun hervorgeht, auch wieder in den Grund, aus dem es hervorgegangen ist, zurückkehren muß. Damit das Leben sei, muß Einzelnes sein; damit Einzelnes sei, muß Bewegung und Entfaltung sein, damit Bewegung sei und Einzelnes, muß das Einzelne auch wieder zu Grunde gehen. Bliebe das Einzelne immer, so hörte die Bewegung und das Leben auf. Daraus also, daß wirkliches und individuelles Leben ist, folgt, daß es auch wieder verschwinden muß.

6. Die sinnliche Erfahrung nöthigt uns somit zu dem allgemeinen Schlusse, daß Alles, was da lebt, unausweichlich dem Tode verfallen ist, und gibt uns durchaus keine Bürgschaft dafür, daß der Mensch eine Ausnahme von diesem allgemeinen Gesetze der Natur mache. Sie geht sogar noch weiter, sie verhüllt uns den Gedanken an die Unsterblichkeit so sehr, daß wir, ihren Eindrücken nachgebend, die Vorstellung eines ewigen Lebens gänzlich aufgeben müssen. Die ewige Dauer und die an den Wechsel von Zeit und Raum gebundene Vorstellung bilden einen solchen Gegensatz zu einander, daß sich sogleich die Gedanken verwirren, sobald wir beides zusammen denken wollen. Wir können uns eine Fortdauer ohne die Eigenthümlichkeit des individuellen Lebens nicht denken, und eine Fortdauer mit den Schranken dieser unserer individuellen Eigenschaften wieder nicht. So gerne wir an eine solche Fortdauer glauben möchten, so schwer und unmöglich ist es für uns, uns von derselben eine bestimmte Vorstellung zu machen. Wir wollen diese Fortdauer und wissen doch nicht, wie sie möglich sein soll, ohne daß gerade Alles dasjenige aufgegeben wird, um dessentwillen wir sie allein wünschen, oder als eine persönliche bezeichnen können.

7. Somit scheint uns nichts übrig zu bleiben, als den Beweis für die Unsterblichkeit lediglich aus der Vernunft allein zu führen, wenn es nämlich möglich ist, den Gedanken gänzlich von der sinnlichen Vorstellung abzulösen. Die Vernunft muß aber in ihren Beweisen von sinnlichen

Anschauungen und den an sich gewissen Gegenständen der unmittelbaren Sinneswahrnehmung oder von allgemeinen Voraussetzungen ausgehen, welche unabhängig von allen sinnlichen Vorstellungen im Bewußtsein selbst bestehen und für das Denken unmittelbar gewiß sind. Im ersten Falle kommt sie nicht so sehr über die sinnliche Vorstellung und ihre Grenzen hinweg, daß sie das, was gänzlich der Vorstellung fremd ist, mittelst der Abstraction zur unzweifelhaften Gewißheit oder unmittelbar deutlichen Anschauung erheben könnte. Um abstracte Begriffe bilden zu können, muß sie nothwendig von dem abstrahiren, was ihr durch die sinnliche Wahrnehmung bildlich vorschwebt. Sie kann aber nicht so sehr von diesen Vorstellungen abstrahiren, daß gar nichts mehr von der Vorstellung zurückbleibt, wenn die Abstraction nicht jeglichen Inhalt verlieren soll. Von einer Seite hängt daher jeder Begriff wieder mit der sinnlichen Vorstellung und den Schranken, die derselben ankleben, zusammen. Die Abstraction, welche auf die Vorstellung gebaut ist, überwindet dieselbe nicht vollständig und gewährt keine Anschauung eines überzeitlichen Lebens. Stützt sich aber die Vernunft auf rein allgemeine Voraussetzungen, so können dieselben in ihrer Allgemeinheit wohl Gattungen und Arten in sich begreifen, aber nicht den individuellen Bestand der Dinge erreichen. Die Vernunft kann nur über Sein und Leben überhaupt etwas allgemein Nothwendiges aussagen, nicht aber über das persönliche Leben selbst. Die Versuche der Vernunft, die Unsterblichkeit zu beweisen, erstrecken sich daher nicht weiter, als bis zur Versicherung, daß das Leben selbst fortdauern müsse, weil es weder durch sich selbst, noch durch das Leblose vernichtet werden könne. Ob aber in dieser Fortdauer auch persönliche Erinnerung sich wiederfinden werde, dafür sprechen allerdings viele Gründe. Ebenso viele sind aber auch wieder dagegen. Ein entschiedener Beweis dafür läßt sich aus der Natur der Vernunft und des natürlichen Lebens nicht führen.

8. Die griechische Philosophie hat darum in ihrer Beweisführung für die Unsterblichkeit der Seele an die Voraussetzung einer Erinnerung an ein früheres Leben angeknüpft, und aus der Uebertragung dieser Erinnerung in dieses gegenwärtige Leben den Schluß gemacht, daß diese Erinnerung auch in einem zukünftigen Leben bestehen bleibe. Den Beweis für das Fortbestehen einer solchen Erinnerung hat man aus der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens abgeleitet, welches über gegebene Verhältnisse stets gleichmäßig denke, und von der dunkeln Erinnerung an allgemeine Anschauungen allmählich zu deutlicheren Vor-

stellungen erwache. Das Erwachen des Bewußtseins gleiche also dem Erwachen der persönlichen Erinnerung bei dem Aufwachen aus dem Schlafe, und lasse auch auf ein vorausgehendes persönliches Bewußtsein und somit auch auf ein zukünftiges nach dem Tode schließen. Die Aehnlichkeit der allmählich erwachenden Erkenntniß mit dem Erwachen der Erinnerung an frühere Erlebnisse ist aber nicht so groß, daß die Erkenntniß als Rückerinnerung an eine frühere Anschauung betrachtet werden müßte. Die Erinnerung kann nicht wirkliche Quelle der Erkenntniß sein, und wenn sie dieß sein könnte, würde sie ja nur Allgemeines lehren, nicht aber persönliche Erfahrungen und Schicksale in sich schließen. Nur in diesem letzteren Falle, daß eine Erinnerung von einem vergangenen Leben in uns lebte, welche uns bestimmte persönliche Erlebnisse aus einer früheren Lebenszeit mittheilte, hätte sie persönlichen Charakter und könnte eine Bürgschaft für ein unter andern Verhältnissen und Lebensbedingungen neu eintretendes persönliches Bewußtsein sein.

Man hat darum diesen Beweis aufgegeben und lediglich die Einfachheit der menschlichen Seele zum Beweismittel genommen. Eine einfache Substanz, lehrte nun die Schule, ist unzerstörbar, weil nur das Zusammengesetzte sich auflösen und sterben kann. Nun ist die Seele einfach, also unsterblich. Diese Beweisführung hat etwas für sich, vorausgesetzt nämlich, daß die Seele eine einfache Wesenheit ist. Gerade darüber aber können wir keine Gewißheit haben. Aber auch im Falle, daß die Seele eine an sich einfache Substanz ist, haben wir immer nur die Fortdauer der Substanz, nicht aber die Fortdauer der persönlichen Erinnerung bewiesen, und doch ist nur die letzte das eigentlich verlangte Ziel des Beweises. Einen vollkommen evidenten und unzweifelhaften Beweis für die persönliche Fortdauer nach dem Tode hat die Vernunft, insoferne sie gänzlich sich selbst und der natürlichen Erfahrung überlassen ist, nicht in ihrer Macht, weil sie nur auf individuelle Erfahrung oder allgemeine Voraussetzungen sich stützen kann, beide aber nicht bis zur Erkenntniß des zukünftigen und persönlichen Lebens reichen.

9. Das reine Denken und Grübeln allein hilft uns hier nicht über die Klippe der an die Wandelbarkeit der Zeit gebundenen Vorstellung und der leeren Allgemeinheit der Vernunft-Abstraction hinüber.

Nun scheint es freilich ein recht trostloser Zustand, wenn wir gerade dasjenige, woran uns am meisten gelegen ist, nicht sollen beweisen können. Jede Ungewißheit ist leicht zu ertragen, sobald wir nur über das Höchste Gewißheit haben. Aber gerade in diesem Punkte einer trost-

losen Ungewißheit preisgegeben zu sein, ist traurig; oder wäre es wenigstens in hohem Grade, wenn es keinen Ausweg aus dieser düstern Zweifelsqual gäbe. Gibt es aber einen solchen, so ist die Hülfe auch um so tröstlicher und erfreulicher. Dieser Ausweg aber ist der Glaube an die göttliche Sendung Christi, und die von Ihm selbst verkündete gottmenschliche Natur seiner Person. Der Glaube an Christus zeigt uns die Macht der Auferweckung von den Todten, zeigt uns die persönliche Auferstehung vom Tode. „Ist Christus nicht auferstanden", sagt der Apostel Paulus, „so ist euer Glaube eitel; nun aber ist Christus der Erstling der Entschlafenen von den Todten auferstanden; denn wie der Tod durch Einen Menschen kam, so kommt auch die Auferstehung von den Todten durch Einen Menschen, und wie in Adam Alle sterben, so werden in Christus Alle lebendig werden" [1]. Ein höherer, kräftigerer, einleuchtenderer Trost kann wohl nicht für das zweifelnde, von Natur aus über seine Zukunft ungewisse Herz des Menschen gefunden werden. Man sollte meinen, ein Herz, welches die Qual der Unsicherheit über seine höchste Hoffnung einmal gefühlt, müßte den Trost, der ihm aus dem Glauben an die thatsächliche göttliche Offenbarung entgegenquillt, mit höchster Freude erfassen, und mit nie zu ersättigender Begierde an dieser Quelle, die aus der Ewigkeit fließt, sich erquicken wollen.

10. Daß es dennoch nicht so ist, kommt von der falschen Anschauung, die wir vom Glauben haben. Wir verwechseln in unserer vernünftelnden Denkweise das Glauben mit dem Meinen, und schreiben darum dem Glauben keine Sicherheit und innerliche Gewißheit zu. Weil wir den lebendigen Glauben nicht kennen, der todte Glaube aber keine Kraft und Erkenntniß gibt, so erscheint uns der Glaube selbst als das unsicherste aller Ueberzeugungsmittel. Glauben können wir Alles, aber wissen wir darum etwas von dem, was wir glauben? Ist es schon genug, daß wir etwas glauben, um darin die Bürgschaft zu haben, daß es auch wahr ist, und daß es auch sicher zutreffen werde? So frägt der Zweifler, und bedenkt nicht, daß er doch selbst für seinen Zweifel Gründe und Beweismittel anführt, und daß jeder Vernunftgrund auf dem Willen beruht, welcher nicht bloß fragen und untersuchen, sondern auch den Untersuchungen Anderer Glauben schenken, ihren Worten und Versicherungen als wichtig und lehrreich nachgehen oder sie von sich abweisen, welcher glauben oder nicht glauben kann. Vernunftschlüsse und sinnliche Wahrnehmung

---

[1] 1 Cor. 15, 17.

haben ja für sich keine Bedeutung, sondern nur, wenn sie einem persönlich freien Zwecke, also dem Willen dienen. Allerdings ist der Glaube in seinem ersten Beginne ein bloßes Fürwahrhalten einer Aussage ohne Beweis. Allein selbst auf dieser Stufe und inwiefern er nur dieß und nicht mehr ist, trägt er schon eine Bürgschaft der Wahrheit in sich. Wir können allerdings Vieles für wahr halten, was nicht wahr ist, aber wir können nicht etwas glauben, was nicht Aussage eines persönlichen Zeugen ist. Was die Natur und äußere Erscheinung verkündet, glauben wir nicht, sondern nehmen es an als nothwendige Wirkung nothwendiger Ursachen. Wo wir glauben, wissen wir, daß wir auch nicht glauben können. Glauben wir aber dennoch, so haben wir einen innern Grund dafür, zu glauben, also jedenfalls eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Diese Wahrscheinlichkeit, die das Unmögliche von sich ausschließt, wird aber zur Gewißheit, sobald der Zeuge, dem wir glauben, nicht irren und nicht täuschen kann.

11. Der auf eine göttliche Offenbarung gerichtete Glaube gibt der Vernunft und der sinnlichen Anschauung erst die rechte Gewißheit und innere Beweiskraft. Wir können nicht denken und nicht beweisen, ohne daß wir dabei selbstthätig und dieser Thätigkeit uns bewußt sind. Die Voraussetzung, der Grund und das Princip alles Denkens und Erkennens ist die Freiheit. Unfreie Wesen denken und erkennen nicht, glauben aber auch nicht. Der Glaube ruht lediglich auf der Freiheit und fällt im Principe mit dem rechten Denken zusammen. Jeder Denkende appellirt in seinen Beweisen stets an die Freiheit. Er will beweisend seine Erkenntniß Andern zuerst glaubwürdig machen, und sie zur gleichen Ueberzeugung führen. Schon das Wort Ueberzeugung gibt Zeugniß dafür, daß es sich um die Erzeugung einer Anschauung handelt, welche durch bloß natürliche Ursachen nicht hervorgebracht werden kann, sondern mittelst der über dieser Nothwendigkeit stehenden höhern Freiheit allein zu Stande kommt. Der Freiheit aber kann nichts als wirkliche Wahrheit erscheinen, was nicht von der Freiheit stammt. Wie die Freiheit die höchste Ursache alles Denkens und Glaubens ist, können wir auch nur da für das Glauben und Denken Beruhigung finden, wo die höchste Freiheit sich offenbart.

12. Der Glaube aber ist mehr der Freiheit verwandt als das Denken. Er führt darum höher als das Denken, ist vor demselben und geht über dasselbe hinaus, gibt ihm erst die höchste Erfüllung, Befriedigung und Sicherheit. In allen unfreien und darum untergeordneten

Verhältnissen des Lebens trägt der Glaube nothwendig eine geringere Sicherheit in sich, als das durch das Forschen und Denken gewonnene Wissen, weil er der Freiheit eine Wahl und somit die Möglichkeit des Widerspruchs offen halten muß. Allein in Hinsicht der Freiheit hebt die Möglichkeit des Unglaubens, welche stets mit dem Glauben zugleich zugegeben werden muß, die innere Sicherheit des Glaubens nicht auf, sondern steigert und erhöht dieselbe sogar. Der Glaube ist nur möglich, wo auch der Unglaube möglich ist, weil er wesentlich auf der Freiheit beruht. Diese wird aber durch die Möglichkeit des Unglaubens nicht verdunkelt, sondern erst recht an's Licht gebracht. In allen jenen Gegenständen, welche unter der höchsten Freiheit stehen, steht das Wissen über dem Glauben; im Höchsten aber steht der Glaube über dem Wissen, weil das Höchste das Freieste und somit nur der Freiheit allein offenbar, der bloßen Nothwendigkeit des Gedankens aber verborgen ist. Diese Verborgenheit ist Gegenstand der Offenbarung, weil das, was dem Gedanken ganz zugänglich ist, nicht das ist, was der Gedanke für das Höchste erkennen kann. Der Gedanke wäre nicht, wenn nicht etwas Höheres wäre. Durch dieses Höhere allein ist Alles, was ist. Der denkende Geist selbst denkt nur dadurch, daß eine höhere Macht als die des Denkens, die Freiheit, in ihm ist, welche ihn befähigt, zu denken.

Der Glaube gibt somit etwas Höheres als der Gedanke, und in diesem Höheren auch eine größere Gewißheit, weil er dem Gedanken selbst erst seine Möglichkeit und Wahrhaftigkeit verleiht. Er gibt der Vernunft eine höhere Aufgabe und eine höhere Macht. Durch ihn vermag die Vernunft, was sie aus sich selbst und ihrer eigenen natürlichen Erfahrung überlassen, nicht vermocht hätte.

13. Wenden wir nun, vom Principe des Glaubens ausgehend, die in der Freiheit ruhende Macht, sich offenbaren zu können, auf die Behauptung von der Unsterblichkeit der Seele an, so ergibt sich gleich ein anderes Resultat, als wenn die Vernunft ohne diesen Glauben mit dieser Frage sich beschäftigt. Wenn die Freiheit nur das als höchste Ursache, als wahres, ewiges und vollkommenes Sein und Leben anerkennen kann, was selbst unbedingt frei ist, so muß sie diesem höchsten freien Wesen in allem seinem Thun auch Vernunft und Wille zuschreiben. Ein absolut vernünftiges und freies Wesen aber handelt nicht ohne Zweck. Hat Gott diese Welt so eingerichtet, wie sie ist, so hat Er bei der Herstellung derselben auch einen Zweck gehabt. Dieser Zweck aber muß mit der Freiheit zusammenhängen. Der letzte Zweck der Schöpfung kann

kein anderer sein, als die Beseligung derjenigen Geschöpfe, in welchen die Schöpfung ihren zeitlichen Abschluß hat. Die Menschen können ihre Seligkeit aber nur finden in einem ihrer Bestimmung und Freiheit vollkommen entsprechenden Leben. Der Freiheit, die den Grund ihres Verhaltens zu andern Wesen in sich selbst hat, kann nur ein Leben entsprechen, welchem eine höhere Freiheit als die irdische zukommt. Die Beseligung wird nirgends in diesem Leben erreicht. Diejenigen Wesen, welche als die allein freien in dieser Welt erscheinen, müssen auch ein Leben erwarten dürfen, welches dieser ihrer Natur vollkommen entspricht. Weil sie im Willen das Gesetz der Erde überwinden können, so kann auch ihr Leben nicht ganz dem äußerlichen Dienste der Erde und der Vergänglichkeit des Erdendaseins unterworfen sein. Sie werden unsterblich leben, weil sie den Keim der Unsterblichkeit, die Freiheit, in sich tragen. Diesen Keim des ewigen Lebens aber hat Gott in die Menschenseele gelegt, damit durch sie das der Natur nach von Gott und der Ewigkeit ausgeschlossene Naturleben in der Freiheit und Liebe zu Gott zurückkehren, und die irdische und vergängliche Natur, die Gott nicht dienen und seine Herrlichkeit nicht vermehren kann, solchen Wesen diene, die Ihm dienen und in der Liebe zu Gott selig werden können.

14. Im Hinblicke auf diese den Menschen von Gott angewiesene Bestimmung erhält auch die natürliche Wahrheit, daß nichts Seiendes wieder zerstört werden kann, ihr rechtes Gewicht und Verständniß. Wenn nämlich, damit der Zweck der Schöpfung erfüllt werde, Wesen geschaffen werden, welche selig werden können, und wenn diesen Wesen ein Lebenskeim mitgetheilt werden mußte, welcher dem übrigen Theil der Schöpfung fremd ist, so kann dieser höhere Lebenshauch auch nicht vernichtet, und nicht nur nicht vernichtet, sondern auch nicht so verändert werden, daß er seine ihm wesentliche Natur verlieren müßte. Bei allen seienden Wesen ist das Dasein, bei allen lebenden das Leben die Hauptsache, und eben darum kann das Sein und Leben selbst nicht untergehen, wohl aber muß die einzelne Erscheinung und Form des Daseins und Lebens untergehen, damit das Sein und Leben im Allgemeinen bleibe. In der menschlichen Seele ist aber gerade das persönliche Bewußtsein, die Erinnerung des eigenen freien Thuns und Wollens das Wesentliche, oder die eigentliche Substanz des Lebens. Das Wesentliche, die Substanz, aber kann nicht vernichtet werden. Die Seele ist unsterblich, weil sie selbstbewußt und frei ist. Ihr ein anderes Leben verleihen, und die Erinnerung an das vorige ganz aufheben, hieße sie

selbst vernichten, denn ihr Wesen besteht eben in der selbstbewußten Erinnerung. Wie Gott nicht Gott wäre, wenn Er nicht selbstbewußter heiliger Wille und Geist wäre, so wäre der Mensch nicht mehr Mensch, wenn er kein geistiges Bewußtsein mehr hätte. Geistiges Bewußtsein ist daher, wenn es einmal ist, nicht mehr ganz zu vernichten, obwohl es, so lange der Geist in den beschränkenden Verhältnissen des Erdenlebens weilt, theilweise schlummern kann. Aber gerade dieses zeitweise Schlummern ist ein Zeugniß für den künftigen bleibenden Zustand. Sowie das eine Gesetz, das der Erdhaftigkeit, nicht unterdrückt werden kann, sondern sich geltend macht, so lange der Mensch auf Erden weilt, so kann auch das andere Gesetz, das des freien Selbstbewußtseins, nicht unterdrückt werden, sondern muß als das principiell höhere und herrschende sich geltend machen können, und muß, weil es jetzt die ihm gebührende Herrschaft nicht erreicht, in Zukunft zum Besitze derselben gelangen.

15. Der Freiheit wird aber der Mensch sich vollkommen erst bewußt durch den Glauben. Der Glaube aber ist nur möglich, wo ihm eine freie, und zwar von höchster und göttlicher Freiheit und Liebe zeugende Offenbarung entgegen kommt. Freilich kann man dagegen sagen, daß der Mensch frei ist, daß die Schöpfung einen Zweck hat, daß der Mensch da ist, um diesen Zweck zu erfüllen, alles das haben die Menschen auch ohne die Offenbarung wissen können. Die Offenbarung hat ihnen ja die Freiheit nicht erst gegeben. Sie hat sich ja selbst an diese Freiheit gewendet. Was also der Freiheit angemessen ist, das hätte die von der Freiheit geleitete Vernunft auch ohne Offenbarung finden können. Allerdings hätte sie es können, wenn sie für die in ihr wohnende Ahnung der Freiheit einen Anhaltspunkt gehabt hätte. Wenn aber durch die Freiheit bezeugt wird, daß es ein freies höheres Wesen geben kann, so kann doch die Vernunft an dem Dasein eines solchen Wesens mit einigem Recht und so lange zweifeln, als sich dasselbe nicht thatsächlich offenbart. Ist nämlich ein höchstes freies Wesen, so ist es auch das Erste handelnde. So lange es sich nicht frei handelnd offenbart, ist der Zweifel an seinem Dasein nicht nur erlaubt, sondern sogar durch die Natur der Dinge geboten. Hat es sich aber in einer Weise geoffenbart, wie nur eine absolute göttliche freie Liebe sich offenbaren kann, so fällt mit diesem Zweifel jeder andere in allen Fragen, die mit dieser Offenbarung und mit der Freiheit wesentlich zusammenhängen. Nun ist der freie Gedanke auch seiner Unsterblichkeit gewiß, denn nun weiß er, daß

in dem Geiste eine Macht ist, welche über die Natur erhaben, den Grund ihrer Bewegung nicht von außen empfängt, sondern in sich selber hat, und in dieser Hinsicht unabhängig und wesentlich von allen bloß abhängigen Wesen und Dingen verschieden ist. Dieser Grund des Wollens kann ihm nicht genommen werden, weil er im Willen selbst liegt. Diese unabhängige Willensmacht sichert der Seele die Unsterblichkeit und Auferstehung. Die Seele, welche frei wollen kann, kann nicht mehr ganz aufhören zu leben, und auch nicht alle Macht des Wollens verlieren. Wenn auch das Gebiet, über welches der freie Wille verfügen kann, auf eine zeitlang seiner Macht entzogen wird, so kann es ihm doch nie ganz genommen werden, ohne daß der Wille aufhören müßte zu sein, was er ist, Macht freier Selbstbestimmung. Der Wille reicht in seiner Absicht und Bestimmung über die Vergänglichkeit des irdischen Leibes hinaus, kann aber nicht leben ohne irgend eine leibliche Grundlage seiner Thätigkeit. Wird also einmal einem Geschöpfe von seinem Schöpfer die Gabe des freien Willens gewährt, so wird demselben auch Alles das von diesem Schöpfer zugewendet, was den wesentlichen Bestand der Freiheit bedingt, und auf so lange, als diese selbst währen kann, also für die Ewigkeit, weil das, was einmal eine unabhängige Lebenskraft in sich hat, auch über allem abhängigen zeitlichen Leben steht, und ewig zu dauern die Kraft in sich hat. Der Ewigkeit dieser Freiheit sind wir aber erst dann gewiß, wenn wir jene Liebe erkannt haben, welche selbst ewig, unendlich und göttlich ist, und allein die Macht hat, eine solche Gabe zu geben. So wie wir durch die Offenbarung die göttliche Liebe kennen gelernt haben, sind wir gewiß, daß Liebe die Ursache der Schöpfung ist, und daß, wer die ewige Liebe erkennt, auch ewig durch diese Liebe und in ihr leben wird. Diese göttliche Liebe hat uns die Anwartschaft und Verheißung eines ewig seligen Lebens, und nicht nur die Verheißung, sondern selbst den Anfang eines solchen bereits gegeben.

16. In Christus haben wir nämlich nicht bloß die Verheißung eines zukünftigen Lebens empfangen, sondern treten dieses selbst in Wirklichkeit an, sobald wir nur seine Offenbarung im Glauben thatsächlich und lebendig in uns aufnehmen. Das Reich Gottes ist ein Reich der Freiheit und Liebe. Wer in dieses Reich eintritt, verläßt das Gebiet der vergänglichen wandelbaren Natur, ergreift ein geistiges selbstbewußtes Leben, welches die Bürgschaft seines immerwährenden Bestandes in sich selber hat. Christus ist der Sohn des lebendigen Gottes; ist nicht bloß Bußprediger, Gesetzlehrer, Prophet einer unbekannten Zu-

kunft. Was Er gibt, ist unmittelbar gegenwärtiges Leben, welches einer höhern Ordnung angehört als die Gesetze der Natur, und in dieser Ordnung auch einen höhern Bestand hat. Wenn auch der Geist Gottes durch das Bewußtsein der Freiheit, der ewige Vater durch den Zweck der Schöpfung die Unsterblichkeit verbürgt, so gibt uns doch der Glaube an den menschgewordenen Sohn Gottes erst die höchste Bürgschaft für dieselbe. Der Glaube an die Offenbarung der göttlichen Liebe muß, wenn er im Herzen der Menschen lebendig wird, die Liebe, und mit dieser ein Reich des übernatürlichen Lebens im natürlichen erzeugen, welches als eigene innere Lebenserfahrung eine mittelbare Anschauung des Ewigen selbst ist. Daß diesem Glauben stets die Versuchung, der Zweifel, als Stachel an die Seite gesetzt ist, kann die Gewißheit wohl trüben, aber sie nicht zerstören, ist vielmehr geeignet, dieselbe nur noch mehr zu kräftigen. Wir würdeu nicht Zweifel und Versuchung zu bestehen haben, wenn nicht die Freiheit im Kampfe sich erproben müßte. Der Kampf selbst gibt Zeugniß für die Freiheit und ihre Bestimmung. Wenn wir aber wissen, um welchen Preis wir kämpfen, dann kann uns ein Kampf nicht zu schwer erscheinen, der durch seine Aufgabe selbst schon die Kraft der Freiheit mehrt. Ein Kampf, der uns des Sieges gewiß macht, wenn wir nur überhaupt kämpfen, und selbst schon Leben ist, gibt uns durch sich selbst Bürgschaft von einem neuen Leben. Sobald wir nur unter dem rechten Banner kämpfen, wird Sieg unser Antheil, und die Erbschaft jenes Reiches unser Gewinn, das dem Siege der Freiheit und Liebe verheißen ist für Zeit und Ewigkeit.

LXI.

Text: „Als nun Jesus sah, daß sie weinte, und daß auch die Juden weinten, die mit ihr kamen, ward Er in seinem Gemüthe erschüttert und sehr betrübt. Er sprach, wo habt ihr ihn hingelegt? Sie sprachen zu Ihm: Herr, komm' und sieh es! und Jesus weinte. Da sagten die Juden: Sieh doch, wie lieb Er ihn hatte! Einige aus ihnen aber sagten: Konnte denn der, der dem Blindgebornen die Augen aufgethan, nicht machen, daß dieser nicht stürbe?" Joh. 11, 33—37.

Inhalt: Die Macht und Bedeutung der Thränen.

1. Durch die Dreizahl der heil. Messen am heil. Weihnachtsfeste will uns die Kirche die dreifache Geburt Christi vor Augen halten, seine ewige Geburt in der Gottheit, seine zeitliche Geburt aus Maria, und seine Wiedergeburt im Geiste der Gläubigen. Mit dieser Bedeutung des heil. Weihnachtsfestes, vorzüglich aber mit den beiden letzten Beziehungen desselben ist der eben verlesene Abschnitt des Evangeliums Johannis in der vollkommensten Uebereinstimmung. Wie nach den Worten des Evangeliums am Weihnachtsfeste „das Wort Gottes Fleisch geworden ist, und unter uns gewohnet hat", so zeigt sich das, was dort als Geheimniß des Glaubens verkündet wird, in der Erweckung des Lazarus als offenkundige Thatsache. Wir sehen in dieser Begebenheit den Herrn in der Offenbarung seiner göttlichen Macht und Herrlichkeit, und zugleich in seiner rein menschlichen Natur. „Und Jesus weinte", sagt Johannes. Kann sich die menschliche Natur deutlicher und bestimmter zu erkennen geben? Johannes hat die große Wichtigkeit der Lehre von der gottmenschlichen Natur Christi gar wohl erkannt, und darum jeden Umstand, der für die richtige Erkenntniß derselben entscheidend oder wichtig sein konnte, mit Nachdruck betont. Mit eben solchem Nachdruck hat er aber auch bei jeder Gelegenheit die Lehre von der Wiedergeburt des Menschen hervorgehoben, und macht darum hier auf die Bedeutung der Thränen für diese geistige Wiedergeburt besonders aufmerksam. Nicht ohne besondere Absicht gibt er deßhalb mit den Worten: „und Jesus ward in seinem Gemüthe erschüttert", und „Er betrübte sich selbst" eine wiederholte Erklärung von dem innern Vorgange im Gemüthe, welcher Ursache der Thränen Christi gewesen, und deutet uns auf diese Weise an, welche Bedeutung die Thränen überhaupt für den Menschen haben. In einer Erzählung, welche einen solchen Reichthum psychologisch treffender Beobachtungen enthält, ist es ganz natürlich, wenn der tiefen Bewegung des Gemüthes, die in Thränen sich kund gibt, eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird. Der Evangelist sieht in derselben den erklärenden Mittelpunkt für die verschiedenen Neigungen und Bestrebungen des menschlichen Lebens, ja noch mehr, er sieht in dieser Bewegung die Geburtsstätte eines neuen geistigen Lebens, und in den Thränen die Zeugen dieser Bewegung, das Taufwasser dieser neuen Geburt.

2. Allerdings gibt es der Weinenden gar viele; so viele, daß wir

ein so ganz gewöhnliches Ereigniß in der Regel gar nicht weiter als etwas irgendwie Merkwürdiges beachten. Wir sehen die Thränen am meisten bei Kindern und bei jeder unverständigen kindischen Aufwallung des Gemüthes und glauben darum, dieselben überhaupt nur dem kindischen, noch nicht zur rechten Besonnenheit gereiften Gefühle zuschreiben, das Weinen für etwas der ernsten Kraft des Mannes Unziemendes gering achten zu dürfen. Wenn wir aber lesen, daß der Heiland der Welt sich der menschlichen Rührung nicht schämt, wenn uns der Evangelist mit Nachdruck verkündet: „Und Jesus weinte", dann müssen wir uns doch sagen, daß hier ein Geheimniß des Lebens vor uns sich aufschließt, dem nachzusinnen von um so größerer Wichtigkeit ist, je mächtiger dessen Wirkungen sind, und je tiefer dessen Grund ist. Auch zeigt uns die einfachste Beobachtung, wie vielfach und mächtig jene Bewegungen des Gemüthes in's Leben eingreifen, deren Ausdruck die menschliche Thräne ist.

3. Anfangend bei der alleräußerlichsten Veranlassung finden wir, daß allerdings schon der körperliche Schmerz beim Menschen die einfache Ursache sein kann, die ihm unwillkürlich Thränen auspreßt. Aber so äußerlich und rein sinnlich hier die Ursache der Thränen zu sein scheint, so bricht dennoch bereits ein tieferes Leben, als das rein sinnliche Gefühl, aus diesen Thränen hervor, sonst wären sie nicht das ausschließliche Kennzeichen, ich möchte sagen der Vorzug des Menschen.

Schon bestimmter tritt dieses Gefühl der Seele hervor in dem Weinen des Kindes, das dem unerfüllten Verlangen eines eigensinnigen Begehrens nachweint. In dieser Aeußerung des im Kampfe mit der äußern Welt sich ohnmächtig sträubenden Eigenwillens gibt der ungelöste Widerspruch zweier Lebenskräfte, zweier Welten sich kund, die schon im Kinde sich begegnen. Es ist das Gefühl der eigenen Willensohnmacht, was wir in diesem kindischen Weinen vor uns haben. Dieses Gefühl der Ohnmacht begleitet den Menschen durch's ganze Leben. Nicht nur das Kind wird weinen, wenn es plötzlich im Menschengewühl oder in fremder Umgebung sich von allen Bekannten verlassen sieht; das Gefühl der Hülflosigkeit überkommt auch den Erwachsenen oft in einer Stärke, daß er sich nicht mehr anders zu helfen weiß, als durch Thränen. Sie helfen zwar nicht, aber sie sind darum nicht minder unwiderstehliche Zeugen des gebrochenen Selbstvertrauens. Auch überraschen sie wohl den Menschen oft unerwartet, wenn irgend ein Gefühl, auf das er nicht vorbereitet ist, oder welches zu fassen oder zu tragen ihm die

Kräfte versagen, über ihn hereinbricht. Ob dieses Gefühl ein schmerzliches oder ein freudiges ist, macht im Wesentlichen keine Aenderung; ist es so plötzlich oder so mächtig, daß es den Widerstand der gegenüberstehenden natürlichen Kraft überwältigt, so weinen wir ganz unwillkürlich.

4. Dieses Gefühl der gänzlichen Widerstandslosigkeit tritt aber überall ein, wo beschränkte und endliche Kräfte auf das Unendliche stoßen, und dieses der menschlichen Empfindung unmittelbar nahe tritt. Die erhabensten Gefühle, deren der Mensch überhaupt fähig ist, werden daher um so eher in dieser Gestalt ihre Annäherung kundgeben, je unmittelbarer sie sich der Empfindung bemächtigen. Es kann uns daher kaum wundern, wenn wir von dem frommen Tauler lesen, daß er, als ihm nach langer Prüfung endlich wieder erlaubt wurde, zu predigen, auf die Kanzel tretend kein Wort hervorbringen, sondern nur weinen konnte. Jeder Verkünder des göttlichen Wortes wird diesen Jammer Taulers in seinem Herzen tragen, und ihn um so tiefer empfinden, je mehr er fühlt, daß er nicht auszusprechen vermag, was innerlich die Seele erschüttert, und der Geist in seiner schönsten Erhebung geschaut hat; daß es der menschlichen Zunge unmöglich ist, das Unaussprechliche in Worte zu fassen. Wie kann es darum anders sein, als daß gerade jene Menschen, welche die Gegenwart des Heiligsten im Altarssacramente am tiefsten empfanden, stets nur Thränen fanden, um diese ihre Empfindung auszudrücken.

5. So verschieden darum auch die Grade des Gefühls sein mögen, welches durch Thränen sich kund gibt, so groß der Abstand von dem Gefühle des Heiligen bei Betrachtung der Geheimnisse göttlicher Liebe und des Kindes beim Kundgeben körperlichen Schmerzes durch lautes Weinen sein mag, so sind doch alle diese verschiedenartigen Thränen in der gleichen Ursache begründet, in dem Widerstreite entgegengesetzter Kräfte und Welten, in dem Gefühle der menschlichen Ohnmacht, die in der Unfähigkeit der leiblichen Natur, das Unendliche und Ewige, wornach die Seele sich sehnt, zu fassen, ihren Grund hat. Selbst die Thränen des Mitgefühls mit den Leiden Anderer, die Thränen der Reue über die eigene Vergangenheit beruhen auf diesem Kampfe der widerstreitenden Kräfte in uns, auf der Empfindung der Ohnmacht des Herzens, gegenüber der überwältigenden Macht des augenblicklichen Eindruckes.

6. Die Thränen haben somit eine dreifache Bedeutung. Wie der Baum seine Wurzeln in die Tiefe senkt, und von da die Kräfte seines Wachsthumes an sich zieht, so haben die Kräfte des Menschen ihre Wur-

zel in der verborgenen Tiefe der Seele. Was der Mensch nicht in der Anlage seiner Seele hat, das erreicht er durch keine Anstrengung und Gewalt. Was der Schöpfer nicht in diesen Grund als Fähigkeit gelegt, können wir auch nicht durch Eigenmacht erzwingen. Aber in diesem Grunde liegt eben unendlich Vieles. Nicht Allen ist Alles gegeben; und Keiner erreicht auch nur das, was er erreichen könnte. Keiner erschöpft den Brunnen dieses verborgenen Lebens in sich. Alles was in diesen tiefen Grund getaucht wird, erhält in dieser innerlichen Gemüthstaufe eine gewisse Unendlichkeit und Ueberschwänglichkeit. Durch die bestimmte That und äußere Darstellung in Bild, Wort oder Handlung erhält dann diese Ueberschwänglichkeit und Unbestimmtheit des seelischen Lebens seine rechte Wirklichkeit. Was so durch die geistige That aus der Seele hervortritt und Gestalt gewinnt, ist erst unser wahres geistiges Eigenthum. Wie die Luft die weite Erde, so umgibt das umfassende Leben der Seele all' unser Fühlen. Wenn in dieser ungemessenen Tiefe das Gleichgewicht der Empfindungen gestört wird, dann wird das Leben bis in's Tiefste erschüttert, und aus dieser Tiefe brechen die heftigen Stürme des Gemüthes hervor, die so oft alle Besonnenheit zu vernichten drohen. Erst wenn der Strom der Empfindungen irgend einen Abfluß erhält, vermag sich die Seele wieder zu fassen. Das Nächste aber, was dem Sturme folgt, ist meist ein Regenguß der Thränen. Mit den strömenden Thränen ist die Unaussprechlichkeit und Unerfaßlichkeit der innern Bewegung zuerst gebrochen, weil sie einen bestimmten Ausdruck gefunden hat. So wenig auch dieser Ausdruck unserer innern Bewegung vollkommen der Empfindung entspricht, so wenig er dem geistigen Leben genügen kann, so haben wir doch in demselben wenigstens einen Boden und festen Halt, wenn auch vorerst nur einen äußerlichen für unser Gefühl gefunden. Es ist das Gefühl der Endlichkeit selbst, welches dem unendlichen Gewühle der Empfindungen eine gewisse Grenze zieht. Thränen erleichtern darum stets das gepreßte Herz. Sie leiten den Strom der Unendlichkeit wieder in die Bahn der äußern Gewohnheiten und enggefügten Grenzen des leiblichen Gefühles.

7. Das ist die seelisch-leibliche Bedeutung der Thränen. Mit ihr zugleich tritt aber auch ihre geistige und sittliche Bedeutung hervor. Mit dieser sinnlichen Erleichterung der seelischen Gefühls-Uebermacht treten auch Besonnenheit und Wille wieder in ihre Rechte ein. Jetzt gilt es, die aufgeregten Gefühle, die in der Tiefe der Seele entstandene Spannkraft des Lebens zu einem hohen Ziele zu lenken. Die Thränen selbst

sind eine sinnliche Mahnung an den Geist, den Augenblick, in welchem unerschöpfliche, überschwängliche Kräfte wach geworden sind, zur Erneuerung der geistigen Thätigkeit, zur Ausgestaltung und geistigen Besitznahme der wach gewordenen Lebenstiefe zu benützen. Die Thräne selbst, die bloße Rührung der Seele, gibt noch keine geistige Errungenschaft. Die Rührung des Herzens ist nur das Zeichen der Empfänglichkeit und Fruchtbarkeit der Seele für die Arbeit des Geistes. Der Boden ist bereit, das Samenkorn des geistigen Schaffens aufzunehmen. Die Zeit der Aussaat ist da. Wer diese Zeit übersieht, hat sich unendlichen Gewinnes beraubt, seine Ernte ist zum Voraus verloren. Unermeßliche Schätze der Seele waren zu heben. Wer Zeit und Stunde versäumt, vor dem versinken sie wieder in die Tiefe, und sind vielleicht verloren für immer.

8. In diesem Sinne können wir den Werth der Thränen nicht hoch genug anschlagen. Nur dürfen wir nicht an der Schwelle des durch dieselben sich offenbarenden Lebens stehen bleiben. Wer mit der bloßen Rührung sich begnügt, hat nichts erreicht und nur die Empfindung verweichlicht. Eine empfindsame, weinerliche Stimmung ist noch keine geistig tüchtige. Die Rührung wird zuletzt ein rein leiblicher Zustand. Das permanente Gewinsel gibt nur noch Zeugniß von einer gänzlichen Erschlaffung der Gefühle. Die Heftigkeit des leiblichen Schmerzausdruckes läßt die Empfindung gleichfalls nicht zur Tiefe gelangen. Je mehr Geheul, desto weniger Gefühl. Wenn der Wille zum Guten keine Nahrung aus diesem flüssig gewordenen Lebensborne zieht, so erhält dafür der böse, eigensinnige Wille Nahrung aus diesem Boden. Wie viele Thränen werden, nicht bloß von Kindern, sondern auch von Erwachsenen geweint aus eigensinnigem Trotz. Die meisten Menschen können nur weinen aus gekränktem Stolz, aus ohnmächtigem Zorn, aus einer ungemäßigten, unbefriedigten Wuth der Leidenschaft. Ein trauriger Anblick ist eine Menschenseele, in welcher der Born der innerlichen Erneuerung des Lebens, die Quelle der Thränen versiegt ist. Noch trauriger aber ist der Anblick eines Herzens, dem aus dieser Quelle selbst nicht Besänftigung, sondern nur innere Verbitterung und Verhärtung des geistigen Unmuthes entgegenquillt.

9. Wahrlich nicht darum hat uns Gottes Gnade den Trost der Thränen gegeben, um selbst diesen Trost wieder zur Quelle des Unmuthes zu machen. Wie Moses mit dem Stabe an die Felsen schlug, damit sie Wasser spendeten für das dürstende Volk in der Wüste, so

berührt die Hand des Herrn die durch Gewohnheit erstarrten Seelen, und macht die Thränen aus dem Herzen fließen, damit in der Wüste der täglichen Gewohnheit der durstende Geist sich an dem Thau des Gefühles erlabe und erfrische. Wie der Engel Gottes zum Teiche Bethesda kam, und das Wasser desselben in Bewegung setzte, so daß, wer zuerst hinabstieg, gesund wurde, so soll jede solche tiefe Bewegung der Seele zum Heile und zur Stärkung des Geistes dienen. Die Thränen sind der Gnadenthau, der aus der nächtlichen Tiefe der Seele auf die irdische Laufbahn fällt, damit die Sonne des Glaubens in diesen Perlen sich spiegle, und das unfruchtbare trockene Herz weich und fruchtbar werde.

10. Die Wasser der Thränen reinigen, lösen auf, was verhärtet war, und kräftigen, was wachsen und sich gestalten will im Geiste. „Wenn ich dich nicht wasche", spricht der Herr zu Petrus, „hast du keinen Theil an mir"[1]. Wie die Thränen aus dem Kampfe zweier entgegengesetzten Lebensregungen hervorbrechen, sollen sie versöhnend auf alle Gegensätze des Lebens einwirken. Damit der eigenmächtige Wille nicht erstarre, muß die Thräne mildernd und erweichend zwischen seine Wurzeln eindringen. Aber aus der weichen Empfindung soll die starke Kraft des Willens erwachsen. In der Harmonie beider liegt die rechte Versöhnung des Lebens. Je tiefer der Mensch die Ohnmacht des eigenen Wollens und Könnens empfindet, desto näher steht ihm das Unendliche, desto lebendiger kann sein Glaube auf die höhere Gnade sich stützen, und aus dem Vertrauen auf Gott Stärke gewinnen. Je reichlicher der Born der in sich selbst ohnmächtigen Sehnsucht der Seele im Herzen quillt, desto kräftiger grünt der Baum des Gottvertrauens an seinen Ufern. Nur wer einsam mit den Hirten von Bethlehem wacht in der Nacht der Seele, der wird auch die Stimme des Engels vernehmen, der ihm die Geburt eines neuen Lebens, die Geburt des Erlösers im Herzen verkündet, und in der Stunde dieser Nachtwache wird der Chor der Himmlischen herbei kommen, und hoch aufjubeln: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden!"[2]

---

[1] Joh. 13, 8. [2] Luc. 2, 14.

LXII.

Text: „Jesus aber wurde wieder innigst bewegt, und kam zur Grabstätte. Es war aber eine Höhle, und ein Stein war davor gelegt. Da sprach Jesus: Hebet den Stein weg. Martha aber, die Schwester des Verstorbenen, sagte zu Ihm: Herr, er riecht schon; denn er liegt schon vier Tage. Jesus erwiederte ihr: Habe ich dir nicht gesagt, wenn du glaubst, wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen? Sie hoben also den Stein weg. Jesus aber hob seine Augen empor und sprach: Vater, ich danke dir, daß du mich erhört hast! Ich weiß wohl, daß du mich allzeit erhörest; aber ich sage es um des Volkes willen, das umhersteht, damit sie glauben, daß du mich gesandt hast. Nachdem Er dieß gesagt hatte, rief Er mit lauter Stimme: Lazarus, komm' heraus! und sogleich kam der Todte hervor, umwunden mit Tüchern an Händen und Füßen, und sein Angesicht mit einem Schweißtuche verhüllt. Jesus sprach zu ihnen: Löset ihn auf, und lasset ihn gehen." Joh. 10, 38—44.

Inhalt: Die Vollendung der Natur im Willen und der Macht in der Liebe.

1. Wenn Christus nach der Erzählung unsers Evangelisten der noch zweifelnden Martha die Verheißung gibt: „Wenn du glaubst, wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen", so ist die unmittelbar auf diese Worte folgende theilweise Erfüllung dieser Verheißung durch die Erweckung des todten Lazarus die Bürgschaft, daß sie dereinst die ganze Herrlichkeit Gottes sehen werde. Die Erfüllung dieser Verheißung tritt uns dagegen bei Stephanus in ihrer ganzen Herrlichkeit entgegen. Vom heil. Geiste erfüllt, ruft Stephanus aus: „Ich sehe den Himmel offen, und den Menschensohn zur Rechten Gottes" [1], eine Vision, die von der ganzen christlichen Kirche für so wahrhaft, und zugleich für so bedeutsam gehalten wurde, daß sie ein wesentliches Glied des christkatholischen Glaubensbekenntnisses schon in der ältesten Fassung desselben, nämlich in dem sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisse geworden ist,

---

[1] Apstg. 7, 55.

welches ausdrücklich erklärt: „Aufgefahren in den Himmel sitzet Er zur rechten Hand des allmächtigen Vaters.“

2. Wie wir aber dieses Sitzen zur Rechten des allmächtigen Vaters uns denken sollen, darüber gibt uns wieder der Evangelist Johannes den meisten Aufschluß.

Wenn Christus seine göttliche Sendung bezeugen will, beruft er sich immer auf das Zeugniß seines Väters. Dieses Zeugniß besteht aber nach den Worten des Evangeliums in der göttlichen Macht, mit welcher Christus das Wunder der Erweckung des Lazarus und alle andern Wunder auf Erden gewirkt. „Vater, ich danke dir“, spricht er bei der Erweckung des Todten, „daß du mich erhört“, und unmittelbar vorher im vorausgehenden Hauptstück desselben Evangeliums beruft sich Christus auf seine Werke, indem Er sie als die Werke seines Vaters bezeichnet. „Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht“ [1]. Während wir also in der Menschwerdung Christi die Offenbarung der Liebe des Sohnes Gottes sehen, jener Liebe, die nicht menschlichen, sondern göttlichen Ursprunges, und nicht menschlicher, sondern göttlicher Natur ist, werden wir in allen Werken, in denen die göttliche Macht sich offenbart, an den ewigen Vater erinnert. Dem Vater wird die Offenbarung der Macht, dem Sohne die der Liebe zugeschrieben. Darum dürfen wir aber die beiden Personen doch nicht so unterscheiden, daß wir sagen: Gott der Vater ist die göttliche Macht, der Sohn die göttliche Liebe. Die Vollkommenheit der göttlichen Personen läßt eine solche Trennung der göttlichen Eigenschaften nicht zu. Die göttliche Macht ist nicht ohne Liebe, die göttliche Liebe nicht ohne Macht. Der Sohn ist ebenso wenig machtlos, als der Vater lieblos ist. Die höchste Macht ist, weil vollkommen und göttlich, nothwendig auch vollkommene Liebe.

3. Dennoch ist ein Unterschied beider Personen auch hinsichtlich der Macht und Liebe. Aus der höchsten Macht und ihrer unerschöpflichen Fülle bricht von selbst die überschwängliche Liebe hervor. Sie ist die nothwendige und natürliche Blüthe am lebendigen Baume der göttlichen Machtvollkommenheit. Aber auch die göttliche Liebe vermag nothwendig Alles, was sie will. Ist doch selbst die menschliche Liebe die stärkste, unüberwindlichste Macht auf Erden, wie sollte nicht die Liebe auch in Gott mächtig, unüberwindlich und allmächtig sein? In Gott sind beide, Liebe und Macht, stets und unzertrennbar Eins. Aber darum hört der

---

[1] Joh. 10, 37.

Unterschied in den Personen und das verschiedene Verhältniß derselben zu der absoluten göttlichen Macht und Liebe nicht auf. Einerseits kommt die Liebe aus der Macht, andererseits die Macht aus der Liebe. In der einen Hinsicht ist die Liebe das Erste, die Macht das Zweite, in der andern ist die Macht das Erste und die Liebe das Zweite. Immer sind beide beisammen, aber ihre Folge auseinander ist verschieden.

4. In der Offenbarung Gottes wird dieser Unterschied auf's Bestimmteste sichtbar. Wir erkennen in der Schöpfung zunächst die Macht, aber nicht ohne die Weisheit und Liebe; in der Erlösung die Liebe, aber nicht ohne die Macht und Weisheit Gottes. Die Schöpfung wird eben darum dem Vater, die Erlösung dem Sohne zugeschrieben.

In der Erlösung zeigt sich aber offenbar zunächst und vorzugsweise nur die göttliche Liebe. Die Macht ist zurückgetreten. Wie hätte der Allmächtige mit der ganzen Fülle der Allmacht sichtbar auf Erden erscheinen können? Die Macht tritt nur hervor, wo sie die Göttlichkeit der Liebe des Erlösers bestätigt. Sonst aber ist sie zwar da, aber verhüllt und verborgen. Das gleiche Verhältniß zeigt die Schöpfung hinsichtlich der Macht. Nicht die Liebe Gottes ist zunächst in der Schöpfung offenbar, sondern die Macht, aber allerdings nicht, ohne daß die Schöpfung auch Gottes Güte und Weisheit verkündete.

5. Aber selbst in der Schöpfung ist die Macht nicht um ihrer selbst willen da und offenbar, sondern um der Erkenntniß und Liebe willen. Die Macht für sich allein kann gar nicht erkannt werden. Wo sie allein herrscht, muß Alles neben ihr schweigen. Kein Wesen könnte eine eigene Empfindung haben, um die Macht Gottes zu erkennen, wenn diese Macht unbeschränkt in ihm herrschen wollte. Wenn Gott seine Allmacht nicht beschränkte, könnte kein Wesen außer Gott bestehen. Nur wenn Gott diese Allmacht beschränkt und Wesen schafft, welche auch eine Macht für sich haben, welche für sich etwas wollen und können, kann diese seine Macht erkannt werden. Will die göttliche Allmacht sich offenbaren, so muß sie sich selbst beschränken. Die Schöpfung selbst ist ebenso sehr ein Zeugniß der göttlichen Allmacht, als ein Zeugniß der Beschränkung dieser Macht. Nur eine sich beschränkende absolute Macht kann ein Reich von beschränkten Wesen hervorbringen. Eine unbeschränkt wirkende absolute Macht müßte Alles überwältigen, alle Schranken vernichten. Will Gott den geschaffenen Wesen sich offenbaren, so kann Er diese Offenbarung nicht durch die Macht, welche allein wirkend alle Unterscheidung aufheben müßte, sondern nur durch die Liebe vollbringen.

6. Die *Liebe* steht zur *rechten* Seite der *Macht*. „Niemand kommt zum Vater, denn durch Mich", spricht Christus. Die Schöpfung wäre als bloßes Werk göttlicher Allmacht nicht Offenbarung dieser Macht gewesen, wenn sie nicht Jemand offenbar geworden wäre. Der Mensch ist das Ziel der Schöpfung der Erde. Die Erde ist um des Menschen willen, die Welt um der geschaffenen Geister willen geschaffen. Der Mensch ist die Vollendung der irdischen Schöpfung; mit ihm erst wird sie als ein wahrhaft göttliches Werk erkannt. Der Mensch im Einzelnen, so viel geringer und machtloser als die übrige Schöpfung, ist doch ihr natürlicher Mittelpunkt. Er steht zur *Rechten* der Schöpfung; mit ihm ist die geschaffene Erde erst etwas Rechtes.

7. Das gleiche Verhältniß besteht nun auch wieder in der menschlichen Natur. Auch in dieser ist die Freiheit erst die Vollendung der irdischen, dem Menschen von Natur aus innewohnenden Kräfte. Die schönsten Anlagen sind ohne rechten Werth, wenn ihnen das Bewußtsein ihres Zieles fehlt. Auch die thierische Kraft vermag Vieles und Gewaltiges. Aber dem Thiere fehlt das Bewußtsein dessen, was es kann. Nur der Mensch weiß, daß er seine Kraft zu einem selbstgewählten Zwecke gebrauchen kann. Der Wille ist seine größte Macht. Im Willen liegt die Vollendung seiner Natur. Der Wille vermöchte nichts ohne diese natürlichen Kräfte, und doch ist er es, der diese zu ihrer Vollendung bringt. Der *Wille* steht zur *rechten* Seite der von dem Schöpfer dem Menschen verliehenen Natur. Die natürliche Kraft ist die Bedingung, der Wille die Vollendung. Die natürliche Anlage wird erst ausgebildet durch den Willen, wird erst durch ihn zu einer wirklichen Macht.

8. Wir begreifen diesen Unterschied leicht, wenn wir die Handlungen der Menschen beobachten, und in diesen wieder unterscheiden zwischen dem, was der Mensch *mit* Liebe, und dem, was er *aus* Liebe thut. Mit Neigung und Liebe thut der Mensch Alles, wozu er eine natürliche Anlage hat, wozu er die Kraft in sich fühlt. Der Maler malt mit Liebe, der Baumeister baut mit Liebe, der Dichter dichtet mit Liebe, sobald es wirkliche natürliche Anlage ist, was sich in ihrer Thätigkeit geltend macht. Die Natur zeigt dem Menschen, was er kann, und der Mensch macht dieses Können als Kunst geltend, weil er fühlt, daß er damit nur der innersten Kraft seines Lebens Ausdruck gibt, daß es ihm ebenso natürlich ist, so zu thun, als es der Rose natürlich ist, zu blühen, dem Strome, zu fließen. Aber diese natürliche Anlage, so groß und so

mächtig sie sich auch zeigen mag, so gewaltige, wunderbare Werke auch aus ihr hervorgehen, ist doch das Geringere im Menschen.

Nicht durch das, was er kann, ist der Mensch groß, sondern durch das, was er will. Was ist da Großes, wenn der Strom zum Meere fließt? Das muß er ja. Dabei thut er selber gar nichts. Er ist um so ohnmächtiger für sich selber, je mächtiger die Strömung ist, die seine Wasser mit fortreißt. So auch der Mensch. Je gewaltiger die natürliche Anlage sich geltend macht, um so weniger Freiheit, um so weniger Verdienst, um so weniger Selbstständigkeit hat er selbst. Nur durch das, was er mit Freiheit, was er aus Liebe vollbringt, ist er etwas für sich; nur darin zeigt er seine eigene ihm angehörige Macht. Alle Anlagen, die wir von Natur aus haben, besitzen wir dann erst als unser volles, freies Eigenthum, wenn wir sie unserm Willen unterworfen haben, wenn wir sie nach freiem Wohlgefallen und im Gehorsam gegen ein höheres Gesetz gebrauchen zu einem freien selbstbewußten Zwecke. Die Anlagen, die wir nicht durch unser freies eigenes Thun zu unserm Eigenthum gemacht, gehören nicht wahrhaft uns an. Daher zeigt erst der Wille, was der Mensch wirklich kann und ist. Alle natürlichen Anlagen finden erst in ihm ihre Bedeutung und Vollendung. Viele Anlagen würden vielleicht für immer in der Seele schlummern und unentwickelt bleiben, wenn sie durch den Willen nicht geweckt würden. Wo aber ein entschiedener energischer Wille auftritt, da gehorcht ihm auch die natürliche Kraft. Insbesondere wächst die Einsicht mit dem Willen. Worauf der Mensch seinen Willen gerichtet hat, darin erlangt er Uebung, Erfahrung und Verständniß. Der Wille ist es, der die natürliche Kraft, und die Liebe ist es, die den Willen vollendet. Nach Liebe geht darum die Sehnsucht der menschlichen Seele. Nicht die Macht macht uns zufrieden und glücklich, sondern die Liebe. Nicht die Macht ist das Rechte, sondern die Liebe.

9. Die ganze Weltgeschichte gibt davon Zeugniß. Große Thaten zeigt die alte Geschichte. Wundersame Werke haben die alten Völker zu Stande gebracht. Manche Werke von Menschenhänden galten für Wunder der Welt wegen ihrer Größe und Schönheit. Nicht minder großartig sind viele Erfindungen der alten Welt, sind insbesondere die Erzeugnisse des Geistes indischer und griechischer Bildung. Mit Recht haben alle Zeiten einen Plato und Aristoteles bewundert, mit Recht haben alle die Gedichte eines Homer und Aeschylus, eines Pindar und Sophokles gepriesen. Unzählig sind die staunenswerthen Leistungen jener

alten Völker. Dennoch hat ihnen allen ohne Ausnahme das Höchste, das Rechte gefehlt, das Siegel der höhern sittlichen Vollendung. Die Sehnsucht nach göttlicher Offenbarung, nach Erkenntniß göttlicher Dinge, nach Vollendung der irdischen Kraft durch die Heiligkeit der himmlischen Liebe, der Schmerz um die verlorne Huld dieses göttlichen Wohlgefallens, der Schmerz um die im Menschen nachwirkende Schuld ist dem ganzen Alterthume aufgeprägt. In allen Werken der alten Welt ist die Verlassenheit und Trauer um die verlorne Geistesfreiheit sichtbar geworden. Die Weltgeschichte ist erst mit Christus zum rechten, menschlichen, freien Bewußtsein erwacht. Das Gesetz der Liebe hat die Bande der Natur gelöst, hat den Menschen frei gemacht von der Knechtschaft der irdischen Kräfte, hat ihn erst in seine eigentliche Menschenwürde und Menschenrechte eingesetzt.

10. In Christus allein ist die wahre Vollendung alles natürlichen Lebens, weil es in Ihm erst einen übernatürlichen Inhalt erhalten. Erst der Glaube an Christus macht den Menschen zum Herrn der Erde, zum Herrn seiner selbst und seiner eigenen Kräfte. Nun erst erkennt er seinen Herrn und Gott, und wird durch diese Erkenntniß der ganzen Schöpfung gegenüber, welche Gott nicht kennt, ein Herr. Erst im Glauben an Christus ist ihm die Macht gegeben, die Herrlichkeit Gottes zu sehen.

11. Aber eben darum, weil die durch den Glauben erweckte Liebe die Vollendung aller natürlichen Kräfte ist, ist der Glaube selbst nicht ohne dieselbe lebendig. Ist der Glaube wahre geistige Lebenskraft, so muß er auch Etwas beleben. Eine ganz falsche Anschauung des Glaubens ist es, wenn man meint, der Gläubige bedürfe weder Verstand, noch Kenntnisse, noch Fertigkeiten, ja es sei der Glaube nur um so verdienstlicher, je weniger die Vernunft bei demselben mitwirke. Das Vernünftige zu glauben, sei kein Verdienst, aber das, was der Vernunft widerstrebt, dennoch zu glauben, das sei verdienstlich. Wäre es so, müßten wir ja alles Unvernünftige und Unsinnige glauben, deßwegen, weil es unvernünftig ist, und müßten dann überhaupt und für immer alles Verständniß der Offenbarung fliehen und hassen, weil jedes weitere Verständniß nur dazu dienen müßte, unser Verdienst zu schmälern. Die Sache verhält sich aber so. Wenn wir glauben, glauben wir nicht deßwegen, weil etwas vernünftig oder unvernünftig ist; dieß können wir ja erst hernach sehen und erkennen, sondern weil wir dem Worte und Zeugnisse desjenigen vertrauen, dem wir glauben. Das betrifft aber

zunächst und unmittelbar nicht den Inhalt des Glaubens, sondern bloß den Entschluß. Nicht um das, was wir glauben, handelt es sich dabei, sondern um die Person, der wir glauben. Wir verzichten deßhalb, weil wir glauben, keineswegs auch auf die zukünftige Erkenntniß dessen, was wir glauben, halten das nicht für durchaus unverständlich, was wir glauben, sondern vielmehr für auf's Höchste wahr und vernunftgemäß, nur haben wir, wenn wir zu glauben anfangen, noch nicht die volle Erkenntniß der Weisheit dessen, was wir auf das Zeugniß des Verkündenden hin für wahr halten. Auch verlangt die göttliche Offenbarung keineswegs einen solchen Verzicht. Es heißt nicht: Wenn ihr glaubt, werdet ihr nichts sehen, sondern: „Wenn du glaubst, wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen." Wer nichts sehen will, wozu braucht der zu glauben? Oder wollen wir uns damit vertrösten, daß es gut ist, jetzt blind zu glauben, um dereinst auf einmal durch ein Wunder sehend zu werden? Vieles werden wir allerdings erst dann im rechten Lichte des Geistes sehen, wenn die Augen des Leibes sich schließen. Aber darum dürfen wir nicht Alles erst von jenem Zeitpunkt erwarten. So wenig der Mensch die Besserung auf den letzten Augenblick versparen darf, so wenig darf er dieß mit der Erkenntniß. Was das Leben nicht beginnt, kann die Ewigkeit nicht vollenden; wenn wir in der Zeit nicht säen, können wir in der Ewigkeit nicht ernten. Auch auf Erden ist das Höchste dem Geiste nicht verborgen, sondern nahe. Die Herrlichkeit Gottes sollte Martha sehen und Stephanus sah sie wirklich. Wer jetzt auf dieses Sehen verzichtet, hat eben darum für immer verzichtet, weil er zum voraus verzichtet. Christus ist mehr als bloßer Prophet, so daß er nichts weiter vermöchte, als uns lediglich auf die Zukunft zu vertrösten; Er ist, wie Petrus bekennt, „der Sohn des lebendigen Gottes" [1], der also einen lebendigen Glauben und eine im Leben noch anfangende Erfüllung verkündet hat.

12. Dem lebendigen Glauben steht der Anfang der Erfüllung nahe. Dem Glauben folgt die That, die Erkenntniß, der innere Trost und die innere Anschauung der Wahrheit. Er selbst erzeugt sich die Macht der Erfüllung, wenn er in der Liebe lebendig ist. Die Liebe ist wirkliche werkthätige Macht. Sie überwindet Alles. Ihr ist nichts zu groß und zu schwer. Die Macht ihrer Werke ist das Zeugniß ihrer Abstammung. Wo die Liebe des Sohnes herrscht, ist auch die Macht des Vaters nahe.

---

[1] Matth. 16, 16.

Wenn der Vater nicht Zeugniß gibt für den Sohn, ist auch der Sohn nicht da. Nur dadurch wissen wir ja, daß unser Glaube und unsere Liebe ächt und wahr sind, daß die Erhebung und Begeisterung der natürlichen Kraft, daß der Vater und der Sohn dafür Zeugniß geben. Wenn wir so den Sohn zur rechten Seite des Vaters, die Liebe Christi als die Vollenderin aller natürlichen Anlagen in uns erblicken, dann erst wissen wir, daß es die wahre Liebe ist, die in uns lebt. Daran erkennen wir den Sohn, daß Er zur Rechten des Vaters steht. Dadurch wissen wir, daß unser Glaube wahrhaft ist, daß wir in ihm „Macht haben, Kinder Gottes zu werden" [1], daß wir in dieser Macht des Glaubens den Sohn erkennen, und Ihn sehen in seiner wahren Herrlichkeit, „als der Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit" [2].

LXIII.

Text: „Viele nun von den Juden, die zu Maria und Martha gekommen waren, und mit angesehen hatten, was Jesus that, glaubten an ihn. Einige aber von ihnen gingen hin zu den Pharisäern, und sagten ihnen, was Jesus gethan hatte. Da versammelten die Hohenpriester und Pharisäer den hohen Rath und sprachen: Was thun wir? denn dieser Mensch thut viele Zeichen. Lassen wir Ihn so fortfahren, so werden noch Alle an Ihn glauben. Dann kommen die Römer und nehmen uns Land und Leute weg. Einer aber von ihnen, Kaiphas mit Namen, der in diesem Jahre Hoherpriester war, sprach zu ihnen: Ihr wisset nichts, und bedenket nicht, daß es besser für uns ist, es sterbe Ein Mensch für das Volk, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe. Dieß sagte er aber nicht aus sich selbst, sondern da er desselben Jahres Hoherpriester war, weissagte er, daß Jesus für das Volk sterben würde; doch nicht nur für das Volk allein, sondern damit Er die zerstreuten Kinder Gottes in Eins

---

[1] Joh. 1, 12. [2] Joh. 1, 14.

zusammen brächte. Von diesem Tage an faßten sie den Beschluß, Ihn zu tödten. Daher wandelte Jesus nicht mehr öffentlich unter den Juden, sondern entfernte sich von da in eine Gegend, nahe bei der Wüste, in eine Stadt, die Ephräm heißt, und hielt sich daselbst mit seinen Jüngern auf." Joh. 11, 45—54.

Inhalt: Ueber das Opfer.

1. Nach der Erzählung der Erweckung des Lazarus vom Tode kommt nun der Evangelist in natürlicher Folgenreihe auf die Wirkungen dieses Wunders zu sprechen. Er führt uns in die Rathsversammlung der Pharisäer, die den Tod des Wunderthäters beschließen, führt uns in die stille Wohnung des Lazarus, wo Maria dem frommen Drange des Herzens gehorchend die Füße des Herrn mit köstlicher Narde salbt, und endlich hinaus auf die Höhen von Jerusalem, um uns die Menge des Volkes zu zeigen, das dem großen Wunderthäter mit Palmzweigen in den Händen entgegenzieht und Hosianna ruft. So natürlich dieses alles sich begeben, dient es doch dem Evangelisten wieder dazu, den Leser immer tiefer in das Geheimniß der Erlösung einzuführen. Der Hauch der göttlichen Offenbarungswahrheit weht uns aus diesen Begebenheiten in immer mächtigern Strömungen entgegen. Selbst der Unglaube der Pharisäer muß Zeugniß geben für das erhabene Geheimniß, auf welches von nun an alle Worte des Evangelisten wie auf ein unmittelbar nahe gerücktes Ereigniß hinweisen. Der Opfertod des Heilandes wird hier bereits auf das Bestimmteste angekündigt. Der Hohepriester verkündigt ihn, ohne die Bedeutung seiner Worte ganz zu verstehen, wenn er sagt: „Ihr wisset nichts und bedenket nicht, daß es besser für uns ist, es sterbe Ein Mensch für das Volk, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe"; und der Evangelist weiset noch deutlicher auf das Opfer Christi am Kreuze hin, wenn er zu den Worten des Hohenpriesters erklärend hinzufügt: „Dieß sagte er aber nicht aus sich selbst, sondern weil er desselben Jahres Hoherpriester war, weissagte er, daß Jesus für das Volk sterben würde; doch nicht für das Volk allein, sondern damit Er die zerstreuten Kinder Gottes in Eins zusammen brächte".

2. Das Opfer ist nicht etwas Außerwesentliches und Zufälliges in der Religion. Es ist vielmehr der Kern jeder Religion, das Herz alles religiösen Lebens. Im Opfer liegt die Verbindung und Versöhnung mit einer unsichtbaren, geheimnißvollen Welt, die uns überall um-

gibt, die auf uns wirkt, uns dient oder uns beherrscht, von der wir in den innersten Kräften unsers Lebens abhängig sind, einer Welt, die uns stets nahe ist, und die uns doch so fremd, so unbekannt, so schauerlich vorkommt, daß auch die vor ihr zittern, die ihre Macht zu läugnen suchen.

3. Viele drücken vor dem Schauen in die geheimnißvollen Tiefen des Lebens, vor dem unendlichen Abgrunde des Anfanges und Endes alles Daseins die Augen zu, weil sie sich vor der Betrachtung dieser Tiefe fürchten, weil sie thöricht glauben, dieser gefürchteten Welt dadurch entfliehen zu können, daß sie dieselbe läugnen, daß sie nichts von ihr wissen wollen. Darum möchten sie auch das Geheimniß des Opfers aus der Religion entfernen, um sich eine Religion nach eigenem Geschmacke und nach der Kurzsichtigkeit ihrer eigenen Weisheit zuzurichten. Dagegen halten Andere an den Geheimnissen der Religion fest, weil Geheimnisse eben nicht erkannt und begriffen, sondern nur geglaubt werden können, und weil derjenige, welcher glaubt, was nicht begriffen werden kann, durch den Glauben alles Denkens und Betrachtens überhoben ist. Mit geschlossenen Augen halten sie an den Mysterien des Glaubens fest, ohne zu wissen, woran sie sich halten, sowie die Andern mit geschlossenen Augen dieselben von sich abwehren, ohne zu wissen, was sie von sich stoßen. Die Einen verläugnen im Werke, was die Andern mit dem Verstande abläugnen. Eine wahre Erkenntniß gewinnen beide nicht. Der eine Zustand ist so trostlos und so irreligiös, wie der andere. Unglaube und Aberglaube haben denselben Erfolg, wie sie die gleiche Ursache haben. Beide entspringen aus der Furcht vor der Wahrheit, beide enden mit Unwissenheit, Lüge und Haß gegen jede wahre Religiösität und Sittlichkeit.

4. Vergebens, daß wir uns sträuben gegen die Nähe des Geheimnisses; wir müssen entweder auf alles Verständniß des Lebens verzichten, oder unsere Blicke auch in die verborgenen Tiefen desselben richten. Sind wir doch überall von Geheimnissen umgeben, und können sozusagen keinen Athemzug thun, ohne den Hauch unerforschter Geheimnisse des Lebens einzuathmen. Ist doch unser eigener Leib ein Räthsel und Geheimniß für uns. Unsere eigenen Glieder sind uns äußerlich und fremd. Wir wissen kaum, wie sie denn eigentlich zu uns gehören, können nicht begreifen, wie wir selbst das Alles sein sollen, was wir kaum oder doch nur von außen kennen. Es fließt das Blut durch unsere Adern, wir sehen es nicht und fühlen es kaum; es athmet die Lunge, es verdauen

die innern Organe, wandeln die Nahrung oder scheiden aus, was sie nicht verwandeln, und folgen dabei ihren eigenen Gesetzen. Wir wissen und sehen nicht, was vorgeht in uns, müssen es geschehen lassen, daß Speise und Trank in unser Fleisch und Blut umgewandelt wird, und daß dieses Fleisch und Blut, das wir doch selber sind, feindlich sich auflehnt gegen uns, daß wir von unsern eigenen Gliedern gepeinigt und mit unerträglichen Schmerzen geängstigt werden. Und das Alles sollen wir selbst sein? Unglaublich, daß wir uns so viele Schmerzen verursachen würden, daß wir selbst das sind, was uns ängstigt und schmerzt. Und doch ist es nicht anders.

Wie wenig kennen und wissen wir von uns. Nur die Oberfläche sehen wir; das Innere, das geheime Triebwerk unsers eigenen Lebens ist ein Geheimniß für uns. Zwar wissen wir, daß die Hellsehenden diese Oberfläche durchschauen können, daß sie die innern Theile des Menschen so leibhaft vor sich sehen können, wie wir etwa Hand und Fuß. Allein dieses Sehen ist selbst wieder ein geheimnißvolles. Es ist eine Art Selbstvergessenheit, ein Traumschlaf, in welchem der Sehende gar nicht seiner selbst und seines geistigen Lebens mächtig ist. Und doch sollte man meinen, müßte ein solches Sehen der rechte, naturgemäße Zustand sein. Durchwohnt doch die Seele des Menschen den ganzen Leib, ist doch der Geist der Mittelpunkt dieser Seele und ihr Licht, und dennoch vermögen sich diese beiden nicht zu erkennen, und noch weniger ihren eigenen Leib, in dem sie leben und den sie beleben.

5. Das kann unmöglich der rechte, naturgemäße Zustand sein, daß der Geist, der innen wohnt, doch seinen Leib nur von außen sieht und kennen lernt, daß der Mensch, der allein Vernunft hat unter den Geschöpfen, um dessentwillen die Erde geschaffen ist, der ihr Ziel und Mittelpunkt sein soll, doch nur ihre Oberfläche sieht und bebaut, während ihm das Innere der Dinge verborgen bleibt. Das ist wider die ursprüngliche Natur und Bestimmung des Menschen. So kann es nicht gewesen sein vom Anfange an. Daß es aber so geworden, daran kann nur die Sünde des Menschen schuld sein. Durch die Sünde ist die Natur des Menschen ebenso, wie das Wesen der Dinge verwandelt worden.

6. So manche Sage erzählt von uralten Freveln des menschlichen Uebermuthes, in Folge dessen schöne anmuthige Alpen plötzlich in Nacht und Graus versunken sind, und die Frevler selbst in Stein verwandelt wurden. Solche Sagen leben überall im Volk der Berge, und jeder besonders geformte Stein dient als Anknüpfungspunkt für dieselben.

Sie haben recht, diese Sagen, in ihrem Kern und Wesen. Der Mensch ist verwandelt und die Erde mit ihm; die Herrlichkeit der Erde ist versunken, die steinerne Hülle allein ist geblieben. Es ist ein anderer Herrscher in die Welt eingedrungen, als derjenige, der allein darin herrschen sollte. Alles Leben des Menschen ist der finstern Macht desselben verfallen; alles Leben ist der Macht des Todes, welcher im innersten Kern aller Wesen herrscht, zur Beute gegeben. Was uns nähren soll, nährt uns zum Tode. Mit jeder Speise nehmen wir die Gewalt des Bösen und des Todes zugleich mit der Nahrung in uns auf. Die Natur ist dem Menschen feindlich geworden. Statt daß er sie beherrschte, fürchtet er sich vor ihr. Ist sie auch äußerlich ruhig und gebändigt, lauert die Rache der durch des Menschen Sünde entheiligten und entwürdigten Natur doch im Verborgenen. Plötzlich brechen die Elemente los und erinnern den Menschen an diese feindliche und unversöhnliche Macht. Es rast der See, und will sein Opfer haben. Es fordern die Stürme, die Ströme, die Krankheiten ihre Opfer. Darum fürchtet sich der Mensch vor dieser Gewalt der Natur, und noch mehr vor jener beleidigten göttlichen Macht, die als Schützerin und Trägerin alles Lebens und als Rächerin aller sündhaften Verletzung desselben in der innersten Tiefe aller Naturkräfte herrscht.

7. Wie wollen und können wir jene erzürnten Mächte besänftigen? Was können wir Menschen dieser strafenden Macht als Opfer anbieten? Ist nicht jeder willkürliche Gebrauch der Natur schon ein unberechtigter Eingriff in ein Reich, über das wir ohne den Glauben an göttliche Anordnung kein anderes Recht haben, als das der List oder Stärke? Ist nicht jede Besitzergreifung selbst wieder ein neues Unrecht, welches wir in diesem Zustande der Sünde begehen? Können wir altes Unrecht mit neuem Unrecht gut machen? Woher sollen wir das Lösegeld nehmen, als eben wieder von dem, was wir mit Unrecht besitzen, von jenem ungerechten Mammon, wie die heil. Schrift ihn nennt? Was können wir opfern für unsere Schuld, als wieder mit Schuld Beflecktes? Was wir anfassen in dieser Trostlosigkeit, hilft uns nicht aus dem Elend und Tod, denn Alles, woran wir uns halten wollen, wird uns durch seine eigene Schwere nur mit beschleunigter Gewalt in die Tiefe ziehen. Der Sinkende sucht sich vergeblich an dem zu halten, was mit ihm in den gleichen Sturz verschlungen ist.

8. Hier kann nur Einer helfen, nur Einer ein gültiges Opfer darbringen, nur Einer durch seinen Tod Alle vom Tode erlösen. Dieß kann

nur der Eine, der selbst nicht dem Tode verfallen das Leben freiwillig hingibt, der selbst ohne Schuld die Schuld Aller auf sich nimmt. Durch seinen Tod wird die Herrschaft des Todes gebrochen, und ein neues Leben der zuvor fluchbedeckten Erde eingeimpft. Durch seinen Tod ist der Tod besiegt, der Fürst der Welt ausgetrieben aus seinem Reiche. Jene Macht des Todes, welche im innersten Wesen die Natur beherrscht, ist einer neuen, belebenden Macht gewichen. An die Stelle der von der Sünde und Schuld getrübten Substanz ist das Wort Gottes getreten.

9. Das ist das Geheimniß der Verwandlung von Brod und Wein im Altarssacramente. In diesem Geiste der innersten Lebenserneuerung spricht Christus zu den Juden: „Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise, und mein Blut ist wahrhaft ein Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm" [1]. Wie die irdische Speise den Menschen zum Tode nährt, weil der Tod ihre Substanz ist, so nährt die in das Fleisch und Blut Christi verwandelte Substanz von Brod und Wein im Sacramente den, der dieses Brod des Lebens empfängt, zum ewigen Leben. Zwar sehen wir auch in dieser Verwandlung nur die äußere Gestalt von Brod und Wein, nicht aber die Substanz. Allein daß wir sie nicht sehen, davon ist der Grund nicht, weil keine Wandlung vor sich gegangen, sondern die erste Verwandlung der menschlichen Natur durch die Sünde, durch welche erste unselige Wandlung der Mensch die Fähigkeit und Kraft verloren hat, in das innere Leben der Dinge sehen, und die Substanz des Lebens erblicken und erkennen zu können. Darum aber wirkt diese Substanz dennoch mit unsichtbar umgestaltender Macht. Diese Substanz ist der Sauerteig, den die himmlische Weisheit genommen und in die Masse des erdhaften Lebens gemischt, so daß er verborgen darin wirkt, bis Alles von seiner Kraft durchdrungen und durchsäuert ist [2].

10. Diese Verwandlung ist ein Geheimniß, das unsichtbar wirkt, und nur dem Gläubigen nahe ist. Das Opfer ist nur für die Gesammtheit der Menschen als äußerlich vollendetes vollbracht. Der Einzelne aber muß durch eigene Mitwirkung desselben theilhaftig werden. Damit der Einzelne auch des Sieges Christi über den Tod theilhaftig werde, muß er mitopfern, mitsterben, mitsiegen. Das **Opfer des Willens** ist es allein, durch welches der Mensch mit dem **Opfer des Kreuzes**, mit

---

[1] Joh. 6, 57. [2] Matth. 13, 33.

dem großen Opfer auf Golgatha sich vereinen, die Macht und den Gewinn jenes Opfers zu dem seinigen machen kann.

11. Daraus ergibt sich ein doppeltes Leben für den erlöseten Menschen. Das Geheimniß des Opfers und Sacramentes muß mit dem offenbaren Leben und Wirken des Geistes zusammengehen und Eins werden. Beide Bewegungen gehen ihren eigenen Weg. Diese Wege sind nicht unmittelbar Eins, sondern müssen sich erst vereinigen. Von Seite der Natur muß die Wiedergeburt des Menschen durch das Opfer und Sacrament bewerkstelligt werden; von Seite der Freiheit durch die freie Erkenntniß und das sittlich religiöse Streben, durch die Heiligung des Willens. Beide gehören wesentlich zusammen. Keines kann recht wirksam sein ohne das andere. Erst wenn beide sich vollständig im Menschen geeinigt haben, ist die Seele von allen Banden gelöst, leiblich und geistig erlöst und geheiligt, vollkommen selig.

12. Der Wechsel der Zeiten selber bietet uns ein Gleichniß dieses Doppellebens, welches die Kirche am Neujahrstage uns zur Anschauung bringt. Mit dem Neujahr zugleich feiern wir das Fest der Beschneidung Jesu. Mit der Beschneidung hat das Opfer bereits begonnen. Der geheimnißvolle Weg zum freien Opfer, zum blutigen Tode ist bereits angetreten. Neben demselben aber geht der offenkundige Weg des Lebens Jesu seinen äußerlich sichtbaren Lebensgang. Das Kind „nimmt zu an Alter, Weisheit und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen" [1]. So ist das Neujahr ein äußerer Wechsel der Zeit, der mit dem Leben und seinem nothwendigen geheimen Entwicklungsgang nichts zu schaffen hat. Das Leben geht seine Wege, und kümmert sich nichts um den Jahreswechsel. Die Natur bringt ihre Tag- und Jahreszeiten, und läßt die Menschen Neujahr halten, wie sie wollen. Aeußerlich wird nichts neu dadurch. Neu wird nur in uns, was der Wille erneut. Darum sind wir vor Allem beim Wechsel des Jahres zur Erneuerung des Willens und zur Neugestaltung unserer Entschlüsse und unsers Strebens aufgefordert. Wer nicht im Willen ein neues Leben innerlich beginnt, für den wird in der That gar nichts neu. Alle Wünsche zum neuen Jahre sind keine Segenswünsche für ihn. Jedes irdische Gut bleibt, so lange es nicht losgekauft ist von der Macht der Sünde und des Todes durch das Blut Christi und den Segen des Sacramentes, ein Geheimniß für das von Gott losgerissene Leben, welches demselben

---

[1] Luc. 2, 40. 52.

ebenso zum Heile wie zum Verderben gereichen kann. Nur Eines ist gut und wünschenswerth, und dieses Eine ist die Verwandlung unsers irdischen Wünschens in einen Gott geheiligten Willen, und unsers irdischen Lebens und Besitzes in eine Opfergabe des neuen Lebens in Christus. Nur in dieser Umwandlung des geistigen und natürlichen Lebens wird Alles, was das Jahr uns bringen mag, zum Unterpfande eines neuen und ewigen Lebens. Nur durch die Gnade des Opfers und Sacramentes und die Erneuerung im heil. Geiste werden wir Erben des ewigen Lebens.

LXIV.

Text: „Sechs Tage vor dem Osterfeste kam Jesus nach Bethanien, wo Lazarus gestorben, und von Jesus auferweckt worden war. Daselbst bereiteten sie Ihm ein Abendmahl. Martha diente; Lazarus aber war einer von denen, die mit Ihm zu Tische lagen. Maria aber nahm ein Pfund Salbe von ächtem Nardenöl, das sehr köstlich war, und salbte damit die Füße Jesu, und trocknete sie mit ihren Haaren, und der Geruch der Salbe erfüllte das ganze Haus. Da sagte einer von seinen Jüngern, Judas Iskariot, der Ihn hernach verrieth: Warum hat man diese Salbe nicht lieber verkauft um dreihundert Denare und diese den Armen gegeben? Dieses sagte er aber nicht, als hätte er sich um die Armen bekümmert, sondern weil er ein Dieb war und den Beutel führte, und das, was eingelegt war, nachtrug. Da sprach Jesus: Lasset sie dieß für den Tag meiner Begräbniß verwenden; denn die Armen habt ihr allzeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allzeit.“ Joh. 12, 1—8.

Inhalt: Die Symbolik des Wohlgeruchs für das geistige Leben.

1. Daß der Evangelist Johannes die Kunst versteht, tiefe Gedanken anszusprechen, haben wir oft gesehen; daß er Meister ist in der Kunst, anmuthig und ergreifend zu erzählen, hat uns die Geschichte des Lazarus gezeigt; daß er zugleich die Kunst inne hat, durch scharfe Gegensätze, durch kräftige Lichter und Schatten seine Darstellung wirksam zu machen,

darüber läßt uns die Erzählung des auf die Erweckung des Lazarus folgenden Abschnittes keinen Zweifel. Ein ausdrucksvollerer Gegensatz hätte nicht leicht gefunden werden können, als der, welcher sich zwischen der Handlungsweise Maria's und jener der Pharisäer kundgibt. Bei diesen zeigt sich die im Unglauben verhärtete berechnende Klugheit, dort offenbart sich ein vom Glauben begeistertes, von unbeschränkter Verehrung und Andacht zu schöner Selbstvergessenheit hingerissenes liebeglühendes Herz. In unbeabsichtigter und doch tiefbedeutsamer Uebereinstimmung mit ihrem eigenen Wesen hat Maria ihre innersten Gefühle durch ein Symbol ausgedrückt, an dessen Stelle sie unmöglich ein sinnvolleres hätte wählen können.

2. Der Wohlgeruch der Salbe, von dem der Evangelist erzählt, daß er sich durch's ganze Haus verbreitete, ist das bezeichnendste Bild der schönen gottbegeisterten Liebe. Der Wohlgeruch ist ein Zeichen eines sich offenbarenden unsichtbaren innern Lebens. Mit dem Geruche wird gleichsam eine verborgene Lebenskraft frei, und theilt sich auf geheimnißvolle Weise andern Wesen mit. Es strömt im Geruche eine Kraft von den Dingen aus, und wirkt mit großer, unaufhaltsamer, alles durchdringender und unwiderstehlicher Gewalt in die Ferne, ohne daß dieses Ausströmen ihnen etwas entzieht, oder ihren äußern Bestand verzehrt. Darum hat man dem Wohlgeruch auch stets eine stärkende und gleichsam Leben bewahrende Kraft zugeschrieben. Die alten Völker balsamirten sogar die Leichname der Verstorbenen mit wohlriechenden Essenzen ein, um dieselben dadurch vor der Verwesung zu bewahren, in der Meinung, daß, wie der üble Geruch die Verwesung anzeigt, der Wohlgeruch sie aufhalte. Wenn wir die Blumen lieben um ihres Wohlgeruches willen, so ist das nichts Anderes, als eine Wirkung natürlicher Anziehungskraft. Wir fühlen bei ihnen gleichsam den Athem jener unsichtbaren und geheimnißvollen Lebenskraft, die, überall beschränkt und gebunden, hier freier und offenbarer geworden ist. Es liegt ein gewisser Trost darin, daß das Geheimniß des Lebens, welches durch die Sünde des Menschen sich vor ihm verhüllt hat, und gleichsam in die Tiefe versunken ist, doch wenigstens in dem Dufte der blühenden Pflanze uns noch zu grüßen und mit seinem heimlichen Liebesodem anzuhauchen scheint. Der Wohlgeruch der Blumen- und Blüthenwelt ist wie ein stiller Gruß aus einem schönern Leben, aus einem verschlossenen Paradies. Es ist darum ein alter, von der heil. Schrift geheiligter tiefbezeichnender Ausdruck, die Schönheit des geistigen Lebens mit dem Wohlgeruch zusammenzustellen.

Von den Heiligen sagen wir nicht nur, daß sie im Geruche der Heiligkeit lebten, sondern ihre Geschichte erzählt uns oft von der Wirklichkeit dieses Wohlgeruches, der bei Eröffnung ihrer Gräber oder unmittelbar nach ihrem Tode die Heiligkeit ihres Lebens gleichsam offenkundig machte. Dieser Wohlgeruch ist das geheimnißvolle Athmen des reinsten Lebens, welches nach Ueberwindung alles Irdischen hier die innerste Blüthe des Daseins, die einem überirdischen Leben sich einverleiben durfte, kund macht. Wie alles Dämonische sich durch üblen Geruch als eine Entstellung und Verderbung auch des leiblichen Lebens kund gibt, so hat die geheiligte Leiblichkeit ihre innere Unverweslichkeit durch diesen Wohlgeruch des sonst verweslichen Leibes gleichsam naturgemäß bezeugt. Daher bezeichnet die heil. Schrift alles das, worin eine solche innere Kraft des Lebens frei wird, wie das beim Gebet und vorzüglich beim Opfer geschieht, als Wohlgeruch. Von dem Wohlgeruch des Opfers ist im alten Testamente vielfältig die Rede. Auch bei der Darbringung des Kelches im heil. Meßopfer betet die Kirche: „daß das Opfer aufsteige zu Gottes Majestät mit süßem Wohlgeruche.“

3. Jenes tiefe Geheimniß des Lebens, auf welches die Betrachtung vom Opfertode Jesu hingewiesen, tritt uns hier unter dem Symbol des Wohlgeruches wieder in anderer Gestalt entgegen. Durch die Sünde ist die Herrlichkeit der Erde und die ursprüngliche Natur des Menschen verwandelt, und ihrer frühern Kraft und Schönheit entkleidet worden. Zwar ist es immer noch dieselbe göttliche Macht, welche die Natur und den Menschen mit ihrer ersten Herrlichkeit bekleidet hatte, die auch nach dem Falle noch die Natur und den Menschen erhält. Allein wenn auch Alles noch in der Hand der Allmacht ruht, wie zuvor, so ruht doch Gottes Wohlgefallen nicht mehr wie zuvor auf der verwandelten Natur. Der göttliche Lebensodem, der Alles im Innersten beseelt, wird erst wieder frei und wirksam im Opfer, und in dem Willen, welcher sich Gott durch Glaube und Liebe zuwendet. In diesem Willen wurzelt das wahre Leben und die rechte Freiheit der menschlichen Natur. Daß die höhere Natur und Bestimmung des Menschen zur Seligkeit in der Natur wieder zur Herrschaft gelange, das ist das Ziel alles irdischen Ringens und Strebens.

4. Wenn wir aber von höherer Natürlichkeit reden, so müssen wir eine doppelte Natur des Menschen unterscheiden. Die eine Seite der menschlichen Natur ist die äußerliche, sinnliche, erdhafte, die unter der Macht der äußern Lust und Begierde steht, und stets zum Unwahren,

Rohen, Gemeinen, Unschönen hinzieht. Die andere ist die anerschaffene Bestimmung, der von Gott dem Menschen gegebene Beruf. Beide geben sich im Menschen zu erkennen; die eine als Sehnsucht nach dem Schönen und Guten, nach dem verlornen Paradiese, die andere als Sucht der Sünde. Um uns über das niedere, roh sinnliche Leben zu erheben, die Gewalt des Gemein-Irdischen von uns abzustreifen, eine höhere Macht des Geistes frei zu machen, bedarf es zuerst einer kräftigen Anstrengung des Willens, einer sittlichen Erhebung über die sinnliche Begierde und das Thierische in der menschlichen Natur. Aber auch mit dieser freien Erhebung des Willens ist nicht alle Gefahr überwunden. Was wir auf der einen Seite im Kampfe mit der gemein sinnlichen Natur gewinnen, das können wir durch Erhebung des Eigenwillens der wahren Natur gegenüber verlieren. Wenn der Mensch seiner Natur mit Eigensinn etwas abzwingen will, erreicht er seine Bestimmung nicht. Die uns von Gott verliehene Willenskraft wird durch das eigensinnige Festhalten an einem zeitlich-bestimmten Vorsatz, den wir rein aus uns selbst und ohne Gottes Fügung gewählt haben, nicht frei, sondern an eine unnatürliche und unheilige Willkür und Ausnahmsstellung gebunden. Ueberall, wo auf einen zeitlich bestimmten Zweck gerichtete Absichtlichkeit oder Parteitendenzen und ähnliche äußerliche Ziele die Richtschnur unsers Denkens und Handelns bestimmen, denken und handeln wir nicht frei, nicht der innern Empfindung, nicht den tiefern Bedürfnissen des Lebens gemäß. Es ist nicht das innerste Leben, was uns dabei beseelt, sondern äußerlich aufgedrungene Regel und Rücksicht, die wie ein schneidendes Schwert die Zweige unseres Denkens und Handelns von dem Baume des lebendigen Gefühles losschneidet, und zum Hausgebrauche sammelt und trocknet. Solches Denken und Handeln mag klug, politisch, zeitgemäß sein, aber schön, edel und wahrhaft gut ist es nicht. Alles Gesuchte, Gezwungene und Affectirte, was nicht aus der lebendigen Empfindung hervorbricht, sondern um der äußern Erscheinung, um der bestimmten Absicht und Rücksicht willen so gemacht ist, ist ebenso sehr der wahren Sittlichkeit und Religiosität, wie der wahren Natur widersprechend und feindlich. Die Religion befreit und vollendet die wahre, natürliche Kraft und Bestimmung, und die wahre Natürlichkeit sucht und bezeugt die wahre Religion.

5. Zeugniß dessen ist jede natürliche Fähigkeit und Kraft. Ist auch die ursprüngliche Schönheit und Herrlichkeit der menschlichen Natur in eine unerreichbare Tiefe versunken, so ist doch die Ahnung und Erinne-

rung an jenes verlorne Paradies und die Sehnsucht nach dessen Wiedergewinnung dieselbe geblieben. Von dieser Sehnsucht angetrieben, sucht der Mensch denkend sich über das Aeußerliche, Unbegreifliche und Zufällige der sinnlichen Erscheinung zu erheben. Er sucht in allem Vergänglichen ein allgemeines, bleibendes und höheres Gesetz. Die Ahnung einer bleibenden und ewigen Wahrheit geht vor ihm her, wie der Stern, welcher den Weisen aus dem Morgenlande erschien und vor ihnen herging, bis er über dem Orte stille stand, wo die ewige Wahrheit zur Welt geboren war. Dieser Sehnsucht nach höherer, bleibender Wahrheit muß der Mensch folgen ganz und unbedingt, nicht abschweifen nach links und rechts, nicht vorgefaßten Meinungen Gehör geben, nicht zurückschrecken vor der Weite des Weges. Nur wer sich selbst, seine Umgebung, seine Zeit und alles Aeußerliche ganz dabei vergessend dieses Ziel allein im Auge behält, der wird es auch erreichen. Die Hoffnung wird ihn nicht täuschen. Die Kraft des Glaubens wird seiner Sehnsucht auch die Erfüllung gewähren. Was die Hoffnung, die einzig auf das Höchste gerichtet ist, verkündet, das erfüllt die Gnade gewiß. Der Wohlgeruch der Wahrheit wird das ganze Haus seiner Erkenntniß durchdringen und erfüllen.

6. Noch deutlicher sehen wir diese Befreiung der natürlichen Kraft von den Banden der äußern Erscheinung in der wahren Kunst. Nur indem der Künstler irgend eine tiefere Kraft des Lichtes, der Farbe, der Töne entdeckt, und dieser nachgehend die äußere Erscheinung durch dieselbe umzugestalten sucht, gewinnt er Macht über die Natur. Diesen innern Geheimnissen nachgehend leuchtet ihm die Macht eines verborgenen Lebens. Sehnend geht er diesem Lichte nach. Je weniger er es aus sich erreicht, um so heftiger wird seine Sehnsucht. Erscheint aber dieser seiner Sehnsucht die göttliche Offenbarung eines höheren Zieles, wird die verborgene Macht des Lebens in dieser Offenbarung von ihm erfaßt, so wird er auch in seinen Bildungen nach dieser höhern Welt greifen und in ihr seine Ideale und Vorbilder suchen. Nun wird es ihn drängen, dem innerlich offenbar gewordenen höhern Leben das äußere Leben nachzubilden, die äußere Erscheinung zum mittelbaren Ausdruck jener erhabenen Vorbilder zu machen, die der Glaube als Gestalten einer höhern Welt ihm darstellt. Das ist die wahre Weihe der Kunst. Die Religion allein verleiht ihr eine wahrhaft begeisternde und die Welt umgestaltende Macht. Entweder ist es das in der Religion geschaute Vorbild, was den Künstler begeistert, ein Nachbild desselben

in der irdischen Gestalt hervorzurufen, oder es ist die Sehnsucht, die ihn bewegt, den Schmerz um das verlorne Paradies in die natürliche Erscheinung hineinzulegen, und in's Unendliche nach verborgenen Kräften und höhern Vorbildern zu greifen. Wenn er solche Ideale findet, sucht er damit die äußere Gestalt zu beleben. Vermag er das, durchdringt die innere Kraft ganz und gar die äußere Gestalt und Erscheinung, dann ist sein Werk ein Kunstwerk, der Wohlgeruch des innern Lebens durchdringt das ganze Gebilde.

7. Wo diese heilige Begeisterung nicht lebendig wird, da ist die Kunst nicht Kunst, sondern bloß ein stümperhafter Versuch, die äußere Gestalt zum Scheine des verlornen innern Gutes aufzublähen. Ohne Religion ist keine wahre Kunst möglich. Wer ein Künstler werden will ohne sie, bleibt ewig ein Pfuscher und Stümper. Aber auch der Stümper in der Kunst ist kein wahrhaft von Religiosität durchdrungener Mensch. Wäre er das, würde er nicht seiner Natur zumuthen, zu vollbringen, zu was Gott sie nicht befähigt hat. Eine heilige Begeisterung kann den, dessen Seele sie ganz erfüllt, auch in der Erfüllung seines wahren Berufes nicht verlassen, und die von ihr bethätigte Kraft nicht hinter ihrem Ziele zurückbleiben lassen. Wer aber nur bildet, was gefällt, und darum dichtet, daß es gefallen möchte, der hat den innersten Kern der Wahrheit und Schönheit in sich ausgetilgt. Es ist ebenso wenig die Kunst, als die Religion, die ihn beseelt. Ist es aber der Beifall der Menschen, der ihn antreibt, so ist ja die Heiligkeit des Glaubens ihm eben so fremd, wie die wahre, alles Irdische verwandelnde Kraft des Geistes. Nicht der Wohlgeruch des innersten Lebens strömt von seinem Werke aus, sondern der üble Geruch, der alle Eitelkeit kennzeichnet, der Geruch der Verwesung und des geistigen Todes.

8. Wissenschaft und Kunst treiben, wenn sie im Sinne religiöser Begeisterung ihre Werke beginnen und vollenden, die schönen duftenden Blüthen am Baume des irdischen Lebens, welche Zeugniß geben von einer höhern Natur und Lebenskraft. Aber sie sind nicht die Frucht dieses Lebens, sie sind nicht diese Kraft selber. Dieser Wohlgeruch des erblühenden Naturlebens ist noch nicht die Vollendung, ist noch nicht der Wohlgeruch der Ewigkeit selbst, wie er in dem in der Liebe vollendeten Glauben sich entfaltet, wie er aus den Werken der wahren, gottbegeisterten Liebe hervorbricht. Durch sie allein wird jede natürliche Empfindung eine übernatürliche, wird jedes Wort der Anfang eines neuen, in Gott wiedergebornen Lebens.

9. Aber auch die Liebe ist nicht ohne werkthätige Offenbarung ihrer Macht. Wahre Liebe bleibt nicht verborgen. Wie der Wohlgeruch nicht verborgen bleibt, sondern das ganze Haus durchdringt, so kann auch die Liebe nicht geheim bleiben. Sie muß sich offenbaren. Glaube und Liebe ohne lebendige Entfaltung ihrer Kraft sind todt. Es gibt keinen lebendigen Glauben ohne Liebe, und keine Liebe ohne das Zeugniß guter Werke. Wo Kraft ist, ist auch Leben. „Der Feigenbaum soll euch zum Zeichen sein", spricht Christus zu seinen Jüngern, „wenn seine Zweige zart werden, wisset ihr, daß der Sommer nahe ist" [1]. Darum lehrt die katholische Kirche, daß gute Werke zur Seligkeit nothwendig sind, weil ohne Wirkung keine Liebe und kein Glaube wirklich ist. Damit ist aber natürlich nicht bloß das äußere Werk gemeint, sondern das Leben, welches gute Werke hervorbringt. Das Werk für sich ist todt. Auch die Pharisäer üben gute Werke, aber nicht diese Werke sind es, welche für sich die Beseligung wirken. Ein gutes Werk ist nicht immer auch eine gute Handlung, eine gute Handlung aber stets auch ein gutes Werk. Damit das Werk auch eine gute Handlung sei, muß die Liebe ihr Grund sein. „Wenn ich alle meine Habe den Armen und meinen Leib zum Verbrennen hingäbe, hätte aber die Liebe nicht, so würde mir dieß alles nichts nützen" [2]. Was gut sein soll, muß ohne Nebenabsicht ganz und rein aus dem innern Leben der Liebe hervorgehen, muß der unmittelbare Ausdruck dieser lebendig gewordenen Glaubens- und Liebeskraft sein.

10. Darum bedeutet auch das einzelne Werk für sich so gar wenig. Es kommt alles auf den Geist an, in dem es gewirkt wird. Menschen urtheilen nach dem Aeußern; Gott sieht in's Verborgene. Wer ein und das andere gute Werk übt, um gleich an die Belohnung zu denken, der kennt die wahre Liebe nicht. Allerdings kann der Mensch nicht glauben und lieben ohne die Hoffnung. Es wäre Mißkennung der Dürftigkeit und Armseligkeit der Menschennatur, wenn wir sagen wollten, der Mensch müsse oder könne etwas Gutes thun ohne die Hoffnung ewiger Belohnung. Allein daraus folgt nicht, daß wir auch für jedes einzelne Werk eine bestimmte Belohnung zu hoffen und von Gott zu erwarten berechtigt sind. Die wahre Hoffnung ist nicht auf das einzelne Werk gebaut. Das wäre eine schwache Stütze vor Gott, wollten wir Ihm unsere Werke in Rechnung bringen. Sie sind die unmittelbaren, unausbleiblichen Folgen des wahren Glaubens, sind darum die nothwendige Bedingung, aber

[1] Matth. 24, 32. [2] 1 Cor. 13, 3.

nicht die Ursache unserer Rechtfertigung und Seligkeit. Ursache unserer Beseligung ist allein die in der Gnade der Erlösung und in der Erleuchtung des heil. Geistes lebendige Liebe. Nur wer in dieser Gnade und Kraft des Glaubens und der Liebe lebt und wirkt, der wirkt wahrhaft Gutes. Nur von Solchen, die in dieser Liebe mit Gott geeinigt sind, gilt das Wort des Herrn: „Selig sind, die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen“ [1].

LXV.

Text: „Da nun eine große Menge der Juden erfuhr, daß Er da sei, kamen sie nicht allein um Jesu willen, sondern auch um den Lazarus zu sehen, welchen Er von den Todten auferweckt hatte. Darum faßten die Hohenpriester den Entschluß, auch den Lazarus zu tödten, weil so viele Juden um seinetwillen hingingen und an Jesum glaubten. Als des andern Tages die Volksmenge, die zum Feste gekommen war, hörte, daß Jesus nach Jerusalem komme, nahmen sie Palmzweige, gingen hinaus Ihm entgegen und riefen: Hosianna, gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn, der König Israels! Jesus aber fand einen jungen Esel, und setzte sich darauf, wie geschrieben steht: „Fürchte dich nicht, Tochter Sion! siehe, dein König kommt sitzend auf einem Eselsfüllen.“ Dieß verstanden seine Jünger anfangs nicht; als aber Jesus verherrlicht war, da dachten sie daran, daß dieß von Ihm geschrieben stehe, und daß sie Ihm dieß gethan hatten. Das Volk aber, das Ihn begleitete, bezeugte öffentlich, daß Er Lazarus aus dem Grabe gerufen und von den Todten auferweckt habe. Darum ging Ihm auch das Volk entgegen, weil es gehört hatte, daß Er dieses Zeichen gethan hätte. Die Pharisäer aber sprachen untereinander: da seht ihr's, daß wir nichts ausrichten; siehe, alle Welt läuft Ihm nach!“

Joh. 12, 9—19.

[1] Offb. Joh. 14, 13.

Inhalt: Christus als König der Seele.

1. Der ersten feierlichen Anerkennung des neugebornen Königs der Juden durch die Weisen aus dem fernen Morgenlande entspricht die von dem Evangelisten geschilderte letzte öffentliche feierliche Anerkennung durch den Hosiannaruf des Volkes. Wie aber in den drei Königen, die zur Geburtsstätte des Heilandes der Welt gekommen waren, um Ihn anzubeten, alle fernen Länder und Völker vorgebildet sind, die an diesen Herrn und Heiland glauben und zu Ihm beten, so ist auch in dieser bei Gelegenheit des feierlichen Einzugs Christi in Jerusalem von dem Evangelisten angeführten Stelle des Propheten Zacharias: „Fürchte dich nicht, Tochter Sion! siehe, dein König kommt sitzend auf dem Füllen eines Esels“ [1], auf das allgemeine Königthum des Erlösers hingewiesen. Er ist der einzige wahre König, dem die erlöste Seele ihr Hosianna mit Freuden entgegenruft, sobald sie Ihn und in Ihm ihren wahren König erkannt hat.

2. Die höchste Erwartung der Menschenseele ist stets darauf gerichtet, denjenigen zu finden, den sie als König all' ihres Sehnens und Strebens begrüßen kann. Eine Seele, die keinen herrschenden Meister, keinen Herrn und König hat, der sie ganz regiert, ist unvollkommen, unruhig und unzufrieden, ist ebenso unglücklich wie ungestaltet und verkümmert in sich selbst. Sehen wir auf die Pflanze, wenn sie im Frühling in stiller Hoffnung aus dem Keime sich entfaltet, was offenbart ihr stilles Grünen und Blühen? Trieb auf Trieb sproßt geheimnißvoll aus der Wurzel, Blatt um Blatt treibt aus dem Stamme und den Zweigen, aber immer noch schafft und bildet es in der geheimen Werkstätte, bis der Kelch der Blüthe sich zeigt, bis aus ihrer Hülle die Krone sich entfaltet, und in diesem blühenden Leben der Keim eines neuen Lebens, der Same sich gestaltet, der uns die Blüthenkrone als herrschenden König dieser ganzen geheimnißvollen Bewegung kundgibt. Im Kopfe oder Haupte concentrirt sich bei jedem Geschöpfe die volle Ausbildung des leiblichen Lebens. Ein Körper ohne Haupt ist gestalt- oder leblos. Am Haupte sind die höchsten Organe, in denen die leiblich-sinnliche Empfindung sich bethätigt, beieinander. Das Haupt ist der Sitz des am höchsten ausgebildeten Nerven- und Sinnenlebens. Im Haupte wohnt die Herrschermacht über alle sinnliche Kraft.

---

[1] Zach. 9, 9.

3. Jede treibende, gährende Kraft bedarf eines regierenden Hauptes, um Halt und Gestalt zu gewinnen. Es regen sich allerlei Gedanken und Ideen in den Köpfen der Menschen, sie wollen hervorbrechen und Gestalt gewinnen in der Zeit, und Jahrzehnte lang und Jahrhunderte lang sehen wir diese und jene Ahnung die Menschheit bewegen, aber es kommt nur zu schwachen, ungenügenden Versuchen, auszusprechen, was die Geister bewegt, bis der Mann geboren wird, der die Kraft hat, in Worten oder Thaten auszusprechen, was Alle ahnten, aber vergeblich zum Bewußtsein zu bringen suchten. Ist aber der rechte Mann gekommen, so ist Allen geholfen. Der Bann ist gelöset, der zuvor die Zungen gebunden. Jeder ist frei in dem Einen. Der Eine ist der herrschende Mittelpunkt, der König für Alle. Er mag Denker, Künstler, Staatsmann oder was immer sein, wenn er das, was die Zeit bewegt, zuerst vollbringt, hat er gelöst, wornach Alle sich gesehnt, Bahn gebrochen für Alle. Er ist ihr Führer, ihr Vorbild, ihr König. Ihm gehen sie mit lautem oder stillem Jubel entgegen, und selbst wenn sie, wie so oft geschieht, den Mann hassen und verfolgen, sein Gedanke oder sein Werk wird darum doch nicht minder die Welt beherrschen.

4. In uns selbst ist es ja ebenso. Der unerträglichste, jämmerlichste Zustand ist der, wenn unsere Empfindungen oder Gedanken ordnungslos durcheinander stürmen, wie ein aufgeregtes Meer; wenn wir unentschlossen, unentschieden von Zweifeln oder getheilten Empfindungen hin- und hergeworfen werden, ohne Halt, ohne Ruhe, ohne Einheit. Qual und Finsterniß herrschen da in uns. Welche Erleichterung, wenn sich ein bestimmter Gedanke endlich loslöst aus diesem Gewimmel, Einer sich erhebt über die Andern, diese durchdringt und beherrscht. Nun wird Ordnung, Licht und Ruhe. Das Unklare, Unheimliche verschwindet. Es ist Tag in der Seele. Das macht, weil ein König erschienen ist für Alle, der die Anarchie ungeordneter Gedanken und Gefühle einheitlich lenkt und beherrscht.

5. Eine solche herrschende Einheit ist ein Bedürfniß der menschlichen Seele. Sie kann nicht leben ohne äußere Organe, die ihr dienen, und durch welche sie sich festhält in einem bestimmten Reiche, und ohne einen Leib, der ihr als Eigenthum gehört und sie äußerlich vor dem Versinken in die gestaltlose Unendlichkeit sichert. Ebenso kann sie aber auch nicht leben ohne einen herrschenden Gedanken, ohne ein bestimmtes Ziel und Princip, das allen ihren Bewegungen und Lebensäußerungen eine bestimmte Richtung, eine innere Einheit verleiht. Jedes

Leben strebt einem solchen Ziele zu. Auch die Pflanze ist und lebt nur, so lange sie sich diesem Ziele entgegenbewegt. Es liegt in der Natur des geschaffenen Lebens, daß es erst durch allmähliche Entwicklung und Wachsthum seine volle Gestalt und Ausbildung erhalten muß. In der Zukunft ist jede Entwicklung begründet. Nach einem unbekannten und doch im voraus bestimmten Ziele strebt alles Leben hin. Was kein solches Ziel hat, lebt nicht. Die Seele aber, welche das Ziel, nach dem sie streben soll, zum voraus kennen und es mit Freiheit wählen und verfolgen kann, hat nicht bloß Leben, sondern auch Bewußtsein vom Leben. In der Freiheit ihrer Wahl und ihres Strebens hat die Menschenseele ihren geistigen Halt.

6. Einem Gebote, in welchem die Erfüllung aller Freiheit sich in höchster Liebe offenbart, kann die Seele darum auch mit innerer Freude unterthan sein. Ihr Glück besteht nicht im Herrschen, sondern im Gehorchen. Indem sie sich von einer mächtigen Idee beherrschen läßt, und alle ihre Bewegungen nach einer solchen ordnet, ist ihr eigentlich erst wohl. Es ist eine gänzliche Mißkennung des tiefsten Bedürfnisses der Seele, wenn der Mensch in eigensinniger Selbstverletzung nach Gewalt und Herrschaft strebt. Wer von einer göttlichen Idee ganz durchdrungen und von ihr beherrscht ist, der mag hingehen, und diese beseelende und beseligende Kraft auch der Welt verkünden, und die Welt ihr zu unterwerfen suchen. Er ist glücklich und selig, wenn er dieß in ächtem Eifer des Glaubens und heiliger Begeisterung thun, wenn er als Apostel eines heil. Glaubens Gut und Blut und Leben diesem heiligen Berufe opfern kann. Ein solcher Sendbote einer höhern Idee will nicht herrschen, sondern gehorchen und will, daß alle Welt von diesem Gehorsam durchdrungen und in demselben beseligt sein möchte.

7. Anders ist es mit dem, der als gewaltthätiger Eroberer die Welt durchzieht. Er will herrschen, und allein herrschen, und kann es nicht. Um selbst zum Herrscher Anderer sich gewaltthätig aufzuwerfen, muß der Mensch zuvor den Glauben an den göttlichen Ursprung und das himmlische Ziel des Lebens, an die Herrschaft des Geistes, die ihn groß macht, verläugnen, und so das Opfer seiner eigenen Herrschsucht werden. Was ihn groß machen kann, ist allein der weltbezwingende Gedanke des Glaubens an die göttliche Freiheit und Liebe; was ihn aber wieder um so kleiner werden läßt, ist der Eigendünkel, der sich zuschreibt, was nur dem herrschenden Geiste und der höheren Sendung zukommt, und der uns vom Leben selbst ausstoßen wird, wenn wir ihn aufgeben. „Wie bist

du gefallen, Lucifer, du schöner Stern", spricht der Prophet Isaias, „daß die Menschen niedersehen zu dir und fragen: ist dieß der Mächtige, der Städte verwüstet und Länder verheeret, und die Völker der Erde mit Füßen getreten!" [1] Tyrannei und Willkür ist im Kleinen wie im Großen, im häuslichen Leben wie in der Weltgeschichte gleich verführerisch und verderblich.

Nicht bloß die Geschichte sagt uns, daß die ärgsten Tyrannen die abhängigsten, unselbstständigsten Menschen waren. Die Natur des Menschen, unser eigenes Herz kann und wird uns Zeugniß geben von dieser Wahrheit, sobald wir nur die Augen für dieselbe öffnen wollen. Wenn im ehelichen Leben Eines der beiden Eheleute stets Recht und Alles nach dem eigenen Willen allein gerichtet haben will, wenn sich Eines von beiden zum Haustyrannen erhoben hat — was hat es damit gewonnen? Es hat die Herrschaft nach außen an sich gerissen, und die Herrschaft nach innen und über sich selbst verloren. Das schöne Vorrecht des Geistes, durch höhere Liebenswürdigkeit zu herrschen, hat es aufgegeben, um dafür den Unwillen und den Unmuth aller derer sich zu erwerben, die das Unglück haben, mit ihm leben zu müssen. Die höchste Kraft des Lebens, innere Herzensgüte, hat die herrschsüchtige Seele verloren, um unleidliche Selbstsucht dafür einzutauschen. Statt der Engel ihrer Umgebung zu sein, ist sie ihr böser Geist geworden.

8. Wie schön ist dagegen eine Seele, die sich so ganz und gar in freier Hingebung nur darnach sehnt, Andern dienen zu können! wie reich, wie erfinderisch, wie groß und erhaben zugleich! Indem sie Allen dient, ist sie Allen werth, ist sie Allen nothwendig. Glücklich ist nicht der Herrschende, sondern der Dienende allein. Wer herrscht, der fordert; wer dient, der gibt. Wer herrscht, ist äußerlich reich und innerlich arm; wer dient, ist äußerlich arm und innerlich reich. Glücklich ist darum die Seele nur dann, wenn sie mit allen Kräften einem in ihr herrschenden höhern Lebensziele dienen kann, wenn ihr ein himmlischer, ewiger König ihres Sehnens und Strebens erschienen ist. Darum ist die erste Zeit unschuldiger Jugendliebe eine so schöne, glückliche Zeit, weil sich die Seele ganz aller eigenen Herrschsucht entschlägt, und in dem Gefühle innigster Hingebung sich bewegt. Welch' ein reiches, beglückendes Gefühl ist es, einem Andern Alles sein, seinen leisesten Wunsch verstehen und erfüllen zu wollen! Welche Talente entfaltet da die Seele, welchen

[1] Isai. 14, 12.

Reichthum! Welche Schönheit, wie glücklich wäre sie, wenn es immer so bleiben könnte!

9. Aber ach, wie schnell verblühen diese schönen Stunden! Und warum verblühen sie so schnell? Weil es nicht der rechte, ewige König des Lebens ist, dem das Herz sich ergeben, weil das Herz nicht den, „der da kommt im Namen des Herrn", den König der Menschen zu seinem Herrn und König sich erkoren, sondern dem Nächsten Besten das tiefste Gefühl, die innerste unendliche Sehnsucht der Seele zum Opfer gebracht hat, oder eigentlich, weil das Herz auch das nicht gethan, weil es das Höchste gar nicht mit treuem Sinne gesucht und geliebt, sondern der Eitelkeit, der Hoffart, dem Besitze, der Versorgung, oder dem Traume einer über eigenes Ziel und Wesen sich täuschenden Sehnsucht die klare Besinnung und höhere Freiheit geopfert, sein innerstes Leben um eines augenblicklichen und vergänglichen Scheines willen verrathen und verkauft, die tiefste Kraft des Lebens an ein Schattenbild verschwendet hat. Wie schrecklich muß das Erwachen aus solchem Traume für die getäuschte Seele sein! Wie schwer ist nicht oft das Joch des Ehestandes zu ertragen, wenn Unzusammengehöriges für immer verbunden ist! Aber wie viel schwerer ist jene Knechtschaft der Seele, wenn sie sich einem Herrscher unterworfen hat, der nur fordert, nur zwingt, nur quält, und nichts gibt, als Täuschung, Leid und Angst. Ein solcher Herrscher ist aber jeder zeitliche und vergängliche Besitz, jede sinnliche Lust, jede ungenügsame Selbstsucht. Arme Seele, wie willst du jemals die Forderungen dieser deiner Tyrannen erfüllen? Welcher schändlichen und unerträglichen Knechtschaft hast du dich freiwillig ergeben!

10. Was hilft es, Eine solche Knechtschaft abzuschütteln, um einer andern sich hinzugeben; was hilft es, die Herrschaft Einer Leidenschaft zu wechseln, um sie mit einer andern zu vertauschen? Statt Friede findet das Herz nur andere und vermehrte Unruhe. Es hat sich selbst getäuscht, weil es sich täuschen wollte, und klagt mit Unrecht über Täuschung und Verrath. Wer hat dich verrathen? wer hat dich betrogen? Niemand als du dich selbst. Wer gelogen hat wider sich selbst und seine eigene Seele, wer Liebe gelogen, wo er nicht frei war von Selbstsucht, wer Hingebung gelogen, wo er von Eitelkeit und Herrschsucht sich beherrschen ließ, mit welchem Recht kann der die Welt, die Menschen, die Verhältnisse anklagen, daß sie ihn betrogen? Wahrlich, er selbst hat gesündigt, wider die Wahrheit, wider die Liebe, wider den Geist, und vergeblich ist seine Klage, sein Jammer und seine Reue, so lange er nicht die Schuld

in sich selbst sucht, so lange er nicht die Quelle der Täuschung in sich selber findet. Nur dadurch allein ist unserer Seele zu helfen, daß sie mit unbegrenzter Hingebung den rechten Herrn und König aufnimmt, und ihm die unbedingte Herrschaft einräumt über alle ihre Bewegungen.

11. Wer ist aber dieser König? Der Eine ist es, der uns das Höchste gezeigt und gegeben hat, was Herz, Seele und Geist irgendwie in Bild, Gedanken und Willen, in Glaube, Hoffnung und Liebe, in Sehnsucht und That ergreifen kann. Der allein ist der wahre König der Menschenseele, der ihr das Höchste gibt, was sie fassen kann, und es ihr gibt in der niedrigsten Gestalt, die sie tragen kann; der so ganz dem Bedürfniß dieser Seele nachgegangen ist, daß nichts bleibt in der Höhe und Tiefe, was nicht zum Reiche dieses Königs gehört.

Wie die Seele selbst an den Leib gefesselt ist, wie sie nur durch ihn Alles hört und sieht, und wie sie im Geiste ihre Erhebung über die Natur und ihr Ziel gewinnt, so hat auch dieser König der Tochter Sions sich in doppelter Gestalt und Natur geoffenbart. Er kommt zu ihr als König, aber nicht in irdischer Pracht und Herrlichkeit, denn sein Reich ist nicht von dieser Welt, sondern als König der Liebe, der Freiheit, der Gnade. Er kommt zu ihr, sitzend auf dem Füllen der Eselin, d. h. Er kommt zu ihr in der niedrigen Gestalt menschlicher Bildung und Erscheinung, damit die an die Sinne gebundene Seele seine Ankunft und Gegenwart erkennen könne. Alle Offenbarung Gottes ergeht an die Menschen zuerst durch die äußerliche Erscheinung, durch leibhafte Gestalt, durch körperlich ausgesprochene Zeichen und Worte. Der Leib ist der Träger dieser Mittheilung. Der König der Geister kommt verhüllt in niedriger Gestalt, sitzend auf dem Füllen der Eselin. Damit ist der Leib gemeint; und das Füllen der Eselin ist ein Symbol aller leiblichen Erscheinung.

12. Darum soll aber auch die Seele die demüthige Gestalt aller äußern Erscheinung nirgends mißkennen. Wer auf das Geringe nicht chtet, wird das Große nicht ve rstehen und erreichen. Nicht auf himmlische, außerordentliche Erleuchtungen sollen wir warten, sondern dem Könige der Seele entgegengehen, auch wenn Er zu uns kommt in unscheinbarer Gestalt, sitzend auf dem Füllen des Lastthieres. Das Einfachste, Unscheinbarste, Niedrigste ist ebenso in seinen letzten Gründen ein Geheimniß für uns, wie die Schöpfung der Welt. Jedes Ding ist in seinem innersten Bestande unerklärbar, wenn wir nicht an einen höchsten Schöpfer aller Dinge dabei denken.

Damit wir aber in dem Niedrigsten das Höchste finden, muß unser Herz frei sein von allen kleinlichen, eigensinnigen, selbstsüchtigen Gedanken. Wir dürfen nicht etwas Aeußerliches suchen, uns nicht an das halten, was unserer Eitelkeit schmeichelt, sondern müssen unsere Gedanken auf das Höchste richten, wenn wir Gottes Offenbarung in irdischen Bildern und Zeichen erkennen wollen. Wenn die Seele nicht frei ist von vorgefaßten Meinungen, nicht rein von niedrigen Ab- und Rücksichten, wie soll die ewige Wahrheit eine Stätte finden in ihr, wenn sie in unscheinbarer Gestalt zu uns herantritt. Wer nicht im Kleinen wieder das Große, Erhabene und Unendliche sucht, nur das Lastthier sieht, und nicht den, der auf demselben in die Seele einziehen will, der findet überall nicht göttliche Offenbarung und Offenbarung des Göttlichen, sondern nur den Widerschein seiner eigenen kleinlichen Begierden und Leidenschaften. Auf dem Füllen der Eselin kam der Herr eingezogen in Jerusalem, oder wie der Evangelist Lucas erklärend hinzufügt, „auf dem Füllen eines Lastthieres, das noch Niemand gebraucht hatte" [1]. Der Gedanke, der irgend einer andern Absicht gedient, das Gefühl, welches von irgend einer zeitlichen und weltlichen Neigung beherrscht, gebraucht und mißbraucht worden ist, ist nicht mehr würdig, den König der Seele zu tragen. Nur ein reines, von weltlichen Nebenabsichten freies Herz, nur ein dem Höchsten allein und ausschließlich zugewendetes Sinnen, Denken und Bilden des Geistes bringt die ewige Liebe uns nahe.

Wenn der Psalmist ausruft: „Oeffnet die Thore, ihr Fürsten, schließet euch auf, ihr Pforten der Ewigkeit, denn der König der Glorie ziehet ein!" [2] und wir fragen: welches sind diese Pforten, die sich aufschließen sollen, damit der König der Glorie einziehen kann? so ist die Antwort: Die Pforten sind Kräfte der Seele, der Glaube an das Höchste, die Demuth und Bescheidenheit des Herzens und ein von allem gemeinen Streben reines Gemüth; der König der Glorie aber ist, wie der Psalmist weiter sagt: „Er selbst, der Starke und Mächtige, der König der Tugenden" [3]. Er allein ist derjenige, von dem die Engel singen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerschaaren, Himmel und Erde sind voll seiner Herrlichkeit" [4].

---

[1] Luc. 19, 30. [2] Ps. 23, 7. [3] Ps. 23, 10. [4] Is. 6, 3.

XLVI.

Text: „Es waren aber auch einige Heiden unter denen, die nach Jerusalem hinaufgekommen waren, um am Feste anzubeten. Diese traten zu Philippus, der von Bethsaida aus Galiläa war und baten ihn, und sprachen: Herr, wir möchten gern Jesum sehen. Philippus kam und sagte es dem Andreas, und Andreas und Philippus sagten es Jesu. Jesus aber antwortete ihnen und sprach: Die Stunde ist gekommen, daß des Menschen Sohn verherrlichet werde. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es allein, wenn es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht. Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer sein Leben haßt in dieser Welt, der wird es zum ewigen Leben erhalten. Wer mir dienen will, der folge mir nach, und wo ich bin, da soll auch mein Diener sein. Wenn mir jemand dient, so wird mein Vater ihn ehren. Jetzt ist meine Seele betrübt; und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde! Aber darum bin ich in diese Welt gekommen."

Joh. 12, 20—27.

Inhalt: Der Tod als Bedingung und Uebergang zu einem neuen Leben.

1. Das Wunder, welches Christus an Lazarus gewirkt, hatte eine große Bewegung bei den Juden hervorgerufen. Wir sehen bei den Pharisäern die Gewaltthat des Unglaubens, bei Maria die tiefste Bewegung glaubensfroher Begeisterung, bei den Hosianna rufenden Juden das Auflodern einer augenblicklichen Aufwallung eines oberflächlichen Eindruckes, und endlich bei den in Jerusalem anwesenden Heiden die ebenso natürliche als unverdienstliche und erfolglose Erregung gedankenloser Neugier. Sie möchten den berühmten Prediger hören, möchten den gepriesenen Wunderthäter sehen, möchten den Mann, von dem so Vieles geredet wird, persönlich kennen. Ein weiteres Interesse haben sie offenbar nicht. Darum will es Philippus gar nicht einmal allein unternehmen, diesen Wunsch der Neugier dem Herrn vorzulegen, und Christus

selbst nimmt gar keine Notiz davon, um ein für allemal zu zeigen, daß die bloße Frage der Neugier nie eine Antwort erhalten soll, weil sie keine verdient und keine begreift. Darum wendet sich der Herr von den neugierigen Fragern ab, und zu den Jüngern, um sie mit einem Ernste, zu dem sich die leichtsinnige, heidnische Neugier durchaus nicht schicken will, auf die Bedeutung der hereinbrechenden Ereignisse hinzuweisen.

Dennoch ist dieser Wunsch der in Jerusalem damals anwesenden Heiden, so müßig er auch im Augenblicke erscheint, nicht ohne große, ich möchte sagen weltgeschichtliche Bedeutung, da er den Zeitpunkt bezeichnet, in welchem die zuerst den Juden zugewendete Offenbarung die Grenze des israelitischen Volkslebens zu durchbrechen beginnt, und allen Völkern der Erde die Kunde von den Ereignissen in Judäa zugänglich wird. Mit diesem Zeitpunkt ist der Augenblick der Vollendung des Erlösungswerkes, der große Wendepunkt der Weltgeschichte, der Eintritt eines neuen Welt- und Geisterreiches auf Erden eingetreten. Darum spricht Christus: „Jetzt ist die Stunde gekommen, daß des Menschen Sohn verherrlichet werde."

2. Merkwürdig aber ist die Folgenreihe der gedrängten, gleichsam gewaltsam abgekürzten Gedanken, die Christus an diese Erklärung anknüpft. Die scheinbare Zusammenhangslosigkeit der folgenden Aussprüche Jesu zeigt bei näherer Betrachtung die innigste Verbindung. In diesen prägnanten Sätzen hat der Evangelist gleichsam einen kurzen Auszug der sittlichen Bedeutung des Christenthums zusammenstellen wollen. Durch alle zieht sich daher der Eine Grundgedanke hindurch, daß alles irdische Leben erst durch den Tod vollendet und verklärt werden könne. Dieser Grundgedanke wird zuerst in seiner natürlichen Bedeutung des Ersterbens und Wiedererwachens alles Lebens in dem Gleichniß vom Weizenkorn erläutert. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch", spricht der Herr, „wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht." Dann wird derselbe Gedanke in seiner Anwendung auf die Macht des Geistes, dem natürlichen Leben abzusterben, um ein höheres Leben der Ewigkeit zu begründen, übertragen, und in Folge dieser Uebertragung auf das geistige Leben heißt es: „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer sein Leben haßt in dieser Welt, der wird es zum ewigen Leben erhalten." Endlich wird der so erweiterte Gedanke der Erneuerung des Lebens durch Christus auf Ihn selbst angewendet, der für uns gestorben ist und den Tod überwunden hat, und dem Jeder, der mit Ihm auferstehen

will, auch auf diesem Wege der Entsagung und des innern und äußern Absterbens folgen muß. „Wer mir dienen will, der folge mir nach, und wo ich bin, da soll auch mein Diener sein. Wenn mir jemand dient, so wird mein Vater ihn ehren.“ Nur den, der Ihm dient bis zur letzten Stunde der Entscheidung, den wird der Vater verherrlichen.

3. Es ist der große Kampf der Ewigkeit mit der Zeit, des Geistes mit dem Fleische, des Lebens mit dem Tode, dessen letzte Entscheidungsstunde uns in diesen Worten vor Augen gestellt wird. Diese Stunde der letzten Entscheidung ist ebenso wichtig und schwer, wie unvermeidlich für Jeden. Um dieser Stunde willen sind wir in die Welt gekommen. Die enge Pforte muß einmal durchschritten werden, wenn je das Ewige und Unsterbliche über das Vergängliche und Sterbliche den Sieg gewinnen soll.

Aber um diese enge Pforte, die das zeitliche Leben mit dem ewigen verbindet und es von ihm trennt, haben sich alle Schrecken gesammelt, die das menschliche Herz bedrängen und beängstigen. Sagt doch Christus, der Heiligste, selbst im Andenken an diese Stunde: „Jetzt ist meine Seele betrübt.“ Ist die menschliche Seele des Reinen und Heiligen betrübt bei diesem Gedanken, um wie viel mehr hat die Seele des sündigen Menschen Ursache, sich zu ängstigen beim Andenken an diesen letzten bittern Kampf. Diese Angst liegt tief in der Natur des Menschen. Der Mensch ängstigt sich vor dem Tode, weil der Tod der widernatürlichste Gedanke ist für eine Seele, welche den Gedanken eines über den Tod hinausreichenden, unsterblichen Lebens zu fassen vermag. Ein Geschöpf, das bloß lebt, ohne von seinem Leben als einem eigenen zu wissen, kennt den Tod nicht, aber es kennt auch das Leben nicht. Leben und Tod sind ihm bloß natürliche Ergebnisse, über welche es keine Macht hat. Wer aber das Leben einmal als eigen erkannt und beherrscht hat, der kann es nicht ohne innern Widerspruch wieder verlassen. Wie aber ein Leben der Seele nicht ohne einen Leib, in dem sie ein eigenes Leben lebt, möglich ist, so kann die Seele auch eine Trennung von diesem Leibe nur mit Angst und Schrecken sich denken, da mit dem Leibe auch das Leben zu entweichen droht. Was sich, so lange es denkt und fühlt, nur als etwas Lebendiges zu fühlen gewohnt ist, wie soll dieses selbe Wesen sich denken ohne Leben? und kann die ihres Lebens bewußte Seele den Gedanken des Aufhörens ihrer selbst nicht fassen und ertragen, wie soll sie den Gedanken einer Trennung von all' dem, worauf alles Leben zu ruhen scheint, fassen können?

4. Die Seele hat nur Einen Zustand des Lebens in wirklicher Empfindung in sich kennen gelernt, sie erfaßt ihr Leben nur in der Form des zeitlichen Daseins; einen andern Zustand kann sie sich durchaus nicht vergegenwärtigen. Es ist dem in allem Denken durch die sinnliche Vorstellung beschränkten Menschen durchaus unmöglich, ein rein überzeitliches, übersinnliches Leben der Ewigkeit der lebendigen Empfindung und Anschauung zu vergegenwärtigen. Wie es sein soll, wenn es nicht mehr so ist, wie jetzt, davon haben wir keinen Begriff. Je mehr wir uns bemühen, uns in jenen Zustand, der auch Leben ist, aber nicht so wie das jetzige Leben, das wir kennen, recht hineinzudenken, um so ängstlicher und unheimlicher wird uns bei diesem Gedanken. Der Mensch ängstigt sich vor dem Uebergang in einen Zustand, den er nicht begreifen und fassen kann.

5. Dazu kommt dann noch das tief im Menschen liegende Bewußtsein der Schuld, und die aus diesem Bewußtsein hervorgehende Furcht vor einem Jenseits, das alle irdische Hülle und Verhüllung derselben abstreift und die Seele in ihrer ganzen Verkehrtheit den Flammenblicken der ewigen Wahrheit und Heiligkeit aussetzt. Vor diesem Gedanken möchte sich die schuldbewußte Seele nur immer tiefer und tiefer in die Nacht und Verborgenheit der Materie und Leiblichkeit verhüllen. „Fallet über uns, ihr Berge, bedecket uns, ihr Hügel" [1], ruft die der Sünde sich bewußte Seele ununterbrochen.

6. Diese Angst wird aber, wie es scheint, auch durch das Christenthum nicht von der Menschenseele genommen, sondern sogar noch gesteigert.

Das Christenthum macht uns erst unsere Schuld, und zwar die Schuld der Erbsünde wie der eigenen Sünde recht klar, indem es die Unendlichkeit und Schwere dieser Schuld durch das Verhältniß der Abhängigkeit des Menschen von einem unendlich gerechten, heiligen Gott und Wohlthäter uns in seinem ganzen Umfange zur Anschauung bringt, und den Zwiespalt zwischen der Natur und dem Willen dadurch erhöht, daß es eine tiefere Einsicht in die Macht und Aufgabe, in die Freiheit und Abhängigkeit des Geistes gewährt. Je höher die Aufgabe des Lebens sich stellt, je mehr das Leben frei und selbstständig sich entfaltet, je reicher das eigene Besitzthum des Geistes, um so unerträglicher ist dem Menschen der Gedanke an den Verlust dieser Selbstständigkeit.

7. So hätten also doch diejenigen nicht Unrecht, die da sagen: die

---

[1] Luc. 23, 30.

Heiden kannten die Furcht des Todes nicht, die Mohammedaner kennen sie wieder nicht, erst das Christenthum hat den Menschen die Freudigkeit des Lebens und den Muth des Todes geraubt? Sie haben Recht, wenn der Leichtsinn, der über die Oberfläche des Lebens gedankenlos hinwegtändelt, wahre Freude, wenn die Blindheit, welche sich in den Abgrund stürzt, weil sie die Gefahr nicht begreift, Stärke und Muth des Geistes ist. Ist aber wahre Freude nur da, wo der Geist die ewige Tiefe des Lebens und die unsterbliche Bestimmung desselben kennt, und in dem sichern Besitz dieser unvergänglichen Güter Friede und Seligkeit zu finden hoffen darf, ist wahrer Muth nur da, wo die höchsten Schrecken des innern Grauens vor dem Verderben des Geistes erkannt, und der Kampf auch mit allen Mächten der Finsterniß im Vertrauen auf die Hülfe eines höhern Beistandes aufgenommen wird, so ist es das Christenthum allein, das wahre Freudigkeit des Lebens und wahren Muth im Todeskampfe verleiht. Schon dadurch bewährt es seine siegende Kraft, daß es diesen Kampf des Lebens gegen den Tod auf die äußerste Spitze steigert. Wer die Macht des Todes nicht in ihrem ganzen Umfang kennt, der kennt auch nicht die Bedeutung des Lebens. Wer dem Tode nicht in's Gesicht zu schauen vermag, der hat auch das Leben nicht in seiner Tiefe erkannt. Je tiefer der Abgrund des Todes sich aufschließt und in seine Nacht uns blicken läßt, desto höher hebt sich die Kraft des Lebens, um so leuchtender tritt uns das Bewußtsein der Unsterblichkeit entgegen. Nur wer die ganze Macht des Feindes kennt, kann den Kampf mit Erfolg aufnehmen. Dem Christenthum verdanken wir die höchste Erkenntniß des Todes und des Lebens. In ihm allein kann der Tod ganz durch das Leben überwunden werden.

8. Das Christenthum bietet dem gläubigen Gemüthe alle Waffen zu diesem Kampfe dar, und der Evangelist vergegenwärtigt uns diesen Trost des christlichen Glaubens nach allen Seiten. Der erste Trost des Christen bei dem Gedanken an die Macht des Todes über alles Leben ist aber die Gewißheit, daß Christus diese Macht überwunden. Der Eine, der für Alle den Tod freiwillig über sich ergehen ließ, hat ihn auch für Alle überwunden. Zwar muß jeder den gleichen Weg gehen; allein indem wir den Weg des Todes mit Christus gehen, betreten wir auch mit Ihm den Weg zur Auferstehung und Verklärung des Lebens. Er hat die Angst und die Qual des Todes für Alle ertragen, nicht damit Keiner mehr demselben verfalle, sondern um Allen, die dem Tode verfallen sind, den Durchgang durch denselben zum Leben zu zeigen.

Ist der Tod einmal seiner Macht beraubt, so ist damit ein Zeugniß der Macht des ewigen Lebens über denselben für immer gegeben. Es bedarf nur der Vereinigung mit dem Besieger des Todes, um durch Ihn zum Leben zu gelangen.

9. Diese Vereinigung mit dem Ueberwinder des Todes kann die einzelne Seele nur durch den Glauben erreichen. Im Glauben tritt ein höheres Leben in den Menschen ein. Was die Sinne nicht erfassen und bezeugen, das bezeugt der Glaube. Der Glaube ist Bürge einer höhern Welt, die wir durch ihn ebenso sicher erfassen, als wir die irdische Welt durch die Sinne empfinden. Zweifeln wir nicht an dem Zeugniß der Sinne, welch' ein Recht haben wir, an dem zu zweifeln, was der Glaube bestätigt, wenn derselbe wirklich und wahrhaft lebendige Anschauung und Erfahrung in uns geworden ist? Ist die innere Thatsache weniger werth und richtig als die andere, die nur äußerlich empfunden wird? Darauf also, daß der Glaube in uns lebendig werde, kommt Alles an.

10. Der Glaube aber ist nur dann ein lebendiger, wenn er sich wirklich thatkräftig über das natürliche und sinnliche Leben erhebt, wenn er ein höheres und ewiges Leben dadurch in uns zur innern Gewißheit macht, daß er uns die Kraft gibt, dem natürlichen und äußern Leben im Geiste zu entsagen und abzusterben, um das ewige Leben der Hoffnung und Liebe festzuhalten. Der Glaube trägt das Samenkorn einer höhern Lebenskraft, das Wort Gottes, das von Ewigkeit ist und für die Ewigkeit Zeugniß gibt, in uns ein, und begründet damit den Anfang eines neuen Lebens, eines Lebens, das mit natürlichen Organen nicht zu fassen ist, und im Geiste zuerst Wurzel fassen muß, damit es von da aus über den ganzen Menschen sich ausbreite. Wenn die Seele nicht leben kann ohne Leib, so gewinnt sie ja in diesem lebendigen Glauben durch die Theilnahme an dem Opfer Christi und an den heil. Sacramenten das Fundament eines neuen, geistigen, unsterblichen Leibes.

11. Das ist der dritte wesentliche Punkt, auf den das Evangelium hinweist in diesem Kampfe des Lebens mit dem Tode. Wie der ewige Vater dem sinnlichen und irdischen Leibe eine unsterbliche Seele eingehaucht, damit diese in demselben ein eigenes, selbstständiges und neues Leben begründe, so tritt das Wort Gottes als die Seele unserer Seele in uns ein, damit wir in demselben ein neues Leben beginnen. Wie eine Pflanze aus dem Boden, in dem sie wurzelt, neues Leben gewinnt, und zuerst die Blätter, dann die Blüthe und endlich die Frucht entfaltet,

so entfaltet die Seele im Leibe ihr natürliches Leben, und gewinnt im Glauben die Frucht eines neuen ewigen Lebens. Ist diese Frucht der Seele durch den Glauben empfangen, durch die Liebe gereift, so löst sie sich gerne von dem irdischen Stamme los, um in ein neues Reich verpflanzt zu werden. Wie das Samenkorn sich loslöst von der Mutterpflanze, sobald es seine Reife erlangt hat, so löst auch die Seele, sobald sie die Reife des ewigen Lebens erlangt hat, von dem irdischen Leibe sich los, oder der Leib trennt sich ab von dem Geiste, sobald seine Kräfte erschöpft sind, sobald diese das im Geiste neugeborne Leben nicht mehr zu fassen und zu ertragen vermögen, oder es tritt eine äußerlich trennende Gewalt zwischen beide, und ruft eine solche Trennung oder Scheidung hervor.

12. Einmal aber muß diese Scheidung eintreten. Ohne dieselbe könnte die Seele nicht frei und unabhängig werden von dem Leibe. Wie Maria das Gefäß zerbrach, und dann erst der Geruch der kostbaren Narde das ganze Haus erfüllte, so muß auch das sterbliche Gefäß der Seele, der irdische Leib, zerbrochen werden, damit der Geruch des neugebornen geistigen Lebens die ganze Seele erfülle. Wie der Leib aus der äußern Welt die Nahrung schöpft, und durch Umwandlung dessen, was er von außen empfängt, das Leben erhält, das aber, was nicht in Fleisch und Blut umgewandelt werden kann, von sich ausscheidet, so muß die Seele Alles, was im Leibe einer höhern Umwandlung fähig ist, verwandeln, das Unbrauchbare aber von sich ausscheiden, und der Erde alles das wiedergeben, was durchaus irdisch ist. Erst durch die Wiederkehr des Leibes in die Erde, aus der er genommen ist, wird diese Ausscheidung und Lösung ganz vollendet. Aber indem der Leib zur letzten Zersetzung den Elementen hingegeben ist, wird er zugleich wieder das Samenkorn einer weitergreifenden Vereinigung und Befruchtung derjenigen Kräfte und Elemente, mit welchen die Seele, so lange sie in dem individuellen Leibe eingeschlossen war, keine so enge Verbindung eingehen konnte. Auch auf den abgelegten und der Zersetzung preisgegebenen Leib bleibt die Seele nicht ohne Wirkung. Diese noch fortbestehende Rückwirkung der Seele auf den abgeschiedenen Leib erklärt die Wunder, welche bei den Reliquien der Heiligen geschehen, auf die einfachste Art.

13. Der in die Erde gelegte Leib ist ein Samenkorn, durch welches der Erde neue Lebenskraft mitgetheilt wird, inwieferne der Leib durch den Empfang der heil. Sacramente selbst mit jenem unsterblichen Lebens-

keime durchdrungen ist, welcher durch Christi Blut und Tod in die Welt kam, und durch den all' jenes Essentielle aus der Erde mit dem Leben der Seele vereinigt werden soll, was der individuelle Leib in seiner Abgeschlossenheit nicht erreichen konnte. Wenn wir eine Bohne in der Mitte zertheilen, so sehen wir ein Würzelchen und einen deutlichen Blätterkeim, und beide von einer rundlichen Hülle umgeben. Von dieser Hülle nährt sich zuerst das Würzelchen und der junge Keim; indem aber diese Hülle in der Erde allmählich verweset, tritt die Kraft der Wurzel über die umgebende Hülle hinaus, und mit der ganzen umgebenden Erde in Verbindung. Auf ähnliche Weise dient der Leib unserer Seele zur Hülle und Nahrung ihres geistigen Wachsthums. Ist aber diese Hülle, welche die Seele zuerst als abgeschlossener Leib umgibt, verbraucht und wird sie nun der Erde zurückgegeben, so wird die Seele von derselben nicht ganz getrennt, sondern tritt nun durch den verwesenden Leib auch noch mit der übrigen Erde in Verbindung, und zieht aus dieser, was immer noch erreichbar und zur Ausgestaltung eines neuen unverweslichen Leibes brauchbar ist. Darum ist die Sitte der Christen, den Leib nicht zu verbrennen, sondern in die Erde, und wenn möglich in geweihte Erde zu bestatten, ein Gebrauch, der aus dieser Erkenntniß der Bedeutung des verweslichen wie des unverweslichen Leibes ganz natürlich hervorgeht. Das Gefühl des Fluches, der auf allem Irdischen liegt, hat manchen heidnischen Völkern die Sitte gelehrt, ihre Todten zu verbrennen. Dieß Verbrennen war eben auch nur die natürliche Sorgfalt für den Leib, der durch kein Sacrament der Erlösung vor den in der Erde ruhenden finstern Mächten geschützt war. Vor dem Einfluß dieser Mächte sollte das Verbrennen desselben und die Aufbewahrung der bloßen Asche ihn bewahren. Der Leib des Christen aber ist durch die Theilnahme an der sacramentalen Lebenskraft ein der Erde anvertrautes Samenkorn eines neuen unverweslichen Lebens, das diese Erde selbst segnend berührt, so daß mit Recht gesagt werden kann, daß durch die Leiber der im lebendigen Glauben Verstorbenen die Erde und alles Zeitliche gesegnet werde. Tod und Begräbniß verlieren ihre Schrecken für diejenigen, die in dieser Vereinigung mit dem Herrn und seinen heil. Sacramenten sterben.

14. Mag auch der natürliche Mensch in dem Tode nur den unerbittlichen Würger und Verwüster alles Lebens erblicken, der Christ sieht in ihm den Engel Gottes, der ihn zur Herrlichkeit eines neuen, unverweslichen und unsterblichen Lebens einführen soll. Freilich regt sich auch

in ihm die natürliche Angst der Seele vor der Auflösung und dem Tode. Aber auch die Angst des Todes ist heilsam. Sie ist der Wächterruf in der Nacht des irdischen Lebens, der die Seele an die Ankunft des Tages erinnert. Der Tod muß innerlich überwunden werden in Kraft des Glaubens an Den, der allein ihn überwinden konnte. Dieser Kampf des Todes kann nicht von uns genommen werden, denn nur dadurch, daß wir selbst den Befreiungskampf des Lebens vom Tode durchkämpfen, werden wir wirklich frei von seiner Macht. Im Tode ist für den Christen Leben und Auferstehung. Nur wer mit Christus zu leben, wer im Glauben an Ihn dem Irdischen abzusterben gelernt hat, wer mit Ihm leidet und stirbt, der wird auch mit Ihm und durch Ihn zur Auferstehung und Herrlichkeit eingehen.

LXVII.

Text: „Vater, verherrliche deinen Namen! Da kam eine Stimme vom Himmel: Ich habe Ihn verherrlicht, und werde Ihn abermals verherrlichen. Da sagte das Volk, das umherstand und dieß hörte: es habe gedonnert; Andere sprachen: ein Engel hat mit Ihm geredet. Jesus antwortete und sprach: Diese Stimme ist nicht um meinetwillen gekommen, sondern um euretwillen. Jetzt ergeht das Gericht über diese Welt. Nun wird der Fürst dieser Welt hinausgestoßen. Ich aber, wenn ich erhöht werde von der Erde, will Alle zu mir ziehen. Dieß sagte Er, um anzudeuten, welches Todes Er sterben würde. Da sprach das Volk zu Ihm: wir haben aus dem Gesetze gehört, daß Christus ewig bleiben werde, wie kannst du also sagen, der Menschensohn muß erhöht werden? Wer ist dieser Menschensohn? Jesus antwortete ihnen: Noch eine kurze Zeit habt ihr das Licht bei euch. Wandelt, so lange ihr das Licht noch habt, damit euch die Finsterniß nicht überfalle; denn wer im Finstern wandelt, der weiß nicht, wohin er geht. Glaubet an das Licht, so lange ihr noch das Licht habt, damit ihr Kinder des Lichtes seid.“ Joh. 12, 28—36.

Inhalt: Ueber das Kreuzes-Opfer.

1. In dem Verlaufe der Erzählung des Evangeliums rückt die Stunde der Entscheidung des Erlösungswerkes immer näher, und der Ton des Evangelisten wird immer ernster und feierlicher. Denken wir bei den Worten: „Jetzt ergeht das Gericht über diese Welt"; bei der feierlichen Erklärung der Stimme vom Himmel, die den Umherstehenden wie die Stimme des Donners erschien, an jene heitere Schilderung, mit welcher der Evangelist den Antritt des öffentlichen Lehramts Christi auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa schilderte, welch' ein Abstand ist zwischen diesen beiden Scenen! Dennoch weiset die erste Stunde, in welcher Christus seine göttliche Sendung auf Erden durch das Wunder der Wandlung von Wasser in Wein bewies, bereits auf diese spätere Entscheidungsstunde der Erlösung hin. Wenn damals der Herr zu seiner Mutter sprach: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen", so hatte er bei jenen Worten nicht bloß den Moment im Auge, an welchem es an der Zeit war, öffentlich seine Macht zu zeigen, sondern auch jenen, von welchem Er jetzt die Apostel versichert: Die Stunde ist gekommen, in welcher des Menschen Sohn verherrlicht werden; die Stunde, in welcher das große Opfer vollbracht werden soll. Entschieden spricht der Heiland seinen Entschluß, sein Leben für die Erlösung der Menschen zum Opfer zu bringen, mit den Worten aus: „Soll ich sagen, Vater, hilf mir aus dieser Stunde? Aber darum bin ich in diese Welt gekommen"; und darum will Er den Vater nicht bitten, Ihm aus dieser Stunde zu helfen, sondern im Gegentheil spricht Er: „Vater, verherrliche Deinen Namen!" Was der Sohn feierlich versprochen, wird ebenso vom Vater angenommen, wie die Stimme vom Himmel bestätigt: „Ich habe Ihn verherrlicht, und werde Ihn abermals verherrlichen." Wider Willen weissagt bereits der Hohepriester und verkündet die Vollendung des Opfers mit den Worten: „Es ist besser, daß Ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe." Jetzt aber offenbart der Herr den Jüngern auch noch, welchen Todes Er sterben werde, sprechend: „Wenn ich erhöhet sein werde, so werde ich Alles an mich ziehen."

2. Daß Christus mit diesen Worten auf seinen Tod am Kreuze hingewiesen habe, geht aus der ganzen Erzählung des Johannes deutlich hervor. So haben die Apostel, so haben die Juden seine Worte ohne weiters verstanden. Daß diese Todesart nicht zufällig, sondern frei und absichtlich gewählt war, das zeigt der Nachdruck, den Er selber

darauf legt, daß Er „erhöht werden würde, um Alles an sich zu ziehen". Die besondern Führungen Gottes, welche vorhergehen mußten, damit der Haß der Juden gerade diese Todesart herbeiführen konnte, bezeugen das Gleiche. Es mußten die Juden von allen Völkern Asiens ausgeschieden werden, es mußte dann wieder das Scepter von Juda genommen werden, es mußten die Römer oberste Gerichtsherren des Landes werden, und der König der Juden mußte von seinem eigenen Volke erst den Heiden ausgeliefert werden, damit dieß Alles geschehen konnte.

3. Warum aber wollte der Erlöser gerade diese Todesart wählen? Den letzten Grund der göttlichen Entscheidungen in allen Ereignissen erforschen zu wollen, wäre unverzeihlicher Hochmuth. In Hinsicht auf unendlich viele Dinge müssen wir uns damit bescheiden, daß Niemand die Geheimnisse Gottes in ihrer ganzen Tiefe ergründen und begreifen kann. Hier aber liegt die Erklärung so nahe, und greift so tief in das Leben und in die Entfaltung des Glaubens ein, daß nur eine sündhafte Gleichgültigkeit gegen alle höhere Erkenntniß der Wahrheit uns bestimmen könnte, vor derselben die Augen zu verschließen.

Wenn die Erlösung die Sünden der Menschen sühnen und den Fluch der Schuld von der Erde und ihren sündigen Bewohnern nehmen sollte, so mußte die Sünde und Schuld überwunden, und der Fürst dieser Welt durch dieselbe Pforte, durch welche er in die Welt eingegangen war, auch wieder von ihr ausgestoßen werden. Blicken wir nun zurück auf die Urgeschichte der Menschheit, wie sie Moses uns erzählt, und auf die Lösung jenes dort erzählten Verhängnisses, das die Menschen anfänglich über sich durch eigene Schuld zusammengezogen hatten, so finden wir die eine Thatsache durch die andere bestätigt. Die gegenseitige Aehnlichkeit beider Ereignisse ist so groß, daß wir von dem historisch beglaubigten Ereignisse der Erlösung auf die Wahrheit der von Moses erzählten Begebenheit mit Sicherheit zurückschließen können, auch wenn wir nicht anzugeben vermögen, auf welche Weise Moses zu jener Kunde gekommen ist. In der mosaischen Erzählung nun sehen wir einen Baum in der Mitte eines Wundergartens, „schön für die Augen, daß es eine Lust war, ihn anzuschauen"; und Eva wandelt durch diesen Garten mit leichten und leichtsinnigen Schritten, sieht den Baum mit Lust an, und streckt die Hand aus nach den verbotenen Früchten desselben [1]. Damit ist die erste Sünde vollbracht, die Schuld und der Fluch der Sünde tritt

---

[1] 1 Mos. 3, 6.

ein in den Menschen, und durch ihn in die ganze Welt. Soll dieser Fluch wieder von ihm genommen werden, muß es durch eine andere, dieser ersten entgegengesetzte, und doch in allem Wesentlichen ihr wieder genau entsprechenden That geschehen.

Diesem einen Bilde der Urzeit steht darum ein anderes entsprechendes der spätern Zeit gegenüber. Auf öder Schädelstätte steht auch ein Baum; die Zweige und die Aeste sind abgehauen, nicht Blatt noch Blüthe schmücket ihn, zwei starre Aeste sind allein noch sichtbar an dem dürren Holze und es ist keine Lust, ihn anzusehen. Zu dieser Stätte kommt, nicht mit leichtsinnigem Schritte, sondern in blutiger Gestalt, von Schmerzen gebeugt, der Erlöser. Seine Hände strecken sich nicht lüstern nach verbotenen Früchten aus, sondern wir sehen Ihn mit Händen und Füßen angenagelt an den Baum des Todes, der durch diesen Tod umgeschaffen werden soll zum Baum des Lebens.

4. Vielleicht ließen diese Gegensätze und ihre auffallende Uebereinstimmung sich noch weiter ausführen. Aber wozu eine Ausführung von ferneliegenden Vergleichungen eines Zustandes, in den wir uns doch nicht mehr lebendig hineindenken können, statt in dem eigenen Herzen den Gegensätzen nachzufragen, die durch das Kreuz ihre Lösung finden sollen.

Zwei Gegensätze sind es, die unversöhnlich im Menschenherzen sich finden, und gleichzeitig an ihm zerren, um ihn auf entgegengesetzten Wegen in's Verderben zu reißen. Beide reichen sich als Verbündete die Hand zum Untergang des Menschen. Hoffärtig strebt der Geist nach oben, während die sinnliche Natur nach dem Genusse greift, und immer tiefer in die irdische Begierde sich versenkt. Es ist die innere Leere und Haltlosigkeit, die den Menschen, aus dessen Brust die Liebe Gottes gewichen ist, drängt, diese innere Leere zu ersetzen durch etwas Aeußerliches. Ob der Besitz und die Lust des Irdischen, ob die Ehre und das Lob der Menschen von uns begehrt wird, das ändert nichts im Wesen. Es ist nur ein anderer Versuch, die innerliche Haltlosigkeit durch Anklammern an den äußern Schein vor sich und vor der Welt zu verstecken.

5. Beide Bestrebungen aber, wie sie aus der gleichen Quelle der innern Haltlosigkeit und Gottverlassenheit entspringen, führen auch zu der gleichen Folge, zur vollkommenen Verläugnung ihres angestrebten Zieles, führen mit innerer Nothwendigkeit zu dem directen Gegensatze von dem, was sie suchen. Indem wir nach Ehre und Herrschaft trachten, erniedrigen wir uns selbst. Wer Lob und Ehre von Andern be-

gehrt, hat damit nichts Anderes erreicht, als daß er das Gefühl eigenen Unwerthes offen ausgesprochen, indem er von eigener Armuth genöthigt, bei Andern betteln geht, um durch das Almosen Anderer zu ersetzen, was ihm selbst innerlich mangelt.

Wie aber, wenn wir diese Anerkennung nicht erbetteln, sondern von Andern fordern, weil wir sie durch Thaten verdient haben, ändert das nicht das ganze Verhältniß? ist diese Forderung nicht Ausdruck des Bewußtseins des höhern eigenen innern Werthes? Wenn sie das sein sollte, müßte sie doch wohl auf hinreichende Gründe sich stützen. Welches können aber diese Gründe sein? Können wir auf Stand, Vermögen, äußere Verhältnisse eine solche Forderung gründen? auf Eigenschaften stolz sein, die wir nur zu Lehen tragen? Sind die Eigenschaften, auf welche wir unsere Forderung gründen, wirklich etwas werth, so müssen sie uns glücklich und zufrieden machen, ohne Anerkennung von außen, und bedürfen wir diese Anerkennung, so sind die Eigenschaften, auf welche wir unsere Forderung gründen, ohne Gehalt und Werth. Verdienen wir Anerkennung, so brauchen und fordern wir sie nicht, und brauchen wir sie, so verdienen wir sie nicht.

Was erreichen wir denn durch solche Anforderungen anders, als daß wir jede Achtung vor uns selbst in Verachtung, jede Unabhängigkeit unseres Willens in niederträchtige Abhängigkeit von der Gunst und Laune einer wetterwendischen Menge machen? Muß der nach solcher Ehre Jagende nicht selbst dem Bettler danken, der an seine lumpige Mütze greift, um zu grüßen? Wer ist nun der Reiche, und wer der Bettler? Wer ist ärmer, der Bettler oder der, der selbst noch beim Bettler betteln geht? Je mehr der Mensch von außen begehrt, desto ärmer ist er innerlich. Unbegreiflich wäre es, wie der Mensch, ohne sich zu schämen, nach solcher Aeußerlichkeit streben könnte, wenn nicht die ganze Natur des Menschen verdorben und verkehrt wäre durch die Sünde. Wer diese Verkehrtheit bedenkt, den kann es auch nicht wundern, daß diejenigen, welche in eitlem Hochmuth am meisten sich selbst überheben, zugleich auf der entgegengesetzten Seite um so tiefer in die Begierde nach irdischem Besitze oder sinnlicher Lust versinken. Der Abfall von der Wahrheit und innern Kraft des Lebens sucht eben nach allen Seiten hin ein anderes Gut für das verlorne, sucht Ersatz für den innern Mangel, und erkennt auch hier nicht, wie das Ringen nach Besitz nur die innere Armuth vermehrt, wie die Herrschaft über die Erde und ihre Güter nur mehr und mehr derselben Gewalt gibt über uns.

6. Alles was wir der Erde abgewinnen zur Nothdurft des Lebens, ist Almosen. Jeder Streifen Gewandes ist der Erde abgerissen oder abgelistet, damit wir mit ihrem Reichthum unsere Blöße decken. Jede Speise, die wir genießen, ist ein Almosen, das die Erde dem bettelnden Menschengeschlechte gibt; alle Pracht und aller Luxus der Welt ist zusammengerafft von den Bettelbrocken, welche die mißbrauchte Erde dem gierigen Geschlechte der Thoren in Menschengestalt zugeworfen hat. Welches Recht haben wir über die Erde? ist sie unser Werk, unser Eigenthum? List, Raub, Gewaltthat ist, was wir anwenden, um unsern Ueberfluß, ja um nur den nothwendigen Unterhalt zu schaffen. Die Erde seufzt unter der Last unseres Uebermuthes und unseres Bettlerthums. Schon der natürliche Gebrauch der Erzeugnisse der Erde zu unsern Bedürfnissen ist eine erzwungene Anleihe, ist eine unberechtigte Gewaltthat, ist nur dann zu rechtfertigen, wenn wir im Namen und Auftrag des Herrn des Himmels und der Erde Besitz ergreifen, und in diesem Namen gebrauchen, was wir brauchen. Wie nun aber, wenn dazu, daß wir überhaupt gebrauchen müssen, was uns nicht von Rechtswegen gebührt, sondern ein natürliches Almosen ist, noch die weitere Ungerechtigkeit kommt, daß wir mit Uebermuth fordern, mit sinnlosem Luxus in Ueppigkeit vergeuden, mit Rohheit und brutaler Gewalt von Pflanzen und Thieren erzwingen, was uns nicht gehört? Muß nicht jede solche Handlung des Uebermuthes tief einschneiden in das Herz des irdischen Daseins, und an unserer Natur, an uns selber sich rächen? Wird nicht die gewaltsam zum Dienste der nimmersatten menschlichen Herrschsucht und Begierde gepreßte Natur sich gegen die Gewaltthat empören, und die Feindschaft der mißbrauchten Geister der Natur in unserm eigenen Leibe und Leben ihre Nachwirkung finden? Ist nicht jede Gewaltthat nach außen nothwendig eine Gewaltthat gegen die eigene Natur?

7. Indem wir uns auf solche Weise zu Herren der Natur machen wollen, werden wir ihre Sclaven. Jede Knechtung der Natur ist eine Knechtung der eigenen Seele, jede Entwürdigung ihrer Gaben eine Selbstentheiligung, jeder Schlag auf sie ein Rückschlag auf uns. Wir sehen es nicht immer, aber doch an einzelnen Beispielen um so deutlicher, wie diese Rückwirkung nicht ausbleibt, wie der Mensch, indem er sich die Natur zu selbstsüchtigen Zwecken dienstbar zu machen sucht, ihr dienstbar wird. Indem wir essen und trinken und der Lust der Sinne nachgehen, werden wir Diener der Lust und dessen, was wir genießen. Indem

wir den Wein trinken, werden wir seinem Geiste dienstbar, und um so abhängiger von ihm, je mehr wir von demselben genossen haben. Indem wir leben von der Erde, sind wir ihrer Macht verfallen. Mit jener Sage, welche von der Unterwelt berichtet, daß diejenigen, die von ihren Früchten gegessen, nicht mehr zurückkehren konnten, ist nur das wirkliche Leben geschildert. Indem wir essen von den Früchten der Erde, sind wir abhängig von ihr, können nicht zurück in das reine Leben des Lichtes. Müßte der Mensch nicht essen, dürfte er auch nicht sterben. Der Genuß des Irdischen ist sein Tod. Er fristet sein Leben nur dadurch, daß er es dem Tode verkauft. Nur indem er die unsterblichen Kräfte dem Tode verpfändet, erhält er sein zeitliches Leben.

8. Wie soll er aber dieses Pfand wieder einlösen? Welches Opfer, welches Eigenthum hat er daranzusetzen für diese verpfändete Seligkeit? Jedes Streben, auf diesem Wege sich über die Erde zu erheben, bringt uns nur tiefer in ihre Gewalt. Nun können wir aber nicht anders leben, als indem wir von der Erde leben. Im Träumen mag es uns vorkommen, als hätten wir die Last der Erde abgeschüttelt, und flögen frei über sie hinweg dem Sternenhimmel zu. Allein auch diese geträumte und ersehnte Lust des Fliegens über die Erde ist immer nur eine äußerliche Befreiung, die uns innerlich nicht erhöht. Uns innerlich frei zu machen, durch eigene Macht uns zu erheben über sie, ist ganz unmöglich, so lange wir nicht einen Haltpunkt haben außer ihr und über ihr, an welchen anklammernd wir aus ihren Fluthen uns retten und über sie uns erheben können.

9. Darum spricht der Herr: „wenn ich über der Erde erhöht sein werde, will ich Alles zu mir ziehen." Diese Erhöhung war das einzige Mittel der Erlösung Aller aus den Banden und der Gewalt der Erde und des Todes, der in Allen herrscht. Ohne diese Erhöhung fehlt der einzige Anhaltspunkt, durch den eine Bewegung möglich wird, die nicht wieder von dem Boden abhängig ist, von dem wir frei werden wollen und sollen.

Das Kreuz ist der Anker, den der Menschensohn ausgeworfen in dem Sturme der Zeit, damit er sich einsenke in den Boden der Ewigkeit, und das Leben der den irdischen Bedürfnissen verfallenen Menschen wieder Halt gewinne in der Ewigkeit. Nur indem der Mensch sein Streben durch den Glauben an das Kreuz anheftet, hat er den einzig sichern Halt, von dem er Rettung hoffen darf aus der Gewalt des Todes. Vom Kreuze muß alle geistige und leibliche Wiedergeburt des Menschen ausgehen.

10. Weil Eitelkeit und Hochmuth alles menschliche Streben veräußerlichen, darum muß die Demuth sie durchkreuzen und die Sehnsucht des Herzens nach innen wenden, damit in diesem Durchkreuzungspunkte des Eigenwillens der Anfang einer neuen und lebendigen Erkenntniß entstehe. Nur wer erkennt, daß alle äußere Ehre Schmach, alle Schmach der Welt Ehre vor Gott ist, und dieselbe um des auf das Höchste allein gerichteten Glaubens und Hoffens willen freudig auf sich nimmt, der hat die geistige Kraft des Kreuzes erkannt, den rechten Anhaltspunkt zu einem geistig kräftigen, innerlich freien, über alle Aeußerlichkeit und Zeitlichkeit erhabenen Leben gefunden. Wer am Kreuze festhält, das allein erhöht ist über alle irdischen Mächte, kann nicht untergehen im Strudel des Irdischen. Wer Alles, was die Welt ihm bietet, nicht zum Genusse mißbraucht, sondern als Opfer, das dem höhern Leben gebührt, verwendet, dessen Seele wird nicht eingehen in die Lust des Fleisches, nicht hinabsinken in die finstern Tiefen des erdhaften Begehrens, sondern aus ihr wird der Duft des Opfers aufsteigen, und im Geiste einem neuen Leben zur Nahrung dienen. Das Kreuz wird im Herzen zum Baume des Lebens, der wachsend auf dem befreiten und erlösten Grunde des demüthigen Gottvertrauens aufwärts strebt, und fortwächst, bis er seinen Gipfel in den seligen Himmel taucht. Glücklich der, der seine Arme in die Zweige dieses Baumes geschlungen hat, er wird von denselben mit in den Himmel getragen.

11. Aber auch dem irdischen Leben der leiblichen Natur obsiegt das Kreuz. Von seinem Stamme strömt das Blut des Opferlammes zur Erde nieder, und diese Erde wird mit einer neuen Lebenstinktur durchdrungen. Die irdische Hülle durch seinen Opfertod brechend ist der Heiland der Welt zuerst zu den von der unerlösten Leiblichkeit in ihrem Fluge zur ewigen Herrlichkeit aufgehaltenen Vorvätern hinabgedrungen. Durch das von Ihm eröffnete Thor des neuen Lebens drangen sie hervor, und zum Lichte der ewigen Herrlichkeit hindurch. Sie sind die Erstlinge der neugestaltenden Macht der Erlösung. Wie sie wird alle irdische Leiblichkeit in Kraft dieser geheimnißvollen Lebenstinktur frei von den Schlacken der Erde und verklärt in Christus.

12. Daher ist das Kreuz das Zeichen der Erlösung, das Zeichen der Macht über alle sündhafte Natur, über allen Einfluß des Bösen auf die Erde. Mit dem Zeichen des Kreuzes beginnt alle Segnung, alle Befreiung vom Fluche der Sünde. Daher kam vom Anfange des Christenthumes an das große Vertrauen aller Gläubigen auf das Zeichen des Kreuzes. Es ist das Zeichen aller Lösung fremder, zum Verderben

des Menschen geeinigter Kräfte, das Zeichen der Verbindung und Anknüpfung des menschlichen Vertrauens und Wollens an den einzigen Punkt, von dem alle Erlösung und Verklärung ausgeht. Wie ein fliegender Anker wird das Zeichen des heil. Kreuzes ausgeworfen, damit unser Wollen durch dasselbe an dem einzig festen Grunde hafte, den Christus über der Erde hingesetzt zur Rettung Aller, indem Er am Kreuze erhöht, die Arme ausbreitend über uns schwebt, um Alle der Gewalt des Irdischen und Unterirdischen zu entreißen, und an sich zu ziehen zu einem neuen, erdfreien, ewigen Leben. Vom Kreuze geht das Licht aus, das Alle, die auf dasselbe blicken, zur Höhe des seligen Lebens führt. Diesem Lichte, das vom Kreuze ausströmt, müssen wir folgen, wenn wir im rechten Lichte wandeln, wenn wir wahrhaft Kinder des Lichtes werden wollen. Um den Segen des Kreuzes müssen wir ringen, wenn wir gesegnet werden wollen mit dem göttlichen Segen des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes.

LXVIII.

Text: „Dieß redete Jesus und ging hinweg und verbarg sich vor ihnen. Obwohl Er nun so große Zeichen vor ihren Augen gethan hatte, so glaubten sie doch nicht an Ihn; so daß der Ausspruch des Propheten Isaias erfüllt wurde, der da sagt: „Herr! wer glaubt unserer Predigt? Wem wird der Arm des Herrn geoffenbart?“ Sie konnten aber deßwegen nicht glauben, wie Isaias abermal sagt: „Er hat ihre Augen verblendet und ihr Herz verhärtet, daß sie mit den Augen nicht sehen, noch mit dem Herzen verstehen, noch sich bekehren, so daß ich sie heilen könnte.“ Dieß sagte Isaias, als er seine Herrlichkeit sah und von Ihm redete. Doch glaubten auch viele von den Vornehmen an Ihn, aber der Pharisäer wegen bekannten sie es nicht, damit sie nicht in den Bann gethan würden; denn sie hatten die Ehre vor den Menschen lieber, als die Ehre bei Gott.“ Joh. 12, 36—43.

Inhalt: Das Verhältniß der menschlichen Freiheit zur unfreien Natur.

1. Mit der Erzählung der Erweckung des Lazarus tritt ein Wendepunkt in den Berichten des heil. Johannes von dem Leben und der

Lehre Jesu hervor. Von da an sind alle Worte auf das Bestimmteste nur mehr auf den letzten entscheidenden Augenblick der Erlösung gerichtet. Jetzt kommen daher auch jene Geheimnisse der Offenbarung zur Sprache, die auf ein vor- und überweltliches Leben Bezug haben. Insbesondere verkündet der Herr seinen Jüngern die Lehre von seinem Verhältnisse zum Vater und zum heil. Geiste erst, nachdem er sie durch die feierliche Handlung der Fußwaschung zu einer höhern Erkenntniß vorbereitet hat. Vorläufig wendet Er sich noch einmal und zum letzten Mal an die Juden, da auch diese die Stimme vom Himmel vernommen hatten, um ihnen die nöthige Erklärung über dieses öffentliche Zeugniß des himmlischen Vaters zu geben.

2. Es sind aber zwei Dinge, die einer solchen Erklärung bedürfen, und auf welche die folgenden Sätze des Evangeliums mit Entschiedenheit hinweisen, das Verhältniß der Erlösung zur Schöpfung und das Verhältniß der freien Aufnahme der Erlösungsgnade in die geschaffene Natur. Das letztere Verhältniß ist es nun, welches der Evangelist von der Hartnäckigkeit der Juden, die auch jetzt noch nicht glauben wollten, veranlaßt, zuerst auseinandersetzt.

Indem er nun zuerst die Frage um das Verhältniß des freien Glaubens zur menschlichen Natur beantwortet, legt er in die Antwort selbst wieder einen Doppelsinn hinein, welcher einen unversöhnlichen Widerspruch in sich zu schließen scheint. Zuerst nämlich werden die Juden von Christus ermahnt, sich, so lange es noch Zeit ist, freiwillig zum Glauben an Christus zu bekehren. Sogar der Unglaube Vieler wird der Furcht vor den Menschen zugeschrieben. Es scheint also, daß der Glaube wie der Unglaube rein auf dem freien Entschluß des Herzens beruhe. Die darauffolgende Berufung auf die Worte des Propheten deutet aber auf eine ganz andere Ursache hin, indem diese Worte des Propheten nicht undeutlich auszusprechen scheinen, daß die Ursache des Unglaubens in Gott gesucht werden müsse, wenn von Ihm gesagt wird: „Er hat ihr Herz verhärtet und ihre Augen verblendet, damit sie mit den Augen nicht sehen und mit dem Herzen nicht verstehen, noch sich bekehren.“

3. Sind nun die Worte des Propheten unbeschränkt und in jedem Sinne wahr, so sind wir in all' unserm Thun und Lassen unbedingt von Gott abhängig, so daß wir gar nichts aus eigenem Antriebe thun können, sondern all' unser Handeln lediglich Gottes Werk ist, der unser Herz verhärtet oder erleuchtet, wie Er will. Sind wir aber in all'

unserm Thun und Lassen unbedingt frei und unabhängig, dann sind die Worte des Propheten in keinem Sinne wahr. In dem ersten Falle wären wir für unsere Handlungen nicht verantwortlich, weil wir nur das vollbringen, was wir nicht ändern können, im andern Falle wären wir nicht verantwortlich, weil wir unsere eigenen Gesetzgeber wären, die Niemanden, als sich selbst, Rechenschaft zu geben hätten. Im erstern Falle könnten wir von unserer Abhängigkeit und Beschränktheit nichts wissen, und Sittlichkeit und Religion, und überhaupt jedes Selbstbewußtsein wäre unmöglich, im letztern Falle müßten wir auch der Natur nach unbeschränkt und vollkommen sein. Der eine Fall ist ebenso wenig denkbar wie der andere.

4. Diesem scheinbar unauflöslichen Widerspruche können wir aber einfach dadurch entgehen, daß wir die Worte des Propheten nicht im unbeschränkten, sondern im beschränkten Sinne nehmen. All' unser Thun und Lassen ist gleichmäßig von zwei entgegengesetzten Voraussetzungen und Bedingungen abhängig. Der Mensch ist frei, aber nicht unbeschränkt wie Gott, sondern beschränkt durch seine Natur, frei nicht durch die Natur, sondern in der Natur, durch den Willen. Die erste Bedingung alles Handelns ist stets die von Gott uns gegebene Natur und Fähigkeit. Um frei zu sein, müssen wir zuerst das Sein empfangen haben. In diesem Sinne sagt der Apostel: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest?" [1] In diesem Sinne ist Gott die Ursache der natürlichen Beschaffenheit unsers Herzens, der natürlichen Weichheit oder Härte desselben. In diesem Sinne müssen wir bekennen, daß Gott unser Herz so gebildet und befähigt hat, wie es von Natur aus ist. Aber auch nur in diesem Sinne. Nur die natürliche Weichheit oder Härte des Herzens ist uns mitgegeben in's Leben, nicht aber die Weichheit oder Härte der Gesinnung oder des Charakters. Gerade die mit dem weichsten Herzen begabten Menschen werden oft die hartnäckigsten, eigenwilligsten und boshaftesten, denn das weichere Gefühl hat am meisten Neigung, sich mehr als das von Natur aus entschiedene zu verhärten. Aus dem weichmüthigen oder hartherzigen Charakter eines Menschen läßt sich nicht immer ein sicherer Schluß ziehen auf seine natürliche Anlage, weil die freie Selbstbestimmung noch dazwischen liegt.

5. Freilich gibt es noch eine tiefer greifende Verhärtung und Verblendung des menschlichen Herzens, als die jedem einzelnen Menschen

---

[1] 1 Cor. 4, 7.

angeborne natürliche Befähigung, jene allgemeine Verhärtung des Menschenherzens nämlich, die in dem gefallenen Zustande des ganzen Menschengeschlechtes ihren Grund hat. Aber auch von dieser ist die Freiheit nicht ausgeschlossen. Als in Folge der ersten Sünde die äußere Natur von dem Menschen abfiel, und sich gegen seine Eingriffe verhärtete, da härtete Gott auch die Natur des Menschen, die innere wie die äußere, damit des Menschen Seele gegen den Ungestüm der äußern Welt mehr geschützt sei. Wären die Augen des Menschen nicht geblendet, sondern so helle und tiefblickend, daß er jeden Abgrund sehen könnte, der sich vor ihm aufthut, jede Gefahr mit all' ihren Schrecken, die gegen ihn heranzieht, wäre sein Herz nicht gehärtet gegen die ungestüme Gewalt der äußern Eindrücke von Schmerz und Freude, Furcht und Hoffnung, so würde dieses sein unbeschütztes Herz zu sehr beunruhigt und verwirrt, um noch unbefangen und entschieden die Last des Lebens zu ertragen. Daß das Herz gehärtet ist, hat Gott verhängt, damit wir weniger beirrt von äußern Einflüssen, frei und selbstständig innerhalb der angewiesenen Grenzen handeln könnten. Wie diese Verhärtung eine Strafe der ersten Sünde ist, so ist sie auch zum Schutze gegen die Wucht der äußern Gewalt gesetzt, Folge und Mittel freier Entscheidung. Selbst wenn wir uns denken, daß die Verblendung des Menschen, der sein Heil zurückstoßt, über die Zeit hinübergreift, und als ewige Verblendung von Gott über die Seele verhängt wird, so daß das verhärtete Herz gänzlich und für immer vom Anblick der Seligkeit ausgeschlossen bleibt, ist es vielleicht erlaubt, zu denken, daß diese unauflösliche Verblendung und Verhärtung die zermalmende Wucht des vollen Bewußtseins und der Entsetzlichkeit dieses Zustandes aufhält. In jedem Falle ist aber auch dieser Zustand unauflöslicher Verblendung nur Folge vorausgehender freier Wahl.

6. Die Freiheit ist also nirgends ganz ausgeschlossen. Es frägt sich nur, wie verhält sich dieselbe zu der von Gott gegebenen natürlichen Anlage? Darauf müssen wir antworten: Jeder Mensch hat von Natur aus eine gewisse Beschaffenheit und Befähigung, durch welche er sich von allen andern unterscheidet, und über welche der freie Entschluß thatsächlich nicht hinausgreifen kann, weil der freie Wille Alles nur mit Hülfe dieser natürlichen Befähigung auszuführen vermag. Allein diese natürliche Anlage hat eine solche Bildungsfähigkeit und Biegsamkeit, daß sie Vieles, und selbst die entgegengesetztesten Empfindungen in sich aufnehmen kann. Diese Dehnbarkeit der natürlichen Anlage ist der Spielraum

unserer Freiheit und Selbstthätigkeit. Durch diese Biegsamkeit unserer Anlagen ist es uns möglich, mit jeder natürlichen Fähigkeit das Entgegengesetzte zu erreichen, und jede Gelegenheit zur Uebung derselben auf entgegengesetzte Weise zu benützen.

Der leicht Erregbare und Lebhafte kann sich den Langsamen zum Muster nehmen, um dadurch zur rechten Gründlichkeit zu gelangen. Der heftige Sinn ist gerade durch seine Heftigkeit am öftesten veranlaßt, Geduld und Sanftmuth zu üben. So steht jeder natürlichen Fähigkeit und Kraft eine Schwäche, jeder scheinbaren Unfähigkeit eine Kraft zur Seite, die das Fehlende ergänzt. Darin ist der Mensch frei, daß er diese ergänzende Seite seiner Natur mit dem Willen ergreifen, und dadurch immer vollkommener werden kann. Darum ist ihm die Vernunft gegeben, daß er beobachte, was ihm fehlt, um so die einseitige Kraft in ihre Schranken zu bannen, die natürliche Schwäche durch die sittliche Kraft und Entschiedenheit des Willens über ihre Natur zu erheben.

7. Der Mensch kann jede Gelegenheit zum Handeln verschieden gebrauchen. Jede Gelegenheit kann ihm dazu dienen, kräftiger zu werden im Guten, und jede kann er zu seinem Verderben anwenden.

Wen ein sogenanntes Unglück trifft, der kann sich dadurch demüthigen lassen, und auf ein höheres Ziel seine Aufmerksamkeit lenken; er kann aber auch sein Herz verbittern und verhärten gegen die göttliche Mahnung. Wem Gott Ansehen, Reichthum, weltliche Macht verliehen, der kann sie dankbar annehmen, und nach Gottes Willen zum Besten Anderer gebrauchen; er kann aber auch undankbar sein, und sich von dem Geber alles Guten abwenden. Wer in schlechte Gesellschaft geräth, der kann an ihr Wohlgefallen finden, und sich durch dieselbe verderben lassen, er kann aber auch ihre Werke betrachten, und sich mit Abscheu von ihr abwenden. So ist es mit jeder Gelegenheit, wie mit jeder Fähigkeit.

8. Sie können beide entgegengesetzten Zwecken dienen, die Gelegenheit aber nur so lange, bis die natürliche Fähigkeit erschöpft ist. So lange diese nicht erschöpft ist, kann auch eine versäumte Gelegenheit, eine der Anlage gegen die natürliche Bestimmung aufgedrungene Bethätigung wieder dazu dienen, den innern Widerstand des natürlichen Berufes gegen eine falsche Richtung des Eigenwillens zu verstärken, so daß, wie der Druck des verkehrten Willens aufhört, diese natürliche Anlage wieder in ihre alte Lage zurückspringt, und nachher um so kräftiger der wahren Bestimmung dient. Diese Biegsamkeit der Natur geht aber bei

jedem Menschen nur bis zu einem gewissen Punkt. Wird dieser überschritten, so verkehrt sich jede Fähigkeit in ihr Gegentheil. Was dann noch dem Menschen an Gelegenheit und Aufmunterung zu Gute kommt, dient nur dazu, sein Herz in der eingeschlagenen verkehrten Richtung zu bestärken.

Je größer die Fähigkeit, desto tiefer und härter der Fall, desto größer die Widerspenstigkeit gegen die Mahnungen zum Guten. Das eigene Talent wird des Menschen größter Feind. Je schärfer der Verstand, desto unheilvoller ist er in seiner Verblendung, desto heftiger sträubt er sich gegen jede Zurechtweisung. Je besser unsere Gründe sind, desto weniger überzeugen wir damit einen eigensinnig verkehrten Verstand.

Die Wärme der Sonne bringt die reifende Frucht in Saft, und trocknet und verhärtet dagegen die reife Frucht. Die Feuchtigkeit vermehrt das Wachsthum der Pflanzen, beschleunigt aber auch die Fäulniß derselben.

Je mehr der Geizige Gelegenheit hat, Gutes zu thun und Erbarmen zu üben, um so härter wird sein Herz. Je mehr der Beleidiger Gelegenheit hat, sich zu überzeugen, daß er seinem Nächsten Unrecht gethan, um so mehr wird er Gründe suchen, den Andern anzuklagen, um sich zu entschuldigen; je mehr er den Andern beleidigt hat, desto mehr wird er ihn hassen. Je mehr der eingebildet Verständige und Gebildete Gelegenheit hat, etwas zu lernen, desto weniger ist er geneigt, diese Gelegenheit zu benützen, desto mehr aber bereit, sich in der Einbildung, daß er schon gebildet ist, zu bestärken.

9. Auch in diesem Sinne sagt die heil. Schrift, daß Gott, der ja dem Menschen alle Gelegenheit zur Vervollkommnung und Besserung gibt, und der ihm auch die Fähigkeit und Anlage zur Vollkommenheit gegeben hat, das Herz verhärte und die Augen verblende, weil er es so eingerichtet hat, daß derjenige, der in einer einseitigen, verkehrten und schlechten Richtung bleiben will, sobald die letzte Entscheidung einmal eingetreten ist, durch Alles, was ihm von Gott verliehen wird, zu größerer Verkehrtheit getrieben wird.

Alle natürliche Anlage, alle im Zeitleben uns dargebotene Gelegenheit zur Uebung dieser Fähigkeiten und Anlagen und zur Kräftigung unseres Wollens und Strebens für das Gute können wir auch zur Verhärtung im Bösen mißbrauchen. An uns ist es daher, vor Allem unsere natürlichen Fähigkeiten zu beobachten, und mit auf das höchste Ziel gerichtetem Willen jeder einseitigen Neigung zu begegnen, jeder Schwäche

die entgegengesetzte Kraft an die Seite zu stellen, damit die natürliche Fähigkeit ihre höhere Bestimmung, die wahre, sittliche und religiöse Freiheit und Vollkommenheit erreiche. An uns ist es, den Willen auf dasjenige zu richten, was Gott durch die verliehenen natürlichen Anlagen wie durch die im Zeitleben dargebotene Gelegenheit als Beruf und Bestimmung uns angewiesen, nur das zu wollen, was wir sollen und können, damit dem ernsten Streben die natürliche Kraft und göttliche Sendung nicht fehle. An uns ist es endlich, jede Gelegenheit zur rechten Uebung des freien Willens wie zur rechten Ausbildung der natürlichen Fähigkeit rechtzeitig zu benützen, damit, wenn der Ruf des Herrn zur Anwendung unserer Kräfte an uns ergeht, wir bereit seien, seinem Rufe zu gehorchen.

10. Ueben wir uns in Allem, was wir lernen, erkennen, empfinden und mit irgend einer natürlichen Befähigung ergreifen können, von nichts uns eigenwillig abwendend, wozu uns Gelegenheit gegeben wird, es zu beherzigen, so lange es Zeit ist. Was wir nicht ergreifen, so lange es Zeit ist, werden wir umsonst verlangen, wenn es zu spät ist. Was der Mensch zuerst nicht will, das kann er später nicht mehr. Die Gelegenheit, die einmal vorüber ist, kommt in derselben Weise nicht zum zweiten Mal wieder. Die Fähigkeit, die nicht ausgebildet wird in der Zeit, bleibt uns verloren für alle Ewigkeit. „Seid bereit zu jeder Stunde, denn der Menschensohn wird zu einer Stunde kommen, da ihr es nicht meint“ [1]. „Seid Menschen ähnlich“, spricht der Herr zu seinen Jüngern, „die auf ihren Herrn warten, wenn er von der Hochzeit zurückkommt, damit, wenn er anklopft, sie ihm sogleich aufthun. Selig sind jene Knechte, die der Herr wachend findet, wenn er kommt; wahrlich, sage ich euch, er wird sich aufschürzen, sie zu Tische setzen, und umhergehend sie bedienen. Und wenn er um die zweite Nachtwache kommt, und wenn um die dritte, und sie so findet, selig sind selbige Knechte“ [2].

LXIX.

Text: „Jesus aber rief laut und sprach: Wer an mich glaubt, der glaubt nicht an mich, sondern an Den, der mich gesandt hat; und wer mich sieht, der sieht Den, der mich gesandt

[1] Matth. 24, 44. [2] Luc. 12, 36—38.

hat. Ich bin als das Licht in die Welt gekommen, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsterniß bleibe. Wenn aber jemand meine Worte hört, und nicht hält, so richte nicht ich ihn, denn: Ich bin nicht gekommen, die Welt zu richten, sondern sie selig zu machen. Wer mich verachtet und meine Worte nicht annimmt, der hat schon Einen, der ihn richtet. Das Wort, das ich geredet habe, das wird ihn richten am jüngsten Tage; denn ich habe nicht von mir selbst geredet, sondern der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir ein Gebot gegeben, was ich reden und was ich lehren soll, und ich weiß, daß sein Gebot das ewige Leben ist. Was ich also rede, das rede ich so, wie es mir der Vater gesagt hat." Joh. 12, 44—50.

Inhalt: Die verschiedenen Arten des Gerichtes.

1. Wenn Christus sagt: „Wer an mich glaubt, glaubt nicht an mich, sondern an Den, der mich gesandt hat", so sind diese Worte als der kürzeste Ausdruck der göttlichen Sendung Jesu so einfach und selbstverständlich, daß sie keiner weitern Erklärung zu bedürfen scheinen. Dennoch liegt eine Tiefe der Bedeutung in ihnen verborgen, welche, wenn sie in ihrem ganzen Umfange erkannt würde, alle Einwürfe und Zweifel, die jemals gegen das Christenthum erhoben worden sind, für immer niederzuschlagen im Stande wäre. In diesen Worten wird der innigste Zusammenhang zwischen den beiden höchsten Werken göttlicher Offenbarung, der Schöpfung und Erlösung, ausgesprochen; in denselben tritt uns die Erkenntniß nahe, daß das Christenthum allein die Pforte zum richtigen Verständniß unserer eigenen wahren Natur und Bestimmung ist. Der Mensch muß die innerste Sehnsucht, das unaustilgbare Zeugniß seiner vernünftigen Seele verläugnen, wenn er dem Lichte christlicher Wahrheit widerstehen will. Was der Schöpfer dem Menschen als Sehnsucht in's Herz gelegt hat, das erfüllt der Erlöser. Wer an Ihn glaubt, glaubt nicht so fast an Ihn, als an den Vater, und erkennt durch Ihn erst die von dem ewigen Vater dem Menschen verliehene Natur.

2. Die Natur, welche dem Menschen von Gott als Grund und Vorbedingung einer mit Freiheit erreichbaren ewigen Bestimmung mitgetheilt worden ist, darf aber nicht mit der gefallenen, durch die Erbsünde verdorbenen und verkehrten Natur des Menschen verwechselt wer-

den. Während das Christenthum die ursprüngliche Natur zu ihrer Vollendung führt, fordert es dagegen von uns, die sündhafte Natur zu bekämpfen. Nur allzuleicht wird das Christenthum um des Gegensatzes willen, den es gegen die gefallene Natur des Menschen einnimmt, für un- und widernatürlich erklärt.

Das Christenthum ist ebenso wenig eine bloße Fortsetzung der natürlichen Entwicklung des Menschengeschlechtes, oder eine bloße Erfüllung und Vollendung der Völkergeschichte und des Heidenthums, als es eine der Natur des Menschen überhaupt widersprechende Lehre und Einrichtung oder Erfindung ist. Das Christenthum ist vielmehr die Wiederherstellung der reinen, ursprünglich dem Menschen von Gott verliehenen Natur und Bestimmung. Durch dasselbe allein sind wir in den Stand gesetzt, die Seligkeit, für welche der Mensch ursprünglich geschaffen war, zu erreichen. Die menschliche Natur wurde aus ihrer Erniedrigung und Sündhaftigkeit durch Christus wieder zu ihrer rechten Bestimmung emporgehoben. Nur durch den Glauben an Christus und den Gehorsam gegen sein Gebot ist der Einzelne wieder in den Stand gesetzt, die wahre Bestimmung seiner Natur zu erkennen und zu erfüllen, und die Seligkeit zu erlangen. In diesem Sinne spricht der Herr: „Ich bin nicht gekommen, um die Welt zu richten, sondern um sie selig zu machen." Ein großes Wort, das uns die innere Vollendung aller gottverliehenen Kräfte durch Christus, die wahre Bedeutung der Erlösung für die geschaffene Natur des Menschen in ihrer Tiefe offenbart.

3. Aber wie verhält sich dieser Ausspruch des Herrn zu den Worten bei Matthäus [1], daß des Menschen Sohn kommen werde in seiner Herrlichkeit, zu richten die Völker? Wie kann Christus sagen: ich bin nicht gekommen zu richten, und dann wieder sagen: ich werde kommen zu richten, ohne sich selbst zu widersprechen?

Wenn Christus das eine Mal sagt: Ich b i n gekommen, und das andere Mal: Ich w e r d e kommen, wo ist da ein Widerspruch? Seine erste Ankunft war allerdings nicht, um zu richten, sondern um selig zu machen; wenn Er aber wieder kommen wird, wird Er kommen, um zu richten. Wir müssen also unterscheiden zwischen einer ersten und zweiten Ankunft Christi, müssen aber auch unterscheiden zwischen einem ersten und zweiten Gerichte. Das erste Gericht ist über die Welt ergangen bei der ersten Erscheinung Christi auf Erden. Da schieden sich die beiden Ge-

---

[1] Matth. 24, 30.

setze und die beiden Lebenswege der Menschheit, der Weg einer vom Bösen durchfressenen Natur, und der Weg des sittlich frommen Lebens in der innern geistigen Heiligung. Das zweite Gericht wird über die Welt ergehen, wenn alle natürlichen Fähigkeiten sich ausgeschieden, und entweder dem Guten oder dem Bösen dienstbar geworden sind, wenn die beiden Welten, die jetzt noch vermischt durch einander wirken, gänzlich und für immer von einander getrennt werden. Das ist das letzte allgemeine Weltgericht. Zwischen beiden liegt aber noch ein drittes Gericht, welches als besonderes Gericht der Entscheidung über den Menschen und sein vollbrachtes Leben ergeht, wenn in ihm die beiden Welten, die geistig-unsterbliche und die sterblich-leibliche sich scheiden. Dieser dreifachen Scheidung entspricht auch eine dreifache Entscheidung, ein dreifaches Gericht. Das erste Gericht ist das, welches bereits über die Welt ergangen ist; das zweite ist das Gericht, welches beim Tode über die einzelnen Menschen ergeht, und das dritte und letzte ist das allgemeine Weltgericht.

4. Von dem ersten redete Johannes, als er wenige Zeilen früher versicherte: „Jetzt ergeht das Gericht über diese Welt, jetzt wird der Fürst dieser Welt hinausgestoßen" [1], von diesem Gerichte redet er, wenn er einige Seiten später sagt: „Der Geist wird die Welt überführen von der Sünde, der Gerechtigkeit und dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist" [2]. Der Fürst dieser Welt aber ist jener Geist des Widerspruches, der die Menschen zum Ungehorsam gegen das göttliche Gebot, zur Sünde gegen die ursprüngliche Bestimmung verführt. Wer im Geiste dieser Widerspenstigkeit gegen Gott und sein Gebot sich auflehnt, den trifft auch das gleiche Gericht. Wer jetzt, nachdem der Menschensohn durch seinen Gehorsam bis zum Tode am Kreuze, durch das Opfer der unendlichen Liebe, das Gesetz der wahren Freiheit, Liebe und Gottseligkeit geoffenbaret hat, dennoch auf das Gesetz der sinnlich-begehrlichen und geistig-selbstsüchtigen Natur als auf das einzige Gesetz, das der Mensch von Natur aus kennt, sich berufen wollte, könnte es nur im Widerspruche mit dem Zeugnisse des eigenen bessern Bewußtseins. Unser eigenes Herz in seiner Sehnsucht nach Befreiung von der Knechtschaft der Natur, und in dem Gefühle, daß es seine höchste Freiheit in der Macht, glauben und lieben zu können, besitze, würde Zeugniß geben gegen uns selbst. Wer nicht an Christus glaubt, glaubt

[1] Joh. 12, 31. [2] Joh. 16, 8.

nicht deßwegen nicht an Ihn, weil er nicht kann, sondern weil er nicht will, weil der Fürst dieser Welt, der Geist des sündhaften Widerspruches in ihm herrscht. Wer sich in diesem Unglauben verhärtet, an dem erfüllt sich das Wort des Herrn: „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet" [1]. Die Widersetzlichkeit des Willens macht jede Besserung und Heilung unmöglich. Von dieser Verkehrtheit hat der vorausgehende Abschnitt des Evangeliums Johannis Bericht gegeben. Sie ist es, die mit jedem Schritt nur immer zu größerer Verhärtung und Verblendung führt. Die Sünden des also verhärteten Willens erkennt leider der verblendete Mensch nicht in ihrer Verderblichkeit, aber eben diese sind es, die ihn um so sicherer und um so tiefer in's Verderben stürzen, je weniger er sie erkennen will. Eine so verblendete Seele ist bereits gerichtet.

5. Anders aber ist es mit jenen, in denen der Wille nicht diese Entschiedenheit des Wohlgefallens an sich und des Widerspruches gegen alle Mahnungen und Gelegenheiten zur Besserung erreicht hat, mit jenen, die das Gute wollen, aber aus Schwäche des Wollens es nicht erreichen, weil sie den Widerstand der sinnlichen und verkehrten Natur noch nicht überwunden haben. Viele sind, die nicht ganz gut sind, aber auch nicht ganz böse, die besser werden wollen, und obwohl noch im Kampfe begriffen, doch mit aufrichtigem Sinne nach Besserung ringen, oder wenigstens ihre Fehler erkennen, und sich demüthigen vor Gott. Diese sind nicht gerichtet, aber doch auch noch nicht vollkommen frei vom Gerichte. Auch ihrer wartet die entscheidende Stunde, die Stunde der Scheidung vom irdischen Leibe. Die Stunde des Eintrittes in jene Nacht, in der Niemand mehr wirken kann, weil in ihr der Seele die Mittel zur Vervollkommnung der eigenen Thätigkeit entzogen sind, wird auch diese ihrem Gerichte überliefern. Wie wir die natürlichen Mittel und Fähigkeiten, welche uns von Gott zu unserer Beseligung verliehen worden sind, im irdischen Leben benützt haben, so folgen sie uns in ein anderes Leben nach. Haben wir sie zum freien Gehorsam gegen das Gebot der Liebe, zur Ausübung geistiger Lebens- und Liebeskraft benützt, so werden wir die von Gott verliehenen Kräfte der Natur auch in Seligkeit ewig besitzen. Haben wir Zeit und Gelegenheit zur Ausbildung und Heiligung unserer natürlichen Kräfte versäumt, womit sollen wir die Seligkeit des unveränderlichen ewigen Lebens genießen und besitzen?

---

[1] Joh. 3, 18.

Wie der Stumpfsinnige die irdische Freude nur schwach oder gar nicht empfindet, eben weil ihm die Fähigkeit der Empfindung fehlt, so wird der am Geiste stumpf gebliebene Mensch die Freude des unvergänglichen Lebens gar nicht oder nur in geringem Grade empfinden, weil es ihm an der Fähigkeit dazu fehlt. Wie jedes Blatt, jede Blume, jedes Gewächs seine eigene Lebenskraft und Bestimmung erhalten hat, so auch jede Seele, nur mit dem Unterschiede, daß die vernünftige Seele diese Bestimmung nicht erfüllen muß, sondern daß es von ihrer eigenen Thätigkeit abhängt, wie viel davon zu ihrer wirklichen Beseligung in Erfüllung geht.

Jede Seele hat ihren eigenen Beruf. Nur in diesem ist sie befähigt, ihre Seligkeit zu erwerben. Was sie nicht erfüllt an diesem Berufe, geht ihr an ihrer Seligkeit verloren. Jeder kann nur in seiner Natur, in dem von Gott vorgezeichneten Maße der Befähigung selig werden. So spricht Christus zu der Mutter der Zebedäiden: „Das Sitzen zur Rechten und Linken kann ich Niemanden geben, als denen es vom Vater bereitet ist“ [1]. Sowie alle in der Zeit verliehenen Gelegenheiten zur Vervollkommnung und Besserung vorüber sind, bricht auch das Gericht herein. Wer seiner Seele Beruf verstanden hat, und mit Gottes Gnade erfüllt, ist selig in sich; wer nicht, kann auch nicht selig sein. Die Seligkeit kann Keinem von außen angehängt werden, sondern muß lediglich in ihm selbst wurzeln und wachsen. Wie mit der Seligkeit, ist es auch mit der Strafe. Auch sie wächst aus dem innern Leben heraus.

6. So lange aber der Mensch lebt, ist jede Minute sein, ist jede Befähigung ihm stets mehr oder weniger dienstbar. Wie aber die natürliche Anlage dem Menschen zur Erlangung seiner ewigen Bestimmung als Mittel dient, so hindert sie ihn auch wieder in der vollen Ausübung seiner Freiheit durch die verkehrten und sündhaften Neigungen, die allen natürlichen Kräften ankleben. Darum ist uns die göttliche Erlösung zu Hülfe gekommen, und darum hat uns Christus die heil. Sacramente gegeben, damit durch die Kraft des Glaubens die rechte Freiheit des Geistes erzeugt, und durch die verborgene Wirkung der heil. Sacramente das in der Natur verborgen wirkende Verderben gebändigt und überwunden werde. Die Verkehrtheit der Natur ist es, welche der Freiheit des Glaubens und der Liebe hindernd entgegenwirkt. Wir müssen da-

---

[1] Matth. 20, 23.

her drei Lebenskreise unterscheiden, die allerdings wesentlich zusammen gehören und aufeinander wirken, in ihrer Bewegung aber nicht immer gleichen Schritt halten, das natürliche, sittlich freie und sacramentale Leben.

7. Wenn auch der Glaube an Christus und die Sehnsucht nach Beseligung durch Christus bereits im Menschen lebendig geworden ist, so ist doch oft sein Wille nicht stark genug, um alle Hindernisse zu überwinden, die Sacramente werden nicht vollständig wirksam, die natürliche Verkehrtheit der Neigung ist nicht ganz überwunden, aber sein Glaube ist doch unverrückbar auf Christus gerichtet. Wird nun ein solcher Mensch abgerufen von der Welt, ehe dieser Kampf zu Ende gekämpft ist, und es klebt noch so manches Vorurtheil des Standes, der Erziehung, der Zeit und Umgebung an ihm, es hängt noch so manche nur zum Theil verschuldete Verblendung ihm an, es geht noch manche unreine Neigung mit ihm hinüber in ein anderes Leben — sollte die göttliche Barmherzigkeit eine Seele darum ganz verwerfen, weil sie nicht ganz vollkommen, weil sie noch der Reinigung bedürftig ist? Ist sie dieser Reinigung von den Unvollkommenheiten des irdischen Pilgerlebens noch fähig, wird ihr Gottes Gnade die Gelegenheit dazu gewiß nicht entziehen.

Freilich wird der Hingeschiedene seine Kräfte nicht mehr eigenmächtig wie auf der Erde gebrauchen, nicht mehr ein völlig neues Leben mit Freiheit beginnen können, aber er kann doch die Werke und Wirkungen der Liebe in sich aufnehmen, und durch Theilnahme am Leben derer, die seiner gedenken, am Leben der Kirche, an den Wirkungen des heil. Opfers Stärkung und Heilung gewinnen. Das Gebet der Lebenden, die Segnungen der kirchlichen Gemeinschaft können ihm neben der Aufhebung der Täuschungen des irdischen Lebens, neben der reuigen Empfindung über das schlecht angewendete Erdenleben noch zu Gute kommen. Allerdings können wir die der Heiligung Unfähigen nach dem Tode nicht gewaltsam in den Himmel hineinbeten. Wie aber ein der körperlichen Heilung fähiger Leib in gesunde Luft und Umgebung gebracht, schneller, leichter und sicherer vollständig gesund wird, so kann auch die Seele leichter gesunden, wenn sie in eine heilende und stärkende geistige Glaubens- und Liebesatmosphäre gleichsam hineingezogen wird. Dadurch wird die Entscheidung und das Gericht, welches durch die Scheidung von dem zeitlichen Leben herbeigerufen wird, nicht aufgehoben, sondern nur bestätigt, indem jede Stärkung und Gnadenwirkung doch nur an diese Entscheidung sich anknüpft, und die Aufnahme in Gottes

Wohlgefallen, welche bei der nicht ausgelöschten Befähigung dazu im Tode bleibt, nur ihrer Verwirklichung zugeführt wird.

8. Die Zeit zu dieser weitern Reinigung von allen anhängenden Unvollkommenheiten dauert so lange, als die Welt überhaupt noch ihren zeitlichen Verlauf nicht beendet hat. Aber auch diese geht ihrem Ende, geht einer letzten Entscheidung, geht ihrem Gerichte entgegen. Wie der einzelne Mensch hat auch die ganze Menschheit ihre Aufgabe und Bestimmung. Auch die Welt muß ihre Aufgabe erfüllen. Der Baum der Welt wird so lange frische Blätter treiben, als noch Lebenskraft in ihm ist. Alle Fähigkeiten der menschlichen Natur müssen ihre vollständige Entwicklung erhalten. Alles, was Menschenherzen fühlen und denken, Menschenhände verrichten können, muß auf der Erde zu Ende gebracht werden. Dabei müssen freilich auch alle bösen und verdorbenen Leidenschaften sich gleichfalls entfalten. Alle Lügen und Entstellungen der Wahrheit müssen hervorbrechen aus der Finsterniß, wenn die Wahrheit ganz zum Siege gelangen soll. Erst dann kann die letzte Scheidung und das letzte Gericht eintreten. Dann muß es aber auch eintreten; denn die Aufgabe des Lebens ist nicht ein gleichgültiges und leeres Spiel, welches, einmal beendigt, nach zufälligen Wechselfällen immer wieder von vornen begonnen werden kann. Das Leben drängt einem letzten Ziele entgegen. Es erwartet und fordert eine letzte Entscheidung, ein allgemeines Weltgericht.

9. So lange aber diese Entscheidung nicht eingetreten ist, muß jedes einzelne Wesen an der Vollendung der Bestimmung des Ganzen freiwillig oder unfreiwillig mitwirken. Eines muß das Andere zum Ziele und zur letzten Entscheidung drängen. Ebenso muß ein Mensch dem andern zur Prüfung und Stütze, zum Mittel der eigenen Bildung und zur Ergänzung dienen. Keiner kann Alles. Jeder bedarf des Andern. Einer muß dem Andern dienen, um dadurch sich selbst zu vervollkommnen, und Jeder muß sich selbst vervollkommnen, um dem Andern zu dienen. Darum steht Keinem zu, über den Andern zu richten. Jeder kann und soll die Schwachheit des Andern zum Bindemittel für seine Nächstenliebe machen. Was Andern fehlt, sollen wir ergänzen. Nicht anzuklagen ist unser Beruf, sondern Hülfe zu leisten, wo wir können. Wir können aber nur dann Andern Hülfe bringen, wenn wir zuerst selbst stark geworden sind in uns.

Vor Allem aber sollten die, welche den Beruf haben, die Wahrheit des Evangeliums zu verkünden, stark sein in Glaube, Liebe und Erkennt-

niß. Es ist nichts damit gethan, die Welt des Unglaubens anzuklagen. Jeder überwinde den Unglauben in sich und zeige das Licht des Glaubens, und es werden auch die weniger Starken glauben, wie von Petrus geschrieben steht: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre; wenn du einst bekehrt bist, so stärke deine Brüder" [1].

Gerichtet wird Jeder nach dem Maße, in welchem die Liebe in ihm lebendig geworden ist. Derjenige aber ist der höchste Richter über Alle, der die höchste Offenbarung der Liebe verkündigt, und in unbeschränkter Hingebung vollkommen erfüllt hat. Er ist der Richter, der das entscheidende Wort der Scheidung zweier Welten spricht, jener Welt, die im Geiste der Liebe Ihm angehört, und jener, die dem Geiste des ewigen Widerspruches gegen Wahrheit und Liebe verfallen ist. Die Liebe ist das Entscheidende. Wer sie gefunden, wird dem Reiche Christi angehören, und die Stimme des Menschensohnes vernehmen: „Kommt, ihr Gesegnete meines Vaters, und nehmet das Reich in Besitz, das von Grundlegung der Welt an für euch bereitet worden."

LXX.

Text: „Vor dem Osterfeste, da Jesus wußte, daß seine Stunde komme, wo Er aus dieser Welt zum Vater gehen sollte, und Er die Seinigen, die in dieser Welt waren, lieb hatte, so liebte Er sie bis an's Ende. Nach dem Abendmahle nämlich, da der Teufel es dem Judas, Simons Sohn, dem Iskariot, schon in's Herz gegeben, daß er Ihn verrathen sollte, und da Jesus wußte, daß Ihm der Vater Alles in die Hände gegeben, daß Er von Gott ausgegangen sei, und zu Gott wieder heimgehe; da stand Er vom Abendmahle auf, legte seine Kleider ab, nahm ein Tuch und umgürtete sich damit. Dann goß er Wasser in ein Becken, und fing an, seinen Jüngern die Füße zu waschen, und mit dem Tuche, womit Er umgürtet war, abzutrocknen. Als Er nun zu Simon Petrus kam, sprach Petrus zu Ihm: Herr, du

---

[1] Luc. 22, 32.

solltest mir die Füße waschen? Jesus antwortete Ihm und sprach: Was ich da thue, verstehst du jetzt nicht; du wirst es aber hernach verstehen. Petrus erwiederte Ihm: In Ewigkeit sollst du mir die Füße nicht waschen. Jesus antwortete ihm: Wenn ich dich nicht wasche, so hast du keinen Theil an mir. Da sprach Simon Petrus zu Ihm: Herr, nicht nur die Füße, sondern auch die Hände und das Haupt. Jesus antwortete ihm: Wer gewaschen ist, bedarf mehr nicht, als noch die Füße zu waschen, so ist er ganz rein. Auch ihr seid rein, aber nicht Alle. Er wußte nämlich den, der Ihn verrathen würde; darum sprach Er: Ihr seid nicht Alle rein. Nachdem Er nun die Füße gewaschen und seine Kleider wieder angelegt hatte, setzte Er sich wieder zu Tische und sprach zu ihnen: Wisset ihr nun, was ich euch gethan habe? Ihr heißet mich Meister und Herr, und das mit Recht, denn ich bin es. Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so müßt auch ihr einander die Füße waschen; denn ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr thut, wie ich euch gethan habe. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, der Knecht ist nicht größer als sein Herr, und der Apostel nicht größer, als der ihn gesandt hat. Da ihr nun dieß wisset, so seid ihr selig, wenn ihr es auch thut."

Joh. 13, 1—17.

Inhalt: Von der Einsetzung der Sacramente durch Christus.

1. Eine der merkwürdigsten Episoden des Evangeliums Johannis ist die Erzählung von der Fußwaschung. Während die andern Evangelisten dieselbe gar nicht oder nur vorübergehend erwähnen, und dadurch zu verstehen geben, daß sie kein besonderes Gewicht darauf legen, hebt der Evangelist Johannes sie mit besonderer Feierlichkeit hervor. Die Feierlichkeit aber, mit welcher Johannes diese Begebenheit erzählt, das Gewicht, welches er auf diese Handlung legt, ist so groß, daß wir uns kaum denken können, Johannes habe damit nicht mehr beabsichtigt, als bloß eine Handlung der Demuth zu erzählen. Vielmehr ist jeder einzelne Umstand mit solch' ernstem Nachdruck ausgeführt, daß wir in die-

ser feierlichen Handlung Christi die Einsetzung einer umfassenden bleibenden Heilsanstalt zu erkennen, geneigt sind, besonders da Christus ausdrücklich die Frage hinzufügt, „wisset ihr nun, was ich euch gethan habe?" und mit dieser Frage die Mahnung verbindet: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr thut, wie ich euch gethan habe."

Dennoch ist die Fußwaschung nie in der Kirche und selbst von den Aposteln nicht als ein von Christus eingesetztes Heilsmittel, als ein eigentliches Sacrament betrachtet worden. Bedenken wir aber, daß Johannes dafür die Einsetzung der einzelnen Sacramente nicht erwähnt, die Begebenheit selbst aber gewiß nicht ohne Absicht mit solcher Umständlichkeit und Feierlichkeit erzählt, so wird uns klar werden, daß Johannes zwar nicht die Einsetzung eines einzelnen Sacramentes, wohl aber die feierliche Einsetzung und Bedeutung der Sacramente überhaupt durch diese Erzählung hervorheben wollte.

2. Daß wir an der Gnade der Erlösung überhaupt nur durch bestimmte Symbole und Zeichen, die Christus eingesetzt, Theil haben, wird durch die Worte, welche Christus bei der Fußwaschung zu Petrus spricht, angedeutet. „Wenn ich dich nicht wasche, so hast du keinen Theil an mir." Mit diesen Worten ist die Nothwendigkeit von Heilsmitteln, welche von Christus eingesetzt und an natürliche, sinnlich wahrnehmbare Zeichen und Handlungen geknüpft sind, überhaupt ausgesprochen. Welche Sacramente aber Christus einsetzen wollte, das ist mit dem weitern Ausspruche Christi angedeutet: „Wer gewaschen ist, bedarf nicht mehr, als nur die Füße zu waschen, und er ist ganz rein." Auch wer mit reinem Glauben und Herzen zu Christus kommt, bedarf noch einer weitern heiligenden Gnade, um ganz rein zu sein. Diese weitere Gnade betrifft aber diejenigen Seiten des Lebens, durch die wir unmittelbar und nothwendig, wie mit den Füßen, die Erde berühren. Soviel es also wesentliche und nothwendige Berührungspunkte des Menschen mit dem Naturleben gibt, soviel gibt es durch Christus eingesetzte Sacramente.

Die Sacramente beziehen sich also nicht unmittelbar auf das freie geistige Leben, sondern auf die Mittel zur sittlichen Vollendung des geistigen Lebens; sie sind für die Seele des Menschen gegeben und theilen erst mittelbar dem Geiste die göttliche Gnade mit. Die Sacramente heiligen den Menschen nicht ohne dessen eigenes freies Zuthun. Sie sind nur eine Bedingung seiner Seligkeit, aber nicht die einzige Bedingung derselben. Wenn wir mit den durch die Sacramente gegebenen Heilsmitteln nicht freithätig mitwirken, so werden sie uns auch

nichts zu unserer Heiligung nützen, sondern umgekehrt uns zum Gerichte werden. Sie sind die von Christus eingesetzten sichtbaren Zeichen des Antheils, den wir an dem Erlösungswerke Christi haben können. Durch sie wird der Antheil, den wir an der Erlösung nehmen, beglaubigt und bestätigt, aber sie bewirken die Seligkeit nicht ohne unsere Mitwirkung, sie wirken nicht mechanisch und gewaltsam, sondern organisch und in Verbindung mit der Freiheit. Die Wirksamkeit derselben liegt darum allerdings nicht offen und sichtbar vor der sinnlichen Erfahrung da. Sie beruht auf dem Glauben und auf den innern geheimnißvollen Vorgängen des Seelenlebens.

3. Mit dem sacramentalen Leben treten wir in ein Bereich, welches Vielen seiner innern Kraft und Bedeutung nach ganz fremd ist, und gegen das sich darum auch der Widerspruch um so leichter geltend machen kann, je oberflächlicher der Gesichtspunkt ist, von dem aus wir die Religion und die Erlösung betrachten.

Alles Leben kann nach seiner bloß äußerlichen Erscheinung oder mit Rücksicht auf seinen höchsten Grund und auf die verborgenen Quellen, aus denen es hervorströmt, betrachtet werden. Wer sich bloß um die Außenseite bekümmert, hat die scheinbare Leichtverständlichkeit seiner Ansichten für sich. Er ist nicht genöthigt, irgend etwas erst erklären zu müssen, weil er sich nur an das hält, was jedermann mit Händen greifen kann. Jedermann aber ist geneigt, das Sichtbare und Greifbare für wahr und allein gewiß zu halten. Was aber von den Sinnen bezeugt wird, ist darum noch nicht seinem Wesen nach erkannt. Die Sinne selbst können kein Zeugniß geben, wenn nicht ein denkender Geist über den Sinnen steht, der die Zeugnisse der Sinne vernimmt, dieselben in Uebereinstimmung bringt und ihre Natur und Bedeutung prüft. Sie können nur Zeugniß geben, wenn ein persönliches Bewußtsein vorhanden ist, welches ihr Zeugniß empfängt. Wenn die Sinne Zeugniß geben, so geben sie Zeugniß von etwas und für etwas, was nicht mehr bloß mit den Sinnen zu fassen ist. Sobald wir einmal zur Erkenntniß gekommen sind, daß die Sinne nur von der äußern Erscheinung der Dinge Zeugniß geben können, können wir uns auch der Einsicht nicht mehr entziehen, daß das Leben voll ist von Geheimnissen, welche die Sinne nicht zu fassen und zu verstehen vermögen, da dieselben ja überhaupt nichts verstehen, sondern nur dem Verstande das Material zur weitern Ergründung der innern Verhältnisse und Ursachen ihrer Wahrnehmungen liefern. Ist aber das Geheimniß nicht aus dem Leben überhaupt zu

verbannen, wie kann es uns befremden, in der höchsten Region des Lebens, in der Religion demselben zu begegnen?

4. Wenn wir aber das Mysterium überhaupt nicht aus dem Leben und am allerwenigsten aus dem religiösen Leben verbannen können, so folgt daraus noch nicht, daß das Leben oder auch, daß das religiöse Leben reines Mysterium sein dürfe oder sein könne. Wir müssen daher immer noch unterscheiden und ausscheiden zwischen den Mysterien, welche mit den offenbaren Thatsachen und Wahrheiten des Lebens wesentlich und unzertrennlich zusammenhängen, und der willkürlichen oder zufälligen Mystifikation, welche jeden Zusammenhang im Leben und Denken unterbricht und zerstört.

Eine auf die Natur des Menschen und der Religion begründete Einwendung gegen den Gebrauch und die Bedeutung der Sacramente darf daher, wenn sie in dem Wesen der Religion und des Menschen wirklich begründet scheint, nicht überhört werden. Eben weil das Mysterium keine willkürliche Mystifikation sein darf, wenn die Religion nicht geradezu der Vernunft des Menschen widersprechen soll, muß jede Einwendung auch in soweit als eine berechtigte anerkannt werden, als sie eine in der Natur begründete ist. Gegen die Lehre von der Nothwendigkeit übernatürlicher, von Gott besonders zur Heiligung des Menschen eingesetzter Heilsmittel oder Sacramente aber läßt sich Manches vorbringen, was im Wesen der Religion sowohl wie in der Natur des Menschen begründet zu sein scheint. Es läßt sich sagen, daß die Religion keinen andern Zweck habe und haben könne, als die sittliche und geistige Vervollkommnung und Heiligung des Menschen; daß aber Heilsmittel, welche an äußere Zeichen und Handlungen gebunden seien, welche also mit bloß äußerlichen Handlungen innere heiligende Gnaden verbinden sollen, diesen Zweck nicht befördern, sondern ihm vielmehr hemmend entgegentreten, und die Menschen lehren, auf äußerliche Handlungen Gewicht zu legen, und darüber die innere sittliche Willenserhebung zu vernachlässigen, und daß sie die Heiligung und Beseligung des Menschen nicht von dem Gebrauche seiner Vernunft, seines Willens und seiner productiven Einbildungskraft, sondern von äußern Mitteln abhängig machen. Daraus folge von selbst, daß sie nicht bloß den geistigen Charakter der Religion beeinträchtigen, und heidnischen Aberglauben, unverständliche Geheimmittel und Zauberkräfte in das Leben einführen, sondern auch, daß sie den Glanz der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe verdunkeln, da sie die Beseligung nicht von der geistigen Vereinigung mit Gott in

der Liebe, sondern von äußern Handlungen und Ceremonien abhängig machen. Gott der Heilige und Gerechte aber sehe auf das Innere und auf das Herz, und nicht auf Opfer und Ceremonien. Den Menschen könnten nicht Segensprüche und magische Mittel verständig, gut und edel machen, sondern der rechte Gebrauch der ihm von Gott verliehenen geistigen Kräfte.

Alles Uebernatürliche und Geheimnißvolle müsse darum aus der wahren Religion im Voraus ausgeschieden werden. Die Herrlichkeit des Christenthums könne nur in der sittlichen Bestimmung des Menschen bestehen. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man sagen: Jeder könne ein rechtlicher, weiser und tugendhafter Mensch sein, ohne alle übernatürliche Führung und Gnade; und um ein tiefer Denker, ein großer Staatsmann, ein unternehmender lebenstüchtiger Bürger der Welt zu sein, bedürfe es keiner übernatürlichen Heilsmittel, sondern nur eines starken Willens und eines aufgeklärten vernünftigen Geistes. Durch Verstand und Willensstärke könne der Mensch Alles, auch das Höchste erreichen, was dem Menschen überhaupt erreichbar ist. Gott, der den Menschen die natürlichen Anlagen gegeben, müsse an denjenigen, welche dieselben in diesem Leben recht und weise benützen, nothwendig sein inniges Wohlgefallen haben, weil sie die ihnen mitgetheilte, ursprüngliche Aufgabe mit Ernst erfaßt und durchgeführt, und mit freier, selbstständiger Willensthätigkeit Alles vollführt haben, was ihnen zu vollbringen auferlegt und möglich war, ohne auf weitere übernatürliche Hülfsmittel zu warten.

5. Ohne Zweifel ist es wahr, daß Gott auf das Innere schaut, und daß die rechte Benützung des zeitlichen Lebens nothwendig zu einem seligen ewigen Leben führen müsse. Aber diese Wahrheit wird offenbar in diesen Einwürfen nur zum Deckmantel und zur Einkleidung der Unwahrheit mißbraucht. Wie könnte sonst derjenige, der sein ganzes Herz an die Klugheit dieser Welt geheftet hat, sich darauf berufen, daß Gott auf das Herz sieht? Wenn Gott auf ein solches Herz sieht, was sieht Er denn in demselben? etwa Liebe zum Ewigen und Göttlichen? Und Gott sollte an einem solchen Herzen Wohlgefallen haben, weil es auf Alles das gewendet ist, was irdisch, selbstisch und ungöttlich ist seiner Natur nach? Welches irdisch liebende Herz begnügt sich mit einer Liebe, die ihm Geld und Gut darbringt, aber nicht die Gegenliebe des Herzens? Was hat das liebebedürftige Herz von allem Gewinn der Erde, wenn es dabei der herzlichen Liebe entbehren muß? Und was auf Er-

den nicht genügt für ein nur irdisch liebend Herz, das soll für die Ewigkeit genügen? Welch' eine Lüge gegen die innerste Empfindung des Herzens! Und ist es denn so ganz wahr, daß der Mensch ein Held, ein großer Mann, ein starker Geist, ein bewundertes Genie auf Erden ohne alle weitere übernatürliche Hülfe, bloß in Kraft der natürlichen Befähigung und des eigenen Willens werden kann? Allerdings kann er nicht groß und berühmt werden, ohne sein Zuthun. Aber er wird es auch nicht durch seine Freiheit allein. Auch die Erde hat ihre Sacramente. Auch im natürlichen Leben machen sich geheimnißvolle Wirkungen geltend, deren Ursachen wir zu ergründen vergeblich uns bemühen. Der thätigste Mensch bringt es oft zu keinem nennenswerthen Erfolge, während ein Anderer durch die Macht von Bedingungen, die gänzlich außer ihm liegen, zur höchsten Höhe des irdischen Lebensglanzes emporgehoben wird. Wer kann die geheimnißvollen Kräfte bemessen, welche das Gelingen oder Mißlingen menschlicher Unternehmungen bedingen? Aber auch wenn wir von den geheimnißvollen Einflüssen solcher Naturmysterien absehen, was hat der Mensch am Ende von dem äußern Gelingen seiner Vorsätze? Was hilft es ihm, berühmt, groß, geistreich zu sein? Ist seine Seele dann glücklich und zufrieden, wenn er das alles ist? Daß sie es nicht ist, das beweiset ja gerade dieses Streben nach solchen Gütern. Wenn es aber nicht zu läugnen ist, daß die Seele überall und in Allem, was sie sucht, etwas Unbeschränktes und Unendliches sucht, wo findet sie das vollkommen Unendliche und unendlich Vollkommene außer Gott? findet sie es aber außer Gott nicht, ist es dann weise gehandelt, das Leben zu gebrauchen und auszunützen zu vergänglichen Zwecken, ohne Rücksicht auf ein ewiges Ziel? Nun ist freilich die geistige und sittliche Vollendung des Menschen der höchste Lebenszweck. Kann aber der Mensch diesen Zweck erreichen ohne Gott und ohne den Glauben an göttliche Hülfe und Mitwirkung? Wie kann und darf der Mensch Gott lieben, wenn er nicht von Ihm zuvor geliebt wird, und wenn diese Liebe ihm nicht in sichtbarer Weise sich offenbart und bezeugt?

6. Die Kluft zwischen der Zeit und der Ewigkeit wird nicht durch geistreiche Redensarten ausgefüllt. Kein irdisches Streben reicht über den Abgrund, der das Unendliche vom Endlichen trennt, hinüber. So lange wir auf die menschliche Kraft allein angewiesen sind, werden wir auch nur zeitliche Zwecke erreichen. In unserer irdischen Lebensthätigkeit ist aber schon eine geheimnißvolle Tiefe, die wir mit allem Nachdenken nicht ergründen, eben weil alles Nachdenken selbst wieder auf diesem

Grunde ruht. Schon indem wir uns von der irdischen Speise nähren, geht in uns etwas vor, das von unserm freien geistigen Leben ganz unabhängig ist. Das Geheimniß der Natur umfängt alle geistige Thätigkeit. Wo soll nun der Mensch die Macht hernehmen, diese Natur selbst zu erneuern, von welcher er in allen Bewegungen sich abhängig fühlt? Wie soll der Wille sich über die Natur erheben, auf die er in allen seinen Entschlüssen sich stützt?

Zu dieser natürlichen Unfähigkeit, bloß durch die Macht des Eigenwillens, ohne die Kenntniß eines durch einen höhern Willen geoffenbarten Zieles eine höhere freie sittliche Lebensordnung zu gründen, kommt aber noch eine weitere Ohnmacht des Willens hinzu, welche sich gleichfalls in jedem freien Streben des Menschen offenbart. Bei allen Versuchen, sich über die Sinnlichkeit oder die egoistische Selbstsucht zu erheben, muß der einzelne Mensch immer wieder an sich erfahren, daß er, sich selbst überlassen, stets wieder unter die Dienstbarkeit der einen oder andern dieser natürlichen Richtungen des Willens zurückfällt. Die Erfahrung bestätigt uns in jedem Augenblicke die große, folgenschwere Wahrheit, daß der Wille des Menschen mehr zum Bösen als zum Guten geneigt ist. Es ist ein tiefes Zerwürfniß in die menschliche Natur eingedrungen. Der Mensch sucht und will von Natur aus stets mehr das, was seiner Bestimmung und dem göttlichen Willen entgegen ist, als das, was ihn heiligt und seinen Willen mit dem göttlichen einigt. Wie soll er den göttlichen Unwillen gegen das Verderben, das in dieser Natur durch die Sünde lebendig geworden ist, versöhnen, da alle seine Kräfte nur innerhalb dieser von Gott abgewendeten Natur sich regen und bewegen?

7. Diese Sühne kann nur allein durch Gott selbst gegeben werden. Die Pfeiler, welche die Brücke tragen sollen, die uns in's unbekannte Jenseits hinüberführen soll, versinken in der Bodenlosigkeit des Abgrundes, welcher in der Natur selbst sich aufgethan hat. Nur die Hand Gottes kann herüberreichen über diese Kluft, und uns die Brücke bauen, die uns sicher hinüber trägt in das Reich der wahren Freiheit und Gottseligkeit.

Damit wir aber die Hand, die allein uns in jenes ersehnte Land des Friedens hinüberführen kann, auch ergreifen können, muß sie uns sichtbar werden, uns bestimmte Anhaltspunkte und Zeichen ihrer Hülfe geben. Dadurch, daß wir Theil haben an Christus, haben wir auch wieder Antheil am Wohlgefallen des Vaters. Wie wir wissen, daß ein

Menschenkind, wenn es zur Erde geboren wird, eben weil es die äußere Gestalt und Bedingung der menschlichen Natur an sich trägt, auch einen freien Willen und eine vernünftige Seele, also ihren vom Vater bestimmten Antheil am göttlichen Segen erhalten habe, so wissen wir auch, daß, wenn das Opfer am Altare dargebracht und die Worte der Einsetzung von dem dazu geweihten Priester über dasselbe ausgesprochen werden, auch die vom Sohne verheißene göttliche Mittheilung und Umwandlung eintrete. Alle Wirkung der Erlösungsgnade ist wegen der Natur des Menschen, die Alles in sinnlicher Weise empfangen muß, an äußere Zeichen geknüpft. Nur mittelst dieser Zeichen können wir die Gnade berühren. Jede Kraft bedarf ihres besondern Leiters, um ihre Wirkung mittheilen zu können. Die Elektricität, die Wärme geben uns die mannigfaltigsten Beispiele solcher Mittheilung durch leitende Mittelglieder. Selbst das Auge sieht nicht, was unmittelbar dasselbe berührt, sondern nur, was von ihm getrennt mittelbar durch die Luft mit ihm zusammenhängt. Wie nun der Schöpfer die überleitenden Mittelglieder natürlicher Kräfte eingesetzt und geordnet hat, so hat der Sohn die Träger und Mittelglieder der Erlösungskraft eingesetzt.

8. Wenn wir dieses Verhältniß der menschlichen Natur zur göttlichen Gnade bedenken, können wir nicht sagen: Es bedarf nicht des äußern Mittels zur Vereinigung mit Gott; mit Christus hängen wir durch den Glauben zusammen; und durch diesen Glauben allein wird uns alle seine Gnade vermittelt. Ob wir gerechtfertigt werden oder nicht, hängt lediglich davon ab, daß wir unbedingtes Vertrauen auf die Verdienste Christi haben. Haben wir dieses Vertrauen, so sind wir auch in Ihm und durch Ihn gerechtfertigt. Solche Reden klingen recht fromm und christlich, und haben auch etwas Wahres an sich, aber was sie lehren, ist doch nicht ganz wahr und christlich, weil sie eine wesentliche Seite der menschlichen Natur und der Religion mißdeuten oder eigentlich ganz abläugnen. Das Wahre an dieser Ansicht ist die Erkenntniß, daß der Mensch nicht durch Vertrauen auf das eigene Verdienst gerechtfertigt ist. Daraus folgt aber nicht, daß es schon genug ist, daß wir die Verdienste Christi uns zuschreiben. Dann wäre ja in der That unser ganzes Leben und selbst die göttliche Hülfe nur von einem einzigen einmaligen Entschlusse abhängig, und alles übrige Leben und Streben ohne Bedeutung. Ein Fortschritt, eine weitere Thätigkeit und Vervollkommnung, eine innere freie Aneignung der göttlichen Gnade durch den Gebrauch der natürlichen Kräfte und Gelegenheiten zum Guten würde überflüssig sein.

Alles sittliche Leben würde untergehen in einem einzigen allein entscheidenden Acte. Mit dem irdischen Wandel ist aber die Wandelbarkeit unzertrennlich verbunden. Wo Wandelbarkeit ist, muß auch für die wechselnden Verhältnisse gesorgt sein. Eine unwandelbare Sicherheit, die auf das persönliche Vertrauen und eine einmalige Entscheidung des Willens allein gegründet ist, würde die Sittlichkeit und Religion selbst aufheben, und der menschlichen Natur geradezu Unmögliches zumuthen. Der Mensch müßte dann durch diesen Act von jeder freien Bewegung und Aenderung der Ueberzeugung und des Willens entbunden sein, oder seine spätern sittlichen Verirrungen oder Besserungen hätten gar keinen Werth, keine sittliche und religiöse Bedeutung. Haben aber die spätern Willensbewegungen keinen solchen Werth, so haben auch die frühern keinen und auch der vorausgehende Glaubensact ist dann bedeutungslos. Das ist gegen die Natur des Menschen und die derselben angemessenen Heilsanstalten Christi; und ist zugleich eine Herabwürdigung der göttlichen Vollkommenheit. Auch Gott würde dann durch einen Act der menschlichen Willkür genöthigt, einen solchen Menschen, auch wenn sein Leben und seine Handlungsweise dem göttlichen Gebote geradezu widersprechen sollte, unter allen Bedingungen in die Zahl der Gerechtfertigten aufzunehmen.

9. Nichts kann das richtige Verhältniß der Heiligung des Menschen durch göttliche Hülfe mehr verletzen, als wenn man die göttliche und menschliche Freiheit zugleich beschränkt, und überdieß die natürliche Seite von der geistigen Wiedergeburt des Menschen ganz ausschließen zu können glaubt. Ohne Sacrament fehlt dem Glauben jeder Anhaltspunkt seiner freien Bethätigung, und jedes Unterpfand göttlicher Handreichung. Wenn wir nicht wenigstens des Heilands Kleid berühren, wie sollen wir die heilende Kraft empfangen, die von Ihm ausgeht? Durch einen einmaligen Act des Glaubens alle sittliche Heiligung ersetzen zu wollen, heißt die Natur des Menschen mißkennen, und jede Wandlung des Willens, jede Handreichung der göttlichen Liebe in den mannigfaltigen Verhältnissen des Lebens läugnen. Es ist aber ebenso unzulässig, die göttliche Hülfe bloß in unbestimmten zufälligen Ereignissen und äußern Anstößen erblicken zu wollen. Allerdings gibt es eine große Menge von scheinbar zufälligen Ereignissen, welche als göttliche Mahnungen für uns betrachtet werden müssen. Ja eigentlich ist jedes Ereigniß und jede Erscheinung des Lebens eine solche Mahnung. Diese Mahnungen sind aber nicht Alles, was Gott und insbesondere was der

Erlöser den Gläubigen als Zeichen seiner speciellen Hülfe und Gnade bieten konnte und wollte. Jene Mahnungen gehen vom Vater aus, und gehören gar nicht in das Gebiet der Erlösungsgnade. Jene Mahnungen sind den Juden und Heiden ebenso nahe und ebenso zahlreich verliehen wie den Christen. Sie stehen außerhalb dem eigentlich kirchlichen Leben; sind bedeutsam und erfolgreich, wenn der Wille sie als Anregung und Veranlassung zu vernünftiger Ueberlegung erkennt, aber sie haben keinen unmittelbar religiösen Charakter. An ihnen wird nicht offenbar, ob und inwiefern wir an Christus Theil haben wollen. Diese Theilnahme aber macht Christus ausdrücklich von solchen Zeichen abhängig, die von Ihm selbst zu diesem Zwecke eingesetzt sind: „Wenn ich dich nicht wasche", spricht Er zu Petrus, „so hast du keinen Theil an mir."

10. Freilich läßt sich diesen von Christus eingesetzten Bedingungen seiner Gnade gegenüber der Einwurf geltend machen, daß mit solchen Zeichen und ihrer Anwendung auch nur ein äußerer Zusammenhang mit Christus gegeben werde. Wenn Christus uns wirklich durch solche symbolische Handlungen reinigen konnte und wollte, warum hat Er nicht überhaupt eine solche Reinigungsanstalt eingesetzt, und damit seine Erlösungsthätigkeit beschlossen? Das bloße Zeichen reicht nicht hin zur innern Reinigung. Wenn es hinreichen würde, so wäre unsere Freiheit damit gänzlich außer Wirksamkeit gesetzt; dann würde Christus allein Alles in uns wirken, würde allein alle Handlungen vornehmen und von seinem Willen und Wirken Alles unmittelbar abhängig sein. Der eigenen Mitwirkung bedürfte es dann nur insofern, als wir uns die äußere Weihe gefallen lassen. Diesem Mißverständniß beugt das Evangelium dadurch vor, daß Christus eine andere Reinigung, zu welcher die Fußwaschung als Ergänzung hinzukommt, voraussetzt, und nach der Fußwaschung noch bestimmt hinzufügt, „ihr seid nun rein, aber nicht Alle." Obwohl die heil. Handlung an Allen vollzogen worden war, waren nicht Alle rein, weil zur vollkommenen Reinigung auch noch die Reinheit des Willens gehört. Von der freien Mitwirkung des Willens hängt die volle Wirksamkeit der Sacramente ab.

11. Wenn daher Manche, um diese Wirksamkeit zu bestreiten, darauf hinweisen, daß bei so Vielen, welche die Sacramente gebrauchen, keine Wirkung der Gnade sichtbar wird, dagegen aber Viele, welche die Sacramente nicht oder nur sparsam gebrauchen, so entschieden als geisteskräftige und sittlich achtungswerthe Menschen sich bewährten, so findet diese Einwendung in dem wahren Begriff des Sacramentes und der mit

diesem Begriff mitgedachten Nothwendigkeit der freien Mitwirkung des Menschen ihre vollständige Erledigung. Es läßt sich eben überall mit Wenigem Vieles, und mit Vielem Weniges leisten.

Der Wille kann mit jedem Augenblicke freithätig ein neues Leben anfangen, die Natur aber geht ihren unaufhaltsamen Gang. Zwischen beide treten die Sacramente gleichsam versöhnend ein, um die dem Tode verfallene Natur im Geiste neu zu beleben. Es kann darum der Gebrauch der Sacramente in einer Weise stattfinden, welche die Wirkung nach außen und innen erschwert, wenn nicht gar unmöglich macht. Wenn dieser Gebrauch dem geistigen Leben und der natürlichen Befähigung zu weit vorauseilt, oder hinter derselben zu weit zurückbleibt, kann keine fruchtbare und harmonische Wirkung sichtbar werden. Auch wenn dieser Gebrauch der richtige, und der bestimmten geistigen Thätigkeit und natürlichen Befähigung angemessen ist, wird die Wirkung der Sacramente doch noch nicht gleich äußerlich sichtbar. Sie kann nicht mit der natürlichen und geistigen Bewegung gleichen Schritt halten, so wenig als die regelmäßigste Verdauung der leiblichen Speise gleich und unmittelbar an dem Umfang und der äußern Gestaltung der Leiblichkeit oder an der Bewegung des geistigen Lebens sichtbar wird.

Die Sacramente wirken auf das geistige Leben erst mittelbar durch die freie geistige Mitwirkung des Empfangenden. Sie sind also nur in Folge dieser Mitwirkung in ihrem Erfolge erkennbar.

12. Unmittelbar aber wirken sie auf die verborgene Tiefe der seelischen Natur und wirken in dieser Tiefe dem im Finstern schleichenden Verderben entgegen. Ihre erste Wirkung bleibt auch in dieser Tiefe verborgen; aber darum bleiben sie selbst nicht wirkungslos. Vielmehr durchdringt ihre Wirkung im Verborgenen das ganze Leben, ebenso wie die Seele im Leibe verborgen diesen ganz durchdringt, ohne in irgend einem Theile desselben besonders sichtbar zu werden.

Die Sacramente wirken sogar noch über das zeitliche Leben hinüber, inwiefern sie der dem ewigen Leben zu Grunde liegenden verklärten Leiblichkeit als erneuernde Lebenskräfte innewohnen. Nur im verklärten Leibe kann die Seele sich ganz frei und glücklich fühlen. Die Seligkeit hängt darum mit von dieser Verklärung des verborgenen Lebens der leiblichen Natur, und somit von der unvergänglich gewordenen Wirkung sacramentaler Kräfte ab. Durch das Sacrament wird die leibliche und seelische Kraft, welche dasselbe empfängt, gleichsam isolirt und abgehoben von den verderblichen Einflüssen einer durch die Sünde

verunreinigten Materie. Nicht mit Unrecht legt darum das christkatholische Bewußtsein ein großes Gewicht auf den Empfang der heil. Sterbsacramente. Zwar wirken die Sacramente nicht allein und für sich unsere Beseligung. Dennoch aber ist die Erlösungsgnade, die uns in den heil. Sacramenten zufließt, der unsichtbare Träger aller Lebenserneuerung, wenn die jedem Menschen durch die Güte des Schöpfers verliehene natürliche Befähigung zur Seligkeit zu ihrer Vollendung gelangen soll. Der freie, in der Liebe des Geistes vollendete Glaube muß getragen werden von der rechtfertigenden Gnade der Erlösung in den von Christus gestifteten Sacramenten. Nur in dieser Einheit der Gnaden des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes wird der Mensch vollkommen in Gott selig, nur in dieser Einheit ist er vollkommen befähigt, die Gnade desjenigen zu erkennen und zu verherrlichen, der mit dem Vater und dem heil. Geiste gleicher Gott lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit.

LXXI.

Text: „Da Jesus dieß gesagt hatte, wurde Er betrübt im Geiste, bezeugte feierlich und sprach: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, Einer aus euch wird mich verrathen. Da sahen sich die Jünger einander an und waren verlegen, von welchem Er rede. Es lag aber einer von seinen Jüngern, den Jesus lieb hatte, an der Brust Jesu. Dem winkte Simon Petrus, daß er forschen solle, wer es wäre, von dem Er rede. Dieser legte sich also noch näher an die Brust Jesu, und fragte Ihn: Herr, wer ist's? Jesus antwortete: Der ist es, dem ich diesen Bissen eintauche und gebe. Er tauchte den Bissen ein und gab ihn Judas, Simons Sohn, dem Iskariot, und nach diesem Bissen fuhr der Satan in ihn, und Jesus sprach zu ihm: Was du thun willst, das thue bald. Keiner aber von denen, die mit am Tische lagen, wußte, warum Er das ihm sagte, denn Einige meinten, weil Judas den Beutel führte, so hätte ihm Jesus sagen wollen: kaufe, was wir auf das Fest nöthig haben; oder daß er den Armen etwas geben

sollte. Da nun Judas den Bissen genommen hatte, ging er sogleich hinaus. Es war aber Nacht." Joh. 13, 21—30.

Inhalt: Die Macht Satans über die Menschen.

1. Nachdem der Evangelist die letzte rührendste Handlung der Liebe des Heilandes zu seinen Jüngern geschildert, kommt er nun auf eine Handlung ganz entgegengesetzter Natur, auf den schändlichen Verrath des Judas zu sprechen. Diese entsetzliche Beleidigung und Verhöhnung der höchsten Liebe erscheint ihm so gräßlich und abscheulich, scheint ihm so sehr die Grenzen der menschlichen Natur zu überschreiten, daß er kein Bedenken trägt, den ersten Gedanken desselben der Mitwirkung des Satan zuzuschreiben. Nachdem er schon im Eingange seiner Erzählung von der Fußwaschung darauf hingedeutet, daß der Satan es dem Judas in's Herz gelegt, seinen Herrn und Heiland zu verrathen, wiederholt er jetzt denselben Gedanken, nur mit größerem Nachdruck die wachsende Macht des satanischen Einflusses mit den Worten aussprechend: „Mit diesem Bissen fuhr der Satan in ihn."

So ganz außer aller Frage steht dem Evangelisten der Glaube an ein persönliches böses Wesen, welches die Menschen zu bethören und zum Bösen zu verführen bemüht ist, daß er auch nicht im Entferntesten daran denkt, über diesen Einfluß des Satans erst noch einen erklärenden oder beschränkenden Beisatz zu machen. Auch die übrigen Evangelisten sehen die Sache ebenso an. Jeder spricht von diesem Einflusse Satans auf den Verräther Judas. Keiner findet einen Grund, eine weitere Erklärung zu geben. So weit weichen ihre Anschauungen von denen der aufgeklärten Weisheit unserer Zeit ab, die den Glauben an ein persönliches böses Wesen längst in's Fabelbuch geschrieben hat.

2. Wer hat nun Recht in diesem Zwiespalt, die Weisheit dieses Jahrhunderts, oder die glaubenstreue Anschauung der Apostel? Der gläubige Christ kann darüber keinen Augenblick im Zweifel sein. Wer aber von der vielgerühmten Vernunftweisheit unserer Tage irre geleitet, in seinem Glauben wankend, in seinem Gemüthe zweifelhaft geworden, der möge bedenken, daß ja auch diese ungläubige Tagesweisheit, wenn sie nicht mit aller Erfahrung in Widerspruch gerathen will, nicht läugnen kann, daß ein Unterschied von Gut und Böse bestehe, daß aber, wenn es Böses gibt, das Böse doch wohl nicht eine bloße natürliche Unvollkommenheit sein kann, durch welche alle besondern und einzelnen Dinge

sich von einander, und alle miteinander von einem höchsten und vollkommenen Wesen unterscheiden. Eine solche natürliche Unvollkommenheit findet sich allerdings an jedem geschaffenen Wesen, aber außer und neben derselben können die freien Geschöpfe auch noch sittlich gut und böse sein. Das Böse ist nicht eine natürliche Beschaffenheit der Dinge, sondern eine erworbene Eigenschaft freier, selbstthätig handelnder persönlicher Wesen. Wenn nun aber das Böse keine Eigenschaft Gottes sein, sondern nur bei den geschaffenen Wesen sich finden kann, inwieferne sie durch die Freiheit aus eigener Schuld böse geworden sind, so muß das Böse entweder von den Menschen erfunden worden sein, oder es muß außer und über den Menschen noch andere freie und persönliche Wesen geben, welche gleichfalls die Wahl haben zwischen gut und bös und von denen das Eine und das Andere auch wohl von Gott abgefallen und böse geworden sein konnte. Gibt es aber solche Wesen oder kann es wenigstens solche geben, so kann eines derselben auch wieder Andere und insbesondere die Menschen zum Bösen verleitet oder wenigstens den Versuch gemacht haben, dieselben zum gleichen Abfall von Gott zu verführen.

3. Wenn wir nun, durch unser eigenes Bewußtsein genöthigt, zugeben müssen, daß es freie geschaffene Wesen gibt, in deren Willensfreiheit es liegt, sich für das Gute oder das Gegentheil zu entscheiden, auf welchen Grund hin wird nun doch so vielfältig die Existenz von außerweltlichen persönlichen bösen Wesen geläugnet? Ist es doch heutzutage bereits dahin gekommen, daß schon die bloße Frage und Untersuchung derselben als abergläubische, mit der Aufklärung und dem geistigen Fortschritt der Zeit in directem Widerspruche stehende Geistesbeschränktheit bezeichnet wird. Ein aufgeklärter Mann soll gar nicht mehr von solchen mittelalterlichen Absurditäten reden, meint die Weisheit des Tages. Worin aber besteht die Absurdität einer solchen Frage und Rede? Woher kommt der gereizte Ton, mit welchem sogar die Untersuchung einer solchen Frage verworfen wird? Die Möglichkeit der Existenz anderer, freier und von Natur aus höher begabter Wesen als die Menschen sind, kann doch nicht im Voraus geläugnet werden. Weßhalb also solche bittere Vorwürfe gegen alle jene, die noch an die Existenz des Satan glauben? Der Grund ist einfach und naheliegend. Er ruht im Bewußtsein des totalen Gegensatzes zweier sich gegenseitig bekämpfenden Weltansichten. Ist die Ansicht des modernen Naturalismus richtig und Gott selbst kein persönliches Wesen, so ist auch kein anderes persönliches Wesen außer den Menschen denkbar. Die Welt kommt dann erst im Menschen zum

Bewußtsein. Der Mensch ist das erste und einzige Wesen, welches frei über sein Leben verfügt, welches vernünftig denken und sittlich wollen kann. Diese Ansicht muß sich daher im Innersten aufgeregt und empört fühlen, wenn ihr der Glaube an außerirdische persönliche Geister entgegentritt und ihre wissenschaftlichen Cirkel verwirrt. Dieser Glaube paßt durchaus nicht in ein System bloß elementarer Kräfte und nothwendiger Naturerscheinungen.

Wer den innern Zusammenhang dieser herrschenden Ansicht erkennt, der begreift auch den Widerwillen derselben gegen den Glauben an gute und böse Geister außer und über der Erde. Dieser Widerwille ist natürlich, aber darum keineswegs auch vernünftig und weise.

4. Wenn wir den Menschen als das einzig vernünftige Wesen erklären wollen, um alle den Menschen vorausgehenden Stufen der Weltentwicklung als nothwendige Naturvorgänge zu betrachten, so können wir doch höchstens nur von unserer Erde reden. Was wissen wir aber von den Gestirnen, von der unendlichen Zahl sichtbarer und unsichtbarer Himmelskörper außer der Erde? Sind dort keine vernünftigen Wesen möglich? Und wenn solche möglich sind, haben jene Wesen dann nicht eine ihrem Wohnorte entsprechende Organisation? Waren sie nicht vielleicht vor der von uns bewohnten Erde? Wer beschränkt also den Gesichtskreis, diejenigen, welche nur dem Menschen vernünftige und sittliche Freiheit zuerkennen, und ihr ganzes Denken auf diese Erde einschränken, oder diejenigen, welche auch noch an die Existenz anderer persönlicher Wesen glauben? Wer Alles aus der nothwendigen Entwicklung natürlicher Kräfte ableiten will, muß consequent auch jede Existenz eines persönlichen göttlichen Willens läugnen. Ihm ist Gott nur das erste nothwendig wirkende Urelement, aber nicht ein persönlich schaffender Geist. Worin liegt aber die Vernünftigkeit einer solchen Voraussetzung? Wie kann ein persönliches Bewußtsein später entstehen, wenn gar keine Möglichkeit ist, daß es zuvor war? Ist aber im Menschen ein persönliches Bewußtsein und vernünftige Ueberlegung möglich, was berechtigt uns zu sagen, daß nicht auch früher, daß nicht von Ewigkeit eine vernünftige Ueberlegung war, welche Alles von Anfang an geordnet hat? Wenn überhaupt etwas vernünftig Geordnetes ist, und wie könnte unsere Vernunft eine vernünftige Ordnung der Dinge finden, wenn nirgends Ordnung existirte, so ist ein vernünftiger Geist, welcher Alles vom Anfang an geordnet hat, so ist ein ewiges persönliches Wesen. Sobald wir aber Gott als persönliches Wesen denken, versteht es sich wohl von selbst, daß wir uns auch persönliche Wesen

zwischen Gott und uns denken können, welche von Natur aus Gott näher stehen, als die mit einem irdischen Leibe bekleidete menschliche Seele. Wie die Seele im Körper lebend, von ihm genährt und durch ihn sich entwickelnd mit dem Angesichte dem Natur- und Erdenleben zugewendet ist, von dem Licht- und Geistleben der Ewigkeit aber nur durch Bilder und Abstraction etwas vernimmt, so kann es andere Geister geben, deren Antlitz von Natur aus Gott und dem Lichte zugewendet ist, die ebenso ihre Lebensnahrung unmittelbar aus dem Lichte und Geiste schöpfen, wie wir sie von der Erde empfangen. „Sie schauen", wie die Schrift sagt, „unmittelbar das Antlitz Gottes" [1]. Zwischen Gott und uns steht nicht die Elementar-, sondern die Geisterwelt. Wer nicht an den lebendig persönlichen Gott glaubt, muß natürlich auch die Existenz anderer persönlicher Wesen läugnen, müßte aber auch die vernünftige Persönlichkeit der Menschen läugnen. Wer aber sich selbst für ein vernünftiges Wesen halten will, muß auch an persönliche Wesen überhaupt und vor Allem an einen persönlichen Gott glauben.

5. Dem Glauben an einen persönlichen Gott ist aber der Glaube an eine für unser Auge und unsere Sinne unerreichbare Geisterwelt, die zwischen dem höchsten Geiste und den irdisch leiblichen Wesen steht, naheliegend und selbstverständlich. So wie wir aber diesen Wesen Freiheit und Persönlichkeit zuschreiben, müssen wir uns auch die Möglichkeit eines Abfalls derselben von Gott denken. Sie könnten nicht selig sein, wenn sie es nicht mit Freiheit wären. Auch sie müssen ihre sittliche Wahlfreiheit bethätigen und somit auch sündigen können. Nur ist die Art ihrer Entscheidung eine andere als die bei den Menschen, und ebenso sind die Folgen dieser Entscheidung andere. Wenn solche Wesen, welche ihrer Natur nach nicht der Täuschung der Sinne und dem Gesetze des irdischen Wechsels unterworfen sind, von Gott abfallen, so bleibt ihre Entscheidung, weil sie im unmittelbaren Anschauen des Ewigen vollzogen ist, auch eine ewige. Ihre Sünde ist bindend für immer. Ihre Natur schließt sie von der Erlösung aus. Wesen, welche mit vollem Bewußtsein dessen, was sie thun, sich über die Folgen ihrer Handlung klar waren, wie über den Grund derselben, konnten aus freiem Antriebe und ohne äußere Veranlassung den Gehorsam gegen den göttlichen Willen abschütteln und in ihrem eigenen Willen ein eigenes Reich außer Gott begründen wollen. Freilich scheint es uns undenkbar, daß ein Wesen,

---

[1] Matth. 18, 10.

welches Gottes Herrlichkeit geschaut und die Seligkeit dieses Anschauens gekostet hat, dennoch von Gott abfallen, die Gefahr des Abfalls und der Trennung von Gott erkennend, dennoch freiwillig in die Hölle sich gestürzt haben solle. Allein das Anschauen göttlicher Herrlichkeit schließt den Gedanken der Möglichkeit, durch den eigenen Willen eine noch höhere aus dem eigenen Herzen und Willen fließende Herrlichkeit gründen zu wollen, so wie den Trotz auf dieses Wollen nicht aus, aber es schließt die Unveränderlichkeit eines in offener Empörung von dem Reiche der Liebe und Freiheit geschiedenen Willens in sich ein. Anders ist das Verhältniß der Freiheit bei den Menschen. Der Mensch bedurfte, um Gott zu erkennen, eines besondern Gebotes und Unterrichtes, weil er nicht von Natur aus über seine Bestimmung im Klaren war. Wie er das Gute nicht erkennen konnte ohne Unterricht und Hülfe, so konnte er auch nicht aus sich allein das Böse ergreifen, weil er auch, um dieß zu können, aus der Unbestimmtheit seiner Natur heraustreten mußte. Er mußte, ehe er für das Gute oder Böse sich entscheiden konnte, erst von beiden Seiten dazu aufgefordert, vom Gebote Gottes gesucht, vom Bösen versucht werden.

6. Nicht ohne tiefere Bedeutung ist in dieser Hinsicht das Wort des Evangelisten, wenn er von dem Verrathe des Judas Iskariot sagt: „Der Satan hatte es ihm in das Herz gegeben.“ Was in Beziehung auf Judas gesagt ist, hat eine allgemeine Bedeutung. Der Mensch wird zur Sünde verführt, indem sein Herz getäuscht wird. Darum ist auch das Menschengeschlecht noch von der Sündenschuld zu erlösen. Hätte die Sünde des Menschen ihren Grund in einem Willen, der vollkommen über seine Aufgabe im Klaren ist, so könnte der Mensch auch nicht mehr von der Sündenschuld erlöst werden. Aber nicht in einem solchen Willen hatte sie ihren Grund, sondern im Herzen. Alles was der Mensch vollbringt, das kommt ihm zuerst aus dem Herzen. Mag er lieben oder hassen, glauben oder begehren, denken oder fühlen, das Herz ist der Mittelpunkt aller seiner Empfindungen. Der Mensch ist weder rein leiblicher, noch rein geistiger Natur. Darum liegt weder in der geistigen Natur des Menschen noch in der leiblichen die Mitte und der Schwerpunkt seines Lebens. Der eigentliche Mittelpunkt seines Lebens ist da, wo Leib und Geist sich begegnen und auf einander wirken, und diese lebendige Mitte aller Empfindungen, der geistigen und leiblichen, ist das Herz. Nicht das Herz, welches als bloß leibliches Organ in der Brust des Menschen seinen Sitz hat, und den Blutumlauf vermittelt, ist mit

diesem Worte gemeint. Dieses leibliche Organ fühlt nicht und denkt nicht. Weil aber dieses leibliche Organ die erste sichtbare Mitte ist, in der das Blut sich aus dem ganzen Körper sammelt, und von der es wieder ausströmt in alle Glieder, darum hat man nach ihm überhaupt den Mittelpunkt aller Empfindungen schlechthin Herz genannt. Das Herz in diesem Sinne ist der Mittelpunkt alles Lebens; aus ihm strömt Muth und Kraft in alle Bewegungen. Was wir nicht mit dem Herzen erfassen, ist nicht in's Leben eingedrungen. Abgestorben ist die Blüthe alles Lebens, wenn das Herz kalt und unempfindlich bleibt.

7. Das Herz ist der Maßstab für die Stärke und Wahrheit all' unserer Empfindungen. Das Herz ist der untrüglichste, zuverlässigste Zeuge für das, was wahrhaft in uns lebt. Hinsichtlich der Kraft und Wahrheit unserer Empfindung können wir stets unbedingt unserm Herzen vertrauen. In sonst aber nichts. Ob das, was wir empfinden, gut ist oder schlecht, ob vernünftig oder nicht, darüber hat das Herz keine Stimme. Nur der unmittelbare Eindruck, den etwas auf uns macht, drückt sich in unserm Herzen aus, wenn wir diesen Ausdruck selbst nicht absichtlich verfälschen. Gerade um dieser Unmittelbarkeit des ersten Eindruckes willen ist aber das Herz der trüglichste Rathgeber. Das Herz kann nur empfinden, aber es kann und soll nicht entscheiden. Aber eben das Letztere thut es am liebsten. Darum ist es so gefährlich, dem Herzen zu folgen, weil das Herz am leichtesten zu verführen und zu betrügen ist. Warum aber sollte das Herz leichter zu betrügen sein als der Verstand? Weil in ihm zwei Welten sich unmittelbar berühren, weil die leichteste Verwechslung naheliegender Gegensätze zu unberechenbar wichtigen Folgen führt, und weil diese Gegensätze, die so nahe liegen, so schwer zu unterscheiden sind, daß sie am allerwenigsten in dem Augenblicke, in welchem der Eindruck in's Herz kommt, auch schon unterschieden werden können. Und doch entscheidet das Herz stets im Augenblicke, also in der Regel falsch, und wenn auch richtig, doch nicht mit Bewußtsein und vernünftiger Einsicht, nicht mit voller Freiheit und Besonnenheit. Darum trifft es fast immer zu, daß so viele Menschen ihr ganzes Leben verbrauchen, um die Entscheidungen ihres Herzens zu bereuen, daß so oft alle Kraft und Energie des Willens dazu gehört, durch vieljährige und unermüdliche Anstrengungen manche allzurasche Entscheidung unseres Herzens wieder gut zu machen.

8. Auf diesem Wege hat sich darum auch Satan zuerst in die Seele des Menschen geschlichen, indem er das Herz über das richtige Verhält-

niß zu Gott und der Natur zu täuschen wußte. Auf diesem Wege hat Satan zuerst Einfluß auf den Menschen gewonnen, und auf diesem Wege sucht er diesen Einfluß zu behaupten und zu mehren, bis er ihn zu jener Höhe bringt, von welcher der Evangelist redet, daß der Satan ganz von dem Menschen Besitz nehmen kann. Dieser Einfluß selbst ist ein dreifacher, je nach dem Grade der Hingabe des Herzens an die Einflüsterungen des Bösen.

9. Nachdem der Satan einmal Eingang gefunden in das Menschenherz, ist durch ihn auch alles irdische Begehren verderbt worden. War es anfangs gefährlich, dem Herzen allein zu vertrauen, so ist dieß in diesem gefallenen Zustande sicher noch weit mehr der Fall. Alle Empfindungen des Menschen neigen sich seit diesem Zeitpunkte mehr zum Bösen als zum Guten. Wir haben alle Ursache, jeder natürlichen Regung zu mißtrauen. Selbst in den natürlich guten Empfindungen wohnt ein Keim des Verderbens. Die Mutter, welche ganz dem mütterlichen Gefühle für das Kind sich hingibt, wird dasselbe unzweifelhaft verziehen, wenn sie nicht von dem Verstande, dem Gesetze der Sittlichkeit und der Religion sich leiten und das Gefühl ihres Herzens ordnen läßt. So scheint die geschlechtliche Liebe so reich und beglückend in ihrem ersten Erscheinen. Ein ganz neues, unerschöpflich schönes Leben scheint dem Gemüthe in solcher Liebe zu erwachen, so daß das Herz beim ersten Blick in das Reich dieser Empfindungen in beglückter Freude aufjubelt, und dennoch, welches ist die sichere Folge, welches der verborgene Grund dieser scheinbar so beseligenden Empfindungen? Wer kann sich verhehlen, daß gerade in diesen so reich scheinenden Gefühlen ein furchtbar mächtiger Keim des Verderbens verborgen ist? Die Sinnlichkeit einerseits und die Selbstsucht andererseits werden mit jedem Schritte, den der Mensch auf der Bahn rein natürlicher Triebe vorwärts geht, ihn abwärts und dem Verderben entgegen führen. Das in der Natur und in allem Körperlichen liegende Streben zum Aeußerlichen und zum sinnlichen Genuß im Gegensatz von aller geistigen Erhebung wird sich immer mehr des Herzens bemächtigen, und die Gewalt des Bösen zur Herrschaft bringen.

10. Wie die Sinnlichkeit einerseits eine gewisse Schwäche und Unfähigkeit zum Guten mit sich bringt, so liegt andererseits im Geiste ein gewisses Streben, den eigenen Willen durchzuführen. Vermöge der Verkehrtheit der selbstsüchtigen Natur und der Unkenntniß der wahren Freiheit macht sich gerne eine gewisse Widersetzlichkeit gegen Alles, was das

Gebot der Offenbarung erheischt, geltend. Wir haben von Natur aus eine Vorliebe für Alles, was verboten ist. Das hat schon der leichtfertigste aller heidnischen Dichter, Ovid, eingesehen und bekannt. Wir können aus uns selbst nicht das vollkommen Gute wollen, weil wir es nicht kennen; aber wir wollen aus uns selbst auch nicht das eigentlich Böse, wir wollen das Böse nur, weil wir das, was wir wollen, eben darum, weil wir es wollen, für etwas Gutes zu halten geneigt sind. Um das Böse zu wollen, weil es böse ist, muß der Mensch schon fortgeschritten sein in schlechten Gewohnheiten, er muß zu jenem Grade der Widersetzlichkeit gegen das Gute gelangt sein, bei dem das Herz die Herrschaft an den Willen abgegeben hat. Das Herz muß völlig verdorben sein, wenn es dahin kommt, daß der Mensch das Böse mit voller Einsicht in die Natur desselben sucht und liebt.

Diese Entschiedenheit des Willens im Bösen geht über die natürliche Neigung, über die einfache menschliche Schwäche hinaus. Mit dieser Entschiedenheit handelnd, vollbringt der Mensch nicht menschliche, sondern des Teufels Eingebung und Werke; denn dieser sucht das Böse um seiner selbst willen, weil das Böse sein Reich ist. Wenn darum der Mensch das Böse mit Begierde selbst aufsucht, mit Ueberlegung das Verbrechen vorbereitet und herbeiführt, mit Klugheit sich waffnet, auf List, Trug und Verrath sinnt, so überschreitet er seine Natur, tritt mit Willen und Lust ein in Satans Reich, seine Gedanken sind nicht mehr *seine* Gedanken, sondern Satans Gedanken, seine Werke Satans Werke; es tritt ein, was der Evangelist von Judas sagt, daß es ihm der Teufel in's Herz gegeben, seinen Herrn und Meister zu verrathen. Damit ist das zweite Stadium des Bösen erreicht. Nun ist auch der Wille schon dem Bösen hingegeben. Der Teufel hat Macht über das ganze Herz. Was sich immer im Herzen zum Gedanken gestaltet, wird zum bösen Gedanken. Der Satan ist Herrscher nicht bloß der natürlich leiblichen Seite, sondern auch des geistigen Strebens.

11. Von da an ist nur noch ein Schritt bis zur letzten Stufe der Verworfenheit und der Gewalt des Teufels über den Menschen. Wenn dem Menschen, welcher der Einflüsterung des Bösen sein Herz zugewendet hat, das Heilige begegnet in Gestalt der reinen Liebe des Geistes oder der Geheimnisse göttlicher Gnade, und der Mensch setzt sich auch über diese Begegnung freventlich hinweg, mißbraucht die Gnade und Liebe selbst zum Mittel des Hasses und der Widersetzlichkeit gegen das Heilige, so nimmt der Satan völlig Besitz von ihm. So hatte Judas

erst das Abendmahl aus den Händen Christi empfangen, dann den höchsten Ausdruck liebender Hingebung seines Herrn und Meisters in der Fußwaschung mit verstocktem und ungerührtem Herzen über sich ergehen lassen, und war so in der Verstocktheit immer weiter fortgeschritten, bis endlich mit dem Brode, das ihm der Heiland selbst aus der gemeinsamen Schüssel gereicht, das Maß voll war, und der Verführer des Menschen, der Satan, sich seiner gänzlich bemächtigte. Nun erst sagt der Evangelist: „Mit diesem Bissen fuhr der Satan in ihn."

12. Der Satan ist begierig nach dem Besitze einer fremden Leiblichkeit, um den Schein einer Herrschaft über die Erde zu retten. Will er aber in eine bereits von einer eigenen Seele beherrschte Leiblichkeit hinein gelangen, so ist er in dieser Besitzergreifung an das Mittel irgend eines Stoffes, in den er gleichsam sich verhüllen kann, gebunden. Aus demselben Grunde ist es auch wieder eine natürliche Folge des Mißbrauches eines jeden Sacramentes, daß der Satan um so mehr Gewalt über das Herz des Menschen empfängt, weil der Mensch in dem Sacramente einer ihm unbekannten übernatürlichen Macht Gewalt über sich einräumt. Wer von dem Fleisch und Blut des Herrn unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich selbst das Gericht hinein. Nichts steigert die innere Verkommenheit mehr, als der Mißbrauch der heil. Sacramente. Der Schutz derselben gereicht dem Mißbrauchenden selbst wieder zum Verderben. Ein in eine Stadt eingeschlossenes Heer erleidet eine um so größere Niederlage, wenn es überwunden wird, je höher und stärker der Wall ist, der es umgibt. Darum ist es nicht bloß kirchliche Strafe, sondern auch Sorge, wenn die Kirche unter gewissen Umständen gewissen Personen die Zuwendung der Sacramente und kirchlichen Segnungen entzieht. Sie will das Heilige vor Mißbrauch, und die Menschen vor den schrecklichen Folgen dieses Mißbrauchs behüten.

13. Je sicherer der Mensch sich fühlt, je zuversichtlicher er glaubt, jener schrecklichen letzten Entscheidung, in der der Satan volle Gewalt erlangt über das Herz, ferne zu stehen, desto gefährlicher ist sein Vertrauen. Wer kann gut stehen für sein Herz, wenn sogar unter den Jüngern des Herrn sich einer findet, von dem geschrieben steht: „Einer von euch ist ein Teufel"? Nur das Eine wissen wir gewiß, daß, je höher der Beruf des Menschen, und je größer die Gnadengaben sind, die ihm gegeben worden, um so gefährlicher auch die letzte Entscheidung sein muß. Wenn der Gottgeweihte, der durch das Sacrament Geheiligte zum Verräther wird an den heiligsten Empfindungen, dann ist das Uebel um so

ärger. Wenn ein von Gott Ausgezeichneter, Hochbegnadigter abweicht von der Bahn des Heiles, wird er kein gewöhnlicher Sünder, sondern der Teufel hat dann auch über ihn viel mehr Gewalt, als über einen Andern.

14. In Hinsicht auf den Mißbrauch der heil. Sacramente ist nun allerdings von unserer ungläubigen Zeit nicht viel zu besorgen, und es ist auch fast noch ein Trost, daß bei dem Unglauben und der Selbstüberhebung dieser Zeit nicht auch der Mißbrauch dieser Gnaden noch hinzutritt. Aber dafür ist die Gefahr in anderer Hinsicht um so größer, da gerade in dem, was die letzte bewußte Entscheidung des Willens betrifft, unsere Zeit ein höheres Maß der Entschiedenheit erreicht hat. Alles drängt heutzutage zu einer letzten Entscheidung in allen höchsten und letzten Fragen des Bewußtseins. Die Menschen thun wenig mehr aus dem einfachen Triebe des Herzens. Sie haben überall ihre geheimen Absichten, lassen bei allen Unternehmungen die Berechnung dazwischen treten. Die unbefangene Natürlichkeit hat in allen Gebieten des Lebens beinahe gänzlich aufgehört, und der berechnenden Klugheit und Absichtlichkeit Platz gemacht. Welchem Reiche der Mensch angehören will, darüber können wir heutzutage viel weniger in Zweifel sein. Der Widerstand gegen das Gute ist viel bewußter, absichtlicher, entschiedener. Wie es eine Zeit gab, da der Satan im Dunkel der natürlichen Begierde, in der Nacht der unnatürlichen Sinnlichkeit und geheimer Schändung der Natur sich als Herrscher geltend machte und seinen eigenen finstern und nächtlichen Cultus erzwang, so hat er jetzt sein Reich am hellen Mittag ausgebreitet. Jetzt, da der Mißbrauch der heiligsten Gefühle zur Tagesordnung geworden, da jede selbstsüchtige Absicht unter dem Gewande der Menschenliebe und höchsten Verherrlichung des hohen Berufes der Menschheit aufzutreten gelernt hat, da der Böse unter dem Schilde der allgemeinen Menschenliebe die verkehrtesten und verderblichsten Grundsätze öffentlich zu verbreiten Gewalt hat, jetzt verlangt es ihn nicht mehr, die Leiblichkeit im Finstern zu beherrschen. Sein Triumph ist es, daß er die Geister am lichten Tage bewältigen und in den Willen wie in die Vernunft der Menschen herrschend einziehen kann. Wie sehr es ihm gelungen ist, sein Reich auf Erden auszubreiten, davon haben wir ja selbst Beispiele gesehen, die jeden Besonnenen mit Schrecken erfüllten. War es denn nicht, wie wenn die Luft sogar von bösen Gedanken erfüllt wäre? Wie wenn eine geistige Pest über die Völker Gewalt erhalten hätte, so wurde Alles mit fortgerissen in den sinnlosesten Taumel.

Eine Art geistiger Besessenheit ist gleichsam an die Stelle jener leiblichen Besessenheit getreten, von der die heil. Schrift noch so viele Beispiele erzählt, die nicht bloß in einzelnen Menschen, sondern in ganzen Gebieten sich gleichsam festgesetzt hatte. Wenn je, so ist es darum jetzt an der Zeit, ernstlichen Widerstand zu leisten, und sich im tiefsten Grunde Rechenschaft zu geben über Wahrheit und Lüge, über Gut und Böse, jetzt, da das Wort des Apostels buchstäblich sich erfüllt: „Wir haben nicht zu kämpfen wider Fleisch und Blut, sondern wider den Beherrscher der Finsterniß dieser Welt, wider die bösen Geister unter dem Himmel. Darum ergreifet die Waffenrüstung Gottes, damit ihr widerstehen könnt am bösen Tage, und in Allem unbesiegt das Feld behaupten" [1].

LXXII.

Text: „Nachdem Judas hinausgegangen war, sprach Jesus: Nun ist der Menschensohn verherrlicht, und Gott ist verherrlicht in Ihm. Ist Gott verherrlicht in Ihm, so wird Ihn Gott auch verherrlichen in sich selbst; ja Er wird ihn bald verherrlichen. Kindlein, nur eine kleine Weile bin ich noch bei euch. Ihr werdet mich suchen, und was ich den Juden sagte: Wo ich hingehe, dahin könnet ihr nicht kommen; — das sage ich nun auch euch. Ein neues Gebot gebe ich euch: daß ihr einander liebet; wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet. Simon Petrus spricht zu Ihm: Herr, wo gehest du hin? Jesus antwortete: Wo ich hingehe, dahin kannst du mir jetzt nicht folgen, du wirst mir aber später folgen. Petrus erwiederte: Herr, warum kann ich dir jetzt nicht folgen? Ich will mein Leben für dich lassen. Jesus antwortete ihm: Du willst dein Leben für mich lassen? Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: der Hahn wird nicht krähen, bis du mich dreimal verläugnet hast." Joh. 13, 31—38.

[1] Ephes. 6, 12.

Inhalt: Von der natürlichen und übernatürlichen Liebe.

1. Am Anfange dieses Kapitels hat der Evangelist Johannes in der Erzählung von der Fußwaschung zuerst auf die geheimnißvolle übernatürliche Wiedervereinigung des Menschen mit Gott durch die heiligen Sacramente hingewiesen, um am Schlusse desselben auch für die übernatürliche freie Wiedervereinigung des Menschen mit Gott durch die Liebe Zeugniß zu geben. Wir haben hundert- und tausendmal gehört, daß die Liebe das erste und einzige Gebot Christi ist. In der Regel denken wir aber eben darum, weil wir etwas gar zu oft hören, nicht ernstlich über den tieferen Sinn desselben nach. Die Art nun, wie das heutige Evangelium dieses Gebot der Liebe ausspricht, ist besonders geeignet, auf die allumfassende Bedeutung desselben aufmerksam zu machen.

Warum bezeichnet Christus der Herr in den Worten: „Ein neues Gebot gebe Ich euch, daß ihr einander liebet", das Gebot der Liebe als ein neues Gebot? Ist denn vor Christus noch keine Liebe auf Erden gewesen? Haben denn nicht auch vor Christus Eltern und Kinder, Freunde und Verwandte, Braut und Bräutigam sich geliebt? Warum nennt Er ferner die Liebe überhaupt ein Gebot? Kann denn die Liebe geboten werden? Lieben wir, wenn wir lieben, nicht freiwillig? Wird und muß nicht jeder Mensch irgend etwas lieben, damit er geistig lebe? Wenn wir lieben, weil wir müssen, wozu bedarf es eines Gebotes? Kann denn das Herz zur Liebe gezwungen werden? Hört denn da nicht die Liebe auf, wo Zwang und Gebot eintreten? Wenn nun das Alles nicht möglich zu sein scheint, wie sollen wir die Worte Christi verstehen?

2. Vor Allem müssen wir unterscheiden zwischen natürlicher und übernatürlicher Liebe, zwischen der Liebe, welche Bedürfniß, und der Liebe, welche Gebot ist. Was Bedürfniß der Natur ist, darf und kann nicht geboten werden und ist auch nicht neu; was aber Gebot ist, geht über das Verständniß der Natur, ist an den Willen gerichtet und stets neu. Die natürliche Liebe ist jene, mit welcher wir überhaupt das Leben, und also auch alles das, was unserm Leben zu seinem wesentlichen Bestande dient, begehren, ergreifen und lieben. Der Mensch liebt von Natur aus das Leben, liebt es, weil es sein einziges Gut ist, weil er Alles, was er besitzt, nur besitzen kann durch das Leben, liebt also das Leben, weil er sich selbst liebt. Er liebt somit auch Alles, was zu seinem Leben gehört, Alles, wodurch er von der Wirklichkeit seines Lebens

und von dem Werthe desselben sich überzeugt, Alles, was ihm dient, dieses Leben als sein einziges Gut recht zu besitzen.

3. In ihrer untersten Stufe und Erscheinung ist die Liebe des Lebens Begierde nach all' dem, wodurch das Leben in seinem leiblichen Bestande erhalten und angenehm gemacht wird. Nur um des Angenehmen willen, was das Leben bietet, erscheint uns dieses selbst als etwas Begehrenswerthes. Wir begehren den Genuß und dann auch den Besitz, weil wir durch dieselben erst des Lebens gewiß und froh werden zu können glauben. Aber nicht bloß der Genuß, sondern auch die Thätigkeit, mit der wir etwas besitzen und erwerben, gibt dem Menschen das Gefühl der Sicherheit und des gewissen Besitzes seines Lebens und seiner selbst. Darum wird er auch jede Kraft um so mehr lieben, je mehr er sie in Ausübung bringt, und wird vor Allem geistige Thätigkeit lieben, sobald er nur einmal die Fähigkeit dazu in sich kennen gelernt hat, weil in der geistigen Thätigkeit die lebendige Entwicklung seiner freien Lebenskraft sich am unbeschränktesten zu äußern vermag. Sowie der Mensch die Bildungsfähigkeit und Beweglichkeit des geistigen Lebens ahnt, will er sie auch üben. Er will im Geiste gleichsam die Welt erobern. Was er immer erreichen kann, will er ergreifen. Es ist der Trieb des Wissens, die Lust des Bildens und Hervorbringens ihm angeboren. Er liebt es, sich im Geiste zu üben und zu bereichern. Bei dieser geistigen Bewegung tritt die Unterscheidung hervor. Wir lernen die Eigenschaften der Dinge und ihre Unterschiede kennen, und lieben das Bessere, Schönere, Vorzüglichere vor dem Gemeinen und Schlechten, und wie wir dieß kennen und lieben, suchen wir es auch uns anzueignen.

4. Hier aber tritt ein neuer Unterschied hervor. Wir werden stets das am meisten suchen, was wir am leichtesten uns aneignen. Die Leichtigkeit des Aneignens selbst macht uns Vergnügen, noch mehr die Leichtigkeit der Uebung und des Gebrauches. Es gehört zur geistigen Natur des Menschen, sich von allen Dingen unterscheiden zu können, und das Verlangen, das Verhältniß anderer Dinge zu sich zu erforschen. Die Liebe zur Erkenntniß dieser Verhältnisse ist jedem Menschen angeboren. Je mehr er von den Dingen weiß, um so lebendiger erkennt er sein eigenes Wesen, um so lebendiger empfindet er sein Leben als ein von allen Dingen verschiedenes und eigenes. Darum will er es auch als eigenes erproben und zeigen. Worin diese Kraft sich erprobt, das müssen wir für das dem Menschen Angemessenste und Würdigste halten, können die Seelengröße, die Alles an einen großen Gedanken setzt, als

das einzig Menschenwürdige suchen, oder wenigstens da, wo sie ist, bewundern und lieben. Wir können von Natur aus das Große, Starke, Mächtige, und ebenso das Schöne und Weise bewundern, sobald der Geist die Größe und Schönheit einer Handlung oder eines Werkes erkannt hat. Wo wir aber bewundern, werden wir auch lieben. Sowie der Geist Eigenschaften unterscheidet, wird er auch die Vorzüge des einen Gegenstandes vor dem andern erkennen, und das Vorzüglichere auch vorziehen, bewundern und lieben. Solcher Liebe ist der Geist von Natur aus fähig, sie darf ihm nicht geboten werden, es zieht ihn selbst zur Bewunderung und Liebe.

5. Weil der Geist das Ausgezeichnete bewundert, wird das Herz sich darnach sehnen, selbst Gegenstand dieser Bewunderung zu sein. Wir suchen und lieben darum vor Allem das, was uns persönlich am meisten zusagt, unserer Kraft, unserm Naturell am angemessensten ist, worin wir am leichtesten uns auszeichnen, und die Achtung und den Beifall Anderer uns erwerben. Das Herz kann nun einmal nicht einsam bleiben. Es sucht den Beifall, die Achtung, die Liebe Anderer. Diese ist ihm zu seinem Leben nothwendig, gibt ihm einen gewissen Halt. Durch diese Aufmerksamkeit des Herzens auf Andere werden wir gewissermaßen erst unserer eigenen Persönlichkeit inne und gewiß.

Daher umfaßt das Herz Alles, was es einmal ergreift, mit solcher Stärke und Zähigkeit. Der Mensch läßt sich Vieles, ja Alles gefallen, um das, was sein Herz einmal lieb gewonnen hat, zu gewinnen. Ganz Unglaubliches kann das Herz leisten, die größten Opfer bringt es mit Freuden, wenn es sich um seine Liebe handelt. Bewundernswerthes vollbringt das Herz, das von Liebe zu den Seinigen, von Liebe zu seinem Stamme, seinem Vaterlande entflammt ist.

So steigt die natürliche Liebe aufwärts von Stufe zu Stufe, von sinnlichen Dingen zu geistigen, von dem Genuß und Besitz zur Bewunderung und selbst zur Alles hingebenden Begeisterung. Irgend etwas muß der Mensch lieben. Er kann nicht leben, ohne zu lieben. Nur durch die Liebe, die ihn beseelt, ist er seines Lebens erst vollkommen gewiß.

6. Diese natürliche Liebe aber ist es nicht, die Christus geboten hat, diese ist es nicht, mit der Er die Menschen geliebt hat. „Wenn ihr nur die liebt, die euch lieben", spricht Er zu seinen Jüngern, „was thut ihr da Großes? Thun das nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßet, was thut ihr da Vorzügliches? Thun das

nicht auch die Heiden?" [1] Daß diese natürliche Liebe nicht von Christus gemeint sein kann, wenn Er sagt: „Ein neues Gebot gebe ich euch!" ist keine Frage. Dagegen aber müssen wir fragen, ob diese natürliche Bewegung des Herzens überhaupt Liebe, wirkliche, wahre, freie Liebe ist? Die natürliche Liebe ist offenbar mit der Begierde unzertrennlich verbunden, und von ihr kaum zu unterscheiden, ist lediglich ein Erzeugniß der Armuth der menschlichen Natur. Wenn sie Liebe ist, so ist sie lediglich Selbstliebe; denn die Gegenstände, welche wir mit dieser Liebe umfassen, lieben wir nicht um ihrer selbst, sondern um unsertwillen. Wir lieben das, was wir mit dieser natürlichen Liebe ergreifen, eigentlich nicht, sondern begehren es nur, möchten es haben und besitzen. Wenn der Gaumen die Speise liebt, können wir sagen, daß die Speise eigentlich geliebt wird? Doch gebrauchen wir dieses Wort, obgleich wir ebenso gut das entgegengesetzte gebrauchen könnten. Ebenso gut könnten wir sagen: der Gaumen haßt die Speise, und haßt sie um so heftiger, je mehr er sie begehrt, denn er will sie nur genießen, und genießt sie nur, indem er sie zerstört. Selbst was wir mit dem Geiste bewundern, suchen, lieben, das suchen wir nur um unsertwillen. Weil sie uns bereichert, suchen wir die Wissenschaft. Wenn der Eine grübelt und forscht Tage und Nächte lang, um den Durst des Wissens zu stillen, der Andere seine letzte Kraft anwendet, um große, berühmte Thaten zu thun; weßwegen thun sie es, wenn nicht um der eigenen Sehnsucht zu genügen, um die Leere des Geistes mit eignen Thaten auszufüllen? Nicht aus Liebe, sondern aus Bedürfniß des Geistes nach Erkenntniß lernen, denken und forschen wir. Selbst unsere Theilnahme und Bewunderung geht nicht weiter, als in wieferne auch auf uns selbst ein Antheil von dem kommt, was wir bewundern. Wir bewundern das menschlich Große, weil wir darin uns selbst mit einschließen.

7. Nicht anders ist es mit der Liebe des Herzens. Allerdings will das Herz diejenigen, die es liebt, nicht zerstören, sondern sorgt und müht sich für sie, und möchte sie vor allen Unfällen bewahren. Wer weiß nicht, wie hingebend, zärtlich und aufopfernd diese Sorgfalt sein kann! Und dennoch ist diese oft maßlos scheinende Zärtlichkeit nicht ohne Selbstsucht, ja meistens sogar ein Erzeugniß derselben. Das Herz sorgt nur für Andere, um sie für sich zu erhalten, um ein fortwährendes Genießen der Gegenliebe sich zu bewahren. Daher geht diese vermeintliche Liebe

---

[1] Matth. 5, 46. 47.

so leicht in unerträgliche Eifersucht oder Herrschsucht über. Weil das Herz Alles, was es liebt, allein will und ganz will, versucht es so gerne dem Andern jede freie, selbstständige Lebensäußerung abzuschneiden und zu verkümmern. Nur was es für sich in Abzug bringen kann, das gefällt ihm von Natur aus. Dagegen aber wünscht es dieselben Personen, die es lebend und empfindend wünscht für sich, todt oder wenigstens unempfindlich für Andere, und wendet sich leicht im Hasse von denjenigen ab, die es kurz zuvor geliebt, und kein Haß ist bitterer, heftiger, unversöhnlicher, als gerade jener leidenschaftliche Haß, der aus einer ebenso leidenschaftlichen Liebe entspringt, weil diese Liebe selber ein versteckter Haß und eine heimliche Begierde ist, das vermeintlich Geliebte der eigenen Selbstsucht zu opfern. Aus diesem Grunde hassen die Menschen und verfolgen sie auch in der Regel nichts leidenschaftlicher von Natur aus, als dasjenige, was sie eigentlich bewundern müßten.

8. Daß wir von Natur aus unsere eigene Liebe verrathen, und das, was wir lieben, eigentlich nur begehren, nicht aber wirklich lieben, liegt in der Armuth unserer Natur. Der Mensch hat von Natur aus nichts zu geben, darum will er nehmen. Die Liebe aber thut das Gegentheil. Sie nimmt nicht, sondern gibt. Wer nimmt, der ist kein Liebender, sondern ein Dieb und Räuber. Wenn aber der Mensch von Natur nichts anders ist und sein kann, als ein Räuber an dem Eigenthum und an der Liebe des Andern, wie soll er wahre, reine Liebe haben? Wenn aber der Mensch von Natur aus die wahre Liebe nicht kennt und nicht kennen kann, da seine Natur ihn zwingt, zu begehren, aber ihn nicht befähigt, zu geben, so muß die Liebe allerdings, wenn wir sie überhaupt kennen lernen sollen, ein Gebot für uns sein.

9. Allein ob sich Liebe befehlen lasse, ist eben doch noch die Frage. Die Liebe ist, wo sie ist, die reinste Gabe der Freiheit. Wo nicht höchste Freiheit, da ist keine Liebe. Durch das Gebot aber wird die Freiheit beschränkt, also wird auch die Liebe durch das Gebot aufgehoben.

Aber woher können wir sagen, daß das Gebot die Freiheit beschränke? Wie soll ich überhaupt beweisen, daß ich frei bin, wenn mir kein Wille gegenübersteht, dem gegenüber ich den meinigen als einwilligend oder nicht einwilligend offenbaren kann? Soll der Wille der Natur gehorchen? Dann ist er ja eben von dieser, der blinden Natur, abhängig und nicht frei. Oder soll er der Vernunft gehorchen? Wo ist dann aber Vernunft, wenn nicht zuvor Wille und Freiheit ist? Wodurch sind wir denn vernünftig, als eben dadurch, daß wir frei sind dem Willen

nach? Das Gebot ist es, was den Gebrauch der Freiheit erst ermöglicht. Ich kann, wenn ich will und weil ich will, und bin frei, weil ich dem Gebote gegenüber wollen kann, wie ich will. Also in diesem Sinne läßt sich auch die Liebe als Gebot denken, weil ja beide in der Freiheit des Willens ihren einzigen Grund haben. Aber ob auch die Liebe als Liebe geboten werden kann, das ist eine andere Frage.

10. Wenn das Gebot mir sagt, diese oder jene Wesen soll und muß ich lieben, ist es darum auch schon möglich, das zu lieben, was mir zu lieben geboten, weil es geboten ist? Unmöglich scheint es offenbar, jeden Menschen ohne Ausnahme zu lieben. Wenn nun gerade dieser oder jener durchaus unliebenswürdig ist, wie kann ich ihn denn lieben? Kann ich meinem Herzen und Verstande verwehren, die Abgeschmacktheit und gänzliche Unliebenswürdigkeit eines Andern zu erkennen? Und wenn ich sie erkenne, wie kann ich sagen: dieses Abscheuliche und nicht Liebens-, sondern Verabscheuungswürdige liebe ich dennoch? Das wäre ja Lüge. Wie ist nun da zu helfen? Durch ein bloßes Gebot? Wird dadurch die Unliebenswürdigkeit des Andern aufgehoben?

11. Allein wo ist uns denn geboten, daß wir das Unliebenswürdige lieben sollen? Wir sollen den Menschen lieben, nicht um seiner Unliebenswürdigkeit, sondern um seiner Liebenswürdigkeit willen, eben weil wir das Unliebenswürdige niemals um seiner selbst, um seiner Unliebenswürdigkeit willen lieben können. Nur müssen wir diese Liebenswürdigkeit nicht nach unsern natürlichen Gefühlen und Anforderungen an Andere beurtheilen, denn dann g e b e n wir ja nicht Liebe, sondern s u c h e n und verlangen sie von Andern. Hier tritt der große Unterschied zwischen natürlicher und übernatürlicher Liebe hervor. Liebenswerth in dem Sinne wahrer, freier, übernatürlicher Liebe ist Alles, was der Liebe bedürftig ist. Warum hat Gott die Welt geliebt, und zwar so sehr geliebt, daß Er seinen einzigen Sohn für sie hingegeben? Doch nicht um ihrer natürlichen Herrlichkeit und Liebenswürdigkeit, sondern um ihrer Armuth und Bedürftigkeit willen. Wer ist unser Nächster? Wer immer irgendwie verwundet und hülfebedürftig auf unserm Lebenswege liegt, der ist unser Nächster. Je unliebenswürdiger derselbe der Natur nach, desto liebenswürdiger ist er für die christliche Liebe, weil er um so liebebedürftiger ist.

12. Allerdings ist diese Liebe keine natürliche. Sie ist uns erst durch Christus gezeigt, geoffenbart und geboten. Sie ist ein ganz neues Gebot, das Christus der Welt gegeben, das aber auch nur durch Ihn

erfüllbar ist. Nur indem wir durch den unbegreiflichen Reichthum göttlicher Liebe gleichsam überwältigt werden, und diese Liebe um so weniger zu fassen vermögen, je mehr wir sie in's Herz aufnehmen, kann dieser Strom der Liebe, den wir empfangen, überfließen und über die ganze Welt sich ergießen. In Christus erst lernen wir die reine Liebe kennen; erst durch Ihn werden wir fähig, sie auch zu üben. Aber eben weil sie über unsere Natur ist, können wir darin Christus nicht folgen durch unsere eigene Kraft allein. Daher sagt Christus zu Petrus: „Wohin ich gehe, dahin kannst du mir jetzt nicht folgen, du wirst mir aber später folgen"; und als Petrus sich vermißt: „Ich will mein Leben für Dich lassen", erwiedert Er ihm: „Der Hahn wird nicht krähen, bis du mich dreimal verläugnet hast." Was will uns der Evangelist in diesem Nachsatze Anderes sagen, als daß der Mensch von Natur aus einer Liebe nicht fähig ist, die für Andere Alles hingibt, wenn er nicht zuvor durch die Gnade des Herrn mehr empfangen hat, als er hingibt? Darum hat der Herr das Gebot gegeben, damit wir wissen, welches die rechte Liebe sei, und hat das Opfer dargebracht und die heil. Sacramente eingesetzt, damit wir seine Liebe und Gnade empfangend fähig würden, die wahre, übernatürliche Liebe zu verstehen, zu üben und in ihr selig zu werden.

LXXIII.

Text: „Euer Herz betrübe sich nicht. Ihr glaubet an Gott, so glaubet auch an mich. Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen; wenn's nicht so wäre, so hätte ich es euch gesagt. Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten, und wenn ich hingegangen bin, und euch eine Stätte bereitet habe, so will ich wieder kommen, und euch zu mir nehmen, damit ihr auch seid, wo ich bin." Joh. 14, 1—3.

Inhalt: Die Stätte und Wohnung der menschlichen Seele im ewigen Leben.

1. Mit dem 14. Kapitel des Evangeliums Johannis beginnt die Abschiedsrede Jesu von seinen Jüngern. Von der Wichtigkeit ihres Inhaltes gibt das Wort des Apostels Judas Thaddäus Zeugniß: „Herr,

wie kommt's, daß Du Dich nur uns und nicht auch der Welt offenbaren willst?" [1] Was also Christus hier seinen Jüngern verkündigt, das hatte Er zuvor noch nicht und vor Niemand ausgesprochen. Es war die Geheimlehre seiner Botschaft, die Er zunächst nur seinen Jüngern anvertrauen konnte, als den Einzigen, denen Er einiges Verständniß seiner Worte zutrauen durfte. Wie gering aber dieses Verständniß auch bei diesen noch war, bezeugen die Fragen derselben. Dennoch sind diese Fragen von Wichtigkeit für uns, da sie gleichsam die Wegweiser sind, an denen wir den Gedankengang des Evangelisten erkennen können. An diese Fragen knüpft Christus die Erklärung der höchsten Geheimnisse seiner Offenbarung. Auf das Wort des Thomas: „Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst, wie können wir den Weg wissen?" [2] spricht sich Christus zuerst über sein eigenes Verhältniß zu uns wie zu seinem himmlischen Vater mit den Worten aus: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als durch mich. Wenn ihr mich kennet, so kennet ihr auch den Vater, und von nun an kennet ihr Ihn und sehet Ihn" [3]. In dieser Erklärung fortfahrend antwortet Er dem Philippus, als dieser von Ihm verlangt, Er solle ihnen den Vater zeigen: „Wer mich sieht, sieht den Vater"; spricht dann zu allen Jüngern vom Glauben und verheißt ihnen den heil. Geist [4]. Als endlich Thaddäus mit seinem unschuldigen Bedenken hervortritt, spricht Er sich noch bestimmter über das Verhältniß der drei göttlichen Personen zur Erlösung und zur Heiligung der Menschen aus, und gibt in den merkwürdigen Worten: „Der Vater ist größer als ich" [5] den letzten entscheidenden Aufschluß über sein Verhältniß zum Vater.

2. Diese stufenweise Erläuterung der höchsten Geheimnisse des Glaubens wird überdieß noch durch eine überaus rührende und herzliche Eingangsrede vorbereitet. Ein herzlicheres und rührenderes Abschiedswort können wir uns kaum denken, als das Wort Christi, in welchem Er seinen Jüngern in dem Augenblicke, da Er im Begriffe steht, sie für dieses Leben zu verlassen, noch zuruft: „Ich gehe hin zu meinem Vater, um euch eine Wohnung zu bereiten, und wenn ich sie bereitet habe, werde ich wieder kommen, und euch zu mir nehmen, damit auch ihr seid, wo ich bin."

Was für die Apostel so trostreich ausgesprochen ist, gilt es nicht

---

[1] Joh. 14, 22. [2] Joh. 14, 5. [3] Joh. 14, 6—7. [4] Joh. 14, 9—18. [5] Joh. 14, 28.

auch uns? Spricht ja doch der Herr nicht von einigen, sondern von vielen Wohnungen.

3. Daß aber im Hause des Schöpfers des Himmels und der Erde viele Wohnungen sind, davon gibt uns jeder Blick Zeugniß, den wir auf den kleinsten Theil dieser Schöpfung, auf die von uns bewohnte Erde werfen. Unermeßlich reich ist dieselbe an Bildungen und Gestalten aller Art. Wo irgend eine Lebenskraft sich regt, da hat der Schöpfer auch für einen Wohnort Sorge getragen, in den diese Lebenskraft wie in ihre eigene Behausung einziehen, und darin nach ihrer Art schalten und regieren kann. In jedem Grashalm, in jedem Blatte der unzähligen Gewächse und Bäume, in jeder Tannennadel der unübersehbaren Wälder regt sich ein eigenes Leben und freut sich des Sonnenlichtes in der Wohnung, welche ihm der ewige Vater für seine Bewegung eingeräumt hat. Wohin wir auch die Blicke wenden, von der Ceder am Libanon bis zur kaum sichtbaren Flechte an den schneebedeckten Felsenzinnen, von dem Wurm, der in der Erde wühlt, bis zum Adler, der sich über die Wolken schwingt, nirgends werden wir ein Ende dieser tausendfältigen Gestalten, dieser unzählbaren Wohnungen des Lebens finden. Sowie ein neues Leben sich bildet, ist auch schon seine Wohnung bereit. Wenn der Seidenwurm seine Gestalt verändern soll, spinnt er sich sein Haus aus seinem eigenen Leibe heraus, und wenn nun in diesem Wohnort ein weiteres neues Leben sich entwickelt hat, bricht das Haus entzwei, und wieder eine andere Gestalt geht daraus hervor, wieder eine neue Wohnung ist dem jungen Schmetterling bereitet.

4. Wenn nun Gott der Herr für die sterblichen, vergänglichen Seelen Wohnungen bereitet, unendlich viele, unendlich verschiedene, einer jeden Kraft eine andere Stätte, wie sollte Er nicht auch für unsterbliche vernünftige Seelen eine ihnen angemessene Stätte und Wohnung bereitet haben, nicht bloß für dieses Leben, in welchem sie mit den vergänglichen Seelen den Wohnort theilen, sondern noch viel mehr für jenes Leben, in dem die unsterbliche Seele auch einer andern unveränderlichen Stätte bedarf, eben weil sie selbst das Verwesliche ausgezogen und das Unverwesliche angezogen hat.

Sowie aber diese Erde unendlich reich und mannigfaltig ist an Wohnungen für die vergänglichen Kräfte des irdischen Lebens, so müssen nothwendig auch jene ewigen Wohnungen unter sich wieder unendlich verschieden und vielgestaltig sein, denn sie sind nicht für Seelen bestimmt, die selbst erst durch die Wohnung, in die sie eintreten, verschieden wer-

den, sondern für freie, selbstthätige Wesen, welche auf den Grund unendlich verschiedener Lebensfähigkeiten in den verschiedenartigsten Führungen und Erfahrungen sich entwickelt, und in all' diesen verschiedenen Lebensverhältnissen auch wieder nach ihrem eigenen Willen und Ermessen verschiedenartig sich verhalten haben. Diejenigen haben die Führungen Gottes und das Leben der Heiligen nur schlecht begriffen, die in den Beschreibungen des Lebens derselben alle Gestalten nach einerlei Muster zurecht schneiden. In dem Einen stimmen zwar alle Heiligen überein, daß sie durch die Gnade und Kraft Christi und den Beistand des göttlichen Geistes ihre Seligkeit errungen haben. Aber wie die Blumen des Gartens Erde und Luft mit einander gemein haben, und doch unter sich wieder verschieden sind, so ist es auch mit dem Leben der Heiligen. In der unerschöpflichen Vielgestaltigkeit des Lebens, in der vollkommenen Uebereinstimmung dieser reichen Mannigfaltigkeit ruht das Geheimniß der Wahrheit und Schönheit des Lebens der Heiligen.

5. Von dieser Einheit redet der Evangelist Matthäus in dem Gleichnisse von dem Hausvater, welcher Arbeiter in seinen Weinberg sucht, und weil er mit allen um einen Zehner übereinkommt, den letzten so viel gibt wie den ersten, den ausbedungenen Zehner nämlich [1]. Für Alle ist die Seligkeit darin die gleiche, daß Keiner mehr erlangen kann, als nur die verheißene Seligkeit. Eines jeden Seligkeit ist der des andern gleich, in wieferne keiner mehr als *selig* sein kann, in wieferne jeder in *seiner Art* und Fähigkeit *ganz* selig ist. Aber eben diese Art ist eine verschiedene, und von dieser verschiedenen Art der Seligkeit spricht der Apostel Paulus, wenn er sagt: „Es gibt himmlische Körper und irdische Körper, und anders ist die Herrlichkeit der himmlischen und anders die der irdischen, ein anderer ist der Glanz der Sonne, ein anderer der Glanz des Mondes, anders der Glanz der Sterne, und ein Stern übertrifft den andern an Glanz. So wird es auch mit der Auferstehung der Todten sein" [2].

6. Je nachdem nun der ewige Vater den vernünftigen Geistern eine andere Zeit und Stätte ihrer Wohnung auf Erde zugewiesen hat, wird auch die Gestaltung ihres Lebens, ihre geistige Form und Entwicklung eine andere sein, und je nachdem Jeder nach dem Maße seiner natürlichen Begabung die Gelegenheiten zu seiner Vervollkommnung und die Gnade des Heilandes so oder anders benützt hat, wird sich auch

---

[1] Matth. 20, 1—16. [2] 1 Cor. 15, 41.

der Charakter seines Lebens anders gestalten. Die Wohnungen des ewig seligen Lebens können aber nur denen wahre Seligkeit gewähren, deren Sinn und Geist diesen ewigen Wohnungen entsprechend sich entfaltet hat. Darum spricht der Herr: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen", und „Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten." Die ewige Wohnung der Seele ist im Hause desjenigen, der im Anfang den Himmel und die Erde geschaffen, und der den unsterblichen Seelen ihre Bestimmung angewiesen hat; die Stätte aber in dieser himmlischen Heimath wird jeder Seele von demjenigen bereitet, der allen das Wort und die Kraft des ewigen Lebens geoffenbart hat, denn nur durch Ihn geht der Weg zum Vater.

7. Wo aber finden wir diese Stätte? Der nächste Gedanke des sinnlich empfindenden Menschen ist auch hier auf Sinnliches und Sichtbares gerichtet. Wir suchen diese Stätte, wenn sie nicht auf Erden sich findet, vielleicht in jener Region der lichten Sternenwelt, die ferne und in unbekannter Pracht über der Erde glänzt, und selbst die angeführte Stelle des Apostels Paulus von dem Glanze der Sterne und ihrer Beziehung zur Auferstehung scheint diese Anschauung zu bestätigen. Auch der große nicht oft genug zu lesende Dante hat in seiner Schilderung des Paradieses den Wohnort der Heiligen in die einzelnen Sternbilder verlegt. Indem er jedem Planeten gewisse Eigenschaften der Lichtwirkung und des Einflusses auf die innere Beschaffenheit der Naturen zuschreibt, denkt er sich natürlich auch die vollendeten Seelen wieder in jenem Aufenthalte, der ihrer Lebensgestaltung am angemessensten scheint; die liebreichen Seelen auf dem Morgenstern, die heroischen auf dem Jupiter, die erleuchteten auf der Sonne, die Martyrer auf dem Mars. So wenig wie der Apostel will aber Dante damit aussprechen, daß diese Sterne wirklich der Aufenthalt der Seligen seien. Vielmehr wollen beide damit nur auf die verschiedenen Arten der Wohnungen der Seligen hinweisen. Ob die Gestirne über uns schon bewohnte Welten sind oder erst durch die von der Erde Scheidenden so zu sagen bevölkert werden, wissen wir nicht.

8. Auch kommt es darauf gar nicht an. Worauf es ankommt, ist, daß wir uns diese Wohnungen nicht nach unsern irdischen Vorstellungen denken. Wenn der Tod ein Abstreifen körperlicher Schranken und eine Umwandlung der Stätte unseres Lebens ist, so ist er darum noch keine Verlegung des Lebens in ein anderes räumlich entferntes Reich. Allerdings kann manche Seele, die mit aller Sehnsucht am Irdischen hängt,

auch noch nach dem Tode an die Stelle, auf der sie gelebt, und an bestimmte räumliche Orte gebunden sein, aber je mehr die Seele frei wird von den Banden der Sinnlichkeit, um so mehr muß sie nach dem Tode frei sein von den Schranken der räumlichen und örtlichen Beschränktheit. Obwohl sie der Erkenntniß und Wirkung auf das Räumliche nicht ganz fremd geworden ist, wird sie doch nicht von demselben beherrscht und beschränkt, eben weil *sie* über den Ort mächtig ist, und nicht der *Ort* über sie. Wenn die heil. Schrift sagt: „Wo des Menschen Schatz ist, da ist auch sein Herz“ [1], will sie da Zeit und Ort bezeichnen? Nicht der *Ort* des Lebens und der Liebe ist gemeint mit diesen Worten, sondern die *Art* derselben. Allerdings wäre diese Vorstellung am leichtesten zu fassen. Der Mensch möchte nur allzu gerne sich den Himmel nach dem Muster seiner beschränkten Anschauung zuschnitzeln, möchte lieber den Himmel zu sich herabziehen, als sich und seine Gedanken zum Himmel erheben.

9. Wir müssen das Reich Gottes nicht suchen im Raume, wenn wir es überhaupt finden wollen. Nicht mit den Augen werden wir die Stätte des Geistes entdecken. Ist doch der Geist in uns, und herrscht denkend und wollend im Leibe und in der Seele, und dennoch wissen wir auch hier seine Stätte nicht, denn er hat keine räumliche Stätte. Er ist innerhalb des Leibes, und doch nicht von ihm umfaßt. Das Unsichtbare wird überhaupt nicht eingeschlossen vom Orte. Je tiefer wir mit unsern Vorstellungen in's Oertliche und Räumliche uns versenken, desto weniger werden wir die Wohnung des Geistes finden und erkennen. Selbst das irdisch Schöne ist in seiner wahren Schönheit nicht mit den Sinnen zu fassen. Um das, was wahrhaft schön ist in der Musik zu erfassen, reichen die Ohren allein nicht hin; um das Schöne eines guten Bildes zu verstehen, ist das Auge allein kein hinreichender Bürge. Das wahrhaft Schöne ist geistiger Natur, und das Geistige in demselben wird nicht von Aug' und Ohr begriffen, obwohl dieses Schöne noch an die äußere Form und Gestalt gebunden ist. Schon in ihrer äußern Form sucht die Kunst vom Körperlichen aufsteigend sich mehr und mehr zu vergeistigen, und an die Stelle des räumlich sichtbaren das unsichtbare, körper- und raumlose Leben zu setzen. Wie die Schönheit in unterster Stufe ihrer Erscheinung in der wohlgeformten Säule oder in plastisch schönen Formen wohnt, tritt sie im Reiche der Malerei bereits in die Region des Lichtes, und ergänzt durch Licht und Farbe die räumliche Ausdeh-

---

[1] Luc. 12, 34.

nung, herrscht in der Musik bloß noch in unsichtbaren Bewegungen und Tönen, und concentrirt sich endlich zur rein geistigen Gestalt im Worte. So steigt alles Leben aufwärts vom Sichtbaren zum Unsichtbaren und Geistigen. Selbst das sinnliche Leben erhebt sich in regelmäßiger Stufenfolge vom körperlichen Tastsinne zur fernhintragenden Kraft des Gehöres und Gesichtes.

10. So lange der Geist in dieser irdischen Wohnung gleichsam eingeschlossen ist, vermag er sich keine ganz zutreffende Anschauung von jenen überirdischen ewigen Wohnungen des seligen Lebens zu machen. Nur so viel wissen wir, daß, wenn schon die Erde reich ist an vielgestaltigen Wohnungen für alles Lebendige, das Reich der Ewigkeit noch reicher sein muß an Wohnungen des höhern geistigen Lebens, daß unsere Anschauung von diesem Reiche überirdischer Schönheit und Herrlichkeit um so angemessener sein wird, je freier von allen Schranken der Sinnlichkeit und Aeußerlichkeit unser Denken und Fühlen geworden ist. Ist dieses Reich der irdischen Welt ein schönes und wohlgeordnetes, so muß jenes ewige Reich mit noch höherer Schönheit und Herrlichkeit erfüllt sein. Die Schönheit und Harmonie der Geisterwelt ist jedenfalls eine innigere und vollendetere, als die Harmonie der Sterne oder der irdischen Geschöpfe. Wie ein großes, vollkommen schönes Musikwerk aus einer unendlichen Menge von Tönen so sich zusammenfügt, daß auch nicht Ein Ton die Harmonie des Ganzen stört, so darf noch weniger ein Mißton im Chore der Ewigkeit sein.

11. Freilich läßt sich dagegen sagen: Die Geister sind frei; wie können sie von gleichmäßigen Gesetzen beherrscht werden, gleich den unfreien Weltkörpern, ohne ihre Freiheit und Selbstständigkeit zu verlieren?

Auch der freie Wille kann ein göttliches Gebot und Gesetz, wenn er einmal dessen Schönheit und Zweckmäßigkeit, und zugleich dessen vollkommene Angemessenheit für die eigene Natur erkannt hat, mit vollkommener Freiheit ebenso unveränderlich erfüllen, als wenn er es mit Nothwendigkeit erfüllen müßte. Sobald die Liebe eine recht tiefe und innige geworden ist, ist sie eben damit auch eine unauflösliche. Sie ist frei und doch unveränderlich. Sie kann nicht mehr anders, weil sie nicht mehr anders will. So können die Heiligen nicht mehr sündigen und irren, weil es ihnen ihre vollkommene Einsicht und Liebe nicht mehr gestattet. In der Seligkeit des Anschauens göttlicher Herrlichkeit, und nachdem sie gleich den Engeln, die mit dem Satan gestritten und ihn überwunden, auf Erden den Kampf des Guten gekämpft, und das Elend

der Trennung der Seele von Gott in seiner ganzen Tiefe gefühlt, ist es ihnen unmöglich, freiwillig sich wieder von dieser Seligkeit zu entfernen. Sie müßten ja mit dieser Trennung ihre eigene Seligkeit und ihre eigene Natur zerstören.

12. Jeder aber ist doch nur in seiner Weise selig, weil er in dieser seiner Natur die Grundlage und das Maß seiner Liebe besitzt. Wenn daher der Erlöser die Stätte der Wohnung für jede Seele schon im voraus bereitet, so ist das ganz in der Natur der göttlichen Ordnung begründet. Das Reich der ewigen Herrlichkeit kann nicht von der Willkür des einzelnen Menschen abhängen, sondern ist zum voraus geordnet und gegliedert, freilich in unendlich reicher Abwechslung und Gliederung, aber doch immer in göttlicher bestimmter Ordnung und Harmonie.

Denken wir uns dieses Reich als einen großen, herrlichen, unermeßlichen Tempel, den der göttliche Baumeister nach den Gesetzen der vollkommenen überirdischen Schönheit und Seligkeit aus lebendigen Bausteinen erbauen will, und wobei die Erde gleichsam der Bauplatz ist, auf welchem diese Steine behauen und zubereitet werden, so versteht sich doch von selbst, daß nur jene Steine in diesen Tempelbau eingefügt werden können, welche in diese Ordnung passen. Für jeden Stein ist der Ort, an dem er in diesen göttlichen Tempelbau eingefügt werden soll, bestimmt. Wer sich nicht fügt in diese Ordnung, kann auch dem Ganzen nicht eingefügt werden, ist ausgeschlossen aus diesem Reich der geistigen Ordnung. Darum aber wird seine Stelle nicht leer bleiben, denn in diesem schönen Bau darf kein Steinchen fehlen, keine Lücke und kein Makel sein. Vielmehr muß es auch hier gehen, wie bei der Wahl des Apostels Mathias, der da berufen war, das Apostelamt auszufüllen, aus welchem Judas gefallen war; es wird ein Anderer an die Stelle desjenigen treten, der seinen Platz nicht ausgefüllt [1]. Auch für Jeden von uns hat die ewige Liebe den irdischen Beruf und die Stelle in jenem ewigen Tempel, den sie aus lebendigen und auserwählten Bausteinen aufführen will, zum Voraus bestimmt. An uns ist es, mit freiem Glauben, mit treuem Gehorsam, mit kindlichem Vertrauen uns der göttlichen Führung hinzugeben, damit den für uns bestimmten Platz nicht ein Anderer erhalte, sondern ein Jeder an seiner von Gott ihm zugedachten Stelle dem himmlischen Tempel eingefügt werde, und die Stätte finde, die ihm der liebende Heiland bereiten will in dem Hause seines himmlischen Vaters.

---

[1] Apstg. 1, 20.

LXXIV.

Text: „Wohin ich gehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch. Thomas spricht zu Ihm: Herr! wir wissen nicht, wohin du gehest; wie können wir den Weg wissen? Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als durch mich." Joh. 14, 4—6.

Inhalt: Das Verhältniß des Sohnes Gottes zum Vater und zur Welt.

1. Vorzüglich fünf Grundwahrheiten der christlichen Lehre sind es, auf welche die letzte Rede Jesu hinweist. Die ersten drei Punkte derselben behandeln die Lehre von den drei göttlichen Personen und ihrem Verhältnisse zur Erlösung des Menschengeschlechtes insbesondere; die beiden letzten aber handeln von der göttlichen Dreieinheit und dem Verhältnisse der drei göttlichen Personen unter sich und von ihrem Wohnen bei den Menschen. Dazwischen sind manche andere bedeutsame, lehr- und trostreiche Worte eingestreut, welche aber im Einzelnen zu betrachten gerade in diesem Zusammenhange nur störend einwirken könnte, da der Umfang und die Wichtigkeit der hier vorgetragenen Geheimnisse der göttlichen Offenbarung, sowie die Schwierigkeit, in das tiefere Verständniß derselben einzudringen, ohnehin eine gesteigerte Aufmerksamkeit erfordert, die jede von den Hauptgedanken abführende Nebenbetrachtung ausschließt. Je schwerer diese Wahrheiten und Grundlehren der christlichen Offenbarung zu fassen und zu verstehen sind, um so mehr müssen wir bei Betrachtung derselben darauf bedacht sein, ihren Zusammenhang durch keinen Zwischen- und Nebengedanken zu unterbrechen.

2. Wenn aber diese Wahrheiten gar so schwer zu verstehen sind, wäre es dann, könnte vielleicht Jemand fragen, nicht besser, diese Geheimnisse ganz auf sich beruhen zu lassen, und, statt sich mit unverständlichen und darum unfruchtbaren Untersuchungen vergebliche Mühe zu geben, die Gedanken naheliegenderen und practischeren Gebieten zuzuwenden? Die so fragen, bedenken aber nicht, daß, das Höchste zu wissen, für uns das Wichtigste ist, weil davon alles übrige Denken und Leben abhängt, und daß das Wichtigste auch das Nothwendigste und darum auch Naheliegendste und zunächst zu Bedenkende ist; bedenken ferner nicht, daß sie damit auch Christus anklagen, Unzweckmäßiges und

Unpractisches gelehrt zu haben, während Christus gerade diese Offenbarungen den Jüngern als Belohnung für ihre schon bewiesene Treue und Liebe verkündet; bedenken endlich nicht, daß der Geist des Menschen nicht lebt vom Brode der Erde, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt, und daß das wahre Leben des Geistes in der Betrachtung und in der Erkenntniß der Offenbarungen desjenigen besteht, der da ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Wer das nicht fühlt, der lebt nicht in Christus, und wer nicht lebt in Christus, der lebt auch nicht wahrhaft, denn Christus allein ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

3. Woher sollte der Mensch seine unsterbliche, ewige und übernatürliche Bestimmung erkennen, wenn nicht durch Offenbarung des Wortes Gottes? Betrachten wir den Menschen in seinem dermaligen Zustande der zur Sünde geneigten und durch die Sünde verdorbenen Natur, so sehen wir von selbst, daß er von dieser seiner Natur nicht auf diejenigen Wege geleitet wird, die ihn zu Gott führen. Wollte er bei dieser seiner Natur um die wahre Erkenntniß anfragen, so würde diese ihn ganz falsche Wege weisen. Die Sinnlichkeit würde ihn hinweisen auf den Weg der Lust, und ihm den Genuß als seine Bestimmung anpreisen; der selbstsüchtige Geist würde ihn den Pfad des Hochmuthes und der Gottverläugnung führen. Beide aber würden ihn sicher nicht einmal zur rechten Erkenntniß der eigenen Natur, und noch viel weniger zur Erkenntniß Gottes und des richtigen Weges zu Ihm führen. Um zu Gott zu kommen, bedarf der Mensch eines ganz andern Führers und Mittlers, als diese sündhafte und nach der Sünde begehrliche Natur [1]. Aber auch vor der Sünde bedurfte der Mensch eines solchen Mittlers, auch da konnte er nicht aus sich selbst wissen, woher er gekommen, und ebenso wenig, wohin er kommen werde; Ursprung und Ziel seines Lebens waren ihm unbekannt. Sollte er je das ewige Leben gewinnen durch rechte Anwendung der ihm verliehenen Mittel, so mußte zuerst ein Helfer und Mittler sich seiner erbarmen, und ihm den Weg zu seiner Bestimmung offenbaren. Nicht durch die Natur konnte er diesen Weg erkennen, denn dieser Weg wies ihn über die schon empfangene Natur, über das verliehene Leben hinaus zu einem neuen, freien, höhern und übernatürlichen Leben. Noch weniger konnte der Mensch Gott erkennen durch die Natur. Der Natur nach sind Gott und die Geschöpfe

[1] Vgl. LIII, 5—10.

für immer und ewig getrennt. Weder Engel noch Menschen können Gott erkennen durch ihre Natur; sie können Ihn nur durch das Wort Gottes erkennen. Das Wort Gottes hat den Menschen von Anfang an das Gebot gegeben, um ihnen den Weg zum ewigen Leben zu offenbaren, und hat sich selbst als Liebe geoffenbart, um in der Liebe die höchste Vollendung dieses Weges der Einigung mit Gott zu zeigen. Denn nicht durch die Natur kann das Geschöpf mit dem Schöpfer sich einigen, sondern nur in der Freiheit allein. Die Freiheit aber beginnt mit dem Gehorsam und endet mit der Liebe. Darum ist es das Wort Gottes, das den Anfang und das Ende aller Vereinigung mit Gott offenbart, das den Weg zeigt zu dieser Einigung, und dieser Weg kann wieder nur die Liebe sein.

4. Sowie aber die Geschöpfe die Erkenntniß Gottes und des Weges zu Gott nicht aus sich selber haben, so haben sie auch die Wahrheit nicht in sich. Was erkennt der Mensch aus sich ohne Unterricht, ohne Erfahrung, ohne Offenbarung Gottes? Selbst die ihn umgebende Welt kann er nur in sofern erkennen, als sie mittelbar ihm offenbar wird. Was er aus sich vermag, ist, daß er die Offenbarungen Gottes und der Welt, daß er, was er sieht und hört, zusammenstellen, vergleichen und ordnen, nach gewissen Gesetzen und Verhältnissen Worte, Begriffe und Zahlen mit einander verbinden und daraus eine gewisse allgemeine Erkenntniß ableiten kann. Aber was sind diese Gesetze und Verhältnisse an sich betrachtet? Leere Formen ohne Kern und Inhalt, nicht Wahrheiten, sondern nur der Schatten der wirklichen lebendigen Wahrheit.

Aber mein Gefühl, meine unmittelbare Empfindung, die muß doch wirklich und wahr sein, wenn auch alle andere Erkenntniß bloß in der Form besteht? Hier habe ich doch einen gewissen, unbestreitbaren, wahren Inhalt? Als ob das Gefühl nicht auch irren und täuschen könnte, und unter gewissen Verhältnissen sogar immer täuschen müßte! Auch was wir fühlen, wirklich und unmittelbar fühlen, auch das ist nicht immer Wahrheit, ist es nur, wenn das Gefühl selbst ein reines und ungetrübtes ist. Aber wann ist des Menschen Gefühl ein ganz reines? wann ist es nicht von sündhafter Begierde und Eigenliebe verunreinigt und entstellt? Und wenn es von diesen beiden Lügengeistern erfüllt ist, gibt es mir dann Wahrheit? wird nicht unter solchen Einflüssen das Alles, was wir fühlen, um so mehr der Täuschung und Lüge verfallen sein, je lebendiger wir es fühlen? Aber auch wenn unser Gefühl ein wahrhaft unschuldiges,

reines Gefühl ist, so ist es darum doch nicht wirkliche Wahrheit. Auch dann noch haftet es am Vergänglichen und ist selbst vergänglich und veränderlich, ist heute so und morgen anders und nie dasselbe. Auch dann noch wird uns morgen falsch und trügerisch erscheinen, was uns heute wahr erschien. Wo ist also die Wahrheit in diesem Gefühl? Kann überhaupt da wirklich Wahrheit sein, wo nichts Bleibendes, Unveränderliches, Ewiges ist? Muß nicht das Gefühl, das an dem Zeitlichen haftet, nothwendig eine Täuschung sein, eben weil es an dem haftet, was nicht wahrhaft und ewig seiend ist? Je bestimmter wir das Vergängliche festhalten, und es für etwas halten, was ist, um so mehr nehmen wir Täuschung für Wahrheit, den Traum des Lebens für das Leben selbst. Dieses an der vergänglichen Erscheinung haftende Gefühl, was ist es anders, als die Täuschung des Kindes, welches im Traume glänzende Edelsteine findet und im Schlafe die Hände schließt, um die gefundenen Schätze festzuhalten, und wenn es erwacht, nichts in den Händen hält, als die Täuschung des Traumes. So wird auch unser Erwachen sein, wenn wir jetzt mit allem Ernste die Schätze des vergänglichen Lebens mit begierigen Händen ergreifen und festhalten: was werden wir finden, wenn wir dereinst erwachen von dem Traume dieses Lebens, als die trostlose Täuschung, ein Nichts ergriffen und festgehalten zu haben?

6. Wahrheit ist nur im Worte Gottes allein. Nur was bleibt, was ewig unveränderlich ist, das i s t auch in Wahrheit. Nur in Gott allein finden wir das Bleibende, Ewige, das was ist. Gott aber finden und erkennen wir nur durch das Wort. Dieses allein offenbart uns alle Wahrheit; denn es ist die Wahrheit und das Leben. Durch die Theilnahme am Worte Gottes lebt Alles, was lebt. Nur diejenigen Seelen, in denen Wort und Sprache ist, sind unsterblich, und nur diejenigen, die Gottes Wort in sich aufgenommen haben und es in sich haben wirksam und lebendig werden lassen, haben in diesem Worte das ewige selige Leben gefunden.

7. Wenn wir sagen und glauben, daß alle Geschöpfe ihr Sein und Leben von dem Schöpfer aller Dinge, von Gott dem Vater, erhalten haben, ist es nicht eine Beeinträchtigung der Macht und Herrlichkeit des Vaters, wenn der Sohn von sich selber sagt: „Ich bin das Leben“? Wohl ist es der Vater, der allen lebendigen Geschöpfen das Leben gegeben hat, ja auch der Sohn hat das Leben vom Vater. Eben darum sagt Christus nicht: Ich habe allen lebendigen Wesen das Leben ge-

geben, sondern: „Ich bin das Leben." Der Sohn Gottes ist aber in einem doppelten Sinne das Leben. Er ist im ewigen Sein das ewige Leben, und ist im zeitlichen Leben, das der Vater den Geschöpfen verliehen hat, die vermittelnde Ursache desselben. Der Vater selbst lebt nur, indem Er Leben erzeugt, sein Leben in sich selbst verwirklicht, und diese Verwirklichung des göttlichen Lebens in Gott selbst ist der Sohn. Der Sohn ist das Wort, in welchem das Leben ist. Wie aber der Sohn Gottes das Wort und Leben in Gott selbst ist, so ist er auch die Quelle des Lebens für alle Geschöpfe. Die erste Ursache, daß etwas außer Gott ist, ist allerdings der Vater. Weil es das Wesen des Vaters ist, Leben zu geben, so erzeugt Er den Sohn, und wenn im Sohne die Fülle des Lebens ausgesprochen ist, liebt er es auch, Geschöpfen, die außer der göttlichen Lebenseinheit möglich sind, Dasein und Leben zu geben. Er gibt aber dieses geschaffene Leben nur mit Rücksicht auf den Sohn. Der Sohn verleiht allen Geschöpfen die besondere und eigenthümliche Lebensordnung, er führt Alles zur Ordnung und Einheit. Das Wort, in welchem der Vater sein Leben ausspricht, offenbart das Licht des Lebens den Geschöpfen. Im Worte empfangen wir den Anfang eines neuen Lebens. Damit wir aber diesen Anfang eines neuen Lebens vom Sohne empfangen können, müssen wir zuerst Leben überhaupt vom Vater erhalten haben. Der Sohn gibt in diesem Sinne nicht das Leben, sondern das Licht und Bewußtsein des Lebens.

Das neue Leben aber, das der Sohn in den Geschöpfen hervorruft, ist ein Leben des Geistes: das Leben der Liebe. Das natürliche Leben ist nur ein anvertrautes geliehenes Gut, ist nur ein Unterpfand eines bleibenden ewigen Lebens; das wahre Leben aber ist das Leben des Geistes in der Freiheit und Liebe. Gottes Liebe kennen wir aber nur durch den Sohn. Durch Ihn sind wir in Gottes Liebe aufgenommen. Er ist die Liebe und darum auch das Leben. Durch die Natur sind die Geschöpfe ewig fern und geschieden von Gott. Nur durch die Freiheit und Liebe können sie eins sein mit Ihm. Nicht in die Substanz Gottes können sie selber aufgenommen werden, aber in die Liebe Gottes durch das Wort. Darum begreift das Wort, der Sohn, in seiner Liebe alle Geschöpfe in sich; Er ist ihr Leben, Er ist ihre geistige Nahrung, Er ist das Brod und die Speise der Engel und Menschen. Durch Ihn allein können die Geschöpfe Gott kennen und zu Ihm kommen. „Alles ist mir von meinem Vater übergeben", spricht der Herr, und: „Niemand kennt den Sohn als der Vater; so kennt auch Niemand den Vater als

der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will" [1]. „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich" [2]. Das Wort ist der einzige Mittler für Alle.

8. Weil aber die Geschöpfe durch ihre Natur von Gott geschieden sind und nur durch die Freiheit in Gott eingehen und in Ihm leben können, bedürfen sie nothwendig eines Mittlers, der ihnen den Weg zu ihrer ihnen von Natur unbekannten Bestimmung zeigt. Dieser Mittler aber konnte nicht der Vater sein und nicht der hl. Geist, sondern nur die zweite Person der Gottheit. Nur der Sohn Gottes konnte Mensch werden und die Menschen mit Gott vereinigen [3]. Daß nur der Sohn allein menschliche Natur annehmen und der Menschen Erlöser werden konnte, wird um so leichter zu erkennen sein, wenn wir zuvor die Wesenseinheit des Vaters und Sohnes in Betracht ziehen, um hernach auch den Unterschied zu erörtern.

9. Wenn wir das göttliche Wesen nothwendig als das vollkommenste denken müssen, so können wir es nur als ein Wesen denken, welches von Ewigkeit seiner eigenen Macht und Vollkommenheit sich bewußt ist. Gottes Wesen ist nicht eine ewige und unendliche Nacht, aus der alle Dinge ohne Freiheit und Bestimmung hervorbrechen, sondern es ist der helle lichte Tag der Ewigkeit, in dem Alles licht und klar und durchsichtig ist. Gott ist die ewige lichte Erkenntniß seiner selbst, ist sich seiner ewigen eigenen Herrlichkeit auch ewig bewußt, ist ein unbeschränkt vernünftiges, freies und darum auch persönliches Wesen. Diese Persönlichkeit hat aber in Gott eine ganz andere Bedeutung, als in den Creaturen, die stets einzelne beschränkte Wesen sind, und in denen darum das Persönlichsein nur eine bestimmte beschränkte Natur umfaßt. Die göttliche Persönlichkeit ist in dem ersten Grunde ihres Wesens auch eine unendlich hervorbringende erzeugende Kraft, die nicht wie das Geschaffene schon zum Voraus etwas Einzelnes, Beschränktes ist. Wenn aber dieses erste göttliche Selbstbewußtsein in der Fülle seines Wesens hervorbringend und erzeugend ist, so erzeugt es wieder nichts Beschränktes, sondern die Fülle seines eigenen Wesens, das Gegenbild seiner eigenen Unendlichkeit. Gott, das unbeschränkte Wesen, erkennt in sich blickend die Unendlichkeit seines Wesens, und diese Unendlichkeit ist nicht bloß in Ihm in Eins zusammengefaßt, sondern wird auch wieder von Ihm als Eins zusammengefaßt, und in dieser Einheit von Ihm selbst erkannt und ausge-

[1] Matth. 11, 27. [2] Joh. 14, 6. [3] Vgl. LXXVIII. 5—15.

sprochen von Ewigkeit. Dieses in Einem göttlichen allumfassenden Gedanken ausgesprochene Wesen Gottes ist sein ewiges Wort, ist der Sohn des ewigen Vaters.

10. Der Sohn ist nicht der Vater. Er ist der ausgesprochene, nicht der sich aussprechende Gott, Er ist das Gegenbild des Vaters. Wie nun im Vater die ewige vollkommene Substanz so zu sagen das Erste ist, aus der Vollkommenheit der Substanz aber die Persönlichkeit nothwendig hervorgeht, so ist beim Sohne umgekehrt die Persönlichkeit das Erste, und die Substanz die Erfüllung der in dem Sohne lebenden vollkommen göttlichen Persönlichkeit. Der Vater ist Person, weil Er vollkommene göttliche Substanz ist, und eine unpersönliche Substanz nicht vollkommen sein könnte; der Sohn ist von göttlicher Natur und Wesenheit, weil eine vollkommen göttliche Person nicht ohne göttliche Natur sein kann. Indem der Vater sich ausspricht, ist dieses Wort zuerst Person. Da aber Gott der Vater in diesem Worte sich ganz ausspricht, ist dieses Wort nothwendig auch die ganze göttliche Substanz. Aber in diesem Worte ist die Substanz das Zweite, die Person das Erste. Beide Personen sind vollkommen in dieser göttlichen Substantialität, aber das Verhältniß des Person-Seins ist ein verschiedenes. Im Sohne ist stets das Person-Sein das Erste, und Alles, was von Ihm ausgeht, wird zuerst nicht nach der Natur der göttlichen Substanz, sondern nach der Natur der göttlichen Persönlichkeit gewirkt. Allerdings gehört die Substanz wesentlich zu dem Worte, aber nicht die Substanz wird im Worte offenbar, sondern die persönliche Liebe. Die göttliche Substanz ist nicht das, was unmittelbar offenbar werden kann. Sie kann den Geschöpfen wohl ihre Macht und Liebe, aber nicht sich selbst offenbaren. Wenn daher Gott durch die Liebe sich offenbart, so offenbart er sich durch den Sohn, und bezeugt durch die göttliche Macht die Liebe. Darum beruft sich Christus überall auf den Vater, wo Er als Wunderthäter seine göttliche Sendung bestätigen will. Der Sohn ist den Geschöpfen, in wieferne diese persönlich und frei sind, näher als der Vater, der sie geschaffen. Durch den Sohn verkehrt der Vater mit ihnen. Nicht im Vater sind sie, sonst müßten sie göttlicher Substanz sein, aber im Sohne können sie sein, weil sie in der Freiheit, in dem Worte sein können, und das Wort in ihnen. Nur durch den Sohn und für den Sohn ist daher Alles geschaffen.

11. Durch den Sohn kommt der Unterschied in Gott. Freilich ist dieser Unterschied von der ewigen Einheit der Substanz unzertrennlich,

bleibt aber doch als Unterschied der Personen ewig bestehen. Wäre der Sohn nicht der ewige Unterschied in Gott, so wäre der zweite Unterschied, die von Gott der Natur nach verschiedene und in allen ihren Theilen dem Unterschiede angehörige Welt nicht möglich. Nur durch den ersten Unterschied ist der zweite denkbar und möglich. Darum sagt die Schrift: ohne Ihn, den Sohn, oder das Wort ist nichts gemacht von dem, was da gemacht ist. Der Sohn ist die ewige Welt Gottes. In Ihm ist alle Herrlichkeit Gottes von Ewigkeit ausgesprochen, und in Ewigkeit und unzertrennlich mit Ihm geeint. Nur indem Gott der Vater den Sohn erzeugte von Ewigkeit, ist Er im ewigen Besitze seiner ewigen göttlichen Weltherrlichkeit. Als ewiger Herr, der seiner Herrlichkeit im Sohne gewiß ist, kann Er nun auch eine zeitliche Welt außer sich zulassen und hervorbringen, ohne daß Er in sie eingehen muß, wie in den Sohn. Müßte das göttliche Wesen in die Welt eingehen, so würde es sich an die Welt verlieren. Gott ist aber erhaben über die Welt, und frei gegenüber der Schöpfung. Er muß nicht schaffen, aber Er hat die Macht und Freiheit zu schaffen. Diese Macht und Freiheit hat Er, weil Er an sich schon jene ewige Welt besitzt, die in seinem ewigen Worte wohnt. Der Vater ist nur Schöpfer, weil Er Vater ist, und den Sohn als ewige Welt in sich erzeugt, und in Liebe mit sich geeinigt weiß. Diese Liebe ist der einzige Grund der Schöpfung einer Welt außer der göttlichen Wesenheit, einer aus Nichts geschaffenen Welt. Denn da die Welt einmal ist, so müßten wir sagen, Gott habe die Welt schaffen müssen, wenn wir nicht sagen könnten, daß Er die Welt aus freier Liebe geschaffen habe. Hätte aber Gott die Welt schaffen müssen, so wäre Er selbst von dieser Schöpfung dem Wesen nach abhängig, wäre nicht über der Welt, sondern in ihr, wäre nicht Gott, der Herr.

12. Wenn Gott schafft, wird Er nur schaffen aus Liebe, also nur durch den Sohn, denn ohne diese Liebe Gottes wäre eine Schöpfung undenkbar. Ohne den Sohn wäre auch die Liebe nicht. Liebe ist nur von Person gegen Person. Aber auch die Liebe des Vaters könnte keine Schöpfung hervorbringen, wäre nicht die Liebe des Sohnes, welche diese Schöpfung vollendet. Wenn Gott Etwas will, so kann er nur das Vollkommene wollen. Kann aber Gott nur Vollkommenes wollen, so kann Er nimmermehr eine Welt schaffen, denn die Welt kann nicht vollkommen sein, sonst wäre sie Gott gleich und Eins mit Ihm von Natur aus. Das kann sie aber nicht sein, eben weil sie außer Ihm ist. Gott könnte also nicht schaffen, hätte Er die endliche Vollkommenheit einer an

sich unvollkommenen Schöpfung nicht in seinem Sohne im Voraus ersehen. Was nämlich der Vater der Schöpfung nicht verleihen kann, damit sie Schöpfung bleibe, die sittliche Vollkommenheit, kann der Sohn durch die Erlösung derselben mittheilen. Der Sohn kann die unvollkommene Welt vollkommen machen dadurch, daß er sie lehrt, das Vollkommene zu wollen und zu lieben. Die unvollkommene Schöpfung wird durch den Sohn zur Vollkommenheit geführt, da sie durch Ihn vermag, das Vollkommene zu wollen, und so den Willen des Vaters zu erfüllen. Darum hat der Sohn Gottes vom Anfang an und ehe die Welt war, den Willen gehabt, die Welt zu Gott zu führen und mit Gott zu versöhnen. Er wollte eingehen in die Welt, um sie, da sie von Natur aus nicht vollkommen sein konnte, durch die Erfüllung des vollkommenen Zweckes, durch die Liebe, vollkommen zu machen. Der Sohn aber allein konnte dieß wollen, weil Er als die zunächst im Persönlichen waltende göttliche Substanz die Macht hat, sich den Geschöpfen persönlich zu offenbaren. Gott will Alles zu sich führen; das kann aber Niemand, als der Sohn. Dieser hat daher den Willen des Vaters vollbracht von Anfang an, und gibt auch der Welt die Macht, diesen Willen zu vollbringen.

13. Ob wir nun aufwärts blicken, und den Strom des göttlichen Lichtes betrachten, der von dem Throne des Höchsten sich ergießt über die Engel und Menschen, oder die Flamme des Lichtes, die auf Erden leuchtend von der Erde zum Himmel sich erhebt, überall sehen wir nur Ein Licht, das Alles erleuchtet, nur Einen Mittler Aller. Dieser Eine ist das Wort, der Sohn Gottes. Darum ist der Sohn der Mittler zwischen Gott und der Welt. Er ist im höchsten Sinne der Weg, die Wahrheit und das Leben für alle Geschöpfe. Er ist der Weg, der das Gebot gegeben und die Liebe geoffenbart. Jedes Gebot ist nur ein Wegweiser zu Gott. Er ist die Wahrheit, in der allein alle Erkenntniß des wahren Seins und Lebens enthalten und offenbar geworden ist. Er ist das Leben, das, auf die Erde gekommen, sich selbst zum Opfer dargebracht, und sich selbst zur Nahrung und Speise des ewigen Lebens für uns gemacht hat, so daß die Worte des Apostels in Ihm buchstäblich sich erfüllen: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater Aller, der über Alle und durch Alles und in uns Allen ist“ [1].

14. Wenn wir nun zurückblicken auf die Herrlichkeit und Kraft des

---

[1] Eph. 4, 5. 6.

Lebens und der Liebe, die sich in Christus geoffenbart hat, können wir da noch fragen, ob es zweckmäßig, ob es nützlich und practisch ist, die tiefen Geheimnisse seiner hl. Offenbarung, die Worte jener Offenbarung, in welcher all' unsere Erkenntniß, all' unser wahres Leben verborgen ist, zu betrachten? Darüber wird uns wohl jetzt unser Herz die richtige Antwort geben. Hoffentlich werden wir Angesichts der Bedeutung der eben erläuterten Worte des Herrn auch die Wahrheit jener Worte erkennen, die Er zur Martha gesprochen: „Martha, Martha! du bist um Vieles bekümmert: Maria hat den besten Theil erwählt, der nicht soll von ihr genommen werden." [1] Nur wenn ein unermüdlicher Eifer, die Worte des Herrn in der ganzen Tiefe ihres Inhalts zu verstehen, vorhanden ist, kann auch die Verheißung sich an uns erfüllen, welche Christus seinen Jüngern und allen Gläubigen gegeben hat: „Nichts ist so verborgen, was nicht offenbar wird" [2]; und: „Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen" [3]; diese Verheißung aber wird sich nur dann erfüllen, wenn das Wort Gottes auch in uns auf ein gutes Erdreich gefallen ist, wenn wir es anhören mit Freuden, es aufnehmen in einem reinen und guten Herzen, und mit ausdauernder Geduld Früchte bringen [4].

LXXV.

Text: „Wenn ihr mich kennet, so kennet ihr auch meinen Vater; und von nun an kennet ihr Ihn und sehet ihr Ihn. Da sprach Philippus zu Ihm: Herr! zeige uns den Vater, so sind wir zufrieden. Jesus spricht zu ihm: So lange Zeit bin ich schon bei euch und du kennst mich nicht, Philippus? Wer mich sieht, sieht den Vater. Wie kannst du denn sagen: zeige uns den Vater? Glaubst denn du nicht, daß ich im Vater bin und daß der Vater in mir ist? Die Worte, die ich zu euch rede, rede ich nicht von mir selbst; der Vater aber, der in mir wohnt, der thut die Werke. Glaubet ihr mir nicht, daß ich im Vater bin und der Vater in mir ist, so glaubet es doch um der Werke willen. Wahrlich, wahrlich! Ich sage euch: Wer an

[1] Luc. 10, 41. [2] Matth. 10, 26. [3] Luc. 8, 10. [4] Luc. 8, 14.

mich glaubt, der wird die Werke, die ich thue, auch thun, ja noch größere als diese wird er thun, denn ich gehe zum Vater."

Joh. 14, 7—12.

Inhalt: Ueber das Verhältniß des Sohnes Gottes und Menschensohnes zu Gott dem Vater.

1. Bereits die vorhergehenden Worte der Abschiedsrede Jesu haben uns gezeigt, daß nur der Sohn Gottes, nicht aber der Vater, Mittler sein konnte zwischen Gott und den Menschen. Diese Erkenntniß wird durch die Antwort, welche Christus dem Philippus ertheilt, als dieser von Ihm verlangt, daß Er ihnen doch den Vater zeigen möchte, auf's Neue bestätigt. Da Christus selbst sich so oft auf das Zeugniß seines Vaters berufen hatte, war es ganz natürlich, daß in den Jüngern die Begierde entstand, diesen Vater auch zu sehen, ebenso wie sie den Sohn Gottes, ihren Herrn und Meister, ja täglich sehen konnten. Weil dieses Verlangen so einfach und natürlich ist, würde es Christus wohl auch erfüllt haben, wenn es nicht das Unmögliche in sich geschlossen hätte. Nur der Mangel an der rechten Erkenntniß des Sohnes und Mittlers selbst konnte dieses Verlangen erzeugen. Wenn sie des Mittlers wahre Bedeutung erkannt hätten, würden sie ja von selbst eingesehen haben, daß man den Vater nicht sehen und erkennen kann, außer nur in dem Sohne und durch den Sohn, und daß jeder, der den Sohn sieht und erkennt, auch in Ihm schon den Vater sieht und erkennt, der in Ihm ist und wirkt.

2. Aber der Vater ist doch ein Anderer als der Sohn. Der Vater ist nicht Mittler und Erlöser, Er ist der Schöpfer aller Dinge. Wie wir nun den Sohn erkennen aus seinem Werke, und der Sohn sichtbar geworden ist in seinem Werke, der Erlösung, so muß man ja auch den Vater erkennen können aus seinen Werken.

Allerdings wird die Macht des Schöpfers aus seinen Werken erkannt, und Gott hat sich, wie der Apostel Paulus sagt, „nicht unbezeugt gelassen"[1] unter den Völkern. Allein diese Zeugnisse der göttlichen Macht reichen doch nicht hin, um den Menschen eine richtige und vollkommene Erkenntniß ihres Schöpfers zu geben, sonst wäre ja jede weitere Offenbarung für dieselben überflüssig. Wie leicht diese Zeugnisse der göttlichen Macht mißverstanden werden können, davon gibt das Hei-

---

[1] Apostelg. 14, 16. vgl. Röm. 1, 20.

denthum Kunde. Wie wenig die geschaffene Natur in die Erkenntniß des göttlichen Wesens uns einführen kann, das bezeugt sie selbst auf das allerbestimmteste. Was erkennen wir denn von der Natur, als eben nur ihre Außenseite? Die Erscheinungen und Producte der Natur sehen wir wohl, sie selbst aber sehen wir nicht. Jahre lang und Jahrhunderte lang fortgesetzte Erfahrungen reichen oft nicht hin, um uns auch nur über die Wirkung und Ursache einer ganz äußerlichen Naturerscheinung einige Auskunft zu geben. Nicht die Natur selbst sehen und erkennen wir, sondern nur ihr Bild. Was wir von diesem wahrnehmen durch Vermittlung unserer Sinne, kann erst die vergleichende Thätigkeit unseres Verstandes und fortgesetzter Untersuchungen zur klaren Erkenntniß bringen. Was wir von der Natur erkennen, müssen wir erst in unsere menschliche Anschauung übersetzen und übertragen. Nicht die Sache selbst nehmen wir in unsere Anschauung auf, sondern nur die Bilder und Vorstellungen derselben. Alles, was wir in uns erkennen, ist also nicht der Gegenstand selbst, sondern etwas Uebertragenes, was in dieser Uebertragung nicht mehr ganz das bleibt, was es an sich selbst ist, sondern wieder etwas Anderes wird. Nicht unmittelbar erkennen wir, was wir erkennen, sondern erst mittelbar. Durch diese Vermittlung selbst können gleichfalls wieder Täuschungen und Irrthümer in die Erkenntniß eintreten, so daß wir weder ganz rein noch unmittelbar erkennen, was wir von der Natur erkennen. Wenn unsere Erkenntniß ganz und vollständig richtig ist, so haben wir doch nur die äußere Gestalt und Wirkung der Dinge, nicht sie selbst, nicht die Natur in ihrer innern Wahrheit, nicht Ursprung und Ziel derselben erkannt. Aber auch dann, wenn wir die Natur ganz und vollständig erkennen könnten und erkannt hätten, würden wir darum noch nicht ihren Schöpfer erkannt haben.

3. Gott ist nicht in der Natur. Er ist außer und inner derselben, Er erhält und trägt sie durch seine Macht, aber Er, der sie umfängt und bewältigt, wird nicht von ihr umschlossen und umfangen. Die Natur ist nicht im Stande, seine Herrlichkeit zu umfassen und zu ertragen. Das Zeitliche ist nicht im Stande, das Ewige und Göttliche zu ermessen und zu begreifen. Gerade das Ewige und Göttliche sehen wir nicht in der Natur, sondern das dem Ewigen und Göttlichen Entgegengesetzte, das Zeitliche, Vergängliche und Nichtige. Zwar ist die Welt von Ewigkeit in Gott; aber nicht die zeitliche und vergängliche Welt, sondern die ewige göttliche Welt seiner eigenen ewigen Gedanken und Lebensbewegungen. Die vergängliche zeitliche Welt ist nur wie ein

Schatten, den die ewige Lichtwelt Gottes in die Finsterniß des Nichts geworfen. Aber auch dieser Schatten gibt Zeugniß von dem Dasein des Lichtes. Wie könnte der Schatten sein ohne das Licht? Das Zeugniß aber, welches der flüchtige Schatten von dem Lichte verkündet, gibt noch keine Erkenntniß dieses Lichtes. Wir können daraus, wenn wir richtig schließen wollen, den Schluß machen, daß Gott ist, wissen aber darum noch nicht, was und wer Gott ist.

Wenn wir auch Gott als Schöpfer der Welt erkennen würden, hätten wir Ihn darum auch schon als den ewigen Vater erkannt? Gerade das Persönliche, die liebende, väterlich waltende Fürsorge Gottes verkündet uns die Schöpfung nicht; sie zeigt uns höchstens ein allgemeines, unveränderliches, unfreies Gesetz, aber nicht einen freien, liebend waltenden, persönlichen Gott und Vater.

4. Gott als den Vater Aller hat uns erst der Sohn geoffenbart. Zu Ihm fühlt darum auch das Herz, wenn es von Glaube und Liebe Gottes erfüllt ist, sich zunächst hingezogen; in Ihm findet alle Liebe ihre höchste Erfüllung. Was immer der Glaube und die Liebe des Menschen fassen kann, das ist im Sohne Gottes uns offenbar geworden. Wenn wir nur Ihn erkennen, nur Ihn haben, mit Ihm geeinigt sind, was brauchen wir mehr? Wozu noch ein weiteres Suchen und Verlangen, wozu der Wunsch des Philippus: „Zeige uns den Vater, und es genügt uns." Sonderbar möchte es scheinen, daß selbst die Apostel sich nicht mit dem Anblicke des Sohnes allein zufrieden geben, sondern auch noch den Vater sehen wollten. Dennoch ist es so naheliegend und natürlich, daß sie um so mehr noch den Vater zu schauen wünschten, je näher sie den Sohn hatten. Mußte ihnen doch das Sichtbarwerden des Vaters ein Leichtes erscheinen, nachdem ihnen der Sohn so lange und anschaulich sichtbar gewesen war. Noch näher aber konnte den Spätern, die auch den Sohn nicht mehr sahen, der Wunsch liegen, ihrerseits nun ebenso den Vater zu sehen, wie jene den Sohn gesehen hatten. Gibt der Sohn für den Vater Zeugniß, so gibt auch der Vater Zeugniß für den Sohn. Der Sohn ist gar nicht für sich allein denkbar, man muß den Vater hinzudenken. Es will darum dem Herzen der Glaube an den Erlöser und die Erkenntniß des Heilands und Mittlers nicht recht genügen, weil es den Einen nicht ganz erkennen und vollkommen lieben kann, ohne den Andern. Auch Christus sagt: „Niemand kommt zu mir, es ziehe ihn denn der Vater, der mich gesandt hat." Aber ein Anderes ist das Zeugniß des Vaters und die Erkenntniß seiner Liebe, und ein

Anderes ist das Verlangen, den Vater sichtbar schauen zu wollen. Das Erste ist nothwendig und wesentlich zur Bestätigung der Wahrheit des Christenthums, das Andere unnöthig und unmöglich zugleich.

5. Beide geben Zeugniß für dieselbe Wahrheit, und das Zeugniß des Sohnes wäre unstatthaft, wenn es nicht vom Vater bestätigt würde. Ueberall beruft sich darum Christus auf das Zeugniß seines himmlischen Vaters. „Glaubet ihr denn nicht, daß ich in dem Vater bin, und der Vater in mir ist?" [1] „Ich und der Vater sind Eins!" [2] „Der Vater, der in mir ist, der thut die Werke" [3]. „Zwei sind, die Zeugniß geben, der Vater und ich" [4].

Auf diesem doppelten Zeugniß beruht die unumstößliche Wahrheit des Christenthums. Woher könnten wir denn wissen, daß wir Wahrheit und nicht eitle Märchen glauben, wie die Heiden, wenn nicht der Vater Zeugniß gäbe für den Sohn und der Sohn für den Vater? Die ganze Schöpfung in ihrem innersten Bestande und Verstande muß Zeugniß geben von der Wahrheit der Offenbarung durch Christus, und die christliche Offenbarung muß Ursprung und Ziel wie die tiefsten Geheimnisse der Schöpfung erklären, das Geheimniß des Lebens in seinem innersten Grunde den recht Glaubenden und in diesem Glauben Erleuchteten kund machen.

6. Wie sollen wir aber das Zeugniß des Vaters vernehmen und verstehen, wenn wir nichts von Ihm wissen können? wenn wir Ihn selbst ganz und gar nicht erkennen können? wenn Christus nach dem Zeugniß des Evangelisten Johannes selbst seinen Jüngern den Vater nicht zeigen konnte und wollte? Ist dann nicht unser Verlangen, den Vater zu erkennen, überhaupt ein vergebliches? Christus sagt seinen Jüngern nicht, daß Er ihnen den Vater überhaupt nicht zeigen könne und wolle, sondern nur, daß sie den Vater nicht in derselben Weise sehen könnten, wie den Sohn, daß sie den Vater nicht von Angesicht zu Angesicht, sondern nur im Sohne erkennen und anschauen könnten. „Wenn ihr mich kennet," sagt Er ihnen, „so kennet ihr auch meinen Vater, und von nun an kennet ihr Ihn und sehet ihr Ihn." „Wer mich sieht, sieht den Vater," und „wer an mich glaubt, der glaubt nicht an mich, sondern an Den, der mich gesandt hat" [5].

Wir erkennen aber den Vater durch den Sohn, in wieferne das Wort Gottes Zeugniß gegeben hat von dem Vater, und den Menschen

---

[1] Joh. 10, 38. [2] Joh. 10, 39. [3] Joh. 14, 10. [4] Joh. 8, 18. [5] Joh. 12, 44.

ihre ewige Bestimmung und den Willen des Vaters geoffenbaret hat von Anfang an. Zuletzt aber hat dieses Wort sich ganz und vollkommen geoffenbart in seiner Menschwerdung und dadurch auch Gott den Vater offenbar gemacht. Durch die Menschwerdung des Sohnes ist die Persönlichkeit Gottes und in der Offenbarung der Einheit und Persönlichkeit Gottes ist das göttliche Wesen den Menschen offenbar geworden. Nur ein persönliches Wesen ist wahrhaft Gott. Ein seiner selbst unbewußtes, unpersönliches Wesen, das selbst nicht frei ist und keinen eigenen persönlichen Willen hat, kann auch kein vollkommenes Wesen, kann auch nicht Gott sein. Wie soll aber der Mensch erkennen, daß Gott ein persönliches Wesen ist, wenn es nicht Gott selbst gefällt, sich in persönlicher Weise zu offenbaren? Ist aber das menschgewordene Wort Gottes Person, so ist es auch der ewige Vater. Der Vater kann nicht weniger sein, als der Sohn. Nur indem Gott auch Vater ist, ist Er wahrhaft persönlicher, lebendiger Gott. Diese seine eigene persönliche Natur erkennen wir erst durch die Offenbarung des Sohnes. Der Vater ist göttliche Person wie der Sohn. Wer den Sohn sieht und erkennt, sieht und erkennt auch den Vater.

7. Wie in der einen Person die Gleichheit des Vaters und Sohnes offenbar geworden ist, hat sich auch der Unterschied der Personen gezeigt. Die Eine zweite Person, welche die menschliche Natur angenommen, ist nicht auch die andere, erste Person, in welcher der erste Inbegriff des göttlichen Wesens verborgen liegt. Die erste Person, in welcher die göttliche Substanz die erste Einheit ihrer selbst besitzt, ist die Alles hervorbringende und erzeugende. Sie ist Vater, weil sie die Erste erzeugende göttliche Person ist, und die von ihr erzeugte zweite Person ist das vollkommene Gleichbild des Vaters, aber nicht der Vater selbst. Die erste Person offenbart und gibt sich ganz dem Sohne, ist stets in Ihm. Aber sie offenbart sich eben darum nicht selbst nach außen, weil sie sich ganz in dem Sohne offenbart. Hat sich das göttliche Wesen als persönliches der Welt geoffenbart im Sohne, so bleibt es auch wieder als persönliches Wesen in seiner eigenen göttlichen Herrlichkeit beschlossen, und diese göttliche ursprüngliche Einheit und Herrlichkeit, die an sich nicht offenbar wird, ist der Vater.

8. Der Vater, der nicht unmittelbar in seiner göttlichen Herrlichkeit sich offenbaren kann, offenbart sich aber mittelbar in dem Sohne. Der Sohn ist nicht getrennt vom Vater. Wo der Sohn ist, ist auch der Vater. Auch wenn der Sohn die menschliche Natur annimmt, um sich und

den Vater den Menschen zu offenbaren, trennt Er sich darum nicht von seinem himmlischen Vater. Es wäre eine ganz unpassende Vorstellung, wollte man sich den Sohn in der Menschwerdung gleichsam heraustretend denken aus dem Kreise der göttlichen Dreieinigkeit, wie wenn etwa menschlicher Weise ein Glied einer Familie den Familienkreis verläßt, um anderswo sich eine Heimath zu gründen, so daß nun die Einen hier wohnen und die Andern dort. Nicht so ist es in Gott, daß wir uns gleichsam zwei Personen im Himmel zurückbleibend denken, während die dritte auf eine Zeit lang ihre Gemeinschaft meidend auf Erde wandelt, getrennt von ihnen, um nach einer bestimmten Zeit wieder zu ihnen zurückzukehren. Wenn der Sohn die menschliche Natur angenommen, so hat Er darum die göttliche nicht aufgegeben und verlassen. Er ist geblieben, was Er war. Er ist Gott, wie Er es war von Ewigkeit, und Eins mit dem Vater. Er ist auch da noch im Vater und der Vater in Ihm. Diese Einheit beider Naturen, der göttlichen und menschlichen, in Einer Person ist darum stets eine Grundlehre des christlichen Glaubens geblieben. Mit dem Aufgeben der göttlichen Natur wird die wahre göttliche Offenbarung, wird das dreieinige Leben Gottes selbst nicht mehr in seiner unzertrennlichen Einheit erkannt. Weil aber der Sohn gekommen ist, das, was den Menschen erkennbar ist von Gott, die Liebe und Barmherzigkeit Gottes offenbar zu machen, darum schreibt Er alles das, was nicht That der Erlösung ist, dem Vater zu, der in Ihm ist. „Der Vater, der in mir ist, der thut die Werke."

9. Wir müssen darum ein doppeltes Verhältniß Christi zu seinem himmlischen Vater unterscheiden, in wieferne Er Gottessohn und in wieferne Er Menschensohn ist. Als Gottes Sohn ist Er Eins mit dem Vater; sein Wille ist auch der des Vaters und des Vaters Wille der seinige. Doch ruht diese Uebereinstimmung des Willens nicht in einer persönlichen, sondern natürlichen Einheit. Der Vater ist nicht ohne eigenen väterlichen Willen, ebenso der Sohn nicht ohne eigenen seiner Sohnschaft entsprechenden persönlichen Willen. Der Unterschied der Personen ist nicht denkbar ohne Unterschied, wohl aber ohne Scheidung des Willens von Vater und Sohn. Der Vater will Vater sein, der Sohn nicht; der Sohn will Sohn sein und bleiben, und als Sohn mit freiem Willen den Willen des Vaters vollbringen; diesen Willen des Vaters will der Sohn Gottes auch da vollbringen, wo Er als Menschensohn den menschlichen Willen mit dem göttlichen vereinen, den göttlichen Willen in den menschlichen eintragen will. Darum spricht Er: „Vater,

nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine!"[1] Darum sagt Er bei der Erweckung des Lazarus: „Vater, ich danke Dir, daß Du mich erhöret hast. Ich wußte zwar, daß Du mich allzeit erhörest, aber ich sage dieß um der Umstehenden willen, daß sie glauben, daß Du mich gesandt hast"[2]. Wir sollen erkennen, daß es sich nicht um Vollbringung des menschlichen Willens Christi, sondern des göttlichen Willens handelte. Damit wir aber diesen Unterschied erkennen, spricht Er nicht von seinem Willen, auf daß wir nicht den menschlichen Willen in Ihm meinen, sondern von dem Willen seines Vaters, welchen Er gekommen sei, zu vollbringen.

10. Durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist auch die Gnade und Kraft des Vaters, die im Sohne ist, in die menschliche Natur gleichsam eingepflanzt worden. Wie wir den Vater im Sohn erkennen, können wir seine Gnade und Ihn selbst auch in uns erkennen, wenn wir den Sohn in uns aufnehmen. Allerdings erkennen wir auch dann den Vater nur mittelbar durch den Sohn, aber doch nicht bloß äußerlich, sondern innerlich in uns.

Wir dürfen uns den Vater nicht etwa als bloß äußerlich strafenden Richter und äußerlicher Weise als unbegreiflichen Wunderthäter denken. Vielmehr ist seine Kraft und Gnade stets bereit, einzugehen in uns, und das Wunder in uns selbst zur innerlichen Wahrheit zu machen. „Wahrlich sage ich euch," spricht der Herr, „wer an mich glaubt, der wird die Werke, die ich thue, auch thun; ja noch größere wird er thun, denn ich gehe zum Vater"[3]. Die Geschichte der Apostel und der ganzen christlichen Kirche kann uns bezeugen, in wieferne diese Verheißung Christi an Einzelnen oft und vielfach sich bewahrheitet hat. Aber nicht Einzelne sind ausnahmsweise berufen, die Möglichkeit der Erfüllung der Verheißung Christi in Wirklichkeit zu zeigen. Die Wunderkraft des göttlichen Lebens soll in allen Menschen zur Wirklichkeit werden, und kann es werden, auch wo sie nicht äußerlich sichtbar hervortritt. Mit dieser Wundergabe ist es wie mit Licht und Luft, die dem noch ungebornen Kinde fremd sind und außer ihm gleichsam warten, um in dasselbe einzugehen, sobald es zur Aufnahme derselben befähigt ist. Sobald daher das Kind zur Welt geboren ist, athmet es die Luft und erblickt das Licht, für das es geboren ist, und wofür zuvor schon die Organe in ihm gebildet worden sind. So sollen in diesem Leben die Organe für das

---

[1] Luc. 22, 42. [2] Joh. 11, 41—42. [3] Joh. 14, 12.

Ewige gleichsam vorgebildet werden, damit der Geist, wenn er aus der Umgebung der Zeitlichkeit hinaustritt, das Licht der Ewigkeit mit neuen Sinnen erblicke und die Luft der göttlichen Wunder athme und in derselben lebe.

11. Die menschliche Natur trägt ja die Zeichen ihrer Empfänglichkeit für dieses wunderbare Leben in Gott schon durch ihre irdische Geburt an sich. Die unpersönlichen, unfreien Geschöpfe können ihrer Natur nach das Freie, Unendliche, Göttliche nicht fassen und erkennen. Nur die freien und persönlichen Wesen vermögen durch ihre Freiheit Uebernatürliches zu begreifen. Das Uebernatürliche selbst erscheint ihnen als ihre eigentliche wahre Heimath und Bestimmung. In jede freie Kraft des Menschen kann daher ein übernatürliches, unendliches Leben eingehen. Zeugniß dessen ist schon das Wort. Im Worte spricht oft eine so tiefe Bewegung sich aus, daß wir an dem Zittern der Stimme, an dem tiefen Nachhall des Klanges der Worte ein Unendliches ahnen, was hinter diesen Tönen wohnt und in ihnen sich kund geben wollte; und doch ist diese Macht innerer Bewegung, in welcher unsere Stimme von tiefer Aufregung erzittert, nur eine vorüberwallende Fiebergluth, die noch nicht selbst ein ewiges, unendliches Leben verleiht, aber doch von der Empfänglichkeit des Wortes für ein solches Leben Zeugniß gibt. Wie in das einfachste Wort des Menschen kann aber in jede natürliche geistige Kraft und Bewegung eine Unendlichkeit eintreten, und die menschliche Kraft über ihre natürliche Beschränktheit gleichsam hinüberheben und in ein neues, wunderbares, übernatürliches Leben hineinziehen. Jetzt ist jede Kraft in dieser zeitlichen Hülle gleichsam wie das Küchlein im Ei. Die harte Schale der Körperwelt trennt die unsterbliche Seele noch von ihrer lichten himmlischen Heimath. Diese Schale muß erst durchbrochen sein, damit die Seele ihre Flügel frei entfalten und sich in die ewige Heimath hinaufschwingen könne.

12. Aber nicht auf einmal kann und soll diese Schale durchbrochen werden. Erst muß die Kraft der Freiheit reif geworden sein für das göttliche Leben der Wunder. Darum muß die Seele warten lernen in Geduld auf jenen Zeitpunkt der letzten Befreiung, die sie einführt in die Wunderwelt der göttlichen Herrlichkeit. Selbst die Leiden der Erde müssen der also nach ihrer Heimath sich sehnenden Seele willkommen sein. Wenn der Schmerz und das Weh der Erde in unserm Leibe wühlt und bohrt, so ist das nur das Pochen der Ewigkeit an den ehernen Thoren der Zeit. Die Gnade des Vaters kommt der innerlich arbeitenden

Seele entgegen, um ihr den Ausgang aus dieser irdischen Hülle zu erleichtern und ihre Befreiung zu beschleunigen. Darum hat der Herr uns die hl. Sacramente gegeben, damit dieselben in den Tiefen der Natur jene Befreiung vorbereiten. Wenn mit der Gnade des Sacramentes der lebendige Glaube sich vereint, werden wir in diesem Glauben an Christus auch den ewigen Vater und seine Herrlichkeit schauen, „denn in Ihm haben wir nicht empfangen den Geist der Knechtschaft, sondern den Geist der Kindschaft, in dem wir rufen: Abba, Vater! Dieser Geist selbst gibt Zeugniß unserm Geiste, daß wir Kinder Gottes sind; wenn aber Kinder, so auch Erben, und zwar Erben Gottes und Miterben Christi, wenn wir anders mit Ihm leiden, damit wir auch mit Ihm verherrlicht werden“ [1].

LXXVI.

Text: „Was ihr immer den Vater in meinem Namen bittet, das will ich thun, damit der Vater im Sohne verherrlicht werde. Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun. Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote und ich will den Vater bitten und Er wird euch einen andern Tröster geben, damit Er bei euch bleibe in Ewigkeit, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie Ihn nicht sieht und nicht kennt. Ihr aber werdet Ihn kennen, denn in euch wird Er wohnen, und in euch wird Er sein. Ich lasse euch nicht als Waisen zurück; ich komme zu euch. Nur noch eine kleine Weile, so sieht mich die Welt nicht mehr. Ihr aber sollt mich sehen; denn ich lebe, und ihr sollt auch leben. An demselben Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch.“ Joh. 14, 13—20.

Inhalt: Der Geist der Welt und der heilige Geist.

1. Nachdem der Evangelist von den beiden ersten Personen der göttlichen Dreieinigkeit geredet, kommt er in natürlicher Gedankenverbindung bei der Erinnerung an die letzten Reden Jesu auch auf die dritte Person

---

[1] Röm. 8, 15—17.

dieser Dreieinigkeit des göttlichen Wesens zu sprechen. Es wäre ganz unbegreiflich, wenn er in diesem Zusammenhange seiner Erinnerungen und Gedanken das Wort des Herrn von dem hl. Geiste übergangen hätte. Auch für uns kann es in dem Zusammenhange der Worte des Evangelisten keine näherliegende Betrachtnng geben, als die von dem heil. Geiste. Ist es doch gerade diese Lehre, durch welche die Lehre vom Vater und Sohne erst ihren Abschluß und ihr volles Verständniß erhält, ebenso wie das Verständniß des christlichen Lebens und der christlichen Kirche in dieser Lehre seine Vollendung findet; denn an den Beistand des hl. Geistes ist auch der Bestand der ganzen Kirche geknüpft. Alles kirchliche, religiöse und geistige Leben gehört einer lebendigen Entwicklung an, die nicht in der natürlichen Begabung und nicht auf der Vergangenheit und einer von der Liebe des Erlösers vollbrachten That allein, sondern auf der freien persönlichen Mitwirkung des Einzelnen, auf der durch die Wechselwirkung von Freiheit und Natur begründeten organischen Fortbildung beruht. Durch eine solche Wechselwirkung des freien persönlichen und des unfreien natürlichen Lebens im Menschen und des persönlichen Lebens des Einzelnen mit einer übernatürlichen Einwirkung auf unsere Freiheit und Natur ist die intellectuelle, sittliche und religiöse Vollendung des menschlichen Geistes bedingt.

Der geschaffene Geist wird und kann seine Vollendung nicht erreichen ohne den Beistand des göttlichen Geistes. Auf dem Glauben an den göttlichen Geist beruht darum die Vollendung des sittlichen und geistigen Lebens des Menschen. Der Glaube an eine dritte Person in der Gottheit ist wesentlich mit dem Glauben an die beiden ersten Personen, an den Vater und Sohn, verbunden. Die Macht des Geistes überhaupt läugnen zu wollen, ist um so weniger möglich, als man ja ohne Geist dem Geist auch nicht widersagen kann. Nicht bloß der Glaube an die göttliche Offenbarung stützt sich auf die Erleuchtung des hl. Geistes, selbst der Unglaube beruft sich in seiner Weise auf die Macht des Geistes. Dieser Geist, auf den die Welt sich beruft, ist nicht der hl. Geist. Indem aber die Welt auf den Geist sich beruft, gibt sie wider Willen auch Zeugniß für die Wirksamkeit des göttlichen Geistes, gegen den sie sich auflehnt. Sie läugnet den hl. Geist, weil sie die Heiligkeit und die Bestimmung des Menschen zu einem heiligen Leben läugnet, aber nicht weil sie den Geist nicht anerkennen will, denn diesen rühmt sie, obwohl er ihr seinem Wesen nach verborgen ist, wenn sie ihn nicht als den göttlichen und heiligen erkennt. So wie sie den göttlichen Geist nicht

annimmt, erkennt sie auch den Geist nicht seinem innersten Wesen nach, auf den sie sich beruft. Prüfen wir zuerst den Geist der Welt, so werden wir sehen, wofür er Zeugniß gibt.

2. Wer sind diejenigen, welche die Welt geistreich zu nennen pflegt? Es sind solche, die reich sind an eigenen, sonderbaren und unerhörten Einfällen, solche, die durch eine angeborne und mit Freiheit genährte Beweglichkeit des Geistes fähig und bereit sind, Alles von einem neuen, andern Menschen fremden, eigenthümlichen Standpunkt aus zu betrachten. Um aber dieß zu können, darf der Mensch nur eine gewisse Lebhaftigkeit der Empfindung besitzen, und sich dann ganz und gar und mit unbedenklichem Wohlgefallen an sich selber gehen lassen. Der Erfolg ist sicher. Wie Jeder ein anderes Gesicht und eine andere natürliche Anlage, andere Erfahrungen und andere Eindrücke empfängt, wird auch Alles, was er in sich empfindet, anders aussehen als bei andern Leuten. Wer unbedenklich ausspricht, was er fühlt, wird in Allem, was er thut und sagt, Andern neu und originell, überraschend und geistreich vorkommen. Je mehr der Mensch Vertrauen zu sich hat, je eitler er ist, desto leichter wird es ihm, geistreich zu erscheinen. Es bedarf dazu nicht immer eines ernsten Studiums oder tiefen Nachdenkens, nicht besonderer Gründlichkeit und Weisheit. Gerade die Oberflächlichkeit des Wissens und Fühlens ist oft das beste Mittel, um geistreich zu erscheinen. Ja ein Mann, der geistreich erscheinen will, muß sogar oberflächlich sein, weil jene Tiefe der Erkenntniß, die der gründliche Mensch besitzt, nothwendig auch etwas so Allgemeines an sich hat, daß sie die innere Natur aller Menschen, welche unter der individuellen Verschiedenheit verborgen liegt, treffen muß. In Allem, was der tiefer Denkende und Fühlende spricht, ist daher immer etwas, was uns bekannt erscheint, etwas, das wir Alle einmal gedacht und empfunden zu haben glauben, eben weil es der Grund unseres Empfindens selber ist. Darum ist es nicht besonders schwer, im Sinne der Zeit geistreich zu sein. Auch das Kind ist in seiner Weise geistreich, wenn es in seiner Unkenntniß der wahren Gründe und Verhältnisse mit unbedenklicher Unbefangenheit Fragen stellt und Bemerkungen preisgibt, die oft den gereiften Verstand überraschen. Selbst der Geist des Weines oder der Einfluß der Umgebung, der lachenden oder beifälligen Gesellschaft, der Aufregung des Herzens und der Leidenschaft läßt den Aufgeregten geistreich und witzig erscheinen. Wie Mancher, dem wir nicht einen Funken Geist zutrauen, ist nicht ohne eigenthümliche Gedankenblitze, sobald die Unterhaltung auf Gegenstände

kommt, an denen sein Herz sich betheiligt. Selbst der Dümmste hat seine lichten Einfälle. Dagegen erscheint auch der Witzigste und Geistreichste stets über die Maßen dumm, sobald ein Gegenstand in Anregung gebracht wird, der außer oder über seinem Gesichtskreise liegt. Aber eben darum können wir auch die sprühenden Geistesfunken, welche der Augenblick weckt, nicht ohne Beifall und Bewunderung sehen. Sie geben Zeugniß von einer innerlich bewegten Kraft, von einer selbst in den unscheinbarsten Menschen schlummernden Macht des Geistes. So wie die Empfindung und der Wille angeregt wird und in irgend eine Beziehung des Lebens mit Macht eingreift, zwingt er dieselbe zum Gehorsam, beherrscht sie im Geiste und weckt einen Reichthum von neuen Anschauungen, den wir zuvor in dem gleichgültigen Gegenstande nicht gesucht hätten.

3. Das sind Erfahrungen und Thatsachen, die Jedermann in jedem Augenblicke zu beobachten Gelegenheit hat. Sie sind aber fruchtbar für die Erkenntniß des Geistlebens selbst, sobald wir ihren Anfängen und Ursachen auf die Spur kommen.

Zunächst lernen wir daraus, daß der Mensch nur in so weit erfinderisch und geistreich ist, als der Kreis seines Empfindens und Denkens überhaupt reicht, daß aber alle klugen und witzigen Einfälle für sich allein nicht hinreichen, in die wahre Erkenntniß irgend eines Dinges einzudringen.

Wir lernen aber auch daraus, daß eine jede Erregung des Gemüthes und Willens wenigstens so viel vermag, in irgend einer natürlichen Anlage eine neue Lebensäußerung, ein Bild oder Wort hervorzurufen, das uns selber neu und überraschend ist. Je größer die Spannung der Gegensätze, desto lebhafter ist die innere Bewegung, desto sicherer das Hervorbrechen irgend einer solchen einzelnen Lebensgestaltung.

Das, was wir Geist nennen, ist eigentlich nichts anders, als der lichte Funke eines neuen Lebens oder wenigstens einer neuen Anschauung, der aus der Berührung unseres Empfindens mit der Außenwelt, oder überhaupt aus dem Zusammenstoß zweier entgegengesetzter Lebenskräfte hervorgeht, wie der Feuerfunke, der aus dem Steine hervorspringt, wenn der harte Stahl mit ihm zusammenschlägt, oder der elektrische Funke, der entsteht, wenn zwei in ihrem natürlichen Verhalten sich widerstrebende Gegenstände, wie Glas und Harz, an einander gerieben werden.

Die entgegengesetzten Kräfte aber, die im Menschen sich berühren müssen, um jene Funken des Geistes zu erzeugen, sind Natur und

Wille. Wo diese in kräftiger Bewegung auf einander treffen, tritt eine lebendige, plötzlich entzündete, blitzähnliche Wirkung hervor. Wirft der kräftig angeregte Eigenwille sich mit aller Gewalt auf irgend eine natürliche Anlage, so treibt er diese zu einer außerordentlichen Kraftentwicklung, welche in dieser gesteigerten Spannung eigene, neue und unerwartete Erscheinungen hervorruft. Wenn aber der Wille es ist, der in der natürlichen Kraft eine Neugestaltung des Lebens hervorbringt, so wird auch nur jener Wille, der selbst über die natürliche Lust und Begierde in eine höhere Lebensregion sich erhebt, in der Natur ein wahrhaft neues Leben erwecken können. Die Macht, sich ganz über die Natur erheben zu können, hat aber der Wille nicht in sich. An sich ist der Wille des Einzelnen nur Eigenwille. Auf sich beschränkt ist der Wille Willkür, aber nicht ein Wille, der frei über die Natur zu herrschen vermag. Sowie aber die Willkür allein in die Natur eingreift, wird in dieser Berührung zwar auch eine gewisse geistige An- und Aufregung entstehen; aber dieser Geist wird nicht über die Grenzen der Natur sich erheben, wird sie nicht beherrschen, sondern von ihr beherrscht werden. Je mehr aber der Wille auf die Natur selbst Rücksicht nimmt und ihr gehorcht, desto mehr wird er sie verstehen und durchdringen. Je mehr er dagegen eigensinnig und willkürlich der Natur gegenüber sich auf sich selbst zurückzieht, um so weniger wird er von der Natur erkennen, um so geistloser wird er selbst durch eigene Schuld werden. In demselben Willen, auf welchen alles geistige Leben sich gründet, wurzelt auch der Abfall von dem Geiste.

4. Dieser Widerspruch gegen den Geist durch die Willkür des Eigenwillens gibt sich in verschiedenen Weisen und Abstufungen kund. Die erste Art des Widerstandes der Willkür gegen alle geistige Entfaltung zeigt sich in einer gewissen Unbeweglichkeit des Willens. Wir lieben es, bei dem stehen zu bleiben, was wir einmal ergriffen haben, den von außen kommenden Anregungen und Mahnungen einen zähen Widerstand entgegen zu setzen, und auf gewisse Themate, Anschauungen, Meinungen Anderer gar nicht einzugehen, weil wir mit unserer eigenen Ansicht zufrieden sind, oder allzu ängstlich fürchten, in derselben irre gemacht zu werden. Was unsern Ansichten und Vorurtheilen entspricht, das finden wir diesem Eigenwillen zufolge gut und schön; Alles andere schmähen und tadeln wir, oder hören es auch gar nicht. Die nothwendige Folge dieses Verhaltens ist eine unüberwindliche Armuth des Geistes, weil ihm jede von Andern mit Liebe gehegte Idee und überhaupt alle geistige Mittheilung und An-

regung durch das unterrichtende Wort fremd bleibt. Dem lebendigen Fortschritt gegenüber, zu dem der Geist durch seine Natur befähigt und berufen ist, ist es eine leere Ausrede, daß wir durch neugieriges Forschen und Fragen nur die Einfachheit und Reinheit unsers Glaubens in Gefahr bringen könnten. Das neugierige Fragen ist allerdings der Wahrheit gefährlich, weil es selbst geistlos und von der Wahrheit abgewendet ist. Aber was uns die Vorsehung an fremder Einsicht und Erfahrung in den Weg legt, was unserer Untersuchung und Erforschung durch die Streitfragen, welche überall in's Leben störend oder fördernd eingreifen, nahe gelegt wird, das können wir nicht von uns ausschließen, ohne gegen den Geist und die Wahrheit selbst zu sündigen. „Prüfet Alles und das Gute behaltet"[1], sagt der Apostel. Etwas ohne Prüfung annehmen oder abweisen, ist stets ein Act der bloßen Willkür, welcher die lebendige Entwicklung des Geistes ausschließt, und mit ihm auch die Wahrheit. Ein bloßes Wohlgefallen an der eigenen Meinung, ein willkürliches Ablehnen alles Weiterforschens ist nicht Festhalten an der Wahrheit und am Glauben, sondern Verläugnung der Wahrheitsliebe. Wie die Einen an dem, was sie einmal ergriffen haben, mit unerschütterlicher Zähigkeit festhalten und das Alte um seines Alters willen schätzend vor jedem Fortschritt sich abschließen, so wollen Andere immer weiter und weiter gehen und keiner von Alters her beglaubigten Wahrheit Anerkennung zollen. Nur das Neue gefällt ihnen. Indem sie aber das Neue suchen und das Alte verwerfen, empören sie sich ebenso gegen das Leben und den Geist, welcher im lebendigen Fortschritt sich offenbart, wie jene, welche, um beim Alten stehen bleiben zu können, den Fortschritt des Lebens nicht anerkennen. Leben ist nur, wo das Bestehende sich erneut, und das Alte eben dadurch fortbesteht, daß es stets anders und neu wird. Die leere Neuerungssucht ist ebenso sehr reine Willkür, die nichts anerkennt, als sich selbst und die eigene Meinung, wie das eigensinnige Festhalten an dem, was der Wille einmal ergriffen hat. Auch fühlt jeder eigenwillig am Alten festhaltende Sinn ebenso wie der neuerungssüchtige Tadler des Bestehenden den innern Widerspruch gegen den nur im lebendigen Fortschritte sich bethätigenden Geist; allein die selbstgefällige Willkür verbietet dem Herzen, das offene Geständniß der eigenen Schuld abzulegen, und treibt dagegen den Verstand an, für dieses eigenmächtige, wahrheitsfeindliche Verfahren Ausreden zu suchen.

---

[1] 1 Theff. 5, 21.

5. Wie geistreich und gewandt diese Ausreden aber auch immer erfunden sein mögen, sie geben in ihrem innern Anfang doch jederzeit Zeugniß gegen ihre Wahrhaftigkeit. Jede Ausrede, mit der wir unser Wohlgefallen an uns selbst beschönigen, ist ein indirecter Widerspruch gegen den Geist der Wahrheit. Wer da sagt, er sei zu jung oder zu alt, zu beschäftigt oder zu ungeschickt, sich mit der innern Umwandlung des geistigen Lebens zu befassen, der hat gelogen gegen sich und den hl. Geist. In Wahrheit müßte ein solcher einfach sagen: das will ich nicht, dazu bin ich zu eigensinnig, oder zu stolz, oder zu wankelmüthig. Wer Verstand genug hat, Ausreden zu finden und auszugrübeln, der hätte auch Verstand genug, die bereits ausgesprochene Wahrheit in sich aufzunehmen, wenn er den Willen dazu hätte. Wer Ausflüchte sucht, der will nicht nur das Rechte nicht annehmen, sondern auch noch das Unrecht beschönigen. Am allerwenigsten kann in religiösen Fragen die Ausrede gelten: das ist mir zu hoch, zu ferne, zu fremd. Fremd kann nur das Einzelne dem einzelnen Berufe sein, nicht aber kann die allgemeine Wahrheit irgend einem besondern Berufe ferne stehen. Was den Rechtsgelehrten kümmert, kann dem Arzte fremd sein und ferne stehen, aber was allgemein und ewig wahr und gut ist, was zur Erhebung des Menschen, zur ewigen Bestimmung gehört, das sollte doch Keinem ferne stehen und fremd sein. Ist denn die Offenbarung nicht für Alle? ist Christus nicht für Alle gestorben? ist der hl. Geist nicht Allen verheißen, die an Ihn glauben? Und nun gar die Ausrede: das ist zu hoch! was helfen mir Lehren und Geheimnisse, zu denen mein Geist sich nicht erheben kann? Wer so redet, will die Wahrheit überhaupt nicht. Wer die Sonne nicht liebt, liebt das Licht überhaupt nicht. Wohl mag es freundlich und angenehm sein, in langen Winterabenden bei der traulichen Lampe zu sitzen, und sich ihres heimlichen Lichtes zu erfreuen. Aber wer wird darum, weil das Lampenlicht sein Angenehmes und Schönes hat, das Sonnenlicht scheuen und fliehen, oder die Lampe und ihren trüben Schein dem leuchtenden Glanze der Sonne vorziehen? Gerade das Höhere, was noch nicht erkannt ist, ist Gegenstand alles menschlichen Forschens und geistigen Strebens. Selbst indem der Fragende nur Neues zu wissen begehrt, gibt er damit Zeugniß dafür, daß er etwas Anderes und im Grunde etwas Höheres wissen will, als er schon weiß. Das Neue allein befriedigt ihn nicht, reizt ihn immer nur mehr an, ohne ihm jemals einen Ruhepunkt und wirklichen innern Frieden zu gewähren. Nur indem der Fragende in dem Neuen auch etwas Höheres

erfaßt, gewinnt der forschende Geist einen wirklichen Fortschritt, wird sich seines eigenen Lebens und der fortschreitenden Bewegung desselben zu einer höhern Bestimmung bewußt. Auch will Niemand im Ernste sagen, dieß oder jenes sei ihm in der That zu hoch. Nur die Art des Ausdruckes wollen wir tadeln, nur unser Unvermögen, im Augenblick einem bestimmten Gedankengange folgen zu können, wollen wir damit entschuldigen, wenn wir sagen, das ist mir zu hoch. Wollte uns aber Jemand im Ernste sagen: mein Lieber, das ist dir doch zu hoch! um die Antwort auf diese Frage zu verstehen, dazu stehst du geistig viel zu tief! so würde sich jeder beleidigt fühlen, und gegen die Anmaßung protestiren, als ob nur gewisse Menschen ein Privilegium hätten, die höhern Wahrheiten des religiösen Lebens zu verstehen, und nicht vielmehr Alle zum Höchsten berufen seien.

6. In der That können wir ein solches Ausnahmsverhältniß, wie die alten Gnostiker es annahmen, nicht anerkennen. Es gibt nicht besonders bevorzugte Menschen, denen allein die Erkenntniß der ewigen Wahrheiten zugänglich ist, während sie andern verschlossen bleiben müßte. Die Natur aller Menschen ist eine gleichartige. Die menschliche Natur besteht überall aus einer leiblichen Grundlage des Lebens und dem auf dieser Leiblichkeit sich erhebenden Bewußtsein der eigenen Willensfreiheit. Dieses Freiheitsbewußtsein verbürgt jedem die Möglichkeit der Erkenntniß der höchsten religiösen Wahrheiten. Die Freiheit ist ihrer eigenen Verantwortlichkeit gewiß. Diese Gewißheit ist unaustilgbar in allen Menschen; sie verbürgt dem Menschen den Besitz und die Macht eines fortschreitenden Geisteslebens. Der Anfang jeder geistigen Bewegung ist in dem freien Willen zu suchen. Indem der Wille einen bestimmten Entschluß faßt, beginnt er damit etwas Neues. Was zuvor nicht war, ist nun durch einen innern Vorgang entstanden. Diese Erneuerung kann in jedem Augenblicke wiederholt werden, und wird immer wieder etwas Anderes und Neues herstellen. So kommt es, daß der Mensch, auch der gedankenloseste, doch immer irgend eine Willensbewegung in sich trägt, die ihn geistig weiter bringt, wenn auch dieser Fortgang bei Manchem ziemlich langsam und fast unmerklich ist. Am Ende des Lebens ist doch jeder ein Anderer geworden, als er zuvor war, nicht bloß dem Alter und der leiblichen Gestaltung, sondern auch dem Bewußtsein nach. Dieser Fortschritt geht seiner Natur nach vorwärts und aufwärts. Sein Ziel liegt nicht in der Endlichkeit. Der Geist findet seine Vollendung nicht in der Zeit.

7. Der Wille strebt immer über die Natur hinaus. Allein er kann durch eigene Kraft nicht über das sich erheben, was ihm zur Bedingung seiner Bewegung in's Leben mitgegeben ist. Der Wille vermag nur dann über die Natur sich zu erheben, wenn er sich an eine ihm von Gott dargebotene höhere Offenbarung anschließen kann. Auf sich allein angewiesen und auf bloß natürliche Grundlage gestützt, kann er in keinem Falle über die natürlichen Schranken des Bewußtseins hinüberkommen. Das Gebot und die Offenbarung des göttlichen Wortes ist es, was dem Willen einen Halt gibt, daß er die Natur in ihren Tiefen zu durchdringen, zu erneuern und zu vergeistigen vermag. Der Geist der Offenbarung Christi allein ist der hl. Geist, der alles wahrhaft neue Leben durch den Glauben und Willen in uns zu erzeugen vermag, weil er die Freiheit zu ihrem höchsten Ziele führt. Was die natürliche Bestimmung verlangt, das erfüllt der Geist der Liebe, der uns durch Christus gegeben ist. Christus allein aber konnte diesen Geist senden, weil Er allein die Liebe Gottes in ihrer göttlichen Ueberschwänglichkeit geoffenbart hat und offenbaren konnte. In dieser Liebe ist dem menschlichen Geist die Unendlichkeit des ewigen Lebens aufgeschlossen. In dem Glauben an diese Liebe vermag er stets tiefer in jenes Reich der Ewigkeit einzudringen, immer reicher an Erkenntniß und Liebe zu werden. Wer nicht zunimmt im Geiste, glaubt und liebt auch nicht wahrhaft.

8. Was soll es heißen, wenn Jemand meint: den Christen geziemt es, bescheiden und demüthig zu sein; der Demüthige strebt aber nicht nach so hoher Erkenntniß, sondern ist mit dem zufrieden, was der Glaube gibt. Wo ist da die Demuth, so Jemand verschmäht, nach dem Höchsten und Erhabensten zu streben? Ist das nicht hochmüthiges Wohlgefallen an dem eigenen Zustande? Wo hat der Mensch mehr Ursache und Gelegenheit, sich wahrhaft zu demüthigen, als gerade bei der wachsenden Erkenntniß von dem Erhabenen, Unbegreiflichen, unendlich Herrlichen und Vollkommenen? Wie soll er seine Niedrigkeit und Armseligkeit besser kennen lernen, als in dieser Anschauung? Soll das Verschmähen einer immer höhern Erleuchtung durch den göttlichen Geist vielleicht der Ausdruck der Frömmigkeit sein? Darin ist nicht Frömmigkeit, wohl aber eitler Widerspruch gegen den Geist der Wahrheit, gegen den hl. Geist. Freilich ist es wahr, daß man da, wo die Sonne des Glaubens scheint, keines anderen Lichtes und keiner anderen Erkenntniß bedarf. Allein eben da, wo sie wirklich scheint, wird auch das Licht der Erkenntniß nicht fehlen, und da, wo keine Erkenntniß und keine Begierde darnach

ist, da ist auch keine wahre Frömmigkeit. Das Licht kann nicht anders, es muß leuchten. Wahrer Glaube muß Licht werden lassen, muß Alles vergeistigen. Wo Christus wahrhaft einkehrt, bleibt auch der hl. Geist nicht zurück. Kommt der Geist nicht, so war auch der nicht da, der hingegangen ist, um seinen Geist allen denjenigen zu senden, die Ihn lieben. Zu wem hat Christus gesagt: „euch ist es gegeben, die Geheimnisse Gottes zu verstehen?" [1] zu dem Frommen oder Gottlosen? Wie kann es nun Ausdruck der Frömmigkeit sein, zu reden wie die Gottlosen? „Der Geist Gottes ist es, der," wie der Apostel sagt, „Alles durchforscht, selbst die Tiefen der Gottheit" [2], der „Alles offenbar macht, was verborgen war, von Anbeginn der Welt" [3]. „Stellt man denn auch ein Licht unter den Scheffel, und nicht vielmehr auf den Leuchter?" [4] „Wird eine Stadt verborgen bleiben, die auf die Höhe eines Berges gebaut ist?" Ein solches Licht und eine solche Stadt aber ist die wahre Frömmigkeit. Sie ist das Salz der Erde. „Wenn aber das Salz dumm werden könnte, womit sollte man salzen?" [5] wozu sollte eine Frömmigkeit sein, die vom Geiste verlassen wäre? In dem Streben nach der höchsten Erleuchtung durch den Geist Gottes wird allein wahre Frömmigkeit offenbar. Der Geist offenbart sich nicht im Geistlosen und Thörichten.

9. Nur indem der Geist unablässig nach dem Höchsten blickt, und sich im Ringen und Streben darnach nie genug thun kann, gibt er Zeugniß dafür, daß er wahrhaft an dasselbe glaubt, und von der Liebe zu demselben durchdrungen ist. Zeugniß dafür, daß der Geist Christi in uns lebt, ist nur das unablässige Streben nach immer größerer Einsicht und Vollkommenheit. „Der Wind weht, wo er will, und sein Sausen hörst du wohl," sagt Christus zu Nikodemus, „aber woher er kommt und wohin er geht, das weißt du nicht. So ist es auch mit jedem, der aus dem Geiste geboren ist." [6] Die Region, in der wir Anfang und Ende sehen, wo wir mit irdischem Sinne genau abmessen können, woher dieß oder jenes kommt oder wohin es führt, wo die Grenzen so ganz bekannt sind, daß wir sie mit Händen greifen können, ist nicht die Welt des Geistes. Um von des Geistes Kraft ganz durchdrungen zu werden, müssen wir mit unserer Sehnsucht in jene Region uns versenken, wo das Erhabene, das Unbegreifliche, das Unendliche wohnt, in der das Woher und Wohin, der Anfang und das Ziel alles irdischen Lebens sich zeigt;

---

[1] Matth. 13, 11. [2] 1 Cor. 2, 10. [3] Matth. 10, 26. Marc. 4, 22. Luc. 8, 17. [4] Matth. 5, 14, 15. [5] Matth. 5, 13. Marc. 9, 49. Luc. 14, 34. [6] Joh. 3, 8.

müssen nicht vor dem Unendlichen fliehen, sondern es suchen und lieben. In der ernstlichen Betrachtung des Höchsten, Erhabenen, Unaussprechlichen hört die eigene Eitelkeit und alles Wohlgefallen an uns von selber auf; der Geist, der in diesem Reiche wohnt und herrscht, ist nicht mehr der Geist der Natur und der Eigenliebe, sondern der hl. Geist, der die Ewigkeit durchweht und beseligt.

10. Wo der hl. Geist reden soll, muß Natur und Eigenwille schweigen. Nur in dem Geiste, der nach dem Unendlichen seufzend den Hauch der ihm entgegenkommenden unendlichen Liebe in sich aufnimmt, finden wir die wahre Erkenntniß, Vollendung und Seligkeit. Der Geist vollendet Alles. Das ist sein Wirken selbst in der Region des natürlichen Lebens. Nur was vom Geiste erfaßt und aufgenommen wird, empfängt in ihm eine bestimmte Gestalt und wird bleibendes Eigenthum des persönlichen Lebens. Der Geist ist der Mittler der beiden Naturgewalten, der blinden Anlage und der noch unbegriffenen Willkür. Er erhebt beide zum Bewußtsein. Aber eben darum ist er auch nur durch die Dazwischenkunft Christi wahrhaft heiligend, weil der Wille ohne Gebot, Offenbarung und Erlösung nicht das Höchste ergreifen kann. Der Geist Christi allein ist hl. Geist. Die Wirkung des hl. Geistes aber, welche eben darum die Welt nicht empfangen kann, sondern nur, wer an Christus glaubt und durch Ihn erlöst ist, ist die Vollendung des Willens und der Natur in Christus. Er steht über der Schöpfung und der Erlösung, vollendet beide in uns, und verleiht uns den vollendeten ewigen Besitz in der ewigen Seligkeit. Das ist sein Wesen, und darin erkennen wir auch allein die Offenbarung des Wesens des göttlichen Geistes, wie Er von Ewigkeit in Gott ist.

11. Der Geist ist zwischen dem Vater und Sohne. Er geht von beiden aus und einigt beide wieder in ihrer persönlichen Beziehung und Liebe zu einander. Wie die Liebe des Vaters und Sohnes gegenseitig ist, so begegnet die eine Liebe der andern, und diese Vereinigung beider unter sich ist der Geist, der von beiden zugleich ausgeht. Nur darin ist das göttliche Leben in sich selbst selig und heilig, daß sich die Bewegung desselben wieder in höchster und freier Einheit in sich ab- und zusammenschließt. Nicht in einer geschaffenen Welt sehen Vater und Sohn die Einheit ihres Wirkens gleichsam vergehen, sondern im hl. Geist gehen sie untereinander wieder in eine ewige Liebeseinheit zusammen. Die geistige Frucht ihres Lebens und ihrer eigenen Lebensentfaltung ist nicht eine von ihnen geschaffene Welt, sondern der mit ihnen in ewiger Liebes-

einheit und Herrlichkeit, in göttlicher Vollkommenheit lebende Geist. Er ist die dritte Person in dieser Einheit. In Ihm erst ist die Einheit geschlossen. Ohne die dritte Person wäre immer nur der Unterschied der Personen, aber nicht ihre persönliche Einigung vollkommen. Vater und Sohn sind aber nicht bloß der Substanz nach Eins, sondern auch in persönlicher Verbindung und Liebe im Geiste.

12. Wie der Geist das Abschließende, die Vollendung der Dreieinigkeit ist [1], so ist auch sein Wirken nach außen das Vergeistigen und Vollenden [2]. Alles natürliche Leben muß auf Christus und in Christus, auf Gott und seine Liebe bezogen und dadurch vergeistigt werden. Jede Freiheit muß durch den Gehorsam gegen das göttliche Gebot mit dem göttlichen Willen und der natürlichen Bestimmung der Dinge in Uebereinstimmung gebracht werden, um sich zu verwirklichen und lebendig zu werden. Dieses Leben des Einen im Andern ist der Geist. In dieser Einheit der Freiheit mit der natürlichen Ordnung ruht alle Wahrheit und Seligkeit. In diesem Geiste allein können wir Christus und den Vater, den Erlöser und Schöpfer erkennen. In diesem Geiste besitzen wir erst das eigene Leben in geheiligter Gestalt, in ewiger Freiheit und Seligkeit. „Das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu", sagt der Apostel, „hat mich freigemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes" [3].

LXXVII.

Text: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist's, der mich liebt. Wer aber mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt werden, und auch ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren. Da sprach Judas, nicht der Iskariot, zu Ihm: Herr! wie kommt es, daß du dich nur uns und nicht auch der Welt offenbaren willst? Jesus antwortete und sprach zu ihm: Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen. Wer mich aber nicht liebt, der hält mein Wort nicht.

[1] Vgl. CVII. LXXXVI. [2] Vgl. LXXVI. CI. XXXII. XIV. IX.
[3] Röm. 8, 2.

Das Wort aber, das ihr gehört habt, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat." Joh. 14, 21—24.

Inhalt: Die verschiedene Offenbarung und Gnadenwirkung der drei göttlichen Personen.

1. Vom hl. Geiste hatte Christus den Jüngern gesagt: „In euch wird er wohnen, in euch wird er sein." Was Er nun kurz zuvor von dem hl. Geiste verheißen hatte, daß er zu den Menschen kommen, und in ihnen wohnen werde, das versichert Er nun auch von sich und seinem himmlischen Vater. „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist's, der mich liebt, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden kommen, und Wohnung bei ihm nehmen." Diese Verheißung Christi von dem Wohnen der drei göttlichen Personen in den Menschen erinnert von selbst an die Worte am Anfange dieses Kapitels, welche von den Wohnungen handeln, die Christus allen denen, die an Ihn glauben, im Hause seines Vaters bereiten will. Nun ist nicht schwer zu begreifen, daß für den an bestimmte Grenzen gebundenen Menschen eine Stätte bereitet werden müsse, in der er wohnen könne; aber ungleich schwerer ist es zu fassen, wie der Allmächtige, Unendliche, welchen Himmel und Erde nicht zu fassen vermögen, zu dem einzelnen Menschenkinde kommen und bei ihm Wohnung nehmen könne. Wie kann der Unendliche im endlich beschränkten Geschöpfe sein und wohnen? Allerdings kann Gott nicht so in dem Geschöpfe sein, daß Er von demselben umfangen und umschlossen sein könnte, wie ein endliches Wesen von der Stätte eingeschlossen ist, in der es wohnt; aber Er kann in ihm sein, wie etwa das Licht im Krystalle ist, ohne von ihm begrenzt und abhängig zu sein. Wenn der Krystall seine Durchsichtigkeit verliert, hört er selbst auf zu sein, was er war, das Licht aber nicht. So ist Gott auch in den Wesen, die von Ihm geschaffen und erhalten werden.

2. Wie aber das Licht überall eingeht, wo es nicht durch die Dichtigkeit der irdischen Materie gehindert wird, so geht auch Gottes Gnade überall ein, wo sie nicht durch den Unglauben und die Widerspenstigkeit der Geschöpfe ausgeschlossen wird. Gott hat so zu sagen ein Verlangen darnach, in die Menschen einzugehen und in den Menschen zu wohnen, dieselben mit seinem Lichte zu durchdringen, und zur Klarheit seines ewigen Lichtlebens zu erheben. Mit dieser Verklärung des menschlichen Lebens durch die göttliche Gnade und Liebe wird die Absicht des göttlichen Schöpfungswillens erst vollkommen erreicht. Gott hat die Welt

außer sich geschaffen, nicht daß sie außer Ihm bleibe, sondern daß sie von dem Lichte des göttlichen Lebens durchdrungen und durch dieses Licht vollendet werde. Die Creaturen werden erst dadurch vollkommen, daß Gott in ihnen wohnt. Vollkommen aber will sie Gott machen. Also will Er auch in ihnen wohnen. Nun kann aber Gott nicht seiner göttlichen Substanz nach in die Geschöpfe eingehen, denn die Natur des geschaffenen und des ungeschaffenen Wesens bleibt stets geschieden. Wie die Sonne nicht dadurch auf die Erde wirkt, daß sie gleichsam ihrer Masse nach sich auf die Erde stürzt, sondern bloß durch ihr Licht, so geht Gott nicht seiner göttlichen Substanz nach, sondern durch seine göttliche Liebe und Gnade in die Menschen ein. Die Vereinigung Gottes mit den Menschen ist eine freie und persönliche. Das Evangelium spricht darum nicht von einem Wohnen Gottes in den Menschen überhaupt, sondern es redet insbesondere von dem Wohnen der drei göttlichen Personen in den Menschen, und unterscheidet das Eingehen einer jeden dieser drei Personen von dem der andern, darauf hinweisend, daß jede derselben in anderer Weise im Menschen zu wohnen bereit sei.

3. Sowie Gott selbst dreipersönlich ist in seiner ewigen Natur und Wesenheit, müssen wir auch eine dreifache Offenbarung und eine dreifache Gnadenwirkung unterscheiden. Wie Vater, Sohn und Geist unterschieden sind, so ist auch die Gnade der Erlösung von der der Schöpfung und Heiligung, die Gnade des Vaters von der des Sohnes und hl. Geistes unterschieden.

Von diesen verschiedenen Gnadenwirkungen der drei göttlichen Personen redet aber Christus an dieser Stelle; aber Er redet nicht von den Anfängen dieser Gnade, sondern von der innigsten Beziehung Gottes zu den Menschen, von dem Wohnen desselben in uns. Es handelt sich hier nicht um etwas Vergangenes, auch nicht von einer bestimmten Gegenwart spricht der Herr, sondern von einer zukünftigen, innigen Vereinigung Gottes mit dem Menschen. Die Schöpfung ist vollendet; die Erlösung ist gleichfalls in Christus durch seinen Tod und seine Auferstehung vollendet. Wäre von diesen Gnaden des Vaters oder des Sohnes die Rede, so könnte es nicht heißen: „Ich und der Vater werden kommen und Wohnung nehmen.“ Er redet also von einer zukünftigen, letzten und höchsten Vereinigung Gottes mit den Menschen. Um diese letzte und höchste Vereinigung zu begreifen, müssen wir zuerst die derselben vorausgehenden Gnadengaben Gottes in ihrem Ursprunge und in ihrer Wirksamkeit erkennen.

4. Wir müssen unterscheiden zwischen jener ersten Gnadengabe, die dem Menschen gegeben wird, ehe sein Wille sich entschieden hat und entscheiden konnte, und einer zweiten, welche ihm gegeben wird, damit dieser Wille sich entscheiden und recht entscheiden kann, und endlich einer dritten, welche dem Menschen gegeben wird zur Vollbringung des Guten und zur Heiligung des Herzens. Die erste Gnade ist die des Vaters und Schöpfers, durch welche uns das Leben und alle natürliche Anlage verliehen ist, die zweite die der Offenbarung des göttlichen Gebotes und der göttlichen Liebe, durch welche uns die Möglichkeit gegeben wird, das Gute zu erkennen und wirklich zu lieben; die dritte, die des hl. Geistes, gibt die Vollendung. Diese dreifache Gnade Gottes ist in jeder Hinsicht hinreichend, um den Menschen, der selig werden will, auch wirklich selig zu machen. Mit ihr gibt Gott dem menschlichen Willen die volle Macht und Freiheit, das Gute zu wollen und zu vollbringen, aber sie nöthigt den Menschen nicht, das Gute zu vollbringen, denn dann wäre sie nicht Geschenk und freie Gabe göttlicher Liebe, sondern Zwangsmittel der göttlichen Macht. In der Gnade Gottes offenbart sich nicht die Macht, sondern die Liebe Gottes. Die Gaben Gottes, obwohl zureichend zur Beseligung, nöthigen Niemand zur Seligkeit; denn wo Nöthigung ist, da ist keine Seligkeit mehr. Sie können, obwohl zur Beseligung gegeben, doch von dem freien Willen auch zur Verdammniß mißbraucht werden. Alles Gute, was wir von Natur aus und durch die Gnade des Schöpfers erhalten haben, können wir zum Bösen mißbrauchen, und um so mehr Böses vollbringen, je größer die von Gott uns verliehenen Gaben sind. Selbst die Gaben der Erlösung, das Wort Gottes, die hl. Sacramente können mißbraucht werden, und den Empfangenden zum Verderben gereichen. „Wer unwürdig dieses Brod ißt“, sagt der Apostel, „oder den Kelch des Herrn trinkt, der ißt und trinkt sich selbst das Gericht hinein“ [1].

Die Vollendung der Wirkung der Gnade in uns ist wesentlich an die freie Mitwirkung des Menschen gebunden. Dieß spricht Christus in der Antwort aus, die Er dem Judas Thaddäus auf seine Frage ertheilt: „Herr, wie kommt es, daß du dich nicht auch der Welt offenbaren willst?“ indem Er ihm durch die Hinweisung auf die Gebote und die Liebe zu erkennen gibt, daß Er sich nur denjenigen offenbaren könne, die Ihm glauben, nicht aber der Welt, weil diese seine Offen-

---

[1] 1 Cor. 11, 27. 29.

barung nicht aufnehmen wolle. Nur derjenige, der seine Gebote hält, ist's, der Ihn liebt, und von diesem sagt Er, „daß auch der Vater ihn liebt, und daß Er und der Vater kommen und Wohnung bei ihm nehmen werden." Dieses Kommen und Wohnung nehmen ist also durch das Halten der Gebote, durch die freie Thätigkeit und Liebe des Menschen bedingt.

5. Was natürlich ist, wirkt natürlich; was übernatürlich ist, wirkt übernatürlich. Wie das Natürliche auf natürlichen Wegen eingeht in den Menschen, und in natürlicher Weise wirksam wird, so muß die Gnade auf übernatürliche Weise wirken. Alle Gnade wirkt nicht als Gnade, wenn der Mensch nicht die göttliche Liebe und Vorsehung erkennt in dem, was ihm scheinbar von Natur aus zukommt, und Alles, was dem Menschen auf rein natürliche Weise zukommt, wirkt doch als Gnade und auf übernatürliche Weise, sobald der Mensch in der Naturbegebenheit die verborgene Gegenwart der göttlichen Macht und Liebe erkennt. Allen Menschen ist aber von göttlicher Gnade gegeben, was zum Glauben an eine unsichtbare göttliche Macht und Herrlichkeit hinreichend ist. Nicht von Allen wird aber diese Gnade auch als Gabe der göttlichen Liebe erkannt, nicht in Allen wird die Gnade auch wirksam. Darum unterscheiden die Theologen zwischen der hinreichenden und der wirksamen Gnade. Hinreichende Gnade ist Jedem gegeben, wirksame aber nur dem, der die hinreichende mit freiem Gehorsame und mitwirkendem Willen ergreift. Auch im natürlichen Leben unterscheidet sich das, was der Sache nach hinreichend ist, von dem, was in der That wirksam ist. Die Speise geht ein durch den Mund in den Magen, und wird dort erst verdaut und dadurch Nahrung. Nur was der Magen verdaut, wird wirkliche Nahrung, nicht was der Mund aufnimmt. Erst indem die Speise von dem Magen verdaut wird, wird sie wahrhaft wohnhaft im Menschen. So wohnt Gottes Gnade erst dann im Menschen, wenn sie nicht bloß in ihn eingegangen, sondern in ihm wirksam geworden ist.

6. Die Speise wird von dem Leibe assimilirt und in Fleisch und Blut umgewandelt. Die in den Menschen eingehende göttliche Gnade aber wird nicht umgewandelt, sondern bewirkt im Menschen eine innere Umgestaltung und Verwandlung. Das übernatürliche Leben geht ein in uns durch den Glauben, wird wirksam im Gehorsam und vollendet durch die Liebe.

So ist es schon mit jedem Worte des Unterrichtes, das wir geistiger Weise in uns aufnehmen. Wenn wir das Wort zum ersten Male vernehmen, wissen wir noch kaum, was wir uns bei demselben zu denken

haben. Ein anderes Mal ahnen wir bereits seine Bedeutung, die wir später mehr und mehr verstehen lernen; und selbst wenn wir Etwas ganz verstanden zu haben glauben, und wir hören es nach Jahren wieder, wie ganz anders, wie viel tiefer und bedeutsamer erscheint es uns dann wieder! Ist das Wort darum ein anderes geworden? Nein, das Wort hat sich nicht geändert, sondern wir sind Andere geworden seither, und das Wort ist es, welches diese Umwandlung um so mehr in uns bewirkt, je mehr wir über dasselbe nachgedacht, und je tiefer wir es in unsere Empfindung aufgenommen haben. Darum liegt eine so schwere Verantwortung auf jedem Aergerniß, welches durch das Wort gegeben wird, weil durch ein solches Wort eine ganze Welt himmlischer Empfindungen im Menschenherzen ausgerottet, weil eine ganze Hölle von verderblichen Empfindungen und Gesinnungen mit einem einzigen Worte in ein unbefangenes Herz eingeschwärzt werden kann.

7. Das Wort, wenn es irgend von dem Hörer mit Bewußtsein aufgenommen wird, bleibt nie ganz ohne Wirkung. Es begründet stets den Anfang eines neuen Lebens in dem Hörenden, wenn es überhaupt mit Sinn und Bedacht vernommen wird. Es ist daher ein Unheil, welches durch nichts wieder gut zu machen ist, wenn ein Herz taub ist gegen irgend ein Wort, durch das es etwas lernen kann. Eine unabsehbare Fülle von unsterblichen Lebensblüthen und Früchten geht dem Herzen mit jedem gutgemeinten Worte verloren, dem es den Eingang verwehrte. Was es mit einem eitlen oder trägen Abweisen des belehrenden Wortes von sich ausgeschlossen, ist durch keine Ewigkeit wieder gut zu machen. Daher sagt die Schrift, daß die Sünden gegen den Vater und den Sohn Vergebung finden, die Sünden gegen den hl. Geist aber weder in diesem noch in dem zukünftigen Leben Vergebung finden können [1].

Um uns dieses Eintreten eines neuen Lebens durch das Wort deutlich zu machen, dürfen wir nur die einfachste Beobachtung irgend einer Aeußerung des geistigen Lebens uns vergegenwärtigen. Jede geistige Lebensregung gestaltet sich auf dieselbe Weise durch das Wort. Ein jedes Wort wirkt, sobald es wirklich vernommen und im Herzen aufgenommen wird, immer etwas Neues. Nur ist das Gemüth nicht immer und nur sehr selten bereit zu einer solchen Aufnahme.

8. Versetzen wir uns z. B. vor irgend eine bildliche Darstellung,

---

[1] Marc. 3, 28.

deren Figuren wir zwar unterscheiden können, von denen wir aber nicht wissen, was sie vorstellen. Tritt nun Einer hinzu, der die dargestellte Begebenheit kennt und uns deren Verlauf erzählt, und den Moment bezeichnet, den der darstellende Künstler im Auge hatte, so erhält wie mit einem Zauberspruche auf einmal das ganze Bild Leben und Bedeutung. Es ist ein neues Bild für uns geworden. Könnte nun in derselben Weise uns Einer auch das Kunstmäßige und Schöne daran erklären, würde wieder in dem alten Bilde ein neues Bild vor uns aus den Wogen der geistigen Bewegung sich erheben. Wir würden Vieles sehen und in seiner Bedeutung erkennen, was uns zuvor bei aller Sichtbarkeit doch nicht sichtbar gewesen war. Würde dann weiter ein dritter Erklärer auch noch den ganzen geistigen Lebensproceß, der in den dargestellten Figuren sich entwickelt, uns vor Augen stellen können, so würde abermals ein neues Reich des Lebens sich vor unserm innern Auge erschließen, wir könnten in ein Leben schauen, das in den dargestellten Figuren zwar sichtbar ist, aber doch nur von dem Auge des Geistes gesehen werden kann; ein drittes Lebensbild würde jetzt sich aufthun. Es gehen uns mit solcher Hinweisung gleichsam erst die Augen auf, wie den Jüngern zu Emaus beim Brodbrechen [1]. So gehen dem Menschen, je tiefer sein Geist einwärts dringt, immer wieder tiefere Lichtblicke, neue Lebensanschauungen auf. Das eigene Leben, die ganze Schöpfung und Erlösung entfalten auf diese Weise nach und nach die Tiefe ihrer Geheimnisse dem Auge des Geistes.

9. Wer aber kann alle Bilder des Lebens in ihrem tiefsten Sinne deuten und erklären? Wer kann uns Ursprung und Ziel alles Lebens offenbaren, wenn es nicht das Wort thut, in welchem und durch welches alles Leben außer Gott geschaffen ist?

Wie das Wort Gottes von Anfang an im Paradiese den Menschen ihre ewige Bestimmung durch das Gebot offenbaren wollte, hat es in der Fülle der Zeiten in seiner Menschwerdung die vollkommenste Offenbarung des göttlichen Willens und der göttlichen Erbarmung den Menschen zugewendet. Wie der Sohn Gottes die menschliche Natur in Christus ganz erfüllte, und den menschlichen Willen in Christus befähigte, in übermenschlicher Liebe sich selbst zum Opfer für die ganze Menschheit darzubringen, so hat Er in dieser Gestalt die ganze Fülle und Unendlichkeit göttlicher Liebe den Menschen geoffenbart. Mit dieser That der

[1] Luc. 24, 31.

Erlösung stimmen nun alle Worte, alle Lehren und Offenbarungen, alle Gebote und Ermahnungen, die das Wort Gottes im Menschensohne den Menschen ertheilte, auf's Innigste überein. Beide, That und Wort, sind Eins in dieser Offenbarung. Eines erklärt und erfüllt das Andere. Wer darum dieser himmlischen Liebesthat im Glauben sein Herz erschließt, die diese That erklärenden Worte und Beispiele mit Liebe umfaßt, und in sein eigenes Leben überzutragen bemüht ist, der nimmt in dieser Bemühung eine höhere, übernatürliche und göttliche Lebenskraft in sich auf, die, wenn sie wie das Wort immer mehr und mehr in ihm wirksam wird, endlich alles Natürliche und Vergängliche durchdringt, umwandelt, vergeistigt und gleichsam vergöttlicht. Je mehr jene That und jenes Beispiel in uns lebendig wird, desto mehr lebt Christus in uns.

10. Dieses Leben Christi in den Menschen muß aber nach zwei Seiten hin wirksam werden. Indem das Wort und die That der Liebe Christi in den Menschen eingeht, wird ein neues geistiges Leben geweckt. Das natürliche wird dadurch von selber zu einem übernatürlichen und geistigen. Die in der Natur gegebenen Kräfte und natürlichen Entwicklungen werden im Bewußtsein der Freiheit des Geistes vollzogen. Was in den Sinnen beginnt, wird im Geiste vollendet.

Sowie aber einerseits das natürliche Leben durch das Wort und den Glauben an das Wort vergeistigt wird, wirkt andererseits diese geistige Bewegung wieder auf die Natur zurück, und läßt uns in dieser die Gegenwart des Vaters erkennen, und in dieser Erkenntniß ein neues unsterbliches Leben gewinnen. Die Natur wird in uns selbst allmählich in eine neue Entwicklung hineingezogen, und geht aus dieser in verklärter Gestalt hervor. Die unorganische Erde wird von der Wurzel der Pflanze aufgesogen, durch diesen Eintritt in das Pflanzenleben nicht zerstört, sondern nimmt selbst eine andere verklärte Gestalt in Blatt und Blüthe an. In ähnlicher Weise geht Gott, der Schöpfer, der uns unsere natürlichen Lebenskräfte gegeben, durch den Glauben an Christus und die im Herzen lebendig gewordene Liebe zu Christus in den Willen und durch den Willen in das natürliche Leben des Menschen ein, und wohnt in der so geheiligten und verklärten Natur. Der Vater und Schöpfer, der zuerst nicht in die Natur eingehen konnte, da Er nichts mit der Erde gemein hat, geht nun im Geiste des Sohnes dennoch in dieses Leben ein, und wohnt in ihm. Zuerst war bloß der Leib in seiner natürlichen Beschaffenheit da. Gott, der Schöpfer, aber war nicht in ihm. Nun aber wird der Leib durch den Geist erneuert; in dieser

Erneuerung wohnt die Freiheit, die Liebe, das Unsterbliche. Nun wohnt auch die Herrlichkeit des Schöpfers, die zuerst außerhalb war, wie das bei Allem, was unfrei oder durch die Sünde geknechtet ist, noch der Fall ist, innerhalb und in dem geistigen Leibe des also geheiligten Menschen.

11. Von diesem Eintreten einer göttlichen Lebenskraft in das natürliche Leben empfinden wir nun freilich im gewöhnlichen Entwicklungsgange der natürlichen Leibes- und Lebensentfaltung nichts. Aber daraus folgt nicht, daß eine solche Kraft nicht dennoch in uns eingehen kann. Tritt doch diese Kraft bei außerordentlichen Ereignissen oft auf das Entschiedenste hervor und vollbringt Dinge, die der natürlichen Kraft des Menschen völlig unerreichbar gewesen wären. Ein solches Eingehen verborgener Lebenskeime, die erst bei Gelegenheit wirksam werden, können wir vielfältig im Leben beobachten.

So nehmen wir oft den Stoff und die Ursache zu einer Krankheit in uns auf, und tragen diesen Krankheitsstoff länger oder kürzer im Leibe mit herum, bis er bei irgend einer Veranlassung zum Ausbruch kommt, d. h. fühlbar und sichtbar hervortritt. Ebenso können wir ja auch eine geistig zur Gesundheit wirkende Kraft in uns aufnehmen und unbewußt mit uns herumtragen, bis die Möglichkeit gegeben ist, daß die zuvor ruhende Kraft allmählich oder mit Einem Male in ihrer vollen Wirksamkeit hervortritt. So tritt auch das unsterbliche Leben des Geistes in den Leib ein, und denselben in sich aufnehmend und erneuernd verklärt und vergeistigt sie ihn, und macht ihn des unsterblichen Lebens und der ewigen Seligkeit fähig.

12. Nach zwei Seiten hin hat somit der Erlöser für die Wiedergeburt des Menschen Sorge getragen. Durch Ihn allein können wir den Vater und den hl. Geist in uns aufnehmen. Diese doppelte Wirkung der Wiedergeburt des Menschen durch die Erlösung ist für die zweifache Natur des Menschen eingerichtet. Nach dieser doppelten Richtung hin hat der Erlöser auch für die Erfüllung seines Werkes auf Erden gesorgt, darum hat Er einerseits den hl. Geist verheißen und gesendet, andererseits die hl. Sacramente eingesetzt. Das Eine ist so wesentlich mit dem Christenthum verwachsen, wie das Andere. Die Wiedergeburt ist wesentlich und nothwendig eine zweifache, eine geistige und sacramentale. Die eine bestätigt, erklärt und vollendet die andere.

In Christus und durch Christus allein geht die ganze Fülle der göttlichen Liebe und Gnade in die Menschen ein, und erzeugt in ihnen

ein neues Leben. In Ihm allein erkennen wir die volle Gnade aller drei göttlichen Personen, und können durch Ihn einstimmen in jenen Lobgesang der hl. Engel, mit welchem sie das Leben der göttlichen Dreieinigkeit lobpreisen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerschaaren, Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll; Ehre und Preis dem, der da ist und war und sein wird" [1], dem, „der auf dem Throne sitzt" und „lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit" [2].

LXXVIII.

Text: „Dieß sage ich euch, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der hl. Geist, welchen der Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch Alles lehren, und euch an Alles erinnern, was ich euch gesagt habe. Den Frieden hinterlasse ich euch. Meinen Frieden gebe ich euch, und ich gebe euch nicht, wie die Welt gibt. Euer Herz betrübe sich nicht, und fürchte sich nicht. Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin, aber ich komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich. Ich habe es euch jetzt gesagt, ehe es geschieht, damit ihr glaubet, wenn es geschieht. Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt; aber gegen mich vermag er nichts. Damit aber die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und thue, wie Er mir befohlen hat; — so stehet auf und lasset uns von hinnen gehen." Joh. 14, 25—31.

Inhalt: Von dem Verhältniß der drei Personen der göttlichen Dreieinigkeit zu einander.

1. Immer näher rückt in der Erzählung des Evangelisten der Augenblick der letzten Entscheidung. „Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden", spricht der Herr zu den Jüngern; und eben darum, weil die

---

[1] Offb. Joh. 4, 8. [2] Offb. Joh. 4, 10.

Zeit des Unterrichts nur noch eine kurze ist, drängen sich die höchsten Geheimnisse der Offenbarung in diesen Kapiteln in so rascher Folgenreihe aufeinander.

Nach den zu den höchsten Höhen christlicher Offenbarung aufstrebenden Betrachtungen dieses Kapitels des Evangeliums Johannis grüßen uns am Ende desselben die Worte des Friedens, welchen Christus seinen Jüngern verheißt, wie ein anmuthiges Thal, das zwischen steilen Felsen sich aufthut, und uns nach langen schwierigen Bergpfaden endlich sanftere und lieblichere Wege verheißt. Dennoch dürfen wir dieser freundlichen Einladung für dießmal nicht folgen, noch nicht in dieser Friedensheimath weilen. Noch ist es nicht an der Zeit, auf dem begonnenen Wege inne zu halten. Sind wir dem Evangelisten bis hieher gefolgt, so wäre es Unrecht, jetzt — vor der letzten Spitze umkehren zu wollen. Auf diese Spitze aber deutet außer den erneuten Hinweisungen auf den Vater und den Geist vorzüglich das Wort des Herrn: „Wenn ihr mich lieb hättet, würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe, denn der Vater ist größer als ich." In diesem Zusammenhange sind diese Worte nicht bloß eine gelegentliche Hinweisung auf die menschliche Natur des Heilandes, nach welcher der Menschensohn allerdings dem ewigen Vater untergeordnet erscheint, sondern wollen zur letzten Entscheidung über das Verhältniß des Vaters zum Sohne und der drei göttlichen Personen zu einander hinführen.

2. Während die vorausgehenden Worte den Frieden verheißen, nehmen die unmittelbar folgenden den Frieden des Glaubens an die Gottheit des Sohnes wieder aus dem Herzen weg. So lange nicht die letzte Entscheidung errungen ist, wird der Friede immer nur als Verheißung von ferne winken, aber nicht als vollendete Wirklichkeit uns mit seiner lieblichen Ruhe umfangen. Davon gibt das Leben überall die deutlichsten Beweise. Ein Friede, der nicht auf vollständiger Besiegung der Gegensätze ruht, hat keinen Bestand. Das zeigt uns am deutlichsten die Geschichte der christlichen Kirche selbst. Besonders die ersten Zeiten der christlichen Kirche mit ihren gewaltigen Glaubenskämpfen bezeugen uns, daß erst aus den heftigsten, hartnäckigsten, tiefeingreifendsten Kämpfen die bestimmtesten und erschöpfenden Erklärungen der göttlichen Offenbarung hervorgehen mußten.

Heben wir den Vorhang, welcher uns jene längstvergangenen Zeiten verhüllt, auf einen Augenblick hinweg, so erblicken wir einen großartigen und gewaltigen geistigen Kampf um die höchsten Wahrheiten des christ-

lichen Glaubens, in welchem die kampfgeübten Heldenschaaren der die innersten Tiefen des Gemüthes und des menschlichen Bewußtseins erschütternden Irrlehre des Arius mit siegender Kraft entgegentraten. Diesen Glaubenshelden gegenüber wäre es unverzeihliche Feigheit, wenn wir nicht einmal eine nähere Betrachtung der hohen geistigen Errungenschaften jener Zeit anzustellen wagten. An die angeführten Worte: „Der Vater ist größer als ich" anknüpfend hat nämlich Arius die gefährliche Lehre zu verbreiten gesucht: es sei des höchsten Gottes unwürdig, an der Weltschöpfung und Erlösung sich irgendwie unmittelbar zu betheiligen. Das Unendliche sei durchaus nicht geeigenschaftet, sich mit einer endlichen Schöpfung zu befassen. Zwischen Gott und der Welt müsse man daher ein Mittelwesen sich denken, das größer, erhabener und vollkommener sei als die Welt, das aber keineswegs selbst an der göttlichen Macht, Herrlichkeit und Vollkommenheit Theil habe. Dieses Mittelwesen sei der Sohn Gottes, der darum mit Recht von sich selber sage: „Der Vater ist größer als ich."

3. Dieser Lehre, welche alle göttliche Offenbarung in ihrem tiefsten Grunde verletzt, den Reichthum, die Herrlichkeit und Freiheit des göttlichen Lebens selbst läugnet, und dabei weder die Schöpfung noch irgend ein Werk der Allmacht oder Liebe Gottes wirklich erklärt, steht die Tiefe und Einheit der katholischen Lehre gegenüber. Die katholische Kirche aber hat stets gelehrt, daß in der vollkommenen Einheit von drei göttlichen Personen in Einer Natur und Wesenheit die göttliche Vollkommenheit ruhe, daß seiner Natur nach der Sohn Gottes dem Vater gleich sei, und sich nur um der Menschen willen zur menschlichen Natur herabgelassen habe, daß mit dem Vater und Sohne auch der hl. Geist an der gleichen Herrlichkeit und Vollkommenheit der göttlichen Natur Theil habe. Aus diesem Glauben allein lassen Schöpfung, Erlösung und Heiligung des Menschen, natürliches und übernatürliches Leben sich vollkommen erklären. Das Wort des Herrn: „Der Vater ist größer als ich", versteht sich von selbst, wenn es auf den Unterschied, der zwischen dem ewigen Vater und dem menschgewordenen Sohne Gottes besteht, angewendet wird, ist aber gewiß nicht ohne Bedeutung für den ewigen Unterschied der göttlichen Personen selbst. Auf das innere und ewige Verhältniß des Sohnes Gottes zu dem ewigen Vater angewendet, wollen diese Worte sagen, daß der Vater der Vorausgehende, die erste der drei göttlichen Personen, das Princip und der Grund der beiden andern ist, der darum von dem Sohne als

Vater geehrt und verherrlicht werde. Diese Erkenntniß des wahren Geistes der Worte Christi und der ganzen Tiefe christlicher Offenbarung hat die katholische Kirche in dem Glaubensbekenntniß, das von dem großen Vorfechter der Kirche gegen die arianische Irrlehre, vom hl. Athanasius, den Namen erhalten hat, mit den Worten ausgesprochen: „Der Vater ist Gott; der Sohn ist Gott; der hl. Geist ist Gott; und alle Drei sind Ein Gott."

4. Es ist gewiß, daß das Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit das tiefste, unaussprechlichste und unausdenkbarste Geheimniß des christlichen Glaubens und der christlichen Lehre ist. Ebenso gewiß ist aber auch, daß es der Schlüssel zu aller und jeder wahren Erkenntniß ist. Nur was in seinem Verhältniß zu diesem Urgrund alles Seins und Lebens erkannt ist, davon haben wir eine gründliche und erschöpfende Erkenntniß; das können wir auch in seiner eigenen Natur und in seinem Verhältniß zu uns und andern Dingen begreifen. In der Dreieinigkeit seiner Natur und seines Verhältnisses zu andern Dingen wird eines jeglichen Dinges Wahrheit und Wesenheit begriffen. Mit der Mißdeutung irgend eines wesentlichen Punktes dieser Lehre geräth darum auch alle und jede Erkenntniß, selbst die natürliche Wissenschaft auf Abwege. Vor Allem aber ist jede Auslegung der göttlichen Offenbarung unvermeidlich auf Irrwegen, sobald sie auch nur ein Jota von der richtigen Auffassung dieses höchsten Einheitspunktes alles Glaubens und aller Erkenntniß abweicht. Wie sich das Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit in allen Dingen abspiegelt, so weisen alle Dinge auch wieder auf eine ursprüngliche und höchste Dreieinheit hin. Es ist daher ganz natürlich, wenn in den alten Mythen und Sagen, in Kunst, Wissenschaft und Geschichte sich unzählbare, bald mehr bald weniger deutliche Nachbildungen dieser Dreieinigkeit wiederfinden. Ebenso natürlich aber ist auch, daß bei den unzählbaren Variationen desselben Grundverhältnisses dennoch die vollkommene Erkenntniß der göttlichen Dreieinheit als der vollkommenen Einheit dreier Personen in Einer Natur und Wesenheit, sich nirgends wieder findet. In Allem sehen wir die Dreieinheit und nirgends vollkommen. Alles offenbart und verhüllt sie.

Der Mensch kann daher allerdings etwas von diesem Geheimnisse erkennen, weil er überall Spuren desselben findet, und kann um so mehr davon erkennen, weil er selbst mehr als alle andern Wesen gottähnlich ist seiner Natur nach. Aber er kann es doch nicht ganz erkennen, weil das Unvollkommene und Beschränkte das Vollkommene und Unbeschränkte

nie ganz erkennen kann. Er kann es jedenfalls nicht aus der Betrachtung der eigenen Natur allein erkennen, weil er ebenso wesentlich von Gott verschieden, als Ihm ähnlich ist.

5. Die Aehnlichkeit des Menschen mit Gott beruht auf der Freiheit und der selbstbewußten Persönlichkeit des Menschen. Darum kann sich Gott dem Menschen, nicht aber der unpersönlichen Natur offenbaren. Der Mensch kann aber das Göttliche zunächst nur in der persönlichen Offenbarung einer freien, unendlichen göttlichen Liebe, die sich ihm in der persönlichen Gestalt des menschgewordenen Sohnes Gottes geoffenbart hat, erfassen.

Indem sich Christus den Menschen als eine wahrhaft göttliche Person geoffenbart, war damit die erste Erkenntniß Gottes den Menschen aufgeschlossen. Ist Christus persönlich als Mensch, so ist Er es auch als Gott; denn dadurch, daß Er Mensch geworden, hat Er nicht eine höhere Einheit in sich aufgenommen, als Er zuvor in Gott hatte.

6. Gott, das vollkommenste Wesen, muß nothwendig persönlich sein seiner ewigen Natur und Gottheit nach, denn wenn Er es nicht wäre, wie käme Verstand, Bewußtsein und freier Wille in die unvollkommenen Wesen? Wenn aber Gott persönlich ist, so ist Er nicht ein einfach und individuell persönliches Wesen, wie die geschaffenen irdischen Menschen, sondern Er ist wesentlich eine Mehrheit von Personen. Das liegt in seiner unendlichen Vollkommenheit. Denn Er wäre nicht vollkommen, wenn Er nicht ein vollkommen seliges, sich selbst genügendes Leben wäre. Ist aber Gott lebendig und das Leben selbst, so kann sein Leben nicht sein wie das Leben der Creatur, welches erst in zeitlicher Folge von einem natürlichen beschränkten Ausgangspunkte aus einem höhern Ziele zustrebt, und eine allmähliche Entwicklung durchlaufen muß. Der Mensch ist mit jeder neuen Entwicklungsstufe, in welche er eintritt, immer wieder ein anderer. Wenn er stirbt, ist er seinem Bewußtsein nach ein anderer geworden, und gar nicht mehr derselbe, der er bei der Geburt war, und ist doch wieder derselbe geblieben als Einzelwesen. Alle verschiedenen Zustände seines Anderswerdens sind durch das gemeinschaftliche Band der Natur und des Selbstbewußtseins mit einander verbunden. Wir unterscheiden also in dieser lebendigen Entwicklung des persönlichen Bewußtseins drei in sich verschiedene Momente, den ursprünglichen Zustand der natürlichen Anlage, die Veränderung des ersten Zustandes durch die Freithätigkeit des persönlichen Wollens und die natürliche Verwandlung der leiblichen Zustände, und drittens das persönliche Bewußtsein, daß

ein und dasselbe Individuum diese Wandlungen durchlauft und stets ein anderes wird, ohne doch in diesen Wandlungen sich selbst zu verlieren. Jedes lebendige Wesen ist und lebt, wird stets anders, und bleibt doch in jeder Wandlung seiner Zustände dasselbe. Jedes lebendige Wesen ist Eines, wird ein anderes und bleibt dasselbe. Das bewußte persönliche Wesen ist ebenso Eines, wird ein anderes, und weiß immer, daß es sowohl das Eine, wie das andere zugleich ist. Dasselbe ist bei Gott, in wiefern Er lebt, nur bei Gott nicht in endlicher und zeitlicher, sondern in unendlicher und vollkommener Weise der Fall. Wie Gott Eins ist an sich, ist er doch wesentlich zugleich auch ein anderer, weil Er als lebendiger Gott stets ein neues Leben in sich entfaltet, indem Er den Sohn erzeugt. Aber Er wird nicht erst ein Anderer, wie der Mensch durch allmähliche Entwicklung und Fortbildung, sondern i st ein Anderer von Ewigkeit. Dieses andere in Gott durch Gott erzeugte Leben ist vollkommen verschieden der Person nach von dem Einen erzeugenden als Anderer, als zweite Person von dem Einen, der ersten Person, und vollkommen dasselbe der Natur nach.

7. Die Eine erste Person ist nothwendig ein unbeschränkt lebendiges, und also auch wirkendes, hervorbringendes, erzeugendes Wesen. Was aber das vollkommenste Wesen erzeugt, hat gar keine Unvollkommenheit, ist vollkommen, wie der Erzeugende. Der Erzeugte ist wie der Erzeuger. Beide aber sind verschiedene Personen, eben weil der Erzeugte, der Sohn, nicht der Erzeuger, der Vater ist, aber nicht verschiedene Wesen, denn nicht eine von sich verschiedene Substanz zeugt das höchste Wesen, sondern nur eine andere Person. Wenn nun Gott sein Wesen entfaltet in ewiger Unveränderlichkeit seiner Natur, so ist diese Entfaltung nichts anderes, als ein Erzeugniß seines einheitlichen persönlichen Selbstbewußtseins, ein ewiges Anschauen und Aussprechen seiner selbst in einem Andern. Was aber diese vollkommene Lebenseinheit ausspricht, ist ihr eigenes Leben in gleicher Lebenseinheit, ist der ewige Sohn des ewigen Vaters.

8. Der Sohn Gottes ist als das vollkommene Gleichbild des Vaters zuerst Person, und weil vollkommene göttliche Person, so auch in vollkommen göttlicher Natur. Wie Er aber selbst vollkommene göttliche Person ist, hat Er auch ein selbstbewußtes, freies, göttliches Leben. Wäre diese Freiheit nicht eine vollkommene, göttliche, so könnte sie sich auch von dem Vater abwenden, und in ihrer eigenen göttlichen Machtvollkommenheit selbstwirkend und erzeugend eine neue göttliche Lebensthätigkeit

aus sich hervorgehen lassen. Sich vom Vater abwendend müßte sie aber auch von der göttlichen Vollkommenheit, die im Vater und das Urbild der eigenen Vollkommenheit ist, sich ab- und dem Unvollkommenen zuwenden, was die ihr innewohnende göttliche Vollkommenheit nicht zuläßt. Würde der Sohn abermals eine andere Person erzeugen, wie der Vater, so würde der Sohn dieser gegenüber Vater sein, und der Begriff des Vaters wie des Sohnes in Gott sich wiederholen, was undenkbar ist; denn im Vollkommenen gibt es keine Wiederholung. Auch würde jeder neuen Person entweder wieder dieselbe Macht innewohnen, und das göttliche Wesen in eine Unendlichkeit von Personen auseinanderfallen, denen alle Einheit fehlte, oder jede auf diese Weise neu entstehende Person wäre von geringerer Macht als die erzeugende, und dann müßten wir uns eine unendliche Vielheit von immer weiter von der ersten Vollkommenheit sich entfernenden Personen, also ein immerwährendes Abfallen des göttlichen Wesens von sich selbst und seiner ewigen Vollkommenheit denken.

9. Da also in Gott nur Eine Person, der Vater, und Eine, der Sohn, der Eingeborne des Vaters, sein kann, mit zwei Personen aber die Einheit des göttlichen Lebens nicht abgeschlossen und vollendet ist, so kann die dritte Person, in welcher das göttliche Leben wieder zur Einheit des persönlich vollendeten Liebesbundes und der vollkommenen Wesensentfaltung zurückkehrt, nicht Vater und nicht Sohn sein. Der hl. Geist ist nicht zeugend und nicht gezeugt, sondern geht aus dem Wechselleben der beiden ersten Personen als dritte, das ganze Wechselverhältniß beschließende und heiligende Einheit hervor.

Der Vater ist der vom Sohne zuerst als Gott und Vater Geehrte und Geliebte. In dieser Liebe erkennen wir aber wieder eine neue Bewegung im göttlichen Leben, die Bewegung der zwei unter sich verschiedenen göttlichen Personen zu einander. Sie erkennen, lieben und umfassen sich gegenseitig, nicht bloß der Natur nach, in der sie ohnehin gleich und Eins sind, sondern auch der Persönlichkeit nach. Der Sohn sieht, erkennt und liebt in dem Vater nicht bloß die göttliche Vollkommenheit und Herrlichkeit, sondern auch den Vater; der Vater sieht und liebt im Sohne nicht bloß sich, sondern auch den Sohn. Diese Liebe geht nicht vom Sohne allein zum Vater, sondern auch wieder vom Vater zum Sohn. Sie geht nothwendig ewig zugleich von Beiden aus, und schließt und einigt eben dadurch Beide in sich, so daß mit dieser dritten Lebensbewegung Gottes das göttliche Leben vollkommen abge-

schlossen ist, weil es in jeder Hinsicht, in der Natur wie in der persönlichen Liebe, wieder auf sich selbst sich bezieht. Diese dritte Lebensbewegung in Gott ist aber eben so wesentlich, wie die beiden andern eine freie, selbstbewußte, selbstständige Lebenseinheit; ist die dritte Person in Gott, der göttliche hl. Geist, der von Beiden ausgeht. Der Geist ist nicht bloß eine unpersönliche Wechselbeziehung zweier Personen zu einander, sondern selbst Person, weil Er ebenso wie der Vater und Sohn einen eigenen persönlichen Willen in sich hat. Der Vater hat den Willen zu zeugen, den der Sohn und der Geist nicht haben. Der Sohn hat den Willen, des Vaters Willen in freier Liebe zu erfüllen, also nicht Vater zu sein und zu werden, sondern Sohn zu sein und zu bleiben. Dieser Wille kann aber ebenso wenig unfruchtbar sein, wie der Wille des Vaters; aber auch nicht für sich eine neue Thätigkeit erzeugen, ohne den Willen des Vaters. Vereint mit diesem aber läßt der Wille des Sohnes aus sich und dem Vater den Willen der steten Einigung und Heiligung des eigenen Willens im väterlichen hervorgehen. Der Geist will stets die Heiligung und Vollendung des Sohnes im Vater und des Vaters im Sohne, und vollendet und heiligt eben dadurch das göttliche Leben, ohne je etwas Anderes zu wollen, als die Heiligung der Einheit Gottes und alles göttlichen Lebens.

10. Wie aber jede der drei göttlichen Personen eine vollkommene göttliche Lebensbewegung und Lebenseinheit ist, ist dieses Leben in dieser Dreiheit selbst wieder vollkommen Eins. Mit Ueberschreitung der Drei wäre auch die Einheit gebrochen, mit Zurückbleiben hinter der Dreiheit die volle Einheit nicht erreicht, weil dann zwar die Einheit der Natur, aber nicht die Einigung der Verschiedenheit der Personen in der Liebe des Geistes, somit nicht jede höchste Einheit im göttlichen Leben gefunden würde. So ist die Einheit erst mit der Dreiheit vollendet und nur die Dreiheit eine wahre lebendige Einheit.

11. Wer dagegen sagt: es ist und bleibt aber doch stets undenkbar und unbegreiflich, daß Eins Drei und Drei Eins sei, dem kann man nur sagen, daß dieß bloß für denjenigen undenkbar und unbegreiflich ist, der überhaupt nicht denken und nichts begreifen kann. Wer aber irgend etwas in der Welt schon wirklich begriffen hat, hat auch erkannt, daß es gar keine Einheit gibt, welche nicht wesentlich Dreieinheit ist. Die äußerliche Einheit, in welcher ein bloßer Klotz und Stein ohne Leben und Inhalt besteht, wird zur Dreieinheit des Verhältnisses, sobald wir dieselbe mit irgend einem andern Dinge in Wechselwirkung sehen. Von

dem einfachen Dreiecke an, das nur darum einen gewissen Raum einnimmt, weil dieser von drei Seiten eingeschlossen ist, bis zu den höchsten geistigen Lebensthätigkeiten der Menschen und Engel ist alles Leben wesentlich aus drei Richtungen und Bewegungen geeinigt. Eine Einheit, die sich nach zwei Seiten theilt, zeigt bloß die Theilung ohne die Verbindung; eine Einheit, die mehr als drei Seiten enthält, zerfällt in eine bloße Vielheit. Eins ohne Dreiheit ist todt; Dreiheit ohne Einheit eine leere Vielheit ohne innere Beziehung und eigenes Leben.

12. Wenn wir aber auch erkennen, daß nur in der Dreiheit die wahre Einheit sich findet, so möchte es uns, die wir gewohnt sind, die höchste Einheit in der Persönlichkeit zu sehen, schwer fallen, den Unterschied der Personen bei der Einheit der Natur zu erkennen. Daß in Einer Person eine Mehrheit von Beziehungen und Kräften sich einen kann, erkennen wir leicht. Selbst eine wesentliche Dreieinheit der höchsten Lebenskräfte des menschlichen Geistes wird uns offenbar, sobald wir nur überhaupt die ursprünglichen Thätigkeiten der Freiheit in der Natur auf ihre einfachen Grundverhältnisse zurückführen. Wir erkennen zuerst wie im Menschen die Einheit seines persönlichen Bewußtseins im Willen ausgesprochen ist, der sich schon im Kinde als deutlich hervortretender Eigenwille offenbart. Sobald aber der Mensch die Einheit des eigenen Willens in sich findet und empfindet, bezieht er Alles, was er sucht und hört, auf diesen Mittelpunkt, vergleicht Alles mit sich und erkennt den Unterschied der Dinge und ihr Verhältniß zu sich und untereinander durch die Beziehung zu dieser Einheit. Weil er *wollen* kann, kann er auch *denken* und erkennen. Indem nun der Mensch in seinem Willen sich frei fühlt, entsteht in ihm auch die Begierde, diese Freiheit dadurch zu erproben, daß er etwas bildet und gestaltet. Schon in den kleinsten Kindern offenbart sich dieser Bildungstrieb. Sie wollen bauen, schnitzeln, irgend etwas formen, wollen irgend etwas können und ihre Kraft durch Werfen, Schießen und Aehnliches auch nach außen und in die Ferne wirken lassen. So geht mit dem Wollen die Kraft des Denkens und Hervorbringens Hand in Hand. Diese Drei sind unzertrennlich im Menschen verbunden. In diesen drei Grundverhältnissen der Freiheit zur Natur ist eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Verhältnisse der drei göttlichen Personen zu einander nicht zu verkennen. Durch die hervorbringende Thätigkeit im Menschen ist die Aehnlichkeit mit dem Vater, durch die wollende die mit der göttlichen Selbstbethätigung im Worte Gottes und durch die beide vereinigende Erkenntniß das geistige Band bezeichnet,

welches in Gott der hl. Geist ist. Bei dieser Aehnlichkeit der geistigen Kräfte des Menschen darf aber der große Unterschied nicht vergessen und übersehen werden, daß diese Kräfte im Menschen eben nur verschiedene Thätigkeiten einer und derselben Persönlichkeit sind. In Gott aber sind alle Lebensthätigkeiten in sich vollkommen und vollendet. Jede göttliche Lebensthätigkeit ist eine bewußte, freie Einheit für sich, ist Person.

13. Wenn wir aber an dem Unterschiede der Personen in Gott festhalten, so liegt hart daneben ein anderer Irrthum, der nur selten in der Anschauung der Menschen und ihren Gedanken von Gott ganz vermieden wird. Meistens wird nämlich über dem Unterschiede der Personen die Einheit des Wesens und Lebens vergessen. Man denkt sich allzuleicht die drei göttlichen Personen so, wie etwa drei menschliche Personen, die auch unter sich eine Natur gemein haben, oder wie drei Könige, die neben einander ein und dasselbe Reich mit gleicher Macht beherrschen. Diese Anschauung verläugnet aber den Begriff der göttlichen Vollkommenheit, weil sie die Einheit mißkennt. Die göttlichen Personen leben in ihrer göttlichen Vollkommenheit nicht wie drei Menschen ein getrenntes Leben, sondern ein ewig unzertrennliches, untheilbares Leben, sind Eins in der Natur und einig in der Liebe und dem Willen, so Eins, daß eine andere Mehrheit und eine innigere Verbindung nicht gedacht werden kann.

14. Alle Vergleiche, welche man zur nähern Erläuterung dieser Einheit machen kann, reichen nicht hin, um Unterschied und Einheit auch nur annähernd deutlich zu machen. Wenn wir uns die Aehnlichkeit eines Bildes, das ein kunstreicher Meister gemacht hat, mit seinem Urbilde denken, so müssen wir einen Umstand hinzufügen, den kein Bild hat, es muß nämlich nicht nur so ähnlich sein, daß es genau seine ganze Erscheinung wiedergibt, sondern muß überdieß von ihm alle Eigenschaften erhalten haben, die das Urbild selbst besitzt, so daß wir sagen können, daß der Meister ganz in sein Bild eingegangen ist und daß das Bild, welches mit Allem, was es ist, ganz und gar in dem Meister war, nun auch für sich Leben hat und doch wieder nichts will, als nur den Meister offenbaren, der es hervorgebracht hat. Aber dann haben wir nur Bild und Urbild, beide wahr und lebendig und sich gegenseitig vollkommen ähnlich; aber noch kein Drittes, welches aus beiden hervorgeht und keine Nothwendigkeit, daß das Urbild ein solches Abbild und nur Eines hervorbringe, und es ohne äußere Mittel hervorbringen könne.

Näher, aber auch nicht erschöpfend, ist die Vergleichung der Erzeu-

gung des Sohnes mit dem Ursprung des Wortes. In das Wort, welches der Redende lediglich aus sich hervorbringt, will derselbe allerdings sein Empfinden und Erkennen hineinlegen; will das, was innerlich in ihm lebt, durch dasselbe aussprechen. Aber er kann sich nicht ganz in das Wort hinein versetzen, so daß er in dem Worte sein ganzes Leben, Fühlen und Denken lebendig gegenwärtig vor sich sehen könnte, und wenn er es könnte, wenn das Wort das zweite Ich des Sprechenden werden könnte, so müßte dasselbe, um ein treues Bild der göttlichen Lebensentfaltung zu sein, dieses zweite Ich auch unabhängig für sich leben und in Vereinigung mit dem ersten eine neue Verbindung mit dem eigenen Urheber eingehen, mit ihm ein unzertrennliches durch eine dritte Lebenseinheit geeinigtes Leben führen können, so daß das Bild sprechen und im Wort den Bildner erkennen und der Bildner durch das Wort das von ihm gestaltete Bild aus sich heraustreten lassen und wieder in sich zurücknehmen könnte. Kraft, Bild und Wort müßten sich vollkommen gleich und unzertrennlich eins sein.

Am deutlichsten zeigt uns den Unterschied und die Einheit des göttlichen Lebens immer noch das schon gebrauchte Gleichniß des menschlichen Lebens selbst. Jeder Mensch ist durch seinen eigenen Willen ein anderer, als er von Natur aus ist. In seiner Thätigkeit, die aus der Anwendung des Willens auf seine natürliche Anlage hervorgeht, spricht er seine Natur, oder wenigstens so viel von derselben aus, als er in Wort und That übersetzt. Das, was er so durch seinen Willen und seine Thätigkeit geworden ist, ist etwas Anderes, als was er bloß der natürlichen Anlage nach war, und doch nichts Anderes, als was er der natürlichen Anlage nach werden konnte. In dieser Hinsicht gilt das Wort: „der Vater ist größer als Ich" für diese lebendige Entwicklung gleichfalls, wenn wir es auf die Verschiedenheit von Natur und Wille anwenden. Die Natur ist das erste; sie ist vor dem Willen und größer als derselbe, denn der Wille schöpft immer aus ihr, und kann sie doch nie ganz erschöpfen. Ein vollkommener Wille bleibt nun allerdings auch in seinem Wollen nicht hinter der Natur zurück; kann aber doch nicht mehr erreichen, als wozu er in der Natur die Fähigkeit hat, muß also immer das erst in sich gestalten, was die Natur schon hat. Er bewegt sich inner der Natur und die Natur ist somit größer als der Wille, und doch auch wieder nicht größer, da Alles, was der Wille nicht ergreift, auch aus dem Leben hinausfällt, und dem Bewußtsein immer nur so viel von der Natur bleibt, als in den Willen eingegangen ist. In Gott ist nun das

Erste, das was im Menschen natürliche Anlage ist, bereits persönliches Bewußtsein und freie Willenskraft. Dieser erste Wille, die erste Person bleibt daher für die zweite, den Sohn, stets Quelle des Lebens. Wenn auch der Sohn alles Leben des Vaters von diesem empfängt, so hat Er es doch immer vom Vater, und um dieses Ursprüngliche ist der Sohn weniger als der Vater, ohne dadurch an seiner Herrlichkeit etwas zu verlieren, weil diese Eine Seite des Vaters von dem Sohne durch die freie Hingebung an den Vater durch die Ueberschwänglichkeit der dem Vater sich opfernden Liebe ausgeglichen wird.

15. Zwischen dem aber, was der Mensch durch seinen Willen geworden ist und was er von Natur aus war, geht sein Bewußtsein, sein Denken und Empfinden gleichsam vermittelnd hin und her. Er weiß und empfindet, daß ein anderes Leben in ihm entsteht, und daß das alte Leben doch nicht aufgehört hat; daß er ein anderer geworden und doch derselbe geblieben ist. Was nun im Menschen so allmählich und in beschränkter und unvollkommener, und darum auch in unpersönlicher Weise vor sich geht, stellt uns nachbildlich das ewige Leben Gottes im Gleichnisse dar. Gott ist ewig derselbe Eine, der Er von Natur aus ist, und ist ewig ein anderer, ohne darum sich selbst zu verlassen. Beide Thaten seines ewigen Lebens, die Erzeugung des Sohnes und die Hingebung des Sohnes an den Vater, sind in einer dritten ewig vermittelnden göttlichen That, im Willen des hl. Geistes, und durch ihre göttliche Natur in Eins verbunden. Beide sind von dem gleichen Geiste der Hingebung beseelt und heiligen sich durch Aussprechen dieses Geistes, sind drei Personen in Einer Substanz, drei vollkommene göttliche Personen, und dennoch nur Ein göttliches in sich vollkommen einheitliches Wesen und Leben; alle Drei sind für sich Gott und miteinander Ein Gott.

Was wir aber auch immer für Gleichnisse ersinnen mögen, keines wird die Unergründlichkeit des göttlichen Wesens ganz aussprechen. Wird ja nicht einmal ein beschränktes Wesen durch irgend ein Gleichniß ganz ausgesprochen und erklärt. Ein jedes Gleichniß kann nur eine Sprosse sein auf der Leiter der zum Himmel strebenden Gedanken, welche der Gedanke auf dem Boden der Erde aufstellt, weil der Mensch nichts denken kann, ohne die sinnliche Vorstellung. Nur in Gleichnissen können wir zum Höchsten uns erheben; sie sind für uns die unentbehrlichen Mittelglieder zur Erkenntniß der rein geistigen Wahrheit; sind die Sprossen jener Himmelsleiter, die der Patriarch Jakob im Traume gesehen, auf der die Engel Gottes auf- und niedersteigen, und von deren Spitze

aus der Allmächtige dem bedrängten Herzen die tröstlichen Worte verkündet: „Ich bin dein Gott und Herr, und werde dein Hirt sein, und dich nicht verlassen, bis alles erfüllt ist, was Ich dir verheißen habe“ [1].

LXXIX.

Text: „Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater ist der Weingärtner. Jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, wird Er wegnehmen; jede aber, die Frucht bringt, wird Er reinigen, daß sie noch mehr Frucht bringt. Ihr seid schon rein durch das Wort, das ich zu euch geredet habe. Bleibet in mir, so bleibe ich in euch. Wie eine Rebe keine Frucht von sich selbst bringen kann, wenn sie nicht am Weinstocke bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben; wer in mir bleibt und in dem ich bleibe, der wird viele Frucht bringen; denn ohne mich könnt ihr nichts thun. Wer nicht in mir bleibt, der wird wie eine Rebe weggeworfen und verdorret; man sammelt sie, wirft sie in's Feuer, und sie wird verbrannt. Wenn ihr in mir bleibet, und meine Worte in euch bleiben, so möget ihr bitten, was ihr immer wollet, und es wird euch gewähret werden. Dadurch wird mein Vater verherrlicht, wenn ihr viel Frucht bringet, und meine Jünger werdet.“ Joh. 15, 1—8.

Inhalt: Die Vereinigung mit Christus in Glaube und Liebe.

1. Das vorausgehende Kapitel des Evangelisten Johannes hat uns mit den höchsten Wahrheiten der göttlichen Offenbarung vertraut zu machen gesucht. Dem Zuge desselben folgend, haben wir in den letzten fünf Betrachtungen uns vorzüglich mit den erhabensten Geheimnissen der christlichen Offenbarung beschäftigt. Hoffentlich ist uns aus diesen Betrachtungen wenigstens das Eine klar geworden, daß diese von den Mei-

[1] 1 Mos. 28, 15.

sten so sehr gefürchteten Höhen keineswegs so ganz unzugänglich sind, wie es von der Ferne wohl den Anschein hat. Es ist mit diesen Wahrheiten fast ebenso, wie mit den von den Meisten so gefürchteten Hochgebirgen. Von ferne sehen sie manchmal unnahbar steil sich an. Wer aber den rechten Pfad zu finden weiß, oder einem kundigen Führer sich anvertraut hat, ist oft noch mehr überrascht, wenn er sieht, wie das gefürchtete Beginnen so gut und gefahrlos und selbst nicht ohne Reiz und Annehmlichkeit sich überwinden läßt. Allerdings ganz ohne alle Anstrengung und Mühe geht es nicht. Allein wer wird eine in Ansehung des zu erreichenden Zieles in der That unbedeutende Mühe scheuen, wenn es sich um Großes handelt? Das Größte aber, um was es sich für den Menschen handeln kann, ist die Erkenntniß der höchsten Wahrheiten des Glaubens. Von dieser Erkenntniß geht ein Lichtglanz aus, der das ganze Leben verklärt. Die Lichtfreudigkeit, die von dem Anschauen der höchsten Wahrheiten in das Gemüth und in den Geist des Menschen einströmt, macht die Macht des irdischen Lebens zum geistigen Tage. In der Anschauung des Lichtes göttlicher Offenbarung wird das ganze Leben des Menschen ebenso verklärt, wie das Antlitz Mosis, von dem die Schrift sagt, daß ein Lichtglanz von seinem Angesicht ausging, als er von den Unterredungen mit Gott auf dem Berge Sinai zurückkam[1].

2. Wie aber aus der tiefern Erkenntniß der Offenbarung sich über all' unser Thun und Lassen gleichsam Licht und Glanz verbreitet, so wird umgekehrt auch wieder die Höhe der Erkenntniß von unserm sittlichen Streben bedingt. Die Glaubens- und die Sittenlehre hängen unzertrennlich miteinander zusammen. Der Glaube erleuchtet den Willen, der ernste Wille führt zur rechten Erkenntniß der Wahrheit. Darum führt uns auch der Evangelist unmittelbar von der Höhe der Glaubenswahrheiten zu jener Tiefe des sittlichen Bewußtseins, die wir nur in der innigsten Vereinigung mit Christus erlangen. Die ganze Tiefe der christlichen Sittenlehre aber erschließt sich uns in dem Gleichnisse von dem Weinstocke. In diesem Gleichnisse ist die wahre christliche Tugend und Vollkommenheit in einfach natürlicher und leicht verständlicher Weise geschildert.

3. Alles wahrhaft freie, sittliche und selige Leben beruht auf der innigsten Vereinigung mit Christus durch Glaube, Gehorsam und Liebe. Nur wer in dieser freien Vereinigung mit Christus lebt, kann Früchte

---

[1] 2 Mos. 2, 30—35.

des Geistes zum ewigen Leben bringen, wie die Rebe nur dann, wenn sie am Weinstocke bleibt, Früchte bringen kann. Wer aber nicht im Geiste Christi lebt und wirkt, wird ebenso wenig etwas wahrhaft zur ewigen Seligkeit Gedeihliches vor sich bringen, wie die Rebe, wenn sie vom Weinstocke getrennt ist. Wie das Samenkorn nicht wachsen kann, es werde denn in die Erde gelegt, die Blüthe sich nicht entfalten kann, sie bleibe denn an der Pflanze, wie nichts auf dem Gebiete der Natur wachsen und gedeihen kann, es bleibe denn auf dem Boden und in der natürlichen Bedingung seines Wachsthumes, so kann auch nichts auf dem Gebiete des freien, geistigen und übernatürlichen Lebens wachsen und gedeihen, außer unter den Bedingungen, denen das freie Leben seine Entfaltung verdankt. Wie keine Erdenfrucht reift ohne Licht und Sonne, so wird auch keine ewige geistige Frucht reifen ohne Glaube an das Ewige. Alles natürliche Leben hat seinen Grund in der Gnade des Schöpfers; alles übernatürliche Leben der Freiheit hat seinen Grund in der Gnade und Offenbarung des Erlösers. In Ihm allein findet der menschliche Geist die Quelle der wahren Freiheit und Seligkeit.

4. Es ist darum in dem Gleichnisse von dem Weinstocke auch nicht die Rede von einer natürlichen und unfreien Verbindung der Seele mit Gott, sondern von einer übernatürlichen, auf die Freiheit, auf Glaube, Gehorsam und Liebe gegründeten Vereinigung des menschlichen Geistes mit dem Worte Gottes. Nicht wie die Rebe in natürlicher und nothwendiger Entfaltung des Weinstockes aus diesem hervorwächst und zu ihm gehört, nicht so wächst das menschliche Leben und Handeln in natürlicher Weise aus dem göttlichen hervor. Wäre dieß, so wäre das menschliche Leben selbst ein wesentlicher Theil des göttlichen und könnte nicht von demselben getrennt oder, wie das Evangelium sagt, weggeschnitten werden. Dann bedürften wir auch keiner Erlösung und Wiedergeburt, und überhaupt keiner Offenbarung, denn der Mensch würde dann keinen eigenen Willen haben, sondern in unbedingter Abhängigkeit von Gott den göttlichen Willen unabweisbar vollziehen müssen, würde ebenso nothwendig wachsen und verfallen, wie das Blatt am Baume. Wie er nicht sündigen könnte, so könnte er auch nicht erlöset werden. Eine Wiedergeburt durch Christus, eine Erneuerung des Lebens durch Ihn, eine freie geistige Vereinigung mit Ihm wäre dann unmöglich.

5. Sowie wir aber den Unterschied zwischen einer nothwendigen Verbindung und freien Vereinigung mit Gott begriffen haben, werden wir auch verstehen, daß wir auf dem Gebiete der Freiheit nichts ver-

mögen ohne Gott und göttliche Offenbarung. Was wir von dem Schöpfer an natürlichen Kräften erhalten haben, ist an sich gut, in wieferne es nicht durch die Sünde verdorben ist. Das natürlich Kräftige und Gute bringt wieder nur natürlich Großes und Gutes hervor. Handelt es sich aber um Uebernatürliches, so ist das Natürliche allein nicht hinreichend. Alle natürliche Kraft des Elephanten bringt ihn nicht über den Kreis des thierisch vernunftlosen Lebens hinaus. Damit der Mensch über das thierische Leben hinauskomme, wurde ihm eine vernünftige Seele gegeben und mit ihr die Fähigkeit, zu sprechen und das Wort zu vernehmen, und im Worte das Bewußtsein der Freiheit zu besitzen. Das war die erste Gabe des Wortes, ohne welche das Thierische nicht menschlich geworden wäre und nichts Geistiges vermocht hätte.

Aber auch in dem ursprünglichen Zustande der bloßen Fähigkeit, das Gute und Ewige wollen zu können, hätte der Mensch doch die wahre Freiheit nicht zu gewinnen vermocht, ohne die Offenbarung eines besondern göttlichen Gebotes. Darin erst war ihm ein Ziel für seine Freiheit bezeichnet, und die Möglichkeit gegeben, seinen Willen als einen freien und vernünftigen zu erproben. Ohne Offenbarung und Gebot hätte ja der Wille des Menschen gar keinen Anhaltspunkt gehabt, über das natürliche Verlangen hinauszukommen, und keine Macht, sich über die Natur zu erheben.

Die Offenbarung des Gebotes war die zweite Gabe des göttlichen Wortes. Weil aber das Gebot an die Freiheit gerichtet war, so konnte der freie Wille demselben gehorchen oder ungehorsam werden. Für den Fall nun, daß der Mensch das Gebot Gottes freiwillig übertrat, sich von der wahren Freiheit abwendete und in die Knechtschaft der natürlichen Begierde und Sünde verfiel, konnte er sich aus dieser Knechtschaft auch nicht frei machen ohne göttliche Hülfe. Sollte er aus diesem Zustande gerettet werden, mußte Gott noch tiefer zu ihm herabsteigen. Und Gott hat es gethan, hat die menschliche Natur angenommen, in menschlicher Rede Gottes Gebot und im Opfertode den unbedingten Gehorsam unter dasselbe und die göttliche Liebe geoffenbart. Das war die dritte Gabe des göttlichen Wortes. Eine größere Liebesgabe ist nicht mehr möglich. Mit der Offenbarung der höchsten Liebe und des höchsten Opfers dieser Liebe wie des höchsten Gehorsams gegen das göttliche Gebot war die Menschheit von der Herrschaft der natürlichen Selbstsucht, von der sündhaften und unfreien Knechtschaft der Natur erlöset, war mit dem göttlichen Gesetze ausgesöhnt, und jeder Einzelne konnte im Hin-

blicke auf das für Alle vollbrachte Opfer der Liebe ein wahrhaft freies, übernatürliches, Gott wohlgefälliges Leben des Glaubens und der Liebe beginnen. Nicht aus sich selbst vermag der Mensch wahrhafte Liebe zu schöpfen. Sie kann nur von Gott kommen.

Die wahre Freiheit ist in Christus den Menschen offenbar geworden. Nur in der Erinnerung an das Wort der Offenbarung kann der Mensch wirklich frei und sittlich handeln, und wenn er diese Offenbarung nicht kennt, doch in seinem Handeln die Sehnsucht und Begierde darnach ausdrücken. In dieser Sehnsucht hat jedes Wort eine höhere sittliche Bedeutung. Nur im Hinblick auf die wirkliche Offenbarung der göttlichen Liebe ist die volle Befreiung von den natürlichen Begierden und Wünschen, von der Unfreiheit und dem Gesetze des Naturlebens den Menschen erreichbar. Nur was im Sinne und Geiste Christi vollbracht wird, hat Werth und Bedeutung für das neue Leben der Freiheit. Nur in Vereinigung mit Ihm vermag der Mensch wirklich etwas sittlich Großes und Gutes zu vollbringen. Was mit bloß natürlichen Kräften auf dem Gebiete des natürlichen Lebens erreicht wird, es mag noch so groß, erhaben und bedeutsam erscheinen, hat keinen Werth und keine Frucht in einem Leben, das nicht der Natur und der Erde angehört. „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet"[1]; und: „Ohne mich vermöget ihr Nichts"[2], spricht der Herr.

6. So wäre denn Alles umsonst und werthlos, was immer auf Erde Großes und Erhabenes hervorgebracht wurde, außer dem Christenthume? Wir müßten also geringschätzen und verachten die Meisterwerke der Kunst und Wissenschaft, welche die alten Indier und Aegyptier, die Griechen und Römer zu Stande gebracht haben? müßten für Nichts achten Alles, was die Menschen mit natürlichen Kräften erringen und hervorbringen können? Die Frage in dieser Weise gestellt, läßt keine einfache Bejahung oder Verneinung zu. Wir müssen unterscheiden zwischen natürlichem und sittlichem Werth. Allerdings hat das bloß Natürliche und Unfreie auch nur einen vergänglichen und mittelbaren, aber keineswegs ewigen und eigenen Werth. Von allen Werken hat der Vollbringende keinen ewigen Gewinn, in wieferne diese Werke ihrer Absicht nach der Erde angehören. Was hat der Baumeister von seinen Bauwerken, der Feldherr von seinen Schlachten, der Bildhauer von seinen Statuen? Kann er sie mitnehmen in ein anderes, überzeitliches, ewiges

[1] Luc. 11, 23. [2] Joh. 15, 5 u. 2 Cor. 3, 5.

Leben? Und wenn diese Werke uns nicht folgen in ein anderes Leben, was nützen sie uns dann in demselben? Alles was auf Erde Großes vollbracht wurde, hat doch nur einen bleibenden Werth für den Vollbringenden, in wieferne es auf sein geistiges Leben zurückwirkt, und in seinem Geiste den Anfang eines neuen übernatürlichen und freien Lebens begründet. Das was nach außen hervorgebracht wird, ist von Werth, in wieferne es auch nach innen eine bleibende geistige Wirkung in uns hervorbringt; denn jedes Werk, das der Mensch vollbringt, wirkt auf den Willen und die Gesinnung zurück, in wieferne es eben mit Bewußtsein, mit irgend einer selbstgewählten Absicht vollbracht wird. Die bleibende Wirkung, welche diese Werke in uns hervorbringen, hängt daher von der Absicht ab, in welcher sie vollbracht werden.

Der Mensch, welcher die Offenbarung kennt und ihr entgegenhandelt, handelt auch frei, aber nicht mit jener Freiheit, die etwas vermag, sondern mit der Freiheit des ohnmächtigen Trotzes gegen die Wahrheit und das Gute, einer Freiheit, die ihm selber zum Verderben gereichen muß. Diese Handlungen haben eine bleibende und ewige Bedeutung, in wiefern sie den zukünftigen Zustand der Seele bestimmen. Sie machen aber die Seele nicht ewig frei und selig, sondern unfrei und unselig. Auf den Gehorsam und Glauben an Christus kommt es an, welche Früchte die natürlichen Gaben und Mühen bringen werden.

Die Anstrengungen und Mühen des Lebens sind nicht umsonst, wenn sie im Gehorsam gegen die göttliche Offenbarung oder auch nur im Hinblicke und in Hoffnung auf ein höheres Leben vollbracht sind. Nur das, was unfrei und bloß natürlich ist, ist ohne bleibenden Werth. Der große Gelehrte ist nicht darum Gott wohlgefällig und der ewigen Seligkeit werth, weil er Vieles gelernt und studirt hat, sondern er wird dieser Seligkeit nur fähig und würdig, wenn er seine natürliche Begabung im Sinne und Geiste Christi angewendet hat.

7. Traurig wäre es, wenn das natürliche Werk und die natürliche Kraft allein hinreichend wäre zu den Früchten der Ewigkeit. Dann hätten wir ja kein Verdienst, keine eigene Kraft, keinen freien Willen. Tröstlich aber ist es, daß es jedem Menschen in seine Hand gegeben ist, auf dieses natürliche Leben ein höheres seliges Leben zu bauen. Es bedarf dazu nicht großer Anlagen, nicht natürlicher Vorzüge, nicht ungemeiner Thaten, nicht außerordentlicher Anstrengungen. Die höchste Anlage ist eben die, daß wir frei sind dem Willen nach, glauben, hoffen und lieben können. Diese Macht ist allen Menschen verliehen, und eine

höhere haben wir nicht. Mit ihr allein vermögen wir das Höchste, weil wir durch sie den Stamm unseres natürlichen Lebens einpflanzen können in den Boden der Erlösung, in dem er Früchte bringen kann für ein höheres Leben. Ob wir große Anlagen haben oder nicht, ob uns eine bedeutende Aufgabe in der Welt und großartige Mittel zu ihrer Lösung verliehen sind oder nicht, das hat nicht viel auf sich, da wir ja mit dem geringsten natürlichen Mittel das Höchste erreichen können im Glauben an Christus. Es kommt lediglich darauf an, daß wir in Christus wiedergeboren werden zu einem neuen Leben der Freiheit des Glaubens und der Liebe. Auch große Tugendübungen, Bußwerke, Andachten oder irgendwelche selbst auferlegte Werke machen darum nicht immer die wahre Gottseligkeit aus, führen vielmehr oft von der wahren Demuth und dem ausdauernden Gehorsam gegen Gottes Willen ab. Wir haben nichts zu thun und für nichts zu sorgen, als daß wir einfach alles das, was uns Gott auferlegt, im Vertrauen auf Ihn und im Gehorsam gegen seinen Willen auf uns nehmen, und in allem dem, was wir vermögen und sollen, es mag groß oder klein, angesehen oder unansehnlich sein, nur den Geist der Liebe und des opferwilligen Gehorsams gegen Gottes Willen zu bethätigen suchen. Das ist einfach, leicht verständlich und leicht ausführbar!

8. Allerdings ist es nicht immer leicht, den eigenen Willen zu verläugnen und dem natürlichen Begehren zu widerstehen. Aber es ist doch das Leichteste, was wir beginnen können, unsern Willen hinzugeben in den Gehorsam gegen einen höhern Willen, von dem wir stets erfahren, daß er den unsern vergeistigt und beseligt. Wir können ja nirgends unsern eigenen Willen durchführen; müssen wir ihn aber irgendwie verläugnen, so ist es doch leichter, ihn mit dem Bewußtsein eines unsterblichen Zweckes zu verläugnen, als ihn von äußern Verhältnissen gezwungen am Ende dennoch verläugnen zu müssen. Je mehr wir unserm Eigenwillen nachgeben, um so mehr verlieren wir die Freiheit des Willens, um so ungebändigter herrscht der Eigensinn und die Leidenschaft. Wer durchaus keinem Gebote gehorcht, der wird blind seiner Leidenschaft gehorchen. Wer aber einem höhern Willen gehorcht, ist jedenfalls durch diesen Gehorsam schon von dem blinden Naturtrieb frei geworden; denn jedes natürliche Verlangen führt nothwendig zur Unfreiheit. Wer ist unfreier, als der Sklave des Zornes, der Unzucht, der Trunksucht oder irgend eines andern der unzähligen Irrwege des Eigenwillens? Eine böse Frucht alles natürlichen Wandels ist unausbleiblich.

9. Ebenso unausbleiblich ist die Frucht des Gehorsams gegen das Gebot Christi. Jede natürliche Befähigung wird durch den Glauben und den Gehorsam in ein neues Lebenselement eingetragen, und bringt in diesem ihre Frucht. Der Denkende wird sein Forschen nicht aufgeben, sondern es nur auf das würdigste Ziel richten, und in diesem eine gereinigte, geheiligte Lebensanschauung empfangen. Der Thätige, der Herrschende, der künstlerisch Bildende, jeder wird sein natürliches Leben wieder finden, aber als ein anderes, umgewandeltes. Was er thut, hat nicht irdische Zwecke im Auge, sondern ewige, und bringt darum auch solche Früchte; denn sowie die natürliche Kraft allmählich lernt, dem höhern Zwecke zu gehorchen, erhält das eigene Leben einen andern Gehalt und wird nach und nach umgewandelt. Der Herrschende, der Dienende, der Befehlende, der Gehorchende oder was immer auf Erde der Mensch zu verrichten hat, wird in dieser Ergebung zuletzt in der ihm zugewiesenen Thätigkeit selbst das Belohnende und Beseligende sehen. Er wird das, was hart schien, verwandelt sehen, und es wird ihm als das Leichteste erscheinen. Wenn z. B. ein Mann die kleinen Kinder in den Anfangsgründen des Lesens unterrichten soll, mag ihm das vielleicht als etwas Kleinliches und Gemeines erscheinen, wenn er auf den äußern Erfolg und auf die Anerkennung der Menschen sieht. Nimmt er sich aber seiner Pflicht mit Eifer und Liebe an, sieht er, wie seine Fertigkeit, mit den Kindern umzugehen, mit jedem Tage wächst, wie in dieser Fertigkeit selbst sein Geist eine höhere Liebe zur Sache gewinnt, für diese sogar sich begeistert, so hat er ja an sich selbst erfahren, daß es nur an ihm liegt, in dem scheinbar Unbedeutenden den Grund eines eigenen, freien und geistigen Lebens zu finden, welches seine Freude und Beruhigung in sich selber besitzt.

10. Nicht auf das kommt es an, was wir vollbringen, sondern auf die Freiheit, mit der wir es vollbringen. Nicht in äußern Worten lebt der Geist, sondern in der Freiheit. Das ist das traurigste Mißverständniß des Lebens, wenn der Mensch sich unglücklich fühlt, weil ihm die äußere Anerkennung fehlt. Wer nach äußern Erfolgen, nach Anerkennung der Menschen strebt, hat gar nicht angefangen zu begreifen, was eigentlich zu seinem Glücke fehlt, hat gar nicht angefangen zu erkennen, worin das wahre freie Leben und die rechte Frucht des Geistes besteht. Wer nach Anerkennung und äußern Erfolgen strebt, hat die innere Frucht des Lebens noch gar nicht gekostet. Gerade durch dieses Streben zerstört er jede geistige Frucht, denn er veräußerlicht sein innerlichstes Vermögen.

Die wahre Frucht ist aber das Innerlichste: das Zusammenziehen aller Kräfte in Einem Punkte, im Glauben und in der Liebe. Aus diesem Einen Mittelpunkte, der von allem Irdischen und Aeußerlichen durch den Gehorsam und Glauben an Gott sich losgeschält hat, geht allein ein neues Leben hervor. Die geistigen Früchte müssen darin den natürlichen ähnlich sein, daß neues Leben aus ihnen hervorgeht. Wo aber der Geist das natürliche Leben in irgend einer Anlage, in irgend einem Berufe ergreift, und im Gehorsam gegen ein höheres Lebensgesetz in opferwilliger Liebe vollbringt, was das Leben ihm auferlegt, da muß dieser Glaube auch Früchte bringen. Es ist ganz unläugbar, daß in dem Glauben selbst schon eine höhere Kraft liegt. Wenn nun diese Kraft in der Liebe Gottes Wurzel schlägt und aus dieser Liebe unerschöpfliche geistige Nahrung erhält, muß sie ja zur vollständigen Reife und Selbstständigkeit ihres eigenen Wesens und Verlangens gelangen. Wer wahrhaft an Christus glaubt, dem kann auch die Wiedergeburt, die Frucht des Glaubens nicht fehlen. Jeder neue Schritt auf dem Wege des gläubigen Gehorsams gegen das Gebot der Freiheit und Liebe gibt eine höhere Bürgschaft dieses innern Lebens. Wer die Anfänge dieses wahren Lebens der Freiheit einmal empfunden, die göttliche, übernatürliche und darum bleibende Lebenskraft in ihnen erkannt hat, wie kann der zweifeln an der Wahrheit der göttlichen Verheißung? Was auch immer über ihn kommen mag, weiß er doch das Eine gewiß, daß die Freiheit das Höchste ist und daß sie durch Glaube und Liebe allein vollendet wird, daß durch sie das Leben von den Banden der Vergänglichkeit losgelöst, frei und ewig wird. Mag der Leib zerfallen, der Geist wird bleiben; mag die Welt in Trümmer gehen, über ihre Trümmer wird triumphirend und unsterblichen Lebens froh die Freiheit und die Liebe sich erheben.

LXXX.

Text: „Wie mich mein Vater liebt, also liebe ich euch. Bleibet in meiner Liebe. Wenn ihr meine Gebote haltet, so bleibet ihr in meiner Liebe, sowie auch ich die Gebote meines Vaters halte und in seiner Liebe bleibe. Dieß habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch bleibe und eure Freude vollkommen werde. Dieß ist mein Gebot, daß ihr einander liebet,

wie ich euch liebe. Eine größere Liebe hat Niemand als diese, daß er sein Leben läßt für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr thut, was ich euch gebiete. Ich nenne euch nun nicht mehr Knechte, denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut, sondern Freunde nenne ich euch, weil ich Alles, was ich von meinem Vater gehört, euch kund gethan habe. Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt und euch dazu bestimmt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und daß eure Frucht bleibe; damit euch der Vater Alles gebe, was ihr immer in meinem Namen bitten werdet." Joh. 15, 9—16.

Inhalt: Die Freundschaft in ihrer natürlichen und übernatürlichen Bedeutung.

1. Das Gleichniß vom Weinstock deutet auf die innigste Verbindung und Vereinigung der Menschen mit ihrem Heiland und Erlöser hin. Damit wir aber die Art dieser Vereinigung nicht mißverstehen, damit wir nicht meinen, Gott könne mit irgend einem Geschöpfe eine natürliche Verbindung eingehen, so daß das Geschöpf gleichsam aus Gott hervorgehe, wie die Zweige eines Baumes aus diesem, oder in Gott eingehe, wie der Strom in das Meer sich ergießt und in ihm verschwindet, damit wir erkennen, daß die Vereinigung lediglich eine freie sei, welche durch den Glauben und Gehorsam allein vermittelt werden könne, bezeichnet sie Christus in der Fortsetzung seiner Rede als ein Freundschaftsverhältniß und weiset ausdrücklich auf solche Mittel dieser Vereinigung hin, die ganz bestimmt ein freies, persönliches Verhältniß bezeichnen. „Ihr seid meine Freunde," spricht Er zuerst, „wenn ihr thut, was ich euch gebiete;" und dann im Verlaufe der Rede: „Nicht mehr Knechte nenne ich euch, denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut, sondern Freunde nenne ich euch, weil ich Alles, was ich von meinem Vater gehört, euch kund gethan habe." Er selbst machte also ausdrücklich die höchste und innigste Vereinigung mit Ihm abhängig von unserer Erkenntniß und unserm Gehorsam gegen seine Gebote. Dieser Gehorsam aber ist um so nothwendiger, je weniger ohne denselben Erkenntniß und ohne Erkenntniß Liebe möglich ist. Das natürliche Leben lernen wir kennen, indem wir nothwendig von ihm abhängig sind. Das übernatürliche Leben der Freiheit erkennen wir aber nur, indem wir mit freiem Willen uns demselben hingeben. Der Gehorsam ist nur Pflicht,

nicht Zwang, ist freies Entgegenkommen des Willens gegenüber einer freien Offenbarung.

2. Die Freundschaft ist die Blüthe der Freiheit. Sie ist darum ein Gefühl, das dem Menschenherzen als ein inneres geistiges Lebensbedürfniß angeboren ist. Das Menschenherz will irgend eine befreundete Seele haben, und muß sie haben, wenn ihm das Leben selbst nicht öde und ungenießbar erscheinen soll. Jede Seele, welche keine andere findet, der sie mit Freude sich mittheilen kann, der sie liebend vertrauen darf, fühlt sich in dieser Einsamkeit und Verlassenheit ihrer höchsten Kraft beraubt. Ein Herz ohne das Gefühl der Theilnahme und Freundschaft für Andere ist wie ein Haus ohne Feuer, wie ein Körper ohne Lebenswärme, wie das Jahr ohne Frühling, wie der Frühling ohne Blumen, wie eine Wüste ohne Wasser, ist ein armes, düsteres, frostiges Leben. Wie der erste Frühlingshauch auf den erstarrten Schmetterling wirkt die Wärme des Herzens, welche Freund und Freund verknüpft, auf die von der Lieblosigkeit der Welt erstarrte Seele. „Ein treuer Freund," sagt die heil. Schrift, „ist ein starker Schirm; wer einen solchen findet, hat einen kostbaren Schatz gefunden; mit einem treuen Freunde läßt sich kein anderes Gut vergleichen, weder Gold noch Silber wiegen so schwer, als seine Güte und Treue, er ist eine heilsame Arznei des Lebens und der Unsterblichkeit, und nur die Gott lieben, finden einen solchen" [1].

3. Ist aber der Gedanke, einen wahren, treuen Freund zu haben, an sich schon ein dem Menschenherzen unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl, wie erhebend muß erst der Gedanke sein, den hier das Evangelium dem Herzen nahe legt, daß der Heiland der Welt selbst nicht nur unser Erlöser und Lehrer, sondern auch unser Freund sein will! Welcher Trost und welche Fülle von unerschöpflicher Freude liegt in diesem Gedanken! Das Glück, das in dieser Empfindung das Herz durchströmt, ist so groß, daß uns gleichsam vor seiner Größe bange wird. Auch wenn wir nicht zweifeln an dem Worte des Herrn, wenn wir in unerschütterlichem Glauben seinen Verheißungen uns hingeben, auch dann noch scheint uns die hier gebotene Fülle der Liebe so reich und groß, daß wir immer fragen: wie ist es denn aber möglich? wie kann Gott sich so tief herablassen, mit den Menschen zu verkehren, wie ein Freund mit dem Freunde? wie darf des Menschen Auge und Gedanke sich so hoch erheben, den Höchsten selbst zum Freunde zu begehren?

---

[1] J. Sir. 6, 14—16.

4. Ehe wir aber dieser Sorge Raum geben, sollten wir doch zuerst fragen, was ist denn eigentlich die Freundschaft? Das ist nun allerdings nicht so leicht mit ein paar Worten zu sagen. Worte und Begriffe sagen oder erklären überhaupt für sich nichts oder nur sehr wenig. Es ist ganz verkehrt, die Erkenntniß des Lebens aus vorgefaßten Meinungen und eingelernten Begriffen schöpfen zu wollen. Der richtige Weg zur wahren Erkenntniß ist allein derjenige, der die Begriffe aus dem Leben zu schöpfen versucht. So wollen wir denn auch das Leben und seine Entwicklung im Menschen betrachten, und wir werden dann auch wohl erkennen, worin jene Seite des Lebens besteht, die sich im Bedürfnisse und Gefühle der Freundschaft offenbart.

5. Daß der Mensch mit dem Gefühl der Unabhängigkeit seines Willens geboren wird, wissen wir, und können uns davon schon am kleinsten Kinde überzeugen. Das Gefühl der Unabhängigkeit offenbart sich am schärfsten ausgeprägt in der Lust, zu befehlen und zu herrschen. Diese regt sich aber schon in der frühesten Jugend. Schon der kleinste Bube spielt mit Leichtigkeit und angebornem Herrschergenie den Haustyrannen. Ueberhaupt je unmündiger und unselbstständiger der Wille im Menschen ist, desto herrschsüchtiger ist er auch. Schwächlinge am Geiste sind stets geneigt, Tyrannen zu sein. Dem Menschen fehlt nicht die Lust, wohl aber die Kraft und die Weisheit, zu herrschen. Ihm kommt von Natur aus zu, nach Erkenntniß und Vollendung seiner Kraft erst zu ringen. Der rechte Herrscher aber muß im Besitze derselben sein. Je mehr also der Mensch zu herrschen begehrt, desto weniger ist er würdig und fähig, das Herrscheramt zu üben. Nur als Stellvertreter einer höhern Gewalt kann er den Beruf haben, zu herrschen, aber nicht aus sich selbst. Darum verweiset Christus seinen Jüngern auch ernstlich die Lust, über Andere herrschen zu wollen, und sagt ihnen deutlich, worin des Menschen wahrer Herrscherberuf bestehe: „Wer unter euch der Erste sein will, sei euer aller Diener“ [1].

6. Zum Dienen ist der Mensch geboren und nicht zum Herrschen. Wer recht zu dienen versteht, hat den Schlüssel zu allem wahren und bleibenden Lebensglücke gefunden. Das Dienen aber hat verschiedene Stufen. Wer aus Zwang dient, ist Sklave; wer um Lohn dient, ist Knecht; wer um Liebe dient, ist Freund. Aus Zwang dienen müssen, ist des vernünftigen und freien Wesens unwürdig. Der Zwang erniedrigt

[1] Matth. 20, 27.

die Person zur Sache. Nur das Unfreie kann dem reinen Zwange unterliegen. Selbst zu herrschen über Sklaven ist des freien und vernünftigen Menschen unwürdig. Wer die freie menschliche Kraft wie ein blindes Werkzeug gebraucht, erniedrigt und entehrt sich selbst in der Erniedrigung Anderer, verzichtet auf die Freiheit, und setzt den Willen, wie an Andern, so an sich selbst, in die Region der unvernünftigen, blinden Natur herab.

Freier als der Sklave ist der Knecht, der um Lohn dient. Er dient, weil er will, weil er den Lohn begehrt. Aber er dient eigentlich nicht dem Herrn. Der Herr ist ihm gleichgültig und fremd. Was er will, ist der Lohn. Mit dem will er schalten nach freiem, eigenem Ermessen. Nur seine Arbeit gehört dem Herrn, nicht sein Wille. Der Knecht sucht nicht eine freie Vereinigung mit dem Herrn und der Herr nicht mit dem Knechte. Sie sind beide um eine Sache mit einander übereingekommen und die Personen, die Herzen bleiben sich fremd. Im Lohndienste findet daher die Freiheit des Willens keineswegs ein ihres Bestrebens würdiges Ziel. Der Knechtesdienst kann nur Mittel zu eigenen Zwecken, nicht selbst Zweck sein.

Eine freie persönliche Einigung kann nur sein, wo das Verhältniß zwischen zwei Personen ein gegenseitig freies ist, wo Einer dem Andern dient um seiner selbst willen. Nur wo Liebe um Liebe dient, ist der Dienst selbst Zweck des Dienens. Dieses gegenseitige Verhältniß des Dienens aber, da Einer dem Andern um Liebe dienen will, nennen wir Freundschaft. Die Freundschaft beruht also auf gegenseitiger Dienstleistung und gegenseitigem Bedürfniß. Je mehr Einer des Andern bedarf, je mehr Einer dem Andern dienen kann und will, um so inniger und dauerhafter ist die Freundschaft.

7. Je nach der Art und dem Maße des gegenseitigen Bedürfnisses und der gegenseitigen Hülfeleistung gibt es darum auch verschiedene Stufen und Grade der Freundschaft.

In erstem Grade nennen wir schon denjenigen Freund, von dem wir nur die Möglichkeit vor uns sehen, daß er uns und wir ihm dienen können. Auch die hl. Schrift gebraucht den Ausdruck „Freund" oft in diesem Sinne, wie in der Erzählung von dem Hausvater, der zu dem Eingeladenen spricht: „Freund, rücke hinauf" [1].

Im engern Sinne nennen wir dann diejenigen Freunde, bei welchen

---

[1] Luc. 14, 10.

wir vermöge unseres natürlichen Verhältnisses zu ihnen Ursache und Gelegenheit haben, ihnen unsere Dienste zu widmen und Gegendienste von ihnen zu erwarten, wie Bekannte und Verwandte. Auch in diesem Sinne bedient sich die hl. Schrift oft des Ausdruckes „Freund", wie es in der Parabel von dem Weibe, das den verlornen Groschen findet, heißt: sie ruft ihre „Freunde und Bekannten" zusammen [1].

Im eigentlichen Sinne aber können nur diejenigen als Freunde bezeichnet werden, welchen die gegenseitige Erkenntniß ihrer geistigen Eigenschaften das Gefühl verleiht, daß sie in ihrem innern geistigen Leben sich einander bedürfen und gegenseitig ergänzen, so daß also gerade diejenigen, deren Streben auf ein gemeinschaftliches Ziel gerichtet ist, sich einander um so lieber dienen, je verschiedener ihre geistige Anlage ist. In dem gemeinschaftlichen Ziele unseres Strebens liegt die Hinneigung zu Andern, das Bewußtsein der geistigen Uebereinstimmung und des wechselseitigen Verständnisses. Auf dieses gegenseitige Verständniß gründet sich jegliches Vertrauen und jegliche Achtung. Wenn aber Zwei und Mehrere nach einem und demselben Ziele streben, so müssen sie es mit verschiedenen Kräften und Anlagen thun, damit sie einander bedürfen und sich gegenseitig wirklich und in der That unterstützen können. Nur wo verschiedene Kräfte vereint einem gemeinsamen Ziele zustreben, da ist Freundschaft möglich und das Gefühl der Verbindung der Herzen lebendig.

8. Aber auch diese Vereinigung hat ihre Stufen und Grade; anders gestaltet sich die Freundschaft des ersten Jugendalters, anders die des Jünglings, anders die des Mannes; anders ist die Freundschaft des Herzens, anders die der Seele und wieder anders die des Geistes. Der Knabe findet am leichtesten Freunde. Jeder, der eine ähnliche Neigung offenbart, ist gleich sein Freund. Ja oft macht sich die Aehnlichkeit der Neigung erst durch den Umgang. Dem Knaben schwebt noch kein Ziel und kein bestimmtes Mittel des geistigen Lebens vor Augen. Es ist ihm die geistige Richtung des Andern, an den er sich anschließt, ziemlich gleichgültig. Die Aehnlichkeit der Verhältnisse und Neigungen bindet schon die Herzen, eben weil sie noch unentwickelt sind, und noch nicht wissen, was da werden soll und nur das Bedürfniß kennen, Freud und Leid mit solchen zu theilen, die gleichmäßig mit ihnen fühlen können. Aber auch in diesem unbestimmten Drange nach Mittheilung und gegenseitigem Austausch der Gefühle, welcher die ersten Jugendfreundschaften knüpft, ist

---

[1] Luc. 15, 9.

es immer auch der Unterschied der Empfindungen auf dem gleichen Gebiete, der die Herzen enger verknüpft. Das weiche Herz sucht das stärkere, der Zaghafte den Kühnen, der Selbstständige den Nachgiebigen. Verwandtes Streben bei ungleicher Kraft gibt dem Bunde Kraft und Dauer.

Aber allerdings ist diese Einheit gewöhnlich nicht von langer Dauer. Das Streben ändert sich und mit ihm das Bedürfniß der Herzen. Der Jüngling ringt nach andern Idealen und sucht sich Gesinnungsgenossen für die Träume seiner Seele. Nun knüpfen sich Freundschaften anderer Art, feuriger, tiefer als die ersten, aber meistens noch weniger lange dauernd. Denn diese idealen Bestrebungen der Jünglings-Begeisterung sind zu allgemein, die eigene Kraft noch zu unbestimmt, das Leben selbst zu wenig fest und begriffen, als daß die Ziele sich nicht ändern sollten. Mit dem Ziele aber ändert sich die Gesinnung, und selbst die verwandten Seelen verstehen sich bald nicht mehr.

Jeder geht nun auf eigener Bahn einem bestimmten Ziele zu, oder hat wenigstens in beschränkten Grenzen seine bestimmte Lebensaufgabe zu wahren, aus der Keiner ohne Gefahr herauszutreten wagen darf, und in die es ebenso schwer ist für einen Andern, mit verstehendem Sinne rathend, helfend und maßgebend einzugreifen. Darum ist es dem selbstbewußten Manne so schwer, einen wahren Freund zu finden. Schwer ist es, über das Ziel, noch schwerer über die Mittel sich recht und innig zu verständigen, und wenn auch, so muß der Mann seine Kraft zuerst allein versuchen, er muß es versuchen, seinem Berufe aus eigener Kraft zu genügen. Je höher das geistige Leben, desto unabhängiger ist das Streben, desto seltener die gegenseitige Erkenntniß, desto geringer die Uebereinstimmung zweier selbstständiger Männer. Es ist darum gerade im Christenthume das Bedürfniß der Freundschaft viel weniger lebhaft, als im alten Heidenthume, nicht weil die Menschen herzloser, sondern weil sie selbstbewußter in ihrem geistigen Streben geworden sind. Dem Christen kann es nicht genügen, bloß im Einzelnen und vorübergehend sich Andern anzuschließen und in dem und jenem Andern Vertrauen zu schenken. Nur in der vollen Uebereinstimmung der Gesinnung kann die ächte christliche Freundschaft sich bilden. Ganz aber ist diese Hingebung nicht möglich, wo Jedem das eigene höchste Ziel vor Augen schwebt und Jeder dieses Ziel nicht mit Hülfe eines Andern, sondern nur mit Hülfe göttlichen Beistandes erreichen kann.

9. Die Sehnsucht nach Verständniß und Hülfe, nach freundschaft-

licher Theilnahme hört aber im Christenthume nicht auf. Sie ist nur auf ein höheres Ziel gerichtet und macht höhere Anforderungen. Die natürliche Neigung kennt aber nur ein theilweises Sichkennen und Unterstützen, ein ewiges Ringen und Streben nach jenem unbedingten Vertrauen auf Liebe und Freundschaft, die in allen natürlichen Bestrebungen sich kundgibt, die im Knaben sich offenbart, im Jüngling zur Begeisterung erwächst und selbst den Mann nicht verläßt, und die doch nirgends auf Erde vollkommene Erfüllung findet. Keiner kennt den Andern ganz und in seinem tiefsten Wesen — es kennt ja Keiner sich selber ganz. Keiner kann dem Andern ganz zum höchsten Ziele helfen. Jeder ringt ja erst nach dieser Erkenntniß und nach dieser Erfüllung, und Jeder kann daher, je mehr er dem Andern Freund ist, nur um so aufrichtiger sagen, daß er ihm nicht Alles sein kann, was der Freund dem Freunde sein soll. So wird Jeder den Andern nur immer auf den einzigen Freund hinweisen, der aller Menschen Bedürfniß allein im Herzen trägt, der sich als der höchste Helfer und als der liebendste Menschenfreund geoffenbart hat, auf den, in welchem allein aller Menschen Wesen verborgen und offenbar ist, der allein alle Bedürfnisse des Menschenlebens kennt und alle Sehnsucht erfüllen kann.

Gott allein ist der wahre Freund des Menschen. Jeder Andere sucht das Eigene. Keinem kann man ganz allein um Liebe dienen, weil kein Anderer volle Liebe gibt, als der allein, der Alle zuvor geliebt hat. Ist das dem Christen in tiefster Seele klar geworden, dann erst hat sein Herz allen Trost gefunden, dann ist die Sonne der Liebe und Freundschaft, das Gefühl des höchsten Glückes im Herzen aufgegangen.

10. Nur Ein Zweifel könnte in diesem beseligenden Gottvertrauen das Herz beschleichen. Die Freundschaft ist etwas Gegenseitiges; die Dienstleistung muß vom Freund zum Freunde gehen. Was aber können wir dem göttlichen Menschenfreunde geben, das wir nicht zuvor schon von Ihm erhalten hätten? was können wir Ihm geben, das Er von uns bedürfte? Nur Eines können wir Ihm geben, das Er allerdings auch nicht bedarf, aber doch von uns erhalten will, auch wenn Er es nicht bedarf. Wir können Ihm unsere Liebe geben. Diese unsere Liebe aber macht uns fähig, seine Liebe zu empfangen, und sie nicht bloß als Lohn, sondern als Gabe der Liebe, als Geschenk der Freundschaft zu empfangen, weil sich Gott unsere Liebe so gefallen läßt, als bedürfte Er dieselbe.

Die wahre Liebe gibt stets so, als wenn sie durch das Geben etwas

von dem empfänge, dem sie gibt. Selbst in der irdischen Freundschaft können wir die Spuren dieses übernatürlichen Gefühles entdecken. Wenn der geistig Schwächere empfängt, so fühlt er sich dankbar demjenigen verpflichtet, von dem er die Schätze des Geistes empfangen hat, die ihn nun bereichern. Aber auch der Gebende fühlt sich glücklich, geben zu können. Er fühlt sich demjenigen verpflichtet, der ihm Gelegenheit gibt, ihm von seinem Reichthum mitzutheilen. Wo Menschen zusammen kommen, von denen die einen nichts zu geben haben, die andern nichts annehmen wollen, wo jeder mit sich zufrieden auf sich selbst sich beschränkt und die Gabe des andern von sich abweist, da hört jedes gegenseitige Verständniß, jede Theilnahme und jede Vereinigung der Herzen und Geister auf. Nur wer mit Freude nimmt und mit Freude gibt, ist im Nehmen und im Geben glücklich.

11. Das ist das große Geheimniß der Liebe, daß sie durch Mittheilung und Theilung nichts verliert. Je mehr wir Liebe geben, desto mehr empfangen und haben wir in uns selbst. Wir werden reicher mit jeder Gabe, die wir austheilen. Das liebende Herz sehnt sich daher, mehr und mehr geben zu können, und betrachtet denjenigen, der sich etwas geben läßt, als Wohlthäter. Ist das schon in der menschlichen Liebe so, wie viel mehr in der unendlichen, vollkommenen, göttlichen Liebe. Daß sie unendlich geben kann und will, ist ja die Herrlichkeit dieser Liebe, die daher stets ein göttliches Verlangen hat, uns geben zu können. Gott liebt die Seinigen deßwegen, weil sie sich lieben lassen. Wer das Bedürfniß empfindet, Gottes Liebe zu gewinnen, wird Gottes Liebe dadurch verdienen, daß er sie anzunehmen bereit ist, und dient Gott, indem er Gott um Liebe dient, und verherrlicht Gott, indem er der Herrlichkeit der göttlichen Liebe Raum gibt im eigenen Herzen.

12. Gottes Liebe in ihrer unendlichen Fülle verherrlicht sich eben dadurch, daß sie unendlich gibt. Nur wer nicht geliebt werden will, wer nichts begehrt von Gott, der ist von seinen Gaben ausgeschlossen. Wer fertig ist mit sich, wer selbstzufrieden mit seinem Leben und Streben abgeschlossen hat, der ist der Liebe Gottes fremd, weil er sich nichts weiter von derselben will geben lassen. Er begehrt höchstens von der Allmacht Lohn oder Geschenke, begehrt etwas von Gott, was nicht Gott ist, etwas Aeußerliches, was Gott und seiner Liebe fremd ist. Dieses Begehren aber wird nicht von Gott erhört, oder wenn es erhört wird, doch nicht um seiner selbst willen erhört, sondern nur, um den Menschen zu reizen, Höheres zu begehren. Wer Geringes begehrt, wird

nicht erhört, weil er eine des Gebers unwürdige Gabe begehrt. Wer zu Gott bittet, muß auch um Göttliches bitten. Nicht wer zu viel begehrt, bleibt unerhört, sondern wer zu wenig begehrt. Nur wer im Begehren nach geistlichen Gütern ganz unersättlich ist, nur der wird erhört, denn nur der bittet nicht wie ein Knecht, der nicht weiß, was sein Herr thut, sondern wie einer, der da weiß, was sein Herr zu geben und zu thun bereit ist. Der allein kennt Gott. Wer Endliches begehrt, begehrt Gottes Freundschaft nicht. Wer aber Unendliches und dieses mit unersättlicher Sehnsucht begehrt, der empfängt, was er verlangt, denn er bittet im Namen dessen, der die Seinigen nicht Knechte, sondern Freunde nennen will, Freunde, denen der Freund Alles gewährt, um was immer sie im Namen der Freundschaft bitten, und jene, die Ihn als Freund kennen und lieben, auffordert, den Vater in seinem Namen zu bitten. „Bisher habt ihr in meinem Namen um nichts gebeten", spricht der Herr; „bittet, und ihr werdet empfangen, auf daß euere Freude vollkommen werde" [1]. „Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt, und euch dazu bestimmt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und daß eure Frucht bleibe, damit euch der Vater Alles gebe, was ihr immer in meinem Namen bitten werdet" [2].

LXXXI.

Text: „Dieß gebiete ich euch, daß ihr einander liebet. Wenn euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehaßt hat. Wäret ihr von der Welt, so würde euch die Welt als das Ihrige lieben; aber weil ihr nicht von der Welt seid, und ich euch von der Welt auserwählt habe, darum hasset euch die Welt. Denket an das Wort, das ich euch gesagt habe: der Knecht ist nicht größer als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen. Haben sie mein Wort gehalten, so werden sie auch das eure halten. Aber dieses Alles werden sie euch thun um meines Namens willen; denn sie kennen Den nicht, der mich gesandt hat. Wenn ich nicht gekommen

---

[1] Joh. 16, 24. [2] Joh. 15, 16.

wäre, und zu ihnen geredet hätte, so hätten sie keine Sünde; nun aber haben sie keine Entschuldigung für ihre Sünde. Wer mich hasset, der hasset auch den Vater. Hätte ich nicht Werke unter ihnen gethan, die kein Anderer gethan hat, so hätten sie keine Sünde; nun aber haben sie dieselben gesehen, und hassen dennoch mich und meinen Vater. So muß aber das Wort erfüllt werden, das in ihrem Gesetze geschrieben steht: „Sie hassen mich ohne Ursache.“ Joh. 15, 17—25.

Inhalt: Das Reich Christi und das Reich der Welt.

1. Wie das 14. Kapitel des Evangeliums Johannis die Glaubenslehre in den Worten der Offenbarung über die göttliche Dreieinigkeit gleichsam zu ihrem höchsten Abschluß geführt hat, so bringt nun dieses folgende Kapitel die entscheidende Grundlehre des sittlichen Lebens zur Geltung. Erst von dem Standpunkte der sittlichen Lebensaufgabe aus kommt alles Uebrige, was in der Glaubenslehre unbegriffen oder unerwiesen geblieben zu sein scheinen mag, zu einem nähern und erklärenden Verständniß. Die Tiefe des natürlichen Lebens bleibt uns ebenso sehr ein nicht ganz zu durchdringendes Geheimniß, wie die Höhe des übernatürlichen. Nur Eines ist gewiß und klar: das sittliche Bewußtsein der persönlichen Freiheit. Mögen Welten kommen und verschwinden, im tiefen Schacht der Erde Geheimnisse sich bereiten, oder in Wolken und Stürmen uns ungelöste Räthsel entgegenkommen, das Alles ist nicht entscheidend für das Leben. Das einzig Gewisse, der sichere Mittelpunkt, auf den wir Alles beziehen können und müssen, weil in ihm allein erst Alles Sinn und Bedeutung erhält, ist das Bewußtsein unserer sittlichen Bestimmung.

2. Die freie sittliche Bestimmung bildet ein eigenes Reich des Lebens in der Welt. Das natürliche Leben hat sein eigenes Gesetz, das Leben der sittlichen Freiheit gleichfalls. Beide folgen verschiedenen Gesetzen, und jedes Gesetz herrscht in seinem eigenen Reiche. So verschieden aber auch diese beiden Reiche des Lebens unter sich sind, können sie doch nicht ohne einander bestehen. Ohne ein sittliches Ziel hätte das Reich der Natur keinen Zweck, ohne natürliche und leibliche Grundlage hätte das sittliche Leben kein Gebiet, auf dem es seine Thätigkeit erbauen könnte.

Beide bestehen sonach mit einander und für einander, und der Widerspruch zwischen Beiden ist ursprünglich kein feindseliger gewesen.

Vielmehr ist das natürliche Leben der Grund des übernatürlichen. Der Geist soll lebend im Leibe frei werden von dem Gesetze der Leiblichkeit. Indem der Geist dem Leibesleben abstirbt, erwirbt er dem Leibe selbst ein unsterbliches Leben. Der Tod des Leibes soll zum neuen Leben im Geiste werden.

3. Für diese Wahrheit dient das natürliche Leben selbst uns zum Zeugniß und Vorbilde. Das Leben der Leiblichkeit lebt nur, indem es fortwährend stirbt, und ist selbst nichts anderes, als ein beständiges Aufgeben seiner selbst, um etwas Anderes zu werden. In jedem Fortschritte des Lebens muß der vorausgehende Zustand aufgegeben werden, damit ein neuer erreicht werde. Der Frühling muß auf den Winter, der Sommer auf den Frühling, die Frucht auf die Blüthe folgen. Das Neue muß das Alte verdrängen, um an dessen Stelle zu treten. Wie das Samenkorn zuerst selbst absterben muß, damit die neue Pflanze entstehe, so muß auch das natürliche Leben absterben, damit der Geist frei werde.

Dieses Absterben selbst ist aber kein gewaltsames Ertödten des natürlichen Lebens, welches ja die Bedingung aller Freiheit ist, sondern ein Verwandeln desselben in einen höhern Zustand, wie in der natürlichen Entwicklung die Speise von dem Essenden nicht vernichtet, sondern in den Organismus aufgenommen, und daselbst in eine andere Gestalt und Lebensform verwandelt, aus einer untergeordneten Stufe des Daseins herausgenommen und in eine höhere versetzt wird. Das Untergeordnete ist bei dieser Verwandlung selbst zwar nur dienend und leidend, aber darum nicht der Verwandlung feind, sondern es sehnt sich nach dieser Verwandlung, weil es dadurch nicht des Lebens beraubt, sondern in einem höhern Grade belebt wird.

4. Woher kommt aber dann die Feindschaft zwischen Geist und Leib, zwischen dem geistlichen und weltlichen Leben, auf welche die Worte des Evangelisten so entschieden hindeuten? Dieser Zustand der Feindschaft ist selbst nicht ursprünglich, sondern später entstanden, ist durch die Freiheit des Menschen erst gewaltsam hervorgerufen. Nicht das natürliche Leben überhaupt ist gemeint, wenn von dem Hasse der Welt gegen Christus und das Reich Christi die Rede ist. Die Natur liebt und haßt nicht. Haß und Liebe wird erst durch die Freiheit in die Natur eingetragen. Die Welt in der Stellung der Feindschaft gegen das Christenthum ist das vom Hasse gegen die Wahrheit durchdrungene Reich der sittlichen Verkommenheit.

Von diesem Reiche, in dem das Uebergewicht des sittlich Bösen

in das natürliche Empfinden und Begehren sich eingetragen hat, spricht das Evangelium, wenn es das Reich der Welt dem Reiche der Wahrheit und des Guten gegenüberstellt. Gegen dieses kämpft das Christenthum, und dieser Kampf, auf den Christus seine Jünger so ernstlich hinweist, war gerade in der Zeit der ersten Verkündigung des Christenthums am heftigsten, weil in jener Zeit der Haß gegen die Wahrheit seinen höchsten Triumph feierte.

5. Gerade in jener Zeit war der Sieg des Reiches der Welt oder der Sitten- und Glaubenslosigkeit vollständig entschieden. Das Uebergewicht der sittlichen Verkommenheit über alle Erkenntniß und Liebe zur Wahrheit war auf's Höchste gestiegen. Das Heidenthum war zur höchsten Unnatur und Verdorbenheit alles natürlichen Grundes der Wahrheit, und das Judenthum zum höchsten Pharisäismus und zur höchsten Mißkennung des übernatürlichen Grundes aller Wahrheit fortgeschritten. Nicht nur „das Fleisch hatte alle seine Wege verdorben auf Erden" [1], sondern auch der Geist hatte alle falschen Wege und Abweichungen von der Wahrheit, die ihm in jener Zeit zugänglich waren, erschöpft. Freiwilliger Mißbrauch der Natur wie der Offenbarung traten dem Christenthum feindselig und mit jenem unbegründeten Hasse entgegen, von dem Christus sagt: „Sie haben mich gehaßt ohne Ursache" [2]. Was den Heiden als Thorheit erschien, war den Juden ein Aergerniß geworden [3]. Das Christenthum war und ist recht eigentlich die Religion des Kreuzes, vom Anfang an bestimmt, durch Haß und Verachtung sich seinen Weg zu bahnen, um gerade darin seine Macht zu beweisen, daß es den Haß durch Duldung und Liebe überwinde. Nichts, was dem weltlichen Sinne der Menschen schmeichelt, erleichterte dem Christenthume seinen Sieg. Die Apostel dieser gekreuzigten Religion wurden so recht eigentlich in die mit Haß gegen die Wahrheit erfüllte Welt gesendet, „wie Lämmer unter die Wölfe" [4]. Wenn diese Religion siegt, so siegt sie nicht durch natürliche, sondern durch übernatürliche Kraft. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" [5], spricht darum der Herr.

6. Der Haß gegen die Wahrheit erfüllte aber nicht bloß damals die Welt, sondern erfüllt sie immer. Die heidnische Gesinnung ist ebenso wenig ausgestorben in der Welt, wie die jüdische. Nicht mehr offen ist vielleicht heutzutage der Kampf beider gegen das Christenthum, aber

---

[1] Gen. 6, 12. [2] Joh. 15, 25. [3] 1 Cor. 1, 23. [4] Luc. 10, 3; Matth. 10, 16. [5] Joh. 18, 36.

darum nur um so gefährlicher. Gar Viele kämpfen unter dem Schilde christlicher Gesinnung als verborgene Juden oder Heiden gegen die christliche Wahrheit. Unter dem Scheine, für die natürliche Wahrheit und Empfindung das Wort führen zu wollen, unter dem Schilde sentimentaler oder philosophischer Phrasen kämpft die heidnische Unnatur gegen die wahre natürliche Bestimmung des Menschen, die das Christenthum verkündigt, und klagt jede vom christlichen Geiste geforderte Selbstverläugnung, jeden sittlichen Ernst als Unnatur an. Unter dem Scheine des Glaubens und der Treue gegen die höhere Autorität wie des unbedingten Gehorsams gegen das Gebot wird die innere Entwicklung, die lebendige geistige Erkenntniß, die Wiedergeburt des Geistes geläugnet und bekämpft. Jetzt wie vor tausend Jahren ist kein Prophet angesehen in seinem Vaterlande, weil jetzt wie damals in den Herzen der Menschen selbst die verdorbene Natur und sündhafte Eigenliebe der Lüge und dem feindseligen Widerspruche gegen die Wahrheit und Sittlichkeit Vorschub leistet. Jetzt wie weiland findet der Einzelne sich in seiner Eitelkeit verletzt, wenn er einem Andern die Ehre geben und bekennen soll, daß er von Andern noch etwas lernen könne.

7. Jeder hält sich für berufen und berechtigt, zu lehren; Jeder glaubt auf die gleiche Auszeichnung und Gnade Anspruch machen zu können. Darin hat nun freilich Jeder auch zum Theile Recht, daß Gott Keinen von dem Reichthum seiner Gnade ausgeschlossen habe. Daß der Eine hinter der religiösen und sittlichen Erhebung des Andern zurückbleibt, ist seine Schuld. Eben darum ist es dem Zurückbleibenden um so unausstehlicher, wenn er einem Andern einen Vorzug zugestehen soll, den er selbst ebenso gut hätte erreichen können, weil er fühlt, daß sein Versäumniß kein unverschuldetes ist. Er erträgt darum eher noch den Ruhm und guten Namen des längst Verstorbenen, als den des Zeitgenossen, weil die Vergleichung mit dem eigenen eingebildeten Verdienste dabei nicht so augenfällig hervortritt. Ist aber die Auflehnung gegen die Anerkennung fremden Verdienstes und fremder Belehrung, welche lediglich aus der verletzten Eitelkeit entspringt, unberechtigt, so folgt daraus noch nicht, daß der, dem widersprochen wird, daß der Gehaßte, Verachtete, Verfolgte schon darum im Rechte und im Besitze der Wahrheit sein müsse, weil ihm widersprochen wird. Nicht der Widerspruch und der Haß selbst beweist etwas für oder gegen die Wahrheit. Es ist gefährlich, von der Welt gelobt und geliebt zu werden, aber von ihr gehaßt zu werden darum noch kein Zeichen der Aus-

erwählung. Auch die Lüge und Unwahrheit kann gehaßt und verfolgt werden. Nur die Lust am Widerspruche ist ein entscheidendes Zeugniß gegen die innere Wahrhaftigkeit. Wer aus innerer Neigung zum Widerspruche widerspricht, der ist vom Geiste der Eitelkeit und Lüge beherrscht, ist dem Geiste nach im Unrecht, selbst wenn er der Sache nach Recht hat. Der Unglaube ist immer unnatürlich und ein Feind der Wahrheit, der Glaube aber ist stets natürlich und der Wahrheit Freund.

8. Aber ist das nicht eine gefährliche Lehre, zu sagen, daß jeder Widerspruch unerlaubt und unberechtigt sei? müssen wir denn dann nicht unbedingt Alles glauben, was uns immer zugemuthet wird, wenn wir nicht widersprechen dürfen? Wenn wir durchaus glauben müssen, können wir dann überhaupt noch prüfen, was wir glauben? werden wir dann noch Wahrheit und Lüge unterscheiden können? müssen wir dann nicht auch jeder Irrlehre glauben? und in diesem Köhlerglauben geradezu blind werden am Geiste, und unfähig, jede Wahrheit zu erkennen? Wer gar nicht widerspricht, wird auch der Lüge und der Sünde nicht widersprechen, muß jeder Prüfung und jedes Urtheils sich entschlagen. Aber etwas Anderes ist, widersprechen aus Liebe zum Widerspruch, und etwas Anderes, prüfen aus Liebe zur Wahrheit. Zu prüfen ist Recht und Pflicht. „Prüfet Alles, und das Gute behaltet" [1], sagt der Apostel. Der Glaube hebt die Prüfung nicht auf, sondern macht sie erst möglich. Nur der Unglaube macht die aufrichtige und unbefangene Prüfung unmöglich, weil er das zum voraus von sich ausschließt, was erst geprüft werden soll.

9. Wenn ich einer Aussage zum voraus den Glauben verweigere, wie will ich sie dann noch prüfen? Um etwas prüfen zu können, muß ich doch zuvor den Willen haben, zu hören, aufzunehmen und zu vergleichen, was mir gesagt und verkündet wird. Versagen können wir unsere Zustimmung im Besondern auch dann noch, wenn wir zuvor im Allgemeinen überhaupt des Willens sind, zu glauben. Wir haben mit diesem Entschluß die Freiheit zu urtheilen nicht vergeben, sondern sie bewahrt. Nur wer die Freiheit des Wollens bewahrt hat, ist frei von dem Zwange und der blinden Nothwendigkeit. Wollen wir aber überhaupt im Allgemeinen und zum voraus widersprechen und nicht glauben, dann müssen wir im Einzelnen auch widersprechen, und können nicht mehr prüfen. Wollen wir aber im Allgemeinen glauben, so können wir

[1] 1 Theff. 5, 21.

das Einzelne dann immer noch prüfen, denn indem wir eine Aussage zuvor annehmen, wie sie ist, ist sie in unserer Gewalt, und auch der Prüfstein ist in unserer Hand.

Dieser Prüfstein hat aber selbst wieder zwei Seiten, eine äußere und eine innere. Die äußere Seite ist das Gesetz der fortschreitenden Entwicklung des natürlichen Lebens; die innere das Gesetz der bleibenden Einheit in der Liebe zum übernatürlichen Leben.

10. Wie kann aber das natürliche Leben zum Prüfstein dienen, da es doch von der Freiheit überwunden werden muß? Dadurch, daß es eben Leben ist. Nicht das Leben in der Natur soll durch unsere sittliche Thätigkeit ausgetrieben werden, sondern der Tod. Nur das Vergängliche, das Verwesende, das, was nicht sein soll, soll ausgeschieden werden, nicht aber das Bleibende, Bildende und Erneuernde, nicht das, was ewig ist. Der Kampf gegen das natürliche Leben ist kein Vernichtungskampf, sondern ein Kampf der Erlösung, der Erhebung, der Erneuerung und Verwandlung.

Wenn das Leben Neues bringt, und jeder Augenblick bringt Neues, sollen wir das annehmen oder abweisen? Das Leben, wie es ist, ist einerseits berechtigt, alles Neue von sich abzuweisen, um sich in dem bereits gewonnenen Besitze festzuhalten. Ebenso aber fühlt sich alles Lebendige stets gedrängt, nach neuem Besitze zu ringen, denn dadurch allein lebt Alles, daß es sich stets entwickelt und erneuert. Wenn der Baum nicht neue Blätter treibt, nachdem er die alten abgeworfen, ist er todt; um aber neue zu treiben, muß er zuvor die alten abstoßen. Soll nun das Alte dem Neuen weichen, oder soll das Neue dem alten Bestande sein Anrecht ungeschmälert lassen? Wer ist da im Rechte und wer im Unrechte dem Andern gegenüber: das Alte, das schon ist, oder das Neue, das erst werden will? Beide sind im Unrecht, sobald sie sich feindlich einander gegenüberstehen und sich gegenseitig ausschließen; beide aber sind im Rechte, sobald sie in gemeinschaftlicher Freundschaft sich umfassen. Wer bei der Vergangenheit stehen bleibt, wird von dem Leben, das immer fortschreitet, ausgeschlossen, stirbt dem Leben selber ab, weil das Leben stets mit innerer Nothwendigkeit die Worte des Evangeliums erfüllt, welches Alle und Jeden ermahnt: „Lasset die Todten ihre Todten begraben“ [1]; „Du aber folge mir nach!“ [2] Wer aber eine Zukunft will, die nicht aus der bereits durchlebten Vergangenheit heraus-

---

[1] Luc. 9, 60. [2] Luc. 9, 59.

geben soll, die völlig neu und anderswoher ohne Verbindung mit dem, was da war und ist, in's Leben eintreten soll, der will nicht die Zukunft dessen, was schon ist, und somit auch nicht die Fortführung dieses bestehenden Lebens, sondern sucht das Leben selbst zu tödten. Der erste will dem Frühling verbieten, zu kommen, um den Winter nicht in seinem Rechte zu gefährden, ohne zu bedenken, daß ja der Winter um des Frühlings willen war; will die Frucht nicht wachsen lassen, um die Blüthe nicht zu verderben, ohne zu beachten, daß ja die Blüthe in ihrem Rechte nicht gekränkt wird, wenn sie von der Frucht verdrängt wird, eben weil sie um der kommenden Frucht willen da war; der Andere will die Blüthe vom Baume reißen, damit sie der Frucht Platz mache, ohne zu beherzigen, daß er gerade dadurch die Frucht zerstört in der Blüthe, und daß, wer das Saatfeld zerstampft, weil die Saat noch nicht Brod ist, eben dadurch die Gewinnung des Brodes unmöglich macht. Das ist ja gerade der Trost des Lebens, daß es stets zugleich dasselbe bleibt, indem es ein anderes wird. Nicht das, was war, und nicht das, was sein wird, sondern das, was ist, lebt. Aber nicht Alles, was ist, lebt, sondern nur das, was zugleich war und sein wird. Der Augenblick ist der Angelpunkt des Lebens, aber nicht der Augenblick, welcher Vergangenheit und Zukunft von sich ausschließt, sondern der, welcher beide in sich vereinigt. Nur indem der Augenblick mit Freiheit zur Begründung eines neuen Lebens im alten ergriffen wird, ist er der Anfang eines wirklich neuen Lebens, welches ewig bleibend ist, weil es in der wahren Freiheit beruht, die unzerstörbar ist.

11. Auch das ewige Leben ist nur dadurch Leben, daß es stets zugleich auch ein anderes ist. Wäre es nicht Eines und zugleich ein anderes, und wären diese beiden nicht zugleich auch wieder unter sich eins, so wäre kein ewiges Leben. Auch das Eine, allmächtige, unendliche Wesen ist eine göttliche einheitliche Person, und zugleich eine andere, von der ersten Person verschiedene zweite, und beide Personen, der ewige Vater und der ewige Sohn, sind Eins im Wesen und einig im ewigen Geiste der Liebe. Nur wer ein in ähnlicher Weise dreifaches Leben in sich lebt, lebt in Wahrheit, und kann des seligen Lebens der Ewigkeit theilhaft werden. Damit wir aber daran Theil nehmen können, ist uns die doppelte Natur und das doppelte Gesetz des Lebens, das der Freiheit und das der natürlichen Entwicklung, verliehen.

12. Nur dadurch, daß Jeder in seinem natürlichen Leben zugleich auch wieder die Einheit eines geistig freien Lebens findet, hat er die

Macht, zu dem, was er ist von Natur, auch noch etwas Anderes zu werden durch die Freiheit. Ja, er muß ein Anderer werden. Die Freiheit läßt ihn nicht in todter Ruhe. Er kann es nicht meiden, irgend Etwas zu hassen oder zu lieben. Von seiner Wahl hängt es ab, was er hassen oder lieben will, sobald ihm Alles, was hassens- und liebenswürdig ist, offenbar geworden ist. Die Verwandlung des natürlichen Lebens in ein anderes, welches durch die Freiheit gewonnen werden muß, hängt von unserer Wahl, von unserem Hasse und unserer Liebe ab. Wenn die Liebe lebendig wird, so ist das, was der Mensch wird im Geiste, mit dem, wozu er von Natur aus bestimmt war, in der Liebe geeint; der Mensch ist selig, indem beide Reiche des Lebens im Geiste unzertrennlich mit einander versöhnt und vereint sind. Ist der Haß lebendig geworden, wird der Mensch auch ein anderer. Aber beide Naturen und Gesetze widersprechen sich dann, und der Mensch ist in diesem ewigen Widerspruch von Natur und Willkür nothwendig unselig.

Darum ist das innere Kennzeichen aller Wahrheit und alles seligen Lebens die Liebe. Was die Liebe entzündet und vermehrt, ist lebenskräftig und wahr; was irgend eine Feindseligkeit, einen Haß und Unwillen in sich schließt, ist nicht frei von der Lüge und dem Tode. Es kommt darum nicht darauf an, ob wir geliebt oder gehaßt werden, sondern darauf, daß wir selbst wahre Liebe üben lernen. Wer von Andern gelobt und geliebt werden will, der liebt selbst noch nicht wahrhaft, ist selbst noch abhängig vom Aeußern, Zufälligen und Veränderlichen. Wer von außen irgend etwas verlangt, ist am innern Leben irre oder arm geworden. Je mehr er verlangt, desto weniger hat er und desto weniger empfängt er. Nur „wer hat", nämlich Liebe, „dem wird gegeben"; denn er hat die eigentliche einzige Kraft des Lebens in sich, mit der sich Alles erwerben läßt. Ohne Liebe läßt sich nichts erringen und nichts festhalten. Aber eben darum muß man auch die rechte Liebe haben. Wer das Vergängliche liebt, und festzuhalten sucht, was nicht zu halten ist, der liebt den Tod und nicht das Leben. Seiner Liebe Kern ist der Haß, denn er wird alle diejenigen hassen und beneiden, die haben, was er sucht. Nur wer liebt, ohne zu suchen, was Andern verliehen ist, der begehrt nicht, was er nicht hat, sondern findet die Kraft des selbstständigen Lebens in sich, indem er wagt, aus sich zu wollen, zu geben, zu lieben. Er steht über der Begierde, weil ihn ein höherer Gedanke beseelt. Er kann immer geben, denn er wird reicher durch die Theilung. Das ist das Geheimniß der Liebe, daß sie unendlich theilbar ist, und

durch die Theilung ihrer Habe immer reicher wird. Darin haben wir auch das wahre Kennzeichen der Ewigkeit ihres Bestandes, und können die Unendlichkeit ihres Inhaltes erkennen. Wer diese Freiheit der Liebe zum Ewigen ergreift, hat den Stab Mosis in seiner Hand, mit dem er überall in jedem Augenblick aus dem Felsen der Gegenwart die Wasser der innerlichen ewigen Lebensquelle hervorströmen lassen kann; er kennt das Geheimniß der Ewigkeit, denn er weiß und fühlt, daß die Liebe zum Ewigen unerschöpflich ist, weil sie durch Theilung nur reicher wird. Was aber unendlich ist, ist auch ewig und unsterblich. Wer diese Kraft der Liebe zum Unendlichen gefunden, hat die Quelle des seligen Lebens gefunden, die nicht versiegen kann in Ewigkeit.

LXXXII.

Text: „Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, welcher vom Vater ausgeht, so wird Er von mir zeugen; und auch ihr werdet Zeugniß geben, weil ihr vom Anfang an bei mir waret.“ Joh. 15, 26—27.

„Dieß habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch in den Bann thun, ja es kommt die Stunde, wo jeder, der euch tödtet, meinen wird, Gott dadurch einen Dienst zu thun; und dieß werden sie euch thun, weil sie weder den Vater noch mich kennen. Aber ich habe euch dieß gesagt, damit ihr, wenn die Stunde kommt, euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe. Anfangs habe ich euch dieß nicht gesagt, weil ich bei euch war. Nun aber gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat, und da fragt mich Niemand von euch: wo gehst du hin? sondern, weil ich euch dieß sage, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt. Ich aber sage euch die Wahrheit: es ist gut für euch, daß ich hingehe; denn wenn ich nicht hinginge, so käme der Tröster nicht zu euch; wenn ich aber hingehe, so will ich ihn euch senden.“ Joh. 16, 1—7.

Inhalt: Die Erschütterung alles falschen Vertrauens als Bedingung der Ankunft des hl. Geistes im Herzen.

1. Zur leichteren Uebersicht des Inhaltes hat man bekanntlich die einzelnen Bücher der hl. Schrift in kürzere Abschnitte eingetheilt, die wir Hauptstücke oder Kapitel nennen. Ein solches Kapitel enthält in der Regel eine für sich geschlossene einheitliche Reihenfolge von näher zusammengehörigen Versen oder einzelnen Punkten. Mit jedem Kapitel kommt darum auch in der Regel ein anderer Gegenstand zum Vortrag. Ausnahmen von dieser Regel sind selten. Das 16. Kapitel aber macht eine solche Ausnahme, da es mit dem vorausgehenden in einem so engen Zusammenhange steht, daß die beiden letzten Verse des 15. Kapitels sogar noch zu diesem folgenden herübergenommen werden müssen, wenn der Gedankengang der Erzählung nicht störend unterbrochen werden soll. Beide Verse bilden gleichsam die kurze Inhaltsangabe des ganzen folgenden Kapitels.

Nachdem nämlich der Herr seine Jünger auf den großen und schweren Kampf hingewiesen hat, den sie mit der Welt um der Wahrheit willen würden zu bestehen haben, fügt Er auch sogleich den Trost hinzu, daß nicht nur der Geist Gottes selber für die Wahrheit zeugen werde, sondern daß auch sie berufen seien, für dieselbe Zeugniß zu geben. Es ist daher ganz natürlich, daß Christus die Apostel nach dieser Hinweisung auf ihren großen Beruf zugleich auf sein baldiges Scheiden von ihnen hinweist. Wie sollten sie Zeugniß geben können für Ihn, wenn Er selber bei ihnen bleiben wollte? Aber wenn Er nicht bei ihnen bleibt, nimmt Er ihnen nicht ebendadurch den zuvor verheißenen Trost wieder? Wäre es nicht tröstlicher gewesen, Er selbst wäre bei ihnen geblieben als ihr Freund, Lehrer, Rathgeber und Beschützer, so hätten sie ja keines andern Trösters bedurft, und auch ihr Zeugniß wäre überflüssig gewesen?

2. Nach menschlicher Ansicht möchte es allerdings scheinen, das Beste und Tröstlichste für die Jünger wie für alle Menschen wäre es gewesen, wenn Christus selbst gar nicht von der Welt weggegangen wäre. Wie schön, wenn Christus in Mitte seiner Kirche lebend stets Allen gegenwärtig, Allen leibhaft nahe und sichtbar, alle Streitigkeiten, die sich etwa ergeben möchten, selbst entscheiden, alle Fragen selbst beantworten, alle Zweifel selbst lösen würde, wenn Jeder alle Regungen des Unglaubens durch den wirklichen Anblick Christi augenblicklich niederschlagen, Jeder wie Thomas, wenn der Zweifel sein Herz beschleicht, hingehen

könnte, um die Finger in die Wundmale des Gekreuzigten und Auferstandenen und die Hand in dessen Seite zu legen! [1] Weder Streit noch Unglaube, weder Ketzerei noch irgend ein Irrthum würde in der Kirche sein, sondern Alles würde voll Klarheit, voll Ruhe, Friede und Einigkeit bleiben. Auch der Krieg unter den Völkern müßte aufhören, wenn Christus selbst als sichtbarer König der Welt regierte auf Erden. Diese Vorstellung hatten auch die Juden von dem Messias, daß er als weltlicher Herrscher ewig bei ihnen bleiben werde. „Wir haben gehört, daß der Messias ewig bleiben werde", sagten sie, „wie sagst Du denn, des Menschen Sohn müsse erhöht werden?" [2] Selbst die Jünger hatten diese Anschauung in sich aufgenommen, und stritten unter einander, wer der Größere sein werde in dem (irdischen) Reiche des Messias [3], und wer von ihnen zur Rechten und zur Linken sitzen werde, wenn Er seine Herrschaft angetreten [4].

3. So natürlich und einfach aber auch diese Hoffnung zu sein scheint, so wenig ist sie christlich. Nur ein weltlicher, jüdischer, unerleuchteter, des christlichen Geistes unkundiger Sinn kann bei dem Gedanken eines Reiches Christi an ein äußerliches und irdisches Reich denken. Wie soll ein irdisches Reich die geistige Aufgabe des Lebens erfüllen und lösen? Wie soll Christus sein eigen Werk vernichten, indem Er an die Stelle der freien Entwicklung und Bildung des geistigen Lebens und der selbstständigen Kraft des Glaubens und Liebens die äußerliche Gegenwart und Entscheidung seiner Herrschaft setzte? Würde nicht seine eigene Offenbarung wieder verneint, sein Werk wieder zerstört, wenn das, was in Freiheit begonnen worden, in Unfreiheit und Unselbstständigkeit versinken, und das, was im Geiste angefangen, durch das Zeugniß der Aeußerlichkeit und Sinnlichkeit zur Vollendung geführt werden sollte? „Selig", spricht der Herr zu Thomas, „sind die, die nicht gesehen und dennoch geglaubt haben" [5].

4. Zwar sind für den Menschen die ersten Zeugen des Glaubens, der Erfahrung und des Lebens stets die Sinne. Aber die Seligkeit des Glaubens, die Freiheit der Liebe beginnt erst da, wo das Zeugniß der Sinne aufhört. Die Sinne bezeugen für sich selber nichts; die Kunde, welche dieselben bringen, ist nur dann Zeugniß der Wahrheit, wenn sie vom Geiste aufgenommen, und in geistige Erkenntniß und Anschauung

---

[1] Joh. 20, 20—27. [2] Joh. 12, 34. [3] Matth. 18, 1; Marc. 9, 33 f.; Luc. 9, 46; 22, 24 ff. [4] Matth. 20, 30; Marc. 10, 35. [5] Joh. 20, 29.

verwandelt wird. Auch dem Vogel in der Luft, dem Thiere auf dem Felde bringen die Sinne dieselbe Kunde von der Welt, wie dem Menschen, und doch vernehmen dieselben in diesem Zeugniß keine Kunde von dem Schöpfer der Welt. Lebendiges Zeugniß der Wahrheit ist nur möglich, wo ein Geist ist, der das Zeugniß erkennt.

Auch der Verstand, der die Sinneswahrnehmungen unterscheidet, und die Vernunft, welche sie mit einander vergleicht, bringen für sich und ohne Glaube und Liebe noch nicht die rechte Kunde geistigen Lebens, denn auch ihr Zeugniß geht nur auf das Aeußerliche und auf die Unterschiede, und nicht auf das Leben. Das Wissen ist noch nicht Erkenntniß. Man kann unendlich Vieles wissen, und dabei doch sehr geringe Erkenntniß haben. Das bloß äußerliche Wissen ist todt und tödtet den Geist mit der äußern Last der Unterscheidungen. Ein Wissen, das nur Aeußerliches erfaßt, und mit der Anschauung und Kenntniß des gegenwärtigen Seins und Lebens aufhört, das nicht in's Unendliche und Ewige hinüberreicht, ist todt, auch wenn es noch so große Reiche von Untersuchungen und Fragen umfaßt und abschließt. Nur die Erkenntniß, welche die Aussicht in ein neues, übersinnliches, freies und darum unerschöpfliches und ewiges Leben aufschließt, reicht über die Zeit und den Tod, über die Vergänglichkeit und Aeußerlichkeit hinüber, wurzelt im Wesen des Geistes und gipfelt in dem Leben der Ewigkeit.

5. Eine solche Erkenntniß aber kann uns nicht von außen aufgenöthigt, kann nicht äußerlich erlernt werden. Sie ist die Frucht innerer Kämpfe und eigener innerer Lebenserfahrungen. Selbst Christus, wenn Er unmittelbar unter uns weilte, könnte diese eigene That der geistigen Aneignung der Wahrheit nicht für uns vollbringen, könnte die Erkenntniß uns nicht durch die bestimmtesten Entscheidungen mittheilen. Zur lebendigen Erkenntniß gehört die eigene freithätige geistige Mitwirkung. Wer nicht selbst den Kampf des innern Lebens mitkämpfen will, erlebt nichts in sich, und all' sein äußeres Wissen macht ihn nicht weiser, einsichtiger und besser. Für diesen innern Kampf aber wäre die leibhafte Gegenwart Christi nur hemmend, weil sie die eigene Entscheidung zurückdrängen und Alles nach außen und auf die äußerliche Entscheidung Christi verweisen würde. „Ich hätte euch noch Vieles zu sagen", sprach darum Christus zu seinen Jüngern, als Er noch bei ihnen war, „aber ihr könnt es jetzt noch nicht fassen. Wenn aber der Geist der Wahrheit kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde, so wird euch dieser alle Wahrheit lehren; und wenn ich nicht hingehe zum Vater, kann der

Tröster, der hl. Geist, nicht zu euch kommen" [1]. „Ich sage euch die Wahrheit: es ist euch gut, daß ich hingehe, denn wenn ich nicht hinginge, so käme der Tröster nicht zu euch."

6. Nur in der Bitterkeit des eigenen Ringens nach Wahrheit wird uns die Kraft der Freiheit, der Trost des Geistes offenbar. Darum sagt die hl. Schrift von der Sendung des hl. Geistes am Pfingstfeste: „Als nun der Pfingsttag eintrat, waren Alle einmüthig am nämlichen Orte beisammen; da entstand plötzlich ein Getöse vom Himmel wie das Brausen eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus" [2]. So ist es bei Jedem, über welchen der Geist Gottes kommen will. Wie das Brausen des Sturmes, der das ganze Haus seines Lebens erschüttert, kommt der Geist über den Menschen. So lange nicht Alles wankt, worauf wir uns verlassen, so lange nicht die Seele bis in's Innerste zittert, und jegliche Sicherheit des Vertrauens auf uns oder auf irgend eine äußere Stütze erschüttert ist, so lange kann der Geist Gottes nicht eingehen in's Herz.

7. Das Haus aber, das erschüttert werden muß, ist das äußere Zeugniß, das sich zunächst als sichere, feststehende Gewohnheit geltend macht. Der Mensch ist wie die Schnecke. Wie diese durch den Schleim, der aus ihrem Leibe hervorbricht und sich verhärtet, ein Haus sich baut, von dem sie sich nicht trennt, das sie immer mit und auf sich herumträgt und in das sie sich bei jeder Berührung mit der Außenwelt zurückzieht, so verhärtet sich das Leben und Empfinden des Menschen durch Gewohnheit zu einer harten Schale, durch welche jedes edlere Gefühl abgehalten, jeder Aufschwung zu höheren Anschauungen gehindert wird.

Diese äußere Schale, dieses steinerne Haus der Gewohnheit hat selbst wieder zwei Seiten, eine äußere und sinnliche und eine innere und geistige. So wie der Mensch sein sinnliches Leben lebt, wird er dessen gewohnt. Darum scheint ihm Alles so sicher und fest, als ob er sich darauf verlassen könnte, daß das, was heute ist, auch morgen wieder sein werde. Wie Vieles glaubt man zu wissen und zu verstehen, bloß deßwegen, weil man es gewohnt ist, und darum nicht mehr darüber nachdenkt. Wollte man sich darüber Rechenschaft geben, so würde sich bald zeigen, daß man das am wenigsten begreift und seinem Wesen nach erkennt, was man am meisten gewohnt ist, und darum am gedankenlosesten so hinnimmt, wie es ist, weil es eben immer so war. Wenn wir einen Namen für etwas

---

[1] Joh. 16, 12. [2] Apstg. 2, 1—2.

haben, wenn wir etwas Andern sagen und mit Worten so bezeichnen können, daß Andere wissen, welchen Gegenstand wir meinen, dann sind wir schon zufrieden. Wissen wir doch, was der Andere sich denkt, wenn wir sagen: Blume, Blatt, Stein, — was brauchen wir mehr? Aber denkt sich der Andere etwas dabei? Wahrscheinlich so wenig, als wir uns dabei denken, wenn wir über die Wiese hinwegschreiten und wissen, daß wir Gras und Blumen mit Füßen getreten haben. Wissen wir nun etwas über das Wesen der Pflanze, weil wir gewohnt sind, sie immer zu sehen? Die Gewohnheit hält das Leben in der Tiefe, und gedankenlos treibt sich der Mensch an all' den Dingen vorüber, die ihn zum Nachdenken über ihre und die eigene Bestimmung auffordern.

Wie im sinnlichen Leben, geht es auch mit dem geistigen. Auch da bildet sich Jeder nach äußern Absichten und Bedürfnissen seine Anschauung und Meinung von der Welt, und läßt diese seine Meinung durch Gewohnheit sich verhärten, bis er gänzlich unfähig wird, einen andern Gedanken in sich aufzunehmen, eine andere Ansicht zu würdigen und zu begreifen. Er lebt in einem geistigen Schneckenhause, gefällt sich darin, und zieht sich bei jeder Gelegenheit in diese seine selbstgemachte Hülle zurück. So geht jeder bessere Eindruck an ihm vorüber. Er kommt nicht zum weitern Nachdenken, nicht zum rechten Bewußtsein des innern Werthes und Unwerthes seiner selbst und der Dinge; Alles hat nur Werth für ihn, in wieferne es ihm für einen beschränkten und irdischen Lebenskreis tauglich erscheint. Dieses Sicheinhäuseln in die eigene Weisheit nennt er dann gar zu gerne practische Lebensweisheit. Damit scheint ihm Alles abgethan. Alles Andere bezeichnet er einfach als Träumerei, Unsinn und Verkehrtheit. Alle Menschen sind in den Augen eines solchen, der in der eigenen veralteten Gewohnheit festgerannt ist, Thoren und Narren, weil sie nicht ebenso weise sind, wie er selbst sich zu sein dünkt. Wie soll der Geist Gottes zu einem solchen Menschen kommen, welcher so ganz sicher und behaglich sich fühlt, und in den selbstgezogenen Schranken sich gefällt? Wenn da nicht ein tiefes Leid, eine Alles erschütternde Angst, ein gewaltiger Sturm das ganze Haus erschüttert, wird das geistige Leben gar nicht geweckt werden in ihm.

8. Alles, was äußerlich und zur Gewohnheit geworden und gleichsam versteinert ist, muß darum erschüttert werden, wenn der Geist zum Leben erwachen soll. Was auf bloßer Gewohnheit beruht, ist äußerlich, weltlich und geistlos. Die äußerliche Gewohnheit gibt wohl einen

gewissen Trost, eine äußere Stärke, eine scheinbare, eine Zeit lang dauernde Ruhe und Sicherheit. Aber diese Sicherheit wird plötzlich in Nichts zusammenstürzen, wenn der Grund, auf den dieses Haus gebaut ist, das sinnliche Leben selbst, unter uns versinkt. Daher muß der Mensch das Ewige ergriffen haben, ehe der entscheidende Augenblick des Scheidens von der Erde, welcher alles vergängliche Vertrauen vernichtet, ihn erreicht. Damit er aber nach dem Unerschütterlichen die Hände ausstrecke, muß er zuvor ein Gefühl tiefer Erschütterung empfunden haben. Diese Erschütterung ist die erste Bedingung der Erneuerung des Lebens. Diese Erschütterung führt Gott über jeden Menschen herauf, um dem Geiste den Weg zu bahnen. Diese Erschütterung hat Christus auch den Jüngern nicht ersparen können, sondern sie darauf vorbereitet. Auch sie haben erstens den Kampf mit der Außenwelt durchkämpfen, und zweitens in der Hinweisung auf seinen baldigen Hingang ihr ganzes bisheriges sicheres Vertrauen im tiefsten Grunde erschüttert sehen müssen. Zuvor hatten sie ja in Ihm jegliche Bürgschaft der Wahrheit. Jetzt aber sollten sie ohne dieses äußere Anlehnen an Christus zurecht kommen mit sich und der Welt, sollten im Stande sein, selbst für die Wahrheit Zeugniß zu geben. Was aber die ersten Jünger Christi zu wahren Zeugen der Wahrheit machen sollte, das ist für alle Zeiten unabweisbare erste Bedingung, wenn die Wahrheit in uns lebendig werden, die Kraft des göttlichen hl. Geistes das Herz erleuchten soll. Durch die Verlassenheit und Trostlosigkeit allein kann die wahre Tröstung des Geistes, der nicht sichtbar wie Christus, sondern in unsichtbarer und geistiger Weise wirkt und lehrt, in uns lebendig werden.

9. Nur wer den Geist der christlichen Religion nicht versteht, kann die eigene Thätigkeit und das unablässige Ringen des Geistes nach Erkenntniß und innerer Anschauung für einen Abfall vom Glauben halten. Allerdings ist jenes Streben nach Erkenntniß, welches ein äußerliches Wissen und äußerliche Beglaubigung sucht, weil es den Gehorsam des Glaubens nicht auf sich nehmen will, ein falsches und antichristliches, das entweder schon Abfall vom Glauben an Christus ist, oder doch dazu führt; aber auch das unthätige Beharren auf dem äußerlichen Glauben, welches nicht nach lebendiger Erkenntniß des Glaubens ringt, weil es die Mühe fürchtet, und die Demüthigung, welche die Erschütterung der eigenen Sicherheit in sich schließt, ist antichristlich. Dieses Beharren am Aeußerlichen fällt nicht vom Glauben an Christus ab, weil es gar nicht zum lebendigen Glauben an Christus kommt, weil ein Beharrlicher dieser

Art gar nicht an Christus, sondern nur an sich und seine Meinung glaubt, da er ja mit sich und seiner Erkenntniß so, wie sie ist, zufrieden ist. Was nicht die Feuerprobe der höchsten Verlassenheit und Trostlosigkeit bestanden hat; was nicht bis in den tiefsten Grund des natürlichen Lebenszustandes erschüttert worden ist, das hat auch nicht den Geist der unerschütterlichen lebendigen Wahrheit empfangen. Dem Ungeprüften kann der höchste Trost des hl. Geistes nicht zu Theil werden.

Die Liebe, die nur auf natürliche Zuneigung gegründet ist, die in äußerer Gewohnheit sich befestigt hat, ohne daß sie je bis in ihr innerstes Gefühl erschüttert wurde, die Liebe, die noch an irgend eine äußere Stütze sich lehnt, und nicht alle Grundfesten unter sich hat wanken sehen, die noch an irgend einen Anhaltspunkt sich hält, der dem irdischen und vergänglichen Leben angehört, die ist noch nicht im Geiste befestigt und geheiligt, ist noch keine wahre und reine, keine heilige und unvergängliche Liebe.

So wie die Liebe, muß auch der Glaube die Probe der Verlassenheit bestehen. So lange der Glaube lediglich auf äußeren Zeichen beruht, in gedankenloser Gewohnheit wurzelt, im Nachsagen von Begriffen und Worten, deren Sinn und Bedeutung uns innerlich fremd ist, stehen bleibt, ist er kein lebendiger Glaube. Die Wahrheit ist nicht in ihm. Ein solcher Glaube hat keine Wahrheit, weil er keinen Inhalt und kein Leben hat. Dieser Glaube muß erst bis in seinen tiefsten Grund erschüttert werden, ehe er lebendig werden kann im Herzen.

10. Aber ist das nicht geradezu unkatholisch, zu sagen: der Glaube müsse erschüttert werden? Was haben wir dann noch Sicheres, wenn auch der Glaube wankt, wenn auch die Offenbarung uns nicht mehr als höchste, untrügliche Wahrheit gilt? Als ob es nicht ein Anderes wäre, den Glauben äußerlich haben, und ihn innerlich erleben! Der katholische Glaube ist allerdings an sich sicher, wahr und untrüglich, aber er ist es durch die Kraft des hl. Geistes, die in ihm lebt. Wie im Allgemeinen, so ist der Glaube aber auch in jedem Einzelnen nur in sofern wahr und sicher, als er durch den Geist bestätigt und erklärt wird. Nur der lebendige Glaube ist der wahre. Was hilft der Glaube, der wahr ist an sich, wenn er nicht lebt in uns? Damit er aber in uns lebe, muß zuerst all' unser Vertrauen auf uns und unsere Erkenntniß des Glaubens innerlich erschüttert sein. Bauen wir auf das, was wir glauben, so bauen wir ja auf uns, und nicht auf den Glauben der Kirche. Wenn ich aber sage: ich glaube, was die katholische Kirche glaubt — bin ich dann nicht im Rechte? Allerdings, wenn ich so

glaube, wie die katholische Kirche, wenn ich glaube im beständigen Kampfe und in beständiger lebendiger Entfaltung dieses Glaubens, wenn ich das Schicksal der Kirche, von der Trennung der Jünger von ihrem Herrn und Meister an durch alle Kämpfe der Zeiten hindurch bis auf die neuesten Angriffe gegen sie in mich aufnehme, ihr Leben, ihren Kampf, ihren Geist in mir walten und wirken lasse, und mit dem Leben des Ganzen frei und selbstthätig mitwirke. Wer so glaubt, wer die tiefsten Gegensätze des Lebens und Erkennens, die im Leben der Kirche zu Tage getreten sind, und mit ihnen auch die tiefsten Gegensätze des menschlichen Lebens, in der Mitleidenschaft mit den Schicksalen der katholischen Kirche, in der lebendigen Theilnahme an den Schicksalen der Gemeinde Christi in sich selber durchkämpft, und durch die in dieser Gemeinschaft lebende und wirkende Kraft des Geistes überwindet, der hat sich ganz und lebendig mit der katholischen Kirche vereint, der lebt in wahrer, innerer Lebensgemeinschaft mit dieser und dem hl. Geiste, der ihr verheißen ist bis an's Ende der Welt.

Damit wir die volle Untrüglichkeit und Wahrheit der göttlichen Offenbarung erkennen in ihrer ganzen Unerschütterlichkeit, muß zuerst all' unser eigenes Meinen, Wissen und Glauben wankend geworden sein, müssen wir gelernt haben, über uns selbst und über alles einzelne Meinen und Wissen, über alle zeitlichen und veränderlichen Formen hinauszugreifen, und uns nur am allgemeinen, allumfassenden, Alles durchdringenden Geiste der reinen christlichen Wahrheit festzuhalten. Das ist des Geistes Leben und Wesen, daß Er die höchsten Gegensätze des Lebens versöhnt, und darum ist Er der Tröster, weil Er diese Gegensätze, aus denen jedes Leben besteht, ausgleicht. Wo nicht der höchste und tiefste Grund offenbar wird, da ist das Leben nicht und der Geist nicht. Wenn wir aber in der innern Lebensgemeinschaft mit der ganzen Kirche den Gegensatz und Widerspruch zwischen der natürlichen und freien Lebenskraft in uns überwunden haben, dann wird der Geist, der im Ganzen lebt, auch in uns eingehen, und uns erleuchten und beseligen. Je größer der Kampf, je durchgreifender die Erschütterung aller unserer Meinungen, Ansichten und Neigungen, um so sicherer, tiefer, durchgreifender, beseligender wird auch die Gnade des hl. Geistes in uns offenbar werden. Je größer die Trauer, desto größer die Seligkeit, die einzieht in das Herz mit dem Tröster, dem hl. Geiste, der alle unsere Trauer in Freude verwandeln wird.

LXXXIII.

Text: „Wenn der Tröster kommt, der hl. Geist, so wird er die Welt überführen von der Sünde, der Gerechtigkeit und dem Gerichte. Von der Sünde, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe, und ihr mich nun nicht mehr sehen werdet; von dem Gerichte endlich, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist." Joh. 16, 8—11.

Inhalt: Sünde, Gerechtigkeit und Gericht im Verhältniß zur Welt und zum Geiste.

1. Nur wenige Worte haben wir dießmal aus dem Evangelium Johannes zur Betrachtung herausgehoben, aber diese wenigen umfassen um so mehr und sind um so schwerer zu erfassen. Darum aber, weil ein Wort der Offenbarung schwer zu verstehen scheint, an demselben ohne weiters vorbei gehen zu wollen, scheint eine unverzeihliche Gleichgültigkeit gegen das Höchste zu sein. Was schwer ist, ist darum noch nicht unauflösbar. Nichts, was an sich wahr und tief ist, ist unverständlich. Nur das Oberflächliche und Unwahre ist auch unbegreiflich. Manche Wahrheit liegt freilich unserer besondern Erfahrung und Anschauung oft so ferne, daß wir sie wegen dieser Entfernung nicht deutlich erkennen können. Was aber bloß wegen seiner Entfernung nicht deutlich gesehen wird, dem dürfen wir uns ja nur bis zur einfachen Sehweite unserer Augen nähern, um es deutlich zu erkennen. Diese Annäherung selbst ist oft gar nicht so schwer, besonders wenn nicht Abgründe tief einschneidender Vorurtheile und Berge der Leidenschaft den Weg unzugänglich machen. Wer im geistigen Leben stets den geraden Weg einschlägt, kommt sicher und meistens bald zum Ziele. Was aber die angeführten Worte des Evangelisten betrifft, so liegen dieselben der einfachen Erfahrung und Anschauung des Lebens keineswegs so ferne, als es scheint.

2. Die tägliche Erfahrung sagt und lehrt in der Hauptsache ganz dasselbe, und drückt sich vielleicht nur ein wenig anders aus. Wir berufen uns in allen Dingen, in denen sich eine Verschiedenheit der Ansichten kund gibt, zuletzt immer auf die Entscheidung des Geistes. Vom Geiste glauben und fordern wir, daß er über alle Wahrheit die letztgültige Entscheidung abgebe; von ihm erwarten wir, daß er Alles erkenne, erkläre, beurtheile. Was entscheidet die rein sinnliche Empfindung ohne

das erklärende Wort? Selbst unsere körperlichen Schmerzen können wir dem Arzte nicht klagen, wenn das Wort der Erklärung fehlt. Allein was entscheidet das Wort allein ohne eine ihm entsprechende Empfindung und Erfahrung? Worte ohne den lebendigen Hintergrund des wirklichen Gefühles sind leerer Schall. Der Sinn ist es, der dem Worte ebenso wie der Empfindung erst einen geistigen Inhalt gibt. Da, wo Wort und Empfindung sich berühren und gegenseitig sich bestätigen und erklären, da ist das Leben, das Bewußtsein, der Geist. Dieses lebendige Bewußtsein des Geistes hat in allen Fragen des Lebens die letzte entscheidende Stimme. Mit bloßen Worten überzeugen wir Niemand. Worte bewegen erst dann, wenn sie auf ein wirkliches Empfinden sich stützen. Unsere eigene unmittelbare Empfindung aber können wir wieder nicht mittheilen ohne das bezeichnende Wort. Alles Beweisen und Ueberzeugen ist daher auf diese Uebereinstimmung von Wort und Empfindung im Geiste gegründet. Daher ist es überall der Geist, der allein überzeugen und beweisen kann.

3. Allein, indem wir uns auf das Zeugniß des Geistes berufen, ist es gewöhnlich nur jener Wendepunkt unseres eigenen Lebens, der in uns zu einer gewissen Empfindung gekommen ist, worauf wir uns berufen. Der einzelne Moment unserer Empfindung aber entscheidet für sich allein nichts, auch wenn er ein bewußter, geistiger ist. In ihm macht sich zuerst immer die Eigenliebe und Selbstsucht geltend. Von dieser aber müssen wir uns erst frei machen, wenn wir die Wahrheit erkennen wollen. Von Eigenliebe und Selbstsucht wird aber der menschliche Geist nur frei durch den Geist des Gehorsams und der Liebe, den Christus auf die Erde gesendet hat. Der Geist des Gehorsams und der Liebe ist auch der Geist der Wahrheit. Ihm allein steht jede Entscheidung zu. Aus Ihm allein geht jede wahre Erkenntniß hervor. Von Ihm sagt darum Christus, daß der Geist der Wahrheit die Welt überzeugen werde von dem Zustande, in dem sie sich befindet. Daß dieser Zustand aber ein verkehrter und sündhafter ist, zeigt sich darin am deutlichsten, daß der menschliche Geist, wenn er sich allein überlassen ist, stets von der höchsten Liebe und Wahrheit sich ab- und der Selbstsucht zuwendet. Sobald aber die Menschen in diesem Geiste der Wahrheit ihre Sündhaftigkeit erkennen, erkennen sie auch die Gerechtigkeit und die Nothwendigkeit des Gerichtes.

4. So weit wären also die Worte des Evangelisten ganz einfach und dem unbefangenen Verstande an sich deutlich und klar. Merkwür-

diger Weise aber fügt Christus zu dieser kurzen Erklärung eine Reihe von Bemerkungen hinzu, die den einfachen Sinn wieder zu verdunkeln scheinen. Wenn die erste Aussage, daß der Geist die Welt überführen werde von der Sünde, weil sie nicht an Christus geglaubt habe, der eben erkannten Bedeutung dieser Entscheidung des Geistes nicht so ganz ferne liegt, scheint dagegen der Beisatz des folgenden Verses, daß der Geist dadurch die Welt von der Gerechtigkeit überführen werde, weil „Christus zum Vater geht und die Jünger ihn fortan nicht mehr sehen werden," schwer mit dem Vordersatze in Einklang zu bringen. Ebenso wenig ist es einleuchtend, wie der Geist die Welt dadurch vom Gerichte überführen soll, „daß der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist." Dennoch sind diese von Christus gemachten Zusätze sicher darum beigesetzt, damit die Jünger die ersten Worte besser und tiefer bedenken und verstehen sollten, und es bedarf nur der vermittelnden Zwischenglieder, um den Zusammenhang zwischen diesen erläuternden Nachsätzen und ihren scheinbar sehr verschiedenen Vordersätzen zu verstehen.

5. Zunächst ist der innere Zusammenhang zwischen der Sünde und dem Unglauben leicht einzusehen. Alle Sünde ist in ihrem Wesen nichts anderes, als Ungehorsam und folglich Unglaube. Die Bestimmung der Menschheit ist auf die Freiheit gegründet und auf die Seligkeit gerichtet. Die Freiheit aber erkennt ihre Bestimmung nur, wenn das Ziel ihrer Entscheidung ihr geoffenbart wird. Ohne höhere Offenbarung hat die Freiheit keinen Haltpunkt für die Entscheidung des Willens. Sowie also der Wille Gottes dem menschlichen Willen irgend ein bestimmtes Gebot geoffenbart hatte, war der Wille aus seiner natürlichen Hülflosigkeit gerettet. Er hatte nun einen Punkt über sich, an dem er sich emporrichten und über die willenlose Natur erheben konnte. Glaubte er diesem Gebote nicht, so war sein Unglaube und Ungehorsam die erste, seine Freiheit in ihrem höchsten Verlangen verletzende Sünde. Zeigte sich aber die göttliche Liebe in noch höherem Maße, offenbarte Gott dem Menschen die höchste Liebe, und der Mensch glaubte dennoch nicht, was konnte der Grund des Unglaubens sein, als die Sünde? Nur die Lust am Irdischen und das Vertrauen auf die eigene Weisheit, seine sinnliche Begierde und sein geistiger Hochmuth allein können ihn vermögen, der Offenbarung der höchsten Liebe Haß und Widerwillen entgegen zu setzen. Je tiefer der Wille in der Sünde begraben ist, um so heftiger ist der Widerwille des Menschen gegen die göttliche Offenbarung, um so ungläubiger ist sein Herz. Nur wer die Sünde liebt, sträubt sich gegen den Glauben.

Es gibt keine Sünde als den Unglauben, denn jeder Ungehorsam gegen das göttliche Gebot ist nur werkthätiger Unglaube.

6. Der Unglaube ist die einzige Quelle alles Verderbens, der wahre lebendige Glaube die einzige Quelle alles geistigen Lebens. Der Werth des Glaubens kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Durch den Glauben verbindet sich der Geist mit der ewigen Substanz aller Dinge. Der Naturforscher, der Tausende von Jahren unausgesetzt über seinen Forschungen brüten und an jedem Tage ein neues Geheimniß der Natur und der Dinge entdecken würde, könnte doch mit all' seinem Wissen nicht über die natürliche Grenze der Dinge, über ihre zeitliche und irdische Beschaffenheit hinausgelangen. Das Ewige und Göttliche würde ihm, wie dem in der Tiefe wühlenden Bergmanne das Licht der Sonne, dennoch verborgen bleiben. In das Gebiet des freien persönlichen Lebens reicht nur der Glaube. Durch ihn treten wir in das Reich der Freiheit, der Liebe und ewigen Seligkeit ein. Er erfaßt die Substanz dessen, was ist, denn die Substanz alles dessen, was ewig ist, ist das Wort. Das Wort aber wird nur durch den Glauben ergriffen. Alles, was im Glauben lebendig ergriffen wird, wird daher in ein anderes, höheres und unvergängliches Leben übertragen. Der wahre Glaube, wenn er im Geiste lebt, verwandelt Alles in Geist und Leben.

7. Dafür aber, daß der Glaube ein höheres Leben beginnt, der Unglaube aber den Menschen in der Beschränktheit der Eigenliebe oder sinnlichen und zeitlichen Bestrebungen zurückhält, gibt das innere Bewußtsein eines Jeden unwiderlegliches Zeugniß. Je selbstbewußter der Mensch, desto weniger kann er unentschieden bleiben, desto mehr will er in Allem, was er will, auch Recht haben, desto mehr sucht er das, was er wählt, als das Richtige, Wahre und Alleingültige darzustellen. Indem er aber seine Ansicht und Meinung als die allein richtige vertheidigt, gibt er ja die Nothwendigkeit einer höhern allgemein gültigen Gesetzgebung, die Gerechtigkeit der Forderung des Gehorsams des Einzelnen gegen ein solches Gesetz von selbst zu. Er verurtheilt sich selbst, indem er sich vertheidigt und gibt Zeugniß gegen sich und seinen Ungehorsam. Somit gibt der Unglaube selbst Zeugniß für die Wahrheit des Glaubens durch seine Widersetzlichkeit gegen die göttliche Offenbarung. Je mehr er sich Mühe gibt, die freie Offenbarung göttlicher Liebe durch das Wort und den Glauben an dieselbe von sich abzuweisen, je mehr er Gründe und Beweise dagegen aufzubringen sucht, desto mehr bestätigt er die Fähigkeit des Geistes, an das freie Leben Gottes und die freie Offen=

barung dieses Lebens durch das Wort Gottes glauben zu können, und damit auch das Bedürfniß des Geistes, eine solche Offenbarung anzuerkennen, weil er nur in ihr einen wirklichen Anfang der Befreiung von dem niedern Naturleben finden kann.

8. Je entschiedener und selbstbewußter aber der Unglaube auftritt, desto entschiedener und selbstbewußter sollte auch der bewußte Glaube dem entschiedenen Unglauben entgegentreten. Muß der Unglaube erst Gründe suchen, welche seine Entscheidung rechtfertigen sollen, so stehen sie dem Glauben an sich zu Gebote, und es ist nur eine andere Form des Unglaubens, wenn der vermeintlich Gläubige, die Entscheidungsgründe für seinen Glauben zum Bewußtsein zu bringen, verschmäht. Je lebendiger der Glaube, um so tiefer und mächtiger muß auch das geistige Bewußtsein hervorbrechen, in welchem er sich bewegt. Nur der im Geiste lebendige Glaube kann die Welt überführen von der Sündhaftigkeit ihres Unglaubens. Das mögen vor Allem diejenigen bedenken, welche sich zu Lehrern und Vertheidigern des Glaubens heranbilden wollen. So lange in ihnen der Glaube nicht Geist und Leben wird, vermögen sie auch die Welt nicht zu überzeugen von der Unvernünftigkeit alles Unglaubens. An der Macht des Unglaubens, der heutzutage die Welt durchzieht, hat sicher die Geistlosigkeit derjenigen, die den Glauben lehren und vertheidigen sollen, nicht geringe Schuld. Welches Zeugniß geben denn diejenigen für die Macht ihres Glaubens, welche nicht einmal den Worten und Formen, in denen die Vergangenheit uns den Inhalt desselben überliefert hat, Geist und Leben einzuhauchen vermögen? Die geistlosen Verkünder des Glaubens, welche nach zureichenden Gründen ihres Glaubens der Welt gegenüber sich umzusehen zu träge oder zu hochmüthig sind, wird der Geist ebenso der Sünde überführen, wie jene geistreichen Widersacher des Glaubens, die nicht genug Gründe erhaschen können, um ihren Unglauben zu entschuldigen. Der geistlose Glaube und der geistreiche Unglaube reichen sich in Verläugnung der Wahrheit und Freiheit die Hand. Der Geist der Wahrheit lehrt, daß die Freiheit des Menschen nur durch die göttliche Offenbarung ihre Verwirklichung finden, und die Offenbarung nur durch die frei mitwirkende Thätigkeit uns beseligen könne. Das muß dem Menschen um so klarer einleuchten, je mehr er geistig des Inhaltes und der Bestimmung seines Lebens sich bewußt wird.

9. Wenn wir aber erkannt haben, daß alle natürliche Bestimmung und Anlage nur durch die Freiheit vollendet, alle Freiheit nur durch die Anwendung der dazu von Gott uns angewiesenen natürlichen Mittel im

Gehorsam gegen ein höheres, allgemeines göttliches Gebot ausgeübt und verwirklicht werden kann, so wissen wir auch, daß jede Abwendung des Willens von dem göttlichen Gebot die eigene Natur und Bestimmung verletzt. Wer die Uebereinstimmung der göttlichen Offenbarung mit der natürlichen Bestimmung der Freiheit begriffen hat, dem wird auch klar sein, daß aus dem Verhalten unseres Willens zur natürlichen Bestimmung und zum göttlichen Gebot die Seligkeit oder Unseligkeit unseres Lebens nothwendig hervorgeht. Er erkennt in diesem Verhältniß von Natur und Offenbarung die ursprüngliche Entscheidung der göttlichen Gerechtigkeit und mit derselben auch die Gewißheit des Gerichtes, und erkennt Beides, weil Christus zum Vater zurückkehrte und die Seinigen Ihn von da an nicht mehr sahen. Denn dadurch, daß Christus in den Opfertod am Kreuze sich hingegeben und durch diesen zu seinem Vater zurückgekehrt ist, hat Er den höchsten Gehorsam und die höchste Liebe geoffenbart, und mit der Offenbarung dieses Gehorsams auch der Welt die höchste Gerechtigkeit gezeigt.

10. Weil aber Christus zum Vater zurückkehren mußte, so ist es fortan der Geist, der den Beweis dieser Gerechtigkeit der Liebe zu führen hat, und der Geist führt diesen Beweis dadurch, daß Christus den Seinigen seine äußere Gegenwart entzogen hat, denn in dieser äußern Verlassenheit ist jeder Gläubige von nun an auf den unsichtbaren hl. Geist angewiesen. Nun ist die Möglichkeit da, daß in dem Kampfe des menschlichen Geistes um die höchsten Güter des Lebens der hl. Geist erleuchtend und stärkend seine himmlische Mitwirkung offenbar mache. Nur dadurch, daß der Gläubige auf sich selbst angewiesen ist, daß die Stützen, auf die er sinnlich und leiblich bauen konnte, ihm entzogen wurden, wird das geistige Leben in ihm geweckt und kann um so kräftiger in ihm sich gestalten, je tiefer die Erschütterung ist, die seine äußere Sicherheit wankend gemacht hat.

11. In dem Kampfe, der dem Menschen aus der Erschütterung alles Vertrauens auf sich selbst und auf alle äußern Beweggründe seines Handelns erwächst, muß es endlich zu einer letzten Entscheidung kommen. Die Freiheit und die Liebe müssen herrschen, oder die blinde Natur und der selbstsüchtige Wille. Zwei Welten stehen sich in diesem Kampfe gegenüber, die sich von einander ausscheiden müssen, und ihre Scheidung ist das Gericht. Darum spricht der Herr, daß der Geist die Welt überführen werde von dem Gerichte, „weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist."

Der Fürst dieser Welt aber ist gerichtet mit dem Beginne des letzten Aktes der Erlösung des Menschengeschlechtes durch Christus. Nachdem in Christus der höchste Gehorsam und die höchste Liebe offenbar geworden war, konnte sich die Welt nicht mehr auf die Unüberwindlichkeit der natürlichen Begierde und nicht mehr auf den eigenen Willen als auf das höchste Gesetz des menschlichen Lebens berufen. Ein anderer Wille und ein anderes Gesetz waren offenbar geworden. Der Fürst dieser Welt, der seine Herrschaft gründet auf den Eigenwillen und die irdische Begierde, war gerichtet für immer.

Die weitern Worte Christi von seiner Rückkehr zum Vater und dem Fürsten dieser Welt, sind nur eine nähere Erklärung des vorausgehenden Ausspruches von dem Wirken des hl. Geistes. Nur wenige Mittelglieder bedarf es, und der Zusammenhang tritt deutlich und verständlich hervor. Wem nur irgend um das rechte Verständniß der Worte des Evangelisten zu thun ist, der kann diese Einsicht auf dem kürzesten Wege erreichen.

12. Manche aber verschmähen es, nach dem vollen Verständniß zu ringen, weil sie meinen, eine Erkenntniß, die wir uns auf dem Wege ernsten Nachdenkens erwerben müssen, möge wohl für den denkenden Geist recht und schön sein, das Herz aber und das Gemüth hätten doch nichts davon. Dagegen möchte ich nun doch fragen: ob es denn wirklich ein Bedürfniß des Herzens geben kann, das von dem des Geistes sich trennen läßt? Ist denn das Herz des Menschen bloß ein sinnliches Organ und nicht auch ein geistiges? Und wenn nun der Gedanke zur Erkenntniß sich erhebt, wird nicht mit der wachsenden Vergeistigung unseres Lebens und Empfindens auch das Herz in das geistige Leben hineingezogen? Oder was soll das Herz ohne den Geist verstehen und erfassen? Was ist mehr geeignet, getäuscht zu werden, als das Herz? Was fordert mehr dazu auf, nach einem zuverlässigen Führer zur Wahrheit uns umzusehen, als gerade das Herz, weil es alles das, was es einmal umfaßt, so warm und innig umfaßt und um so unglücklicher wird, je weniger es in seiner Wahl vom Geiste sich leiten läßt. Muß das Herz nicht am meisten verlangen, daß das Licht des Evangeliums eindringe in den Geist, und durch diesen den Pfad erhelle, auf dem es mit Sicherheit wandeln kann? Werden die Lichtstrahlen der Wahrheit, indem sie den Geist erleuchten, nicht eben damit zugleich das Herz erwärmen? Wer zeigt dem Herzen, daß selbst Gottes Gericht und Gerechtigkeit nichts anderes ist, als Liebe? Und im Angesichte dieser Liebe, die

der Geist allein erkennt und verkündet, sollte nicht auch unser Herz in Liebe entbrennen gegen Den, der uns Alles gegeben, was uns ewig selig machen kann? Gewiß, wo der Geist von dieser hl. Erkenntniß entzündet ist, da muß auch das Herz in Liebe entbrennen, und dieser Brand der Liebe wird den Unglauben und die Sünde verzehren, und in dem strengen Lichte der Gerechtigkeit und des Gerichtes uns noch jenes milde Licht der Gnade erkennen und lieben lehren, das überall nichts sucht, als uns selig zu machen.

LXXXIV.

Text: „Ich hätte euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könnet es noch nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommen wird, so wird Er euch in alle Wahrheit leiten; denn Er wird nicht von sich selbst reden, sondern was Er hören wird, das wird Er reden; und was künftig ist, wird Er euch verkündigen; Er wird mich verherrlichen, denn von dem Meinigen wird Er nehmen und euch verkündigen. Alles, was der Vater hat, ist mein. Darum habe ich euch gesagt: von dem Meinigen wird Er nehmen und euch verkündigen." Joh. 16, 12—15.

Inhalt: Der hl. Geist offenbart das Zukünftige, Ewige und Allgemeine.

1. Wie in keinem Gebiete des Lebens das Urtheil der Welt und das Wort des Herrn miteinander übereinstimmen, so stimmen sie auch nicht in Hinsicht auf Erziehung und Bildung der menschlichen Seele. Christus lehrt: daß der hl. Geist die Menschen in alle Wahrheit leiten müsse, die Welt aber schreibt die Entwicklung des Charakters und die Bildung des Geistes dem Einfluß äußerer Umstände zu. Schade um diesen oder jenen Menschen! heißt es darum, wäre er in eine andere Umgebung gekommen, er wäre gewiß ein anderer und besserer Mensch; hätte er einen andern Unterricht genossen, andere Lehrer gehabt, er wäre gewiß ein ausgezeichneter Mann! Hätte diese Frau einen andern Mann gefunden, sie wäre gewiß das Muster einer guten und vortrefflichen Frau geworden! Wenn wir aber sagen, daß es die Umstände sind, die den Menschen zu dem machen, was er wird, und nicht seine freie Willens-

bestimmung und die Gnade und Kraft des Geistes, wenn wir glauben, daß der Mensch nicht unter großen Verhältnissen klein, und unter kleinen Verhältnissen groß denken und fühlen könne, daß es nicht mehr von ihm abhänge, die sich darbietenden Umstände so oder anders zu benützen, heißt das nicht den Geist und die Freiheit, in der allein der Geist wirksam ist, läugnen? In Wahrheit müssen wir aber bekennen, daß dem Geiste alle Umstände und Verhältnisse dienen müssen, daß, wer die Wahrheit sucht, sie auch unter den mißgünstigsten äußern Verhältnissen finden kann, und vielleicht sogar leichter findet, als unter günstigen Verhältnissen.

2. Nicht das äußere Verhältniß ist das Entscheidende für den Geist, sondern der Gebrauch, den wir von demselben machen. Nicht das Buch, das wir lesen, die Predigt, die wir hören, die Umgebung, der wir angehören, ist das Entscheidende, sondern der Geist, mit dem wir lesen, hören, mit Andern umgehen. Der hl. Geist führt Jeden anders. Aber Er führt Jeden, der sich von Ihm leiten läßt, zur Wahrheit und führt ihn in alle Wahrheit. Wer will, den ergreift der Geist. Wer aber nicht will, der ist allerdings ausgeschlossen vom Geiste und von der Wahrheit. Wer die Gelegenheit nicht ergreift und sucht, den kann der Geist nicht leiten. Unser Wunsch, daß dieser oder jener dieses oder jenes Buch auch lesen, diese oder jene Predigt auch gehört haben möchte, hat darin allein seine Berechtigung, daß wir eine Gelegenheit, in welcher er sich vom Geiste der Wahrheit ergreifen lassen konnte, nicht von ihm versäumt wissen möchten. Aber die Gelegenheit ist doch immer nur eine äußere Veranlassung, auf welche hin der Geist in uns einkehren kann. Aus jeder solchen Gelegenheit macht Jeder wieder etwas Anderes. Was er aus dem Anlasse, der sich darbietet, machen wird, das hängt von der Anstrengung seines eigenen freien Willens ab.

3. Aber wenn es unser Wille ist, welcher entscheidet, dann ist es ja wieder nicht der Geist, der in die Wahrheit leitet, sondern der Wille! Wille und Geist sind aber hierin unzertrennlich. Der Geist wirkt auf den Willen und durch den Willen. Der Wille ist es zunächst, den der Geist ergreift, wenn er uns zur Wahrheit und Seligkeit führen will. Freilich scheint es näher zu liegen, den Verstand oder die Vernunft als jene geistige Kraft im Menschen zu bezeichnen, auf welche der Geist Gottes zunächst erleuchtend und begnadigend wirkt; und dennoch ist es nicht so. Verstand und Vernunft berühren nirgends die Außenwelt; Verstand und Vernunft bewegen sich aber nach Anregungen, die ihnen von außen und durch den Willen zukommen. Wenn sie sich bewegen,

müssen sie nach gewissen Gesetzen sich richten, aber ihre Bewegung geht nicht von diesen aus, sondern von dem Willen. Auf diesen allein wirkt jede Anregung zur Bewegung derselben in uns.

Eine unmittelbare Erleuchtung der Vernunft ist deßwegen, auch wenn eine solche wirklich möglich ist, keine Erleuchtung durch den Geist, weil sie unbewußt und unfrei erscheinen, also dem geistigen Leben fremd sein würde.

Der Geist wirkt aber nicht auf ungeistige Weise, sondern auf geistige. Er wirkt nicht wie irdische Kräfte durch Stoß und Druck, oder auf irgend eine mechanische Weise, nicht durch äußere oder innere Gewalt. Wo er wirkt, wirkt er frei, und darum nur auf und durch die Freiheit. Durch sie wirkt er Alles. Wer seinen Willen der Leitung des Geistes hingibt, den wird er auch sicher in alle Wahrheit leiten.

4. Aber auch das ist nicht der Fall, daß der auch den Geist empfange, der ihn will, wird Mancher sagen, und es durch seine Erfahrung beweisen wollen. Wie viel habe ich schon zu wissen begehrt und doch nicht erkannt! Wie viel habe ich nachgedacht, geforscht, gebetet, zu Gott gefleht, Er möchte doch meinen Geist erleuchten, daß ich diese oder jene Wahrheit einsehen möchte, und ich habe bis zur Stunde keine Frucht meines Strebens und Flehens, meines gewiß ernstlichen Willens erreichen können. Also ist es ja gar nicht wahr, daß der Geist uns in alle Wahrheit leitet, wenn wir nur ernstlich wollen. Ich habe ja gewollt und der Geist hat mich nicht erhört, nicht hingeleitet, wohin ich gewollt habe. Aber mein Lieber, wenn das so ist — und ich glaube, daß es so ist, — so hast du ja eigentlich nicht im Ernste dich vom Geiste in alle Wahrheit leiten lassen, sondern ihn leiten wollen; du hast ihm vorgezeichnet, wohin er dich führen soll, und du wunderst dich noch darüber, daß er dich nicht geführt hat, da du doch bekennen mußt, daß du ihn eigentlich gar nicht zum Führer gewollt hast! Das ist der Grund so vielen fruchtlosen Strebens, Ringens und Betens, daß nicht recht gestrebt und gebetet wird. Wenn wir dem Geiste vorschreiben wollen, was er uns lehren soll, dann müssen wir ja auch wissen, was das Beste für uns ist, müssen schon zuvor entschieden sein über das, was wir wissen wollen, werden auch nur das als Antwort des Geistes erkennen, was unserer zuvor schon gefaßten Meinung entspricht, werden nicht den Geist und die Wahrheit vernehmen und finden, sondern überall nur uns selbst. Statt in dem, was wir hören und lesen, den Geist des Gehörten und Gelesenen zu suchen, tragen wir unsern eigenen Ver-

stand oder Unverstand in das Gehörte und Gelesene hinein, und hören und lesen eigentlich nicht die Predigt oder das Buch, sondern uns, hören nicht die Wahrheit und den Geist, sondern uns, hören und finden überall nur uns selbst. Nur immer das Alte, was wir schon zuvor wußten und hatten, finden wir in Allem, aber nicht das Neue, das der Geist uns offenbaren will.

5. Wer nicht in Allem Neues findet, den hat der Geist nicht ergriffen und geleitet. „Was künftig ist, wird Er euch verkünden," sagt Christus vom Geiste der Wahrheit. Aber auch das, wird wieder dieselbe Stimme der Erfahrung sagen, bestätigt sich in der Wirklichkeit nicht. Was möchten wir denn lieber wissen und erfahren, als Neues, Zukünftiges? Warum nehmen denn die Menschen zu allen abergläubischen Vorrichtungen und Vorurtheilen ihre Zuflucht, warum fragen sie Zeichendeuter, Schwarzkünstler, Geisterseher, Traumdeuter aller Art, warum halten sie so viel auf Namen, Loostage, Zahlen, Kometen und alle möglichen und unmöglichen äußern Vorbedeutungen, als weil sie die Zukunft wissen und erfahren möchten? Aber wo ist derjenige, dem der Geist die Zukunft offenbart? Allerdings, wenn wir unter Zukunft nur jene Zukunft verstehen, die in Anbetracht des vorhergehenden Augenblickes den zukünftigen Augenblick bezeichnet, das Aeußerliche, Vergängliche, das, was hinsichtlich des geistigen Lebens rein zufällig ist, so ist es nicht des Geistes Werk, diese Zukunft zu offenbaren. Wer wissen will, was ihm morgen Angenehmes oder Unangenehmes begegnet, welche Heirath er machen, welche Anstellung er erhalten wird, welche Nummern in der Verloosung herausgezogen werden, der muß nicht an den Geist sich wenden, denn das Alles ist nicht Sache des Geistes. Wer die Wahrheit sucht, wird darnach nicht fragen. Diese vergänglichen Umstände berühren den Geist und die Wahrheit nicht. Für beide sind sie gleichgültig. Wer nach solchen Dingen sich umsieht, will auch gar nicht vom Geiste für den Geist die geistigen, sondern vom Fleische für das Fleisch die fleischliche Zukunft wissen.

6. Wenn aber der Geist die unvergängliche und ewige Zukunft offenbart, so wird er Jedem wenigstens das lehren, ob er in den Himmel gelangen wird oder nicht? Gewiß wird der Geist das einem jeden offenbaren, der es wissen will; denn das ist ja die eigentliche Zukunft des Menschen, und diese zu offenbaren, ist allerdings des Geistes Werk. Aber wenn der Geist dem menschlichen Geiste diese Offenbarung ertheilen soll, so ist diese Offenbarung sicher nicht die erste, sondern jedenfalls die

letzte. Ehe er uns nicht andere Offenbarungen ertheilt, andere Wahrheiten verkündet und erklärt, werden wir diese nicht erhalten und vernehmen können. Zuerst müssen wir den offenbarenden Geist und die Art, wie der Geist sich offenbaret, überhaupt erkannt haben, dann wird er uns von Stufe zu Stufe, von der ersten Offenbarung, die er uns ertheilt, zu immer höhern und endlich sicher auch zur letzten und höchsten Wahrheit und Offenbarung führen, deren Anschauung und Besitz selbst schon die verheißene Zukunft und Seligkeit ist.

7. Der Geist, der das Verborgene, Zukünftige und Neue offenbart, ist nur dann der Geist der Wahrheit, wenn er Christus verherrlicht, weil er von dem, was Christi ist, nimmt und es uns verkündigt. Der Geist macht nichts Neues, er verkündet nur Neues, aber nicht von ihm Erfundenes, sondern das, was ist, legt er aus und lehrt es verstehen. Wer zur geistigen Erkenntniß gelangen will, muß sich zunächst an das halten, was gegeben ist. Wo nichts ist, ist auch nichts zu erklären. Wo nicht schon Etwas zuvor ist, ist auch darnach nichts; wo nichts Altes, ist auch nichts Neues. Der Geist kümmert sich nicht um das zufällig Neue, die weltliche vergängliche Neuigkeit, und nicht um das willkürlich Neue, die Launen und Einfälle spielender menschlicher Einbildungskraft, sondern er verkündet das allein Neue, das ewig Neue, das, was eine unerschöpfliche Zukunft hat, und darum immer neu ist. Was der Geist gibt, muß in dem Menschen eine ganz neue Lebenskraft und Erkenntniß erzeugen, und zwar eine Kraft und Erkenntniß, welche nicht in dem Augenblicke schon erschöpft ist, in dem sie gegeben wird, sondern eine Kraft, welche durch das zeitliche Leben überhaupt nicht erschöpft werden kann. Nur das Ewige ist immer neu und bleibt es auch immer.

Der Geist wird darum in dem, was uns gegeben ist, die Erkenntniß dessen, was erst kommen soll, und was in dem Gegebenen noch verborgen war, offenbaren. Er nimmt also von dem, was Christi ist, denn Christus hat das Verborgene im Großen und Ganzen in höchster Einheit und Einfachheit geoffenbart. Christus hat das in der Natur verborgene Unsterbliche und Ewige, Freiheit, Liebe und göttliche Bestimmung des Menschen gleichsam mit Einem Male, mit Einer That geoffenbart.

8. Das göttliche Leben ist nicht sichtbar in der Natur. In dieser sehen wir nur das Aeußere, die Zeit, den Raum, das Veränderliche. Das Ewige aber steht über dem Vergänglichen; das Ewige ist nur dem freien Wesen sichtbar. Alle Naturwesen haben, auch wenn sie eine Zu-

kunft haben, doch den Geist nicht, der ihnen das Zukünftige offenbart. Das Zukünftige ist an ihnen, aber nicht für sie. Wo aber einmal geistiges Leben ist, da kann der hl. Geist auch das Zukünftige offenbaren. Darum spricht Christus vom hl. Geiste: „Er wird nicht von sich selbst reden, sondern was Er hören wird, das wird Er reden; Er wird mich verherrlichen, denn von dem Meinigen wird Er nehmen und es euch verkünden;“ weil der hl. Geist von den Werken des Vaters und Sohnes reden wird, und nicht von sich, indem Schöpfung und Erlösung nicht Werke des Geistes, aber doch nur insoferne erklärbar und verständlich sind, als sie im Geiste begriffen werden. Weil aber die Schöpfung erst durch die Erlösung ihre Vollendung erreicht, darum setzt Christus bei: „Alles, was der Vater hat, ist mein, darum habe ich gesagt: Von dem Meinigen wird Er nehmen.“ Die Natur wird in ihrer innern Macht und Durchdrungenheit vom göttlichen Segen uns aufgeschlossen von dem Sohn; der Geist aber knüpft an diese höchste Offenbarung des Sohnes an, und erklärt die Geheimnisse der Schöpfung durch das Geheimniß der Erlösung.

9. Sowie aber der hl. Geist nur dadurch in alle Wahrheit leitet, daß Er an das Gegebene, an die Werke des Vaters und des Sohnes anknüpft, so kann Er auch nur dadurch in uns wirksam werden, daß auch wir uns in allen Bestrebungen an das von dem Vater und Sohne Gegebene halten. Um die Wahrheit zu erkennen, müssen wir aus der Beschränktheit unserer eigenen Ansicht und Meinung, unseres eigenwilligen Strebens heraustreten. Diejenigen, welche überall nur sich hören und sehen, und Alles nur nach ihrem Sinne messen, die sich nicht an das, was das Leben bietet, hingeben können, nichts bewundern, als nur sich, für nichts sich begeistern, als wobei ihre Eitelkeit und ihr persönliches Eigenwesen seine Rechnung findet, das sind die geistlosesten, unausstehlichsten Menschen. Wie soll sich da etwas erneuern, wenn wir an der alten Dummheit so unerbittlich zähe festhalten? Wie sollen wir einen neuen Menschen anziehen können, wenn wir uns weigern, den alten auszuziehen? Wenn wir immer fertig und abschließend und folglich ausschließend sind, wie der Stein, der höchstens äußerlich etwas an-, aber nichts innerlich aufnimmt? Die Zahl solcher mit sich selbst zufriedenen geistlosen Menschen ist aber leider keine Zahl mehr, sondern eine Unzahl. Die sogenannten Gebildeten sind gar oft die am meisten Geistlosen, weil sie sich am meisten gefallen in dem eitlen Aufputz einer äußerlichen Dressur.

10. Soll etwas Neues werden in uns, müssen wir zuerst der Sache,

dem Gegebenen uns hingeben. Können wir das einfach und kindlich, so wird sich von selber ein Anblick zeigen, der uns zuvor fremd war und also neu ist. Haben wir etwas in einem Worte, in einer Erscheinung erkannt, was uns zuvor verborgen war, so ist das der erste Fingerzeig des Geistes. Jetzt ist das zuvor Verborgene offenbar, aber dafür ist nun der nächst höhere Sinn dessen, wovon wir einmal einen Theil begriffen haben, wieder ein verborgener. Diesem streben wir nach, nicht dadurch, daß wir nun gleich selbst voreilig etwas aus dem Ergriffenen herausnehmen und es als nächste Folge hineinlegen. Damit greifen wir dem die Wahrheit lehrenden und offenbarenden Geiste schon wieder vor. Wir wollen nun nicht mehr das Gegebene in uns einführen, sondern uns in dem wiedersehen, was gegeben ist. Fortschreitend aber in demüthigem Lernen werden wir von Stufe zu Stufe weiter kommen, bis wir Alles, was verborgen war, erkannt haben.

11. Aber darauf muß unser Streben gerichtet sein, nicht das Einzelne, sondern **Alles** zu erkennen. Nur im Allgemeinen, im Allumfassenden ist die Wahrheit. Wer beim Theile, bei irgend einem Besondern stehen bleibt, der hat nicht das rechte Streben nach Wahrheit. Alles Stehenbleiben ist ein Abfall vom Geiste und von der Wahrheit; denn der Geist, der uns in alle Wahrheit führen soll, schließt jede Unvollständigkeit und Unvollkommenheit aus. Alles aber, was bei irgend einem Punkte stehen bleibt auf Erde, hat aufgehört zu leben. Das Stehenbleiben in der Zeit ist der Tod für die Ewigkeit. Wer zufrieden ist, wenn er **Etwas** hat, hat **Nichts**, weil er den Theil für das Ganze nimmt und eben darum das Ganze verliert. Wer aber das **Ganze** verloren hat, verliert damit auch den **Theil**, den er zuvor besessen hat. Sein Antheil Wahrheit ist nun selbst zum Irrthume geworden, weil das Stück mit dem Ganzen verwechselt wird. Wer so mit seinem Theile zufrieden ist, ist eigentlich nicht mit der erkannten Wahrheit zufrieden, denn er hat sie nicht erkannt, sondern ist zufrieden mit sich und seiner Erkenntniß. Wer aber einmal angefangen hat, mit sich und seinem errungenen Standpunkte zufrieden zu sein, wer abschließt und fertig ist, der hat aufgehört, dem Geiste der Wahrheit zu leben. Man kann nicht nach der Wahrheit streben, ohne nach **aller** Wahrheit zu streben; man kann nicht nach Höherm streben, ohne im Geiste nach dem **Höchsten**, nach dem Allumfassenden zu streben. Nur wer nach dem Höchsten strebt, stirbt sich selbst und allem Wohlgefallen an sich und am Vergänglichen, am Einseitigen und Unwahren vollkommen ab. Nur das **Katho**-

lische ist wahr. Alle Einseitigkeit und willkürliche Beschränkung ist Ketzerei und Abfall vom Geiste der Wahrheit. Im katholischen Leben allein ist es wahr, was Christus vom Geiste verheißen, „daß Er uns in alle Wahrheit führen soll."

12. Anknüpfend an das Gegebene lehrt der Geist das Zukünftige. Alles, was gegeben ist, umfaßt darum der Geist, und ebenso Alles, was in uns erst neu werden soll. Alle Vergangenheit und Zukunft lebt allein wahrhaft im Geiste. Wer nicht nach dieser allgemeinen, katholischen Wahrheit strebt, ist ein Ketzer im Sinne und Geiste der Offenbarung Christi, im Angesichte der ewigen, höchsten, Alles umfassenden Wahrheit. Nur das wahrhaft Katholische ist lebendig und wahr und Offenbarung und Lehre des hl. Geistes, weil es allumfassend ist, an die Vergangenheit in ununterbrochener Ueberlieferung sich anschließt und das Neue und Zukünftige in sich Gestalt gewinnen lassen kann, ohne von der bereits erkannten Wahrheit abzufallen. Die wahrhaft katholische, allgemeine und allumfassende Wahrheit ist es, die allein selig macht. Nur im Geiste dieser katholischen Gesinnung vermag der Mensch alle Wahrheit und Seligkeit zu erlangen. Aber nicht derjenige, der katholisch getauft ist, hat darum auch schon diese Gesinnung. Viele sündigen gerade gegen den Geist der katholischen Gesinnung, weil sie meinen, der also im Namen der Wahrheit Getaufte dürfe nun das Ringen und Streben nach dieser Wahrheit von sich abwälzen, oder es sei schon genug, nur Andere, die nicht demselben Bekenntniß angehören, zu bekämpfen, um damit die wahre katholische Gesinnung zu bewähren. Die katholische Gesinnung wird sich zwar auch nach außen bewähren, wenn sie innerlich vorhanden ist. Vor allem aber sollen wir darnach ringen, daß wir uns innerlich vom Geiste der Wahrhaftigkeit und Wahrheit leiten, und zwar in alle Wahrheit leiten lassen, dürfen nie aufhören zu kämpfen mit uns und unserer Eigenliebe und dem einfältigen Wohlgefallen an uns selbst, müssen vielmehr stets jeder neuen Ermahnung des Geistes Gehör geben, damit in der That wahr werde, daß nicht so fast wir leben, sondern Christus in uns und der Geist Christi uns belebe und beselige.

LXXXV.

Text: „Nur noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht sehen, und dann wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wiedersehen; denn ich gehe zum Vater. Da nun Jesus merkte, daß sie Ihn fragen wollten, sprach er zu ihnen: Ihr fraget einander darüber, warum ich gesagt habe, noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich sehen. Wahrlich, wahrlich! ich sage euch: ihr werdet weinen und wehklagen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet traurig sein, aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Ein Weib, wenn sie gebären soll, hat Wehen, weil ihre Stunde gekommen ist; hat sie aber das Kind geboren, so denkt sie ihrer Wehen nicht mehr, um der Freude willen, daß ein Mensch zur Welt geboren ist. So seid auch ihr jetzt traurig; ich werde euch aber wiedersehen, dann wird euer Herz sich freuen, und diese Freude soll euch Niemand nehmen. An demselben Tage werdet ihr mich nichts mehr fragen."

Joh. 16, 16—23.

Inhalt: Die Traurigkeit des Geistes als Bürgschaft unserer Bestimmung zur ewigen Freude und Seligkeit.

1. Wenn Christus seinen Jüngern sagt: „Ueber eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, und ihr werdet mich wiedersehen, denn ich gehe zum Vater; wahrlich, ich sage euch: ihr werdet weinen und wehklagen, die Welt aber wird sich freuen; ihr werdet traurig sein, aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden", so ist dieß Alles fast unmittelbar, nachdem diese Worte gesprochen waren, in Erfüllung gegangen. Als Christus gleich nachher in das Leiden und den Tod gegangen war, und sie Ihn nach einer so kleinen Weile nicht mehr sahen, hatte wohl Traurigkeit ihr Herz eingenommen; als sie aber nach seiner Auferstehung Ihn wiedergesehen, war ihre Traurigkeit in Freude verwandelt worden. Als sie nun in dieser freudig gehobenen Stimmung des Wiedersehens an seiner

Seite wandeln, da erhebt Er sich von ihnen, und wird abermals ihren Augen entrückt! Wohl mag da zuerst Staunen über eine den menschlichen Vorstellungen so durchaus neue und unerwartete Erscheinung ihr erstes Gefühl gewesen sein, dann aber ist es sicher der neuen Trauer über die nun eingetretene vollständige Trennung von ihrem Herrn und Meister gewichen. Die Traurigkeit war eine um so tiefere, je größer und lebhafter kurz zuvor noch ihre Freude gewesen war, und dennoch war sie nur eine nothwendige Vorbedingung zu der verheißenen Wiedervereinigung. Was aber für die Apostel und ersten Jünger des Herrn als unausweichliche Vorbedingung der vollkommenen Wiedervereinigung mit Christus erscheint, davon dürfen auch wir uns nicht ausnehmen, wenn wir auf die von Gott verheißene Seligkeit nicht zum voraus und freiwillig verzichten wollen. Schon der natürliche Wechsel des Lebens zwingt uns, das allgemeine Schicksal alles Menschenlebens, das zwischen Freude und Schmerz getheilt ist, und den uns zugemessenen Antheil der Leiden zu ertragen. Aber erst wenn der Schmerz und die Lust des Lebens mit freier Erhebung über ihre natürliche Unvermeidlichkeit als Vorbedingung eines im Geiste der Erlösung begonnenen Lebens betrachtet werden, sind sie Vorboten eines neuen ewigen Lebens. Vor Allem ist die Traurigkeit des Geistes über die Trennung der Seele von Gott die wahre Quelle der ächten, ewigen Geistesfreude, ist eine getreue Mahnerin und Führerin zur wahren christlichen Gesinnung.

2. Das Christenthum ist seiner innersten Bedingung nach ein Reich der Trauer. Nur die Welt kann sich freuen in und mit der Vergänglichkeit, das gottsuchende Herz aber wird trauern über seine Trennung von Gott, die so lange nicht ganz aufgehoben werden kann, als der Mensch auf Erden lebt. Zwar scheint es dem weltlich gesinnten Herzen unnatürlich, einer Religion sich hinzugeben, die nicht Freude, sondern Trauer bringt. Nach Freude sehnt sich das Herz, nicht nach Trauer. Wie läßt es sich mit dem Begriffe eines liebenden Schöpfers vereinigen, daß der reiche Gott seine Geschöpfe zur Klage und Trauer geschaffen haben soll? Wie läßt es sich mit dem großen Liebeswerk der Erlösung zusammenreimen, daß damit wieder nur Klage und Trauer erworben sein soll? Die Klage und Trauer scheint keiner so großen Vorbereitung zu bedürfen. Sie kommt von selbst und unangemeldet. Sie zu erwerben, bedürfen wir nicht erst noch einer religiösen Weihe. So scheint es wenigstens, und so wäre es auch, wenn es eine bleibende und wahre Seligkeit geben könnte, die nicht mit Freiheit erkämpft wird.

3. Wie aber kein Mensch in's Leben tritt ohne die Geburt, so kann der Geist nicht zur Seligkeit gelangen ohne die Trauer. Sie ist wesentlich Antheil des Geistlebens, weil der Geist nicht ohne Erkenntniß des Zwiespaltes des Irdischen und Himmlischen, des Geistigen und Ewigen bleiben kann. Wo aber der Zwiespalt ist, muß auch der Kampf sein. Die wahre Freude des geschaffenen Lebens kann nur aus dem Siege des Willens über das Aeußere und Vergängliche erwachsen. Sie ist unmöglich ohne Kampf. Wo einem unfreien Anfang gegenüber ein Ziel sich zeigt, das nur durch Freiheit zu erringen ist, da ist das Gefühl der Sehnsucht nach diesem Ziel unerläßliche Bedingung zur Erreichung desselben. Je lebendiger diese Sehnsucht hervortritt, um so tiefer ist die Trauer. Je mächtiger das geistige Leben sich entfaltet, desto größer die Sehnsucht und Trauer. Jene Religion, welche diese Sehnsucht und Trauer, die Bestimmung für ein himmlisches Ziel und das Gefühl von der auf Erden sich offenbarenden Trennung von demselben am mächtigsten zum Bewußtsein bringt, ist die wahrste und dem menschlichen Bedürfniß angemessenste, und jener Zustand im Leben, in dem die Trauer über diese Trennung am tiefsten im Gemüthe sich kund gibt, ist der frömmste.

4. In Hinsicht auf diesen Gegensatz setzt Christus dieser Traurigkeit des Geistes die Freude der Welt gegenüber. Wer kein zweites Leben kennt, kann sich des einfachen Zustandes der sinnlichen Empfindung unbeirrt erfreuen. Darum geht ein gewisser Ausdruck der Ruhe und des stillen Glückes, ja sogar des lauten Jubels durch die Natur. Selbst der ruhende Stein scheint dem kämpfenden Gemüthe ein beneidenswerthes Loos des Friedens erhalten zu haben. Als höheres Bild der Fröhlichkeit aber erscheint das grünende und blühende Leben von Flur und Feld. Nicht ohne schöne Beziehung sagen wir, daß Wald und Felder fröhlich grünen, daß Wiesen und Gärten freudig blühen. Darüber hin scheint als immerwährender Freudenschall der Gesang der Vögel zu schweben, und selbst die junge Heerde sehen wir fröhlich auf die Weide ziehen. Mit ihnen freuen sich die Kinder, so lange sie unbeirrt in ihrem unschuldigen Spiele das Leben verträumen.

5. Sowie sie aber zum Bewußtsein eigenen Strebens und freier Entschlüsse kommen, sobald das Leben sich ihnen feindlich gegenüberstellt, sobald der Zwiespalt des Begehrens erwacht, ist auch der Schmerz in seiner äußerlichen, verwundenden Kraft, ist das Leiden in seiner am innern Leben zehrenden Gluth vorhanden, und beide dringen tiefer und tiefer in's innerste Leben, bis sie den Geist im Herzen seines Lebens

und Hoffens erfassen, und den Blick, der in die Ewigkeit schauen möchte, mit dem Gefühl der Verlassenheit umhüllen. Das ist die natürliche Folge des Zwiespaltes alles Lebens. Wo dieser Zwiespalt in's Bewußtsein tritt, begleitet ihn der Schmerz. Weil aber das Leben überall nicht ohne äußern Zwiespalt ist, sehen wir die Trauer auch über die ganze Welt verbreitet, und finden das Echo der Klage des Geistes durch die ganze Natur, die ebenso der Freude wie der Klage hingegeben ist, wenn auch beiden ohne Bewußtsein von ihrer Bedeutung.

Nicht ohne stille Klage sehen wir das Laub von den Bäumen fallen, wenn der scharfe Hauch des Winterfrostes sie berührt, und trauernd sinken die Blüthen zusammen, wenn der heiße Sonnenstrahl des Sommers sie getroffen. Wie Ton und Farbe im Frühling neu erwachen, sterben beide im Winter klagend wieder ab. Ja die Farbe selbst ist schon ein Trauerschleier, mit dem der Glanz des Lichtes sich umhüllen muß, damit das sterbliche Auge dasselbe ertragen kann.

Dieses Klagelied des Lebens erhält im Menschen den vollen bewußten Ausdruck. Wenn auch noch die Freude der natürlichen Welt sich in der Menschenbrust wieder findet, so tritt sie doch mehr und mehr zurück, je mehr das geistige Leben und Bewußtsein in ihm erwacht. Nur der äußere, sinnliche Mensch ist der Lust und Freude zugewendet, der Geist aber fühlt die Sehnsucht nach der ewigen Heimath, und dichtet durch sein ganzes Leben nur das Eine Lied der Klage um dieses verlorene und noch nicht wiedererrungene Paradies.

6. Selbst das Heidenthum hat dieses Klagelied schon aufgenommen in seine Gesänge, und durch die schönsten Lieder der Griechen tönt die tiefe Trauer vernehmlich hindurch. Wer im Heidenthum nur Lust und Freude und ein heiteres Leben des unverkümmerten Genusses erblickt, der hat den Geist desselben nur schlecht begriffen. Durch alle Lust bricht der Wehlaut der Klage oft schreiend hindurch, und die sogenannten Ideale der Schönheit tragen den Zug tiefer Trauer an der Stirne. Der Geist konnte eben auch im Taumel der Lust seine Zukunft und seine Verlassenheit nicht ganz vergessen. Wohl hatte er den Abgrund, in den zu blicken er sich fürchtete, mit Blumen zu umkränzen gesucht, aber um so deutlicher hatte er damit eingestanden, daß ihm die Schrecken desselben nicht unbekannt waren.

Wie aber die Trauer, die das Heidenthum in rein natürlicher Empfindung schon ergriffen hatte, in anderer Gestalt auch durch das Judenthum hindurchgeht, davon gibt das Klagelied von den Leiden Jobs hin-

reichend Zeugniß, der vielen Trauerpsalmen und der Klagelieder des Propheten, sowie der Klage Salomons über die Eitelkeit alles Lebens und Strebens nicht zu gedenken. Selbst durch die Blüthenkränze des hohen Liedes schlingt sich das dunkle Band der unerfüllten Sehnsucht, der wehmuthsinnigen Klage um die verlorene Herrlichkeit und Freiheit der Liebe.

7. Aber noch ist diese Trauer nicht zum vollen geistigen Bewußtsein gesteigert. Ein äußeres Vertrauen auf den irdischen Schutz Jehovas läßt das Bewußtsein nicht zur letzten geistigen Entscheidung gelangen. Nicht dem Judenthum, sondern dem Christenthum ist der höchste Kampf des geistigen Lebens und der geistigen Verlassenheit aufbehalten, welchen Christus seinen Jüngern als den sie treffenden Antheil des irdischen Lebens verkündet hat.

Ganz selbstständig ist der Menschengeist erst durch das Christenthum geworden. Der Kampf, zu dem Christus seine Jünger gerufen, ist der höchste. Auf dem freien Gebiete des Geistes wird die große Schlacht zwischen der zeitlichen und ewigen Bestimmung des Menschen erst im Christenthume ausgekämpft. Je höher das geistige Leben sich erhebt, desto heftiger wird der Kampf. Je höher der Geist in diesem Kampfe sich hebt, desto christlicher wird sein Muth, und je christlicher die Gesinnung, desto geistiger ist sie auch. Aber je geistiger und christlicher das Bewußtsein, um so tiefer ist auch die Trauer, die den Geist in seiner höchsten Entfaltung auf Erden um so gewaltiger erfaßt, je klarer er des Abstandes von der Zeit zur Ewigkeit sich bewußt wird. Wer diese Trauer nicht empfindet, der ist kein wahrer Jünger Christi, der hat nicht einmal in die natürliche Tiefe des Geistlebens hinabgeblickt, hat nicht einmal eine Ahnung von der Bestimmung des freien Geistes. Die Trauer des Geistes über seine natürliche Hülflosigkeit und Entfernung von dem Ziele seiner Sehnsucht ist das wahre und entscheidende Kennzeichen, daß der Geist des Herrn sich in uns zu regen beginnt.

8. Nur dann kann der Geist zu wahrer Freude erwachen, wenn er zuvor von dieser Trauer durchdrungen ist. Wahrer geistiger Fortschritt ist nur da, wo diese Traurigkeit, welche der weltlichen Gesinnung fremd ist, Zeugniß für die Aufrichtigkeit des auf das Ewige und Vollkommene gerichteten Strebens gibt. Schon das ernstliche Streben nach natürlicher Erkenntniß gibt ein unverwerfliches Zeugniß dafür, daß die Trauer der Sehnsucht nach einem hohen Ziele die unerläßliche Bedingung alles Fortschrittes ist. Was erfreut den Geist unmittelbarer, als die Gewißheit

des fortschreitenden und wachsenden Verständnisses des Lebens? Dennoch ist keine lebendige Erkenntniß ohne tiefe Trauer des Geistes über die Unzulänglichkeit unserer Einsicht möglich. Wer wirklich nach wahrer, innerer Erkenntniß ringt, der wird diese Trauer um so mehr empfinden, je reicher er an Einsicht wird. Nur der hochmüthig Dumme, der einfältig Eitle, nur derjenige, der gar kein wahres Verständniß von irgend Etwas erreicht hat, empfindet diese Trauer nicht. Jeder Fortschritt an Erkenntniß erzeugt eine gesteigerte Sehnsucht nach höherer Einsicht und Trauer über die Unvollkommenheit der erworbenen. Zwar wird Jedem ein Lichtstrahl geistiger Freude entgegenleuchten, sowie er irgend eine neue Einsicht gewonnen hat. Aber diese neue Einsicht ist noch nicht die höchste, sondern steigert nur die Sehnsucht nach derselben. Je mehr wir erkennen, desto mehr sehen wir ein, wie unendlich groß und unerreichbar erhaben die wahre Weisheit ist. Mit jedem Schritte vorwärts scheint dieser Abstand sich zu mehren, mit jedem Schritte wächst darum auch die Trauer. Aber gerade sie ist das Zeichen, daß wir wirklich auf dem rechten Wege sind.

9. Wie dem, der nach Erkenntniß ringt, aus der Trauer die Freude über die errungene Erkenntniß und aus dieser die neue Trauer höherer Sehnsucht erwächst, so wird das gleiche Gefühl, nur vielleicht noch lebhafter denjenigen ergreifen, der das, was der Geist innerlich gewonnen und erschaut hat, in Bild und Wort darstellen will. Licht und klar, voll Glanz und Schönheit tritt uns mancher leuchtende Gedanke vor das innere Auge. Wir bemühen uns, denselben festzuhalten in Bild und Wort. Wir halten auch vielleicht etwas von demselben in der äußern Darstellung fest. Aber ach! wie wenig, wie gering, wie unschön ist das, was wir festhalten, gegen das, was wir gesehen haben. Wir schämen uns des schlechten Abbildes um so mehr, je schöner das Urbild war und je lebendiger wir es im Geiste geschaut haben. Sobald das gewählte Wort ausgesprochen ist, kommt es uns vor wie ein Verrath an der erkannten Wahrheit. Wir scheinen nur noch die Henkersknechte zu sein, welche die himmlische Schönheit mit rauhen Händen verletzt und zerrissen haben. Ein Gefühl unaussprechlicher Wehmuth ergreift das Herz nach jedem solchen mißlungenen Versuche. Und dennoch müssen wir diese Versuche immer wieder erneuern, obwohl wir wissen, daß sie uns nie ganz gelingen können, weil wir das Urbild alles Schönen, das dem Geiste sich gezeigt, ohne eigenes Nachahmen desselben gar nicht festzuhalten vermöchten. Wir sind Kinder, die an der Schürze der Mutter sich anklammern und klagend ihren Schritten nachfolgen, und nur schwer an das

Gehen sich gewöhnen. Aber gerade diese Klage ist Zeugniß von der Sehnsucht nach dem Höhern. Wer zufrieden ist mit dem, was er gebildet, und es etwa selber noch schön findet, hat nie die wahre Schönheit erkannt. Wer aber in Trauer seine mißlungenen Versuche ansieht, hat in dieser Trauer den einzig gültigen Zeugen, daß er das Rechte geschaut.

10. Ebenso der Liebende. Wer die Trauer der Liebe nicht faßt, hat von der wahren Liebe keine Ahnung. Nur die Lieblosigkeit sucht Lust und Freude, die Liebe aber fühlt zuerst nur Wehmuth über die Ohnmacht des Herzens, daß es nicht lieben kann, wie es möchte. Das ist dem wahrhaft liebenden Herzen das Schwerste, daß es lieben möchte, ganz, unbeschränkt, unendlich, und daß es nicht so lieben kann, weil sich jeder menschlichen Liebe wieder die Rücksicht auf das eigene Wohl und Wehe an die Fersen heftet. Selbst die höchste Liebe zu Gott kann nicht ohne diese Rücksicht auf das eigene, arme, liebebedürftige Herz sein. Je mehr wir darum die erhabene Göttlichkeit der wahren Liebe erkennen, desto schwerer fällt uns diese Armuth des Herzens, diese Unfähigkeit zur vollkommenen Liebe, und je schwerer dieses Gefühl der Unvollkommenheit uns auf das Herz fällt, desto näher haben wir der wahren Liebe hohes Urbild, die göttliche Liebe, geschaut.

In dieser Trauer ist das höchste Zeugniß des Geistes für seine erhabene Bestimmung niedergelegt. Wer diese Trauer nicht empfindet, hat auch die wahre Liebe, hat, was wahrhaft göttlich ist, nie erkannt. Wo aber diese Trauer ist, da ist auch die Bürgschaft, daß ein höheres Leben, als die Natur es zu fassen vermag, im Geiste bereits seinen Anfang genommen hat. Die Trauer selbst gibt Zeugniß dafür, daß jenes Leben mächtiger geworden ist in uns, als die Lust an dem sinnlich irdischen Leben. Wer die wahrhaft göttliche Unendlichkeit der Liebe einmal gesehen und in sich aufgenommen hat, der wird sie auch nicht so leicht wieder verlieren. Wenn aber diese Herrlichkeit unvergeßlich im Herzen lebt, so steht uns ja nur noch der sterbliche Antheil im Wege, um ganz in ihr zu leben. Sowie dieser von uns abfällt, wird jene im Geiste lebende Kraft des unendlichen ewigen Lebens der Wahrheit, Schönheit und Liebe uns ganz angehören. Die Trauer des Geistes in der Zeit ist die Bürgschaft der unvergänglichen Freude in der Ewigkeit. Von dem also trauernden Herzen gelten die Worte des Psalmisten, welche die Kirche am Feste der hl. Bekenner in der Messe wiederholt: „In deiner Kraft, o Herr! wird der Gerechte sich freuen, und über sein Heil frohlocken ewiglich; denn seines Herzens Wunsch hast du erfüllt, seiner

Lippen Erwartung nichts entzogen, sondern bist ihm zuvorgekommen in den Segnungen deiner Süßigkeit. Leben hat er verlangt, und du hast seine Tage verlängert von Ewigkeit zu Ewigkeit" [1].

LXXXVI.

Text: „Wahrlich, wahrlich! ich sage euch, um was ihr immer den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird Er euch geben. Bisher habt ihr in meinem Namen um Nichts gebeten. Bittet! und ihr werdet empfangen, damit eure Freude vollkommen sei. Dieß habe ich zu euch in Bildern gesprochen, aber es kommt die Stunde, wo ich nicht mehr in Bildern mit euch reden, sondern in deutlichen Worten vom Vater verkündigen werde. An demselben Tage werdet ihr in meinem Namen bitten, und ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde; denn Er selbst, der Vater, hat euch lieb, weil ihr mich liebet, und glaubet, daß ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen. Nun verlasse ich die Welt wieder und gehe zum Vater. Da sprachen seine Jünger zu Ihm: Sieh! jetzt redest du deutlich, und sprichst nicht mehr im Bilde. Jetzt wissen wir, daß du Alles weißt, und nicht nöthig hast, daß dich erst Jemand frage. Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist. Jesus erwiederte ihnen: jetzt glaubet ihr? Sieh, es kommt die Stunde, ja sie ist schon gekommen, wo ihr euch, ein Jeder in das Seinige zerstreuen, und mich allein lassen werdet. Aber ich bin nicht allein, denn der Vater ist mit mir. Dieß habe ich gesagt, damit ihr in mir Friede habet. In der Welt werdet ihr Bedrängniß haben, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden."

Joh. 16, 23—33.

Inhalt: Die Gnade des Vaters im Unterschiede von der des hl. Geistes.

---

[1] Ps. 20, 2—5.

1. Nachdem die Jünger wie so oft, so auch in der unmittelbar vorausgehenden Rede gezeigt hatten, wie schwer es ihnen wurde, zum rechten Verständnisse der Worte des Herrn sich zu erheben, sind sie plötzlich voller Zuversicht, und versichern auf die Erklärung Christi, daß Er, vom Vater ausgehend, in die Welt gekommen sei, und nun, zum Vater zurückkehrend, die Welt wieder verlasse, sie verstünden Ihn jetzt vollkommen, und glaubten deßwegen auch, daß Er von Gott ausgegangen sei. Daß es aber mit dieser Erkenntniß noch keineswegs seine volle Richtigkeit hatte, bezeugt die eigene Aussage der Jünger durch die allzugroße Zuversicht, mit der sie gegeben wird, und noch mehr die Antwort Christi auf die Versicherung der Jünger. Auch Petrus hatte kurz vorher versichert: „Ich will mein Leben für dich lassen“ [1], und Christus ihm darauf geantwortet: „Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verläugnen“ [2]; und jetzt antwortet Christus den Jüngern, die ebenso zuversichtlich ihr Wissen und ihren Glauben bekräftigen: „Jetzt glaubt ihr; wahrlich, die Stunde wird kommen, und sie ist schon da, wo ihr euch, ein Jeder in das Seinige, zerstreuen werdet.“ Diese Worte können sowohl eine Warnung als eine Verheißung sein. In ersterer Hinsicht will Christus den Jüngern sagen, daß die Stunde seiner Gefangennehmung, seiner Verurtheilung und seines Leidens nicht mehr ferne, sondern bereits angebrochen sei, und daß sie alle in dieser Stunde der Prüfung Ihn verlassen und ihrer eigenen Zaghaftigkeit sich überlassen würden; daß also ihre Erkenntniß wie ihr Glaube keineswegs so fest entschieden und tiefgehend sei, als sie in dem Augenblicke ihrer Zuversicht meinen mochten.

In anderer Hinsicht wollen die Worte Christi sagen, daß auch der entschiedenste Glaube und die höchste Erkenntniß der Worte des Unterrichts doch immer von Jedem in der ihm eigenen Weise aufgefaßt werden müsse, ohne daß in dieser Zerstreuung in das Eigene die allgemeine Wahrheit verloren gehe.

2. Auch in dieser Hinsicht sollte das Wort des Herrn und seine Verheißung nicht ohne Erfüllung bleiben. Die Stunde aber, in welcher der Herr mit ihnen redete, war nicht die Zeit dieser Erfüllung. Daß Er aber auf eine ferne Zukunft, und nicht auf die unmittelbare Erfüllung hingewiesen, geht aus den folgenden Worten hervor. „Bisher habe ich in Bildern zu euch gesprochen, aber es kommt die Stunde, wo ich nicht mehr in Bildern, sondern deutlich vom Vater zu euch reden

[1] Joh. 13, 37. [2] Joh. 13, 38.

werde." Er sagt ihnen nicht: „Jetzt rede ich nicht in Bildern", sondern: „es kommt die Stunde", und ferner: „An demselben Tage werdet ihr mich nichts mehr fragen"; oder wie Er einige Sätze nachher sagt: „An demselben Tage werdet ihr selbst den Vater in meinem Namen bitten, und ich sage nicht, daß ich für euch den Vater bitten werde, denn Er selbst, der Vater, hat euch lieb." Die Verheißung Christi kann sich auch nicht auf die unmittelbar folgenden Worte des letzten hohepriesterlichen Gebetes beziehen, obwohl Christus in diese Gaben allerdings von seinem himmlischen Vater spricht, weil Er in demselben nicht deutlicher vom Vater redet als zuvor, und weil es von demselben auch nicht heißen könnte: „Ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde." Die Stunde, von der Christus redet, ist also jene Zeit, in der die Jünger von ihrer Zerstreuung zurückkehrend, vom hl. Geiste erleuchtet, für ihren Glauben Zeugniß geben sollten. „Nachdem der Hirte geschlagen und die Schafe zerstreut waren" [1], konnte erst der Geist kommen, der die Zerstreuten wieder zur Zeugenschaft für die zuvor nicht erkannte Wahrheit versammelte. Diese Zerstreuung war selbst eine Vorbedingung der geistigen Erleuchtung.

3. Wie aber der Herr seinen Jüngern den Beistand des Geistes verheißen und vorhergesagt hatte, so weist Er sie nun auch auf den Beistand des Vaters hin, und das folgende Gebet des Herrn für seine Jünger enthält die feierliche Anrufung des Vaters um diesen göttlichen Beistand. Aber wie Christus in jenem feierlichen Gebete nicht bloß für seine Jünger, sondern für Alle, die an seinen Namen glauben, gebetet, so soll auch dieses doppelte Zeugniß der Wahrheit seiner himmlischen Offenbarung, das Zeugniß des Vaters und des Geistes, in jedem Gläubigen sich verwirklichen. Vater und Geist bezeugen in jedem Herzen die Wahrheit der Offenbarung des Sohnes. Aber Beider Zeugniß ist nicht dasselbe, sonst wäre es nicht ein doppeltes Zeugniß.

4. Wenn der Geist in uns Zeugniß gibt von der Wahrheit, so thut er es, indem er uns über uns selbst erhebt, uns über unsere Eigenheit und natürliche Lebensempfindung hinausführt, und zur Anschauung der allgemeinen Wahrheit leitet. Nur indem wir alles Eigene und Besondere aufgeben, und uns selbst vergessen lernen, um das allgemeine Gesetz der Wahrheit und Liebe in uns aufzunehmen und wirken zu lassen, können wir die Erleuchtung des hl. Geistes empfangen. Auf

[1] Marc. 14, 27.

diesem Wege allein führt uns der Geist von Stufe zu Stufe zu immer höherer Erkenntniß. In dem Höchsten soll der Geist auch die allgemeine Wahrheit erkennen. Was für Alle wahr ist, was das Höchste für Alle ist, was Alles einschließt und Alles umfaßt, Gegenwart und Zukunft, Zeit und Ewigkeit versöhnt, das ist allgemein und katholisch, und wird von jenem Geiste erklärt, welcher uns in alle Wahrheit führen soll.

5. Anders sind die Wege des Vaters. Was im Allgemeinen wahr ist, muß es auch im Besondern sein. Das Allgemeine muß nicht bloß überhaupt und für Alle wahr sein, sondern auch für Jeden insbesondere, für Jeden in seiner Weise. Das Allerallgemeinste fühlt Jeder wieder in ganz anderer Weise, als jeder Andere. Eben weil Jeder ein eigenes Wesen für sich ist, muß sich die Wahrheit auch wieder eigens gestalten in ihm. Daß aber jeder Mensch seine eigene Natur, seinen besondern Beruf, seine ihm allein eigene Gestalt und Weise hat, ist die Gabe des Schöpfers. Nur dadurch ist Jeder ein eigenes persönliches Wesen. Wie jede Blume schön ist dadurch, daß sie nicht ist, wie alle andern, sondern ihre eigene Gestalt hat, wie jedes Wesen nur dadurch ein eigenes ist, daß es an Gestalt und Bildung verschieden, abgeschlossen, gesondert für sich ist, so ist auch der Mensch ein eigenes, selbstständiges Wesen nur dadurch, daß er Alles in *seiner* Weise fühlt und schaut. Auch das, was für Alle gleich wahr und schön ist, spiegelt sich in jedem Einzelnen wieder auf andere Weise ab. Jeden führt Gott eigene Wege, Jedem gibt Er eigene Mittel, Fähigkeiten und Aufgaben des Lebens. Das wirkliche, unmittelbare, eigene Empfinden alles Dessen, was der Geist im Allgemeinen als wahr, schön und gut erkennt, ist erst das volle und gewisse Erleben der göttlichen Gnade und Offenbarung in uns, ist die nächste und mächtigste Bestätigung der Wahrheit und des Lebens, weil sie die unmittelbarste, von dem eigenen Leben untrennbarste ist. Jeder wird und kann die letzte höchste Bestätigung der Wahrheit nur in sich selbst erleben, kann sie keinem Andern mittheilen, kann sie nicht so aussprechen und wiedergeben, wie er sie fühlt. Was wir nicht auf solche eigene, besondere, in ihrer innersten Tiefe unaussprechliche Weise, in reiner Unmittelbarkeit empfinden, ist außer uns und bleibt uns, wenn auch als richtig und wahr von uns anerkannt, doch innerlich fremd. Selbst die tägliche Redeweise glaubt von einem Menschen, an dem nichts Besonderes ist, daß überhaupt nicht viel oder nichts an ihm sei.

6. Wer aber überall etwas Besonderes sucht oder vorstellen will, kann auch ein bloßer Sonderling, ein eitler Geck und ein halber oder

ganzer Narr sein. Wie sollen wir die Selbsttäuschung des Thoren oder die von dem Eitlen versuchte Täuschung Anderer von der wirklichen göttlichen Erleuchtung unterscheiden? Wird nicht die menschliche Eitelkeit hier jede Unterscheidung ungemein schwer, wenn nicht unmöglich machen, indem sie jeden Einzelnen überredet, seine Empfindung sei eben die wahre, und werde von dem himmlischen Vater durch das mit der Empfindung untrennbar geeinte Wohlgefallen als die einzig richtige bestätigt? Ist es schon schwer, die wirkliche geistige Erkenntniß von dem bloßen Scheine des Geistreichseinwollens zu unterscheiden, um wie viel schwieriger muß diese Unterscheidung da werden, wo die Verwechslung der natürlichen Empfindung mit der durch Gottes Gnade gegebenen Bestätigung der allgemeinen Wahrheit in der eigenen Empfindung so nahe liegt! Ein Jeder hält das Seinige für das Rechte und Allgemeine, und fordert darum immer, alle Andern sollen seiner Meinung beitreten, hält wenigstens diejenigen für sehr beschränkt oder eigensinnig, oder sonst wie bornirt, welche anders zu denken wagen. Wie sich selbst, so hält Jeder, der diesem Zuge des Wohlgefallens an sich selber folgt, Alles, was ihm angehört, für schön und gut. Seine Kinder mögen noch so unartig sein, sie sind doch in seinen Augen gut, oder doch wenigstens sehr zu entschuldigen, während andere es nicht sind. Wer irgend ein Werk vollbracht, eine Reise gemacht, ein Buch geschrieben, kommt immer wieder darauf zurück, wie er dieß Alles gemacht, und wie sich jeder Andere daran ein Beispiel nehmen könnte. Das ist die seltsame Verblendung der Eigenliebe, die den Menschen immer von der allgemeinen Wahrheit ablenkt, und im abgesonderten Wohlgefallen an sich selber festhält. Dieses Wohlgefallen an sich selber und dem eigenen Thun aber ist nichts weniger, als ein Zeugniß dafür, daß wir das Rechte haben.

7. Ob wir das Rechte haben, das können wir nicht aus uns selbst bezeugen. Wenn wir es thun, ist unser Zeugniß schon deßwegen nicht wahr, weil es erstens für sich selber spricht, weil zweitens die Meinung des Einzelnen sich anmaßt, ohne Recht und Beruf dazu, für ein allgemeines Gesetz zu gelten, und drittens weil es sich bei seinem menschlichen Ursprung für ein höheres, von Gott selbst ausgehendes Zeugniß ausgeben will. Ein solches Zeugniß ist schon deßwegen unwahr, weil es überhaupt für ein Zeugniß gelten will. Ein Zeugniß kann nur Einer dem Andern, Niemand sich selbst ausstellen. Wer etwas behauptet, kann nicht zugleich auch Zeuge sein für seine Behauptung. Sogar Christus spricht von sich: „Wenn ich von mir selber Zeugniß gebe, ist mein Zeug-

niß nicht wahr, aber es ist ein Anderer, der von mir Zeugniß gibt, und ich weiß, daß das Zeugniß, welches Er von mir gibt, wahr ist" [1].

Nur Gott kann bezeugen, ob wir das Rechte haben. Wir können nur sagen, was wir wirklich empfinden; aber wir können nicht sagen, daß unsere Empfindung wahr und gut ist. Wir müssen uns darum vor Allem hüten, das, was wir empfinden, schon deßwegen für schön, wahr und gut zu halten, weil wir es empfinden. Das ist die verderblichste Täuschung des Lebens, aus der alles Verkehrte, was immer auf Erden geschehen mag, wie aus einem unerschöpflichen Brunnen hervorquillt.

Dennoch ist nur dasjenige Gute für uns wirklich wahr und gut, was wir selbst empfinden. Was wir nicht mit der eigenen unmittelbaren Empfindung erfassen, ist für uns von gar keiner wahren, wirklichen Bedeutung. Wie sollen wir nun dieser so leicht eintretenden und doch so gefährlichen Verwechslung hinsichtlich unserer eigenen Empfindung entgehen? Wie sollen wir die Empfindung unseres natürlichen Eigenwillens von den Gnadengaben des himmlischen Vaters unterscheiden?

8. Die Kennzeichen dieser Unterscheidung liegen zum Glücke sehr nahe, und sind sehr leicht zu finden. Das erste Kennzeichen liegt eben in dem Allgemeinen selbst, das in besonderer Weise sich in uns durch Gottes Gnade verwirklichen soll. Wenn sich nicht eine höhere und allgemeine Wahrheit in unserm Gefühle ausspricht und aussprechen kann, ist unsere Empfindung eine verkehrte, und wurzelt nicht in Gott, sondern in unserer Alles verkehrenden Eigenliebe. Falsch und verderblich ist somit jede Empfindung, die einer allgemeinen Wahrheit *widerspricht*. Was einem für Alle gegebenen und für Alle geltenden göttlichen Gebote, was einem zur Entfaltung und vollständigen Entwicklung und Bildung des Lebens nothwendigen natürlichen Gesetze, was einer anerkannten, von der katholischen Kirche von jeher festgehaltenen und verkündeten Wahrheit widerspricht, ist falsch und trügerisch. Ebenso ist jede Empfindung falsch und verderblich, welche irgend ein Wort des Unterrichtes von sich *ausschließt*. Eine solche Ausschließlichkeit macht das Herz unempfänglich für jede weitere Verständigung und Belehrung, erfüllt den eigenen Sinn mit Meinungen und Vorurtheilen, welche lediglich aus dem Wohlgefallen an unsern eigenen Bestrebungen hervorgehen, und vermauert gleichsam das Innere vor dem Eindringen anderer, neuer, bisher unbekannter Gedanken und Erscheinungen, aus denen sich vielleicht

---

[1] Joh. 5, 31—32.

Belehrung und Besserung hätte gewinnen lassen. Eine solche Ausschließlichkeit ist nicht bloß im Widerspruche mit dem, was allgemein wahr ist, sondern schließt sogar das Bestreben nach der Wahrheit aus, und ist, so gewiß wir auch unserer Empfindung sein mögen, doch Lüge und Empörung gegen die Wahrheit.

9. Das Besondere in uns kann nur dann wahr sein, wenn es dem, was allgemein wahr ist, nicht nur nicht widerspricht, sondern dem Wesen nach entspricht. Wie sollen und können wir aber wissen, ob unsere Empfindung dem allgemein Wahren entspricht? Worin zeigt sich dieses Entsprechen? Darin, daß unsere Empfindung entweder aus dem allgemein Wahren abstammt, oder zu ihm hinführt.

Zu diesem allgemein Wahren führt aber jeder von Gott zur Uebung unserer natürlichen Kräfte uns verliehene Beruf. Jeder Lebensberuf, er sei hoch oder niedrig, schließt eine Unendlichkeit in sich. Diese lernt man erst kennen, wenn man durch das Aeußere desselben hindurchgedrungen ist. Man dringt aber in keinem Berufe bis zum innern Kern desselben hindurch, wenn man sich demselben nicht mit ganzer Seele widmet. Wer aber das thut, der findet im Unbedeutenden das wahrhaft Bedeutende, im beschränktesten Lebenskreise das unbeschränkte Leben selbst, denn wo wirkliches, thatkräftiges Leben ist, da ist auch etwas Unendliches und Unerschöpfliches. Beim Bestimmten aber müssen wir anfangen, wenn wir überhaupt anfangen wollen, das Leben in der That und Wahrheit zu begreifen. Wer das Leben nicht im bestimmten Kreise sucht, der findet es gar nicht. Haben wir es erst im bestimmten, uns angewiesenen Lebenskreise gefunden, so geht unsere Erkenntniß von selbst über die erste Schranke hinaus. Wir lernen bald auch das Verwandte, allmählich auch Entfernteres erkennen, und lernen es dadurch allein, daß wir zuerst etwas Bestimmtes begriffen und ganz verstanden haben. Durch das Besondere finden wir das Allgemeine, denn wir finden es ja schon im Besondern. Wer nichts Einzelnes erkennt, hat auch nichts Ganzes.

Welches ist aber dieses Einzelne und Bestimmte, das wir ergreifen müssen, um darin das Leben selbst, das Höhere und Höchste zu finden? Die Antwort darauf ist leicht. Dieses Bestimmte ist Alles, was uns Gott in unserm Leben äußerlich nahe gelegt hat. Es ist offenbare Mißachtung der göttlichen Liebe und Vorsehung, irgend etwas zu vernachlässigen oder für gering zu halten, was uns Gott durch äußere Verhältnisse und Fügungen unseres Lebens unmittelbar vor Augen gestellt

hat. Wer das, was Gott ihm darbietet, für zu geringfügig hält, und nach vermeintlich Höherem strebt, der folgt nicht der göttlichen Leitung, sondern dem eigenen Hochmuth. Er wird und kann nicht die Wahrheit und den Trost der göttlichen Hülfe finden, sondern wird in seiner Eitelkeit untergehen. Wer nach akademischen Würden strebt, weil ihm die Seelsorge auf dem Lande für seine hohen Talente zu geringfügig scheint, der hat sich selbst den Beruf gewählt, aber er weiß nicht, ob auch Gott ihn berufen hat. Wenn manche Stallmagd meint, ihrem frommen Sinn sei das Dienen nicht zuträglich, sie müsse höher hinaus, wenigstens als Klosterfrau dem Herrn wohlgefällig werden, so ist das oft nichts weiter, als eine höchst weltliche Eitelkeit, die sich mit dem scheinbar allzu niedrigen Berufe nicht zufrieden geben will, und Gott näher zu kommen glaubt, wenn sie sich seiner unmittelbaren Leitung widersetzt. Das nächste und verständlichste Kennzeichen, daß wir in dem Besondern, welches wir suchen, auch das Wahre finden wollen, ist vor allem die Unterwerfung unseres Eigenwillens unter die göttliche Führung. Durch den Gehorsam wird der Wille frei von dem Eigenwillen. Wer sich beschränken kann, wird das Unbeschränkte ergreifen in der Beschränkung. Mit seiner freiwilligen Beschränkung allein kann er bezeugen, daß nicht die Eitelkeit des Herzens, sondern der Wille die Herrschaft erfaßt im Hause des geistigen Lebens. Der Wille allein aber ist im Stande, das Unerschöpfliche und Unendliche zu fassen.

10. Durch den Willen führt uns der Geist vom Beschränkten zum Unbeschränkten, Ewigen, und durch die Schranke selbst zur ewigen Freiheit. Von Stufe zu Stufe erhebt der Geist den Willen auf diesem Wege des Gehorsams und der freien Hingebung an seine Führung, zu immer höhern Anschauungen und Erkenntnissen, bis zur Offenbarung der höchsten Wahrheit. Wie aber der Geist auf diesem Wege uns gleichsam über uns hinaus zu immer höhern und stets neuen Anschauungen führt, vertieft sich das Gemüth auch innerlich immer mehr und mehr, bis die Wahrheit von aller Beschränktheit des natürlichen Begehrens und der natürlichen Eitelkeit frei in dieser innersten Tiefe als unmittelbare Empfindung sich offenbart.

Diese Innerlichkeit der Empfindung, die auf die Erkenntniß und Erhebung zum Allgemeinen folgt, ist ein weiteres Kennzeichen der Wahrheit und Gottwohlgefälligkeit unserer Empfindung. Die Wahrheit muß sich verinnerlichen und verwirklichen, wenn sie im Geiste lebendig werden soll. Wir können nicht bei bloß allgemeinen Betrachtungen und An-

schauungen stehen bleiben. Der Wille muß das im Geiste Geschaute auch zur That gestalten. Jeder muß in seiner Weise das allgemein Wahre und Gute in sich zu verwirklichen suchen. Nur dadurch wird es unmittelbar und unzertrennlich eins mit ihm. Jeder besitzt nur das wahrhaft und unveräußerlich, was durch Anwendung auf das eigene Leben und Handeln sein eigen geworden ist. In dieser Eigenheit der unmittelbaren Anwendung liegt der persönliche Werth, die dauernde, ewige Selbstständigkeit des Einzelnen. Auf ihr beruht alle Mannigfaltigkeit des Reiches Gottes, zu dem der Mensch berufen, und von dem die Mannigfaltigkeit der geschaffenen Natur ein sichtbares Abbild und Vorbild ist.

11. Das Reich Gottes ist nicht ein Reich der Vernichtung, durch die alle einzelnen Wesen ihrer Eigenthümlichkeit entkleidet werden. Das wäre ein unendliches Einerlei, eine unendliche Oede und Armuth, aber kein Reich Gottes. Selbst in der geschaffenen Natur besteht die reichste Mannigfaltigkeit. Kein Ort und Oertchen ist im Raum, wo nicht ein eigenes Wesen lebt und sich bewegt. Wenn die Blumen des Feldes auch heute sind, und morgen in den Ofen geworfen werden, so haben sie doch in ihrer reichen Mannigfaltigkeit einmal die Erde mit Lieblichkeit geschmückt, und werden sie mit dem neuen Frühlinge auf's Neue mit Herrlichkeit und Pracht bekleiden. Die Mannigfaltigkeit der Naturgestalten gibt Zeugniß für die Mannigfaltigkeit des Geisteslebens. Sowie im Reiche der Natur jede einzelne Gestalt ein abgeschlossenes Wesen für sich ist, und etwas ist, weil sie für sich ist, so ist es auch im Reiche der Geister. Nur das Gesetz der Entfaltung dieser Verschiedenheit des Lebens ist ein anderes. Im natürlichen Leben ist das Einzelleben an die Gestalt gebunden, im geistigen Leben an das Bewußtsein und den Willen. Sowie diese für sich sind, sind die Wesen, deren geistigen Inhalt sie ausmachen, auch für sich etwas. So mögen denn unzählige Schaaren geistig unsterblicher Wesen neben einander bestehen, die sich durch ihren eigenen Willen und ihr selbstständig für sich bestehendes Bewußtsein von dem eigenen Wollen Anderer unterscheiden. Sowie auf Erden der Wind über unabsehbare Wälder und unzählige Wipfel rauscht, das Sonnenlicht millionenmal Millionen Blüthen und Blumen grüßt, so wird in der Ewigkeit der Geist Gottes durch die hl. Wälder und über die Wipfel unendlicher Reihen hl. Seelen schweben, und das Licht des Herrn Millionen in ewiger Seligkeit erblühender Herzen durchleuchten.

12. In der innerlichen Selbstständigkeit des geheiligten Willens ruht die Bürgschaft unveräußerlicher Herrlichkeit und Seligkeit des Geistes, die Gottes Liebe durch diese Unmittelbarkeit des innersten Gefühles bestätigt. Und diese Innerlichkeit ist durch ihre tiefe Verborgenheit und Unaussprechlichkeit selbst das höchste Kennzeichen der Wahrheit des göttlichen Ursprungs unserer Empfindung. Eben weil diese Empfindung den tiefsten Inhalt unseres Lebens ausmacht, sobald sie wirklich uns ergreift, kann sie nicht ausgesprochen werden. Alles, was der von einer innern Wahrheit Ergriffene aussprechen will, ist eine Frucht dieses innersten Lebens, aber nicht dieses selbst. Das Innerste bleibt der Hintergrund, die unerschöpfliche Quelle alles dessen, was wir aussprechen können, aber es selbst läßt sich nicht aussprechen, es bleibt uns, und muß uns bleiben, denn mit ihm würde das rechte, wahre Leben des Geistes selbst entweichen.

Dieses unaussprechliche Innerliche ist aber nicht mit jener Unaussprechlichkeit des Gefühles zu verwechseln, die bloß in der Dunkelheit und Unbestimmtheit unseres Empfindens ihren Grund hat. Allerdings können wir auch das Unverstandene, Unbestimmte nicht aussprechen, weil es eben noch gar nicht zur wirklichen Empfindung geworden ist. Die Empfindung aber, in der Gott uns in seiner Gnade die innerste Bestätigung der Wahrheit ertheilen will, ist nur dann wirklich da, wenn sie zugleich mit dem persönlichen Bewußtsein, mit der höchsten, freien, selbstständigen Entschiedenheit des Willens vollkommen Eins geworden ist. Sie ist das Klarste und Tiefste, und nur um ihrer Tiefe willen unerschöpflich.

So führt der Weg zur Wahrheit und zum Leben in die höchste Höhe und in die tiefste Tiefe zugleich. Weit ist der Weg, beschwerlich auch; aber sicher und zugleich unaussprechlich lohnend in seinem Ziele. Zuerst muß der Geist uns lehren, das Eigene und Besondere der beschränkten Natur zu überwinden, damit wir zur Erkenntniß des allgemeinen, wandellosen und ewigen Gesetzes des Lebens uns erheben. Haben wir dieses erkannt, dann müssen wir mit der Gnade des Vaters das Gesetz des Geistes in uns zur unmittelbaren Anschauung und Empfindung bringen. Das ist der Weg, auf dem allein Wahrheit und Seligkeit zu finden ist. Nur wenn unser Fuß auf dieser Stelle ruht, ist Friede und beseligende Gottesnähe im Herzen.

Darauf weist das Wort Christi am Schlusse dieses Kapitels des Evangeliums Johannis hin: „Dieß habe ich euch gesagt, damit ihr in

mir Friede habet.“ Wir finden diesen Frieden allerdings nur, indem wir auch die vorausgehende Prüfung auf uns nehmen, die in den darauffolgenden Worten ausgesprochen ist: „Bedrängniß werdet ihr haben in der Welt.“ Je tiefer wir aber diese Bedrängniß und die aus ihr hervorgehende Traurigkeit empfinden, je lebendiger die Erkenntniß in unserm Herzen sich regt, daß nicht in der Welt, sondern nur in Gott Trost für alle Bedrängniß des Gemüthes zu finden ist, um so sicherer wird auch das folgende Wort des Herrn in uns in Erfüllung gehen: „Aber seid getrost, denn ich habe die Welt überwunden.“

LXXXVII.

Text: „Nachdem Jesus dieß geredet hatte, erhob er seine Augen gen Himmel und sprach: Vater! die Stunde ist gekommen; verherrliche deinen Sohn, damit dein Sohn auch dich verherrliche, wie du ihm Macht über alles Fleisch gegeben, damit er allen, die du ihm gegeben hast, das ewige Leben gebe. Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott erkennen, und Jesum Christum, den du gesandt hast. Ich habe dich verherrlicht auf Erden, ich habe das Werk vollendet, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte, und nun verherrliche mich, o Vater! auch bei dir selbst mit jener Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war.“ Joh. 17, 1—5.

Inhalt: Das Verhältniß der göttlichen zur menschlichen Natur in Christus.

1. Es gibt wohl keinen Abschnitt des hl. Evangeliums, in dem eine größere Fülle des Trostes und ein reicherer Inhalt übersinnlicher Wahrheiten zu finden ist, als diese Abschiedsworte des Herrn. Wenn ein Freund von uns scheidet und wir wissen nicht, ob wir ihn wiedersehen, und wir drücken ihm zum letzten Mal die Hand und suchen mit den Augen nach seinem letzten Blick, so ist uns dieser Augenblick unvergeßlich und wird stets eine tiefe Rührung in uns erneuern, so oft wir uns dieser Abschiedsstunde erinnern. Hier aber, wie unendlich mehr, wie unendlich Rührenderes sehen wir in dieser Abschiedsscene, in welcher der liebreichste aller Freunde von den Seinigen scheidet, um für sie und für Alle in

den freigewählten, aus Erbarmung und Liebe gewählten schmachvollen Tod zu gehen, und noch in diesem Augenblick mit der unerreichbaren Erhabenheit göttlicher Liebe für sie und Alle, um derentwillen er leidet, in der rührendsten Weise zu beten. Ist es dem Herzen ein wohlthuender tröstlicher Gedanke, sich nicht vereinsamt und verlassen zu wissen auf Erde, Jemand zu haben, der ihm Gutes wünscht, der fürspricht und fürbittet für uns, wie unendlich tröstlich muß die Gewißheit aus den Worten des Evangelisten uns entgegenleuchten, daß wir Alle einen unendlich liebreichen Fürbitter haben, daß jedes Herz den zum Fürbitter bei Gott hat, der selbst sein Leben zum Beweise seiner Liebe für Alle freiwillig dargebracht hat. Ist doch dieser Fürsprecher sicher der beste, der zuverlässigste, der liebreichste und zugleich der mächtigste, weil er Eins ist mit dem Gebenden.

2. Dabei zeigt uns gerade die Fürbitte, wie die Liebe und Hingebung für Andere der einzig wahre Lebensquell für Alle bleibt, aus dem göttliche Hülfe, Gnade und Seligkeit in die irdische Menschenbrust einströmt. Das einzige Zeichen, daß nicht Alles, was den Menschen für göttliches Leben empfänglich macht, erloschen ist, besteht in dieser seiner Liebesfähigkeit, mit der er andere Wesen in sein Gebet, in seine geistige Fürsorge einschließen kann. Wie tröstlich für Alle! Wie selten sind doch jene, denen nur noch der reine, kalte Egoismus geblieben ist; die gar nichts mehr lieben, für gar keinen andern Menschen mehr fühlen, sorgen, beten können! So lange aber der Mensch noch für einen andern beten kann, ist immer noch Ein Liebesfunke in ihm, er ist nicht ganz ausgestoßen aus der himmlischen Luft der Liebe, das Band zwischen ihm und demjenigen, der für Alle gebetet, ist nicht ganz zerrissen. Wie sein Herz für einen Menschen noch etwas fühlt, muß es ihn auch ziehen, denjenigen zu lieben, der Alle so unendlich geliebt hat; und wie ihm diese Gewißheit der Liebe Christi in's Herz leuchtet, wird auch sein Ringen diesem Liebeszuge nachgehen. Sowie uns der Blick auf jene rührende Abschiedsscene aufwärts führt bis zur Anschauung der höchsten Liebe, leuchtet das Licht dieser Liebe auch noch hinab bis in die äußersten dunklen Tiefen selbst des verirrtesten Menschenherzens, und findet auch noch in jenen äußersten Regionen einen Punkt, auf den es beseligend wirken kann.

3. Mehr Trost, und sicherern, als in dieser Alles durchdringenden Macht der Liebe dem Herzen geboten wird, kann dasselbe nirgends finden. Wenn der Mensch nur immer dem Ausspruche und natürlichen Zuge seines

Herzens folgen wollte, welches nach Liebe verlangt, müßte er ein Jünger Christi werden, denn größere Liebe findet er nirgends!

Wenn aber das Herz ganz befriedigt ist, dann muß wohl auch die Vernunft demselben Recht geben. Wenn das Herz mit aller Entschiedenheit glauben muß, wird auch die Vernunft die rechte Erkenntniß und Bestätigung der Sehnsucht des Herzens finden. Sind doch beide Eines Ursprunges und zu dem gleichen Ziele uns verliehen. Sollen doch beide miteinander uns zur höchsten Wahrheit, Erkenntniß und Beseligung führen, wie sollen sie nun in dem entscheidenden Momente des Zeugnisses über unsere wahre Bestimmung von einander abweichen in ihren Aussagen oder einander widersprechen?

4. Dennoch zweifelt oft die Vernunft, wo das Herz mit vollem Beifalle zustimmt, und widersetzt sich der Bewegung desselben und zwar gar oft mit Recht. Ebenso oft widerstrebt das Herz dem, was die Vernunft gebilligt hat, und zweifelt am meisten, wenn die Vernunft am sichersten zu sein glaubt. Beide sprechen häufig eine verschiedene Sprache, beide verstehen einander nicht immer, zwischen beiden ist eine tiefe Kluft des Zwiespaltes. Dieser Zwiespalt zwischen Vernunft und Herz ist nicht mit ihrem Wesen zusammenhängend, ist denselben nicht anerschaffen, sondern konnte erst entstehen, als beide von ihrer ursprünglichen Reinheit und Wahrheit abgefallen waren. Beide müssen erst wieder zur Wahrheit und rechten Erkenntniß zurückgeführt werden, und zwar jedes in seiner Weise, jedes auf seinem Wege. Wie darum der Evangelist in dieser rührenden Schilderung des Abschiedes Christi von seinen Jüngern das Herz in seiner Tiefe zu erschüttern gewußt, so hat er zugleich durch die dazwischen eingefügten bedeutsamen Lehrsätze, die das tiefste Nachdenken verlangen, auch die Vernunft gleichsam bedenklich zu machen und zur höhern Erkenntniß zu leiten gesucht.

5. So rührend diese Fürbitte des Herrn für das Herz erscheint, so wenig kann die Vernunft begreifen, wie eine Fürbitte einem Andern helfen soll, wenn diese Fürbitte die Andern nicht zugleich gut und sittlich vollkommen machen kann. Da alles wahre Glück und alle Seligkeit des Menschen von seiner sittlichen Vervollkommnung abhängt, kann ihm auch nur das wahrhaft nützen, was ihn sittlich besser macht. Kann das Gebet zum Guten zwingen, was bleibt der Freiheit übrig, und wenn das Gebet dieß nicht vermag, wofür beten wir denn? Allein wenn wir uns auch noch denken können, daß für uns Menschen das Gebet nöthig ist, warum betet denn Christus? Kann Er als der Sohn Gottes nicht selbst

Hülfe spenden? Warum betet Er überdieß für die Jünger, daß der Vater sie bewahre, sie in seine Wahrheit leite? Wofür ist denn der Menschensohn auf Erde gewesen, als um die Wahrheit zu verkünden? Was sollen wir aber erst denken, wenn uns der Evangelist erzählt, daß der Herr für sich selbst gebetet? Gibt es ein Wesen, zu dem Er noch bittend flehen muß? Dann ist Er ja selbst nicht Gott. Oder war Er Gott und ist Er es nicht mehr? Hatte Er die göttliche Macht und Herrlichkeit nur eine Zeit lang gehabt und sie dann verloren oder freiwillig abgelegt, so daß Er sie nicht mehr hat, denn wenn Er diese Herrlichkeit noch gehabt hätte, wie hätte Er um Wiederverleihung derselben bitten können? Und kann denn Gott überhaupt seine Göttlichkeit jemals ablegen, jemals, wenn auch nur auf eine Zeit lang, aufhören, Gott zu sein? Würde denn dadurch nicht die Zeitlichkeit in das göttliche Wesen selbst eintreten und Gottes Wesen wesentlich verändert werden? Und wenn die Eine Person allein sich der Herrlichkeit und der Göttlichkeit begeben könnte, würde dadurch nicht auch das Wesen der Dreieinigkeit verändert? Würde nicht der Vater, der ewig auf's Neue aus der Tiefe seiner Gottheit den Sohn erzeugt, in diesem Falle aufhören, die höchste göttliche Lebensentfaltung zu besitzen? Würde Er nicht aufhören, Erzeuger des Sohnes und ewiger Vater zu sein? Und wenn, wie kann dann Christus zu Ihm als zu seinem himmlischen Vater bitten? Wie kann der hl. Geist — doch es ist nun wohl genug der Fragen, die unaufhörlich aus dieser Tiefe hervorströmen, sobald man einmal den Damm der unbedenklichen Zuversicht durchbrochen hat. Manche ängstliche Seele hat unter diesem Andrang von Fragen wohl schon angefangen, unruhig zu werden und zu sagen: Was sollen denn diese Fragen und Bedenklichkeiten? Ist es klug und recht, in einer so ungläubigen Zeit dem Zweifel auch noch Nahrung zu geben? Haben wir nicht ohnehin Unruhe und Angst genug?

6. Aber du gute Seele, wenn dein Herz schon zuvor nicht ganz ruhig war, so war ja dein Glaube doch nicht so recht sicher und dein Vertrauen auf Sand gebaut, so daß es fürchten mußte, mit jedem Sturm hinweggeblasen zu werden? Was nicht so fest ist, daß es dem Sturme trotzt, laß immerhin stürzen und baue dein Haus auf festern Grund. Nicht die Tiefe ist gefährlich in unserer Zeit, sondern die Oberflächlichkeit. Auch die Kirche hat diese Stürme bestanden, und gerade durch sie ihre Festigkeit gewonnen und bewährt. Was ich hier gesagt, habe ich nicht zuerst angeregt; das hat man längst ausgesprochen und längst überwunden. Wenn wir allen diesen Zweifeln nur kühn in's

Gesicht sehen und die angeregten Fragen unter ihre Hauptgesichtspunkte zusammenfassen, so ergeben sich nur wenige allgemeine und entscheidende Punkte.

Die erste Frage ist das Verhältniß der göttlichen Natur zur menschlichen in Christus, die zweite betrifft das Verhältniß Christi zu den Jüngern und der Welt; die dritte das Verhältniß der Verbindung der Gläubigen untereinander und die aus dieser Verbindung hervorgehende Wirkung des Gebetes und der Fürbitte. Nehmen wir von diesen dreien, da für die Besprechung der beiden andern im Verlaufe des Evangeliums noch Gelegenheit kommen wird, sie weiter zu erörtern, die erste zum nächsten Gegenstande der Betrachtung, so müssen wir gerade von ihr sagen, daß sie dem Wesen nach durch die Entscheidungen der Kirche bereits vollkommen gelöst ist.

7. In Christus, lehrt uns nämlich die Kirche, sind zwei Naturen, die göttliche und die menschliche, in Einer Person vereinigt [1]. Wenn wir uns aber zwei Naturen in Einer Person vereinigt denken sollen, so können wir, sobald wir den kirchlichen Lehrbegriff nicht ganz genau und strenge festhalten, in einen doppelten Irrthum fallen, und, statt die vorausgehenden Zweifelsfragen zu lösen, in neue Zweifel uns verirren. Eine irrthümliche Auffassung der kirchlichen Lehre in Hinsicht der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christus aber ist es, wenn man sich Eine der beiden Naturen vor der Vereinigung als unpersönlich, und so denken wollte, als wenn sie durch Vereinigung mit der andern erst persönlich geworden wäre. Ob wir nun die göttliche oder menschliche Natur als zuvor unpersönlich und erst in der Vereinigung persönlich werdend denken, in beiden Fällen weichen wir gleich weit von der Wahrheit ab.

8. Zu der Einen Vorstellung, welche sich die göttliche Natur unpersönlich denkt, neigen sich diejenigen, welche überhaupt Gott und Welt nicht von einander unterscheiden und im Wesen Gottes sich ebenso wie in der Welt ein allmähliches Wachwerden des Bewußtseins denken. Sie meinen, wie in der Welt das Leben im Steine noch schläft, in der Pflanze sich regt, im Thiere bereits empfindet und im Menschen endlich Bewußtsein gewinnt, erhalte das Leben überhaupt, auch das göttliche, erst im Menschen Bewußtsein. Diese Anschauung, so natürlich und vernünftig sie hinsichtlich der Welt ist, so widersinnig ist dieselbe, wenn

---

[1] Vgl. LIX. 5—10.

wir sie auf Gott anwenden. In der Welt kann nur dann Leben und Bewußtsein erwachen, wenn ein Wesen, das dieses Leben weckt, der Welt vorausgeht. Dieses Wesen, welches Leben gibt, muß nothwendig selbst schon Bewußtsein und Leben haben, und es nicht von irgend woher erhalten. Hätte es dieses erst erhalten, so müßte es dasselbe von einem solchen Wesen erhalten haben, welches dieses Leben schon hatte, und nur dieses Wesen, das an sich und aus sich selbst Leben und Bewußtsein hat, könnten wir Gott nennen. Gott kann nicht erst zum Bewußtsein kommen, weder in sich, noch weniger in irgend einem irdischen Wesen.

In Christus ist also nicht die göttliche Natur persönlich geworden und zum rechten Bewußtsein ihrer Eigenschaften und ihres Wesens gekommen, wie die gegenwärtig herrschende Weltweisheit es so gerne sich vorstellt, sondern das Wort Gottes ist zuvor und von Ewigkeit Person, und vereinigt sich mit der menschlichen Natur, wenn es sich zu ihr herablassen will, nur mit freiem persönlichen Willen und Bewußtsein.

9. Man darf aber auch umgekehrt nicht meinen, die menschliche Natur in Christus sei das Unpersönliche, und das Persönliche derselben sei die zweite Person in der Gottheit. Auch damit würde nicht die Verbindung zweier Naturen in Einer Person, sondern nur die Verbindung eines persönlichen Wesens mit einer unpersönlichen Natur gelehrt. Dann würde der Wille der menschlichen Natur und die Vollständigkeit dieser Natur wegfallen; wir hätten nicht einen wahren Gott und einen wahren Menschen, sondern einen menschlichen Leib und einen göttlichen Geist, einen halben Gott und halben Menschen, einen Scheingott und Scheinmenschen, aber keinen Gottmenschen in Christus gefunden. Die Vorstellung von einer menschlichen Natur, welche an sich unpersönlich, nur durch die Einwohnung des göttlichen Logos in derselben persönlich würde, faßt das Ungeeignete in sich, daß dann alle Menschen erst durch eine solche Vereinigung mit dem Logos persönliche Wesen werden könnten, und somit alle Menschen, in wieferne sie persönlich sind, auch für Gottmenschen gehalten werden müßten. Sind aber alle Menschen gottbeseelt, so ist kein Erlöser und Heiland der Welt und der Menschen mehr übrig, und die Welt bleibt in der Sünde und Gottlosigkeit, oder alles Verkehrte und Sündhafte ist Gott wohlgefällig. Wir müßten mit der Verläugnung der Persönlichkeit der menschlichen Natur alle Sittlichkeit und Heiligkeit, müßten die Vollkommenheit des göttlichen Wesens selber verläugnen. Denken wir uns aber eine solche Offenbarung Gottes, in welcher Gottes

Liebe bis zur höchsten Erbarmung mit den Menschen sich herabläßt und die menschliche Natur durch Verbindung mit der göttlichen entsündigt, so müssen wir beide Naturen in ihrer Integrität im Erlöser vereinigt denken. In dieser einheitlichen Verbindung zweier Naturen zu Einer Person darf weder die menschliche Natur von der göttlichen so verschlungen sein, daß sie aufhört einen eigenen Willen zu haben, noch darf die göttliche von der menschlichen so weit herabgezogen erscheinen, daß sie aufhört, göttlich zu bleiben. Vielmehr muß jede der in Christus verbundenen Naturen ihre ganze und volle Eigenthümlichkeit bewahren.

10. Mit dieser Erklärung entsteht aber ein anderer Zwiespalt, der ebenso schwer zu lösen scheint, wie der vorher besprochene Irrthum. Wenn nämlich der Sohn Gottes, der Logos, ewig und unveränderlich der ist, der Er ist, und seine Göttlichkeit und Herrlichkeit in keiner Zeit verlieren kann, so kann Er nicht so in die menschliche Natur eingehen, daß Er sich selbst wie der Schlafende vergessen und vollständig aufhören könnte, zu wissen, was Er will und vollbringt. Weiß aber der Logos durch seine göttliche Natur stets und ewig, was Er in die menschliche Natur eingehend will und vollbringt, so ist ein unwandelbares Leben mit einem wandelbaren in ungleicher Verbindung. Die menschliche Natur ist der Entwicklung, dem Leidenkönnen, dem Fortschreiten von einem mehr unbewußten zu einem mehr bewußten Zustand unterworfen. Das ist ihr Gesetz, welches der Logos nicht aufgehoben haben kann, weil Er sonst nicht die wirkliche menschliche Natur angenommen hätte, sondern nur den Schein derselben. In diesem Sinne sagt auch das Evangelium von Ihm: „Der Knabe Jesus nahm zu an Alter, Weisheit und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen“ [1].

Wenn nun die göttliche Natur stets ihres Wesens sich bewußt ist, die menschliche sich aber ihres Inhaltes, ihres Ursprunges und ihrer Bestimmung erst bewußt wird, dann haben wir zwei scheinbar ganz unvereinbare Gegensätze in Christus. Wir haben dann eine Person, die sich ihrer eigenen Natur immer bewußt und doch zum Theil auch wieder nicht bewußt ist. Bewußtsein und Bewußtlosigkeit aber in Einer Person schließen sich aus. So scheint es wenigstens, ist aber schon hinsichtlich der menschlichen Natur nicht so. Vielmehr ist jeder Mensch in verschiedenen Zeiten und Graden sich seiner bewußt und zugleich auch nicht bewußt. Wir sind uns, was die Vergangenheit betrifft, gar vieler Erin-

[1] Luc. 2, 40 u. 52.

nerungen, die einmal im Bewußtsein waren, und noch sind in einem bestimmten gegenwärtigen Augenblicke oft nicht bewußt, und haben doch in jedem Augenblicke die Möglichkeit, das, was unbewußt in uns ruht, zum Bewußtsein zu bringen. Hinsichtlich der Zukunft aber wird der Mensch stets neuer Zustände sich bewußt, die zuvor nur als Möglichkeit in ihm geruht haben, aber noch gar nicht zu seinem Bewußtsein gehörten, und doch, sobald sie erzeugt sind, sein wirkliches Bewußtsein werden. Er ist sich dessen, was er sein kann und wird, in keinem Augenblicke seines Lebens ganz bewußt. Es sind in ihm ganz verschiedene und scheinbar sich ausschließende Zustände seines Bewußtseins in Eins verbunden, ohne daß darum der Einheit seines persönlichen Selbstbewußtseins Eintrag geschieht. Das Kind denkt und fühlt eben anders, als später der Mann, und doch ist es dieselbe Person.

Freilich könnte man sagen, hier sei nur von zwei verschiedenen Zuständen derselben Person, aber nicht von zwei verschiedenen Naturen die Rede. Aber auch zwei Naturen, eine geistige und eine sinnliche, sind in uns zu einem persönlichen Leben geeinigt, ohne sich gegenseitig auszuschließen. Auf andere Weise fühlt die sinnliche Natur des Menschen, auf andere die geistige; anders muß man auf den Geist, anders auf die sinnliche Natur wirken; anders sind die Gesetze der geistigen Bewegung, anders die der sinnlichen. Beide Naturen unterliegen ihren eigenen Gesetzen, aber beide sind darum nicht weniger in jedem Einzelnen Eins. Wir können nicht von der geistigen Natur unmittelbar auf die sinnliche und von dieser nicht auf jene schließen, weil die Entwicklung und das Gesetz beider verschieden sind, aber wir verbinden die Eindrücke der geistigen und der sinnlichen Natur in einem einzigen persönlichen Lebensbewußtsein. Ebenso oder in ähnlicher Weise können wir uns wohl auch in der Person Christi zwei Naturen von verschiedener Wesenheit geeinigt denken, ohne daß das Gesetz und die Eigenheit der Einen dieser Naturen der andern Eintrag thut.

11. Nun aber entsteht bei der Vereinigung der göttlichen mit der menschlichen Natur die Frage, ob denn die göttliche Natur in ihrer Unermeßlichkeit sich so mit der menschlichen vereinigen könne, daß sie nicht die menschliche ganz überwältige und vernichte. Auch dieser Einwurf ist nicht unüberwindlich. Die göttliche Natur kann, eben weil sie göttlich ist und immer von sich weiß und sich in ihrer Gewalt hat, sich auch so mit der menschlichen verbinden, daß diese nicht verschwindet. Der seligmachende Wille der göttlichen Natur vereinigt sich mit dem die Seligkeit

suchenden Willen der menschlichen Natur so, daß der letztere durch den erstern findet, was er sucht. Dieser göttliche Wille wird und kann, ohne sich selbst aufzugeben und ohne die menschliche Natur zu beeinträchtigen, diese gewähren lassen, um alles das zu vollbringen, was von menschlicher Seite nothwendig ist, damit der menschliche Wille sich in seiner eigenen Freiheit bewähre, und immer erst da hervortreten, wo das Menschliche nicht ausreicht, und soweit hervortreten, als es unter der Bedingung der menschlichen Natur, mit der er vereinigt ist, geschehen kann. Darum tritt in allen Handlungen Christi die Macht und Herrlichkeit des göttlichen Willens, wo er nicht eingreifen muß, zurück, und nur der erlösende Wille ist stets gegenwärtig. Die Macht des göttlichen Willens tritt nur ein, wo es die Nothwendigkeit des äußern Zeugnisses erheischt. Aus dieser Zurückhaltung der Macht sehen wir schon, daß nicht der Vater, sondern das Wort und der Sohn Gottes in der Menschwerdung sich geoffenbart hat. Der Sohn Gottes hat die göttliche Natur so innig mit der menschlichen verbunden, daß Er die menschliche Natur nach Vollendung seines Erlösungswerkes auch noch in die Verklärung der göttlichen Herrlichkeit mit aufnehmen konnte und wollte.

Gleichnißweise können wir von dieser Wirkung sagen, sie ist etwa so, wie wenn ein Weiser einem Kinde die ersten Anfangsgründe des Buchstabirens mittheilt. Bei dieser Mittheilung wird er freilich gar viel mehr kennen und wissen, als er in diesem Unterrichte zur Schau trägt. Aber er gibt und sagt dem Kinde eben das, was es bedarf und wie es dasselbe fassen kann, und ist weise auch darin, daß er seinen Unterricht so einrichtet, daß das Kind diesen Unterricht verstehen kann. Je weiser er ist, desto gewisser wird er sich so weit herablassen, mit dem Kinde in des Kindes Weise zu verkehren. Oder wenn wir diese Selbstentäußerung Gottes, wie die Schrift es nennt, noch sinnlicher uns vergegenwärtigen wollen, denken wir uns etwa einen Riesen, der, mit übermenschlichen Kräften ausgerüstet, so daß er einen Berg mit seiner Hand zu zermalmen vermöchte, die Hand ausstreckt, um einen Menschen, der in einen tiefen See gestürzt ist, mit derselben aus dem Wasser zu ziehen und zu sich emporzuheben. Wie muß diese Riesenkraft sich zurückhalten, um das zarte Geschöpf zu retten, ohne es zu zermalmen. Aber weil sie es thut, hat sie darum nicht aufgehört, Riesenkraft zu sein.

12. Wir sehen also, daß es keineswegs unmöglich und undenkbar ist, daß zwei Naturen in Einer Person Eins seien. Wenn wir die Art dieser Einigung auch nicht ganz durchschauen, so haben wir doch in unserer

eigenen Erfahrung und sogar in unserer sinnlichen Vorstellung Aehnliches vor Augen, aus dem wir wenigstens die Möglichkeit jener höheren Verbindung begreifen. Wie in Gott, Vater und Sohn unbeschadet der Eigenheit einer jeden Persönlichkeit Eins sind, so sind in Christus zwei Naturen in Einer Person geeinigt, ohne daß die göttliche Natur die menschliche und diese die göttliche von sich ausschließt oder beeinträchtigt. In dieser Anschauung erklärt sich das ganze Leben Jesu auf die einfachste und faßlichste Weise. Von ihr aus ist auch die Nachwirkung der Erlösung in den hl. Sacramenten und insbesonders die Gegenwart Christi im hl. Altarssacrament zu begreifen.

In diesem Sinne ist es einfach zu verstehen, wenn Christus als Menschensohn den himmlischen Vater bittet, Ihn mit der Herrlichkeit, die Er zuvor hatte, zu verherrlichen. Die Ausleger, welche eine Rückerstattung einer für eine Zeit lang abgelegten und durch den Vater dem Sohne wiedergegebenen Herrlichkeit in den Worten Christi finden wollen, bedenken offenbar nicht, daß Christus nicht von einer Herrlichkeit redet, welche Er vor seiner Menschwerdung hatte und bei der Menschwerdung etwa abgelegt hätte. Das Wort des Herrn lautet nicht: verherrliche mich mit jener Herrlichkeit, die ich zuvor — nämlich vor der Menschwerdung — hatte, sondern es heißt: „Verherrliche mich mit jener Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war." Christus redet nicht von der Rückgabe einer aufgegebenen Herrlichkeit, sondern von einer Verherrlichung vor denen, bei welchen Er den Vater verherrlichet hatte. Er spricht: „ich habe dich verherrlichet, und nun verherrliche du mich!" Beide Sätze entsprechen sich. Christus hat den Vater vor den Menschen verherrlicht und der Vater verherrlicht den Sohn, indem er die Menschen, die an den Sohn glauben, in das Reich jener ewigen Seligkeit aufnimmt, in welchem sie Gott schauen, wie Er seinem ewigen Wesen nach ist [1], die Herrlichkeit schauen, die der Vater und der Sohn schon hatten, „ehe die Welt war." Diese Verherrlichung des Menschensohnes ist die Vollendung des Erlösungswerkes. War zuvor die göttliche Natur mit der menschlichen vereinigt, um innerhalb den Gesetzen derselben offenbar zu werden, so soll nun die menschliche Natur in die Einheit und Freiheit der göttlichen Natur eingehen und Gott schauen, wie Er ist. In diesem Sinne hat Christus zu seinen Jüngern gesagt: „Wenn ich nicht hingehe zum Vater, so kann der Geist der Wahrheit nicht zu Euch kom-

[1] Vgl. LXXXVIII. 12.

men." Die erste Erfüllung jener Worte des Herrn: „Vater, verherrliche mich," ist mit der Ausgießung des hl. Geistes am Pfingstfest offenbar geworden. Die Sendung des hl. Geistes bezeugt, daß der Menschensohn zurückgekehrt ist in die Herrlichkeit Gottes, weil Er von da den hl. Geist gesendet, und gibt uns somit die feierliche Bürgschaft dafür, daß, wie die ersten Worte dieses Gebetes in Erfüllung gegangen sind, auch die letzten in Erfüllung gehen werden: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch diese bei mir seien, die du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit sehen."

LXXXVIII.

Text: „Geoffenbart habe ich deinen Namen vor den Menschen, die du mir gegeben hast. Dein waren sie, und mir hast du sie gegeben, und dein Wort haben sie gehalten. Nun wissen sie, daß Alles, was du mir gegeben hast, von dir ist; denn die Worte, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben. Sie haben sie angenommen, und wahrhaftig erkannt, daß ich von dir ausgegangen bin; und haben geglaubt, daß du mich gesandt hast. Für sie bitte ich; für die Welt bitte ich nicht; sondern für die, die du mir gegeben hast, denn sie sind dein. Alles, was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist mein; und ich bin in ihnen verherrlicht. Ich bin nun nicht länger in der Welt; sie aber sind in der Welt; und ich komme zu dir. Heiliger Vater! erhalte sie, die du mir gegeben hast, in deinem Namen, damit sie Eins seien, wie wir. So lange ich in der Welt war, habe ich sie erhalten in deinem Namen. Die du mir gegeben hast, habe ich bewahrt, und es ist Keiner verloren gegangen, als der Sohn des Verderbens, damit die Schrift erfüllt würde. Nun aber komme ich zu dir und rede dieses in der Welt, damit sie meine Freude vollkommen in sich haben. Ich habe ihnen dein Wort gegeben, und die Welt haßt sie, weil sie nicht von der Welt sind, sowie auch ich nicht von der Welt bin. Ich bitte

nicht, daß du sie von der Welt wegnehmest, sondern daß du sie vor dem Bösen bewahrest. Sie sind nicht von der Welt, sowie auch ich nicht von der Welt bin. Heilige sie in deiner Wahrheit; dein Wort ist Wahrheit. Wie du mich in die Welt gesandt hast, so sende auch ich sie in die Welt. Ich heilige mich selbst für sie, damit auch sie in der Wahrheit geheiliget seien."

Joh. 17, 6—19.

Inhalt: Das Verhältniß derjenigen, die Christus angehören, zur Welt.

1. Blicken wir bei Betrachtung des letzten feierlichen Gebetes Christi auf die Ihn umgebenden Jünger, so wird es uns schwer, einen richtigen Ausdruck zur Bezeichnung der Gefühle zu finden, die in diesem Augenblicke sie beherrschen mußten. Obwohl der Ernst und die Erhabenheit des Augenblickes jedenfalls eine mächtige Wirkung auf sie hervorbringen mußte, konnten sie dennoch unmöglich von der Bedeutung desselben für sie und die Welt sich hinreichend Rechenschaft geben. Noch hatte sich ja nicht einmal das ganze Werk der Erlösung in seinem äußerlichen Verlaufe erfüllt. Noch wußten sie nicht, was Christus zu thun vorhabe, was die nächste Stunde Wunderbares und Unbegreifliches bringen würde. Noch kannten sie den Menschensohn nicht, und noch weniger den Sohn Gottes, der in Ihm wirkte, und am wenigsten den Vater, zu dem Er betete. Das Verständniß sollte erst folgen. Damit es aber um so eher und sicherer erfolge, dazu sollte die Feierlichkeit dieser Stunde und der Worte des Herrn das Ihrige beitragen. Der tiefen Erregung des Gefühls sollte die klare, lichte Besonnenheit folgen.

2. So beten und flehen ja auch wir oft mit einer nur auf einen einzigen Gedanken gerichteten Ergriffenheit des Herzens. Die Worte sind uns gleichgültig. Wir wissen nur das Eine, daß wir beten, daß wir zu Gott flehen wollen. Aber bei dieser Uebermacht des Gefühles darf das Gebet nicht stehen bleiben, wenn es ein wahres, Gott wohlgefälliges Gebet sein soll. Wohl ist die Macht des Gefühles ein Erforderniß des rechten Gebetes, aber nicht das einzige und vielleicht nicht einmal das entscheidende, wenigstens nicht immer das höchste. Gar leicht irrt das Gefühl; gar leicht nehmen wir die Empfindung selbst für das Gute, und sie ist doch nur das Unmittelbarste und daher oft auch das Menschlichste und Schwächste. In dem Augenblicke des erregten Gefühles sind wir uns der auf das Höchste gerichteten Absicht oft am wenig-

sten bewußt. Wir beten zwar zu einem höhern Wesen, weil wir bedrängt sind, sind aber auch in diesem Augenblicke geneigt, dasjenige Wesen für das höchste zu halten, welches uns Hülfe gewährt. Das Seufzen und Klagen allein erhebt noch nicht das Gemüth zu Gott, sondern sucht häufig nur Gott selbst zum Dienste des selbstsüchtigen Gefühles herabzuziehen. So nothwendig die tiefe Erschütterung des Gefühles ist, so sehr die Aufregung dazu beitragen kann, daß das Gebet Kraft gewinne, so sehr ist es auch wieder nothwendig, daß aus dem Sturm und Drang des Augenblickes der klare helle Blick des besonnenen Bewußtseins hervorbreche, und daß wir uns über unsere Gefühle, über ihren Ursprung und ihr letztes Ziel Rechenschaft geben, damit das Gebet geistig werde.

3. Die Kirche selbst gibt uns in den Nachfeiertagen, welche sie allen hohen Festtagen beisetzt, eine dahin zielende Lehre. Diese Nachfeiertage sind offenbar von der Kirche angeordnet, um uns zum nochmaligen stillen und ruhigen Ueberdenken dessen zu veranlassen, was der erste hohe Festtag in seinem überwältigenden Eindrucke gewollt hat. Sie sind zur ruhigen Wiederholung des Gefühles in dem betrachtenden Verstande bestimmt.

Ein Gleiches beabsichtigt auch der verlesene Abschnitt des Evangeliums Johannis. So groß und erhebend der Augenblick ist, den der Evangelist schildert, unterläßt er es doch nicht, unter seine rührende Schilderung Ausdrücke und Gedanken zu verflechten, die ein ernstliches Nachdenken gleichsam mit Gewalt herausfordern. Nicht immer will der Evangelist auf Herz und Gefühl wirken, sondern ein großer Theil seiner Worte ist unmittelbar an den nachsinnenden Geist gerichtet.

Darauf weisen ausdrücklich auch die Worte Christi hin: „Nicht für die Welt bitte ich, sondern für die, die du mir gegeben, denn sie sind dein.“ Wer sind nun diejenigen, die der Vater dem Sohne übergeben, von welchen schon früher gesagt ist: „Dein waren sie und du hast sie mir gegeben!“ Im engsten Sinne sind zunächst offenbar die Jünger gemeint; dann aber, wie der Verlauf der Rede zeigt, alle, die an Christus wirklich glauben, und endlich im weitesten Sinne alle Menschen und freien Wesen, die an den Namen Jesu glauben können.

4. Wenn nämlich der Vater von Ewigkeit der Alleinerzeugende ist und alle Hervorbringung, auch die Schöpfung Ihm zugeschrieben werden muß, so hat Er doch die Geschöpfe nicht ohne Zweck hervorgebracht. Er mußte einen göttlichen und vollkommenen Zweck haben, um dessentwillen Er sie hervorbrachte. Dieser Zweck konnte kein anderer sein, als die vollkommene Beseligung der Geschöpfe. Nun können aber die Geschöpfe

nie vermöge ihrer Natur mit Gott Eins werden, aber sie können sich im Willen mit Gott vereinigen; dazu aber, damit sie dieß können, müssen sie freien Willen haben, und dieser Freiheit muß Gott den Weg zum rechten Gebrauche weisen durch die Offenbarung eines Gebotes. Diese Offenbarung ist das Werk des Sohnes und nicht des Vaters, das Werk jener Person in Gott, die zunächst eine andere als der Vater, zunächst persönlich und wegen des vollen Inhaltes der Persönlichkeit auch Gott selbst ist. Indem also der Vater Geschöpfe schafft, welche dem Willen nach frei sind, entläßt Er sie gleichsam aus dem Bande der Naturgesetze, und übergibt sie in dieser Hinsicht dem Sohne, der Sohn gibt das Gebot, der Sohn übernimmt das Werk der Offenbarung des göttlichen Gesetzes an die Geschöpfe und verherrlicht in dieser Offenbarung eben wieder den Vater, der die Geschöpfe so geschaffen hat, daß sie dieser Offenbarung fähig waren. Der Vater aber verherrlicht den Sohn dadurch, daß Er das Wort und die Führung des Sohnes durch die Uebereinstimmung des Schöpfergedankens mit dem Worte der Offenbarung bestätigt. Das in seine rechte natürliche Macht eingesetzte Wort macht eben dadurch selig, daß es die ursprünglich vom Vater gewollte Bestimmung der Geschöpfe erfüllt und diese durch die Erfüllung der Gebote des Wortes selig werden.

Weil nun Viele diesem Worte nicht gehorchen, sind sie nicht in den Umkreis der Führung des Sohnes mit einbegriffen. Sie gehören dem Sohne nicht. Er wirft sie zusammen mit der Welt, für die Er nicht bittet, weil sie nicht zu dem Reiche derer gehören, die im Gehorsam und Glauben selig werden. Dagegen aber bittet Er für Alle, die an Ihn glauben und durch diesen Glauben dem Reiche des freien zu Gott zurückkehrenden Lebens angehören. Sie sind durch ihre natürliche Gabe der Freiheit, die sie vom Vater empfangen haben, dem Sohne gegeben, weil und in wieferne sie an Ihn glauben. Nicht durch ihre Natur, sondern durch ihren freien Gehorsam leben sie Ihm, und insoferne sie im Glauben und in der Liebe leben, sind sie aus dem Gebiete der Natur und aus dem Bereiche des bloßen Geschaffenseins herausgetreten und gehören einem andern Reiche an, dem des freien, auf Gott gerichteten religiös-sittlichen Strebens. Die also im freien Glauben dem Sohne angehören, diese sind Ihm im engern Sinne vom Vater gegeben.

Im engsten und nächsten Sinne sind daher unter denen, von welchen Christus sagt: „nicht für die Welt bitte ich, sondern für die, die du mir gegeben hast!" die Jünger gemeint, weil sie Christus und in

Ihm die höchste Offenbarung des Sohnes Gottes persönlich gesehen und Ihm geglaubt, und weil sie durch diesen ihren Glauben aus der Masse derer, die der göttlichen Freiheit nicht Gehör schenken, sondern sich dem natürlichen Triebe allein hingeben, herausgetreten sind. Sie sind die erste entschieden und bestimmt durch Christus gemachte Ausnahme von der Natur, sind die ersten Söhne der göttlichen Freiheit. Durch sie sind alle übrigen Menschen mittelbar zu dieser Freiheit der Kinder Gottes geleitet und von der Welt zu Gott zurückgeführt worden.

5. Ist aber das Reich Christi im Gegensatze zu der Welt, so fragen wir billig zunächst: Was hat man sich denn unter der Welt zu denken? Das Wort Welt wird in ganz verschiedener Bedeutung selbst in der hl. Schrift gebraucht.

Im ersten einfachsten Sinne bedeutet „Welt" Alles, was von Gott geschaffen ist, in wieferne es geschaffen und dadurch außerhalb des göttlichen Wesens gestellt ist. In diesem ursprünglichen Zustande ist die Welt nicht göttlich und gut, aber auch nicht Gott mißfällig und böse. Sie ist an und für sich in einem zum Theil unfreien, zum Theil unschuldigen Zustande des noch unentschiedenen Lebens. Die Welt in diesem Sinne ist gemeint, wenn in der hl. Schrift gesagt wird: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen eingebornen Sohn für sie hingegeben hat" [1]. Denn durch den Sohn kann die Welt erst frei und mit Gott in der Freiheit wieder vereinigt werden.

Dieser unschuldigen Welt steht eine andere Welt gegenüber: das durch den Mißbrauch der Freiheit von Gott geschiedene Reich der Schuld und Sünde. Das Reich der durch eigene Schuld böse gewordenen Geschöpfe nennt die Schrift auch Welt. Diese Welt des Widerspruches und des Bösen ist gemeint, wenn das hl. Evangelium sagt: „Die Welt wird euch hassen" [2].

Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Welten, die durch eine weite Kluft von einander getrennt sind, steht aber eine dritte Welt, die Welt des Kampfes, des noch unausgeschiedenen Gegensatzes. Sie ist schuldig und nicht schuldig zugleich. Freiheit und Unfreiheit, Glaube und Unglaube, Recht und Unrecht sind in einem unentwirrbaren Knäuel in ihr verwickelt. Wer hier steht und zum Schlage ausholt, weiß nie, was er trifft, er kann mit dem Einen Schlage das Unrecht, aber auch das Recht treffen, so schnell wechseln die Gestalten und Verhältnisse in ihrer äußern

---

[1] Joh. 3, 16. [2] Joh. 15, 19.

Folge. Von dieser Welt sagt das heutige Evangelium: „Sie sind in der Welt, und ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nehmest, sondern nur, daß du sie vor dem Bösen bewahrest“ [1]. So weit aber die Begriffe von der Welt auseinander liegen, haben diese so ungemein verschiedenen Begriffe doch wieder etwas gemeinschaftlich. Im Allgemeinen heißt nämlich Welt alles das, was nicht in das Reich der Freiheit, des Glaubens und der Liebe Christi eingetreten ist.

6. So verschieden aber der Begriff der Welt ist, so verschieden ist auch unser Verhältniß zu derselben. Der Mensch darf ebenso wenig der Welt ganz angehören, als er sich ganz von ihr lossagen kann. Er muß sie suchen und meiden, gebrauchen und fliehen, je nachdem die Gestalt ist, in der sie ihm entgegen tritt.

Was nun zuerst das Verhältniß zur Schöpfung überhaupt, zu der an sich unfreien und unschuldigen Welt betrifft, so ist unser Verhältniß zu derselben einfach. Wir müssen in ihr und durch den rechten Gebrauch derselben von ihr frei werden. Sie ist uns gegeben, damit wir ihrer Gaben uns bedienend die Freiheit des Geistes im Leben des Leibes gewinnen. Das menschliche Leben entwickelt sich nach der Einen Seite hin in ganz natürlichem Fortgange, nach einfach nothwendigen Naturgesetzen, in gleichmäßiger Regelmäßigkeit der aufeinander folgenden Tage und Jahre und der durch sie herbeigeführten organischen Bildungsformen. Wie im Kornfeld Halm an Halm und Aehre an Aehre sich reiht in kaum übersehbarer Menge und steter Gleichmäßigkeit der äußern Gestalt, nur daß hie und da eine blaue Kornblume freundlich aus dem Gewoge der Halme herausschaut, so verlaufen die Tage des menschlichen Lebens in steter Gleichmäßigkeit, kaum durch einzelne heitere Blüthen freudiger Zwischenfälle unterbrochen. So regelmäßig und gleichförmig aber auch diese Entwicklung ihren bestimmten Schritt dahin geht, so wenig ist darum der auf diesem Boden sich bewegende Geist des Menschen der gleichen Nothwendigkeit unterworfen. Vielmehr läßt gerade der Geist in keiner Zeit sich das Bewußtsein entreißen, daß er mit dem an sich regelmäßigen äußern Gang des Lebens ein bestimmtes Ziel verbinden kann, daß es in seiner Macht liegt, die Absicht seiner Bewegung selbst zu bestimmen, daß er mit jedem Tritt und Schritt einen eigenen, nur von ihm abhängigen bewußten Zweck verbinden kann. Der Mensch wird innerhalb dieses an sich unzerreißbaren Bandes der nothwendigen natürlichen Bedingungen

---

[1] Joh. 17, 15.

seines Lebens das Bewußtsein festhalten, daß er dennoch Alles, was er thut, zugleich mit dem Willen einer freien Anwendung seiner Kräfte zu irgend einem selbstbestimmten Ziele vollbringen kann. Er handelt stets mit dem Bewußtsein, einem höhern Gebote gehorchen, oder mit Willen irgend einem Gebote oder einem vorgezeichneten Zwecke ungehorsam und ungläubig sich widersetzen zu können. Er ist frei in der Wahl des Zweckes, und in dieser Freiheit gehorcht der Geist einem andern und höhern Gesetze, als der Natur.

7. Die wahre Freiheit aber findet der eigene Wille nur, wenn er der in seiner natürlichen Anlage angedeuteten Bestimmung nachgeht; wenn er will, was er soll. Was er aber soll, kann nur das Wort Dessen ihm verkünden, der die Natur zu einem höheren Zwecke erschaffen hat. Nur in Christus ist wahre Freiheit. Das Leben in der Freiheit des Glaubens und der Liebe Christi geht über alle natürliche Kraft und Grenze des irdischen Lebens hinaus, hat sein Ziel und seine Wirklichkeit im Reiche einer übernatürlichen freien Liebe. So wird also derjenige, der an das Leben, welches Christus verkündet hat, glaubt, die Bedingungen des natürlichen Lebens zur Voraussetzung machen, um über sie hinaus ein höheres Ziel zu verfolgen und mit natürlichen Mitteln ein übernatürliches, freies und seliges Leben zu erringen. Er wird die Natur nicht verläugnen und vernichten, sondern sie gebrauchen. Er steht nicht im Widerspruche und Kampfe mit den Bedingungen und Fähigkeiten des natürlichen Lebens, sondern sucht die im Leben ihm gegebenen Mittel und Fähigkeiten zu einem höhern Reiche zu erheben.

Anders stellt sich das Verhältniß des Menschen zu der von Gott abgefallenen Welt der Sünde. Gegen diese muß der Christ mit allen Waffen des Geistes kämpfen zu jeder Stunde seines Lebens. Den Fürsten dieser Welt, der im Eigenwillen und in der Sinnlichkeit stets gegen alle wahre Freiheit und Liebe sich empört, zu befeinden und zu bekämpfen, ist die stete Lebensaufgabe eines Jeden, der dem Reiche des Glaubens und der Liebe, das uns Christus verkündet, angehören will. In der Welt der Freiheit gibt es keine Indifferenz. Die Freiheit muß sich bestimmt entscheiden, ob sie im Gehorsam sich als Tugend bewähren, oder im Ungehorsam sich von Gott abwenden will.

8. Wieder anders aber gestaltet sich das Verhältniß, wenn wir auf die wirkliche Welt blicken, in welcher der Kampf zwischen Gut und Böse noch keineswegs zu Ende gekämpft ist, Gutes und Böses, Recht und Unrecht noch keineswegs ganz und für immer geschieden sind. Das höchste

Recht auf Erde ist nicht ohne Unvollkommenheit; das scheinbar entschiedene Unrecht kann noch eine Seite an sich haben, die nicht ganz zu verwerfen ist. Wohl wird sich die Ausscheidung nach und nach vollziehen, so daß zuletzt kein Mißverständniß mehr möglich ist, sondern nur die sittliche Entscheidung übrig bleibt. So lange aber diese Scheidung nicht vollkommen durch das Leben vollzogen ist, liegt es nicht in unserer Macht und unserm Beruf, eigenmächtig scheiden zu wollen, was Gott mit- und durcheinander bestehen läßt.

9. Gar Mancher steht äußerlich auf der Seite des Rechtes und hat innerlich das Unrecht in sich zur Herrschaft kommen lassen, und Mancher kann äußerlich auf der Seite des Unrechtes stehen und innerlich doch im Rechte sein. Nicht das Aeußere entscheidet hier, sondern allein die innere Gesinnung. Die Richtung des Willens auf das Freie, Höhere, Göttliche ist das Entscheidende. Was nützt es, äußerlich der Seite des Rechtes anzugehören, weil Geburt oder zufällige Verhältnisse uns dahin gestellt haben, wenn im Herzen keine Begeisterung, keine Opferwilligkeit, kein liebevoller und glaubensmuthiger Sinn herrscht? Ist da nicht das Recht selbst unser Unrecht? Klagt nicht die äußere Stellung unser Herz darum unverzeihlicher schmählicher Gleichgültigkeit an, weil wir diese unverdiente Gnade, das Rechte zu unserm Dienste ohne unser Verdienst erhalten zu haben, so gering achten und so wenig zur innern Erhebung benützen? Von denen gar nicht zu reden, die das Rechte nur benützen, um durch ihre Partei und Stellung zu glänzen, um Alles, was ihnen durch die äußern Verhältnisse gewissermaßen aufgedrungen ist, zu selbstsüchtigen Zwecken zu mißbrauchen, und in Heuchelei und Scheinheiligkeit sich des Guten zu rühmen, dem ihr Herz doch abgestorben ist. Auch sie sind äußerlich im Rechte, aber innerlich sicherlich schlechter als Tausende von Verbrechern gegen das äußere Recht.

10. Wie leicht kann dagegen ein Mensch im Kampfe des Lebens auf eine Seite gestellt sein, die im entschiedenen Unrechte ist, und für diese kämpfen und doch innerlich im Rechte sein, und gerade in diesem Kampfe einen großen sittlichen, religiösen und christlichen Muth beweisen? Denken wir uns z. B. nur einen legitimen König, welcher aus irgend einer Ursache einen offenbar ungerechten Krieg beginnt. Kann der einzelne Unterthan in einem solchen Falle für sich allein den Eid, den er seinem Könige geschworen, brechen und den Gehorsam verweigern? Kann er als einzelner Unterthan den König zur Rechenschaft ziehen? Und wenn nicht, und er zieht in den Kampf und schlägt vielleicht Hunderte seiner

Gegner in diesem Kampfe todt, hat er nun nicht selbst Unrecht geübt und sich hundertfältigen Mordes schuldig gemacht? Gewiß nicht. Was er gethan, war seine Pflicht. Es gehörte Muth und sittliche Kraft dazu, dieser Pflicht zu genügen. Wofür er kämpfte, das war nicht das Unrecht, unter dessen Schatten er kämpfen mußte, sondern seine specielle Lebensstellung, für die er nichts kann, in der er bloß beweisen kann, daß er das, was ihm auferlegt ist, erfüllen wolle, auch wenn das Opfer seines Blutes und Lebens darauf steht. Für ihn ist die nächste Pflicht die höchste. Seine Pflicht muß er erfüllen, und nicht die des Allgemeinen. In der Erfüllnng seiner Pflicht allein kann er seinen Gehorsam, seine Freiheit, seine Achtung für das höhere sittliche Leben beweisen. Er geht vielleicht unter im Ganzen, ohne Ruhm und Ehre, aber er hat seine Freiheit, seine geistige Selbstständigkeit, den Willen und die Begeisterung für die Pflicht gerettet und bewahrt; und wenn er im Kampfe getödtet wird, ist er nicht für das Unrecht, sondern für das Recht gestorben. Mancher kämpft vielleicht mit freier Wahl für ein wirkliches Unrecht, und sein Herz und sein Wille ist doch nicht dem Unrechte, sondern dem Rechte unterthan. Sein Verstand kann irren in der Wahl der Partei, die er ergreift, und doch das Herz der Wahrheit und dem Rechte treu bleiben. Wenn nun ein solcher, der das Unrecht für das Recht gehalten, in seinem Irrthume dennoch Alles, was er hat, Gut und Blut und Leben für das hingibt, was er für das Rechte gehalten — müssen wir nicht wenigstens seinem Herzen, seinem Muthe, seiner opferwilligen Gesinnung beipflichten, auch wenn wir seine Wahl nicht billigen können? Das ist eben der beklagenswerthe Zustand der gefallenen menschlichen Natur, daß sie gerade im Höchsten am leichtesten irre geht.

11. Es ist traurig, daß das Leben solche Widersprüche herbeiführen kann und ein Beweis, daß der Verstand wie der Wille des Menschen in einem getrübten Zustande sich befinden. Aber es liegt doch auch ein Trost darin, der Trost nämlich, daß ein Jeder für das Rechte kämpfen will, oder wenigstens den Schein annimmt, daß er dafür kämpfen wolle. Kein Unrecht ist auf Erde, das sich nicht einen Mantel umzuhängen sucht, aus Versuchen gewebt, die eigene Sache als eine gerechte darzustellen. Selbst das Unrecht gibt Zeugniß für das Recht, gesteht seine gänzliche Unzulässigkeit zu und will darum als Recht auftreten. Auch darin gibt der Mensch selbst noch in seiner Verirrung Zeugniß dafür, daß er nicht berufen ist, dem bloßen Triebe der Natur und der thierischen Selbsterhaltung zu folgen, sondern daß er eine sittliche Aufgabe zu lösen habe, daß

er vom Vater dem Sohne, der Freiheit und dem Streben nach Beseligung durch Gehorsam gegen ein höheres göttliches Gebot übergeben worden sei.

12. Gibt aber schon das Unrecht Zeugniß für diese Bestimmung, für die tiefe Beziehung zwischen der Schöpfung und Erlösung, um wie viel mehr muß das auf Christus gegründete wahrhaft sittliche Leben dafür Zeugniß geben. „Das ist das ewige Leben," sagt das Evangelium, „daß sie dich, den allein wahren Gott, erkennen und Jesum Christum, den du gesandt hast" [1]. In jedem wahrhaft sittlichen Streben muß sich die völlige Harmonie zwischen der Freiheit und der natürlichen geistigen Bestimmung des Menschen offenbaren. Was sittlich gut ist, muß auch natürlich gut sein und zum Vater zurück führen. In der Freiheit erst erreicht die Natur ihre Vollendung. Das Sittengesetz ist das höchste Naturgesetz. Nur in Christus sehen wir den Vater, nur in sittlicher Einigung mit Ihm findet auch die Natur ihre endliche Beseligung, wird das vom Vater gegebene Leben durch den Sohn als ein neues, in der Liebe geheiligtes dem Vater zurückgegeben. Dem Sohne sind wir gegeben und von ihm sollen wir abermals dem Vater wiedergegeben werden, damit wir in beiden selig seien. „Bewahre sie, hl. Vater, in deiner Wahrheit, damit sie Eins seien, wie wir." Diese Einheit aber ist die, daß im Menschen Freiheit und natürliche Bestimmung, Liebe und Leben ebenso Eins seien, wie in Gott Vater nnd Sohn Eins sind von Ewigkeit.

LXXXIX.

Text: „Aber nicht nur für diese allein bitte ich, sondern auch für diejenigen, die durch ihr Wort an mich glauben werden, damit Alle Eins seien, wie du, Vater, in mir und ich in dir, damit auch sie in uns Eins seien, damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast. Die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, habe ich auch ihnen gegeben, damit sie Eins seien, wie wir Eins sind: ich in ihnen und du in mir, damit sie vollkommen Eins seien, und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast, und

---

[1] Joh. 17, 3.

daß du sie liebest, wie du mich geliebt. Vater! ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast, denn du hast mich geliebt, schon ehe die Welt gegründet ward. Gerechter Vater, die Welt kennt dich nicht; ich aber erkenne dich, und diese erkennen, daß du mich gesandt hast; und ich habe ihnen deinen Namen kund gethan, und werde ihn kund thun, damit die Liebe, womit du mich geliebt, in ihnen sei, und ich in ihnen."

Joh. 17, 20—26.

Inhalt: Die Wirksamkeit des Gebetes und der Fürbitte.

1. Auch wer nie etwas von der Lehre und dem Tode des Heilandes vernommen hätte, dem müßte das Lesen der letzten Worte Jesu ein großes Vertrauen zu demjenigen einflößen, der in diesem Augenblicke so liebreich der Seinigen gedenkt. Wer aber mit lebendigem Glauben an die göttliche Macht und Liebe des liebreichen Fürbitters für Alle diese feierliche Bitte betrachtet, dessen Vertrauen muß sich zum Gefühl einer unüberwindlichen Sicherheit steigern. Wie ein erschrecktes Kind, das sich furchtsam zur Mutter flüchtet, sich für ganz sicher hält, sobald die Mutter ihm verspricht, über es zu wachen, und in der Sicherheit dieses Schutzes durchaus nichts fürchtet, weil es keine höhere Macht und keine größere Liebe kennt, als die der Mutter, so können wir, zu deren Schutze sich wirklich die höchste Macht und die höchste Liebe vereinigt, mit mehr als kindlichem Vertrauen uns ganz und unbedingt diesem Schutze hingeben. Allerdings wird das Gefühl unbeschränkter Sicherheit, die dieser Schutz gewährt, uns erst dann mit der Fülle seines Trostes durchströmen, wenn der unbedingte Glaube an die göttliche Macht und Liebe in unserm Herzen lebendig geworden ist. Aber auch wer diesen Glauben nicht hat, der muß wenigstens bekennen, daß sich der Mensch keine höhere Beruhigung, keinen schönern Frieden des Herzens denken kann, als der ist, den dieser Glaube gewährt. Wo der Glaube nicht ist, da ist wenigstens das Gefühl da, daß es im Glauben am besten wäre. Dieses Gefühl ist aber der unmittelbare Ausfluß unseres ungetrübten natürlichen Bewußtseins.

2. Sowie wir nämlich unsere eigene Hülflosigkeit fühlen, erwacht in uns auch der Wunsch, einen Helfer zu haben, der mächtiger ist als

wir. Mit diesem Wunsche beginnt der Gedanke an das Dasein eines höhern Wesens. Das Gefühl, daß wir einer solchen Hülfe bedürfen, ist nun zwar noch keine Bürgschaft für die Wahrheit dieses Gedankens; aber es erzeugt doch die Bereitwilligkeit des Glaubens an einen solchen Helfer, ja es enthält auch schon ein unumstößliches Zeugniß für das Dasein einer höhern Ordnung der Dinge, weil wir den Gedanken an eine freie und sittliche Weltordnung, die über der natürlichen steht, gar nicht aus uns selbst erfinden könnten. Ein Geschöpf, das keinen freien Willen hat, kann den Gedanken von einer freien, und mit dieser Freiheit harmonirenden, höhern, über die Gesetze der Natur erhabenen Weltordnung nicht denken. Die Freiheit des Willens muß zuvor in uns gelegt sein, damit wir ihre Wirklichkeit denken können. Sie könnte aber nicht in uns gelegt sein, wenn es nicht ein Wesen gäbe, das jene Freiheit und Persönlichkeit, von der wir eine Ahnung in uns selber finden, in ewiger und vollkommener Weise besäße, so daß es auch andern Wesen noch Dasein und Freiheit schenken kann. Sobald wir aber einmal zu dieser Einsicht gekommen sind, wird auch das Herz sich in jeder Noth, betend und Hülfe hoffend, zu diesem Wesen wenden.

3. Die Erhebung des Gemüthes zu Gott durch Gebet ist eine unabweisbare Forderung des von dem Bewußtsein seiner Freiheit geleiteten Herzens. Wenn sich der irregeleitete Gedanke auch noch so viele Mühe gibt, dieses Gefühl und den daraus hervorbrechenden Glauben zu verläugnen, wird es ihm doch nie gelingen, es ganz auszutilgen. Daß wir uns durch das Gebet und den Glauben an ein höheres Wesen über die Bedrängnisse des Irdischen und dessen beschränkten Lebenskreis erheben können, ist schon für sich betrachtet ein unschätzbarer Trost. Die Kraft dieses Aufblickes zu Gott läßt das Herz auch dem schwersten Drucke nicht unterliegen. Es fühlt sich höher als Alles, was ihm auf Erden Widerwärtiges begegnen kann.

4. Sowie aber diese Kraft des sittlich freien, auf ein höheres Gesetz gerichteten Bewußtseins erwacht ist, sowie wir die Gewißheit des Daseins eines Wesens haben, in dem das, was zum Theil schon im Menschen erkannt wird und lebt, in unvergänglicher Herrlichkeit und Vollkommenheit gegenwärtig ist, wird auch ein zweites Gefühl mit gleicher Berechtigung sich geltend machen. Wie sich der Glaube durch das Gebet bethätigt, so kann und wird auch die Liebe sich in demselben bethätigen. Wer überhaupt betet, wird auch für Andere beten. Das Gebet der Fürbitte ist die nächste, einfachste und zugleich unbeschränkteste

Bethätigung der im Herzen sich offenbarenden Liebeskraft. Das Herz, das lieben kann, muß auch beten und fürbitten. Weil es dem Herzen unmöglich ist, das Gefühl der Freiheit, des Glauben- und Liebenkönnens ganz in sich zu verschließen, so würde und müßte ihm die ganze Welt zu enge sein, wenn es nicht auf diesem Wege in's Unendliche hinübergreifen könnte. Wir können dieses Gefühl verkennen, aber nicht austilgen. Darum können wir auch dem Gedanken nicht entsagen, daß Gebet und Fürbitte eine Wirkung haben müsse.

5. Eine Religion, die diesen Glauben ausschließt, kann nimmermehr dem Herzen genügen. Unter allen Religionen ist aber das Christenthum die einzige, welche diesem tiefen Bedürfnisse des Herzens ganz genügt. Christus selbst heiligt den Glauben an die Wirksamkeit des Gebetes und der Fürbitte durch seine eigene feierliche Fürbitte für Alle. Wenn uns aber unser innerstes Gefühl sagt, und die christliche Lehre bestätigt, daß Gebet und Fürbitte nicht ohne Wirkung bleiben könne, so wissen wir damit allerdings noch nicht, wie dieß sein kann. So lange wir aber nicht erkennen, wie diese Wirkung möglich ist, wird das Gemüth nicht ganz ruhig werden, eben weil es im rein Unbegreiflichen und Undenkbaren nicht ruhen kann. Selbst der Vogel kann nicht immer in der Luft schwebend sich erhalten, sondern muß irgendwo einen festen Punkt haben, auf dem er von Zeit zu Zeit wieder ruhen kann. Auch ist gar nicht zu zweifeln, daß ein so tief in der Natur wurzelndes Gefühl eine natürliche Bürgschaft für seine Wirklichkeit und Wahrheit habe.

6. Wie aber wirkt das Fürbittgebet auf Andere, dem Geiste oder dem Leibe nach? Geistiger Weise kann es offenbar nicht wirken, da der Geist frei ist, und nur Unterricht, Ermahnung, Beispiel, überhaupt nur das auf ihn wirken kann, was seine eigene freie Mitwirkung erweckt oder erfordert. Ohne sein Mitwissen, aus auferlegtem fremdem Zwang, kann der Geist zu nichts genöthigt werden. Der Betende selbst wird zwar durch das Gebet sich unmittelbar gestärkt und gehoben fühlen; aber auf Andere kann das Gebet nur mittelbarer Weise wirken. Das Beispiel des Glaubens und der Liebe, der sittlichen Erhebung über das Irdische, das sich im Gebete kund gibt, wird zwar auf Andere nicht ohne Eindruck bleiben; aber dieß ist eine mittelbare Wirkung des Gebetes. Das Gebet wirkt in diesem Falle in einer andern Eigenschaft, die ihm nur nebenbei zukommt, als Beispiel und sittliches Vorbild, aber nicht als Gebet im eigentlichen Sinne. Als solches müßte es unmittelbar etwas bewirken, und dieß kann es dem freien Geiste gegenüber nicht.

Allerdings wird eine wärmere Begeisterung des Herzens für das Göttliche, ein lebendigeres Hoffen und Lieben, sowie eine höhere Erkenntniß die Folge eines jeden wahren Gebetes sein. Der Geist kann und wird stets das, was das Gefühl als Bitte ausspricht, auch in das freie Bewußtsein übertragen wollen, und muß dadurch innerlich reicher an Erkenntniß und Liebe werden. Allein diese Uebertragung in's freie geistige Leben ist nicht mehr Gebet im eigentlichen Sinne, sondern ist Betrachtung. Diese aber unterscheidet sich von dem Gebete durch die rein geistige Natur ihrer Bewegung. Die Betrachtung ist stets auf eine bestimmte Frucht des Geistes gerichtet; sie geht von irgend einem noch ungewissen und unerkannten Punkte aus, und sucht denselben zu einer bestimmten Anschauung und Erkenntniß zu erheben.

7. Aber auch auf leibliche Weise kann das Gebet nicht unmittelbar wirken. Es ist ja selbst nicht leiblicher Natur, wirkt also auch nicht leiblicher Weise, wie eine Arznei oder ein mechanisches Triebwerk. Wir könnten höchstens sagen, das Gebet wirke auf dem Gebiete der Leiblichkeit Wunder. Das ist möglich, erklärt aber nicht, wie es wirkt. Dadurch, daß wir uns auf Wunder berufen, erklären wir überhaupt nichts, sondern schneiden jede Erklärung ab. Die Brücke zur Erkenntniß des höhern Lebens wird so nicht gebaut, sondern vielmehr abgebrochen. Auch beim Wunder müssen wir wieder fragen: welchen Zusammenhang hat denn das Gebet mit dem Wunder? Wenn wir eine bloß äußerliche und gleichsam zwangsmäßige Wirkung des Gebetes suchen, werden wir nicht einmal erkennen, wie das Gebet in uns selber wirkt.

8. Das Gebet bewegt sich nicht auf diesen beiden Gebieten. Das Gebet bewegt sich in der Region des seelischen Empfindens, und geht stets auf etwas Verborgenes und Zukünftiges. Wir beten immer um irgend etwas Bestimmtes. Von diesem Bestimmten geht das Gebet zwar immer aus, aber es bleibt nicht dabei stehen und darf nicht dabei stehen bleiben, wenn es ein wahres, aufrichtiges Gebet sein soll. Das Gebet muß über diesen Ausgangspunkt hinausgehen, muß es ganz Gott anheimstellen, was Er verleihen wolle. Wir beten nur um etwas Bestimmtes, weil unsere Empfindung davon angeregt ist, nicht aber, weil wir Gott vorschreiben wollen und können, was für uns das Beste ist. Wir wollen nicht, daß uns Gott gebe, was wir verlangen, sondern daß Er uns gebe, was für uns das Beste ist. Was aber für uns das Beste sei, zu wissen, kommt nicht uns zu, sondern dem Allwissenden allein. In diesem Sinne sagt das Evangelium von der

Wirkung des Gebetes: „Wo ist ein Vater, der seinem Kinde, wenn es ihn um Brod bittet, einen Stein gäbe?" „Wenn nun ihr, so böse ihr auch seid, euern Kindern doch gute Gaben zu geben wisset, wie viel mehr wird euer himmlischer Vater seinen guten Geist denen mittheilen, die Ihn bitten!" [1] Was wir also von Gott empfangen, ist nicht diese oder jene gute Gabe, sondern „der gute Geist", welchen Er Allen mittheilt, die Ihn darum bitten. Betend stellen wir all' unser Sehnen und Wünschen Gott anheim. Unsere Bitte ist erst dann Gebet, wenn es weit über das Bestimmte, das unsere Empfindung beschäftigt, hinausgeht. Sobald wir erkennen, daß das Gebet wesentlich auf das Unendliche geht, und das Einzelne nur zum Anhaltspunkt nimmt, um sich daran über alles Besondere hinauszuschwingen, können wir erst in Wahrheit beten.

9. Damit sind wir aber auch der Erkenntniß näher gekommen, wie das Gebet wirkt. Durch dasselbe wird nach und nach Alles, was schlummernd in der Tiefe der Seele verborgen ist, an das Licht des geistigen Lebens gezogen. Die allgemeine Sehnsucht, welche durch die besondere Empfindung geweckt wurde, wird durch den Glauben an Gott auf die höchste Macht alles Lebens gerichtet, und durch das Gebet zu dem ewigen Inhalt desselben erhoben. In dieser Erhebung dringt die Seele gleichsam über ihre Natur, und weil sie in ihrer innersten Tiefe mit dem allgemeinen Leben der Welt zusammenhängt, über die Welt wenigstens der Ahnung und der Begierde nach hinaus, und andererseits geht der Geist, wenn er in die Tiefe der Seele sich versenkt, zu jener innersten Macht des Lebens hin, die alle Natur erhält und beherrscht. Die menschliche Seele kann im magnetisirten Zustande und selbst im gewöhnlichen natürlichen Schlafe in einen geheimen Zusammenhang mit der Natur versetzt werden, durch den ihre individuelle Beschränktheit auf eine Zeit lang aufgehoben wird, und Ahnungen und Gesichte des allgemeinen Lebens und entfernter und selbst zukünftiger Natur- und Weltereignisse der schauenden Seele gegenwärtig werden. Wie nun sogar auf dem Gebiete des bloßen Naturlebens solche Zustände möglich und vielleicht ohne unser Bewußtsein immer da sind, so werden auf dem Gebiete der geistigen Bewegung der Seele durch die Steigerung des innern Lebens im Glauben und im Gebete noch tiefere Ahnungen und Anklänge frei und wirksam. Wie in der magnetischen Ekstase die Gesammtheit des Natur-

---

[1] Luc. 11, 11. 13.

lebens in der Seele wach und wirksam wird, so wird im Gebete, wenn dieses in die Tiefe der Seele hinabreicht, sogar jene Macht des Schöpfers wirksam werden können, welche die ganze Natur selbst durchdringt und beherrscht.

10. Freilich vermag die Seele nicht durch sich bis zur innersten Tiefe ihres Wesens und der Natur vorzudringen, noch weniger darüber hinauszugehen. Aber sie vermag dieß in Kraft und im Namen desjenigen, der die von den Menschen abgewendete heilige Macht des Schöpfers wieder den Menschen geneigt gemacht, jenen Fluch, der auf der Natur ruhte, aufgehoben, die verhärtete Quelle des innern Segens Gottes wieder flüssig gemacht hat. Die Seele wird durch die Kraft des Glaubens an Christus im Gebete zu jenen Tiefen des Lebens geführt, in welchen der Schöpfer der Welt selbst seine Macht in der Natur offenbart. Ist auch die Welt abgefallen von der ursprünglichen Gegenwart des Schöpfers in ihr, so ist doch diese Gegenwart Gottes hinter den äußern Wirkungen stets noch da, und wir treten durch das wahre Gebet, das im Namen Jesu geschieht, dieser der übrigen Creatur verschlossenen Gegenwart Gottes näher. In jenem Grunde des Lebens begegnet der also im Gebete sich vertiefenden Seele die Gegenwart der göttlichen Macht des ewigen Vaters, der die Welt geschaffen hat und erhält. An diese Macht wenden wir uns auch im Gebete. Darum hat Christus uns gelehrt, unser Gebet an den himmlischen Vater zu richten. Wir beten zum Vater durch den Sohn im hl. Geiste.

11. Setzt uns aber dieses Gebet in nähere Beziehung zu Dem, der Alles hält und regiert in der verborgenen Tiefe des Lebens, durchbricht das Gebet die äußere Hülle der Natur, so wirkt es allerdings mächtig, es macht den Strom des göttlichen Segens frei, der in die durch die Schuld von Gott abgewendete Welt nicht eingehen kann, dagegen stets eintreten wird, wo die Bahn frei ist. Aber dieser Segen wirkt nur innerlich und verborgen und in der unbestimmten Tiefe der Seele, verbürgt nur die Nähe der göttlichen Macht, aber nicht ihre bestimmte Anwendung auf einzelne Fälle des Lebens. Der Segen des Gebetes muß durch geistige Thätigkeit erst zum bestimmten Lebenseigenthume werden. Zunächst wird aber die Fähigkeit und Kraft des Geistes selbst durch das Gebet gesteigert und vertieft, indem der Geist durch das Gebet mit dem Unendlichen und Göttlichen in einen mittelbaren Zusammenhang gebracht wird, der ihm alle verborgenen Kräfte der Seele zu seiner freiesten Verwaltung und Verfügung stellt. Der Geist wird durch das Gebet mit

immer höhern Kräften und Gaben genährt, die ihm aus jener Tiefe zuströmen.

12. Aber auch nach außen und in körperlicher Weise wird diese verborgene Nähe der göttlichen Macht des ewigen Vaters durch das Gebet wirksam werden können. Das Gebet kann in seiner höchsten Erhebung auch Wunder wirken nach außen, weil in ihm die stets wunderbar wirkende verborgene Macht der Herrschaft Gottes über die Natur auf bestimmte Verhältnisse und Fälle hingeleitet wird. Wo sich aber diese Herrschaft Gottes unmittelbar zeigt, erscheint sie als Wunder. Daß das wahre Gebet in seiner Vollkommenheit Wunder wirkt, ist kein Wunder, sondern eben nur der ganz einfache Zusammenhang, in den die göttliche Herrlichkeit durch eine im Gebete vertiefte Seele mit der dieser Herrlichkeit außerdem verschlossenen Welt tritt. Allerdings wirkt nicht jedes Gebet sichtbare Wunder, weil nicht jedes bis zu jener unmittelbaren Nähe Gottes vordringt, weil die Seele nicht so leicht jene Tiefe des Lebens erreicht, weil nicht immer äußerlich die Bedingungen gegeben sind, in welchen jener Einfluß sich offenbaren kann. Aber stets wirkt das wahre Gebet im Innern Wunderbares, indem es der Sehnsucht der Seele nach dem Ewigen die Pforten öffnet, und dem geistigen Streben jene Tiefe verleiht, welche dem Unendlichen mit jedem Schritte näher kommt.

13. Auch als Fürbitte erscheint darum das Gebet in dieser Vertiefung des Lebens wirksam. Indem die Seele über die Schranke des individuellen Lebens hinausgreift, setzt sie sich dadurch in eine allgemeine Verbindung mit allem unsichtbaren Leben. Die Seele ist im Gebete allem Beseelten innerlich nahe, weil sie mit dem Gedanken da ist, wo ihre ganze Sehnsucht weilt, nicht ganz zwar, weil sie nicht außer dem Leibe ist, aber doch mit ihrer über den Leib ausgedehnten Kraft. So ist die Seele der betenden Mutter sicher mit all' ihrer Sehnsucht, und wenn diese Sehnsucht im Gebet eine gewisse überirdische Kraft gewonnen hat, mit dieser Kraft den Kindern, und jeder Betende dem nahe, auf den sein Gebet gerichtet ist. Diese unsichtbare Nähe ist aber keine unwirksame. Der Andere fühlt dieselbe nicht in bestimmter Weise, aber darum bleibt sie der Ahnung und dem Gefühle seines Seelenlebens doch nicht ganz fremd. Er empfindet in seiner Seele einen ihm unerklärlichen Zug und Reiz, es läßt ihm, wie wir zu sagen pflegen, keine Ruhe. Er muß etwas beginnen, um sich von dieser innern Bewegung, deren Ursprung und Bedeutung er nicht kennt, frei zu machen. Aller-

dings wird es nun von ihm abhängen, was er beginnt, aber daß er aus seiner ersten Gleichgültigkeit oder Unthätigkeit heraustrat, daß er irgend etwas vornahm, war Folge jenes unbewußten Zuges. Wenn nun jener geistige Luftzug immer nach Einer Strömung hin fortgeht, wird auch der Eindruck immer mächtiger werden, und möglicherweise doch dem bessern Willen dessen, für den wir beten, den Sieg erringen helfen.

Damit hat das Gebet allerdings nicht den Andern genöthigt, aber es hat doch einen gewissen Einfluß geübt, dessen Stärke wir nicht berechnen können. Leiblicher Weise kann dieser Einfluß sogar in's eigentliche Wunder übergehen. Beispiele wunderbarer Heilungen und anderer Wundererscheinungen sind in der That nicht selten, aber doch in solchen Zeiten, in denen die Richtung des Willens mehr auf das Bestimmte geht, seltener, als in jenen Zeiten, in denen das allgemeine Hoffen und Ahnen eines mehr seelischen Zustandes überwiegend war.

14. Daß wir jedenfalls dem Gebet eine verborgene und, weil es stets den Segen des Wunders in irgend einer Hinsicht frei macht, wesentlich wunderbare Wirkung und Macht zuschreiben müssen, ist klar. Aber diese Macht ist auch wieder keine Macht, wenn sie nicht in's persönliche und geistige Bewußtsein übertragen wird. Das Gebet kann Wunder wirken äußerlich, und uns doch innerlich nichts helfen. Wie der Segen des Gebetes denen, für die wir beten, doch nur dadurch wirklich zukommt, daß sie diesen Segen zu ihrem geistigen Antheil machen, so nützt auch uns das Gebet und die Erhebung der Seele nur, wenn der Geist dadurch zur höhern Erkenntniß und Liebe Gottes erhoben wird. Nicht daß der Vater äußerlich Wunder wirke d u r ch uns, sondern daß die Macht des Schöpfers die Liebe des Erlösers bestätige i n uns, das ist die rechte Wirkung des Gebetes. In dieser Harmonie der bewußten Kraft des Geistes mit der innern Kraft der Seele ruht die wirkliche Beseligung. Das ist es, was Christus für seine Jünger und Alle, die an Ihn glauben, vom himmlischen Vater erbitten wollte, wenn Er betete: „Aber nicht nur für diese allein bitte ich, sondern auch für diejenigen, die durch ihr Wort an mich glauben werden, damit A l l e Eins seien, wie du, Vater, in mir, und ich in dir, damit auch sie in uns Eins seien, damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast. Die Herrlichkeit, die du mir gegeben, habe ich ihnen gegeben, damit sie Eins seien, wie wir Eins sind", und „die Welt erkenne, daß du sie liebst, wie du mich geliebt hast."

XC.

Text: „Nachdem Jesus dieses geredet hatte, ging Er mit seinen Jüngern hinaus über den Bach Kidron, wo ein Garten war, in den Er sich mit seinen Jüngern begab. Es wußte aber auch Judas, sein Verräther, den Ort; denn Jesus hatte sich oft mit seinen Jüngern daselbst versammelt. Da nun Judas eine Schaar Soldaten und Knechte der Hohenpriester und Pharisäer zu sich genommen hatte, kam er mit Laternen, Fackeln und Waffen dahin. Jesus aber, der Alles wußte, was über Ihn kommen würde, ging hinaus und sprach zu ihnen: Wen suchet ihr? Sie antworteten Ihm: Jesus von Nazareth. Jesus sprach zu ihnen: Ich bin's. Judas aber, der Ihn verrieth, stand auch dabei. Da nun Jesus sagte: Ich bin's, wichen sie zurück, und fielen zu Boden." Joh. 18, 1—6.

Inhalt: Das Verhältniß des Leidens zum Handeln.

1. Die inhaltreichen letzten Reden Jesu an die Jünger über die Grundlehren der Offenbarung sind mit dem hohepriesterlichen Gebete zu Ende. Dem Worte folgt nun die That. Auf sie hatten alle jene Reden als auf den Schlußstein und das Siegel aller Offenbarung hingewiesen; durch sie sollten die Worte ihre Erklärung, Bestätigung und Vollendung erhalten. Aber diese Alles vollendende That selbst hat gar keine Aehnlichkeit mit dem, was man menschlicher Weise unter großen Thaten zu verstehen pflegt. Christus ist in diesem letzten Acte des heiligen Drama's der Erlösung nicht der Handelnde, sondern der Leidende. Er überläßt es seinen Feinden und Verfolgern, zu handeln, Er selbst aber zeigt nur, daß Er die Macht hätte, zu handeln, daß Er aber von dieser Macht keinen Gebrauch machen wolle. Ein Hauch seiner Macht berührt die bewaffnete Schaar, die ausgezogen ist mit Schwert und Spieß, um den sanftmüthigsten aller Menschen gefangen fortzuführen, und sie stürzt machtlos zu Boden. Aber Er hält die Macht, die in Ihm wohnt, zurück, und läßt sich freiwillig fesseln und gefangen nehmen. Dieser freiwillige Verzicht auf seine höhere Macht ist der augenfälligste Beweis der höchsten Macht seines Wollens, der Macht seiner Liebe.

Die Geschichte des Leidens Christi ist zugleich die Geschichte der vollkommensten göttlichen Liebesthat. In diesem Leiden ist uns der reinste Spiegel des vollkommenen Handelns vor Augen gestellt.

2. Der innerliche Charakter alles wahren Handelns und Leidens tritt aber gerade in dem Ereignisse, welches von den übrigen Evangelisten nicht erwähnt, sondern nur von Johannes erzählt wird, daß die Krieger, welche den Heiland gefangen nehmen wollen, vor seinem Worte zu Boden stürzen, auch äußerlich hervor. Mit dieser Offenbarung seiner Macht hat uns Christus die Erklärung über den Beweggrund seines und alles wahren Handelns geben wollen. Alles Gewaltthätige ist nichtig und ohnmächtig vor der Wahrheit, und stürzt, wenn auch nicht immer augenblicklich und äußerlich, wie hier, so doch innerlich und in Folge der innern Ohnmacht stets in sich selbst zusammen. Vor der innern Macht der Wahrheit kann keine äußere Gewaltthat in die Länge bestehen. Alles Gewaltsame und Erzwungene trägt den Keim der Selbstvernichtung in sich. Jeder Zwang zerstört die Freiheit und damit auch die wahre Macht. Was mit Zwang und Gewalt beginnt, muß mit Ohnmacht enden, und wenn nicht die äußern Verhältnisse die Ohnmacht aller menschlichen Gewalt offenbarten, würde jedenfalls die innere Ohnmacht des Willens, die aller Gewaltthätigkeit zu Grunde liegt, offenbar werden müssen. Wer die Welt und die Umstände nach seinem Willen zwingen will, versucht dieß nur, weil er nicht Willenskraft genug hat, seinen Wünschen und Neigungen Gewalt anzuthun.

3. Wahre sittliche Würde und geistige Macht ist da allein, wo die innere Willenskraft nach außen sich offenbart. Ob diese Offenbarung durch Handeln oder Leiden erfolgt, das gilt gleich. Wie es ein Leiden gibt, zu dem sehr viel Muth und Willensstärke gehört, so gibt es ein Handeln, welches durchaus keine Willenskraft erfordert, welches vielmehr eine einfache Verläugnung alles thatkräftigen Wollens ist. Wie Mancher läßt sich von der Zeit, von der Umgebung, von äußern Umständen zu Handlungen hinreißen, die er mit rechter Ueberlegung und bei sittlicher Stärke des Willens gewiß nicht vollbracht hätte. Ein Solcher hat gehandelt, vielleicht noch dazu große Thaten vollbracht, aber was ihn zum Handeln bewog, war nicht Stärke, sondern Schwäche des Willens. Nur die Größe und Stärke des Willens bezeichnet die innere Größe der Handlung. Wer eine Schlacht gewinnt, hat darum innerlich nichts Großes vollbracht, vielleicht nicht einmal äußerlich, weil auch der äußere Erfolg von Andern abhängen kann, die für ihn gehandelt, oder von

zufälligen Umständen, die entscheidend eingegriffen haben. Der Ruhm aber fällt dem Einzelnen zu, und vielleicht oft demjenigen, der ihn am wenigsten verdient. Wer durch Thaten Ruhm und Ehre zu erwerben sucht, hat damit noch keine geistige Größe bewiesen. Auch Herostrat müßte dann ein großer Mann sein, weil er den Tempel zu Ephesus, eines der Wunderwerke der alten Welt, in Brand steckte, um durch diese That sich einen unsterblichen Namen zu machen. Wer aus einem solchen Antrieb handelt, ist nicht Herr seiner That, sondern läßt sich von dem Ehrgeize oder irgend einer andern Leidenschaft beherrschen. Ruhm begehren ist nicht groß; aber auf den Ruhm verzichten um der Liebe willen, das ist groß. Leichter ist es, einen Thron erkämpfen, als mit wahrer Freiheit einem Throne entsagen. Zum Leiden gehört meistens mehr Muth und Willensstärke, als zum Handeln, weil es größere Selbstüberwindung fordert. Wo am meisten Ueberwindung des Eigenwillens und der natürlichen Begierden und Neigungen, da ist am meisten wirklich freier Wille.

4. Die wahrhaft freie That ist weder bloßes Handeln, noch reines Leiden, sondern stets beides zugleich. Wenn wir auch nur die Anfangsgründe irgend einer Sprache oder Wissenschaft erlernen wollen, müssen wir den Unterricht, der uns darüber ertheilt wird, aufmerksam und hingebend in uns aufnehmen. Wir müssen uns dem Unterrichtenden gegenüber passiv oder leidend verhalten. Diese Passivität darf indeß nicht so weit gehen, um jede Thätigkeit von unserer Seite auszuschließen. Schon um das Gehörte dem Gedächtniß einzuprägen, ist die Mitwirkung unseres Geistes nothwendig, noch mehr, um das Gesagte zu verstehen und anzuwenden. Wer sich rein passiv verhält, lernt nichts, wer jeden Unterricht verschmäht, lernt ebenso wenig.

5. Die Nothwendigkeit dieses doppelten Verhaltens hat seinen Grund in der menschlichen Natur und in dem Verhältniß derselben zur Schöpfung und zu den einzelnen freien und persönlichen Wesen außer dem Menschen. Von außen her ist der Mensch in seinem Wollen beschränkt. Er kann nichts ausrichten, wenn er sich in seinem Thun nicht nach den Verhältnissen und Bedingungen richtet, welche seine Willkür beschränken. Ein Künstler wird nur dadurch sein Werk vollenden, daß er die Verhältnisse der Farben oder Töne, oder die Gesetze des Steines, in dem er arbeitet, berücksichtigt. Er kann nur so viel von der ihn durchdringenden Idee darstellen, als der Stoff erlaubt. Wer diese Abhängigkeit mißkennt, und die Gesetze der Natur willkürlich verletzt, wird eben dadurch

denselben gegenüber machtlos. Wir sind über die Natur mächtig, in wieferne wir ihre Gesetze achten, und diesen Gesetzen nachgehend lernen, in wie weit wir die natürlichen Dinge nach unsern Absichten gebrauchen und anwenden können. Wer die Schranke, welche das Leben ihm in allem seinem Wirken auferlegt, nicht anerkennen will, kann auch nicht freithätig handeln, weil er nichts hat, womit er seinen Willen in's Werk setzen kann. Frei von den Schranken der Natur werden wir nur dadurch, daß wir uns denselben fügen. Diese Schranken sind zugleich die Bedingung und das Mittel der Freiheit für uns. Sie bilden das dem Menschen von Natur aus zugewiesene Reich seiner Freithätigkeit. Die Natur ist unfrei und darum in ihren Erscheinungen von unverrückbaren Schranken eingeschlossen. Darin unterscheidet sich der Mensch von der unfreien Natur, daß er diese Schranken erkennen und anerkennen und doch innerhalb derselben seine eigenen Zwecke selbstthätig verfolgen kann.

6. Selbstthätig handeln und leiden bedingen sich somit immer gegenseitig. Wir würden die unserer Natur auferlegte Beschränkung nicht fühlen und nichts von ihr wissen, wenn wir nicht freithätig handeln könnten und wollten. Ebenso werden wir uns der wahren Freiheit durch das Gefühl jener Beschränktheit erst recht bewußt. Das Leiden hebt das Bewußtsein der Freithätigkeit nicht auf, sondern steigert es sogar. Leiden sind darum für den Menschen nothwendig, damit die Scheidung der unwillkürlichen Lebenskraft von der freien und willkürlichen sich in ihm vollziehe.

Die Unterscheidung der Willkür von der wahren Freiheit vollzieht sich gleichfalls am leichtesten und entschiedensten auf dem Wege des Leidens. Die Willkür möchte unbeschränkt nur die eigenen Wünsche erfüllen. Indem wir bloß wünschen, wollen wir aber nichts, und bringen es nicht zum Handeln. Wer einen Wunsch erfüllt sehen will, muß ihm zuvor entsagen können. Wer Millionär werden will, wird es nicht, wenn er nicht zuvor auf den Besitz der Million verzichtet, um sich zuerst in den Besitz von Kreuzern, Gulden und Thalern zu setzen.

Um die Erfüllung eines Wunsches zu erreichen, muß die Willkür aufhören und der vernünftige Wille seine Kraft entfalten. Wünschen können wir auch das Unerreichbare und Unmögliche; wollen aber können wir nur das, was wir die Kraft haben, auch zu vollbringen. Der Wille ist darum nothwendig ein vernünftiger, weil er ohne die Kenntniß des Gegenstandes, den er zu erreichen trachtet, und der Mittel, die ihm bei seinem Verlangen zu Gebote stehen, nicht möglich ist. Die Willkür

ist schrankenlos und vernunftlos, der Wille aber ist vernünftig, anerkennt die Schranke, und bedient sich ihrer zur Erreichung seiner Zwecke. Er handelt, indem er die Bedingungen seines Handelns und Wirkens sich gefallen läßt; und er leidet und trägt die Schranken und Widersprüche des Lebens, um sich im Geiste über sie zu erheben, und die wahre Freiheit und sittliche Unabhängigkeit des Wollens zu erringen.

7. Wer nicht leiden will, kann nicht handeln; und wer nicht selbstthätig in's Leben eingreifen und mit vernünftiger Besonnenheit die sittlichen Zwecke des Lebens verfolgen will, der wird abhängig von äußern Umständen, oder von der ihn treibenden Begierde. Ebenso wird derjenige, der bloß seiner Willkür rücksichtslos gehorchen will, und seine Freiheit in die gänzliche Abwerfung alles Gehorsams setzt, nothwendig dem blinden Triebe der Begierde oder der Leidenschaft verfallen. Der eigenmächtig Handelnde ist ebenso unfrei, wie der gänzlich Theilnahmslose und Unthätige. Der Natur gegenüber muß der Mensch seine Freiheit durch seine Thätigkeit erproben, er kann sie aber nur durch vernünftige, den Verhältnissen und Gesetzen des Daseins angemessene Thätigkeit erringen. Er kann nicht, was die Willkür will, aber er soll wollen, was er in rechter Anwendung seiner Kräfte im Ringen nach einem höhern sittlichen Ziele kann. Wer nicht erreicht, was er hätte erreichen können und sollen, ist ebenso strafbar, wie derjenige, welcher das erreicht, was er nicht hätte erstreben sollen. Die Hinweisung auf die göttliche Hülfe und Gnade setzt immer die freie Mitwirkung des Menschen und die Bethätigung der natürlichen Kräfte voraus.

8. Auch in Hinsicht auf den göttlichen Willen darf und kann der Mensch sich nicht gänzlich seiner freien Mitwirkung begeben, wenn er denselben wirklich erfüllen soll. Allerdings begegnet uns gar oft die Forderung von Seite wahrhaft frommer und gottliebender Männer, daß wir unsern Willen ganz in den göttlichen hingeben, uns alles eigenen Wollens und Wirkens ganz entschlagen müssen, wenn Gottes Gnade recht und vollkommen in uns wirksam werden soll. Vor dem Willen Gottes, der unendlich und vollkommen zugleich ist, müsse jeder eigene Wille verschwinden, wenn die beseligende Kraft der göttlichen Gnade in uns eingehen solle. Der Mensch dürfe aus sich selbst und für sich selbst gar nichts mehr denken, wollen und thun, damit Gott allein und unbeschränkt in ihm wirken könne. Aus dieser vollkommenen und unbeschränkten Hingebung an den göttlichen Willen erwachse das wahre lebendige Gottvertrauen, die gänzliche Erhebung über alles Un-

reine und Irdische. Die menschliche Schwäche werde nur verschwinden, und in Allem, was wir thun und denken, Gottes Macht und Heiligkeit offenbar werden, wenn wir selbst nicht mehr die Wollenden und Handelnden seien, sondern Gott allein in uns wirke. Das klingt allerdings sehr christlich und erbaulich, und es ist auch viel Wahres daran; aber nur, wenn es nicht in der Ausschließlichkeit und Einseitigkeit aufgefaßt wird, als ob Gott allein in uns denken und wollen müßte, damit unser Denken und Wollen Gott wohlgefällig werde; denn in dieser Ausschließlichkeit könnte unser Denken und Wollen nicht mehr Gott wohlgefällig sein, weil es ja nicht mehr das unsrige wäre.

Der Mensch kann sich selbst nicht ganz aufgeben. Wenn er auch den Willen hat, seinen Willen zu verläugnen, und ganz in den Gehorsam gegen den göttlichen Willen hinzugeben, so muß er doch den Willen, dieß zu thun, bewahren, sonst kann er ja seinen Willen auch nicht hingeben und verläugnen. Mit dem unbeschränkten Aufgeben alles eigenen Wollens und Könnens hört er auf, die Fähigkeit zu haben, irgend etwas wollen zu können. Er ist ein zerschlagenes Gefäß, in dem Gottes Gnade keinen Ort findet, wo sie bestehen kann. Würde Gott Alles in uns allein vollbringen, dann könnten wir auch nicht mehr freiwillig Ihm gehorchen, sondern würden nur mechanisch und als blinde Werkzeuge seinen Willen erfüllen. Wie wir die menschliche Freiheit und Persönlichkeit läugnen, müssen wir auch jede Erkenntniß einer freien Persönlichkeit Gottes und jeden Gehorsam verläugnen.

9. Dieser einseitigen Anschauung gegenüber hat sich aber eine andere, ebenso unhaltbare geltend zu machen gesucht, die jede innere Bedeutung und sittliche Erhebung der Freiheit, in wieferne diese auf der Stärke des eigenen Willens beruhen muß, umgeht, und die Entfaltung der Freiheit lediglich in die äußerliche Handlung setzt. Sie redet nicht so fast vom guten Willen, als von guten Werken, die, wenn sie geübt werden, für sich schon das Wohlgefallen Gottes und die göttliche Belohnung zur Folge haben. Diese Ansicht schreibt dem Menschen allein das Vollbringen gewisser Gott wohlgefälliger Werke zu, und denkt sich Gott bloß als die richterliche Person, welche nach vollbrachter That Belohnung oder Strafe zumißt. Die menschliche Freiheit wird von der göttlichen scharf abgegrenzt, und jeder von beiden ihr eigenes Gebiet angewiesen, so daß das Menschliche nicht mit dem Göttlichen verwechselt werden kann. Dieser Unterscheidung fehlt dafür jeder lebendige Begriff der Freiheit. Wie die Belohnung lediglich äußerlich wäre, so müßte es

auch jedes Werk und jede Handlung sein. Das gute Werk würde die innerlich sittliche Bedeutung verlieren, keine Handlung, sondern bloßes Lohn-Werk sein. So aber kann ein freies Wesen nicht handeln und nicht selig werden. Es ist unnatürlich, ein äußeres Werk zu wollen, ohne einen innern Zweck damit zu verbinden. Wer bloß um Lohn dient, wird weder die Menschenfreundlichkeit des Heilandes, noch die Liebe Gottes überhaupt erkennen, weil er in sich selbst keine Liebe hat. Ein Herr, der bloß die Arbeit und das Werk verlangt, gibt auch nicht Liebe, wie er keine verlangt. „Ich nenne euch nicht Knechte", spricht Christus, „sondern Freunde, denn der Knecht weiß nicht, was der Herr will" [1]. Weiß aber der Handelnde dieß nicht, so kann er sich den Willen des Herrn auch als einen solchen denken, der nicht das Beste und die Seligkeit des Handelnden will, sondern zum eigenen Nutzen den Dienst und die Handlung Anderer fordert, der das Werk, das er bezahlt, auch bedarf, und zwar um seinetwillen, zu seiner eigenen Verherrlichung. Ein Herr aber, der nicht aus reiner Liebe und unendlich überschwänglicher Herrlichkeit, sondern aus eigenem Bedürfnisse fordert und gibt, ist selbst ohne Herrlichkeit und ohne unendliche Vollkommenheit.

10. Beide Wege führen für sich und in ihrer Ausschließung von Gott ab. Nur in ihrer Einheit liegt ihre Wahrheit. Wer nur leiden könnte, würde auch nicht leiden können, weil ihm nothwendig das Bewußtsein seines Zustandes fehlen müßte. Wer nur handeln wollte, müßte allmächtig sein. Handeln und Leiden sind bei den frei geschaffenen Wesen stets nothwendig bei einander. Indem wir recht leiden, handeln wir, weil unser Wille mit dabei ist; indem wir recht handeln, leiden wir, indem wir uns handelnd den Schranken der gegebenen Verhältnisse, unter denen allein wir handeln können, fügen. Aus dieser wechselseitigen Verbindung ergibt sich für beide die allgemeine Regel: Leide so, daß du zugleich handelst, und handle so, daß du zugleich leidest. Oder: Leide Alles, was du mußt, und nichts, weil du mußt; thue Alles, was du kannst und sollst, und nichts, weil du kannst und willst. Wir müssen Alles leiden von außen, was Wahrheit und Liebe ertragen kann, müssen Alles leiden, was wir nicht ändern können; aber so, daß wir es mit Willen auf uns nehmen. Dann ist das Unabänderliche zugleich ein Gewolltes. Das Leiden selbst ist That und Stärke des Willens. Das natürliche Verhältniß ist dann göttliche Ordnung; das Unvermeidliche

---

[1] Joh. 15, 15.

ebenso gut frei und besser, als die freie Wahl, weil es die wahre Kraft des Willens fordert, und den Eigenwillen ausschließt. Ebenso ist es mit dem freien Handeln.

Wer wirklich frei und sittlich handeln will, muß begreifen, daß die Freiheit über die Natur hinausgeht, und etwas Höheres will, daß also die Freiheit des Menschen allein nicht ausreicht, um wirklich frei handeln zu können. Dem Willen muß die unfreie Natur zur Seite stehen, damit er ein Reich vor sich habe, in welchem er bedingungsweise herrschen kann, und das göttliche Gebot, damit der Wille weiß, was ihm in diesem Reiche zu thun obliegt. Aus uns selbst, ohne Gott und ohne das Zuvorkommen göttlicher Offenbarung und Gnade können wir gar nichts Gutes thun.

Beim Handeln wie beim Leiden handelt es sich stets nur um das Eine, daß der Wille über die natürliche Unfreiheit sich erhebe, und zur wahren Freiheit in Gott gelange. Handeln und Leiden müssen in vollkommener gegenseitiger Uebereinstimmung sein, um die wahre Freiheit zu bewähren. Diese Uebereinstimmung ist die einzig sichere Grundlage jener wahren Freiheit des ewigen Lebens, in der alle Gegensätze ruhen, und weder Leiden noch Handeln sein wird, sondern nur noch eine unwandelbare Harmonie des freien Willens mit der ewigen Bestimmung in ungetrübter ewiger Seligkeit.

XCI.

Text: „Die Scharwache aber, der Oberhauptmann und die Knechte der Juden ergriffen Jesum, banden Ihn, und führten Ihn zuerst zu Annas, dem Schwiegervater des Kaiphas, der dieses Jahr Hoherpriester war, derselbe Kaiphas, der den Juden rieth: Es sei besser, Ein Mensch sterbe für das Volk."

Joh. 18, 12—14.

Inhalt: Die verdorbene Natur der Menschen bedarf einer höheren Hülfe.

1. Der Anfang der Erzählung des Johannes von dem Leiden und Tode des Herrn führte uns zuerst durch den von dem Evangelisten erzählten Beweis der dabei hervortretenden göttlichen Macht des Heilandes und durch das in dieser Macht sich offenbarende Zeugniß von der

Liebe, die so großes Leiden ertrug, weil sie wollte, zur Betrachtung des Verhältnisses, welches das sittliche Leiden zum sittlichen Handeln hat. Wenn wir uns nun anschicken, auf die Erzählung des Johannes von dem Leiden des Herrn im Besondern einzugehen, dürfen wir auch die besondere Darstellungsweise des Evangelisten Johannes nicht übersehen. Johannes hat bekanntlich sein Evangelium später als die andern Evangelisten geschrieben. Wir dürfen glauben, daß er die andern Erzählungen von dem Leben und Leiden Christi, welche in der christlichen Gemeinde im Umlauf waren, kannte. Was ihn also bewegen konnte, auch seine Erzählung noch abzufassen, mußten bestimmte Absichten sein, welche wir auch überall deutlich hervortreten sehen.

Die erste Absicht ist: gegenüber den auftauchenden Mißdeutungen der christlichen Lehre die tieferen Grundwahrheiten derselben auseinander zu setzen, was insbesondere durch die darauf bezüglichen letzten Reden Jesu geschieht, die nur ein Apostel, der sie selbst mit angehört und der ganzen Eigenthümlichkeit seines Charakters nach vielleicht am tiefsten aufgefaßt hatte, wieder geben konnte. Daher legt er so großes Gewicht auf diese Reden Jesu, während die übrigen Evangelisten dieselben nur vorbeigehend oder gar nicht angeführt hatten. Damit tritt von selbst die zweite Absicht des Evangelisten Johannes hervor. Er wollte nicht nur dogmatisch lehren, sondern auch geschichtlich ergänzen, übergeht daher Vieles, was die andern Evangelisten bereits erzählt hatten, und führt dagegen gerade solche Punkte mit Genauigkeit an, die von den andern übersehen worden waren. Davon gibt die Passionsgeschichte mehrere augenfällige Zeugnisse. Viele, sogar Hauptumstände übergeht Johannes, weil sie bereits von den andern erzählt sind. So übergeht er das Gebet Christi auf dem Oelberg, das Verhör und die Aussagen der falschen Zeugen, und selbst die feierliche Versicherung Christi, daß Er der Sohn Gottes sei, sowie das Urtheil des Hohenpriesters und Rathes, den Tod des Judas, die Gerichtsverhandlung bei Herodes, die einzelnen Begebenheiten auf dem Wege zur Richtstätte und während der Kreuzigung, selbst die Wunder bei dem Tode Christi und die darauf folgenden Bekehrungen vieler Zuschauer. Außerdem erwähnt er viele andere kleine Umstände nicht, wie den Kuß des Judas, die Heilung des Malchus, die Flucht der Jünger, die Sendung der Frau des Pilatus. Dagegen erzählt er freilich wieder Manches mit den andern Evangelisten gemeinschaftlich, um den Zusammenhang seiner Erzählung festzuhalten. Vieles aber von dem, was Johannes erzählt, hatte keiner der andern

angeführt; wie die Erzählung von dem bereits erwähnten Zusammenstürzen der Bewaffneten, von dem Backenstreich, den ein Kriegsknecht dem Heiland vor dem Hohenpriester gegeben, dann die ganz bezeichnende merkwürdige Vorstellung Christi durch Pilatus in den Worten: Sehet einen Menschen! dazu die Aengstlichkeit des Pilatus, die Worte Jesu an seine Mutter und an Johannes, endlich das Trinken des Essigs und die Erzählung von dem Zerschlagen der Gebeine der beiden Schächer und dem Lanzenstich des Longinus.

2. Aus dieser Zusammenstellung der Leidensgeschichte läßt sich wieder die zweifache Absicht deutlich erkennen, die den Evangelisten bei seinem ganzen Berichte geleitet hat. Daß er Vieles ergänzt, was zur historischen Genauigkeit des Berichtes von dem Tode Jesu gehört, ist an sich deutlich. Ebenso wenig ist aber auch die weitere Absicht zu verkennen, der Erzählung auch noch eine innere, allgemeine Bedeutung zu geben. An und für sich liegt es im Geiste des Johannes, überall auf ein tieferes geistiges Verständniß und nicht auf bloß äußere Rührung hinzuwirken. Die bloße Rührung ist überhaupt nur für die erste sinnliche Bewegung des Gefühles von Bedeutung, sie geht aber nicht tief und hält nicht lange vor. Sowie Christus die weinenden Frauen, die Ihm auf seinem Leidenswege entgegen kamen, statt sie in diesem Gefühle zu bestärken, auf die Betrachtung ihres eigenen Innern hinweist, indem Er ihnen zuruft: „Weinet nicht über mich, sondern über euch und euere Kinder“ [1], so will auch Johannes mit seiner Erzählung uns auf die Betrachtung unser selbst verweisen und zur Selbsterkenntniß führen.

3. Darum legt er auf die Darstellung der menschlichen Natur so viel Gewicht. Nur im Anfang weiset er mit wenigen Worten auf die göttliche Macht in Christus hin, dann aber enthüllt er die ganze Erhabenheit des leidenden Gottmenschen und zugleich die ganze Verkehrtheit derjenigen, die dieses Leiden verschuldet. Man kann sagen, daß jener Ausruf des Pilatus: „Sehet ein Mensch“! [2] der eigentliche Mittel- und Schwerpunkt seiner ganzen Erzählung ist.

4. Von diesem Punkte aus betrachtet, zerfällt seine Erzählung in drei Haupttheile. Der erste Theil enthält die Schilderung der Verkehrtheiten der menschlichen Natur, von der menschlichen Schwäche des seinen Herrn verläugnenden Petrus und der Unbeständigkeit des Pilatus an bis zu der alle Wahrheit bekämpfenden Gehässigkeit der Pharisäer und

---

[1] Luc. 23, 18. [2] Joh. 19, 5.

der gänzlichen Ruchlosigkeit des schreienden Volkes und der rohen Henkersknechte. Der zweite Theil sammelt diese ganze Verlassenheit der Menschen in zwei Bildern des Schmerzes und des durch Menschen entstellten Bildes der wahren Menschlichkeit. Diese beiden Bilder sind das bedeutsame **Ecce homo**-Bild und das Bild des gekreuzigten Heilands mit der bezeichnenden Inschrift: „Jesus von Nazareth, der König der Juden“ [1].

In diesen beiden Bildern hat sich gleichsam der Gegensatz der jüdischen und heidnischen Anschauung von der Menschennatur verkörpert. Die Heiden, die an der hohen Bedeutung der Menschenwürde festhalten wollten, sahen hier den Menschen in seiner ganzen äußern Verlassenheit, aber auch in seiner wahren geistigen Hoheit; die Juden, denen die höchste menschliche Würde unter dem Bilde eines jüdischen Königs, der von Judäa aus die ganze Welt beherrschte, vorschwebte, sahen hier das wahre geistige Königthum in seiner tiefsten äußern Erniedrigung und höchsten geistigen Verherrlichung. Beide verläugneten das, worauf sie hofften und warteten; die Heiden spotteten des von den Juden erwarteten Königs, die Juden verhöhnten den von den Heiden gepriesenen Menschen. Beide aber verhöhnten im tiefsten Innern ihr eigenes Glauben und Hoffen, weil sie das hohe Urbild, das vor ihren Augen stand, als vollkommener Mensch und König, nicht erkannten. Die geistige Herrschaft der Liebe war den Juden, die menschliche Würde der Duldung war den Heiden ein Geheimniß und Räthsel.

Die Lösung dieser Räthsel der Welt gibt Johannes im dritten Theile seiner Erzählung in den Worten Jesu: „Es ist vollbracht“ [2]. Wie er allein anführt, daß an dem Leibe des Herrn die Gebeine nicht wie bei den andern Mitgekreuzigten zerbrochen wurden, damit die Schrift erfüllt würde, so schildert er allein auch die zarte Sorgfalt des sterbenden Heilandes für seine Mutter. So hat er des Erlösers auch im Tode noch ungebrochene Geisteskraft und Herzensmilde in Verbindung mit der Schilderung der äußeren Unverletztheit des Leibes Christi und jener hl. Unantastbarkeit, die trotz des Leidens und Todes den Erlöser umgab, zugleich in seine Erzählung zu verweben gewußt.

5. In der ganzen Erzählung des Johannes wird somit überall die Absicht sichtbar, mit der äußern Begebenheit zugleich einen geistigen Sinn zu verbinden, die äußere Begebenheit nur als das Bild einer innern

---

[1] Joh. 19, 19. [2] Joh. 19, 30.

geistigen Bewegung und der Erfüllung eines gottmenschlichen Berufes hinzustellen. Selbst der erste Theil, der nur von der Verkehrtheit der Umgebung des Heilandes redet, hat die gleiche Absicht. In demselben will er offenbar alle Stufen der innern Abwendung des Menschen von der Wahrheit, von der natürlichen Schwäche an, bis zur gänzlichen Verstocktheit, Unmenschlichkeit und Gottlosigkeit darstellen, und damit zeigen, wie der Mensch sich selbst überlassen nothwendig ohne die göttliche Hülfe zu Grunde gehen müßte. Auf diese Verdorbenheit der Natur müssen wir vor Allem achten, wenn wir die Bedeutung des Leidens Christi für die ganze Menschheit richtig erkennen wollen. Diese Verdorbenheit hat das Leiden und den Tod Jesu verschuldet und verschuldet sie noch stündlich. Sie vollführt innerlich täglich und stündlich an der göttlichen Wahrheit und Liebe, was die Juden damals äußerlich an Christus vollführten. Die Nothwendigkeit der gänzlichen Umwandlung der menschlichen Natur zu zeigen, ist die Absicht des Evangelisten Johannes, und insbesonders wieder die deutlich kundgegebene Absicht der Leidensgeschichte.

6. Alles, was der Mensch von Natur aus am meisten fürchtet, was er als höchste Erniedrigung scheut, zeigt er uns als das einzige Mittel zur Erhöhung und Verherrlichung derselben. Zugleich aber wird offenbar, daß gerade das, wohin der Mensch von Natur aus sich neigt, ihm zum Verderben gereicht. Die natürliche Neigung, sobald sie die Oberhand und Herrschaft in uns gewinnt, zieht nothwendig den Willen in das Verderben hinab. Wie das Wasser der Niederung zuströmt, der Stein in die Tiefe stürzt, sobald ihm der Halt entzogen wird, so sinkt die natürliche Neigung sich selbst überlassen dem Verderben entgegen.

7. Allerdings ist dem Menschen nicht jede Fähigkeit zum Guten von Natur aus entzogen, sonst wäre er auch der Erlösung nicht fähig. Die Offenbarung kann nicht für solche Wesen gegeben sein, welche gar nicht fähig sind, ihr Glauben zu schenken und die Wahrheit in sich aufzunehmen, wenn sie ihnen mit den äußern Merkmalen höherer Sendung als göttliche Offenbarung verkündet wird. Der Mensch ist nur von Natur aus nicht im Stande, die volle Wahrheit selbst zu finden. Er kann sich nicht selbst die Vorschrift des sittlich Guten und Vollkommenen und den höhern Halt des übernatürlichen Lebens geben. Was ihm nach seinem Abfalle von Gott geblieben ist, ist eine schwache Erinnerung an eine erste göttliche Offenbarung. Was die Menschen an Fabeln und Mythen in späterer Zeit erfunden haben, ist ein Beweis, daß eine gewisse Erinnerung an eine frühere Offenbarung oder doch das Bedürfniß nach einer

Offenbarung da war. Weil aber diese Erinnerung äußerst schwach war und das Bedürfniß für sich nicht hinreicht, uns das auch zu geben, was wir bedürfen, suchten die Menschen mit den Erfindungen ihrer Phantasie den leeren Raum ihres Herzens und Geistes auszufüllen, und vermenschlichten und verdarben die letzten Reste der Religion dadurch nur immer mehr. In dieser Zersplitterung der alten Erinnerung bot aber die Schwäche und der Kampf in der Natur selbst einige Hülfe, aber freilich nur eine unzureichende.

8. Indem der Mensch von Natur aus nichts hat, als das Leben und das Bedürfniß, an diesem Leben festzuhalten, weil es sein einziges Gut ist, wird er sich an dasselbe anklammern einerseits in leiblicher Weise durch die sinnliche Empfindung, die das Leben nur durch den Genuß erfassen kann, andererseits im Geiste durch den Willen, indem er die Bewahrung der eigenen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit als sein höchstes Gut betrachtet. Beide Bestrebungen können aber für sich nie ihr Ziel erreichen. Der Wille kann im sinnlichen Leibe nicht eigenmächtig handeln, dazu hat er weder Recht noch Macht, und thut er es, zerstört er alle Rechte Anderer und alle Ruhe des eigenen Lebens. Er kann aber ebenso wenig bloß dem Genusse leben, weil er seinen geistigen Antheil nicht vergessen kann, und Freiheit und Unsterblichkeit ihm ein anderes Ziel seines Lebens zeigen. Wer den Sinnen folgt, den läßt der Geist nicht ruhen, weil er ihm die Wandelbarkeit und Unsicherheit alles Leiblichen zeigt; und wer dem eigenen Willen folgen will, den macht die Ohnmacht des Leibes zu Schanden. Wohl ist in jedem von beiden eine Ahnung der wahren Bestimmung. Die leibliche Empfindung sucht Seligkeit, das geistige Verlangen Freiheit und Liebe. In beiden wohnt die Ahnung des Heiles. Man könnte also glauben, daß beide, wenn nicht für sich allein, doch vereint dasselbe finden könnten. Wohl könnten sie dieß, wenn ihnen von Natur aus das Ziel, welches erst in der Zukunft liegen und durch den Kampf des Lebens erworben werden kann, offenbar sein könnte, und wenn sie ohne Kenntniß dieses Zieles und ohne göttliche Führung und Hülfe in Eintracht zusammenwirken könnten. Zwei ihrer Natur nach sich entgegenstrebende Richtungen, welche doch nicht ohne einander sein können, vermehren gegenseitig ihre Noth, wenn sie nicht einem höhern Willen und Gesetze unterthan werden. Je mehr sie ohne Kenntniß eines höhern Willens aus eigenem Streben nach Einheit verlangen, desto mächtiger offenbart sich der innere Zwiespalt, desto höher steigert sich das Gefühl der Ohnmacht, der Verlassenheit und gänzlichen Hülflosigkeit.

9. Aber selbst in diesem Kampfe noch sucht der Geist manchmal über die sinnliche Empfindung die Herrschaft zu erringen, und bildet sich gewisse Ideale der menschlichen Vollkommenheit, wie in Sokrates und Plato und manchem edlern Geiste des Alterthums sich zeigt. Allein auch in dieser Erhebung ist es ihm unmöglich, aus sich allein das Rechte zu finden, eben weil das einzig Rettende über ihm ist und sich erst zu ihm herablassen muß, damit er an dasselbe sich anhalten und dadurch zu ihm sich erheben kann. Die höchste Erhebung des Geistes über die Sinnlichkeit brachte es daher nicht weiter, als zur Klage über die Ohnmacht des Geistes und zu dem Wunsche, es möchte einem höhern Wesen gefallen, die Brücke zu schlagen von diesem Leben zum ewigen, nach dem der Geist sich sehnt. Wo diese Klage fehlt, tritt die Ueberschätzung der eigenen Kraft an die Stelle der verlorenen Herrschaft des Willens über die natürliche Kraft. Diese bleibt um so weiter hinter ihrem Ziele zurück, je mehr sie sich überschätzt, und endet darum nothwendig mit gänzlicher Muthlosigkeit und Verzweiflung an allem höhern Leben.

10. Die gewaltsame Erhebung über die natürliche Versunkenheit führte immer nur zur äußersten Zersplitterung aller Kräfte, so daß offenbar wurde, daß dem Menschen jede Kraft, sich selbst zu helfen, fehle. Nur der Wunsch nach Hülfe, die Fähigkeit, dieselbe aufzunehmen, blieb ihm übrig. Allein als nun der Helfer aus dem höchsten Elend des Geistes erschien, was war die natürliche Folge? Statt die Erlösung zu begreifen, wendete sich der im Menschen herrschende Geist des Widerspruchs gegen dieselbe. Die Gegensätze des Lebens fanden sich durch die Lehre, welche der Heiland der Welt verkündete, doppelt verletzt. Der Geist fand die Forderung, sich selbst in Demuth zu verläugnen, ebenso widersinnig, als der Leib die Zumuthung, durch Verläugnung des Sinnengenusses die Seligkeit zu gewinnen.

11. Diese Verkehrtheit der menschlichen Natur zeigt sich in allen Gestalten, welche die Erzählung der Leidensgeschichte des Herrn uns vorführt, als offene Widersetzlichkeit gegen das Göttliche; zeigt sich an den Kriegsknechten wie an den Richtern, am Volke wie an den Führern desselben. Schwäche und Ungerechtigkeit sitzt über das Göttliche zu Gericht und verurtheilt den, der allein alle Schwäche und Ungerechtigkeit gut machen kann, zum Tode. Das ist nicht bloß eine äußerliche und geschichtliche Thatsache, die einmal sich vollführte, sondern die gleiche Begebenheit wiederholt sich innerlich und im Einzelnen immer wieder. In jedem Herzen geht derselbe Proceß vor. Jeder ist von Natur aus ge-

neigt, die Wahrheit zu binden, anzuklagen, zu verurtheilen, zu kreuzigen. Wir selber, die zuerst mit Petrus die Wahrheit verläugnen und leider nicht mit ihm über uns selbst und unsere Schwäche weinen, spielen nacheinander die Rollen des Annas und Kaiphas, des Pilatus und selbst die der Henkersknechte. Daß wir dieß nicht erkennen, ist eben der traurige Beweis der Verkehrtheit unseres Sinnens und Denkens.

12. Wir erkennen aber bei Andern, was wir bei uns nicht erkennen. Wenn wir irgend etwas gethan, was wir für etwas Gutes halten, und es wird mißdeutet, sind wir da nicht gleich bei der Hand, Andere des Unverstandes und der Ungerechtigkeit anzuklagen? Und ist diese Anklage nicht selbst wieder ungerecht, weil sie die Schwäche der Natur und die Unvollkommenheit des eigenen Werkes mißkennt und von dem Tadel sich gereizt und geärgert fühlt, statt von ihm belehrt und gebessert zu werden? Wären wir aufrichtig, müßten wir erkennen, daß selbst unsere besten Handlungen nicht ohne Selbstsucht und natürliche Unvollkommenheit vollbracht sind, müßten gestehen, daß sie Tadel verdienen, müßten einsehen, daß Andere, wenn sie dieselben auch mißdeuten, doch nur von der gleichen Verkehrtheit der Natur zu diesem Mißverständniß verleitet werden. Diese Erkenntniß der Schwäche der Natur würde uns dann zeigen, wie nothwendig uns selbst das Mitleid über uns und über Andere ist, wie wir nur durch Vergebung und Liebe von der Schwäche frei und gottähnlich werden können. Je größer das Mißtrauen ist, das wir in uns selber setzen, desto herrlicher erscheint uns dann das große Werk der Erlösung, desto höher erhebt sich das Vertrauen auf die göttliche Liebe, desto tröstlicher ist der Gedanke, daß Er ja nicht um der Gerechten, sondern um der Sünder willen gekommen ist, „um zu suchen und selig zu machen, was verloren war“ [1], und um auch uns, wenn wir unsere Schwäche erkennen, in dieser Erkenntniß zum Vertrauen auf Ihn, zur Liebe und zur Seligkeit in seiner Liebe zu führen.

XCII.

Text: „Der Hohepriester aber fragte Jesum über seine Jünger und über seine Lehre. Jesus antwortete ihm: Ich habe

[1] Luc. 19, 10.

öffentlich geredet vor aller Welt; ich habe allzeit gelehrt in den Synagogen oder im Tempel, wo alle Juden zusammenkommen; heimlich habe ich über Nichts geredet; was frägst du mich also? Frage die, welche gehört haben, was ich zu ihnen geredet. Sieh! diese wissen, was ich gesagt habe. Als Jesus dieß sagte, gab Ihm einer der Diener, der neben Ihm stand, einen Backenstreich, und sprach: So antwortest du dem Hohepriester? Jesus erwiederte ihm: Habe ich unrecht gesprochen, so beweise, daß es unrecht sei, habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?"

Joh. 18, 19—23.

Inhalt: Ueber die wahre Veredlung des Menschen durch das Christenthum.

1. Da Johannes, wie wir gesehen haben, zuerst die Verkehrtheit der menschlichen Natur zu schildern sich vorgenommen, so vermeidet er es auch nicht, selbst jene Züge dieser Verdorbenheit anzuführen, welche uns die höchste Rohheit und Entmenschlichung des Herzens vergegenwärtigen. Die That jenes rohen Kriegsknechtes, welcher vor dem Hohenpriester dem Heiland einen Backenstreich gibt, welche gleichfalls nur Johannes erzählt, auf dessen Herz gerade dieser erste Schlag wohl den tiefsten Eindruck gemacht hatte, ist keineswegs eine vereinzelte Erscheinung, sondern nur eine der vielen Rohheiten und Unmenschlichkeiten, die sich bei dieser Begebenheit zeigen. Zu diesen Beispielen der herrschenden Rohheit, Fühllosigkeit und gänzlichen Verdorbenheit des Herzens gehört das unsinnige Geschrei des Volkes: „An's Kreuz mit Ihm!" gehört die gänzliche Abstumpfung alles Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühles, die bei dem Rufe: „Den Barabbas gib uns los!" sich offenbarte; gehört der Hohn, die Mißhandlung, das Anspeien und so viele andere Zeichen sittlicher Verkommenheit, die Lust am Peinigen, die Blutgierde, die sich nicht nur an den Henkern, sondern am ganzen Volke kund gab; ja selbst jener Stumpfsinn, der seine rohe Gefühllosigkeit am Anschauen der Martern des Mitmenschen ersättigt, jene Gemeinheit, die über die Kleider des Gekreuzigten das Loos wirft, weil dem abgestumpften Geiste bei diesem ergreifenden Schauspiele nur der Gedanke allein übrig bleibt: Was habe ich davon? Das Alles muß wohl als Beispiel von Rohheit und Verkommenheit angeführt werden, und gibt Zeugniß, wie weit die Zeit bereits an Entsittlichung und Entmenschtheit fortgeschritten war.

Mit Abscheu blicken wir seufzend auf jene Zeit, und hätten doch gar nicht Ursache, auf jene Zeit geistiger Verkommenheit mit Verachtung zu schauen. Wir können die Beispiele des geistigen Stumpfsinnes, der Gefühllosigkeit und Rohheit des Herzens viel näher haben.

2. Die Schaulust, die heutzutage so viele Tausende dahinzieht, nicht nur wo überhaupt irgend etwas zu sehen ist, sondern vor allem an Richtstätten und Blutgerüste, der Stumpfsinn, mit dem jeder Todesfall und jede Hinrichtung augenblicklich ausgebeutet wird, um auf irgend welche Weise Gewinn davon zu ziehen, geben kein glänzendes Zeugniß für die Milde und Feinheit unserer Bildung und Gesittung. Zwar rühmen wir uns unserer Cultur und Aufklärung, haben für Alles Schutz- und Unterstützungsvereine, nehmen uns selbst mit viel Aufwand von Lob und Geschrei über unsere Humanität der Thiere an. Wie viel aber von diesen äußern Versuchen in's Innere gedrungen, läßt sich noch nicht aus dem äußern Aufsehen, das wir von all' diesen Unternehmungen machen, schließen. Ein Umstand wenigstens macht diese Versuche mehr als verdächtig, der Umstand nämlich, daß bei all' diesen Bestrebungen die sittlich-religiöse Bildung des Herzens und Geistes so wenig Fortschritte machen will. Diejenigen, die am meisten für die äußern Bestrebungen der sogenannten Humanität sich ereifern, thun dieß meistens nur, um die religiöse Bildung zu überflügeln und gleichsam überflüssig zu machen, während eifrige Vertheidiger der Kirche und Religion es andererseits ebenso häufig verschmähen, an geistiger Bildung und feinerer Sitte sich auszuzeichnen und darum oft mit allerlei Mißgriffen, welche das feinere Gefühl verletzen, ihrer guten Sache mehr schaden als nützen. Viele hegen sogar die Meinung, jegliche natürliche menschliche Bildung des Verstandes und Herzens, jede Verfeinerung des Geistes sei der religiösen Gesinnung und dem reinen frommen Glauben nachtheilig. Beide haben offenbar keinen Begriff weder von wahrer Religion noch von wahrer Bildung.

3. Ausbildung der natürlichen Kräfte des Geistes und Herzens und wahre Religiosität sind unzertrennliche Freunde. Nur die Religion bildet wahrhaft, nur der wahrhaft Gebildete ist religiös. Rohheit und Religion sind gänzlich unvereinbar. Allerdings meine ich mit Bildung nicht äußere Politur. Diese ist mit Irreligiösität allerdings wohl vereinbar und befördert dieselbe sogar, weil sie an die Stelle der innern Entwicklung und Bildung den äußern täuschenden Schein derselben setzt und mit diesem zufrieden ist, ihn oft sogar sucht, um die innere Umge-

staltung des Herzens zu umgehen. Bei aller äußern Bildung kann die größte Rohheit und Verkehrtheit des Herzens wie des Verstandes im Menschen herrschen, während bei äußerer Rauheit der Sitten oft große Feinheit des Verstandes und Zartheit der Empfindung sich findet. Die Politur und Dressur der gewöhnlichen Bildung, besonders die Treibhauserziehung unserer Bildungsanstalten ist wenig dazu geeignet, wirklich zu veredeln, mehr aber dazu, dem Herzen wie dem Verstande eine einseitige und verkehrte Richtung zu geben. Ein ungebildeter Sinn ist lange nicht so widerspenstig gegen Wahrheit, Recht und Billigkeit, wie ein verbildeter. Unsere sogenannte Bildung selbst ist aber in der Regel Verbildung, weil sie auf vorgefaßten Meinungen über das Rechte und Gute beruht und der Natur wie der Religion Gewalt anthun will.

Wahre, ächte Menschlichkeit ist nur, wo wahre Religion und wahres Christenthum; und wahres Christenthum nur da, wo ächte, gebildete Menschlichkeit ist. Nur wo diese beiden Bedingungen zusammentreffen, ist freie Entwicklung, Erhöhung und Veredlung der menschlichen Natur möglich. Wenn die Erziehung veredeln soll, muß sie die Natur, die veredelt werden soll, ganz und vollkommen berücksichtigen, muß aber auch einen an sich edlen Halt haben, von dem aus die noch unentwickelte Kraft und Anlage wirklich in die Höhe gezogen werden kann. „Wenn ich erhöht sein werde," spricht der Herr, „werde ich Alles an mich ziehen" [1]. Nur das Edelste ist fähig zu veredeln. Je edler und vollkommener etwas in sich selbst ist, desto fähiger ist es, Anderes zu veredeln und zu vervollkommnen. Das Vollkommenste ist am meisten dazu geeignet, weil es alles Untergeordnete überschaut und in seinen Bedürfnissen begreift.

4. Damit die religiöse Erziehung eine durchgreifende und fruchtbare sei, muß sie eine vollkommen christliche sein, weil das Christenthum die höchsten Ideale des Herzens, des Verstandes und Gemüthes in sich beschließt. Es muß darum, damit wir diese wahre christliche Bildung erreichen, unser erstes Augenmerk sein, das Christenthum selbst in seiner Erhabenheit zu begreifen. Wo nicht der Drang und die Sehnsucht herrscht, in diese Erhabenheit der christlichen Religion immer weiter einzudringen, das Christenthum in seiner alle Bedürfnisse des Herzens, Geistes und Gemüthes erfüllenden Vollkommenheit zu erkennen, der christlichen Lehre den geistigen Sieg über alle beschränkten Begriffe der Zeit

---

[1] Joh. 12, 32.

zu erringen, da ist auch kein wahres Christenthum und noch weniger ein Beruf, zu erziehen. Wer das Christenthum selbst nur in einer beschränkten und vielleicht rohen Weise aufgefaßt hat, der ist nicht berufen, Andern christliche Bildung zu predigen. Die Sucht, Andere zu bekehren und zu erziehen, ist überhaupt schon ein Beweis, daß es uns selbst an wahrem, innerm Christenthum fehlt. Wer nach wahrer Vollkommenheit ringt, der ist sich stets seiner eigenen Unvollkommenheit bewußt und hat so viel an sich selbst zu bilden und zu erziehen, daß er weder Zeit noch Muth hat, wenn es nicht seine specielle Pflicht ist, an der Erziehung Anderer zu arbeiten. Nur wer sich ein gewisses, seiner eigenen Neigung angemessenes Ziel bereits gesteckt hat, wer damit zufrieden ist und diese seine Anschauung und Beschaffenheit für die höchste, unmittelbar wahre und christliche ansieht, der ist stets geneigt, Andere nach diesem Vorbild zuzustutzen, die ganze Welt nach dem Muster der eigenen Weisheit und Frömmigkeit zu reformiren. So Viele protestiren äußerlich gegen alles unkirchliche und protestantische Verfahren, und im Herzen sind sie selbst Protestanten und sich selbst bewundernde Reformatoren der Welt; sie fallen nicht von dem äußern Bekenntniß der Kirche ab, innerlich aber halten sie doch nur das für gut katholisch und christlich, was ihren eigenen Anschauungen und Begriffen entspricht. Ist es aber das erste Erforderniß für jeden, der nach christlicher Vollkommenheit strebt, daß er sich selbst nicht für vollkommen halte und nie glaube, den Geist und tiefen Sinn des Christenthumes vollkommen verstanden zu haben, und dieß um so weniger glaube, je weniger er die Weltbildung und natürliche Wissenschaft durch die christliche zu überwinden vermag; so ist es das zweite Erforderniß wahrhaft christlicher Bildung und Veredlung, in diesem Streben den von Gott vorgezeichneten naturgemäßen Weg einzuschlagen.

5. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Natur selbst das Bildungsmittel oder Vorbild unserer geistigen Vervollkommnung sein solle oder könne. Die Natur bildet nicht, weder die äußere noch die innere. Der Grundsatz, daß der Mensch zu seiner Entwicklung, Veredlung und Vollendung sich nur der Natur überlassen dürfe, beruht auf einem gänzlichen Mißverstand des Begriffes der Vervollkommnung und sittlichen Veredlung. Selbst der Gärtner nennt das nicht Veredlung, wenn er den wilden Stamm seiner eigenen Natur überläßt. Freilich kann man dem entgegen sagen, der Mensch ist kein wilder Stamm, sondern ein edler, also bedarf er nicht der Veredlung, sondern nur der Entwicklung. Wenn es

so wäre, so bedürfte er der Veredlung und Vervollkommnung freilich nicht. Daran aber glaubt eigentlich Niemand im Ernste, sonst würden wir ja den Menschen schlechterdings sich selbst überlassen und jeden Unterricht und jede Zucht für überflüssig halten müssen. Völlige Zuchtlosigkeit wird Niemand für die beste Erziehungsmethode betrachten.

Aus diesem Grunde ist es auch völlig unvernünftig, sich auf die sogenannten guten Anlagen der Kinder zu berufen. Jede natürliche gute Anlage bedarf eben um so mehr der Ausbildung und Veredlung, je lebendiger sie ist, weil sie, je mehr Kraft in ihr wohnt, um so mehr zum Verderben ausschlägt, wenn sie nicht auf das rechte Ziel gelenkt wird. Ohne ein höheres Ziel über dem Menschen wird jede menschliche Anlage in schrankenlose Willkür ausarten. Selbst wenn sie nicht für sich ausartete, würde sie den Menschen durch ihre einseitige Entwicklung verderben. Indem *eine* Anlage alle Aufmerksamkeit in ihren Bereich zieht, verwildern die andern. Dadurch bekommt der Mensch selbst eine ganz falsche Richtung. Wer nur den *Verstand* bilden will, läßt leicht das Herz verwildern, und indem das *Herz* sich zu sanftern Empfindungen neigt, verwildert ebenso häufig der Verstand. Die Folge ist immer, daß die durch die überwiegende Bildung nach Einer Seite hin verwilderten übrigen Kräfte ihre eigene Rohheit auch der ausgebildeten Kraft mittheilen und das Ganze um so gewisser zu Grunde geht, je besser die natürliche Begabung erschienen war. Wie unglücklich wird oft das Herz, weil es den Rath des Verstandes nicht achtet oder nicht sucht. Die wahrste und wärmste Empfindung wird ohne entwickelten Verstand alles höhern Aufschwungs entbehren. Wenn aber das thörichte, verstandlos liebende Herz in seiner Liebe sich getäuscht sieht, wird diese Täuschung Glaube, Hoffnung und Liebe vergiften und aus dem Herzen wird ein nie versiegender Brunnen von Bitterkeit hervorbrechen, der alle freie Erhebung, alle Lebensfreudigkeit und Kraft vernichtet. Der Verstand aber ohne ein mildes, sanftes Gemüth, wie weit wird dieser erst den Menschen, der ihm allein gehorcht, vom rechten Wege abführen?

6. Aber auch wenn der Mensch von Natur aus ein ganz unverdorbenes Wesen und seine Anlage durchaus auf das Gute gerichtet wäre, wenn seine natürlichen Fähigkeiten ebenso sicher gute Früchte tragen müßten, wie der Weinstock oder der Orangenbaum, so würde diese Anlage allein doch noch nicht hinreichen, ihn zum wirklich guten Menschen zu machen. Alles Gute, was er in Folge einer solchen guten Anlage wirken und vollbringen würde, wäre nicht sein eigenes sittliches

Verdienst, sondern nur die nothwendige Folge von natürlichen Anlagen, welche von seinem Willen nicht abhängig wären. Was aber unfreiwillig geschieht, ist ohne sittlichen Werth und schließt jede Vervollkommnung und Veredlung aus. Die Biene mag ihre Zellen noch so kunstgemäß gestalten, sie wird dieselben eben deßwegen nie schlechter und nie besser machen, als sie es vom ersten Anfang an geübt hat, weil das, was sie thut, nicht Folge der Ueberlegung und des freien Bewußtseins, sondern unbewußter Trieb der Natur ist. Alles rein Natürliche bleibt, was es ist und veredelt sich nicht durch eigene Kraft. Die Veredlung beruht auf sittlichen Kräften. Um diese also handelt es sich und nicht um bloß natürliche Bildung. In jeder sittlichen Veredlung ist die Freiheit das Entscheidende. Diese Freiheit aber kann sich nicht nach nothwendigen Naturgesetzen entfalten, denn sie ist eben nicht nothwendiger Natur. Ihre Natur ist, daß der Wille nach eigener Wahl sich entscheiden kann. Sie bedarf also jedenfalls ein anderes Vorbild, dem sie nachahmen kann, als die unfreie Natur. Das sittliche Bewußtsein bedarf des unterrichtenden, aneifernden Wortes. Nur das belehrende Wort kann Neues bringen, kann ein Vorbild der Nacheiferung aufstellen, welches der Wille den eigenen Fähigkeiten als ein Ziel vorstellen kann, das erst erreicht werden soll.

7. Die Natur kann das nicht; weder die uns umgebende Natur der Dinge, noch die innere Natur der eigenen Anlagen. Die äußere Natur kann nicht sittliches Vorbild sein, weil sie selbst unter der menschlichen steht und kein Ziel hat, welches sie mit freiem Bewußtsein anstrebt. Was sollte hier dem Menschen Vorbild sein? Doch nicht das thierische Leben? Wer kann sich die Thiere als Erzieher des Menschengeschlechtes denken? Allerdings steckt in jedem Menschen wenigstens Eine thierische Neigung und der Mensch hat die Fähigkeit, diese verborgene thierische Neigung zu großer äußerer Vollkommenheit zu bringen. Einem tyrannischen Herrscher wird es nicht schwer sein, in seiner Umgebung die hündische Schmeichelei oder den Blutdurst, die Mordlust, die Raubsucht oder irgend eine andere ächt bestialische Leidenschaft zu wecken. Die Zauberer, von welchen die alten Märchen sagen, daß sie Macht hatten, Menschen in Thiere zu verwandeln, sind nicht so selten. Aber eine solche innere Verwandlung wird doch Niemand für Veredlung der Menschennatur halten. Allerdings finden wir an manchen Thieren manches Nachahmungswürdige, Muth und selbst eine gewisse Großmuth, Anhänglichkeit, Treue, Fleiß, Vorsicht und manch' andere Eigenschaft, die sittlich genommen dem

Menschen wohl anstünde. Aber diese Eigenschaften zu bewußten und sittlichen zu erheben, ist doch erst Aufgabe des Menschen, und damit wir sie als solche erkennen, müssen wir erst von anderswoher wissen, was sittlich gut und schön ist. Die Begriffe des Sittlichen tragen wir erst auf diese natürlichen Eigenschaften über, aber wir finden sie nicht in ihnen. Das Vorbild ist bloß ein äußeres, aber nicht ein inneres. Wir tragen die Anwendung erst in das thierische Verhalten hinein, lernen sie aber nicht aus demselben.

8. Noch weniger ist das bei den untergeordneten Reichen der Natur der Fall. Es scheint nur manchmal, als ob die Natur unser Vorbild sein könnte, wenn wir den Ursprung unserer Empfindungen mit dem äußern Erwachen oder Fühlbarwerden derselben verwechseln. Allerdings kann im Umgange mit der unbewegten Natur in ein aufgeregtes Herz Ruhe und eine gewisse Zufriedenheit einkehren. Aber dann ist die Natur weder Ursache, noch Vorbild, sondern nur das äußere Mittel dazu. Die Gleichmäßigkeit der natürlichen Entwicklung, die ruhige Fülle und Einfachheit der in ihr sich erfüllenden Gesetze, die vorherrschende Ordnung und Harmonie, das anspruchslose Sichentfalten unzähliger Lebenskeime wirkt wohlthuend auf das aufgeregte Gemüth. Es wirkt wohlthuend um des Gegensatzes willen, den diese Naturentwicklung mit dem aufgeregten stürmischen Meere unserer Gedanken und Empfindungen hat. Wir haben, indem wir uns aus dem Umgang mit gleichfalls leidenschaftlich erregten Kräften in diese ruhige Umgebung flüchten, das Gefühl des Seefahrers, der zum ersten Mal wieder festen Boden unter den Füßen fühlt. Wir haben Zeit und Gelegenheit, mit unsern Gedanken und Gefühlen wieder in's Gleichgewicht zu kommen. Daher die Anschauung, als hätten wir den Frieden des Herzens in der Natur gefunden, während sie durch ihren ruhigen Gang nur die Veranlassung dazu gegeben. Wer ohne geistige Anregung mit der Natur verkehrt, den wird die Natur freilich nicht aufregen, aber auch nicht belehren, nicht beruhigen, sondern ihr gleichmäßiger Gang wird sein Gefühl und seinen Verstand abstumpfen, er wird nichts empfinden, wird an der Scholle selbst versauern und verbauern. Die Gleichmäßigkeit und Willenslosigkeit der Natur wird sogar dem, der ein heftiges Wollen und mächtige Leidenschaften in sich nährt, auch wieder Gelegenheit geben, allen Muth und Uebermuth seiner Kraft, allen ungezähmten Muthwillen an der leicht überwundenen Natur zu üben und in übermüthiger Gewaltthätigkeit über dieselbe hinauszugehen. Wird diese Kraft nicht auf das rechte Ziel ge-

lenkt, so geht sie in das Unnatürliche und Unmenschliche über. Die menschliche Anlage, welche nicht von Gott für die Heiligkeit und Seligkeit eines übernatürlichen Lebens erzogen wird, bleibt auch nicht natürlich und menschlich, sondern wird nothwendig unnatürlich und unmenschlich. Die Kraft der Freiheit muß irgendwo sich zeigen und erproben. Geht sie nicht über die Natur, so sinkt sie unter dieselbe hinab. Nicht einmal beim Thierischen kann sie stehen bleiben. Sie muß noch tiefer sinken und in gänzliche naturverletzende Rohheit und Ruchlosigkeit ausarten.

9. Da Alles nur dadurch veredelt wird, daß es von einem Edleren als es selbst ist, unterrichtet und erzogen wird, so muß alles Menschliche von einem überirdischen Erzieher zu seiner Bestimmung geführt werden. Der einzig wahre Erzieher des Menschengeschlechtes ist Gott, und zwar jene Person des göttlichen Lebens, die sich den Geschöpfen offenbaren und mittheilen kann, und in dieser Mittheilung selbst wieder die höchste Form der Mittheilung gewählt hat, in der das Wort Gottes sich offenbaren konnte. Der höchste Erzieher des Menschengeschlechtes ist Christus. Im Christenthum allein ist das Ziel und die höchste Vollkommenheit, die dem freien Willen erreichbar ist, vergegenwärtigt. Der wahre Christ wird durch seinen Glauben an Herz, Verstand und Gemüth zur höchsten Vollkommenheit erhoben, deren die menschliche Natur fähig ist.

10. Was kann das Herz erreichen, als die höchste Treue, Anhänglichkeit und innige Zuneigung zu dem, was ihm nahe ist? Das Herz wirkt und fühlt nicht in die Ferne, sondern faßt und kennt nur das unmittelbar Nahe. Wie soll Gott dem Herzen theuer, das Höchste auch das Nächste werden, wenn sich Gott nicht in sichtbarer Weise geoffenbart, in herzlicher Zuneigung selbst wieder dem Menschen sich zugewendet und alles in sichtbarer Weise vollbracht hätte, was irgend das Herz von der höchsten Liebe fordern kann? Diesen sichtbaren äußern Zeichen der reichsten und unendlichen Liebe kann das Herz nichts wieder geben, als eben das ganze Empfinden und Lieben, dessen es fähig ist. Was Eltern, Freunde, Geliebte irgend dem Herzen theuer macht, das sieht der Mensch in höchster Vollkommenheit an seinem Erlöser. Will er die höchste Zartheit, Treue, Hingebung schildern, es gibt kein herrlicheres Vorbild, als den Gottmenschen, den liebenden, sorgenden, duldenden, leidenden Heiland.

11. Wie das Herz das Höchste, was es suchen und empfinden kann, in Christus findet, so auch der Verstand. Auch er findet gerade da, wo das Herz sein Ideal gefunden, gleichfalls die Erfüllung seines Verlangens, weil nur da die höchste Weisheit sein kann, wo die höchste Liebe

ist. Allerdings ist die Wissenschaft in unsern Tagen von dieser Erkenntniß abgewichen. Sie hat Anderes gesucht, aber nur in natürlichen Dingen großen Gewinn erworben, in sittlicher und religiöser Hinsicht dagegen nichts erreicht, als Unlust und Widerspruch. Damit ist aber für den Christen noch nicht viel gethan, daß er sehen kann, wie eine unchristliche Wissenschaft Vieles gefunden und Wichtiges geleistet, nur die Hauptsache nicht erreicht hat, Ruhe des Herzens und Friede des Geistes. Gerade nach dieser Hauptsache im Christenthum und mit Christus zu streben, ist unsere Aufgabe. Es ist nicht genug, sich bloß auf das Herz zu berufen, um den Glauben an Christus zu vertheidigen gegen die unchristliche Wissenschaft. Wenn wir als Christen das Herz auf dem rechten Flecke haben, wird auch der Geist der Erkenntniß nicht fehlen. So lange dieser fehlt, leidet unser Christenthum auch an einem unheilbaren Herzfehler, eben weil es dem Herzen am Verstande fehlt und das Herz da eingefügt wird, wo der Verstand sitzen soll. Soll aber das Herz die Stelle des Verstandes vertreten, so sitzt es selbst nicht auf dem rechten Flecke. Wer aber die christliche Lehre recht begriffen hat, der wird auch zur Einsicht gelangen, daß Alles, was außer demselben gedacht und geglaubt worden ist, an unauflöslichen Widersprüchen leidet und in sich selbst zusammenstürzt, sobald man es genauer betrachtet, und daß nur allein die christliche Lehre über alle Gegensätze hinüberhilft und den denkenden Geist vollkommen befriedigt und beruhigt. Um aber dieß zu erkennen, muß man sich freilich zuerst Mühe geben, an Erkenntniß überhaupt zuzunehmen, muß auf den wilden Feigenbaum irgend einer höhern Erkenntniß gestiegen sein, wie Zachäus, um Christus wenigstens vorübergehen zu sehen, und geneigt sein, Christus in das eigene Haus aufzunehmen. Wer sich nicht die Mühe nehmen will, geistig zu glauben und zu leben, der soll auch nicht von Christenthum reden. Er will nicht erkennen, was am Christenthum ist, und kann nichts von ihm erkennen. Wer da glauben will, muß auch erkennen wollen, oder sein Glaube ist eitle Prahlerei und unchristliche Selbstgenügsamkeit. Wer will, wird auch in der Erkenntniß Höheres und das Höchste erreichen. Wo soll überhaupt Höheres zu finden sein für den Verstand, als da, wo gerade die Erkenntniß als unabweisbare Bedingung hingestellt ist. Die Wahrheit ist das Ziel des christlichen Glaubens. Der hl. Geist ist kein Geist der Unwissenheit, sondern ein Geist des Wissens und Erkennens. Keine andere Religion macht Erkenntniß zum wesentlichen Kennzeichen ihrer Wirkung, als das Christenthum. Mit der Wahrheit, die Christus lehrt,

kann nur die höchste Erkenntniß vollkommen übereinstimmen. Ein höheres Ziel für das Erkennen ist nirgends gesetzt. Unsere moderne Wissenschaft ist nicht darum abgewichen vom Christenthum, weil sie Höheres gefunden, sondern weil sie hinter der christlichen Lehre zurückgeblieben ist. Eine Veranlassung für dieselbe, von der rechten Bahn abzuweichen, war aber auch der Drang nach höherer Erkenntniß und nach einem wirklich freien christlichen Wissen, weil diejenigen, welche die christliche Lehre vertheidigten, auf einem Punkt, der offenbar nicht die letzte Erkenntniß in sich beschloß, stehen bleiben wollten. Die an der höchsten Wahrheit irre gewordene Wissenschaft wird aber nur in einer freien christlichen Erkenntniß ihre Ruhe finden. Das Ziel ist da, ob wir es erreichen, liegt nicht am Christenthum, sondern an uns.

12. Dafür aber, daß alle Erkenntniß und alle Bestrebungen des denkenden Verstandes nur im Christenthum ihr Ziel und ihre Vollendung finden können, gibt das Gemüth des Menschen unwiderlegliches Zeugniß. Das Gemüth kann nur mit einer solchen Erkenntniß sich beruhigen, welche auf ein persönliches Bewußtsein gegründet ist. Das Unpersönliche ist dem Gemüthe ewig fremd. Eine Welt ohne persönlichen Urheber und Richter bleibt dem Gemüthe eine unverstandene Welt. Nur wo die Fülle der Persönlichkeit sich offenbart, kann das Gemüth seine Ruhe und Beseligung finden. Im Christenthum ist das Höchste gegeben, was das Gemüth beseligen kann, es ist das Nächste gegeben, was das Herz erfassen kann, es ist darum auch in ihm alles das erschöpft, was der Verstand begreifen kann. Auch wenn er es in Wirklichkeit noch nicht begreift, so ist doch die Sicherheit gewährt, daß es ihm in dem erreichbar sein muß, worin Herz und Gemüth das Vollkommenste gefunden haben. Gerade daß es noch nicht erreicht ist, muß für den Verstand ein Zeugniß sein, daß er auf dem rechten Wege ist, wenn er dahin strebt, wo immer Höheres sich seinem Streben darbietet. Wie das Herz durch den Glauben, das Gemüth durch die Liebe geleitet wird, so muß im denkenden Verstande die Hoffnung die Triebfeder aller Bewegung und Thätigkeit sein. Glaube, Hoffnung und Liebe finden aber in Christus allein die höchste Vollendung und Erfüllung. Glaube, Hoffnung und Liebe sind die einzigen Tugenden und Kräfte, die den Menschen über seine Natur hinausführen, ihn wahrhaft edler und vollkommener machen. Sie sind Kräfte, die aus einem höhern Leben in's irdische sich ergießen, die den Menschen über sich erheben, mit Christus vereinen und in Christus beseligen.

XCIII.

Text: „Simon Petrus aber stand da, und wärmte sich. Da sprachen sie zu ihm: Bist du nicht auch einer von seinen Jüngern? Er läugnete aber und sprach: Ich bin's nicht. Einer von den Knechten des Hohenpriesters, ein Vetter dessen, dem Petrus das Ohr abgehauen hatte, spricht zu ihm: Habe ich dich nicht im Garten bei Ihm gesehen? Da läugnete Petrus abermals, und sogleich krähte der Hahn." Joh. 18, 25—27.

Inhalt: Alle wahre Besserung ist bedingt durch das Mißtrauen auf die eigene Kraft und durch das Vertrauen auf Christus und die von Christus eingesetzten Heilsmittel.

1. So sehr ist der Evangelist Johannes bemüht, die Schwäche und Hülfsbedürftigkeit der menschlichen Natur bei der Leidensgeschichte des Heilandes in all' ihren Schattirungen zu zeichnen, daß er nicht vergißt, selbst den Kleinmuth des von ihm sonst so hochverehrten Mitapostels Petrus zu schildern. Mit dieser Schilderung will aber der Evangelist keineswegs dem Charakter des von Christus selbst so hochgestellten Apostels zu nahe treten, sondern nur der historischen Wahrheit genugthun. Ist es doch gerade der Evangelist Johannes, welcher jede Gelegenheit benützt, um die Vorzüge des Apostels Petrus in's Licht zu stellen. Seine Erzählung wird unserer Verehrung für den Apostelfürsten gewiß keinen Eintrag thun, wenn wir bedenken, daß die sittliche Kraft des spätern unbesieglichen Glaubenseifers desselben nur durch die Ueberwindung dieser ihm von Natur aus anklebenden Schwachheit errungen werden konnte. Sie ist um so lehrreicher für uns, je deutlicher sie uns zeigt, auf welchem Wege alle Kraft des Geistes und alle Heiligkeit des Lebens errungen wird. Diesem Jünger, dessen Schwäche Christus so genau kennt, und dem Er sein Mißtrauen so entschieden zu erkennen gibt, vertraut Er späterhin mehr als allen andern Aposteln; von ihm verlangt Er, „daß er seine Brüder stärke, wenn er einst bekehrt sein werde" [1]; auf ihn häuft Er die Zeichen seines höchsten Vertrauens. Worin zeichnete sich Petrus vor den Uebrigen aus, daß ihm ein so

[1] Luc. 22, 32.

großes Vertrauen zu Theil wurde? Vor Allem darin, daß er seine eigene Schwäche erkannte, und auf diese Erkenntniß seine spätere Kraft und sein erhöhtes Vertrauen auf Christus gründen konnte. Die Erkenntniß der eigenen Schwäche ist die unbedingt nothwendige Voraussetzung jeder wahren, im Gottvertrauen begründeten, und durch dieses Vertrauen von der menschlichen Schwäche befreiten Glaubenskraft. Liebte aber Petrus den Herrn nicht schon damals über Alles, als er versicherte: „ich will mein Leben für dich lassen"? [1] Wenigstens er selbst glaubte es und liebte Ihn auch; aber doch war seine Liebe nicht die rechte, sonst würde sie auch die Probe bestanden haben. Petrus wird erst durch die Erkenntniß seiner Schwäche stark im Glauben, und ist schwach, so lange er an die Stärke der eigenen Kraft glaubt.

2. Noch ist seine Liebe allzu menschlicher Natur. Er liebt Christus als seinen Herrn und Meister, nicht darum, weil er in Ihm das Heil der Welt, den Lehrer und Erlöser aller Menschen erkennt, sondern weil Er sein Lehrer ist. So lange er sich dieser Liebe rühmen konnte, liebte er. Als diese Liebe ihm keine Ehre mehr zu bringen schien, fiel er ab, weil er sich doch mehr liebte, als seinen Meister. Er weiß aber nichts von dieser Selbstsucht im Herzen, und erkennt die Schwäche seiner Liebe erst, als die That der Verläugnung ihm die Augen öffnet. Nun erst bricht sein Vertrauen auf sich zusammen, und mit der Reue erwacht das Vertrauen auf die höhere göttliche Hülfe; nun erst scheiden sich die beiden Welten in ihm. Das Sittliche wird erst jetzt frei von der natürlichen Schwäche, weil er die Schwäche und Unzulänglichkeit der Natur erkennt. Wille und Neigung, Gut und Böse scheiden sich jetzt erst im Bewußtsein.

3. So lange diese Scheidung nicht eingetreten ist, haben die beiden Reiche wechselnd die Herrschaft im Herzen. Das Gute, was der Mensch vollbringt, ist in diesem Zustande mit der Eigenliebe so versetzt, daß die wahre Liebe Gottes nicht zur vollständigen Herrschaft in uns gelangen kann. In allem Thun und Lassen des Menschen sind zwei natürliche Bewegungen, der Trieb und der Wille, mit einander geeint und vermischt. Keine von beiden aber führt für sich allein über die Zeit und die irdische Neigung hinaus und zur sittlichen Freiheit. Die eine von beiden aber, der freie Wille, sucht von Natur aus ein übernatürliches Ziel, kann es aber nicht aus eigener Macht, wohl aber durch

[1] Joh. 13, 37.

Hülfe göttlicher Offenbarung und der aus dieser hervorbrechenden Gnade erreichen. Im Glauben und im Gehorsam gegen die Offenbarung des göttlichen Gebotes wird aber der Wille wieder gehemmt durch die natürliche Begierde, so daß sich stets die natürliche und übernatürliche Bestimmung des Menschen gegenseitig in ihrer Bewegung und Entfaltung hinderlich scheinen. Daß zwei widersprechende Richtungen in allen menschlichen Empfindungen und Bestrebungen sich durchkreuzen, lehrt uns die tägliche Erfahrung. Selbst wenn uns wirklich ein gutes Werk gelingt, können wir den Tadel Anderer darüber nicht ertragen, sondern berufen uns auf unsere gute Meinung, und begreifen nicht, daß wir eben durch diese Vertheidigung unsere gute Meinung selbst zu Schanden machen. Wollten wir nur das Gute, und durchaus keine Anerkennung von den Menschen, wozu dann die Vertheidigung? Eben daß wir von der Mißkennung beleidigt und gekränkt sind, ist der Beweis, daß wir nicht das Gute allein, sondern auch die Anerkennung desselben gewollt haben. Ertragen wir aber den Tadel über das, was noch als etwas Gutes gelten konnte, nicht, so ertragen wir natürlich den Tadel über unsere wirklichen Schwächen noch weniger, eben weil er gerecht ist. Dadurch aber, daß wir allen Tadel, der doch zunächst nur die menschliche Schwäche im Allgemeinen trifft, als persönliche Beleidigung auffassen, bezeugen wir nur, daß unser Wille bereits für die Schwäche der Natur Partei genommen, daß wir unsere natürliche Neigung zur Herzensangelegenheit gemacht haben, und dieselbe lieben, nicht weil sie gut ist, sondern weil sie die unsrige ist, daß also nicht allein die Natur schwach, sondern auch der Wille sündhaft ist. Diese Entsittlichung der Natur durch den Willen, und diese Entheiligung des Willens durch die Natur muß, wenn beide sich selbst und ihrer von Gott abgewendeten Neigung überlassen bleiben, nothwendig zum ewigen Verderben der Seele führen.

4. Auf diese innere Neigung zum Bösen müssen wir vor Allem unser Augenmerk richten, wenn es irgend besser mit uns werden soll. Sie verdirbt alle unsere Handlungen und Bestrebungen. Auf die innere Richtung der Neigung und des Willens kommt es aber allein an, ob irgend eine Handlung gut oder böse ist. Kein Werk ist an und für sich schon gut oder schlecht. Die sittliche Bedeutung erwächst all' unserm Thun und Lassen erst aus der Gesinnung. Darum hilft es bei allem scheinbar guten Willen zur Besserung meistens so wenig, die Aufmerksamkeit auf einzelne Handlungen zu richten. Vergebens widerstreben

wir dem Bösen von einer Seite. Während wir dem Strome auf dieser Seite einen Damm setzen, bricht er auf einer andern durch. So lange die Wurzel des Bösen im Herzen grünt, treibt sie immer neue Zweige, so viele wir auch davon abschneiden. Eine Untugend bleibt aus, eine oder mehrere und schlimmere kommen nach. „Wenn der unreine Geist von dem Menschen ausgefahren ist", sagt die Schrift, „so durchwandert er die Wüste und sucht Ruhe. Weil er sie aber nicht findet, so spricht er: ich will in mein Haus zurückkehren, das ich verlassen habe. Kommt er nun dahin, und findet es mit Besen ausgekehrt und geschmückt, so geht er hin, nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die ärger sind als er, und sie gehen hinein und wohnen da; und so werden die letzten Dinge eines solchen Menschen ärger als die ersten" [1]. Dieser Erfolg hat seinen Grund in der Natur des menschlichen Willens. Die letzten Dinge werden ärger, weil durch die theilweise und darum nur scheinbare Besserung der sündhafte Wille sich mehr verstärkt hat, und unter dem Scheine guter Werke um so verderblicher wirkt. Die Sinnlichkeit z. B. hat in irgend einer Person große Sündhaftigkeit zur Folge gehabt. Nun kommt das Alter. Mit ihm weicht die Lust, vielleicht auch die Veranlassung zu Sünden dieser Art. Die leichtsinnige Sünderin bessert sich, wird anders; aber wie? Nicht der Sünde stirbt sie ab und nicht der Eitelkeit, sondern nur einer bestimmten Art der Sünde. Die Eitelkeit lebt in anderer, gefährlicherer Gestalt, als frommer Hochmuth, wieder auf. Die sinnliche Lust ist vorbei, aber die Lust an Verleumdung, an boshafter Klatsch- und Verkleinerungssucht, die ist nun erst recht erwacht. Was hat eine solche Seele gewonnen bei ihrer vermeintlichen Besserung? Nichts, als daß sie die menschliche Sünde verlassen hat, um so recht die dämonische Freude an gesteigerter Bosheit in sich zu nähren. So mancher Geistesträge macht es nicht besser. Zu träge, um zu denken und sich mit Studiren zu quälen, findet er es bequemer, blind zu glauben. Das gedankenlose Anhalten an irgend einem zufällig ergriffenen Glaubenssatze schmeichelt zugleich dem Hochmuth, der bei dem wirklichen Ringen nach Erkenntniß stets durch das Gefühl der Ungenügenheit alles irdischen Wissens beängstigt wird. Jetzt aber rettet sich der Hochmuth unter den Mantel der Demuth, und sieht unter der Maske demüthigen Glaubens erst recht stolz auf alle diejenigen herab, die nicht so hoch stehen, und verdammt nun mit wahrer Herzens-

---

[1] Luc. 11, 24—26.

freude alle Zweifler und Denker in die unterste Hölle. Jetzt hat der sündige Wille ganz Besitz genommen von dem Herzen.

5. So lange das sündhafte Wohlgefallen an uns selbst nicht ausgerottet ist im Herzen, wird Alles von demselben vergiftet. Ganz ausrotten aber läßt sich die natürliche Schwäche nicht, wohl aber die sündhafte Abwendung derselben von Gott. Es ist eine unaustilgbare Eigenschaft der menschlichen Natur, schwach und hinfällig zu sein. Die Natur kann aber nicht abgelegt werden. Die Schwäche der Natur ist aber noch nicht Schlechtigkeit und Bosheit des Willens. Nur der miteinstimmende Wille, der die natürliche Schwäche zur herrschenden Gottheit des Herzens erhebt, macht die Schwachheit zur Sünde. Sobald wir aber dieses Mißverhältniß erkennen, den Willen von der natürlichen Neigung trennen, ihm ein anderes, höheres Ziel anweisen, wird der Wille umgewandelt, und durch ihn auch die Natur. Das Vertrauen auf uns weicht einem andern, besseren Vertrauen, der Hochmuth gibt der Demuth Raum.

6. Sobald das falsche Vertrauen auf uns aufhört und der Wille auf die göttliche Offenbarung und Gnade gerichtet ist, strömt eine andere, neue Kraft in uns ein. Die innere Bewegung und Erneuerung des Willens wird stets weiter und weiter streben, sobald ihr nur einmal die Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit des Zieles aller wahren Freiheit einleuchtend geworden ist. Sie wird aber nie mit sich und mit den eigenen Werken zufrieden sein, weil alles Erreichte immer unendlich weit hinter dem hohen Ziele zurückbleibt, wornach wir ringen. Je eifriger wir ringen, desto mehr fühlen wir unsere Kraft unzureichend, und das Vertrauen auf eine höhere Kraft in uns wird um so lebendiger werden, je mehr wir erkennen, daß unsere Kraft nicht ausreicht. Ist es aber nicht der natürliche Trieb, der in uns lebt und wirkt, und die Thätigkeit des Lebens dauert dennoch fort, so ist ja bereits eine höhere Kraft in uns wirksam geworden, und dieser dürfen wir vertrauen, weil sie nicht von der Natur und nicht von unserm Eigenwillen kommt, sondern von Gott.

7. Soll aber dieses Vertrauen als ein höheres, Gott wohlgefälliges erkannt werden, muß es sich auch als solches erproben. Gar leicht täuschen wir uns in diesem Vertrauen selbst. Indem wir Gott zu vertrauen meinen, können wir leicht statt auf Gott doch nur wieder auf unser eigenes Vertrauen unsere Hoffnung setzen. Soll unser Vertrauen Grund haben, muß es nicht auf unsere Willkür, sondern an gewisse von Gott eingesetzte Zeichen und Bedingungen geknüpft sein, die mit dem Leben und seinen Gesetzen verbunden sind, und in diesem Zusammen-

hange auch die allmähliche Umwandlung unserer natürlichen Neigung bewirken. Die Umwandlung ist das Entscheidende. Ein unbedingtes Vertrauen, welches deßhalb vor Gott gerechtfertigt zu sein glaubt, weil der Einzelne unbedingt auf die Verdienste Christi sein Vertrauen setzt, ist in sich selbst ungerechtfertigt, und der Natur, der Freiheit und der göttlichen Gnade fremd. Entweder vertraut der also Vertrauende auf dieses sein Vertrauen, und dann ist es nicht Gott, der den Vertrauenden rechtfertigt, sondern er ist es selbst, und Gottes Gnade ist unbedingt von uns abhängig; oder wir vertrauen auf eine ewige Vorherbestimmung zur Seligkeit, die uns nicht fallen lassen kann, dann ist auch unser Vertrauen nicht nothwendig. In beiden Fällen hört unser Vertrauen auf, eine belebende, umwandelnde, beseligende Kraft zu sein.

8. Die Gnade Gottes ist stets mit dem Gesetze des Lebens der Menschen übereinstimmend, und richtet sich nach der Fähigkeit des Empfangenden. Das Leben wird nicht mit Einem Schlage vollendet, sondern entwickelt sich nach und nach. Die an den Fortschritt des natürlichen Lebens geknüpften Bedingungen und von Christus eingesetzten Zeichen der göttlichen Gnade nennen wir Sacramente. Durch sie wird unser Wille von unserer Willkür frei und an göttliche Heilsanstalten geknüpft. Nicht die Willkür entscheidet, sondern die Erfüllung der von Christus gesetzten Bedingungen. Darum ist das Sacrament auch von ergänzender Kraft. Wozu der Mensch erst nach und nach gelangen kann, das ergänzt einstweilen die Gnade des Herrn, die im Sacramente verliehen wird. Wir sollen die leibliche Heiligung in der Ehe, die geistige Reinheit von allem eigenen Streben im Priesterstande erringen, aber wir bringen es in der Regel nicht weit, und müßten an uns verzweifeln, wenn nicht das Sacrament uns Vertrauen auf die göttliche Ergänzung dessen, was die Schwäche der Natur nicht gleich am Anfange zu leisten vermag, verleihen, und die Hoffnung auf den fortwährenden höhern Beistand uns geben würde.

9. Am deutlichsten tritt diese Bedeutung der Sacramente an dem Bußsacramente hervor. An ihm vollbringt sich die Scheidung des freien Willens von der natürlichen Schwäche am entschiedensten. Schon die Vorbereitung fordert die Sonderung der guten und bösen Richtung unserer Handlungen, und die fortwährend gesteigerte Aufmerksamkeit auf die sittlichen Beweggründe. Das wirkliche Bekenntniß noch mehr. Allerdings ist der Beichtende dabei, wie es scheint, stets im geistigen Nachtheil. Er kann und soll nur das Böse von sich sagen, und auch

da zunächst nur die äußerlich sündhafte Handlung. Sagt er das Gute, so thut er es nur, um sich zu beschönigen, und ist also von vorneherein nicht disponirt zur Buße. Sagt er es nicht, wird und muß der Beichtvater ihn mißkennen, weil er nur die schlechte Seite von dem Beichtkinde sieht. Legt dieser nun auch noch auf das Aeußerliche mehr Gewicht, und wägt nur die Handlung und nicht auch die Gesinnung, so wird er den Beichtenden doppelt mißkennen. Das schreckt Viele ab; aber mit Unrecht. Was verlieren sie dabei, so mißkannt zu sein? War es denn unsere Absicht, vom Beichtvater erkannt zu werden, oder uns vor Gott zu prüfen und besser kennen zu lernen? Und wenn wir nun nicht bloß erkannt, sondern belehrt werden wollen, geschieht dieß nicht für jeden Fall? Entweder der Beichtvater begreift uns richtig, so wird auch Rath und Urtheil richtig werden. Oder er trifft das Rechte nicht, so wird sich im Herzen von selbst der Widerspruch regen, und dieser Widerspruch im Herzen gegen das vermeintliche Unrecht, das uns geschieht, ist er nicht Lehre genug für uns, daß der böse Geist im Herzen noch keineswegs gebannt ist, und für diese böse Neigung keine Arznei zu bitter sein kann. Selbst aber wenn wir die Belehrung ganz entbehren müßten, was wir empfangen dem Wesen nach, ist das Bewußtsein, daß wir auf Christus hoffen dürfen, daß wir unsere Klage über unsere Schwäche auf Ihn übertragen haben, und daß uns aus dieser Verbindung neue Kraft erwachsen wird und muß, wenn es uns mit unserer Klage und unserm Vertrauen Ernst gewesen.

Ist es uns Ernst mit unserm Bekenntnisse, so hat es uns jedenfalls zu tieferer Erkenntniß, und damit zum gesteigerten Mißtrauen auf uns selbst, und zum höhern Vertrauen auf den Beistand des wahren göttlichen Lebens geführt. Wir haben uns mißtrauen und Gott vertrauen gelernt. Der Wille ist freier geworden von der Veränderlichkeit und Schwäche der natürlichen Neigung, hat eingehend in das Vertrauen auf die unveränderliche Liebe und Gnade Gottes selbst sich innerlich gekräftigt und befestigt, ist zum Felsen geworden, auf den Christus den Tempel ewiger Liebe und Heiligkeit in uns ebenso zu erbauen vermag, wie Er seine heilige Kirche, deren dauernden Bestand die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, auf den Felsen des apostolischen Glaubens gebaut hat.

XCIV.

Text: „Sie führten nun Jesum von Kaiphas in das Richthaus, als es früh Morgens war. Sie selbst aber gingen nicht in das Richthaus hinein, damit sie nicht verunreiniget würden, sondern das Osterlamm essen dürften. Da trat Pilatus zu ihnen heraus und sprach: Was für eine Klage bringet ihr gegen diesen Menschen? Sie antworteten und sprachen: Wenn Er kein Uebelthäter wäre, hätten wir Ihn dir nicht überliefert. Pilatus erwiederte ihnen: Nun, so nehmet Ihn hin, und richtet Ihn nach eurem Gesetze! Da sagten die Juden zu ihm: Uns ist es nicht erlaubt, Jemand zu tödten. So wurde das Wort Jesu erfüllt, welches Er gesagt hatte, um anzudeuten, welches Todes Er sterben würde." Joh. 18, 28—32.

Inhalt: Ueber das Verhältniß von Recht und Sittlichkeit.

1. So wie das Herz des Menschen in seiner natürlichen Haltlosigkeit stets geneigt ist, die Wahrheit zu verläugnen, und wie darum die Hand derer, die sich ganz diesem Hange überlassen, stets erhoben ist, der Wahrheit in's Gesicht zu schlagen, so besteht zugleich in Allen die Begierde, diese Schwäche wie diese Keckheit unter dem Mantel des Rechtes und der Liebe zu der Wahrheit zu verstecken. Nichts kann bezeichnender sein für diese Umkehrung alles Rechts- und Sittlichkeitsgefühles, als das Betragen der jüdischen Verfolgungssucht bei der Anklage gegen Christus. Falsches Zeugniß zu geben, in ungerechter Mordlust den Unschuldigen dem Tode zu überliefern, alles sittlich Abscheuliche auf sich laden, das verunreinigt nach ihren Begriffen nicht; aber in das heidnische Richthaus einzutreten, das macht unrein vor Gott. Welch' ein Begriff von Gott, von Religion, von Tugend und Sittlichkeit muß in solchen Herzen herrschen? Und dennoch war der Grund, worauf diese gänzliche Verläugnung alles Göttlichen und Heiligen beruhte, ein an sich guter und heiliger, denn es war die Achtung gegen die Vorschriften des unter göttlicher Beglaubigung von Moses ertheilten Gesetzes.

2. Das ist die unglückliche Macht der menschlichen Freiheit, daß sie auch das an sich Rechte zum Bösen mißbrauchen kann. Unter keinem

Aushängschilde wird mehr Schlechtigkeit verübt, als unter dem Schilde der Wahrheit, des Rechtes und der Vertheidigung der guten Sache. Ja ich möchte behaupten, alles Unrecht werde unter dem Scheine des Rechtes verübt. Jeder scheut sich, mit dem Brandmale der offenen Ungerechtigkeit an das Licht des Tages zu treten. Ist das nicht ein unverkennbares Zeichen der wahren Bestimmung der menschlichen Natur, daß selbst das Unrecht noch den Schein des Rechtes sucht, und zugleich ein Zeichen der tiefen Verdorbenheit eben dieser Natur, daß das Unrecht, obwohl von Allen verabscheut, trotz seiner eingestandenen Abscheulichkeit doch geliebt und geübt wird. Wenn einmal das Herz sich zum Bösen neigt, wird der Verstand gar leicht zum Advokaten des Teufels. Nichts lernt der Mensch leichter und schneller, als die Kunst, Unrecht als Recht, und Recht als Unrecht darzustellen, der Lüge das Kleid der Wahrheit umzuhängen, und die Wahrheit selbst der Lüge anzuklagen.

3. Daß der sündhafte Wille Unrecht zum Rechte, und Recht zum Unrecht stempeln möchte, daran ist kein Zweifel. Aber es frägt sich doch noch, ob er dieß auch vermag. Wenn Wahrheit und Recht göttlicher Abkunft und von ewiger, unveränderlicher Dauer sind, wie kann der Mensch sie beugen oder gar unterdrücken? Werden sie zuletzt nicht doch siegen? Gewiß wird die ewige Wahrheit zuletzt siegen, und ebenso das ewige göttliche Recht. Aber anders ist es in der Zeit und unter den Menschen. In der Zeit kann die Wahrheit verhüllt, durch Lüge und Täuschung entstellt werden, ja das Recht unter den Menschen nimmt von selbst den Charakter des menschlichen Lebens an, und ändert seine Gestalt, wenn auch nicht sein Wesen, im Laufe der Zeiten. Das Recht ist das richtige Verhältniß des Eingreifens unserer Thätigkeit in das äußere Leben. Es ändert darum mit den Umständen und der in ihnen wirkenden und sich offenbarenden Kraft des Willens auch seine Gestalt. Es gibt kein Verhältniß auf Erden, das ganz unverändert bleiben könnte. Was dem neugebornen Kinde nützlich und recht ist, das ist es schon für den halbgewachsenen Knaben nicht mehr, für den Jüngling und den Mann noch weniger. Niemand wird den Mann darum in Windeln wickeln wollen, weil sie dem Kinde nothwendig oder nützlich sind.

4. Doch ist nicht das Veränderliche das Recht, sondern das, was in der veränderlichen Gestalt unveränderlich bleibt. Unveränderlich und unveräußerlich ist aber nur der freie Wille selbst. Darauf gründet sich alles Recht, daß dem freien Willen des Menschen ein sicherer Grund seiner Thätigkeit bleibe. Auf irgend eine Weise muß jeder Mensch seine

freie Willensthätigkeit geltend machen können. Das ist ein Recht, das wir nie verlieren können. Aber der Spielraum, den diese Thätigkeit nach außen einnehmen darf, wird durch die Verhältnisse bestimmt, in die wir durch unsere Geburt eintreten. Nicht auf die Größe dieses Spielraumes kommt es an, sondern auf die Sicherheit, mit der wir uns in demselben bewegen. Davon ist das Leiden Christi der höchste Beweis. Der Leidende hat am wenigsten äußere Grundlage, seine Willensthätigkeit geltend zu machen, und dennoch ist die Kraft seines Willens nicht gehemmt, sondern vielmehr noch gesteigert. Daraus folgt aber nicht, daß irgend Jemand das Recht hat, den durch die Geburt und die eigene Anstrengung erworbenen Wirkungskreis eines Andern zu beschränken. Was mir Gott gegeben, und ich ohne Verletzung Anderer errungen, das hat Niemand das Recht, mir zu entreißen, das ist mein natürliches Recht.

5. Das durch die bestehende Ordnung und fortschreitende organische Entwicklung des Lebens Gegebene ist das allgemeine Gesetz für Alle. Ihm muß die Willkür des Einzelnen sich fügen. Das, was besteht durch die äußerliche Ordnung, durch welche die Welt überhaupt besteht, sowie es eben in dem Augenblicke, in dem der Einzelne handelnd in dieses Leben eingreift, bestehen kann, das besteht zu Recht, und muß die unveränderliche Richtschnur für den Willen des Einzelnen sein, in wieferne dieser in das bestehende Gefüge des Ganzen einzugreifen Beruf und Macht hat. Dieses besteht so lange mit Recht, als es die Kraft hat, zu bestehen. Hat es diese Kraft nicht mehr, so weicht es von selbst einem andern Zustande, der sich unterdessen innerlich vorbereitet hat. Dieser neue Zustand ändert den frühern, aber er vernichtet ihn nicht, weil er sich aus ihm regelmäßig entwickelt hat. Diese Veränderung ist daher keine gewaltsame, sondern eine allmähliche und unmerkliche, wie das Wachsthum eines jeden organischen Lebens. Nur die Gewaltthat und der Betrug verletzen den rechtlichen Bestand und die natürliche Ordnung. Es ist daher ebenso Unrecht, mit Gewalt die organische Veränderung der äußern Verhältnisse der Menschen unter einander aufhalten zu wollen, als es Unrecht ist, dieselbe mit Gewalt herbeizuführen. Daß Jeder frei ist in der nach der gegebenen Ordnung der äußern Verhältnisse ihm zukommenden Berechtigung, seine Kraft ohne Schädigung Anderer geltend zu machen und auszuüben, darin sind Alle gleich; das ist das natürliche, unveräußerliche, ewige Recht eines Jeden.

6. In der Ausdehnung dieser Berechtigung nach außen aber sind

nicht Alle gleich. Eine solche Gleichheit der Anwartschaft auf die zeitlichen Güter und deren Gebrauch ist unnöthig, und wäre sogar ungerecht, wenn sie eintreten könnte, ist aber glücklicherweise geradezu unmöglich.

Unnöthig ist diese Gleichheit, weil die Berechtigung nach außen nur das Mittel zu unserer sittlichen Bildung, nicht aber selbst Zweck des Lebens sein kann. Bei der sittlichen Bildung aber kommt es gar nicht auf den Umfang des von uns beherrschten äußern Lebensgebietes, sondern auf die sittliche Kraft an, die wir in Bewegung setzen. Diese hängt aber nicht vom äußern Besitze ab, sondern steht häufig sogar gerade im umgekehrten Verhältnisse zu demselben. Wozu also eine solche Gleichheit? Die sittliche Ordnung wird durch sie nicht gefördert, die äußere aber zerstört. Aeußerlich muß ein Unterschied der Verhältnisse bestehen. Ohne einen solchen Unterschied wäre keine Unterordnung, und damit auch keine Ordnung. Jeden gleich behandeln wollen in der Berechtigung auf äußere Ansprüche hieße alle Ordnung aufheben und das Recht selbst in Unrecht verkehren. Wollen wir den Mann behandeln wie das Kind, und beiden die gleiche Berechtigung zugestehen, werden wir beiden das ihnen zuständige Recht entziehen. Wie könnte das Kind leben und zum Manne werden, wollten wir an dasselbe die gleichen Ansprüche erheben, wie an den Mann? Um dem Kinde gerecht zu werden, müssen wir ihm die Rechte des freien Mannes nothwendig so lange entziehen, bis es dieselben gebrauchen kann, sonst dürften wir es ja ohne seine Einwilligung nicht einmal nähren, kleiden, unterrichten, könnten es eben gar nicht erziehen. Nie aber sind alle Menschen gleich vollkommen, weder leiblich noch geistig, also müssen sie auch in verschiedenen Verhältnissen sich bewegen, und können und dürfen nicht in das gleiche Geschirr gezwungen werden. Auch beruhen alle Verhältnisse des äußern Lebens auf vorausgegangenen, von uns unabhängigen, geschichtlichen Grundlagen. Diese Grundlagen, welche theilweise selbst Folgen einer früher eingetretenen Freithätigkeit sind, und in jeder Hinsicht verschieden sich gestaltet haben, können wir nicht gewaltsam ändern, ohne der Freiheit und dem Rechte zu nahe zu treten. Hier Gleichheit erzwingen wollen, hieße Freiheit und Recht verletzen. Auch ist es gerade darum, weil die Befähigung der Einzelnen von Natur aus nicht gleich sein kann, unmöglich.

7. Was besteht, müssen wir eben darum achten, weil die innere Bethätigung des Willens von dieser Achtung der äußern Verhältnisse

abhängt. An ihnen muß der Wille lernen, sich beschränken, und durch diese Beschränkung nach außen seine eigene innere Kraft erproben. Der Wille geht in seinem sittlichen Streben stets über das bloße Recht hinaus.

Das unveränderliche Recht ist gegründet auf die ewige Bestimmung des Menschen und das Verhältniß dieser Bestimmung zur äußern Bethätigung der innern Kräfte. Diese Bethätigung des Wollens nach außen berührt, wie schon angedeutet wurde, nothwendig andere Menschen und gegebene historische Zustände, die, weil sie nicht von uns allein abhängen, in der Bethätigung unserer Kräfte nach außen geachtet werden müssen. Diese historisch gegebenen Zustände sind aber selbst wieder von der vorausgegangenen Thätigkeit Anderer abhängig. Sie sind nicht immer so gewesen. Somit kann diesen gegenüber heute etwas Recht sein, was es morgen nicht mehr ist und gestern noch nicht war. Der Arzt hat gegenüber dem Kranken, der ihn gerufen, ein gewisses Recht, das er zuvor nicht hatte und vielleicht schon in einigen Stunden nicht mehr haben wird.

8. Das historische Recht ist stets ein wesentlicher Theil des unveränderlichen und natürlichen. Das natürliche besteht aber nur als historisches. Weil die menschliche Natur nur in Form der Freiheit sich ganz entfalten kann, ist alle menschliche Thätigkeit zugleich von historischer Bedeutung. Das natürliche Recht ist darum nur in soferne wirklich, als es sich geschichtlich ausspricht und erfüllt. Mehr ist nicht im Bereich der Wirklichkeit. Die Gesammtheit der in einer bestimmten Zeit sich darstellenden menschlichen Kräfte in ihrem äußerlich geordneten Verhältnisse ist das historische Recht. Beide, das natürliche und das historische Recht, sind unzertrennlich. Das erste ist im andern, das andere durch das erste. Wir haben das natürliche Recht nur, in wieferne wir ein historisches haben, und gehorchen dem ersten nur durch unsere freiwillige Unterwerfung unter das zweite. Wir können von dem erstern nicht mehr besitzen, als wir in der Zeit durch äußeres, richtiges, maßvolles Zusammenwirken Aller zu einem geregelten Gesammtleben verwirklichen können. Aber wir können das erstere niemals ganz und in seiner vollkommenen Allgemeinheit auf Erden verwirklichen, weil die auf Erden zusammenlebenden Menschen nie die höchste leibliche und geistige Vollkommenheit schon bei ihrer Geburt erreicht haben werden. Daraus ergibt sich das persönliche Verhältniß des Einzelnen zum äußern Recht. Jeder ist dem gegebenen Verhältnisse äußerlich unterworfen. Er frevelt gegen die göttliche Ordnung, wenn er sich dem Bestehenden aus Willkür widersetzt.

9. Innerlich aber muß jedes Menschen sittliches Streben über die äußere Ordnung und das bloße Rechtsverhältniß hinausgehen. Die menschliche Handlung hat nicht bloß ein Verhältniß zu gegebenen äußern Zuständen, sondern auch ein inneres zur ewigen Bestimmung. Die sittliche Vollkommenheit muß Ziel alles Handelns sein. Beim bloßen Recht stehen bleiben zu wollen, wäre selbst Unrecht, denn es wäre eine Mißkennung des richtigen Verhältnisses des innern Lebens zum äußern. Das Recht hat es bloß mit der Gegenwart und ihrem äußern Bestande zu thun. Die sittliche Absicht aber geht auf die Zukunft. Wer streitet, um Recht zu haben, ist schon dadurch, daß er Recht haben will, hinter der sittlichen Bestimmung zurückgeblieben, und moralisch im Unrecht. Was bleibt dem Streitenden, der Recht behalten hat, von seinem Kampfe? Ein unfruchtbarer Gewinn, der ihm leicht sittlich nachtheilig wird, weil er auf eine gewisse Zufriedenheit mit sich selbst sich gründet, oder dieselbe zur Folge hat, und also die wahre Selbstkenntniß beeinträchtigt, und das Streben nach einem bessern Zustande hemmt. Nur wer von seinem Unrecht und seiner Unvollkommenheit überzeugt ist, der strebt nach Höherem, und befindet sich auf dem rechten Wege zur Besserung. Das Bestehen auf seinem Rechte darf innerlich gar nie der Maßstab unseres Urtheils sein, weder in Hinsicht auf uns selbst, noch weniger in Hinsicht auf unser Verhalten zu Andern, und am allerwenigsten in unserm Aufblicke zu Gott und dem höchsten Ziele alles menschlichen Strebens. „Wenn euere Gerechtigkeit nicht größer ist, als die der Pharisäer", spricht der Herr, „so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen" [1]. Unsere Gerechtigkeit ist aber immer eine pharisäische, wenn wir nur darauf sehen, daß wir äußerlich im Rechte sind. Jeder, der Recht behalten will, wird immer Recht behalten, denn es wird ihm nie an Ausreden, Entschuldigungen und Gründen der Rechtfertigung seiner eigenen Handlungen fehlen. Aber nur der kann sich selbst rechtfertigen wollen, der mit sich zufrieden ist. Wer aber mit sich zufrieden ist, hat am meisten Ursache, mit sich unzufrieden zu sein, denn er hat aufgehört, besser und vollkommener werden zu wollen. Er kann nicht mehr vorwärts streben, sondern muß lediglich auf dem Punkte stehen bleiben wollen, auf dem er sich selbst so wohl gefällt. Nur wer seine Unvollkommenheit einsieht, kann besser werden wollen.

10. Ein Solcher will und kann aber nicht stehen bleiben. Das

---

[1] Matth. 5, 20.

Stehenbleiben auf irgend einem Punkte ist unnatürlich, weil es die lebendige Fortbildung unmöglich macht. Wer steht, der fällt ebendarum, weil er da stehen bleiben will, wo Alles rings um ihn wankend und wandelbar ist. Wer in der Erkenntniß auf einem einmal erreichten Punkte stehen bleiben will, muß das eigentliche Erkennen aufgeben. Wer mit dem, was er gelernt hat, zufrieden ist, hat nichts Rechtes gelernt. Wozu sollte der Verstand und das Leben nachher ihm verliehen sein? Wer nicht zunimmt, nimmt ab; wer nicht verständiger wird, wird dümmer. Wer aber nicht nur bei der einmal angenommenen Meinung eigensinnig beharrt, sondern auch diese noch von Andern entlehnt und doch dabei stehen bleiben will, ist doppelt schlimm daran. Nur das Selbsterworbene ist verständlich. Vererbte Worte werden begriffslos, sobald sie eine andere Zeit wieder ebenso anwenden will. Jede Zeit bildet sich ihre Begriffe und die ihnen entsprechenden Worte. Nehme ich ein solches Wort zu einer andern Zeit, so habe ich zwar dasselbe Wort, aber nicht mehr denselben Begriff, sondern entweder keinen Begriff, oder einen andern. Wenn die alte Theologie Worte, wie Form, Substanz, Assimilation und ähnliche mit Recht gebraucht, weil sie damit gewisse Begriffe verbunden hat, die ihre Zeit wohl verstand, folgt daraus, daß wir dieselben Worte heutzutage ebenso wieder gebrauchen können? Wenn sich nun unmerklich die Begriffe geändert haben, und wir gebrauchen doch das gleiche Wort, so sagen wir äußerlich die Wahrheit und sind im Geiste Lügner. Wenn wir aber erst Andere auf Grund solcher unverstandener oder übel angewendeter Worte verdammen, und des Irrthums oder der Ketzerei anklagen, sind wir nicht nur Lügner, sondern ächt jüdische Pharisäer, die verdammen, wo sie sich erst besinnen und bessern sollten. Das sollten wir wohl bedenken, daß Sinn und Geist entscheidet und nicht das Wort, daß die Gesinnung das Wesentliche ist, und nicht die Handlung. Sonst werden wir stets alle Verhältnisse mißkennen, und weder das Alte verstehen, noch das Neue. Nichts läßt sich in abgeschlossene Formeln zwängen, was dem Leben angehört. Wir selbst können nicht bleiben, wie wir sind, ohne des geistigen Todes zu sterben.

11. Wir dürfen nie stehen bleiben, nie dem Aeußerlichen Macht geben über den Geist, oder wir geben uns selbst auf, und verfallen dem Unrecht, während wir scheinbar am Recht festhalten. Dieses Unrecht tritt deutlich hervor, sobald unser Urtheil sich nach außen wendet. Dem Nächsten gegenüber werden wir allerdings stets Recht behalten, sobald wir einmal Recht haben wollen, aber wir werden es behalten auf Kosten

der Gerechtigkeit. Wer Andere anklagen will, hat eine äußere Formel leicht gefunden, ebenso leicht, wie der, welcher sich entschuldigen will. Damit nähren wir nur das Unrecht in uns. Wer sittlich vollkommen werden will, muß Andere entschuldigen und sich anklagen.

Dieß ist der einzige Weg, besser zu werden. Steife dich nie Andern gegenüber auf dein Recht, sondern gehe von dem Grundsatz aus, daß du in deinem Betragen stets noch ein Unrecht bessern und gut machen kannst. Was hilft es, Recht behalten und die Liebe verletzen? Was wir dabei gewonnen, ist ewiger Verlust. Das sehen wir am deutlichsten, wenn wir unser vermeintliches Recht Gott gegenüber behaupten wollen. Auf welches Recht können wir uns Gott gegenüber berufen? Was sind wir gegen Ihn? Was können wir ohne Ihn? Auch das Vollkommenste, was wir haben, ist voll der Unheiligkeit vor Gott. Kein Gebot Gottes können wir vollkommen erfüllen. Wir müßten bloß auf das Recht bauend uns über Gott erheben, oder an unserm Ziele verzweifeln. Entweder herrscht die Furcht allein, oder der grenzenlose Uebermuth selbstgerechter Ueberschätzung. Beide aber führen nicht zur Liebe Gottes und nicht zur Seligkeit. Die Furcht, wo sie allein regiert, erzeugt nicht Liebe und nicht Vollkommenheit. Ihre Frucht ist der Haß. Wo wir hassen, da ist jede Seligkeit ferne.

12. Wenn wir aber in sittlicher Hinsicht nicht den Maßstab des bloß äußerlichen Rechtes anlegen und in keiner Weise auf unser Recht pochen dürfen, so dürfen wir doch auch nicht dasselbe verletzen, um sittlich gut und vollkommen zu werden. Die Sittlichkeit geht über das Recht, aber sie kommt nur durch Beobachtung desselben über dasselbe hinaus. Was wir zerstören, über das können wir uns nicht erheben. Wer in der Erkenntniß das Alte, Bestehende wegwirft, kommt nicht zu dem Neuen. Nur wer den Sinn des Alten begreift, kommt darüber hinaus. Wer im Handeln sich über die gegebenen Verhältnisse wegsetzt, kommt nicht über sie hinaus zum sittlichen innern Leben, weil er schon den ersten Schritt der Bezähmung seiner Willkür nicht thun will. Nicht wer das Gebot verletzt, erhebt sich darüber, sondern wer es erfüllt, und in dieser Erfüllung selbst mehr sucht als die bloße Rechtfertigung. Die Liebe ist des Gebotes Erfüllung. Diese gibt dem äußern Gehorsam innern Werth. Sie allein ist das göttliche Recht, sie allein das Ewige in allem Veränderlichen, sie allein bringt in Alles, was sie vollbringt, Leben, und macht alles Veränderliche zum Gefäße des Unveränderlichen, der Ewigkeit und Seligkeit.

XCV.

Text: „Da ging Pilatus wieder hinein in das Richthaus, rief Jesum, und sprach zu Ihm: Bist du der König der Juden? Jesus antwortete: Redest du dieses von dir selbst, oder haben es dir Andere von mir gesagt? Pilatus antwortete: Bin ich ein Jude? Dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir überliefert. Was hast du gethan? Jesus antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, so würden wohl meine Diener darum kämpfen, daß ich den Juden nicht überliefert würde. Nun aber ist mein Reich nicht von hienieden. Pilatus sprach zu ihm: Also bist du doch ein König? Jesus antwortete: Du sagst's, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren, und dazu in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugniß gebe. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme. Da sprach Pilatus zu Ihm: Was ist Wahrheit? Und da er dieß gesagt hatte, ging er wieder hinaus zu den Juden, und sprach zu ihnen: Ich finde keine Schuld an Ihm." Joh. 18, 33—38.

Inhalt: Wie Pilatus fragen die Meisten nach Wahrheit, und wenden sich doch von demjenigen ab, der die richtige Antwort gibt.

1. Wenn der Wille des Menschen einmal sich mit Entschiedenheit zum Bösen neigt, wird er sogar die Offenbarung und jegliche gute Lehre und selbst die ihrer Natur nach guten Werke zum Deckmantel der eigenen Verkehrtheit mißbrauchen. Das zeigt uns der Evangelist an dem Beispiele der Juden, die nicht in das Richthaus eintreten, um sich äußerlich nicht zu verunreinigen, während sie innerlich der Ungerechtigkeit jede Verunreinigung des Herzens gestatten. Unter was immer für einem Vorwande aber auch das Herz gegen die Mahnungen des Lebens sich verhärten mag, eine solche Verhärtung ist immer gefährlich. Ein harter Charakter ist nie edel und gut. Aber auch ein allzu weicher führt zum Verrathe an der Wahrheit und allem Heiligen und Göttlichen. Das zeigt der Evangelist am Beispiele des Pilatus. Die Pharisäer pochen

auf ihre äußere Befolgung der Vorschriften der Religion und verhärten ihr Herz in dieser äußern Gerechtigkeit gegen das Wort Gottes; Pilatus wird ohne Religion und ohne höhern Anhaltspunkt für sein Wollen und Streben haltungs- und charakterlos. Er möchte die Wahrheit erkennen, ahnet sogar eine unbekannte höhere Macht, die ihm in der Begegnung mit Christus nahe getreten ist, und fürchtet sich vor derselben. Vielfältig macht sich bei ihm sogar ein besserer Sinn, der das Recht zu schützen bereitwillig ist, geltend. Aber wie er die unbekannte Welt des Heiligen und Guten nur fürchtet, aber nicht erkennt, so fürchtet er auch die ihn umgebende bekannte Welt, will keines von beiden Gebieten verletzen, möchte sich da unschuldig halten und dort auch, und ist stets von schwankender Unsicherheit, um am Ende doch das unbekannte Göttliche zu verrathen, aus Furcht vor dem Zeitlichen und Bekannten, den Heiland der Welt, den er für unschuldig zu erklären genöthigt ist, dennoch dem schmählichen Tode preiszugeben, aus Furcht vor den Juden und dem Cäsar.

Sein ganzes Betragen macht einen peinlichen Eindruck. Wir bemitleiden ihn in seiner Unruhe, weil wir sehen, daß er es eigentlich doch nicht so schlecht meint. Aber wir werden unwillig über ihn, wenn wir wieder seine gänzliche Unmännlichkeit und Haltungslosigkeit in's Auge fassen. Am meisten aber stößt uns die vornehme Geringschätzung ab, mit der er im Tone des Besserwissens an Christus die Frage stellt: Was ist Wahrheit? und dann sich umwendet, ohne die Antwort abzuwarten, als dächte er im selben Augenblicke, da er die Frage stellte, auch schon wieder: was wird dieser jüdische Religionsschwärmer mir, dem gebildeten Heiden, welcher alle philosophischen Untersuchungen der Griechen über Wahrheit gelesen hat, Vernünftiges antworten können?

2. Dieser Uebermuth auf ein eingebildetes Besserwissen ist so recht ein treues Bild unserer alles besser wissen wollenden Zeitbildung, die alle religiösen Fragen umgeht und alles tiefere Eingehen in jede Lebensfrage sorgfältig vermeidet, die es zur gesellschaftlichen Vorschrift macht, den Gegenstand der Unterredung so oft als möglich zu wechseln und so ganz Recht hat, wenn sie alle Unterredung lediglich als Unterhaltung bezeichnet. Gerade damit aber gibt sie Zeugniß gegen sich und spricht es deutlich aus, daß es ihr nicht um Wahrheit und Erkenntniß, sondern lediglich um Unterhaltung, und höchstens um den äußern Schein des Erkennens zu thun ist. Was anders ist der Grund, wenn unsere vornehme Welt, die eigentlich im Herzen Kunst und Wissenschaft gründlich

verachtet, weil sie nicht von vornehmer Abkunft sind, ein gewisses Interesse für Literatur oder Kunst affectirt, und um dieses oder jenes aus dem Gebiete der Wissenschaft oder Kunst sich erkundigt? Sie will zeigen, daß man sich doch dafür auch interessire, daher wird gefragt, aber so, daß die Antwort überflüssig ist. Das ist Sitte des eingebildeten Besserseins und Besserwissens. Wer fragt je um Rath, in der Absicht wirklich Rath zu erhalten? Jeder will sich eben den Schein geben, als sei er bescheiden und wünsche Rath zu erhalten; im Herzen aber ist er beleidigt, wenn du seine Frage für Ernst nimmst und ihm wirklich Rath ertheilen willst, und ist jedenfalls zum Voraus entschlossen, was er thun will, ehe du ihm Antwort geben kannst. Er fragt wie Pilatus und kehrt sich um, ohne die Antwort zu hören. Der Stumpfsinn, welcher gar nicht fragt um die Wahrheit, ist des Menschen unwürdig und dem Geiste verderblich, ist Verrath an der eigenen Seele. Aber fragen und die Antwort nicht abwarten, ist mehr als Verrath, ist Hohn gegen alles Bessere und Göttliche. An wem aber rächt sich dieser Hohn, als an uns selbst? Wir verachten und verhöhnen nur uns selbst, indem wir den einzigen Vorzug, den der menschliche Geist vor allen Geschöpfen der Erde empfangen hat, geringschätzen.

3. Der Geist hat seine Wurzel in der Sinnlichkeit, aber die blühenden Zweige reichen durch die Macht der Frage in ein übersinnliches Leben. Jede Frage ist ein Versuch des menschlichen Geistes, die verschlossenen Pforten der Ewigkeit zu öffnen. Sie ist die erste Kraft der Freiheit des Willens; die geistige Lebensregung, durch welche das Wachsthum des innern Selbstbewußtseins bedingt ist. Die Frage ist stets auf ein neues und im Grunde auch auf ein höheres unbekanntes Leben gerichtet. Jede Frage geht, wenn auch unbewußt, auf das Höchste. Unzählig sind die Fragen, die das Gemüth des Kindes in Bewegung setzen. Unzählig sind die ganz bedeutungslosen, auf eine unabsehbare Reihe von unendlich vielen Gegenständen gerichteten Fragen der Menschen. So bedeutungslos aber auch die einzelne Frage für sich sein mag, die Bewegung des Geistes, die dazu führt und treibt, ist um so bedeutsamer. Alle Fragen sind unbewußt auf das Höchste gerichtet, sobald sie unmittelbar aus der unschuldigen kindlichen Bewegung des Gemüthes kommen. Was der Geist zur Antwort verlangt, ist doch immer die Wahrheit. Auch um Unbedeutendes fragend wollen wir Wahrheit. Leider widersprechen wir mit dem Herzen nur allzu häufig dem angebornen Bedürfnisse des Geistes nach Wahrheit und fragen gar viel, nicht um die Wahr-

heit, sondern das Gegentheil zu hören. Nichts ist dem Herzen in der Regel unangenehmer, als die Wahrheit hören zu müssen. Gefragt oder ungefragt ist sie dem in sich selbst verliebten Sinne zuwider. Dennoch fühlt der Geist auch noch in dieser Verblendung, daß er für die Erkenntniß der Wahrheit geboren ist. Darum fragen wir auch da noch um die Wahrheit, wo wir sie nicht hören wollen, bloß um den Schein zu haben, als wollten wir sie hören. So geben wir fragend Zeugniß gegen uns selbst, indem wir durch die Frage bezeugen, daß wir nach Erkenntniß und Wahrheit fragen können, und daß, wenn wir sie nicht hören, dieß nicht geschieht, weil wir sie nicht hören und erkennen können, sondern weil wir sie nicht vernehmen wollen.

4. Durch die Frage nach Wahrheit erhebt sich die Seele über die Erde und tritt in Verbindung mit dem Ueberirdischen und Göttlichen. Die freie Kraft des Geistes lebt nur im persönlichen Verkehr. Die erste Bewegung der menschlichen Rede ist die Frage, denn der Mensch weiß nichts aus sich, sondern erkennt nur das, was er durch Unterricht und Erfahrung empfängt. Der höchste und erste Lehrer der Menschen ist Gott. Der göttliche Geist ist der antwortende, der menschliche der fragende. Wo der Mensch nicht fragt, findet die Antwort und der Unterricht keine Stelle. Der Unterricht ist auf die freie Mitwirkung des Geistes gegründet. Wo der Geist sich nicht selbst dem unterrichtenden Worte entgegen bewegt, ist der Unterricht unmöglich. Die Bewegung des Geistes zur Aufnahme des Unterrichtes aber ist eine innerlich sich regende oder äußerlich ausgesprochene Frage. Der menschliche Geist kann sich nicht die Erkenntniß geben, sondern nur nach ihr streben und fragen. Aber diese Frage führt ihn über sich hinaus, führt ihn, wenn sie ernstlich gemeint ist, zu Gott. Hier ist der Punkt, wo die menschliche Thätigkeit das Göttliche berührt.

5. Wie aber die Macht fragen und nach Wahrheit streben zu können ein Vorzug des menschlichen Geistes ist, der zu einem höhern Leben führen soll, so ist dieses Streben und Fragen auch ein wesentliches Bedürfniß desselben. Wie der Leib seine Nahrung bedarf, so ist auch der Geist der ihm zusagenden Nahrung bedürftig. Die Nahrung des Geistes aber ist die Wahrheit und deren wirkliche Erkenntniß. Indem die Speise verdaut wird, ist sie Nahrung, und indem die Wahrheit zur Erkenntniß wird, nährt sie den Geist. Nur begehrt der Leib seine Nahrung mit unwiderstehlicher Nöthigung, der Geist aber ist auch hierin frei und erkennt häufig nicht einmal das nächste Bedürfniß seiner Erhaltung, sondern

verschmäht die geistige Nahrung, wenn sie ihm dargereicht wird, statt sie mit allem Eifer zu suchen, wenn sie ihm fehlt. Die meisten, die sich nie um ihres Geistes Nahrung gekümmert, können dafür mit um so größerm Behagen von ihrem Essen und Trinken und ihrer Verdauung reden. Es ist herkömmlich zu fragen: Wie haben Sie geschlafen? aber keiner fragt den andern: wie oder worüber haben Sie nachgedacht?

6. Man würde eine solche Frage vielleicht sogar für unschicklich halten und in gewissem Sinne ist sie es auch, weil sie nämlich eine Thätigkeit voraussetzt, welche leider bei Vielen nicht eintrifft, und um die zu fragen darum bei den Meisten wie Hohn klingen würde. So ist es auch in manchen Fällen unschicklich, die Wahrheit zu sagen, bei allen nämlich, bei welchen die Angeredeten voraussetzen lassen, daß sie die Wahrheit nicht ertragen können. An sich unschicklich aber ist nur eine Frage, welche neugierig und indiscret Andere auszuforschen, nicht aber Belehrung zu erhalten sucht. Sich belehren zu wollen, schickt sich immer. Damit verletzen wir Niemand, als unsere Eitelkeit, und diese zu verletzen ist das Schicklichste, was wir beginnen können.

Schickt es sich aber, jene Menschen um Auskunft zu fragen, bei denen wir voraussetzen dürfen, daß sie uns eine richtige Auskunft geben können, so schickt es sich um so mehr, stets und immer Gott zu fragen. Ihm ist unser Eifer stets willkommen. Es ist eitler Mißverstand, wenn Viele sich darauf ausreden, dem Gläubigen lasse es unziemlich zu fragen. Wer glaube, bedürfe keiner weitern Erklärung. Darin bestehe eben das Glauben, daß man dem Lehrenden auf das Wort glaube. Besonders der göttlichen Offenbarung gegenüber sei es höchst unziemlich, durch unbescheidenes Fragen in die Geheimnisse derselben eindringen zu wollen. Welcher Unterrichtende wird sich aber davor fürchten, daß der Lernende frage? Ist es nicht des Lehrers höchste Freude, wenn der Schüler lernbegierig immer weiter forscht? Gibt nicht gerade dieses Fragen Zeugniß, daß der Fragende wirklich etwas verstanden und den Unterricht im Geiste aufgenommen und liebgewonnen hat? Gibt nicht dieses Fragen dem Unterrichtenden den einzig sichern Anhaltspunkt, von dem aus er im Unterricht weiter fahren kann? Wenn aber schon der menschliche Lehrer an den offenbaren Zeugnissen des Fortschrittes seiner Schüler Wohlgefallen hat, aus welchem Grunde soll es Gott nicht haben? Soll Er weniger im Stande sein, den Seinigen gute Gaben zu geben, als der menschliche Lehrer? Oder bringen wir den Antwortenden in Verlegenheit mit unserer Frage? Das kann beim menschlichen Lehrer sein, beim gött-

lichen nicht. „Welcher Vater, sagt das Evangelium, wird seinem Kinde, wenn es ihn um Brod bittet, einen Stein geben? Wenn nun ihr, die ihr böse seid, euern Kindern gute Gaben zu geben wisset, um wie viel mehr euer Vater im Himmel"[1]?

7. Aber vielleicht sollen wir Gott nicht zuerst um Wahrheit und Erkenntniß, sondern vielmehr um andere Gaben bitten, die uns nothwendiger sind, als die Erkenntniß? Ist denn die Erkenntniß das Erste und Höchste, um was wir Gott bitten können? Sollten wir Ihn nicht lieber zuvor um Seligkeit bitten? Die Seligkeit ist doch immer das Erste und Letzte, wornach wir ringen und streben. Die Seligkeit ist wohl das Höchste und Letzte, was wir erreichen können, aber das Erste nicht. Wie kann man die Seligkeit wollen, wenn man nicht zuvor die Mittel dazu will? Wie wollen wir aber Seligkeit finden ohne Wahrheitsliebe? Kann Lüge und Täuschung selig machen? Die Bedingung der Seligkeit ist die Freiheit. Zur wahren Freiheit und zum rechten Gebrauche derselben gehört aber wesentlich die Wahrheit. Die Erkenntniß der Wahrheit ist ein wesentliches Mittel zur Seligkeit, weil sie der Weg zum wahren Leben des Geistes ist. Sie ist nicht Seligkeit und verleiht aus sich nicht die ganze Seligkeit, aber sie ist der unumgänglich nothwendige Weg dazu. Auch die Tugend, das Gebet, alles Gute ist nur gut durch die Theilnahme an der Wahrheit. „Betet im Geiste und in der Wahrheit"[2], spricht der Herr; und den Jüngern gibt Er die Verheißung: „Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen"[3]; und von sich selber redend versichert Er: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"[4]. Diese Drei sind Eins. Ohne Wahrheit ist kein wahres Leben. Der Geist lebt in Wahrheit nur von der Wahrheit.

8. Wenn aber der Geist nur durch die Wahrheit ein wahres Leben lebt, wie kommt er dazu, die Wahrheit verläugnen, die Frage nach Erkenntniß und Belehrung versäumen und von sich abweisen zu können? Wie kann der Mensch verachten, was er bedarf? Wird der Hungernde die Speise verschmähen, die ihm dargereicht wird? Wenn aber der Leib versteht zu fordern, was er bedarf, so wird wohl auch der Geist, der doch für den Leib Verstand haben soll, verstehen, zu ergreifen, was er zum Leben und Wohlsein bedarf. Der Geist kann aber auch den Verstand verläugnen. Des Geistes Natur ist, frei zu sein, und darum auch

---

[1] Luc. 11, 13. [2] Joh. 4, 23. [3] Joh. 8, 32. [4] Joh. 14, 6.

das Natürliche verschmähen zu können. Aber es ist klar, daß es eine unnatürliche, die eigene Bestimmung verletzende Eigenmacht des Geistes ist, wenn er die Erkenntniß verachtet, den Drang nach Wahrheit durch die Neigung zur Unwissenheit oder Lüge verhöhnt.

9. Wie die ersten Menschen freiwillig die Frage nach der Wahrheit und Erkenntniß verschmähten, sind sie darin das unglückliche Vorbild für ihre Nachkommen geworden. Lust und Hochmuth haben die ersten Menschen zur Sünde verleitet und das Heer der Leidenschaften entfesselt, das nun die Welt verwüstet. Der Anfang der Sünde war, daß sie an dem Baum der Erkenntniß vorübergingen, ohne sich um seine geistige Bedeutung zu kümmern. Sie fragten nicht nach Wahrheit, aber sie verlangten nach Genuß und strebten nach unverdienter Herrschaft über die Natur und unbegriffener Gleichheit mit Gott. Die verkehrte Neigung des Willens nach augenblicklicher Befriedigung des Verlangens nach Seligkeit war der Grund ihrer Sünde, der Fluch Gottes die nothwendige Folge. Mit dem Aufgeben des Strebens nach Wahrheit gibt der Mensch die Theilnahme an dem Göttlichen auf. Gott flieht gleichsam vor den Menschen und diese Flucht des Göttlichen ist der Fluch der Erde.

10. Was die ersten Menschen bewog, die rechte Erkenntniß zu mißachten, und nicht nach dem Sinne des göttlichen Gebotes zu fragen, das ist stets der Grund, der den Menschen abhält, Wahrheit zu suchen. Es ist Trägheit oder Hochmuth. Der erste Grund, welcher den Menschen von jeglichem Bemühen nach besserer Einsicht abhält, ist aber die Trägheit. Sie findet jede Bemühung zu viel, vor allem die geistige, weil diese die höchste Anstrengung erfordert. Da nun kein Sieg ohne Kampf, keine Erkenntniß ohne Mühe sein kann, will die Trägheit lieber auf jegliche Erkenntniß der Wahrheit verzichten, als die Mühe auf sich nehmen, nach derselben zu ringen. Die sinnliche Lust liegt dem Begehren viel näher und ist viel leichter zu erreichen. Sie genügt dem thierischen Menschen. Der Geist aber wird um so kraftloser, je mehr der Leib und seine Lust zunehmen. Durch Thätigkeit allein wird der Geist stark und glücklich, denn seine Natur ist Leben und Thätigkeit. Die Pflege des Leibes hindert uns immer an der Pflege des Geistes. Stundenlang können Menschen von ihrer Gesundheit reden und alle kleinsten Umstände bis in's Abgeschmackte beschreiben; aber ihres Geistes Zustand bleibt ihnen eine gleichgültige Sache. Das ist ebenso unnatürlich als verderblich.

Der zweite Grund, warum der Mensch nicht nach Erkenntniß und

Wahrheit strebt, ist der Hochmuth. Weil jeder glaubt, der Klügste und Einsichtsvollste zu sein, hält er es für Schande, durch die Frage zu offenbaren, daß er noch der Erkenntniß bedürftig ist. Er wagt es nicht einmal sich selbst zu gestehen, wie schlecht es mit seinem Erkennen bestellt ist. Höchstens noch äußerliches Wissen ist es, was der Hochmüthige verlangt, weil er damit prunken kann, oder darin sich selbst gefällt, die Erkenntniß aber, welche immer tiefer die eigene Unwissenheit einsieht, die ist dem Geiste des Hochmuthes zuwider.

Zwischen diesen beiden Verräthern der Wahrheit und Erkenntniß ist dann noch ein weitumfassendes Gebiet der menschlichen Bestrebungen, das Ursache hat, nicht nach Erkenntniß und Wahrheit zu verlangen, dieß ist das Gebiet der verschiedenen Leidenschaften, die alle blind sind und blind sein wollen, die das Licht scheuen und stets die Finsterniß mehr lieben als das Licht.

11. Wohin ein Weg führen muß, auf den wir von solchen Führern geleitet werden, ist leicht einzusehen. Sein Ende ist nothwendig Verderben und zwar doppeltes Verderben, natürliches und sittliches; natürliches, weil wir dem Geiste die nothwendige Nahrung entziehen, sittliches, weil wir ihm Gift statt Nahrung reichen. Aber mit dem Einsehen allein, daß dieser Weg zum Verderben führt, ist nicht Alles gethan. Wir müssen auch den Muth haben, den entgegengesetzten Weg zu betreten, und Ausdauer, wenn wir auf ihm vorwärts kommen wollen. Haben wir aber nur einigen Muth und nur einige Ausdauer, so wird uns bald jeder Schritt auf diesem Wege zeigen, wie der Geist an Erkenntniß und Kraft zunimmt, wie ein neues Leben uns entgegen kommt. Wir empfangen in uns die innere Sicherheit, daß das Ende dieses Strebens nichts anderes sein kann, als lebendige Kraft und wahres ewiges Leben und ewige Seligkeit, und daß Christus nicht umsonst gesagt: „Selig sind die nach Wahrheit hungern, denn sie werden gesättigt werden“ [1].

XCVI.

Text: „Da nahm Pilatus Jesum und ließ ihn geißeln. Die Soldaten flochten eine Krone von Dornen, setzten sie Ihm

[1] Matth. 5, 6.

auf sein Haupt und legten Ihm einen Purpurmantel an und traten vor Ihn hin und sprachen: Sei gegrüßt, du König der Juden! und gaben Ihm Backenstreiche. Pilatus ging nun abermals heraus und sprach zu ihnen: Sehet, ich führe Ihn zu euch heraus, damit ihr erkennet, daß ich keine Schuld an Ihm finde. Es trat also Jesus heraus und trug eine Dornenkrone und einen Purpurmantel, und Pilatus sprach zu ihnen: Seht, welch' ein Mensch!" Joh. 19, 1—5.

Inhalt: Die natürliche und sittliche Bedeutung des Schilfrohrs, der Dornenkrone und des Purpurmantels im **Ecce-homo**-Bilde.

1. Wie der Hohepriester mit seinem von Johannes angeführten Ausspruche: „es ist besser, daß Ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe" [1], unbewußt ein prophetisches Wort gesprochen, so hat Pilatus mit seinem Ausrufe: „Sehet ein Mensch!" wenn nicht ein prophetisches, doch wenigstens ein für die ganze Welt und alle Zukunft bedeutungsvolles Wort gesprochen. Das Christenthum hat dieses Wort des heidnischen Landpflegers nach seiner wahren Bedeutung aufgefaßt und der Wiederhall dieses Wortes klingt nun durch alle Zeiten fort und hat sich in unzähligen bildlichen Darstellungen verkörpert. Beinahe keine Kirche finden wir ohne Darstellung des **Ecce-homo**-Bildes. Nach dem Bilde der Kreuzigung ist dieses das häufigste in der christlich bildenden Kunst, und mit Recht, denn es ist der sinnbildliche Inbegriff des christlichen Lebens.

2. Als ein ausdrucksvolles Bild des mannigfaltigsten Leidens stellt es uns den allgemeinsten Zustand des menschlichen Lebens dar. Das Leiden ist der natürlichste und menschlichste aller Zustände, nicht bloß darum, weil es allen Menschen zukommt und allen durch eigene Erfahrung verständlich ist, sondern weil durch das Leiden jegliche Empfindung vor Verhärtung und Verwilderung geschützt wird. So lange das Herz leidet und sein Leiden mit Ergebung als Zeugniß eines persönlichen übersinnlichen Empfindens ansieht und erträgt, in wieferne an demselben Duldung, Demuth, sittliche Erhebung sich offenbart, kann und wird es nie in der Rohheit und Gemeinheit des stumpfsinnigen thierischen und sinnlichen Genießens und Begehrens untergehen. Nur diejenige Religion,

[1] Joh. 11, 50.

welche das Leiden als eine That des Gehorsams gegen Gott, als sittliche Kraft betrachten lehrt, kann das menschliche Gemüth zur freien Erhebung über alles Niedrige und Unfreie, zur wahren übernatürlichen Freiheit, zu allem Höhern und Göttlichen führen. Im Leiden offenbart sich eine göttliche Kraft, die Liebe. Wer liebt, hat die Kraft mit Freiheit und Selbstaufopferung zu leiden, weil ihm durch das Leiden selbst eine höhere Kraft des Lebens innerlich zuwächst. Das Ecce-homo-Bild vereinigt aber die beiden Grenzpunkte der menschlichen Freiheit, Leiden- und Lieben-können in eine sichtbare Einheit. Das übermenschliche Leben der Liebe, das dem natürlichen menschlichen Streben widerstrebende Gefühl des Leidens und beide unter der äußern Umhüllung und den verspotteten Abzeichen des Königthums, der Dornenkrone, dem Schilfrohr-Scepter und dem Purpurmantel — das ist das Bild des Menschen! Er ist ein König des Leidens, wenn er das Höchste ist, was er sein kann und soll auf Erden! Das Reich, worin er als König herrscht, ist, daß er leiden und zwar aus Liebe leiden kann.

3. Der Mensch ist berufen zu herrschen und König zu werden. Er hat die Abzeichen der Herrschaft an sich von Geburt aus. Jedem ist Krone und Scepter zugetheilt. Unter allen Geschöpfen der Welt ist der Mensch allein mit Verstand und Willen begabt. Der Wille aber ist der Ring der Herrscherwürde, der in sich selbst beginnend wieder in sich zurückkehrt. Der Verstand aber, durch den der Wille sich als selbstbewußte eigene und freie Kraft offenbart, gibt dem in sich abgeschlossenen Willenskreise den lichten Inhalt, gibt ihm Glanz und Festigkeit, er ist das Gold der Herrscherkrone des Willens. Ohne verständiges Bewußtsein eines selbstgesetzten Zweckes ist kein Wille denkbar. Beides aber ist dem Menschen verliehen von Geburt. Er ist ein geistiger Kronenträger. Dem Willen aber dienen die natürlichen Anlagen, durch die der wollende Geist nach außen wirkt und handelt. Er hat nicht bloß den Willen und das Bewußtsein, handeln zu wollen, sondern auch die Kraft, seinem Willen nach außen hin auf irgend eine Weise Ausdruck geben zu können. Mit der Krone ist ihm auch das Scepter der Macht, freilich nicht der unbeschränkten allesvermögenden Allmacht, aber doch irgend einer Macht übertragen. Diese Macht aber macht sich geltend in einer Reihe von Handlungen, die ihre Spuren in der Umgebung eines Jeden zurücklassen. Jeder Mensch hat seinen eigenen ihm zuständigen Wirkungskreis, der wie ein Mantel sich rings um seine geistige Gestalt verbreitet und seine Herrschaft bestätigt in sichtbarer äußerer königlicher Umhüllung. Was ist

darum natürlicher, als daß der Mensch die ihm angeborne Herrschermacht auch zu üben und Alles seinem Willen zu unterwerfen sucht!

4. Allein er täuscht leider meistens in dieser Sucht zu herrschen sich selbst, indem er die Natur der ihm anvertrauten Herrschergewalt mißdeutet und eben darum seine Herrschaft verliert, weil die wahre Herrlichkeit nur auf den rechten Willen und das richtige Verständniß gegründet sein kann. Sobald wir uns über die Grenzen und das Ziel dieser Macht täuschen, verlieren wir den Verstand, wenigstens das richtige Verständniß unserer Bestimmung und damit die verliehene Krone und mit der Krone auch das Scepter der Macht. Die Herrschaft, die wir auf unsere eigene Macht erbauen wollen, wird zum Hohne an unserer wahren königlichen Bestimmung. Nur wer der willkürlichen im eigenen Namen geübten Herrschaft über Andere entsagen lernt, gewinnt die Herrschaft über sich, und ist König über den ihm von Gott verliehenen Wirkungskreis. Wer nicht in dem herrschen **will**, worin er wirklich und einzig herrschen **kann**, herrscht gar nicht, sondern dient einer ihn beherrschenden Sucht oder Leidenschaft.

5. Von diesem falschen Streben befreit zu werden, ist das höchste Glück des Lebens. Darum hat Gott vom Anfange die Welt so geordnet, daß sie sich nur der rechten Willenskraft gehorsam erweist, jeder falschen Willensbethätigung des Menschen aber widersetzt, und hat, damit wir diese Widersetzlichkeit und den Gehorsam der Natur nicht mißverstehen, noch das Gebot hinzugefügt. Das Gebot Gottes läßt uns erst vollkommen erkennen, daß die wahre Macht des Menschen in jener Freiheit allein besteht, die sich in sich selbst bethätigt und durch den Gehorsam gegen ein als göttlich anerkanntes Gebot die Kraft des freien Willens verwirklicht. Daraus erklärt sich die Bedeutung der Dornenkrone, des Schilfrohrs und des Purpurmantels, mit dem der menschliche Spott Christum verhöhnen wollte und wider Willen gegen sich und für die göttliche Wahrheit der christlichen Lehre Zeugniß gegeben hat.

6. Der Mensch sucht die Krone der Herrschaft über die Welt oder einen Theil derselben. Er hat in seinem Willen die Neigung, der Tyrann aller derer zu werden, über die er einige Gewalt hat. Alles soll sich nach seinem Willen und Ermessen fügen. Was ihm an wirklicher äußerlicher Gewalt fehlt, sucht er durch die Gewaltthätigkeit seines Willens zu ergänzen. Darum strebt er auch nach Anerkennung und Ehre vor den Menschen und nach unbeschränktem Genuß der irdischen Güter. Die Krone der Ehre oder der Blumenkranz des Vergnügens und der

sinnlichen Lust sollen ihm die goldene Krone der geistigen Herrschaft ersetzen. Aber diese Sucht nach Kronen und Kränzen verkehrt sich ihm von selbst in das Gegentheil. Kein Genuß und keine Lust ist auf Erden zu finden, die nicht unter ihren Rosen die Dornen verbirgt. Sind die Rosen abgefallen, bleiben dem Menschen die stechenden Dornen zurück. Auch die Ehrsucht wird eine drückende Last für den, der in ihrem Joche keucht. Die Ehre, die er sucht, wird zum schweren Joche, in dem der Unverstand an dem Lastwagen der irdischen Sorgen zieht und für fremden Bedarf Getreide oder Mist führt. Am drückendsten aber und schwersten sind die goldenen Herrscherkronen zu tragen. Die schwache menschliche Kraft ist in der Regel zu gering, die irdische Macht mit voller Freiheit zu ertragen. Während der irdische Mensch sich göttliche Gewalt anmaßt, verliert er die Herrschaft über sich selbst. Keiner kann sich selbst beherrschen, wie vermag er Andere zu beherrschen, außer im Auftrag und Namen einer höhern Einsetzung? Herrschen zu können aus eigener Macht, ist nur der übermenschlichen Kraft verliehen. Herrschen zu wollen ohne diese übermenschliche Begabung, macht nothwendig das Herz unmenschlich. Aber wer die Würde als Amt betrachtet, der wird auch die Last der Verantwortung, die auf ihm ruht, tief empfinden. Wer diese Last fühlt, dem wird jedes auferlegte Amt zur Dornenkrone der Sorge, und zu einer um so sorgen- und dornenvolleren Krone, je größer das auferlegte Amt ist.

7. Wer freiwillig nach einem Amte strebt, langt nach einer Dornenkrone. Wer aber sein Amt als ein von Gott ihm auferlegtes erkennt, dem fehlt es nicht an Sorgen und Dornen. Wer in dem auferlegten Amte selbst nur immer auf's Neue seine eigene Untüchtigkeit empfindet, und den Dorn der Selbstanklage über seine eigene Schwäche immer tiefer in sein Bewußtsein eindrückt, dem erblühen aus den Sorgen selbst erst die ächten, bleibenden Freuden, aus den Dornen ewig glühende und duftende Rosen. Aus dem Bewußtsein, daß wir Alles, was wir thun, ungenügend und schlecht vollbracht haben, erwachsen die rechten Mühen des Geistes, der immer mehr erkennt, wie weit er hinter seiner Aufgabe zurückbleibt, je mehr er sich müht und der, indem er sich stets mehr anstrengt, seine Kraft erweitert und vertieft, und in sich um so größern Segen erfährt, je unzureichender ihm selbst sein eigenes Wirken erscheint. Das Birett, mit dem der Verkündiger des Evangeliums sich bekleidet, scheint die leichteste aller Bedeckungen, und ist dem, der mit Ernst seinen Beruf zu erfüllen bestrebt ist, gewiß eine schwere, schmerzenvolle Leidens-

und Dornenkrone. Jedes Wort wird zum stillen Vorwurf der eigenen Unfähigkeit, welche die Geheimnisse des göttlichen und menschlichen Lebens auszusprechen bemüht ist, und hinter dem vorgesteckten Ziele so weit zurückbleibt. Die Rosen der Freude, mit der wir irgend ein Werk unseres Berufes angreifen, verwandeln sich immer in die Dornen tief in das eigene Herz eindringender Selbstanklage, sobald wir nur einigermaßen die Größe der Aufgabe erkennen, der wir uns unterzogen haben. Je schmerzlicher wir diese Dornen empfinden, um so besser ist es für uns. Denn die Tiefe des Schmerzes bezeugt die Höhe des Ideales, nach dem wir streben, und die Fülle des aus diesen Wunden sich ergießenden Blutquelles die Fülle des innerlich quellenden Lebens. Nur wer für das Höhere abgestorben ist, empfindet diese lebenbezeugenden Schmerzen nicht mehr.

8. Das Gleiche lehrt das Schilfrohr, das der Spott der Kriegsknechte dem Könige der Menschen als Scepter in die Hand gegeben. Jedem Menschen ist irgend eine besondere Anlage und natürliche Gabe verliehen. Diese Gabe, worin sie auch immer bestehe, sucht Jeder geltend zu machen in der Welt. Der Eine rühmt seine Geburt, der Andere seine amtliche Stellung, selbst die körperliche Stärke will sich zeigen und der Witz sich Beifall erzwingen. Jeder übt mit dem, was ihm verliehen ist, in seinem Bereiche Gewalt, und will diese Kraft anerkannt sehen. Die Andern sollen seine Ueberlegenheit fühlen, bis sie sich beugen unter das Scepter, das er mit Feinheit oder Grobheit schwingt. So stützt sich jeder auf seine Kraft und mißbraucht sie, so lange er dieselbe als wirksame Kraft fühlt. Aber diese Kraft ist leider hohl in sich. Mit Einem Schlage verläßt sie uns. Meistens schon im Leben findet Jeder seinen Meister, und wenn nicht, wird doch der Tod gewiß seiner Meister. Die angeborne Kraft verläßt uns dann am gewissesten, wenn wir sie am nothwendigsten brauchen und steht uns stets nur so lange bei, als wir sie nicht bedürfen. Sie ist wie das Schilfrohr, das bricht, sobald wir uns im Ernste darauf stützen wollen, und in unserer Hand zerbrechend uns selbst verwundet.

9. Sobald wir aber diese Haltlosigkeit unserer eigenen Kraft einsehen, wird gerade diese Einsicht in unsere Schwachheit unsere wahre Kraft. Wer seine Schwäche und die innere Hohlheit der natürlichen Anlage erkennt, wird nach Ergänzung derselben sich umsehen und mit dem sie erfüllen, was allein bleibend und ewig ist; wird über den falschen Schein natürlicher Gaben hinaus nach dem übernatürlichen Leben

ringen, das in der Liebe wohnt. Dazu dient die Erkenntniß und Erfahrung der eigenen Schwäche am allermeisten. Wessen Kraft gebrochen ist, der wird auch das Bedürfniß nach Hülfe und Unterstützung schmerzlich fühlen. Er wird lieben lernen, weil er weiß, wie sehr er selbst der Liebe bedarf. Er wird ein Höheres suchen lernen, weil er erfahren hat, wie inhaltsleer und hohl der eigene Verstand und der eigene Wille ist. Je tiefer wir unsere eigene Schwäche fühlen, um so stärker werden wir in Demuth und Liebe. Das Schilfrohr der Demuth ist unsere Stärke und das Scepter unserer wahren Macht. So werden wir die Ohnmacht füllen mit Macht und einen unverlierbaren Inhalt erwerben für das leer gefundene Gefäß. Damit wird unsere schwache Anlage wirklich eine Kraft. Der an sich inhaltsleere Verstand erhält nun erst einen wirklichen Inhalt und wird Verständniß. Wir lernen Andern dienen, wenn wir selbst die Nothwendigkeit der Hülfe Anderer erkannt haben, und können Andern dienen, wenn unsere eigenen schwachen Anlagen zu wirklichen Kräften des Willens erwachsen sind. Derjenige, der Andern mit irgend etwas dienen kann, ist diesen wirklich etwas werth. Was den Menschen dienstbar ist, davon allein lassen sie sich einnehmen und beherrschen. Das sollten besonders die Verkünder der göttlichen Offenbarung sich tief in's Herz schreiben. Nur dadurch, daß sie geben können, werden sie sich nothwendig machen. Nicht wer fordern muß, ist reich, wohl aber wer mittheilen kann. Wer dient, der herrscht. Nicht äußere Ueberwachung derselben, sondern innere Belehrung und geistige Gaben erwerben uns das Vertrauen Anderer. Je mehr wir Andern dienen, desto mehr sind sie uns zugethan und unterthan. Irgend etwas aber, um Andern zu dienen, ist Jedem verliehen, nur muß er dazu selbst erst das ihm Verliehene als Liebeskraft erkennen, dann ist er auch im Stande, es zum Dienste Anderer anzuwenden. Nur in wieferne wir das Göttliche aufnehmen in uns und demselben dienen, nur in wieferne wir Gott gehorchen und lieben, dienen wir dem Nächsten und herrschen über uns selbst und die eigene Kraft.

10. Das Gleiche gilt von allen Werken und Wirkungen unserer Handlungen. Sie sind der äußere Erfolg unserer Kraft und ihrer Bethätigung. Sie sind der Purpurmantel und Schmuck des Lebens und Wirkens. Die Wirksamkeit nach außen ist die natürliche Folge der innern Lebens- und Liebeskraft. Diese also, die Kraft, müssen wir begehren, nicht ihre Wirkungen. Wer die Wirkung sucht, verliert die Kraft, welche wirken kann. Die äußere Wirksamkeit ohne innere Lebens- und

Liebeskraft ist leerer Schein, dem die Würde und der wahre Werth fehlt; ein umgehängter glänzender Lappen, mit dem wir die innere Blöße bedecken. Sobald wir einmal das Herz dem Begehren nach dem äußern Schein überlassen haben, wird es an innerer Wahrheit immer leerer, wird immer äußerlicher und ärmer. Was muß nicht Alles dem Menschen zum Scheine seiner Eitelkeit dienen! Alle Gaben Gottes sind zum Dienste dieser Eitelkeit mißbraucht worden. Wie arm ist doch das Menschenherz, das in solchen Lappereien sich gefallen kann, und am Ende sich vielleicht damit begnügt, durch irgend ein buntes oder neues Kleidungsstück die Augen und die Herzen zu beherrschen, und mit seinen Purpurläppchen einherzuschreiten, wie ein wirklicher König unter demüthigen Unterthanen! Die Menge der Menschen zu sehen, die sich mit bunten Mäntelchen und Bändelchen behängen, und darauf sich noch etwas einbilden, das ist wirklich ein tief betrübender Anblick. Könnte man doch das Ecce-homo-Bild des Pilatus jedem Eitlen zum Verständniß bringen, wie tief beschämt müßte er vor dem Bilde der menschlichen Armseligkeit stehen! Welcher Hohn gegen uns selbst liegt in diesen äußern Scheinmitteln der Hoffart und Eitelkeit! Wäre der Mensch etwas, wozu bedürfte er des Scheines? Ist er aber in sich nichts, was hilft der Schein? Wozu der Purpurmantel? Heilt dieser die tiefe Verlassenheit und Armuth des Herzens? Wenn aber nicht, so gibt er ein um so traurigeres Zeugniß von der Armuth unseres Geistes. Wer dem Scheine nachjagt, gibt Zeugniß gegen sich.

11. Erkennen wir aber gerade in dieser Eitelkeit des Herzens die Armuth desselben, so wird uns die Einsicht in unsere Schwäche auch wieder zum Bessern führen. Ist doch die Schwäche der Eitelkeit selbst schon ein Zeugniß dafür, daß der Mensch bei seiner natürlichen Beschränktheit nicht stehen bleiben kann, daß er ein persönliches Leben und ein persönliches Verdienst und darum eine persönliche Auszeichnung anstrebt. Kann er aber überhaupt persönliche Verdienste sich erwerben, so besteht darin seine Kraft und seine Glückseligkeit, und nicht in der Auszeichnung, die ihm dafür von außen zu Theil wird. Das was ihn auszeichnet vor allen Geschöpfen, ist eben diese persönliche Lebenskraft, die nicht in dem eitlen Streben nach Beifall, sondern in der wirklichen innern Kraft, selbstständig wollen, handeln und lieben zu können, ihre Erfüllung hat.

12. Schon das Entsagen wird das bedürftige Herz zwingen, nach etwas Besserm zu trachten, um so mehr, je lebhafter das Bestreben des-

selben war, etwas scheinen zu wollen. Sobald sich die Sehnsucht nach innen wendet, statt nach außen, wird sie nichts anders finden, woran sie ein Genügen haben kann, als die Liebe, welche allein die Sehnsucht stillt und allem Streben einen wirklichen Inhalt gibt. Wie Pilatus den König der Menschen, den Herrn des Himmels, im Bilde der menschlichen Schwäche uns gezeigt, zeigt uns dagegen Christus in dem Bilde der menschlichen Schwäche die königliche Erhabenheit der göttlichen Liebe, in der wir berufen sind, mit Ihm zu leben und zu herrschen in ewiger Herrlichkeit.

XCVII.

Text: „Darauf übergab er ihnen Jesus, daß Er gekreuziget würde. Sie aber nahmen Ihn, und führten Ihn hinaus, und Er trug sein Kreuz, und ging hinaus an den Ort, der Schädelstätte, hebräisch aber Golgatha genannt wird. Allda kreuzigten sie Ihn, und mit Ihm zwei Andere zu beiden Seiten, Jesum aber in der Mitte. Pilatus schrieb auch eine Aufschrift, und setzte sie über das Kreuz; da stand geschrieben: Jesus von Nazareth, der König der Juden. Diese Aufschrift lasen nun viele Juden, denn die Stätte, wo Jesus gekreuziget wurde, war nahe bei der Stadt, und die Aufschrift war hebräisch, griechisch und lateinisch geschrieben. Da sprachen die Hohenpriester der Juden zu Pilatus: Schreibe nicht: König der Juden, sondern: Er hat gesagt: Ich bin der König der Juden. Pilatus antwortete: Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben."

Joh. 19, 16—22.

Inhalt: Nothwendigkeit einer positiven Offenbarung und deren Vermittlung durch die Kirche.

1. Nachdem der Evangelist die bedeutsamen Worte des Pilatus: „Seht ein Mensch!" besonders hervorgehoben hat, läßt er uns abermals ein Wort desselben vernehmen, von ebenso umfassender und unvergänglicher Bedeutung. Es ist die Aufschrift, welche Pilatus über das Kreuz

heften ließ, und von welcher er selbst in unbewußter Gabe der Vorhersagung mit Recht so nachdrücklich versicherte: „Was ich geschrieben habe, bleibt geschrieben." Die Anfangsbuchstaben der vier Worte dieser Ueberschrift: **Jesus Nazarenus, Rex Judaeorum** sind das einfachste und allgemeinste Symbol des christlichen Glaubensbekenntnisses geworden, die erste Aufforderung für das kindliche Nachdenken, und vielleicht das letzte symbolische Zeichen der Erlösung, das die Phantasie des Sterbenden noch festzuhalten vermag. Wenige Zeichen im christlichen Leben sind so bekannt, aber vielleicht auch wenige so unerkannt, als die Bedeutung dieser vier Buchstaben. Wie Paulus geschrieben: „Wir predigen Christum, den Gekreuzigten, der den Juden zum Aergerniß und den Heiden zur Thorheit geworden" [1]; und das Wort des Weltapostels bereits an der Erzählung des Johannes seine thatsächliche Bestätigung erhalten hatte, so ist es geblieben zu allen Zeiten. Pilatus im Namen der Heidenwelt schreibt im Hohne gegen die Juden über das Kreuz: „Jesus von Nazareth, König der Juden", und die Juden ärgern sich über diese für sie so ehrenvolle Inschrift, weil sie deren Ehre und Würde nicht verstehen. So ist diese Ueberschrift ein Aergerniß gewesen und geblieben von jeher für alle jüdisch und heidnisch gesinnten Herzen, und zugleich ein Zeugniß der höhern Wahrheit, die nicht von den Heiden stammt, und noch über das Judenthum hinausgeht.

2. Vor allem werden diejenigen an dieser Ueberschrift Anstoß nehmen, denen die menschliche Vernunft als Ausfluß des göttlichen Lebens gilt, denen alle Mythologien wie alle übrige Bildung des Heidenthums als ein Erzeugniß der natürlichen Entwicklung des menschlichen Bewußtseins von Gott und des göttlichen Bewußtseins in der Menschheit erscheint, die darum das Christenthum nur als die Vollendung jener zerrissenen Gottesidee des Heidenthums, und Christus als den vollkommenen Menschen betrachten, der dieses Bewußtsein zum ersten Mal vollständig auszusprechen gewagt, und dadurch den großen Umschwung in der Welt hervorgebracht hat. Diese Vernunftgläubigen können es auch den Juden nicht verzeihen, diesem allgemeinen Vernunftleben der Welt gegenüber eine eigene Religion und Offenbarung Gottes geglaubt zu haben, die ihnen nicht auf natürlichem Wege und durch die Vernunft selbst zugekommen, sondern von Gott durch außerordentliche und wunderbare Mittheilung gegeben worden sein soll. Diese Lobpreiser des Heidenthums

[1] 1 Cor. 1, 23.

werden uns vielleicht sagen, daß das Evangelium selbst uns diese Worte als Hohn gegen das Judenthum bezeichne, und daß es nur mit Pilatus die Sendung Christi mißverstehen heiße, Ihn als König der Juden begrüßen zu wollen. Dieß bezeuge die Geschichte, die von keinem Königthum der Juden zur Zeit Christi etwas wisse; die bald darauf folgende Zerstörung Jerusalems und des ganzen jüdischen Reiches, sowie die Zerstreuung des jüdischen Volkes verbürge das Gleiche, und die Juden selbst, die nichts von einem solchen Könige wissen wollten, bezeugten im eigenen Namen, wie grundlos das Wort des Pilatus gewesen sei. Auch Christus gebe auf die Frage des Pilatus: bist du der König der Juden? keine directe und bejahende Antwort, sondern sage im Gegentheil dem Pilatus: „Wäre mein Reich von dieser Welt, so würden wohl meine Diener für mich kämpfen, damit ich nicht den Juden überliefert würde.“ Erst auf die erneute Frage des Pilatus: also bist du doch ein König? welche nicht undeutlich die Folgerung einschließt: wenn auch nicht ein König der Juden, antwortet Christus: „Du sagst's, ich bin ein König. Denn dazu bin ich in die Welt gekommen, daß ich von der Wahrheit Zeugniß gebe. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme.“ Also ist klar, daß wir in Christus den König derer sehen müssen, die an die Wahrheit glauben und ihre Stimme hören, nicht aber den König der Juden.

3. Gegen eine solche heidenthumtrunkene Weisheit spricht aber die Ueberschrift des Kreuzes, die nicht von einem König der Heiden, sondern von einem König der Juden redet, allzu deutlich, als daß wir nicht doppelt besorgt sein müßten, unter scheinbarer aber wohlfeiler Weisheit Lüge zu hören. Warum sollte denn nicht der König der J u d e n und der König der W a h r h e i t derselbe sein können? und warum Christus nicht gerade darum König der Wahrheit, weil Er König der Juden ist?

Allerdings hatte das Reich der Juden als irdisches Reich aufgehört. In dem Sinne eines irdischen Königs konnte und wollte Christus nicht König der Juden sein. Aber die Offenbarung, welche Gott den Juden gegeben, die hatte nicht aufgehört, die ist mit Christus erst vollendet worden; an sie knüpft Christus seine Lehre an. Wie die Offenbarung durch Moses und die Propheten als außerordentliche, nicht durch menschliche Vernunft von innen heraus bekannte, sondern dem jüdischen Volke äußerlich mitgetheilte Offenbarung Gottes durch Wunder und Zeichen beglaubigt ist, so will Christus auch seine Lehre angesehen wissen. Die Offenbarung ist nicht an die Natur und Vernunft, sondern an die

Freiheit gerichtet; sie ist nicht mit der Schöpfung zugleich gegeben, sondern eine besondere That der göttlichen Liebe, die nach der Schöpfung durch das Wort oder den Sohn Gottes den Menschen zu ihrer Beseligung offenbar werden wollte. Schon im Paradiese hatte Gott den Menschen sich auf übernatürliche, außerordentliche Weise geoffenbart; und jede spätere Offenbarung Gottes an die Menschen ist nicht als Ausspruch der Vernunft und als Erzeugniß der natürlichen Entwicklung zu betrachten, sondern jede Entwicklung als Frucht des freithätigen Verhaltens der Menschen gegenüber der wirklichen oder ersehnten Offenbarung. Wie Gott zu den Patriarchen, zu Moses und den Propheten geredet, wie Er das jüdische Volk als Träger solcher bestimmter Offenbarungen auserwählt, so ist die Offenbarung Gottes überhaupt als bestimmte außerordentliche That Gottes zu betrachten, welche vollendet ist in Christus. Der Sohn Gottes, der in mannigfacher Weise zu den Menschen geredet, redet zuletzt in menschlicher Person zu ihnen.

4. Damit ist das höchste und letzte Wort der äußerlichen Offenbarung ausgesprochen, und alles Weitere kann nun dem hl. Geiste und der erklärenden Mitwirkung desselben überlassen werden. Nun ist das alte äußere Reich der Juden zu Ende, weil die Offenbarung von nun an der Vermittlung des einzelnen Volkes nicht mehr bedarf. Die Wahrheit soll von nun an Gemeingut der Menschheit sein. Ein neues Reich beginnt, das Reich der Wahrheit, welches nicht von dieser Welt ist. Der König dieses Reiches ist Christus, und zwar König der Juden, in wieferne Er derselbe ist, der zuvor den Juden und dann erst der ganzen Welt sich geoffenbart hat. An die Stelle der Juden sind jene getreten, die an die durch Christus geoffenbarte Wahrheit, welche nicht von dieser Welt ist, glauben. Diese Wahrheit, welche nicht aus der menschlichen Natur stammt, kann nur durch den Glauben erfaßt, und der natürlichen Erkenntniß erst durch diesen mitgetheilt werden.

5. Daraus aber, daß das Reich Christi nicht von der Welt ist, folgt nicht, daß es ein durchaus überirdisches Reich ist, welches auch nicht in der Welt erscheinen kann und will. Ist doch Christus selbst eingegangen in die Welt. Für die Menschen ist Er Mensch geworden; unter den Menschen wollte Er sein Reich gründen, und in wieferne diejenigen, welche an Christus glauben, in der Welt leben, auch in der Welt herrschen als unsichtbarer König der Wahrheit. Dieses Reich Christi auf Erden ist die Kirche. Dieses Reich hat mit allen Reichen der Erde das gemeinschaftlich, daß es eine sichtbare Lebensgemeinschaft Vieler ist,

die sich zu einer lebendigen Verbindung geeinigt haben. Verschieden aber ist dieses Reich von allen Reichen der Welt dadurch, daß es nicht von dieser Welt stammt, nicht für die Welt gegründet ist, und unter einem unsichtbaren, überweltlichen Könige steht, von dem es Leben und zeitlichen wie ewigen Bestand empfängt.

Alle Reiche dieser Welt aber sind um des zeitlichen und leiblichen Lebens willen gegründet. Ihr gemeinschaftlicher Boden ist das Bedürfniß des Leibes, ihr Zweck der zeitliche Gewinn und die äußerliche Sicherheit, ihr Mittel der äußere Zwang und die Furcht. Dagegen ist die Kirche gegründet auf ein überzeitliches Leben, das der Gläubige von seinem König erst empfangen will und durch den Glauben empfängt.

6. Dieses Reich beruht auf dem Glauben, durch welchen der Einzelne die Macht des ewigen Lebens in sich aufnimmt. Der Geist bedarf des Lebens wie der Leib. Er sucht sein Leben zu gewinnen, wie der Leib das Seinige zu erhalten sucht. Dieses Leben aber empfangen wir nur durch den freien Glauben. Der Glaube ist die erste Macht des Geistes; durch ihn allein erfassen wir das Ewige. Sobald wir aber etwas von dem Ewigen erfaßt haben, werden wir es auch lieben, und um so mehr lieben, je mehr wir es erkannt haben. Diese Erkenntniß und Liebe ist aber unmöglich ohne den Glauben. Wo aber diese Erkenntniß und Liebe ist, da verbindet uns ein unauflösliches Band der Freiheit mit dem Leben. Wir empfinden dieses Leben im Geiste, und lieben es als das innerste Eigenthum des Geistes. Unsere Einigung ist um so inniger, je freier sie ist. Da ist kein Zwang; sondern an die Stelle alles äußern und innern Zwanges ist der Glaube und die Liebe der Angehörigen dieses Reiches getreten.

Dem Glauben aber begegnet von oben das göttliche Leben als Gnade. Dem Gläubigen erscheint in jeder irdischen Begegnung, in jedem gewöhnlichen und außergewöhnlichen Ereigniß eine persönliche Vorsehung, eine Gabe göttlicher Liebe. Was dem in der Zeitlichkeit versunkenen Sinne als bloß irdisches Ereigniß, als nothwendige Frucht zeitlicher Mühe erscheint, darin erkennt der Gläubige auch noch das Mittel freier Liebe, das Band höherer Lebenseinigung. Indem wir mit Gebet und Dank die Speise genießen, wird sie uns zugleich zur Gabe Gottes, nicht bloß Nahrung des sinnlichen Leibes. Mit dem Glauben erhält jedes Ding auch noch eine dem persönlichen Leben zukommende höhere, geistige, überweltliche Bedeutung.

Vor Allem aber erkennt das gläubige Herz, daß aller Unterricht in seinem letzten Ursprunge nicht von der Natur, sondern von der Freiheit und Gnade stammt, daß aller Unterricht nur in soferne Wahrheit ist, als er Gott bezeugt und von Gott bezeugt, oder von göttlicher Offenbarung gestützt ist. Beides aber, die natürliche Bedingung wie die freie geistige Aufnahme der Offenbarung und Gnade, erscheint in geheimnißvoller Einigung in den von Christus eigens eingesetzten Gnadenmitteln oder Sacramenten, welche die unerlöste Natur durch das Band übernatürlicher Einsetzung mit der göttlichen Gnade verbinden, und dadurch das seelische Leben allmählich emportragen und zur geistigen Freiheit führen wollen. So entsteht stets neues Leben in uns. Jede persönliche Bethätigung des Lebens, die auf diese höhere göttliche Ordnung sich stützt, läßt in uns ein neues geistiges Leben erwachen.

7. Was Gott je zur Belehrung der Menschen geoffenbart hat, wird in dem Reiche der Kirche aufbewahrt, und Allen mitgetheilt, die deren Unterricht empfangen wollen. Jeder Einzelne wird aus diesem Schatze geistig gespeist. Was aber der Einzelne wahrhaft empfängt, erzeugt in ihm neues Leben der Erkenntniß und der Willenskraft, und was der Einzelne Neues erwirbt, strömt wieder zurück in die allgemeine Lebenskraft der Kirche, welche jedes neue Erzeugniß des Geistes Christi im Einzelnen in das gemeinschaftliche Leben der kirchlichen Verbrüderung aufnimmt und in derselben fortpflanzt. Damit aber das Neue auch wahr sei, wird nur das aufgenommen, was aus dem Leben des Ganzen hervorgeht und mit ihm vereinbar ist. Jede weltliche Neuerung und Erfindung, jede geistige Bewegung in Kunst, Wissenschaft und Politik kann und muß auf das Leben der Kirche zurückwirken; aber nur das wird in dasselbe aufgenommen, was fähig und reif genug ist, in eine höhere Lebensordnung übertragen zu werden. So lange noch unreife Kräfte mit einander ringen, und einseitige bittere Früchte erzeugen, wird die Kirche sich abwehrend gegen dieselben verhalten. In letzter Instanz wird sie aber doch alles Geistige, Bildungsfähige, Bleibende ergreifen und in's religiöse Leben übertragen. Dazu hat sie Gewalt und Auftrag von Christus, der seinen Jüngern befohlen: „Was ihr immer auf Erden bindet, das soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr immer auf Erden löset, das wird auch im Himmel gelöset sein" [1]. Was die Kirche Christi in der Zeit in sich aufnimmt, und als Lehre festhält, das

[1] Matth. 18, 18.

ist für die Ewigkeit gebunden, ist ewiges Eigenthum der vom Geiste Christi erleuchteten Menschheit geworden, und alle Fragen des geistigen Lebens müssen endlich an die Kirche gelangen, um in dem Leben der Kirche eine zeitliche und dadurch eine bleibende und ewige Lösung zu finden.

8. Damit aber die Vermittlung des zeitlichen Lebens mit dem innern Leben der Kirche und des innern Lebens der Wahrheit mit dem Bedürfnisse der Zeiten in rechter Ordnung vor sich gehe, damit das, was der Einzelne bedarf, aus dem Ganzen an ihn verabreicht, und was der Einzelne geistig vermag, an das Ganze zurückgeliefert werde, ist die äußere Ordnung und hierarchische oder priesterliche Gliederung des christlichen Reiches oder der Kirche nothwendig. Aber auch diese Ordnung ist, so sehr sie jener des weltlichen Staates ähnlich sein mag und muß, doch wieder von jeder weltlichen Ordnung darin wesentlich verschieden, daß sich die Glieder dieser Ordnung nie als herrschende, sondern nach dem Vorbilde und der Sendung Christi stets als dienende betrachten müssen, wenn sie nicht selbst von ihrer göttlichen Einsetzung abfallen wollen. Als Spender der Sacramente ist der Priester ausschließlich nur Diener und Verwalter. Er gibt nicht von dem Seinigen, sondern theilt nur das Erbgut Christi an den Einzelnen aus. Seine persönliche Würdigkeit kommt dabei nicht in Betracht. Er ist nur Stellvertreter Christi und Ausspender des Heilsmittels, und wo das Seinige mitwirkt, wie z. B. im Unterrichte seine geistige Erhebung die Mittheilung und das Verständniß für Andere erleichtern kann, da ist doch nicht die Sache von ihm, und er darf darum auch nicht in seiner Kraft wirken wollen, sondern muß sich stets bewußt sein, daß er Christi Lehre und die der Kirche vorträgt, und daß er das, was er hat und gibt, auch nur von daher empfangen hat. Diener und Stellvertreter seiner Sendung auf Erden, aber nicht Könige und Richter wollte Christus. In dieser Stellvertretung ist die Kirche der Leib Christi, und muß darum vollständig sein, so daß Haupt und Glieder sich in richtiger Unterordnung folgen; aber König dieses Reiches, von dem allein die Kraft und das Leben ausgeht, ist Christus.

9. So unterscheidet sich das Reich Christi, die Kirche, von allen irdischen Reichen, ist geistiger als diese, und hat ihre Aufgabe wie ihre Begründung und das ganze Leben in einer andern Region. Die Macht der Kirche ist keine weltliche Macht. Aller weltliche Beistand kann nur Vorbereitung zur höhern Vergeistigung sein. Wo er dieß nicht ist, kann er die freie geistige Entwicklung des kirchlichen Lebens nur hindern. Die

Macht der Kirche ist die Macht der Wahrheit. Die Herzen, über welche die Wahrheit keine innere Macht gewinnt, lassen sich auch äußerlich nicht zur Wahrheit führen. Sobald die Menschen das Gefühl für die Wahrheit verlieren, tritt der Antichrist in ihnen seine Herrschaft an. Auf weltliche Macht sich zu stützen, wo die geistige Macht der Wahrheit entscheidend sein soll, ist nur eine Stärkung der Macht des Antichristenthums. Nicht von der weltlichen Herrschaft kommt der Wahrheit und dem Reiche derselben die Macht. Alle Macht der Erde hat vielmehr von der kirchlichen Sanction ihre sittliche und geistige Berechtigung und Stärke. Die Macht des menschlichen Lebens ist der freie sittliche Wille. Dieser aber empfängt seine Kräftigung nicht von der Welt, sondern von dem lebendigen Glauben an eine höhere Ordnung, an eine höhere Offenbarung, an den ewigen König der Wahrheit. Kirche und Staat können, wenn sie in ihrer natürlichen Ordnung bleiben, nicht gegen einander streiten, so wenig inneres und äußeres Leben in ihrer rechten Ordnung sich widerstreiten. Ein solcher Widerstreit kann nur die Folge offenbaren Mißverständnisses oder menschlichen Mißbrauches von Gott eingesetzter Gewalten sein.

10. Die Kirche ist, wenn auch verschieden von allen irdischen Reichen, doch in ihrer innern und äußern Lebensgestaltung das Vorbild für alle menschliche Gesellschaft. Je mehr eine Gesellschaft und ein Reich auf Erden diesem Vorbild sich nähert, um so vollkommener sind sie selbst. Je mehr die äußeren Verbindungen der Menschen zu solchen Volks- und Lebensgemeinschaften, die nicht durch Vortheil und Egoismus, sondern durch lebendiges Gefühl für Recht, Pflicht und Wahrheit zusammengehalten werden, sich umgestalten, je mehr der äußere Zwang der lebendigen Ueberzeugung, die sinnliche Noth dem geistigen Lebensbedürfniß und der Begeisterung für höhere Ideale, für Recht und Ordnung, für Erkenntniß, Tugend und Religiosität Platz macht, je mehr an die Stelle der Gewinnsucht und des eigenen Vortheiles die Begeisterung und Aufopferung des Einzelnen für's Ganze tritt, um so vollkommener sind unsere gesellschaftlichen Lebensverbindungen, um so ähnlicher aber auch der von Christus gegründeten Lebensgemeinschaft, der wahren Kirche.

Was aber für alle gesellschaftliche Einheit des Lebens gilt, das gilt vor Allem für jeden einzelnen Menschen. Jeder ist ein kleiner Staat in sich, aus Haupt und Gliedern bestehend. Jeder soll Ordnung in diesem Staate herstellen, und vermag es nur dadurch, daß er von Oben Kraft dazu empfängt, daß er sich in Lebensgemeinschaft mit Christus

setzt, daß er ein wahrhaftes Reich der Wahrheit in sich selbst herzustellen sucht, daß er selbst ein rechter, gehorsamer Unterthan werde des Reiches, dessen König Christus ist, der in jedem aus uns herrschen möge in Ewigkeit.

XCVIII.

Text: „Endlich da Jesus wußte, daß Alles vollbracht sei, und damit die Schrift ganz erfüllt würde, sprach Er: Mich dürstet! Es stand aber ein Gefäß voll Essig da. Mit diesem Essig füllten sie einen Schwamm, steckten ihn auf einen Ysopstengel, und hielten Ihm denselben an den Mund. Da nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach Er: Es ist vollbracht! neigte das Haupt, und gab den Geist auf." Joh. 19, 28—30.

Inhalt: Die dreifache Bedeutung des Wortes: „Es ist vollbracht."

1. Wenn im menschlichen Leben so wenig Uebereinstimmung zwischen Worten, Thaten und Absichten zu erkennen ist, so liegt der Grund davon in der menschlichen Unvollkommenheit. Im vollkommenen göttlichen Leben ist das Verhältniß ein ganz anderes. Da herrscht die höchste Uebereinstimmung. Wie das Gebot Gottes nicht äußerlich und zufällig, oder willkürlich, sondern der Natur des Menschen angemessen, und um dieser Natur und ihrer sittlichen Vollendung willen gegeben ist, so daß Natur und Gebot in genauester Uebereinstimmung zu einander stehen, ebenso sind auch die in den hl. Schriften enthaltenen Weissagungen in vollkommenster Uebereinstimmung mit der auf sie folgenden Erfüllung; sie sind gegeben, weil die Erfüllung vor ihrer Vorhersagung im göttlichen Erlösungswillen gegeben war, und weil das vorhergesagt wurde, was erfüllt und von dem göttlichen Erlöser vollbracht werden sollte, und was eben darum nicht als Menschenwerk, sondern als göttliche That erscheint. Dieß zeigen besonders die von Johannes in der Leidensgeschichte erwähnten Weissagungen. Wenn es heißt: „Dieß geschah, damit die Schrift oder die Weissagung erfüllt würde" [1], so ist damit der innige Zusammenhang, der in der göttlichen Erlösung zwischen Wort und That

---

[1] Joh. 19, 24. 28. 36. 37 und an vielen andern Orten.

besteht, ausgesprochen. Ein solcher Ausspruch bezeichnet nicht bloß die Abhängigkeit der Handlung von der Vorhersagung, sondern auch die Abhängigkeit der Vorhersagung von der Erfüllung. Wie es heißt: Dieß geschah, damit die Schrift erfüllt würde, so könnte es auch heißen: Dieß wurde vorhergesagt, weil Christus es zu erfüllen beschlossen hatte.

Weil der göttliche Erlösungswille Alles zu thun beschlossen hatte, was zur vollkommenen Erlösung nothwendig war, weil er diesen Entschluß vollkommen in Ausführung brachte, und auch nicht das Geringste, was zu dieser Vollständigkeit gehört, vergessen oder unvollbracht gelassen hat, darum wurde auch Alles so vorhergesagt, und darum sprach der Herr mit solchem Nachdruck: „Es ist vollbracht." Wie der Schöpfer am Ende jedes Schöpfungstages sein Werk beschauend sieht, „daß Alles gut ist" [1], so spricht der Erlöser am Schlusse seines Werkes: „Es ist vollbracht!"

2. Beides aber, es ist gut, und es ist vollbracht, kann nur Gott von seinen Werken sagen. Nur seine Thaten sind vollkommen. Dieß erkennen wir um so deutlicher, je genauer wir das Wesen und Handeln der Menschen beachten. Der Mensch kann nichts Vollkommenes vollbringen; er kann bei keinem seiner Werke sagen: „es ist vollbracht." Was er beginnt, ist stets unfertig und unvollkommen, und wenn er es für gut und vollkommen hält, so ist es nur um so schlechter. Je mehr Wohlgefallen wir an unsern Werken und Handlungen haben, je mehr wir uns und unsere Werke für vollkommen halten, desto weiter sind wir von der Erkenntniß der wahren Vollkommenheit entfernt.

In der Seele des Menschen ruhen unerschöpfliche Fähigkeiten. So lange der Mensch lebt, quellen immer neue Kräfte aus dieser Tiefe, und wenn er sein eigenes Leben überleben könnte, würden diese Kräfte darum nicht ausgehen. Keiner kann die Anlagen, die in ihm ruhen, ganz und erschöpfend zur Ausbildung bringen. Sein Leben geht zu Ende, ehe er die Aufgabe desselben erschöpft hat. Die Zeit einer Handlung ist stets eher abgelaufen, als das Werk, für welches wir eine bestimmte Zeit uns vorgenommen haben. Das zeitliche Leben ist eher am Ende, als die Aufgabe desselben, welche immer über die Zeitlichkeit hinausreicht. Darum können wir auch die beschränkteste Aufgabe des Lebens in der Zeit nicht vollkommen zu Stande bringen, weil das Vollkommene nicht zeitlicher Natur ist. Jedem Menschenwerke hängen eine Menge Unvoll-

[1] 1 Mos. 1, 10. 12. 18. 21. 25. 31.

kommenheiten, und jedem menschlichen Wirken eine Menge Nachlässigkeiten an. Ein Ende findet Alles im Leben, Vollendung nichts. Vieles fangen wir an, was zu vollenden uns Mittel und Kräfte fehlen. Am Ende des Lebens sind zwar alle Werke zu Ende, aber wir haben nicht Eines vollendet, und am wenigsten unser Leben selbst vollkommen erfüllt. Das Leben und alle einzelnen Werke werden beendet, aber nicht vollbracht. Wir leiden nur, daß die Zeit das Ende bringt, aber wir haben nicht selbst aus eigener innerer Kraft vollendet, was uns zu vollbringen oblag. Ob die Gewalt des Todes dann mit einem Male uns mitten im Leben überrascht, oder ob sie langsam und unmerklich unsere Kräfte aufzehrt, das entscheidet nur wenig. Der Tod in der Schlacht und der Tod aus Schwäche und Verkommenheit der Lebenskraft, beide finden ein unvollbrachtes Leben.

3. Nur Einer ist, der das Vollkommene vollbrachte, und Alles, was Er gewollt und begonnen, vollkommen vollbrachte, weil Er selbst vollkommen war, und nur das Vollkommene gewollt und unternommen hatte, der allein für uns vollbrachte, was wir aus uns nicht hätten vollbringen können. Der Opfertod Christi ist aber selbst wieder ein dreifaches Werk, ein menschliches, ein göttliches und ein gottmenschliches, und in jeder dieser Hinsichten vollkommen.

4. Er ist zunächst ein menschliches Werk. Der Mensch ist von Gott geschaffen, und hat nichts von dem, was er hat, aus sich, sondern Alles von Gott. Des Menschen Aufgabe war es nun, seine Seligkeit darin zu suchen, daß er das Empfangene dankend Gott zum Opfer brachte. Wodurch sollte aber der Mensch Gott seinen Dank bezeugen? Was konnte er Ihm zum Opfer bringen, da er nichts hatte, was er sein eigen nennen konnte? Was konnte der Schöpfer von seinem Geschöpfe verlangen und annehmen? Gott in seiner überschwänglichen Herrlichkeit wollte nichts von dem Geschöpfe, als daß es neue Wohlthaten von Ihm empfange und annehme, daß es durch den freien Gehorsam gegen das göttliche Wort zu den natürlichen Gaben auch noch die Seligkeit des freien sittlichen Lebens empfange und in sich aufnehme. Indem der Mensch die freie Offenbarung des göttlichen Wortes und Willens in sich aufnahm, ging ihm erst ein neues Leben auf, welches ihn über alle andern Geschöpfe erhob, Alles vergeistigte und vergöttlichte, was zuerst bloß natürlich war. Dadurch allein, daß er sich Gott unterwarf in freiwilligem Gehorsam, erhob er sich ganz und vollständig über die übrigen Geschöpfe, denn er allein hatte die Macht, mit Freiheit zu

gehorchen. Mit diesem Gehorsam konnte er vollbringen, was alle Geschöpfe außer ihm nicht vermochten, und dadurch seinem Leben einen göttlichen Zweck und Inhalt, und der ganzen Natur eine zu Gott zurückgehende Richtung geben. Der erste Mensch hat aber diesen Beruf nicht erkannt und ist im Ungehorsam von Gott abgefallen. Was er nicht vollbrachte, mußte aber doch mit freiem menschlichem Willen vollbracht werden. Ein anderer, neuer Adam mußte diesen Gehorsam üben, den der erste Adam verweigert hatte, wenn das göttliche selige Leben der Liebe der menschlichen Natur zu Theil werden sollte. Diesen Gehorsam hat Christus geübt, und mit dem Tode am Kreuze in höchster Unterwerfung das Aeußerste, was die menschliche Natur ertragen konnte, besiegelt. So konnte Er von dem Werke seines menschlichen Gehorsams gegen den göttlichen Willen sagen: „Es ist vollbracht."

5. Aber nicht bloß ein Werk menschlichen Gehorsams, sondern auch ein göttliches Werk ist dieses Opfer, weil der Sohn Gottes in und durch dasselbe die Vollendung des göttlichen Werkes der Schöpfung von Anfang und von Ewigkeit beabsichtigt und gewollt hat. Der Allmächtige kann schaffen, wenn Er will, hinsichtlich seiner Macht. Weil aber sein Wille ein unendlich vollkommener ist, kann Er nur Vollkommenes wollen und schaffen. Das Geschaffene ist aber nur in beschränkter, also unvollkommener Weise vollkommen, denn nur Gott, der Unerschaffene, ist ganz vollkommen. Soll also das Unvollkommene geschaffen werden, so kann Gott es nur mit der Absicht schaffen, daß das an sich Unvollkommene zur Erkenntniß und zum Besitze geistiger und übernatürlicher Glückseligkeit und somit zur Vollkommenheit gelange. Zu dieser Vollkommenheit gelangt es durch die Liebe des Sohnes. Der Sohn geht in jede Schöpfung des Vaters ein, um alle Welten, die vom ewigen Vater geschaffen werden, zur Erkenntniß und Liebe Gottes, zur freien Einigung mit Gott in der Liebe zurückzuführen. Der Vater schafft Welten außerhalb des göttlichen Wesens, und verleiht denselben in ihren Geschöpfen die Fähigkeit, zu Ihm zurückzukehren, im freien Gehorsam auch an seiner Liebe und Heiligkeit Theil zu haben. Der Sohn geht in die geschaffenen Welten ein, offenbart das Ziel aller Freiheit, und vollendet so durch die Liebe der Offenbarung und durch die Offenbarung der Liebe, was die Macht des Vaters begonnen, aber nur in Rücksicht auf den Erlösungswillen des Sohnes begonnen hat. Der Sohn geht aber so tief in die frei geschaffene Natur ein, als es die Fähigkeit und das Bedürfniß dieser Natur erfordert, und wenn die höchste Einigung und Mittheilung seiner Liebe

an die Geschöpfe sich vollzogen hat, wie in dem Leiden und Tode Christi, so spricht sein göttlicher Mund von diesem Werke seines ewigen göttlichen Erlöserwillens: „Es ist vollbracht!"

6. Mit diesem göttlichen Acte der Zurückführung alles Geschaffenen zum Schöpfer ist zugleich die gottmenschliche Bedeutung des Erlösungswerkes ausgesprochen. Vom Anfang an war es dem menschlichen Willen ohne Gottes Offenbarung unmöglich, die rechte Vollendung zu erreichen. Aus sich hätte der Mensch das Ziel seines Wollens nicht feststellen und angeben können. Es mußte ihm das Wort Gottes dieses Ziel seiner freien Wahl offenbaren, und damit den Menschen erst in den geistigen Besitz seiner Freiheit setzen. Nur indem das Wort Gottes sich den Menschen in außerordentlicher Weise offenbarte, war der Freiheit die Möglichkeit gegeben, diesem Worte zu glauben und zu gehorchen, und durch diesen Gehorsam wahrhaft frei zu werden. Dem menschlichen Willen war damit auch der Beruf zugetheilt, seine eigene Natur gewissermaßen aufzuheben, sich selbst aufzugeben, um im göttlichen Willen sich wiederzufinden. Die Liebe ist ein Hingeben des Eigenen an ein Anderes, vorerst noch Fremdes. Der menschliche Wille hatte aber nichts Eigenes, als die Macht, glauben und gehorchen zu können. Daher suchte er nun an dem, was er von Natur aus hatte, an dem irdischen Dasein und Genusse sich festzuhalten, weil er aus sich nicht zu lieben vermochte. Nur im Glauben an die Offenbarung Gottes, die zu ihm gekommen war, konnte er jenes Leben ergreifen, durch das er im Stande war, das natürliche Leben für ein höheres hinzugeben. Er konnte nicht lieben von Natur aus, sondern nur, indem sich ihm Liebe zuerst offenbarte. Nun war allerdings die ganze Schöpfung eine Offenbarung der göttlichen Liebe, aber eine verhüllte und unausgesprochene. Der Wille konnte diese Liebe erst als solche erkennen, wenn das Wort in freier Offenbarung davon Zeugniß gegeben hatte. Der Mensch kannte die Liebe nicht ohne Gottes Offenbarung, und konnte sie noch weniger ausüben, denn sein ganzes natürliches Leben war im natürlichen Verlangen, zu leben, zu besitzen, und Besitz und Leben festzuhalten, also in reiner Liebeleerheit eingeschlossen. Die Liebe aber will geben. Um zu geben, muß sie selbst Ueberfluß haben, und diesen Ueberfluß empfinden. Diese Empfindung ist dem Menschen von Natur aus fremd, und kommt ihm erst wahrhaft zu, indem er durch seinen freien Gehorsam der Ueberschwänglichkeit göttlicher Gnade und Liebe in sich gewiß wird. In dieser Liebe, die durch den freien Gehorsam sich bewähren mußte, wurde die natürliche Be-

gabung zu einem neuen Leben eingeführt, und durch sie erhielten alle Kräfte eine übernatürliche Bestimmung und Richtung, und mit den natürlichen Kräften des Menschen wurden dann alle andern natürlichen Kräfte der Welt vergeistigt und verwandelt. Diese Umwandlung, Vergeistigung und Vergöttlichung seiner selbst konnte der Mensch nicht mit den eigenen natürlichen Kräften allein vollziehen. Darum wollte das Wort Gottes in die menschliche Natur eingehen, um ihr diese Umkehr und Wandlung vollbringen zu helfen. Christus allein ist der wahre Hohepriester, der das Opfer des Willens Gott darzubringen den ewigen Beruf hatte, und in dieser Vollendung des Opfers die menschliche Natur, mit der sein göttlicher Wille sich vereinigt hatte, verwandelte und in geistiger Wiedergeburt erneuerte und vollendete. Diese Erneuerung der menschlichen Natur durch das Wort Gottes war das von dem ewigen Sohne vom Anfange der Schöpfung an beabsichtigte Werk der Wiedergeburt des natürlichen Menschen im göttlichen Geiste.

Weil aber der Mensch die erste Eingebung des göttlichen Wortes, seine erste Mahnung und Hinweisung auf den Gehorsam und das Opfer, das Gott gebührte, von sich gewiesen, und zu der Unvollkommenheit der noch nicht im Gehorsam bewährten Freiheit auch die wirkliche Sünde des Ungehorsams hinzufügte, war die Menschheit noch weiter von Gottes Heiligkeit losgerissen, und noch weniger im Stande, aus sich allein ein Gott wohlgefälliges Opfer darzubringen, die rechte Erkenntniß Gottes zu gewinnen, und seine Einigung mit der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit zu erreichen. Auch jetzt verließ der erlösende göttliche Wille des Sohnes die gefallene Menschheit nicht, sondern ging ihr nach bis zu ihrem äußersten Verrathe an allem Göttlichen, bis zur letzten und höchsten Empörung gegen Gott, und duldete an seiner menschgewordenen Persönlichkeit die äußerste Frechheit dieses Ungehorsames und Verrathes, um in dieser äußersten Duldung die höchste Liebe und die höchste Sicherheit göttlicher Hülfe und Erbarmung mit dem gefallenen Geschlechte zu offenbaren. Eingehend in die menschliche Natur hat das Wort Gottes in dem Eingehen in die geschaffene Natur ein göttliches, im höchsten menschlichen Gehorsam gegen Gottes Gebot ein menschliches, und in der Erlösung und Wiedergeburt des gefallenen menschlichen Geschlechtes ein gottmenschliches Werk vollbracht. Dieses Werk war in jeder Hinsicht vollendet mit dem Acte des höchsten Gehorsams, der zugleich die höchste That der göttlichen Liebe war, und mit diesem letzten Acte konnte nun Christus in voller, durch alle Ewigkeiten fortklingender

und fortwirkender gottmenschlicher Fülle des Wortes sagen: „Es ist vollbracht!"

7. Auf diesem Werke Christi, das für uns Alle mit göttlicher Liebesvollkommenheit vollbracht ist, beruht unsere höchste Hoffnung. Alles, was die menschliche Schwäche unvollkommen und unvollendet lassen muß, findet in dieser That seine Erledigung und Vollendung. Nur Einer ist, der das Höchste vollbracht, und der es für Alle vollbracht hat. Weil Er aber sein Werk für Alle vollbracht hat, so können auch Alle an demselben theilnehmen, um durch diese Theilnahme an dem Werke Christi, das an sich und in natürlicher Weise Unvollkommene mit göttlicher Kraft zu erfüllen. An dieser Erlösung nehmen wir aber Theil, indem wir uns im Glauben an Christus über den Eigenwillen und die Sündhaftigkeit unseres natürlichen Begehrens erheben, und unsere Schwachheit im Glauben an Christus selbst zum Fundamente unseres höhern Vertrauens und unserer vermehrten Liebe machen. Wer auf sich vertraut und auf sein Werk, weil es das seinige ist, dem ist die göttliche Hülfe ferne. Wer aber seine Unvollkommenheit erkennt, und durch die Zuflucht zu Gottes Hülfe und Gnade seinem Leben und Handeln Stärke zu geben verlangt, den wird auch die Unvollkommenheit zu Gott führen und treiben. Das Unvollkommene wird vollkommen durch dieses Vertrauen auf den, der allein Alles vollendet.

8. Damit aber dieses unser Vertrauen nicht ein willkürliches werde, müssen wir auch die Bürgschaft Christi dafür haben, daß Er uns seine Gnade zuwenden will. Es ist nicht genug, daß der Einzelne aus sich selbst die Verdienste Christi sich zuschreibe, sondern es muß gewisse Zeichen und Zeugnisse, die Christus selbst eingesetzt hat, geben, auf welche wir vertrauen dürfen, denn sonst ist unser Vertrauen doch nur dem Scheine nach auf Christus, in Wahrheit aber auf unsere eigene unberechtigte Zuversicht gegründet. Darum hat Christus die immerwährende Erneuerung und Wiederholung seines Opfers angeordnet und eingesetzt, damit der Glaube eine stete Erneuerung und innerliche Wiedergeburt durch die äußerliche Gegenwart des Opfers erhalte, und aus diesem Mittelpunkte über alle wesentlichen Glieder des menschlichen Lebens in den hl. Sacramenten der Inhalt des Gnadenlebens der substantiellen Einigung des Menschen mit Gott sich ergieße. Durch die hl. Sacramente tritt der Glaubensinhalt und seine Kraft in alle jene Lebensfunctionen ein, die das Leben wesentlich umgestalten, und wirkt so die allmähliche Umwandlung des natürlichen Empfindens und Bedürfnisses in stufenweiser Er-

hebung und Wiedererneuerung. Dadurch wird das Vertrauen auf Christi That erst ein wahrhaft dauerndes und lebendiges, daß es sich immer erneuert und steigert.

9. Nicht das blinde und unthätige Vertrauen ist es, was heiligt und beseligt, sondern das thätige. Wer wirklich auf die Erlösung vertraut, muß dieses Vertrauen durch die eigene That rechtfertigen und verwirklichen. Wer wahrhaft im Geiste auf Christus und seine Erlösungsgnade vertraut, muß in alle Gelegenheiten, die das Leben zur Bethätigung seiner Kräfte und zur Umwandlung derselben ihm darbietet, eingehen. Nur indem die natürlichen Kräfte sich im Lichte des Glaubens an Gottes Liebe und Gnade wirklich entfalten, können sie auch wirklich umgewandelt, vergeistigt und vergöttlicht werden.

10. Darum sollen und dürfen wir keine Gelegenheit verschmähen, unsern Willen zu erproben. Auch das Geringste ist wichtig, und wird bedeutsam, wenn es im Hinblicke auf dieses Ziel und Vorbild vollbracht wird. Das Kleinste wird durch die Gesinnung groß, und oft ist das äußerlich Geringfügigste gerade das Bedeutsamste durch den Geist, in dem es vollbracht wird. Ein Trunk Wasser, den wir im Namen Jesu dem Mitmenschen spenden, wird nicht unvergolten bleiben [1]. Die Erfüllung und Vollendung liegt bei Gott. Unsere Aufgabe ist es, nichts Gutes unangefangen zu lassen, wozu uns Gelegenheit gegeben ist. Daß wir selbst aus uns nur Geringes leisten können, kann uns sogar zum Troste und zur Stärke dienen, und zum Mittel der Vollendung werden, sobald es unsern Glauben und unsere Liebe vermehrt. Blicken wir vertrauend auf Ihn, dann wird sichere Hoffnung unser Herz erfüllen.

Dieses Vertrauen aber möchte ich gerade für diese Betrachtungsstunden selbst anwenden. Auch wir sind in diesen Stunden nie an das gewünschte Ziel gekommen, haben immer noch mehr zur Erklärung übrig lassen müssen, als wir wirklich erfassen konnten. Auch uns hat immer das Ende überrascht, ohne daß wir unsere Aufgabe zu Ende bringen konnten. Aber wenn wir sie auch äußerlich zu Ende gebracht hätten, was hätten wir damit vollendet? Wie wenig ist es, was wir von all' dem, was wir gehofft und uns vorgesetzt, wirklich erreicht haben! Mit jeder Stunde habe ich mehr gefühlt, wie wenig meine Kraft hinreicht zu dem großen Werke, das Wort Gottes erklären zu wollen. Aber ich habe es nicht unternommen im Vertrauen auf eigene Kraft. Darum

---

[1] Matth. 10, 42; Marc. 9, 41.

darf ich hoffen, daß Gott nicht auf die Unwürdigkeit des Verkünders, sondern auf den Eifer der Hörer des Wortes blicken und mit seiner Gnade die Unvollkommenheit meines Unterfangens zur Vollkommenheit höherer Erkenntniß und größeren Glaubenseifers umwandeln werde. Kommt doch mehr auf den Hörenden als auf den Redenden an. Je mehr es uns aber Ernst ist zu hören und vorwärts zu kommen, um so tiefer fühlen wir unsere eigene Unvollkommenheit und Schwäche. Je tiefer wir aber unsere eigene Unvollkommenheit fühlen, um so eifriger werden wir uns bittend zu dem wenden, der das Höchste für uns vollbracht hat, zu dem, der allein sagen konnte: „Es ist vollbracht," damit seine Gnade bei uns sei und bleibe in dieser und jeder Stunde unseres Lebens.

XCIX.

Text: „Am ersten Wochentage kam Maria Magdalena sehr früh, da es noch dunkel war, zum Grabe und sah, daß der Stein vom Grabe weggehoben war. Da lief sie eilends und kam zu Simon Petrus und zu dem andern Jünger, den Jesus lieb hatte, und sagte zu ihnen: Sie haben den Herrn aus dem Grabe weggenommen und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Da gingen Petrus und der andere Jünger hinaus und kamen zum Grabe. Beide liefen zugleich, aber der andere lief noch schneller als Petrus und kam zuerst zum Grabe. Er bückte sich hinein und sah die Leintücher liegen, ging aber nicht hinein. Simon Petrus kam ihm nach, ging hinein in das Grab und sah die Leintücher da liegen; auch das Schweißtuch, das Jesus um das Haupt gebunden war, sah er, das aber nicht bei den Leintüchern lag, sondern an einem andern Orte besonders zusammengewickelt war. Da ging auch der andere Jünger, der zuerst zum Grabe kam, hinein, sah es und glaubte; denn sie hatten die Schrift noch nicht verstanden, daß Er von den Todten auferstehen müsse. Da gingen die Jünger wieder nach Hause."

Joh. 20, 1—10.

Inhalt: Das thätige und beschauliche Leben und die Meditation.

1. Wir haben vom Beginne der Betrachtungen über das Evangelium Johannis bis auf diese Stunde oft und vielfach Gelegenheit gehabt, die Zartheit der Erzählung ebenso wie die tiefe Bedeutung ihres Inhaltes zu bewundern. Ohne daß wir uns bei der Erörterung jeder einzelnen Stelle aufhalten konnten, war dennoch bei den vielen kleinen und größern Zwischenräumen, welche die einzelnen Betrachtungen von einander trennen, ein nicht unbedeutender Zeitraum erforderlich, bis wir endlich zu dem letzten Kapitel gelangten, welches, wenigstens in dem ersten Entwurfe, der Evangelist selbst an den Schluß der ganzen Erzählung setzte. Diese Zwischenräume, welche den Gang der Betrachtungen zu unterbrechen oder wenigstens aufzuhalten scheinen, haben für das ernstlich nach Wahrheit ringende Gemüth auch ihren Werth. Sie lassen den Gedanken Zeit zur Entfaltung und Reife.

Jedes Samenkorn hat seine Zeit der Aussaat und bedarf eine Zeit zu seinem Wachsthum. Jede Frucht, auch die des Geistes, bedarf einer bestimmten Zeit zur Reife. Wenn wir nur die Worte des Evangeliums, von welchen immer manche dem augenblicklichen Verständnisse sich entziehen, in einem aufrichtigen Herzen bewahren, so kann das Leben auch diese allmählich zur Reife bringen, und aus dem Grabe der Zeit das Wort Gottes zu einem neuen Leben erstehen. Gewiß ist auch uns in so vielen schönen Sommer- und Herbsttagen, an welchen Gottes Segen in seiner überschwänglichen Fülle und Herrlichkeit aller Orten uns entgegenwehte, bisweilen der himmlische Gärtner entgegengetreten, wie einst der Maria im Garten zu Jerusalem, und hat unsere Seele bei ihrem Namen gerufen. Tausendfältig sind die Gestalten des Lebens an uns vorübergegangen und ihr Geist hat mit leisem oder stärkerm Pochen in unserm Herzen Einlaß begehrt, denn unter all' den tausend Erscheinungen des Lebens war keine, die nicht auf irgend eine Weise an irgend eine tiefere Wahrheit, an irgend ein bedeutsames Wort des Herrn uns erinnern konnte. Wenn aber das Wort des Evangeliums im Leben seinen Wiederhall und seine nähere Bestätigung gefunden hat, dann erst können wir mit erhöhter Freude den Gruß der Auferstehung vernehmen, mit dem der Evangelist uns zur Betrachtung der frohen Botschaft der Erlösung ermuntert und gleichsam einweiht. Hat zeitweise auch das Wort geschwiegen, so hat dafür das Leben geredet, damit das Wort des Evangelisten um so leichter zum Verständniß gelange.

2. Was das Wort des Evangeliums verkündet, bleibt nicht ohne Zeugniß im Leben für den, der auf die Tiefen des Lebens achtet. Das Wort der Wahrheit und Erkenntniß und die lebendige That geben stets für einander Zeugniß, erklären und bestätigen sich gegenseitig in ihren Höhen und Tiefen. Das thätige und beschauliche Leben sind zu einer untrennbaren geistigen Ehe vereint und können nur mit einander und für einander strebend ihr gemeinschaftliches hohes Ziel erreichen.

Als Vorbild dieses einträchtigen Wetteifers der beiden zusammengehörigen Richtungen des Lebens nach demselben Ziele stellt uns der Evangelist den Wettlauf der beiden Jünger Petrus und Johannes zum Grabe des Herrn vor Augen. Wie Johannes das Vorbild des sinnenden, beschaulichen Lebens, so ist Petrus das Vorbild des nach außen gewendeten entschiedenen Wollens und Handelns. Von beiden erzählt nun der Evangelist im Wesentlichen dasselbe und unterscheidet doch ihr verschiedenes Streben mit einfachen Zügen genau. Beide eilten zugleich, beide erkannten die gleiche Wahrheit, beide bezeugen sie gemeinschaftlich. Aber Johannes lief geschwinder und kam darum zuerst zum Grabe, ging aber nicht hinein. Petrus kommt später, aber er geht gleich in das Grabmal und erst nach ihm geht auch Johannes hinein. Der Eine kommt zuerst an, der Andere tritt zuerst ein. Welchem gebührt der Vorzug? Welcher hat mehr erreicht? Man kann sagen, der Schnelligkeit des Johannes fehlte der energische Wille des Petrus. Jener kommt früher, dieser erreicht dennoch eher das Ziel und erlangt, langsamer im Erkennen als der Andere, doch mehr als der schneller Eilende. Man kann aber auch denken, daß Johannes schon durch den ersten Blick in das Grab hinreichend überzeugt war, während Petrus, dem der tiefere Blick fehlte, erst noch das Zeugniß der sinnlichen Berührung bedurfte, um zu der gleichen Ueberzeugung zu gelangen.

3. Wie man es aber auch fassen mag, der Vorzug muß erst gesucht und hineingelegt werden, der gemeinschaftliche Eifer und der gemeinschaftliche Erfolg ist ohne künstliche Unterscheidung für sich deutlich. Wer kann einem von diesen Beiden einen Vorzug vor dem Andern zusprechen, ohne dem Urtheile Christi selbst vorzugreifen, der Beide durch seine Liebe gleich sehr ausgezeichnet, obwohl jeden auf andere Weise.

Petrus hat unter Allen den Herrn am ersten erkannt und das entschiedenste Zeugniß seines Glaubens gegeben, von dem selbst Christus versichert: „Fleisch und Blut habe ihm dieß nicht geoffenbart, sondern

der Vater, der im Himmel ist"[1]. Aber Petrus hat auch wieder den Herrn zuerst und andauernder verläugnet und wird um seiner dreimaligen Verläugnung willen nach der Auferstehung von Christus, ehe er wieder in das frühere Vertrauen aufgenommen wird, erst dreimal gefragt, ob er Ihn wirklich liebe. Die Liebe des Johannes hat zwar kein gleiches Zeugniß für Christus abgelegt, Johannes war aber auch nie von dem geliebten Meister gewichen, sondern hatte noch am letzten Abendmahle an seiner Brust geruht und selbst noch unter dem Kreuze das letzte Vermächtniß desselben in Empfang genommen. Beide liebten, jeder in seiner Weise, beide wurden vom Herrn geliebt, jeder nach seiner Weise. Wer kann hier das Mehr oder Weniger scheiden?

4. Das Entscheidende ist, daß Beide nach dem gleichen Ziele laufen. Wie wir aber hier die beiden Jünger des Herrn nach einem Ziele eilen sehen, so müssen in unserer Seele stets zwei Kräfte vereint nach dem höchsten Ziele im geistigen Wetteifer ringen und laufen, wenn wir das Ziel der ewigen Beseligung erreichen wollen. Jede dieser Kräfte wird anders lieben und anders das Leben erfassen, aber keine das Ziel allein und ohne die andere erreichen.

Für sich aber allein ist jede von derselben Bedeutung wie die andere, und keiner können wir den Vorrang vor der andern einräumen. Dieser Streit muß unentschieden bleiben, weil jede vor der andern in einer Hinsicht etwas voraus hat, und in anderer Hinsicht wieder hinter der andern zurückbleibt. Die menschliche Natur entscheidet diesen Streit um so weniger, als gerade sie die Einen mit mehr Ueberlegung, die Andern mit mehr Thatkraft begabt. Die einen Menschen werden durch Erkenntniß der Gründe zum Handeln ermuntert, die andern durch die lebendige That zur höhern Erkenntniß geführt. Auch die Geschichte entscheidet nicht in diesem Streite, da sie uns gleichfalls ganze Völker zeigt, die mehr zum Sinnen und Denken, andere, die mehr zum practischen und politischen Leben berufen sind, und ebenso wieder manche Jahrhunderte, die mehr große Thaten und staatliche Umgestaltungen hervorbringen, während andere mehr die Künste und Wissenschaften pflegen und zur Reife bringen. Die Kirche hat diesen Streit gleichfalls nicht entschieden, sondern die Orden des beschaulichen Lebens ebenso sehr begünstigt, wie die des werkthätigen. Auch die Wissenschaft hat in den scharfsinnigen Denkern vergeblich eine Entscheidung darüber versucht, ob die Vernunft

[1] Matth. 16, 17.

den Willen oder der Wille die Vernunft regiere, ob der Wille das Erste ist oder der Gedanke, in welchem der Wille seiner Freiheit sich bewußt wird.

5. Sie hat nichts entschieden, weil sich, sobald wir auf das wirkliche Leben blicken, auch nichts entscheiden läßt, da im Laufe der Handlung stets der Wille ebenso sehr von der Ueberlegung abhängig ist als der Entschluß zur Ueberlegung vom Willen. Wo die vernünftige Ueberlegung fehlt, ist auch der Wille nicht frei, und wenn die Freiheit des Willens fehlt, ist vernünftiges Selbstbewußtsein von vorneherein unmöglich. Wer nicht seines Willens sich bewußt ist, hat keinen Willen, und wer nicht wollen kann, kann auch nicht denken und erkennen. In jeder einzelnen Entscheidung ist die Ueberlegung das Erste; anders aber ist es, wenn wir auf den Ursprung zurückgehen, da ist der Wille das Erste, weil durch ihn jede freie Bewegung, auch die des Denkens beginnt, und ohne ihn alle Freiheit und Selbstbestimmung, alle Gottähnlichkeit des Menschen aufhört. Ist die Freiheit nicht das Erste und Höchste, so sinkt alles Denken und Handeln zum sinn- und bewußtlosen Trieb herab. Erkennen und Handeln sind in ihrem Ursprunge abhängig von der Freiheit des Willens, aber sie brechen aus der Freiheit stets mit innerer Nothwendigkeit hervor, wie der erleuchtende und erwärmende Strahl aus der Flamme. Die Flamme ist die Mutter des Lichtes wie der Wärme. Das Licht ist mit der Wärme zugleich und unzertrennlich von ihr. Ebenso ist mit dem freien Willen das Bewußtsein von der Freiheit, der erkennende und überlegende Gedanke, mit der diese Freiheit offenbarenden Macht des Handelns unzertrennlich und lebendig verbunden. Darum geben beide Zeugniß von ihrem Ursprung und schöpfen ihre Kraft und Schönheit aus ihrer lebendigen Einheit. Beide aber werden machtlos und verläugnen ihre eigene Bestimmung, sobald sie sich von einander und von ihrem Ursprung entfernen oder trennen.

6. Schön ist das Reich des Gedankens, der sich in der Kraft der Liebe zur Höhe schwingt. Wie der Adler, der unverwandten Blickes zur Sonne schauend, sich in jene unermeßlichen Höhen empor schwingt, die dem menschlichen Auge unerreichbar sind, so hebt der auf das Höchste gerichtete Gedanke adlergleich sich kühn und frei über alles Niedrige und Gemeine in die Höhen unsichtbarer Regionen. Wie die Flamme stets nach oben strebt und alles Erdhafte zu verzehren trachtet, so will der Gedanke alles Vergängliche von sich abstreifen und in freier, alles durchdringender Feinheit und Schärfe das Reich des Lichtes und der unver-

gänglichen Wahrheit und Klarheit erreichen. Wie die Lüfte des Himmels über Meer und Erde, über Höhen und Tiefen wehen und in weiten Kreisen die Erde umschweben, so wehen und weben die Gedanken über alle Höhen und Tiefen, umspülen das All und umziehen die Welt in immer weitern Kreisen. Wie die Engel Gottes auf lichten Sternenbahnen den Fußtritten des Allmächtigen folgen, so darf es der Gedanke wagen, auf dieser leuchtenden Bahn den Engeln nachzuschreiten und über Zeit und Raum sich erhebend den Anfang alles Werdens zu betrachten und nach dem Worte Jobs „mit den Morgensternen zu jauchzen beim Anblick der Herrlichkeit der geschaffenen Welten" [1].

7. Sowie aber der Gedanke von seinem Ursprung und von seiner Bestimmung, dem Willen voranzuleuchten, auf seinem Pfade auch nur einen Schritt abweicht und sich in seinen eigenen Erfindungen selbstgefällig ergeht, ist ihm die Gefahr des tiefsten Falles nur um so näher, je höher er sich empor geschwungen. Dem Nachtwandler gleich, der nur im Halbschlaf sicher wandelt, aus dem Traumglück aber zur Wirklichkeit gerufen, von seinen Höhen augenblicklich herabstürzt, so kannst du auch den in seinen Visionen dahinwandelnden Gedanken nicht ohne Gefahr mit raschem Anruf zur Wirklichkeit herabrufen. So schön das einsame Leben des Gedankens ist, so wenig vermag es für sich allein, uns glücklich zu machen. Es tritt mit ihm ein Zwiespalt in das Leben und Empfinden, den nur die Liebe und die Kraft des Glaubens und Wollens ausgleichen kann. Der Mensch theilt sich gleichsam in zwei Wesen, die verschiedene Bahnen wandeln, nur mit Angst sich trennen und mit Sorgen sich wieder vereinigen. Der denkende Mensch ist stets ängstlich und traurig ob dieses Zwiespaltes. Was der Gedanke schaut, kann die Empfindung nur selten erreichen, und so wird eins an dem andern irre, und vergebens suchen sich die getrennten Kräfte die Hand zu reichen zum gemeinschaftlichen Bund des Lebens.

8. Das Meer des Gedankens ist in stets unruhiger Bewegung und wogt in steter Ebbe und Fluth auf und nieder. Ganz anders ist das feste Land, das der thatkräftige, in's Leben eingreifende **Wille** als unmittelbare Gegenwart und so zu sagen handgreifliche Wirklichkeit erfaßt. Wer mit aller Kraft des Willens die Gegenwart ergreift und sich ganz derselben hingibt, der empfindet keine Scheidung der Kräfte. Die unmittelbare Empfindung füllt die ganze Seele aus. Den kränkelnden

[1] Job 38, 7.

Zwiespalt zwischen Sehnen und Haben kennt er nicht. Was er will, das hat er voll und ganz, sobald er recht und ernstlich will. Einfach in sich abgeschlossen, gewährt dieses unmittelbar thätige Leben eine in der unmittelbaren Empfindung ruhende Sicherheit und Selbstgenügsamkeit, ist aber nicht weniger schön, edel und erhaben in seiner innern Entfaltung als das lichte Reich des Gedankens. Unaussprechlich schön ist die Zartheit der, wie eine duftende Blüthenknospe sich entfaltenden Empfindung; herrlich ist der unerschöpfliche Reichthum der Erfindungen, wie ihn die treue Sorgfalt des liebenden Herzens entfaltet; groß und erhaben ist der starke, alles opfernde Muth der Entsagung; wundervoll der Segen der durch Jahrtausende sich fortpflanzenden Wirksamkeit einer guten That.

9. Aber auch das einfache in sich selbst beruhigte Leben des thätig strebenden Willens und der in stiller Emsigkeit heimlich sorgenden Liebe hat stets die drohende Gefahr unmittelbar zur Seite und ebenso nahe, wie das in seiner eigenen Leere sich verlierende Denken. Nur gar zu leicht geht dem practischen Menschen in der Aufmerksamkeit auf das Nächste das Höhere und der Blick auf das Allgemeine verloren. Der beschränkte Wirkungskreis läßt sich überschauen und beherrschen, aber er beschränkt auch den Geist und macht einseitig in allen Anschauungen, läßt das allgemeine Gesetz des Lebens und der Wahrheit im Gewirre der sonderheitlichen Thätigkeit des täglichen Lebens mißkennen und mißdeuten; vermischt gar zu leicht das Eigene und Zeitliche mit dem Göttlichen und Ewigen. Der thatkräftige Wille verliert gar oft, ehe er sich's versieht, das richtige Maß und Ziel des Edlen und Schönen aus dem Auge. Statt nach oben leiten ihn dann alle Anstrengungen wieder zur Erde und zu zeitlichen Zwecken, statt zu Gott führen ihn alle Mühen des thätigen Lebens nur wieder zu sich selbst zurück. An die Stelle der Willenskraft tritt dann die eigenmächtige Willkür, der blinde, zerstörende Eifer.

10. Die gedankenlose That ist eine rohe Masse, der die Bildung und das Leben fehlt, der thatenlose Gedanke ist ein leerer Schatten, dem Leben und Inhalt entflohen ist. Nur wo sich beide zu einem gemeinsamen Wirken vereinen und zu dem gleichen höchsten Ziele streben, können sie Wahrheit und Glückseligkeit erreichen. Wenn wir aber die Nothwendigkeit einer steten innern Verbindung des thätigen und beschaulichen Lebens erkennen, so ist es an der Zeit, unsere Aufmerksamkeit vor Allem auf jene Uebung des Geistes und auf jene geistliche Uebung zu richten, in welcher die Richtungen und Ausflüsse des freien Willens vereint und

zugleich auf das höchste und vollkommenste Ziel alles Erkennens und Thuns hingelenkt werden sollen. Diese geistliche Uebung, die wir alle wenigstens dem Namen nach kennen und die der Sache nach doch den Meisten stets unbekannt bleibt, weil in der Regel auch alle geistige Anleitung dazu fehlt, ist die geistliche Betrachtung oder Meditation. Von dieser sagen nämlich die meisten Lehrer: sie müsse damit beginnen, daß wir uns mit unserm Denken in die Gegenwart Gottes versetzen, und im Hinblicke auf diese Nähe Gottes irgend ein Wort der Schrift oder eine Wahrheit der göttlichen Offenbarung mit Aufmerksamkeit überdenken, um daraus eine Nutzanwendung auf uns und unser Handeln abzuleiten, und unser Denken gleichsam mit einem bestimmten Vorsatz zu einer geistigen Handlung abzuschließen. Offenbar sind in dieser Art der geistlichen Betrachtung alle wesentlichen Beziehungen des menschlichen Dichtens und Trachtens zu einer Einheit verbunden und durch das Bewußtsein geheiligt, daß Gott selbst uns in unserem Bestreben nahe ist. Nur in der Einheit dieser drei Glieder kann alles geistige Leben sich entfalten. Allein hinsichtlich der Aufeinanderfolge dieser drei wesentlichen Glieder geistlicher Uebung ist dennoch eine verschiedene Art des Meditirens möglich. Die erste geht von dem Höchsten, von dem Bewußtsein der Gegenwart Gottes aus, betrachtet in diesem Lichte irgend eine Wahrheit in Gedanken und schließt mit einem bestimmten Vorsatz für das Leben. Es ist dieß jene Art, die zunächst für Solche sich nützlich erweist, welche mit ihrem Glauben gänzlich im Reinen und in dieser Glaubensinnigkeit bereits zu einer hohen Vollkommenheit des Wollens gekommen sind, da es diesen ein Leichtes ist, sich durch einen einfachen Willensact so zu sagen in die Nähe und Gegenwart Gottes zu schwingen, und es für sie ohnehin einer besondern Aufforderung und eines eigenen Entschlusses bedarf, aus dem Kreise ihres geistigen Lebens herauszutreten und handelnd in das zeitliche und äußere Leben einzugreifen. Den Unvollkommenen aber, der sich nicht auf einmal von der Erde frei machen und zur Anschauung der Nähe Gottes erheben, der darum das Ziel seines Ringens nicht im einmaligen Aufschwung schon erreichen kann, führt dieser Weg gleich vom Anfange zu weit von dem ihm natürlichen Standpunkte ab, als daß er denselben ohne große Schwierigkeit und Gefahr betreten könnte.

Wer noch eine tiefere Begründung seines Glaubens sucht und bedarf, wer noch nach Erkenntniß der Wahrheit ringt, bedarf ebenso wie derjenige, welcher in geistigen Uebungen noch keine besondere Erfahrung

hat, eine gewisse Zeit, bis er mit dem Höhern und Höchsten sich befreunden kann. Er muß in seinem Fortschritte von dem Punkte ausgehen, auf dem er wirklich steht, um von diesem aus zu höhern Anschauungen und zur Erhebung des Denkens wie des Wollens fortzuschreiten. Für ihn ist jene Art der Meditation erfolgreicher, welche an irgend eine unmittelbare Empfindung anknüpft, dieser eigenen Empfindung irgend ein Wort oder eine Wahrheit der göttlichen Offenbarung gegenüber stellt und durch den Glauben an die Erhabenheit und Untrüglichkeit göttlicher Offenbarung sich von dem eigenen Meinen und Wollen frei zu machen sucht. Indem die göttliche Offenbarung in ihrem unerschöpflichen Reichthume alle Erscheinungen des geistigen Lebens berührt, bietet sie uns immer neue und andere Belehrung und Anhaltspunkte der geistigen Zurechtweisung dar. Weil aber alle Theile der göttlichen Offenbarung immer wieder auf einen Mittelpunkt, auf die Erlösung durch Jesus Christus hinweisen, zeigen sie uns zugleich, wie wir Alles stets auf diesen Mittelpunkt beziehen sollen. Alle Widersprüche des Lebens, alle scheinbaren Gegensätze der Offenbarung dienen nur dazu, diesen einen Mittelpunkt uns näher zu rücken, und überall werden wir die rechte Einheit finden, wenn wir Alles von diesem Mittelpunkte aus zu erklären und diesen selbst wieder in Allem zu finden suchen.

11. Indem wir auf den Einen Mittelpunkt alles Handelns und Denkens unsere Aufmerksamkeit richten, müssen wir endlich erkennen, daß alle Neigung und Abneigung, alles Empfinden und Sehnen nur dann, wenn es auf ein höchstes Ziel, wenn es auf Gott gerichtet ist, seine wahre beseligende Vollendung findet, daß alles Erkennen nur dann wahr und alles Wollen nur dann gut ist, wenn Erkennen und Wollen in dieser höchsten Einheit sich gegenseitig bestätigen. Wir müssen in der Betrachtung jeder einzelnen Empfindung und jedes Wortes der göttlichen Offenbarung so lange fortfahren, bis wir eine Beziehung zu einem einheitlichen Mittelpunkt sowie zum höchsten Ziele entdeckt haben. Auf dieser Bahn fortschreitend, gelangen wir Schritt für Schritt zu einem immer innigern Bewußtsein, wie alles zuletzt zu Gott führt und wie Gott dem auf das Höchste gerichteten Streben stets nahe ist. Wovon der Vollkommene ausgeht, das Gefühl der heiligenden Nähe Gottes, das bildet den beseligenden Schlußpunkt dieser letztern Art der Betrachtung.

Auf diesem Wege werden wir freilich nur allmählich und gleichsam Schritt für Schritt vorwärts dringen, aber um so leichter und sicherer, da er unmittelbar da beginnt, wo wir uns der wirklichen Empfindung

und dem unmittelbar gefühlten Bewußtsein nach schon befinden, und auf solchen Stufen aufwärts führt, die der Anlage des Einzelnen entsprechen. Auch eine scheinbar unfruchtbare Bemühung wird auf diesem Wege nicht ohne Frucht bleiben, wenn es uns nur überhaupt Ernst ist mit unserer Uebung, weil wir ja immer da wieder anknüpfen können, wo wir den richtigen Weg verlassen haben. Wenn auch langsam, führt dieser Weg den ernsten Willen und das demüthige Forschen doch sicher zum Ziele.

12. Beide Arten der Meditation schließen sich ebenso wenig von einander aus als das thätige und beschauliche Leben. Es hängt von der natürlichen Anlage und dem geistigen Standpunkte des Einzelnen ab, welcher von beiden Wegen für ihn der nähere ist. Auch die allgemeine Betrachtung des göttlichen Wortes in der Predigt hat keinen andern Weg. Wie wir zuerst den göttlichen Geist anrufen, um die der Betrachtung göttlicher Offenbarung geziemende Richtung und Haltung des Gemüthes zu gewinnen, und diese Anrufung unmittelbar auf einen bestimmten Ausspruch der hl. Schriften beziehen, so haben wir die eine und erste Bedingung jeder wahren, fruchtbringenden geistigen Betrachtung erfüllt. Dann aber muß diese Betrachtung selbst wieder das Wort der Schrift näher erklären und auf bestimmte sittliche Zustände anwenden, oder von der Natur des Menschen und der Empfindung des Herzens aus die allgemeinere und tiefere Bedeutung des geoffenbarten Wortes zu erfassen suchen. Wir haben in unseren Betrachtungen den letztern Weg gewählt, weil die Tiefe des Evangeliums uns von selbst auf denselben geleitet hat. Nur indem wir von der unmittelbaren Empfindung ausgegangen und an die naheliegenden und an sich verständlichen Bewegungen des Herzens unsere Betrachtungen angeknüpft haben, hatten wir einen sichern Anhaltspunkt für das Ersteigen jener Höhen, zu denen der Evangelist Johannes seine Hörer zu geleiten sucht. Allerdings mußte dabei Manches mitvorgetragen werden, was nicht augenblicklich Jedem ganz verständlich sein konnte. Allein da auch das weniger Verständliche an das Einfache und an sich Verständliche angeknüpft und von diesem abgeleitet wurde, war es für jeden eifrigen Hörer des Wortes ein Leichtes, die weitere Bahn mit eigenem Nachdenken zu durchlaufen und durch eigene Betrachtung das zuerst unbekannte Ziel zu erreichen. „Das Wort des Herrn ist ja nicht in Fesseln“ [1], sondern kommt zu Jedem, der ihm irgend entgegen kommt. Wie Christus nach seiner Auferstehung zu den

---

[1] 2 Tim. 2, 9.

Aposteln bei verschlossenen Thüren gekommen ist, so kommt er auch zu uns, wenn wir vor der Unruhe der Welt unser Herz abschließen, im einsamen Kämmerlein der stillen Betrachtung seiner warten, um auch uns mit dem Gruße des Friedens zu grüßen, und mit dem Hauche des Geistes zum himmlischen Leben einzuweihen. Wenn wir dann aus unserer stillen Abgeschiedenheit herausgehend in besonnener Ausübung werkthätiger Liebe, oder eifriger geistiger Uebung mit den beiden Jüngern eilen, um die Auferstehung des Wortes zu sehen, so werden auch wir mit den Augen des Geistes Denjenigen schauen und erkennen, der seinen Jüngern sich leiblich sichtbar gezeigt und vor ihren leiblichen Augen sich zum Himmel erhoben [1].

C.

Text: „Maria aber stand draußen vor dem Grabe und weinte. Indem sie nun weinend sich bückte und in das Grab hineinsah, erblickte sie zwei Engel in weißen Kleidern sitzen, einen zum Haupte, den andern zu den Füßen, da, wo der Leichnam Jesu gelegen hatte. Diese sagten zu ihr: Weib, was weinest du? Sie antwortete ihnen: sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie Ihn hingelegt haben; und als sie dieß gesagt hatte, wandte sie sich um, und sah Jesum da stehen, wußte aber nicht, daß es Jesus war. Jesus sprach zu ihr: Weib, was weinest du? wen suchest du? Sie aber, in der Meinung, daß es der Gärtner sei, sprach zu Ihm: Herr! hast du Ihn weggetragen, so sage mir, wo du Ihn hingelegt hast, damit ich Ihn holen kann. Da sprach Jesus zu ihr: Maria! Sie wandte sich um, und sprach zu Ihm: Rabbuni! (das heißt: Meister.) Jesus sprach zu ihr: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater, geh' aber hin zu meinen Brüdern, und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. Maria

[1] Apostg. 1, 11.

Magdalena kam also und verkündigte den Jüngern: Ich habe den Herrn gesehen, und dieß hat Er zu mir gesagt."

Joh. 20, 11—18.

Inhalt: Das Verhalten der Maria am Grabe, als Vorbild für Alle, die den Herrn suchen.

1. Wenn wir in schönen Sommertagen ein Vögelein in stiller Laube belauschen können, betrachten wir mit Wohlgefallen die niedliche Gestalt, und verfolgen mit den Augen das leichte und niedliche Wenden und Drehen des kleinen Köpfchens und alle seine zierlichen Bewegungen, und können nicht satt werden, die reizende Anmuth dieser feinen Gestalt und ihrer Bewegungen zu bewundern. Wenn nun der hochfliegende Adler Johannes in seinen Erzählungen auch die zierliche Anmuth der niedlichen Sänger des Waldes entfaltet, so ist die Schönheit seiner Darstellung nur um so bewundernswerther, weil er mit dem Reize der Anmuth zugleich die Großartigkeit des Gedankens verbindet. Vielfach haben wir die Anmuth und die zarten Wendungen seiner Erzählung schon zu bewundern Gelegenheit gehabt. Es wird wohl nicht nöthig sein, dabei an Einzelnes, wie an die unübertrefflich schöne Erzählung von der Auferweckung des Lazarus zu erinnern. An Mannigfaltigkeit und Schönheit zierlicher Wendungen, die in dem, was er verschweigt, ebenso fein sich ausspricht, wie in dem, was er wirklich sagt, wird aber die Erzählung von dem Suchen Magdalena's nach dem Leichname Christi und der darauf folgenden Erscheinung des auferstandenen Heilandes kaum von einer andern übertroffen.

2. Wie schön und wie tiefsinnig enthüllen schon die Anfangsworte dieses Kapitels, die gleichsam als Einleitung vorausgeschickt werden, die innersten Geheimnisse aller Bewegungen des Menschenherzens! Vor allen Jüngern und Anhängern des Herrn kommt Magdalena gleich am ersten Wochentage zum Grabe, schon „sehr früh, da es noch dunkel ist" [1], und wendet, da sie den Stein weggewälzt sieht, sich eilends um, diese wichtige Nachricht den Jüngern zu verkünden. Ihr ganz von Liebe und Sehnsucht erfülltes Herz achtet nicht die Dunkelheit und fürchtet sich nicht, eben weil es ganz von Einem Gedanken erfüllt ist; sie besinnt sich nicht, und forscht nicht, sondern wendet sich unmittelbar und eilends um, damit sie den Jüngern Nachricht gebe, denn ihre Liebe läßt sie die

[1] Joh. 20, 1.

wichtige Entdeckung, welche sie gemacht hat, nicht bei sich behalten. Als nun die Jünger kommen und forschend in das Grab blicken, bleibt sie in der Ferne stehen und weint. Ihre Liebe und Treue harrt auch da noch am Grabe aus, als die Jünger bereits wieder nach Hause zurückgekehrt sind. Wie aber die Untersuchung der Jünger nicht ohne Erfolg bleibt, und das Schweißtuch, welches sie zusammengewickelt mit den übrigen Leichentüchern im Grabe sehen, ihnen Zeugniß gibt, daß es sich hier nicht um einen Diebstahl des Leichnams handle, weil ein Räuber der Leiche auch die dazu gehörigen Tücher genommen, wenigstens sich nicht die überflüssige Mühe gegeben hätte, dieselben zusammenzulegen, sondern daß überhaupt kein der Umhüllung bedürftiger Leichnam mehr vorhanden, daß vielmehr Christus wirklich aus dem Grabe hervorgegangen und auferstanden sei, so blieb auch die ausharrende Treue Maria's nicht ungetröstet. Allein das Herz bedarf anderer Trostgründe und Beweise als der Verstand. Von jenem geleitet nähert sich Magdalena wiederholt dem Grabe und blickt immer wieder in dasselbe hinein, weil sie immer nicht glauben kann, daß sie vergeblich gehofft haben soll. Das Herz, so lange es an seinem Glauben und seinem Hoffen festhält, wird lieber den Sinnen mißtrauen, als der innern Zuversicht. Ein solches Herz bleibt auch nicht ungetröstet. Glaube und Hoffnung siegen endlich doch über den Schmerz, und erscheinen gewissermaßen leibhaft vor dem Auge der suchenden Seele als tröstende Engel und Boten eines höhern Lebens. So sieht auch Maria, was selbst die Jünger nicht sahen, zwei Engel im Grabe. Allein auch diese genügen ihrer Sehnsucht nicht. Sie weint auch noch beim Anblicke der Engel, so daß diese sie fragen — was weinest du? Sie weint, weil sie nicht die Boten des Herrn gesucht, sondern Ihn selbst, und lieber seinen Leichnam finden wollte, als die ihr fremde und unverhoffte Engelerscheinung. Bei all' dieser Liebe und Treue aber kann sich ihr Herz doch nicht frei machen von aller irdischen und sinnlichen Vorstellung. Ihr Gedanke haftet an der äußern Gestalt und an der zeitlichen und irdischen Gegenwart des Herrn. Darum, als sie von der englischen Erscheinung sich abwendet, um Ihn selbst zu suchen, und der Herr nun wirklich, aber in anderer Gestalt, vor ihr steht, kennt sie Ihn nicht. Dennoch macht auch die Erscheinung eines Unbekannten sie nicht irre in ihrem Suchen. Von Einem Gedanken erfüllt, setzt sie bei Jedem voraus, er müsse wissen, von wem sie rede, und so redet sie auch den ihr Fremden ohne weitere Erklärung an: „Hast du Ihn weggenommen?“ Erst da sie nicht gleich Antwort erhält,

besinnt sie sich, daß dieser Fremde gar nichts von der Angelegenheit, mit welcher ihr Herz sich beschäftigt, wissen kann, und wendet sich abermals dem Grabe zu. Das erzählt uns der Evangelist zwar nicht, aber es geht aus dem Umstande hervor, daß sie sich umwendet, als sie die Stimme des Herrn vernimmt, Ihn aus dem Ton der Stimme erkennt, und mit dem Ausrufe: Rabbuni! Ihm zu Füßen fallen und diese umklammern will, als müßte sie den endlich Gefundenen festhalten für immer. Auch dieses Letztere, daß sie die Füße des Herrn umfassen will, sagt der Evangelist nicht ausdrücklich, aber es ergibt sich aus den Worten Christi: „Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren!" und ist ohne alle weitere Erzählung die einfachste, natürlichste Folge ihrer Empfindung.

3. Magdalena konnte gar nichts anderes vornehmen in diesem Augenblicke des unaussprechlichsten Glückes des Wiedersehens. Wir finden es so natürlich, daß Magdalena in der Freude des Wiedersehens dem Herrn zu Füßen fallen, diese umklammern und Ihn festhalten will, um Ihn nicht mehr zu verlieren; aber wir werden in unserm eigenen Gefühle unterbrochen, und hören mit Verwunderung und Staunen das Wort des Herrn und seine fast rauh klingende Zurückweisung dieses Ausdrucks der innigsten Liebe Maria's: „Rühre mich nicht an!" Warum doch nicht? Haben doch die Apostel die Wundmale seines Leibes berühren dürfen; fordert doch Christus den zweifelnden Thomas selbst auf: „Reiche deinen Finger her und siehe meine Hände; reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite!" [1] Warum wird Maria mit ihrer Verehrung zurückgewiesen? Wohl nur deßwegen, weil sie dieses Umfassen nicht als Zeugniß ihres Glaubens, nicht als Beweis der wirklichen Auferstehung verlangt, sondern in diesem Festhalten der leiblichen Gegenwart des Herrn den Herrn selbst und ihren himmlischen Antheil an der Ewigkeit und Seligkeit festhalten zu können meint. Darum weist Christus ihre Sehnsucht von dieser irdischen Gegenwart ab und weist sie auf die ewige Vereinigung im Himmel hin.

4. Maria ist durch diese Zurückweisung ihrer auf die irdische Gegenwart gerichteten Anhänglichkeit und die damit verbundene Hinweisung auf die zukünftige ewige Vereinigung mit Christus ein Vorbild für alle wahrhaft Gott suchenden Seelen geworden. An ihr will der Evangelist die Führungen Gottes zeigen, sowohl die, welche die ganze Menschheit

---

[1] Joh. 20, 27.

zur Erkenntniß ihres Heiles leiten, als diejenigen, auf welchen Gott den einzelnen Menschen zur Vollkommenheit und Seligkeit führen will. Der Evangelist erzählt uns diese Scene so ausführlich, weil jeder Umstand derselben für diese Führung von Bedeutung ist. Das Suchen und Sehnen, das Sehen und Erkennen, ebenso wie das Umfassenwollen der Füße des Herrn, ja jedes Bücken und Blicken, jedes Umwenden der Suchenden ist von Bedeutung.

5. Betrachten wir zuerst die allgemeine Führung der Menschheit zur Erkenntniß Gottes, so wissen wir und können an uns es erfahren, wie die menschliche Natur durch die Sünde die rechte Einheit ihres Lebens verloren habe. Dennoch verlangt die Menschenseele im Bewußtsein ihrer unverlierbaren Freiheit und sittlichen Bestimmung einen freien Herrscher und König, welchem sie dienen kann, um in diesem Dienste eines allbeherrschenden Königs der Wesen ihre eigene Freiheit und Herrschaft über die eigenen Kräfte und über die zeitliche Umgebung zu finden. Ohne einen solchen König ihrer Gedanken ist sie unruhig und traurig. Je tiefer und einschneidender diese Trauer sich kund gibt, um so eifriger sucht und forscht die Seele wie Magdalena nach ihrem verlornen Herrn und König. Wenn sie nun in diesem Suchen in dem weiten Reiche der Schöpfung sich umsieht, und nirgends den Geliebten und König ihrer Sehnsucht erblickt, so erscheint ihr dieselbe wie ein weites Grab, aus dem man ihren Herrn und Meister weggenommen.

Indem sie aber in ihrer Trauer immer wieder zu diesem Grabe zurückkehrt, um tiefer in die Nacht desselben hineinzublicken, begegnet der suchenden Seele allerdings auch hier ein himmlisches Zeugniß von ihrem König und Herrn. Der Gedanke, welcher in die Tiefe schaut und in aufrichtiger Betrachtung der Natur sich vertieft, findet in allen Dingen ein allgemeines höheres Gesetz. Dieses Gesetz steht über allen zeitlichen Erscheinungen, ist bleibend und zugleich edler und schöner als alles Irdische. Darum gibt es Zeugniß von einem höhern Leben, welches über dem Wechsel der Erscheinungen steht, und verkündet als Bote eines überzeitlichen Lebens die allgemeine Idee des Bleibenden und nothwendig Wahren. Schaut aber die Seele, nach ihrem Ursprung forschend, aufwärts, so erblickt sie in dieser Höhe das Zeugniß, daß alles Handeln und Streben ein Ziel vor Augen haben muß, zu welchem uns nichts Irdisches und Unvollkommenes als Vorbild dienen kann, sondern daß es ein höheres Ideal alles menschlichen Sehnens geben muß, welches nicht von der Erde ist. Dem G e d a n k e n leuchtet die I d e e einer

allgemeinen Wahrheit, dem bildenden Geiste das Ideal einer unvergänglichen Schönheit entgegen, und beide geben Kunde von einem höhern Leben und einem unsichtbaren Könige desselben. Diese beiden Zeugen der überirdischen Bestimmung des Menschen sind die Boten Gottes und die Engel, welche das Herz in dem Grabe aller irdischen Glückseligkeit erblicken wird, wenn es ernstlich und geduldig auf die Erfüllung seiner Hoffnung wartet.

6. Beide Zeugnisse und Boten der Wahrheit aber weisen nur auf die Auferstehung hin, aber sie sind nicht das Höchste, was wir suchen. Vielmehr müssen wir von ihnen uns abwenden, wenn wir dieses höchste Ziel, den Herrn und König des Lebens selbst, finden wollen, auf den sie hinweisen. Wenn die Sonne aufgeht und ihr Glanz sich in den Fenstern spiegelt, so gibt der Glanz derselben Zeugniß von den Lichtstrahlen, die von der aufgehenden Sonne ausgehen. Wollen wir aber diese selbst sehen, müssen wir uns umwenden, und dann erst erblicken wir die Sonne, von welcher jener Glanz Zeugniß gibt. Die gewisseste und allgemeinste Vernunftwahrheit ist immer noch weit von der wahren Erkenntniß Gottes verschieden. Zwar muß der denkende Geist eine allgemeinste höchste Ursache sich denken, allein diese höchste Ursache, die der Gedanke begreift, ist noch nicht das Wesen Gottes. Um Gott zu erkennen, müssen wir uns von dem Gedanken einer höchsten Ursache abwenden, und nach dem suchen, was gar nicht Ursache, gar nicht Sache, gar nichts Unpersönliches und Nothwendiges ist. Alle Ursache ist nothwendig und unpersönlich; der Herr aber über Alles ist auch Herr der höchsten Ursache und verschieden von ihr, ist mehr als Ursache, die immer mit ihren Wirkungen nothwendig verbunden ist.

Ebenso ist das Ideal der höchsten Schönheit, wie es die menschliche Vorstellung darzustellen oder in ihrer höchsten Begeisterung zu fassen vermag, immer eine irgendwie erscheinende Gestalt, die auf eine höhere Schönheit hinweist, aber nicht diese selbst. Die Phantasie des Menschen haftet in ihrem höchsten Fluge noch immer am sinnlichen Bilde und an der räumlich oder zeitlich begrenzten Vorstellung, an irgend einer Gestalt und Form; wer aber das unendlich höchste Wesen finden will, muß sich abwenden von aller Gestalt, und das über alle Form und Gestalt Erhabene suchen.

7. Auch verlangt die Seele mehr als Wahrheit und Schönheit. Beide genügen der Seele nicht. Sie will die Seligkeit, die der persönlichen Freiheit des Lebens entspricht, sie verlangt über das Wahre und

Schöne hinaus, das Gute und das höchste Gut selbst. Dieses ist aber der sündigen Natur noch fremder als das natürlich Wahre und Schöne. Das Gute gehört dem persönlichen Leben an, ist also für sich schon als Product der Freiheit über der Natur. Von Wahrheit und Schönheit weiß auch das natürliche Leben, von dem Guten aber weiß es aus sich selber nichts. Von Wahrheit und Schönheit gibt auch das Heidenthum Zeugniß; von der sittlichen Vollkommenheit aber nicht. Wenn wir das Gute auf natürliche Bedingungen zurückführen wollen, begreifen wir es nur in Gestalt des Wahren und Schönen oder eines allgemeinen Naturgesetzes. Was soll uns aber ein Gesetz ohne einen Gesetzgeber auf dem Gebiete des freien, persönlichen Lebens? Näher tritt uns das Gesetz des Guten, wenn sich uns auch ein Gesetzgeber offenbart, wie den Juden. Im Judenthum ist darum weit mehr Göttliches als das äußere Gesetz, das die Heiden als Gesetz des natürlich Schönen und Wahren erfassen konnten; denn das Sittengesetz ist über dem Naturgesetz. Im Judenthum hat sich Gott selbst schon geoffenbart; aber noch in verhüllter Gestalt und in äußerlicher Erscheinung als Erzieher des Menschengeschlechts, als Gärtner des verlassenen Gartens der Menschenseele, und nicht als Erlöser und Seligmacher.

8. Aber auch das Gesetz befriedigt die Gott suchende Seele nicht. Auch hier wird sie fragen müssen, „hast du Ihn weggenommen, so sage mir, wo du Ihn hingelegt hast, damit ich Ihn holen kann." In dieser Gestalt erkennt die Seele ihren Bräutigam und König noch nicht. Erst wenn er sich durch das lebendige Wort als göttliche Liebe, und die Liebe als göttliches Leben offenbart, erst wenn die Stimme dieser Liebe an das Herz dringt, erst da können die Menschen Ihn ganz erkennen, und wissen, daß derjenige gekommen ist, der allein die Seele von der Erde und der Sünde und ihren Banden erlösen kann und will. Es ist darum auch ganz natürlich, daß die Seele, wenn sie diesen einzigen Freund und Helfer einmal gesehen, wenn sie im Glauben an seine Liebe und Offenbarung Ihm einmal in's Angesicht geblickt und von Ihm mit dem theuren Namen des Freundes angeredet worden ist, ganz umfassen und für immer festhalten will. Allein das Wort der Offenbarung und Liebe ist unerschöpflich und unfaßbar in seiner unendlichen Kraft und Fülle. Das Wort Gottes läßt sich nicht vom Menschenverstande ganz erfassen und festhalten. „Der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig" [1].

---

[1] 2 Cor. 3, 6.

Nur indem wir das Wort der Offenbarung geistig fassen, seiner Unendlichkeit unsere Aufmerksamkeit zuwenden, und nicht am Buchstaben kleben bleiben, wird uns das Wort lebendig machen. Auch die Liebe wohnt nur im Unendlichen. Wer das Endliche liebt, liebt nicht in Wahrheit. Die unendliche Liebe Gottes ist nur erschienen auf Erden, um wieder zum Vater zurückzukehren, und uns so zum Vater zurückzuführen.

9. Wenn wir also fragen, warum der Erlöser des Menschengeschlechts, da er doch auf die Erde kam, um die Menschen durch seine Gegenwart von seiner Liebe zu überzeugen, nicht bei den Menschen geblieben ist, da es doch einen höhern Trost nicht geben kann, als Ihn stets zu haben, und in seiner leibhaften Gegenwart seiner Liebe und Gnade sicher zu sein, so ist die Antwort schon gegeben [1]. Wohl mag es uns scheinen, als ob die Seele keine höhere Seligkeit finden und empfinden könne, als Ihm, dem Könige und Geliebten, zu Füßen fallen, Ihn umfassen und festhalten zu dürfen für immer. Dennoch entzieht er sich dem hülfsbedürftigen Geschlechte, dennoch wehrt er diese Liebe gleichsam von sich ab, und will nicht von Menschenhänden berührt und umfaßt werden. Warum weist er die Seele, die Ihn umfassen will, von sich ab? Warum ruft er ihr, wie einst der Maria, zu: „Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater"? Weil die Seele selbst im Leibe wohnt und lebt, und darum auch die leibliche Gegenwart und Nähe sucht, und doch das Göttliche und Ewige nicht in dieser Gestalt gewinnen und festhalten kann. Da aber die Sehnsucht des Herzens, die an solcher äußern Nähe und Sicherheit haftend bleibt, darüber das Ueberirdische und wahrhaft Göttliche, das sie erst im verklärten Zustande erreichen kann, vergessen und versäumen würde, so weist Christus das Verlangen der Seele nach der leiblichen Nähe und Gegenwart entschieden zurück und die Suchenden auf die Ewigkeit hin.

10. Darum blieb Er nicht bei den Seinigen auf Erden zurück, sondern hat die seine Stelle vertretende Kirche gegründet, um in dieser zu bleiben, aber nicht im Glanze seiner göttlichen Macht und Herrlichkeit, sondern in verhüllter Gestalt. Nur sein Wort, sein Andenken und seinen Segen im Opfer und den hl. Sacramenten hat Er zurückgelassen. Dem Glauben aber ist er innerlich immer nahe und gegenwärtig, im Glauben sehen und erkennen wir Ihn, und vernehmen sein göttliches Wort, welches, wie einst der Maria, so der ganzen Kirche und jedem Gläubigen

[1] Vgl. LXXXII.

in ihr den Beruf ertheilt: „Gehe hin zu den Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ In diesem Glauben und Erkennen sollen wir Zeugniß geben von Ihm, und können Zeugniß geben von seiner Gegenwart und Auferstehung. Jeder, der im lebendigen Glauben die Liebe Gottes und die Göttlichkeit der wahren Liebe erkannt hat, findet in diesem lebendigen Glauben auch das Zeugniß und die Bürgschaft dafür, daß die letzte Sehnsucht des Herzens ebenso sicher ihre Vollendung und Erfüllung finden werde, wie die erste Sehnsucht nach der Erkenntniß des Berufes und der Bestimmung zur Seligkeit Hülfe und Erlösung in Christus gefunden hat.

11. Damit wir aber Zeugniß geben können von dieser Erkenntniß der Wahrheit der göttlichen Offenbarung, muß diese erst selbst in uns lebendig geworden sein. Auch wir müssen wie Maria Magdalena in schmerzlicher Sehnsucht und unabläßiger Treue suchen nach dem Anblicke des Heilands, damit wir wie sie Ihn im Glauben sehen und im Geiste erkennen. Jede Seele muß die gleichen Stufen des Suchens, Sehens, Erkennens und Umfassenwollens durchlaufen, bis sie zur lebendigen Erkenntniß und geistigen Vollendung gelangt. Wem immer der Glaube verkündigt wird, den wird der Glaube nur beseligen, wenn er im Herzen lebendig wird; damit er aber lebendig werde, muß die Seele auch die Vorbedingung alles lebendigen Glaubens erfüllen; muß die Sehnsucht nach dem Könige der Seele empfinden, in Trauer um ihn suchen, in die Verlassenheit der Natur und des Lebens, in die Nacht des irdischen Grabes blicken. Nur durch diesen Blick in die tiefe Verlassenheit des irdischen Lebens und in das Grab aller irdischen Freude und Herrlichkeit gelangen wir zur Erkenntniß, daß in der Natur und in der Menschenvernunft das Höchste nicht zu finden ist, daß der Mensch über alle Ideale seiner Phantasie, über alle Ideen seines Denkens sich erheben muß, wenn er den Erlöser und König der Seele finden will. Ueber alle natürlichen Bedingungen des Wissens muß der Geist im freien Glauben sich aufschwingen, von allen rein nothwendigen Verhältnissen sich abwenden, wenn er Gott finden will. Nicht in der Vernunft offenbart sich Gott dem Menschen nach nothwendigen Gesetzen, sondern dem Geiste wollte Er sich offenbaren in freier Herablassung und äußerer Erscheinung, damit Er von dem freien Geiste auch mit Freiheit erfaßt und erkannt werden könne. Haben wir aber über alle Zeugnisse der Natur uns zum freien Glauben an eine freigegebene äußere Offenbarung erhoben,

müssen wir auch von der Aeußerlichkeit dieser Offenbarung uns wieder abwenden, um sie innerlich verstehen zu lernen. Die Seele muß sich wie Maria abwenden von der äußern Erscheinung Christi, um Ihn selbst zu finden, und muß sich wieder, wenn sie seine Stimme vernommen, Ihm zuwenden, um Ihn ganz zu erkennen. Wir müssen zuerst von dem äußern Worte uns abwenden, um den Geist der Worte Christi zu empfangen, und in diesem Geiste das Wort innerlich auf alle Gedanken und Empfindungen anzuwenden; müssen in allen Gedanken, Betrachtungen und Handlungen nach dem Verständnisse des göttlichen Wortes ringen, und die innerlich gefundene und im Geiste erkannte Wahrheit wieder auf das wirkliche Leben anwenden in Wort und That.

12. In dieser zweifachen Wendung der Seele nach innen und außen wird erst die Einheit des beschaulichen und thätigen Lebens zur geistigen Thatsache in uns [1]. Wir müssen erleben und in uns selbst erfahren die Wahrheit dessen, was wir geglaubt haben [2]. Das sind die nothwendigen Stufen zur rechten Erkenntniß Gottes. Die erste ist das Suchen mit all' unsern natürlichen Kräften; die zweite das Sehen der Offenbarung im Glauben, die Wendung vom natürlichen zum übernatürlichen Zeugniß; das dritte ist das aus diesem Sehen hervorgehende Erkennen der innern Wahrheit der göttlichen Offenbarung, das Vernehmen des Tones der göttlichen Liebe im Herzen; das Vierte endlich wäre das volle Umfangen des geliebten Königs der Seele, nach dem unsere Seele verlangt, sobald sie Ihn einmal erkannt hat. Die wahrhaft liebende Seele will ganz in dieser Liebe untergehen, will nur Ihn allein umfangen, und Ihn ganz umfassen und besitzen. Dieses Wollen ist die höchste Stufe der Einigung, aber nicht in seiner ersten natürlichen Regung. Das natürliche Verlangen nach dem vollkommenen Besitze der Seligkeit auf Erden würde die Thätigkeit aus-, dagegen das noch sinnliche Gefühl und eine gefährlichere Sicherheit des unthätigen Vertrauens in sich einschließen, und das Göttliche nicht in seiner wahren Erhabenheit und Freiheit erkennen lassen, würde Gott zur Erde herabziehen wollen, statt den Sinn zum Göttlichen zu erheben. Nur in einem von der Sünde und der Sinnlichkeit ganz freien, überzeitlichen Leben ist die wahre, bleibende, geistige Vereinigung mit Christus möglich. Damit wir aber zu dieser höchsten Einheit gelangen, müssen wir zuvor im zeitlichen Leben lernen, das äußerliche Leben verinnerlichen, den Vater und seine

---

[1] Vgl. XCIX. 2—4 und 10—12. [2] LXXXII. 2.

Herrlichkeit in der Liebe des Sohnes erkennen und im Leben die Liebe erproben, müssen erst auf Erde Zeugniß geben von der Wahrheit, Festigkeit und Innerlichkeit unseres Glaubens und Liebens; müssen mit Maria sagen können: „Ich habe den Herrn gesehen, und so hat Er zu mir gesprochen.“

CI.

Text: „Am Abende des ersten Wochentages, da die Jünger versammelt und die Thüren aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus, trat in ihre Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch! und als Er dieß gesagt, zeigte Er ihnen seine Hände und seine Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen. Er aber sagte abermals zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch; und indem Er dieß sagte, hauchte Er sie an und sprach zu ihnen: Empfanget den hl. Geist! Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen, welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Joh. 20, 19—23.

Inhalt: Die verschiedenen Grade und Arten der Wirkung des hl. Geistes.

1. Wenn uns Johannes erzählt, daß Christus bei verschlossenen Thüren zu seinen Jüngern eingetreten sei, so hat er uns damit auf zweierlei Geheimnisse des Lebens hingewiesen: auf das Geheimniß der Seele, zu welcher Trost und Friede, und der Hauch des Herrn bei verschlossenen Thüren, d. h. dann eingeht, wenn sie vor der Außenwelt in rechter Weise sich abzuschließen versteht, und auf das Geheimniß des verklärten Leibes, der an die Schranken des irdischen Körpers nicht mehr gebunden, bei verschlossenen Thüren aus- und eingeht. So wichtig nun aber auch beide Lebensgeheimnisse für uns sind, so betrachtet sie der Evangelist doch nicht als die Hauptsache, auf welche er in seiner Erzählung von der Erscheinung Christi uns eigentlich und zunächst hinweisen will. Vielmehr erwähnt er sie nur vorübergehend und gleichsam als Einleitung zu der wichtigeren Lehre von der Mittheilung des heil. Geistes. Selbst der scheinbare Widerspruch dieser Erzählung mit frühern

Aussagen des Evangelisten kann nur dazu dienen, unsere Aufmerksamkeit auf die hier vorgetragene Wahrheit zu steigern. In den letzten Reden vor seinem Leiden hatte nämlich Christus seinen Jüngern gesagt: „Ich will den Vater bitten und Er wird euch einen andern Tröster senden“ [1]; also vom hl. Geiste verkündet, daß derselbe vom Vater ausgehe, und noch in derselben Rede diesen Ausgang des Geistes vom Vater als einen solchen bezeichnet, der durch den Sohn vermittelt werde, mit den Worten: „Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, welcher vom Vater ausgeht“ [2]. Nun aber wartet Er nicht bis zur Himmelfahrt, um zum Vater zurückkehrend den Geist zu senden, sondern theilt ihnen gleich nach der Auferstehung den Geist mit, im Hauche seines Mundes, als den Ausfluß seiner eigenen Liebe.

2. Wie sollen wir nun diese Geistspendung verstehen? Entweder diese erste Mittheilung des hl. Geistes ist nur eine scheinbare und verleiht nicht wahrhaft und wirklich den hl. Geist, oder die zweite Mittheilung desselben am Pfingsttage ist überflüssig. Diese Gegensätze weisen offenbar auf eine höhere Einheit und Erkenntniß hin, und beurkunden die Wichtigkeit, welche die Lehre von der Mittheilung des hl. Geistes hat. Diese Lehre ist aber für uns deßhalb so wichtig, weil sich an dieselbe eine Menge anderer Lebensfragen knüpfen, welche ohne das Verständniß dieser Hauptfrage gar nicht zu beantworten sind. Von derselben hängt das weitere Verständniß der Mitwirkung des hl. Geistes in den Sacramenten, der Wirkung desselben bei Abfassung der hl. Schriften und in den Entscheidungen der Kirche, die Frage über Inspiration, Infallibilität und Autorität der Kirche ab. Mit oberflächlichen und ausweichenden Vorstellungen, welche die ganze Wirkung des hl. Geistes so mechanisch auffassen, daß seine Gnade bald wie eine unüberwindliche und unbewußte äußere Gewalt erscheint, welche nur in unfreier Weise wirken kann, etwa wie die Maschinen bewegende Dampfkraft, bald so confus sind, daß sie die Gnade und Wirkung des hl. Geistes von der des Vaters und Sohnes nicht unterscheiden, ist um so weniger ausgerichtet, als gerade diese Fragen in der gegenwärtigen Zeit die entscheidenden Lebensfragen für den geistigen Bestand der Kirche geworden sind. In einer Zeit, in welcher die menschliche Vernunft ihre ganze Selbstständigkeit geltend zu machen sucht, und der Autorität gegenüber nur auf überzeugende Gründe hin

---

[1] Joh. 14, 16. [2] Joh. 15, 26.

sich ergibt; in einer Zeit, in welcher dieser Kampf zwischen Vernunft und Autorität mit unnachsichtlicher Erbitterung geführt wird und zur endlichen letzten Entscheidung drängt, wird mit unklaren und oberflächlichen äußerlichen Auffassungen der entscheidenden Lebensfragen der Kirche und der christlichen Glaubenslehre sicher kein dankenswerther Dienst geleistet.

Freilich ist es schwer, die Wirkungen des hl. Geistes sich deutlich zu machen, da derselbe ja nicht auf einfach natürliche Weise, wie die vom Vater verliehenen Naturanlagen, noch wie der Sohn in persönlicher Offenbarung, sondern in übernatürlicher und doch nicht in persönlich offenbarer Weise wirken will. Darum muß uns das Wort des Evangelisten, welches uns auf diese Grundfrage nicht nur hinführt, sondern zu deren Lösung die entscheidenden Anhaltspunkte gibt, um so willkommener sein, da es durch die Klarheit und Bestimmtheit der Versicherung des Herrn, die Ausrede, Christus habe den Aposteln hier nicht den heil. Geist, sondern nur die Fähigkeit für den spätern Empfang desselben verliehen, gleich von vornherein abschneidet.

3. Mit unzweideutigen Worten spricht der Herr: „Empfanget den hl. Geist!" ja Er knüpft an dieses Wort auch gleich die bestimmte Vollmacht an: „Wem ihr immer die Sünden vergebet, dem sind sie vergeben." Nicht um eine bloße Befähigung handelt es sich, sondern um wirkliche Mittheilung des hl. Geistes. Die Kirche geht sogar noch weiter, als hier der Evangelist, wenn sie vom hl. Geiste sagt, daß Er gesprochen habe durch die Propheten, und ebenso die Apostelgeschichte, welche uns von einer Predigt des Apostels Petrus im Hause des Cornelius erzählt [1], daß der hl. Geist sogar auf solche herabgekommen sei, die noch gar nicht getauft waren.

Offenbar ist hier nicht von einem andern hl. Geist die Rede; wohl aber von verschiedenen Graden und Arten der Mittheilung desselben. Nicht einen andern Geist haben die Apostel am Pfingstfeste empfangen, nicht ein anderer hat aus den Propheten geredet. Aber in einem andern Grade ist der hl. Geist im alten Testamente vor der Menschwerdung Christi, in einem andern unmittelbar nach der Auferstehung und wieder in einem andern und höhern Grade nach der Himmelfahrt mitgetheilt worden. Diese graduelle Verschiedenheit in der Mittheilung des hl. Geistes richtete sich nach dem Grade der Offenbarung des Sohnes im Reiche des Vaters, und geht somit aus dem Verhältnisse des Geistes zum Vater und Sohne hervor.

---

[1] Apostg. 10, 43—47.

4. Wie der Geist von Ewigkeit von Vater und Sohn zugleich ausgeht und die ewige, göttliche und persönliche Lebenseinheit von Beiden ist, so ist auch seine Wirkung auf Erde auf die lebendige Einigung der Gaben des Vaters und Sohnes gerichtet. Wie nun der Vater als Schöpfer der Welt diese auch erhält und regiert, wird der Geist in dieser Welt den auf ihr Lebenden dann sich mittheilen, wenn der Sohn auf Erde die Liebe und Gegenwart Gottes offenbart. Die erste Mittheilung des göttlichen Geistes findet sich darum schon im alten Testament, in welchem den Menschen ein persönlicher Gesetzgeber sich offenbarte und eine künftige höhere Offenbarung und persönliche Menschwerdung in Aussicht stellte. Alles, was im Hinblick auf diese künftige Menschwerdung des Sohnes Gottes im alten Testamente gesagt und geschrieben wurde, ist geschrieben in Kraft des hl. Geistes. Sowie aber das Werk dieser Offenbarung und höchsten freien Gottesliebe vollendet ist, tritt auch die Wirksamkeit des göttlichen Geistes im erhöhten Maße in das Leben ein. Sowie Christus nach der Auferstehung den Jüngern erscheint, gießt in dieser Erscheinung die Kraft eines neuen Lebens sich über dieselben aus. Sie sind nun von einem neuen Geiste, der von dem auferstandenen Heiland aus- und in die natürlichen Kräfte der Menschen eingeht, durchdrungen, von einem Geiste, welchen „die Welt", der ja Christus nicht offenbar geworden, „nicht empfangen kann", weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt[1]. Die volle Mittheilung dieses hl. Geistes tritt aber erst ein, als die Apostel von der persönlichen Gegenwart Christi getrennt, ihrer eigenen Kraft überlassen zum selbstständigen Zeugniß für die Offenbarung des Sohnes Gottes berufen werden, und dieser Sohn die menschliche Natur ganz verherrlicht und in die innigste Verbindung mit dem Vater gesetzt hat. Nun kann die Sendung des hl. Geistes in gleicher Wechselwirkung vom Vater und Sohne ausgehen, und kommt durch die Vereinigung der in Christus verklärten Menschennatur mit dem göttlichen Leben dem menschlichen Leben zu.

5. Da nun in all' diesen Mittheilungen nicht ein anderer, sondern immer derselbe Geist, der da ausgeht vom Vater und Sohn, sich mitgetheilt hat, so müssen wir verschiedene Stufen der Mittheilung des hl. Geistes unterscheiden. In diesen Stufen offenbaren sich aber zugleich verschiedene Arten der Wirkung desselben. Die Mittheilung des hl. Geistes am Pfingstfeste ist schon in ihrer äußern Erscheinung an-

---

[1] Joh. 14, 17.

ders, als die vorausgehende Mittheilung des hl. Geistes an die Apostel unmittelbar nach der Auferstehung. Dort kommt der Geist von oben „im Brausen des Sturmwinds, der das ganze Haus erschüttert" [1], hier theilt ihn Christus im verschlossenen Gemache und im sanften Hauche mit; dort kommt er über die ganze versammelte Christengemeinde, hier wird er nur den elf Aposteln mitgetheilt; dort erweckt der Geist in Allen, denen er sich mittheilt, eine persönliche Macht, ertheilt die Gabe der Sprache, hier ertheilt Christus nicht den Einzelnen besondere Kräfte, sondern den Aposteln überhaupt eine gewisse Vollmacht. Jene Macht geht auf das einheitliche, innere und äußere Verständniß des geistigen Lebens, und ertheilt in der Sprachengabe das Zeichen und Zeugniß, daß die Macht des Geistes alles geistige Leben umfasse und allen Bedürfnissen des Geistes gerecht geworden sei.

Diese äußerlich verschiedenen Arten der Mittheilung des hl. Geistes entsprechen der verschiedenen innern Bewegung des geistigen Lebens. Eine andere ist die Bewegung des Geistes, die vom Vater zum Sohne, und eine andere die, welche vom Sohne zum Vater führt, wie denn auch Christus das eine Mal versichert: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich" [2], während Er ein anderes Mal sagt: „Niemand kommt zu mir, es ziehe ihn denn der Vater" [3].

6. Davon gibt uns schon die einfachste Beobachtung des geistigen Lebens Kunde. Anders nämlich gestaltet sich die Bewegung des geistigen Lebens, wenn die natürliche Empfindung und Lebenskraft, auf irgend eine Weise erschüttert, Ruhe findet, indem sie in Christus den heiligenden Mittelpunkt und Erlöser alles Lebens im Glauben erkannt hat, und anders, wenn der auf Christus gerichtete Glaube die natürlichen Kräfte durchdringt und umgestaltet. Je nach dem Zustande des Einzelnen wird das geistige Leben bald auf dem einen, bald auf dem andern Wege sich entfalten. Bei dem Christgläubigen wird aber, so lange er diesen seinen Glauben in sich lebendig zu machen sucht, eine stete Wechselwirkung dieses doppelten Ursprungs des geistigen Lebens sich zeigen. Einmal wird das Bewußtsein, daß wir im Glauben an Christus einem höhern als dem bloß natürlichen Leben angehören, uns bewegen, dieses natürliche Leben durch den Glauben umzugestalten und zu erneuern, und alle natürlichen Anlagen im Glauben zu veredeln und zu vergeistigen; ein anderes Mal wird die göttliche Mahnung in der Erschütterung der natürlichen Em-

[1] Apostg. 2, 2. [2] Joh. 14, 6. [3] Joh. 6, 44.

pfindung uns ergreifen und so lange beunruhigen, bis wir im Glauben an den Erlöser Trost und Frieden und den übernatürlichen Einheits- und Ruhepunkt für alle Stürme des Herzens und Verstandes gefunden haben.

7. Diese lebendige Wechselwirkung und geistige Lebenseinheit muß aber vor Allem und in höchster Allgemeinheit sichtbar und offenbar werden in der katholischen Kirche, welche von Christus das Amt erhalten hat, den Geist der Offenbarung allen Zeiten und Geschlechtern zu übermachen, und also allen Bedürfnissen der verschiedenen Zeiten die geistige Hülfe in der im Geiste fortlebenden Lehre Christi zu gewähren. Das Leben der Kirche ist ein Leben der Gemeinschaft aller derer, die in Wahrheit an Christus glauben, im hl. Geiste. Der hl. Geist ist die Seele der katholischen Kirche. Darum aber ist nicht Jeder, der in dieser vom Geiste belebten Kirche lebt und wirkt, auch schon vom hl. Geiste belebt und durchdrungen, selbst dann noch nicht, wenn dieser Geist aus ihm und durch ihn wirkt. Wir müssen vielmehr gerade in der Kirche das Amt unterscheiden von der Person, und die amtliche Vollmacht von der persönlichen geistigen Macht.

8. Die persönliche Erleuchtung durch den hl. Geist tritt aber im katholischen Leben überall ein, wo eine äußere oder innere tiefe Bewegung das Vertrauen zu dem Bestehenden erschüttert und eine außerordentliche persönliche Thätigkeit des Einzelnen hervorruft. Sobald nun die außerordentliche geistige Anstrengung des persönlichen Strebens auf Christus gerichtet wird und im Glauben an die persönliche Offenbarung und Menschwerdung des Sohnes Gottes in Jesus Christus ihre Werke vollbringt, ist es der Geist Christi, der alles freie Leben erneuert und heiligt, und in dem persönlichen Streben des Einzelnen wirksam wird. Wenn die Ketzerei eines Arius den Bestand der Kirche erschüttert, weckt dieser Geist von natürlicher geistiger Kraft erfüllte Männer, wie Athanasius, welche im Vertrauen auf den Glauben an Christus den Irrthum bekämpfen und im Kampfe mit demselben die christliche Offenbarung mit neuer Herrlichkeit siegend machen. Oder wenn die Zeit eine Erlösung der Gefangenen aus der Sclaverei der Christenfeinde oder eine allgemeine Sorgfalt für die Erziehung verlassener Kinder dringend gebietet, weckt der Geist solche Männer, die ihr Alles daran setzen, um dem herrschenden Uebel zu steuern und es im Geiste christlicher Liebe zu überwinden. Was solche Männer in Kraft dieses Geistes vollbringen, ist zunächst persönliche Geistesthat. Es bedarf dazu keines äußern Amtes und Berufes. Der Geist weckt den Einzelnen und wirkt in ihm. Allein

die Kirche wird seine That zum Eigenthum des Gesammtlebens Aller machen, wenn diese irgendwie nützlich für Alle erscheint, und durch die Aufnahme der Erkenntniß eines Athanasius oder Augustinus in die Erklärung der christlichen Glaubenswahrheit die kirchliche Tradition erweitern, oder durch die Heiligsprechung der einzelnen, vom Geiste erleuchteten oder zu außerordentlichen Thaten geleiteten Männer, diese zum leuchtenden Vorbild für Alle hinstellen und ihnen so ein allgemeines Amt, eine überzeitliche, unwandelbare Würde ertheilen.

9. Anders ist das Verhältniß beim kirchlichen Amte. Im Amt tritt die persönliche Thätigkeit zurück und die allgemeine Vollmacht in den Vordergrund. Diese Bedeutung des Amtes zeigt sich in der Ausspendung der Sacramente. Die Gültigkeit derselben hängt durchaus nicht von der Person und dem geistigen Leben des Ausspenders ab, sondern beruht in der Vollmacht, die der Einzelne durch seine kirchliche Sendung und in Kraft des Geistes der Kirche übt. Diese Kraft liegt im Zusammenhange des Einzelnen mit dem Ganzen. Der Einzelne handelt nicht in eigener Macht und Willkür, sondern weil er gesendet ist. Der Geist, der aus ihm und durch ihn wirkt, ist nicht sein eigener. Was er vollbringt, geschieht im Auftrag einer höhern Macht. Daher können wir zu dem, der das Amt im Geiste der Kirche verwaltet, mit einer ganz andern Zuversicht kommen, als wenn wir an den einzelnen Menschen uns wenden müßten. Was wir verlangen und was wir empfangen, ist nicht Gabe des Einzelnen.

10. Daß aber der Ausspender der Sacramente auch der persönlichen Erleuchtung des Geistes nachstreben soll, geht aus der Verbindung der persönlichen Aufgabe mit der Ausspendung der hl. Sacramente hervor. Der Beichthörende, der im Namen Christi und kraft des hl. Geistes das Sacrament spendet, soll auch ermahnen und belehren, und es hängt nun von seinem persönlichen Verständnisse ab, wie weit hierin seine richtige Beurtheilung geht. Er wird seine Erfahrung in die Ermahnung hineinziehen, weil er persönlicher Weise nur so viel Macht des Geistes in Anwendung bringen kann, als er durch eigenes Leben sich angeeignet hat. Seine Ermahnung kann unrichtig und geistlos sein, weil sie aus seiner persönlichen geistigen Lebenskraft, nicht aus der kirchlichen Vollmacht hervorgeht. Selbst die Entscheidung, die der Einzelne fällt, kann von der eines Andern verschieden sein, und wird stets auch von der Urtheilskraft des Einzelnen mitbedingt, und der Eine wird vielleicht absolviren, wo der Andere es nicht thut; der Eine kann vom Geiste der

Gerechtigkeit und Strenge, der Andere von dem der Milde und Liebe sich beherrschen lassen. Daraus ergibt sich noch kein Widerspruch mit der Wirkung des hl. Geistes. Der hl. Geist widerspricht sich nicht, wenn der Eine im Namen des hl. Geistes so und der Andere anders entscheidet, denn die Vollmacht erstreckt sich auf Beides, auf das Nachlassen der Sünde und auf das Behalten derselben. Der Beichtende ist darum nicht für immer und ewig von der Seligkeit ausgeschlossen, weil ein Beichtvater ihn nicht absolvirte, so wenig er der Seligkeit gewiß ist, oder mit seinem Zustand zufrieden sein darf, weil ihn ein Anderer absolvirte. Die Entscheidung gilt als Sacrament, aber nicht weiter. Wer die gesuchte Gnade nicht gefunden hat, ist darum nicht von jeder Gnade ausgeschlossen geblieben, sondern findet, wenn es ihm Ernst war, mit seinem Verlangen jedenfalls eine andere als die gesuchte, und diese ein anderes Mal und dann im erhöhten Grade, sobald ihn nämlich die Stimme, welche er zuerst vernommen hat, zur weiteren ernstlichen Selbstprüfung und Erkenntniß führt. Die Prüfung, welche in der vorübergehenden Verweigerung einer bestimmten Gabe der Kirche uns trifft, ist jedenfalls auch eine Mahnung des hl. Geistes für uns.

11. Anders gestaltet sich die Anschauung der Wirksamkeit des heil. Geistes in der Predigt. Hier muß die persönliche Begeisterung dem Lehrenden das Erste sein, was er suchen muß, wenn er sein Amt mit Treue und heiligem Eifer ausüben will. Auch die Apostel traten erst nach dem Pfingstfeste, also nachdem sie zur allgemeinen Vollmacht ihrer Sendung auch die persönliche Macht der begeisterten Erkenntniß erlangt hatten, lehrend auf. Wenn aber der Einzelne leicht im Vertrauen auf seine persönliche Anschauung zu weit gehen und im falschen Eifer sagen kann, was nicht des hl. Geistes ist, so bleibt das Amt und der Beruf, aus welchem die Vollmacht des Einzelnen hervorgeht, als Schranke und Träger der Lehre bestehen. Der Lehrende soll bedenken, daß er persönlich vom Geiste Christi durchdrungen, das Bedürfniß der Zeit verstehen und die allgemeine christliche Wahrheit für seine Zeit und Zuhörer verständlich machen und seine Zuhörer zum höhern Verständniß der Lehre Christi führen soll; aber auch daß er nicht im eigenen Namen und Auftrag, sondern im Auftrag der Kirche und im Namen der christlichen Gemeinschaft redet, und der Gesammtheit der Kirche verantwortlich ist für das, was er vorträgt. Der Hörende aber soll bedenken, daß ihm zwar allerdings das eigene geistige Bedürfniß am nächsten liegt, und daß er also auch wünschen und verlangen darf, daß der Prediger sich

desselben annehme, daß er aber die wahre Erfüllung des persönlichen Geistes-Bedürfnisses nur finden kann, wenn auch er sich seinerseits gleichfalls in Demuth dem kirchlichen Unterrichte hingibt und in diesem die bleibende Lehre sucht, welche immer in der Gesammtheit lebt. Diese aber wird und muß Jeder, welcher im Namen der Kirche redet, festhalten, wenn er auch nur mit beschränkten persönlichen Geistesgaben ausgerüstet ist. Nur im Festhalten an dem Geiste der Lehre und an dem Geiste, welcher der Gesammtheit der Kirche verheißen ist, kann der Unterricht ein fruchtbringender werden. Aus jedem Worte, auch aus dem unbedeutendsten, läßt sich am Ende etwas Gutes lernen, wenn es mit demüthigem Sinne angenommen und zum Anfangspunkte anderer und weiterstrebender Gedanken gemacht wird.

12. Je mehr aber die Kluft zwischen persönlicher Begeisterung und kirchlicher Vollmacht schwindet, um so einheitlicher und mächtiger wirkt die Gnade des Geistes. Darum will die Kirche, daß derjenige, dem Vollmacht ertheilt ist, zu lehren, auch nach der persönlichen Erleuchtung strebe, und daß der persönlich vom Geiste Erleuchtete oder geistig Befähigte auch, so gut die Zeitverhältnisse dieß gestatten, mit der Vollmacht bekleidet werde. Darum schließt sie keine Befähigung von dem allgemeinen Berufe aus, Zeugniß für die Wahrheit des Glaubens geben zu können und zu dürfen. Zu diesem Zwecke ist das Sacrament der Firmung eingesetzt. Durch die Taufe wird der Einzelne in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, durch die Firmung aber erhält er auch Beruf und Amt in derselben. Er erhält die Macht und Aufgabe für seinen Glauben im Geiste der Gemeinschaft mit Christus öffentlich Zeugniß zu geben und von dem Geiste der Kirche sein eigenes Leben zu nähren und in persönlicher Mitwirkung mit der Gesammtheit über die bloß natürliche Lebensgemeinschaft sich zu erheben, und sich selbst als geistiges Glied eines übernatürlichen geistigen Reiches zu betrachten und als solches zu handeln. Die Firmung ist gleichsam die allgemeine Priesterweihe. Darum wird sie nicht von dem Priester, sondern nur von dem Bischofe ertheilt, und knüpft durch diese Ertheilung selbst schon ein innigeres Band der Gemeinschaft des Einzelnen mit der Gesammtheit; darum wird sie dem schon im Glauben Unterrichteten ertheilt, weil nur der geistig selbstständig Gewordene auch wieder selbstständig Zeugniß geben kann für das Leben, in das er eingetreten ist. Mit Bewußtsein und Freiheit gibt der Firmling sein Leben der Kirche hin, und erhält aus diesem Bewußtsein, einer heiligen Gesammtheit anzugehören, ein neues Leben in und von

der Kirche. Das Bewußtsein, nicht sich und der Natur, sondern einer Lebensgemeinschaft anzugehören, die mit Gott selbst auf eine höhere Weise verbunden ist, steigert und heiligt alle Kräfte. Alles, was im Bewußtsein dieser Gemeinschaft gewirkt wird, hat eine andere höhere Lebensbedeutung, gehört dem übernatürlichen Leben, der geistigen Einheit und Liebesgenossenschaft an. Je nachdem nun der Einzelne sein Leben der Kirche und in dieser Christus hingibt, oder aus der Kirche eine neue geistige Erhebung für seinen natürlichen Lebensberuf schöpft, tritt auch hier die geistige Wechselwirkung des freien Lebens mit dem natürlichen hervor und hebt den von diesem Geiste beseelten Menschen von Stufe zu Stufe über das bloß natürliche Begehren und Empfinden zu einem höhern Lebenskreise empor, dessen innerstes Gesetz der Geist der Freiheit und Liebe in Christus, der Geist einer höhern Lebensgemeinschaft und einer durch keine Unfreiheit und natürliche Begierde getrübten Seligkeit ist. Je nachdem nun im natürlichen Leben eine Empfindung tiefer greift und ein höheres Verständniß im Glauben an Christus findet, oder der Glaube an Christus uns mit der Sehnsucht erfüllt, in diesem Glauben zu wirken und zu erkennen, was nur immer nützlich ist, wird der Geist Christi sich in verschiedener Weise regen, und es ist doch nur Ein Geist, der die eine wie die andere Bewegung zu ihrem Ziele führt.

13. In dieser Wechselwirkung der beiden Arten des geistigen Lebens treten dann von selbst wieder verschiedene Stufen der Vergeistigung alles Lebens ein. Der Glaube findet die erste Bestätigung, daß er in uns lebendig und wirksam geworden ist, dadurch, daß wir durch ihn eine neue Kraft empfangen, den irdischen Beruf mit höherer Absicht und Liebe zu erfüllen und die natürliche Bewegung und Empfindung in ihm zu einer übernatürlichen umzuwandeln. Mit dem Glauben tritt ein neuer Geist in uns ein, der uns lehrt, alle natürlichen Empfindungen und Seelen-Bewegungen auf ein übernatürliches, durch die Offenbarung in Christus uns gegenwärtig und gewiß gewordenes Ziel zu beziehen, und die in diesem Glauben wurzelnde sittliche Richtung des Willens auf das Ewige in alle natürlichen Anlagen und Werke einzutragen. Daß wir in der That und Wahrheit erkennen, wie das übernatürliche Leben des Glaubens durch die Anwendung auf die natürlichen Kräfte verwirklicht, und das natürliche Leben im Glauben vergeistigt wird, das ist die erste Stufe der Wirkung des hl. Geistes in uns. Wenn aber von dieser ersten Wirkung aus ein allmählicher Fortschritt dieser Umwandlung sich zeigt, so wird die von dieser Kraft des Geistes ergriffene Erkenntniß

oder Empfindung zu einer neuen, zuvor ungekannten Reihe geistiger Anschauungen geführt. Diese allmähliche Umwandlung irgend einer natürlichen Bewegung und zunehmende Beglaubigung der Wahrheit der Offenbarung durch das werkthätige Leben ist die zweite Stufe der Wirkung des göttlichen Geistes. Die dritte Stufe aber ist eine vollständige Umgestaltung all' unseres Denkens und Wollens, in der höchsten geistigen Vollkommenheit und Heiligkeit des Lebens, welche mit der unveränderlichen Seligkeit der Ewigkeit unzertrennlich verbunden ist. Diese Seligkeit wünschen und hoffen wir Alle. Allein wir bedenken meistens den Weg nicht, der dahin führt, und begehren das Ende ohne den Anfang. Das Ende aber ist uns ferne, der Anfang aber jederzeit nahe. Zu diesem Anfang führt uns schon das natürliche Gefühl der Verlassenheit und sittlichen Hülflosigkeit der sich selbst überlassenen menschlichen Natur. Kommt zu dieser Erkenntniß noch die wunderbar beglaubigte Offenbarung der göttlichen Liebe hinzu, so steht uns ja der Weg zur geistigen und sittlichen Vollendung unserer natürlichen Gaben und zur endlichen Beseligung des Herzens und Geistes offen. Je ernster wir den Anfang suchen, desto freudiger werden wir die weitere Führung des Geistes empfinden, desto sicherer eine vollkommene Einheit mit Christus im hl. Geiste finden, die allein zur Heiligkeit führt und durch sie zur ewigen Seligkeit.

CII.

Text: „Thomas aber, einer von den Zwölfen, Didymus genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sprachen die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen, wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe, und meine Finger in die Nägelmale lege und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich es nicht. Ueber acht Tage waren die Jünger wiederum beisammen und Thomas auch bei ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Thüren, trat in ihre Mitte und sprach: Friede sei mit euch! Darauf sprach Er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und siehe meine Hände; reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig. Thomas antwortete und sprach zu Ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sprach zu ihm: Weil

du mich gesehen hast, Thomas, glaubst du. Selig sind die nicht sehen und doch glauben.

Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger gethan, welche nicht in diesem Buche geschrieben sind. Diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen." Joh. 20, 24—31.

Inhalt: Ueber das Verhältniß von Glauben und Wissen.

1. Wenn Johannes von den hohen Geheimnissen göttlicher Offenbarung spricht, ist seine Rede wie ein Bergstrom, der mit unwiderstehlicher Gewalt sich über Felsen herabstürzt; wenn er aber geschichtliche Begebenheiten erzählt, wie eine krystallreine Quelle, die bis zum tiefsten Grund klar und durchsichtig ist. Davon gibt das ganze zwanzigste Kapitel ein auffallend schönes Beispiel. Wie schöne Bilder aus goldenen Rahmen blicken, so in sich gerundet und abgeschlossen treten die Theile dieser Erzählung in klaren Umrissen und sprechenden Zügen vor uns hin. Wir sehen zuerst die beiden Apostel am Grabe, dann Magdalena im Garten und den Heiland in Gestalt des Gärtners, bald darauf die Jünger im verschlossenen Hause und Christus mitten unter ihnen. Diese stufenweise fortschreitenden Zeugnisse der Auferstehung schließen endlich damit, daß der Herr wiederholt in der Mitte der versammelten Jünger erscheint, um den Zweifel zu heben, den der Eine aus ihnen noch an der Wirklichkeit der Auferstehung hat. Immer deutlicher und vollständiger treten die Zeichen der wirklichen Auferstehung Christi hervor. Zuerst sehen die beiden Jünger in den zusammengelegten Grabtüchern nur die Beweise, daß der Leib des Herrn die Umhüllung abgelegt hat und aus dem Grabe verschwunden ist; dann erblickt Magdalena den Herrn selbst, der ihr aber zuerst noch in fremder Gestalt als Gärtner erscheint, und als sie Ihn an der Stimme erkennt, jede Berührung von sich abweiset; endlich zeigt Er sich den Jüngern so wie er vor seiner Auferstehung mit ihnen auf Erde gewandelt ist, haucht sie an und spricht mit ihnen und läßt, um ja alle Ungewißheit von ihnen zu nehmen, von dem zweifelnden Thomas die Wundmale seines Leibes berühren.

2. Selbst der Zweifel des Apostels wird zum festen Stützpunkt für die Sicherheit unseres Glaubens, indem er uns zur tiefern Erkenntniß der Ursache alles Glaubens und Erkennens führt. Der

Zweifel des Thomas zeigt uns nämlich, wie tief das Zweifeln überhaupt mit der menschlichen Natur verwachsen ist, da sogar einer der Apostel von demselben ergriffen werden konnte, und belehrt uns zugleich, daß die Erbarmung Gottes immer bereit ist, jeder natürlichen Schwäche der Menschen zu Hülfe zu kommen. Wie überall, wo wirkliches Bedürfniß da ist, thut auch dem Zweifel des Thomas gegenüber die göttliche Liebe das Aeußerste, um die Wunde des zweifelnden Herzens zu heilen. Wenn aber Christus des zweifelnden Thomas sich erbarmend zum zweiten Male den Jüngern erscheint, um den Zweifel desselben an die Wirklichkeit seiner Auferstehung durch die gestattete handgreifliche Versicherung zu zerstreuen, so folgt daraus nicht, daß jeder Zweifel von Gott durch sichtbare Zeichen widerlegt werden muß. Wer mit Willen und Vorsatz zweifelt, weil ihm die Wahrheit lästig ist, der wird von Christus abgewiesen, wie Herodes und die Pharisäer, welche auch Wunder von Ihm verlangen, die der Herr aber tadelt um ihres Unglaubens willen, ohne durch ein Zeichen seiner Sendung und göttlichen Macht sie zum Glauben wecken zu wollen. Ihnen gegenüber ist seine Antwort die, welche Abraham dem reichen Prasser gibt: „Sie haben Moses und die Propheten, glauben sie diesen nicht, so werden sie auch nicht glauben, wenn Einer von den Todten aufersteht" [1]. Thomas aber hat nicht aus Uebermuth und Selbstüberschätzung die Erzählung der übrigen Apostel zweifelnd von sich abgewiesen, sondern ist durch die Größe des Vertrauens zum Zweifel geführt worden. Weil er das Zeugniß Petri: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" [2], sich zu Herzen genommen, darum konnte er nun nicht glauben, daß ein Gott sollte leiden und sterben können, wie ein Mensch. Dennoch war das, was ihm unmöglich scheinen mußte, geschehen; er mußte Christus, den er für den lebendigen Gott gehalten, dem Leiden und Tode übergeben sehen. So war sein Herz an dem Höchsten und Göttlichen selbst irre geworden und in dieser Betrübniß gibt er seinen Mitaposteln auf ihre freudige Erklärung: „Wir haben den Herrn gesehen," die abweisende Antwort: „Wenn ich nicht meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich es nicht." Zu diesem Zweifler nun, den die tiefste Verlassenheit des Herzens zum Zweifel geführt, zu Thomas, kommt der Herr in Person, um dessen an der höchsten Wahrheit irre gewordenes Gemüth zu beruhigen und seine Zweifel zu lösen; denn das war von Anfang an der Wille des Erlösers, sich der

---

[1] Luc. 16, 31. [2] Matth. 16, 16.

menschlichen Schwäche ganz und in allen ihren Tiefen zu erbarmen. Darum erbarmt Er sich auch des Zweifels, der mit den Tiefen der menschlichen Natur und mit allem Wissen und Glauben des Menschen unzertrennlich verbunden ist.

3. Doch vielleicht scheint die Behauptung, daß der Zweifel mit allem Wissen und Glauben des Menschen unausbleiblich sich verbinde, zu kühn. Wer aber über die Natur alles menschlichen Wissens und Glaubens sich klar geworden ist, der weiß, wie unsicher und zweifelhaft alle ihre Bewegung sein muß.

Zwar kann man sagen, wenn das Wissen auf das Begreifliche, der Glaube auf das Unbegreifliche gerichtet ist, wie kann da ein Zweifel entstehen? An dem Begreiflichen kann ich nicht zweifeln, eben weil es begreiflich ist, und an dem Unbegreiflichen nicht, weil die Unbegreiflichkeit das Begreifenwollen ausschließt und der Glaube das Unbegreifliche verlangt, und aufhört Glaube zu sein, sobald er das Begreifliche zum Gegenstand haben will. So scheinen beide in ihrem Gebiete unabhängig und von jedem Zweifel unberührt. Bleibt der Glaube auf seinem Gebiete, kennt er den Zweifel nicht; das Wissen, welches sich nicht über das eigene Reich erheben will, kennt ihn wieder nicht. Der Zweifel kann nur da entstehen, wo zwei verschiedene Lebensgebiete sich berühren und ineinander eindringen wollen. Wird das Begreifliche von dem Unbegreiflichen ganz ausgeschlossen, so gibt es keinen Zweifel, sondern zwei von einander getrennte Reiche, ein Reich des Glaubens, das vom Wissen, und ein Reich des Wissens, das vom Glauben unberührt bleibt. Eine solche Ausschließung ist aber nicht möglich, weil es in ein und demselben Menschen nicht zwei gänzlich getrennte Lebensanschauungen geben kann. Wissen und Glauben hängen unzertrennlich miteinander zusammen, bedingen sich gegenseitig und erzeugen in diesem gegenseitigen Uebergange und Verkehr den Zweifel. Was geglaubt wird, scheint für den, der wissen will, zweifelhaft, eben weil er das, was Gegenstand des Glaubens war, noch nicht in seinem Verhältniß zu den Grenzen des menschlichen Denk- und Erkenntniß-Vermögens erfaßt hat. Was gewußt wird, hat einen natürlichen Grund für sich und macht den Glauben, welcher diesen natürlichen Boden der nothwendigen Schlußfolge nicht für sich hat, zweifelhaft, weil es Forderungen an den Glauben stellt, welche dieser als unberechtigte zurückweisen muß. Eben darum aber müssen wir, wenn wir die Ruhe und das Gleichgewicht der geistigen Thätigkeiten herstellen und erhalten wollen, auch erkennen, wie weit die

Berechtigung des Denkvermögens und der natürlichen Kraft der Vernunft reicht, und in wie weit beide, Glauben und Wissen, von einander abweichen und miteinander übereinstimmen.

4. Was wir glauben, muß auf irgend eine Weise auch mit unserer Vernunft und unserm Erkenntniß-Vermögen zusammen hängen, um geglaubt werden zu können. Was gar nicht in den Kreis unserer Wahrnehmung eintritt, uns gar nicht offenbar wird, was auf keine Weise mit den Gesetzen des vernünftigen Denkens harmoniren kann, das kann auch nicht Gegenstand des Glaubens werden. Der Glaube ist nicht auf das Unbegreifliche überhaupt gerichtet, sonst müßten wir auch das Widersinnige und Gotteslästerliche glauben; er geht nur auf jenes Unbegreifliche, welches Grund und Voraussetzung alles unsers Begreifens ist. Wer etwas wissen will, will das erkennen, was er noch nicht begriffen hat, also das zum Theil noch Unbegreifliche. Wer glauben will, will mit seinem Glauben das festhalten, was ihm Sicherheit und Halt für sein Wissen und Leben zu verleihen verspricht. Das Begreifliche ist mit dem Unbegreiflichen stets und unzertrennlich verbunden. Wer das Eine will, muß auch das Andere begehren.

Dafür gibt uns schon die Natur unseres Erkenntniß-Vermögens Bürgschaft. Wenn wir über irgend etwas nachdenken, sind wir uns zwar dieses unseres eigenen Denkens bewußt; wie wir aber dazu kommen, über irgend etwas nachdenken zu wollen, darüber können wir uns vielleicht in einzelnen Fällen, nicht aber überhaupt Rechenschaft geben. Der erste Anfang und das letzte Ziel alles Denkens liegt außer denselben. Was zuvor in uns war, ehe wir uns Rechenschaft über unser Verhalten zu geben suchten, wissen wir in dem Augenblicke, da wir nachzudenken beginnen, noch nicht. Welches das Resultat unseres Nachdenkens sein wird, wissen wir auch noch nicht. Doch muß etwas zuvor gewesen sein und etwas darnach sein, sonst wäre keine Bewegung von dem Einen zum Andern möglich. Der nächste Grund, welcher uns zum Nachdenken bewegt, die Veranlassung, die außer uns ist, wie der Wille, welcher in uns ist, und uns bestimmt, der äußern Veranlassung Gehör zu geben, beide liegen über dem Denken. Wir können den Willen nicht ganz in die Erkenntniß hineinziehen, sonst hat diese selbst keinen Grund mehr über sich und hört auf, freie Selbstthätigkeit zu sein; ebenso wenig können wir die äußern Verhältnisse des natürlichen Seins und Lebens als Theile unseres eigenen Denkens erklären, sonst müßten wir aufhören, über etwas zu denken.

5. Der Grund alles Erkennens wird nicht von dem Denken eingeschlossen, sondern liegt über demselben, wird darum nie ganz von demselben begriffen, sondern ist nach einer Seite frei von den Gesetzen des Denkens. Das Gleiche gilt von dem Inhalt aller Erkenntniß. Welchen Gegenstand wir auch wahrnehmen und erkennen wollen, wir können immer nur etwas von ihm erkennen, nicht alles, weil jeder Gegenstand, der eine Seite hat, nach welcher hin er uns offenbar wird, auch eine andere hat, nach welcher er verborgen bleibt, indem wir ihn als das, was er an sich selber ist, als einen Gegenstand außer uns, nie ganz in uns aufnehmen können. Würde der Gegenstand, nachdem wir ihn erkannt haben, nicht dasselbe bleiben, was er zuvor war, so müßte er ja aufhören, etwas Bestimmtes und Gegenständliches zu sein, und unsere Erkenntniß von ihm würde mit ihm verschwinden. Wir hätten etwas erkannt, das nichts ist, hätten also eigentlich nichts erkannt. Weil wir die Dinge selbst nie erkennen können, wie sie an sich selber, sondern nur wie sie in ihrem Verhältnisse zu uns sind, so ist all' unser Forschen auch stets auf die Erkenntniß der Wirkungen der Dinge auf einander und auf uns gerichtet; wir fragen nicht, was dieses oder jenes an sich selber ist, sondern nur, wie es ist und warum es ist. Wir suchen nicht sie selbst, sondern das, was höher und allgemeiner ist, was sie selbst umfaßt und ihre Ursache ist. In diesem Forschen nach der Ursache der Dinge muß unsere Erkenntniß zu immer höhern Ursachen aufsteigen, bis sie endlich bei einer letzten Ursache stehen bleiben muß. Eine letzte und höchste Ursache von allen Dingen müssen wir aber anerkennen, weil sonst gar kein Ding erkennbar ist. Sind aber die nächsten Gegenstände und Ursachen schon nicht ganz erkennbar, so ist dieß mit der höchsten Ursache noch mehr der Fall. Sie muß, weil sie die höchste ist, erhaben sein über alle, frei von den Gesetzen und Verhältnissen der begreiflichen Dinge.

6. Indem aber das höchste Wesen sich durch seine Erhabenheit und Freiheit allem natürlichen Begreifen entzieht, kann es durch seine Freiheit auch offenbar werden, weil ein freies persönliches Wesen seinen Willen und seine Liebe in freier Offenbarung verkünden kann, und weil wir als freie Wesen eine solche Offenbarung durch den Glauben erfassen können. Der Wille in uns ist die eine Ursache alles Denkens und Erkennens, die höchste Freiheit eines vollkommensten persönlichen Wesens außer uns ist die andere gegenständliche Ursache, daß überhaupt etwas ist und erkannt werden kann. Beide Ursachen des Erkennens sind vor der Erkenntniß und können von dieser nie ganz umfaßt und begriffen

werden. Wir können etwas von beiden wissen, aber sie nicht in bloßes Wissen umsetzen. Beide Punkte stehen über dem Begreifen, haben aber in ihrer Unbegreiflichkeit und Freiheit selbst wieder eine innere Verwandtschaft miteinander. Wir können mit Freiheit an jenes höchste, von allen begreiflichen Verhältnissen freie Wesen glauben, weil wir eine Aehnlichkeit mit demselben in uns selber finden. So hängen wir nach der Seite unseres freithätigen Wollens mit der letzten Ursache aller erkennbaren Dinge durch den Glauben zusammen. Glauben aber können wir nur an das, was selbst frei ist und mit Freiheit sich offenbart. Glauben können wir nur dem persönlichen Ausdrucke des persönlichen Wollens, dem Worte. Ist aber das höchste Wesen persönlich, so ist der Glaube an dasselbe ein Glaube an das Wort Gottes. Das Begreifen der erkennbaren Dinge führt wieder zum Unbegreiflichen und zum Glauben. Das rechte Wissen und das rechte Glauben bestätigen sich gegenseitig. Nur das oberflächliche Wissen und der oberflächliche Glaube können einander widersprechen.

7. Es ist Unwissenheit in Hinsicht auf den letzten Grund alles Wissens, wenn derjenige, welcher sich für einen Wissenden hält, weil er Einiges erkannt hat, meint, daß man Alles erkennen und wissen könne, und wenn er, sich dieses Wissens rühmend und auf die eingebildete Macht der Vernunft stolz, es für eine der hohen Würde der Vernunft unangemessene Erniedrigung hält, noch glauben zu wollen, während wir wissen können. Ebenso verkennt derjenige den Grund alles Glaubens, welcher die Wissenschaft verachten und für Thorheit erklären zu können meint, weil wir ja doch nicht Alles und insbesonders das Höchste nicht wissen können. Beide irren gleich sehr und mißverstehen den Glauben wie das Wissen. Der vermeintlich Wissende irrt, wenn er fürchtet, durch den Glauben das Wissen zu beeinträchtigen oder gar zu verlieren, oder wenn er meint, ohne den Glauben zum höchsten Wissen gelangen zu können. Sich aber zu einem Glauben bekennen, welcher das Wissen von sich ausschließt, heißt dem Glauben selbst die Macht über die Geister entziehen. Nur wer an das Unfreie glaubt, kann dem Glauben die Bestimmung absprechen, alle übrigen geistigen Kräfte in das Reich der Freiheit zu ziehen und von ihrer Unfreiheit und Beschränktheit zu erlösen. Wer dem Glauben diese Macht und Bestimmung abspricht, hat keinen wahren und lebendigen Glauben.

8. Da der Mensch als ein beschränktes und abhängiges Wesen mit der Erkenntniß seiner eigenen Beschränktheit und Abhängigkeit die weitere

Einsicht gewinnt, daß es ein höchstes Wesen geben müsse, von welchem er abhängig ist, so muß er jedes Wissen in seinem höchsten Begriffe auf den Glauben an dieses Wesen gründen, sobald dieses Wesen sich irgendwie auf Erde bezeugt hat. Das Wissen von einem Unbegreiflichen begleitet alle unsere Begriffe. Wenn wir aber das Unbegreifliche nicht läugnen und nicht wegdisputiren können, so bleibt uns nur die Wahl, das Unbegreifliche entweder in die Welt des Begreiflichen hineinzuziehen, oder es über dieselbe hinauszusetzen. Stellen wir das Unbegreifliche über das Begreifliche, so können wir es nicht mehr in Begriffen, sondern nur noch im Glauben erfassen. Wenn wir es aber im Glauben festhalten, so haben wir dadurch dem Wissen selbst keinen Eintrag gethan, weil wir, was unbegreiflich ist, nicht in den Kreis des Begreiflichen hineingezogen haben. Wir haben dagegen für unser Wissen selbst einen höhern Anhaltspunkt gefunden und die Freiheit des Wissens durch die des Glaubens bestätigt. Wenn wir aber das Unbegreifliche selbst in den Kreis dessen, was wir wissen und begreifen können, hineinziehen wollen, vermengen wir das Entgegengesetzte und fordern von unsern Begriffen das Unmögliche und Widersinnige, daß sie nämlich auch das Unbegreifliche in sich schließen sollen. Im ersten Falle gewinnen wir mit dem Glauben auch den rechten Standpunkt für das Wissen, im andern Falle geben wir mit dem Glauben auch das Wissen auf.

Die Wahl liegt also so, daß wir entweder beide gewinnen, wenn wir mit dem Wissen auch den Glauben verbinden, oder beide verlieren, wenn wir nur das Eine festhalten wollen. Wer handelt nun vernunftgemäß, wer um Eines zu gewinnen beide aufgibt, oder wer beide sucht?

9. Wie mit dem Wissen ist es auch mit dem Glauben. Wer sagt, um recht zu glauben, müsse man auf das Wissen verzichten, kann dieß nur in Folge eines gänzlichen Mißverständnisses über die Bedeutung des wahren Glaubens sagen. Sollen wir um des Glaubens willen die Erkenntniß aufgeben müssen, weil wir das, was wir wissen, nicht mehr glauben, sondern wissen? Aber warum sollen wir nicht mehr an Gott glauben, wenn wir etwas von Ihm wissen? Das Glauben ist die persönliche Willensrichtung auf eine höhere Offenbarung, das Wissen das Resultat aus dieser Willensrichtung hervorgehenden Thätigkeit. Wir können also wohl irgend etwas glauben und wissen zugleich. Aber auch wenn wir das, was wir wissen, nicht mehr für einen Gegenstand des Glaubens ansehen, was schadet das dem Glauben? Bleibt uns vielleicht dann, wenn wir wissen, nichts mehr zu glauben übrig? Haben wir

nicht erkannt, daß Alles, was wir wissen können, doch immer noch eine Seite hat, die unbegreiflich bleibt? Werden wir also nicht das Unbegreifliche selbst nur um so näher und gewisser finden, je mehr wir begreifen? Was können wir also, indem wir Erkenntniß gewinnen, vom Glauben verlieren? Den Inhalt des Glaubens? Ist denn der Inhalt des Glaubens so arm, daß er durch das Wissen entbehrlich gemacht oder ganz in das Wissen aufgelöst und verflüchtigt werden könnte? Wird das Unbegreifliche nicht stets höher stehen, als Alles, was wir begreifen? Der Inhalt des Glaubens wird durch die Vermehrung der Erkenntniß nicht erniedrigt, sondern erhöht. Je mehr wir begreifen, um so höher wird unsere Bewunderung für das Unbegreifliche sich erheben. Wer kann ein höheres und gültigeres Zeugniß für die Erhabenheit und Unermeßlichkeit dessen geben, was alle Begriffe übersteigt, als derjenige, der erkannt hat, daß sogar das menschliche Wissen und Erkennen schon unerschöpflich ist? Mit der Steigerung des Inhalts unseres Wissens erhöht sich auch der Inhalt unseres Glaubens; mit der Verminderung desselben vermindert sich auch der Inhalt des Glaubens. Je weniger wir begreifen, desto weniger können wir das Unbegreifliche vom Begreiflichen unterscheiden, desto mehr wird das Begreifliche selbst Gegenstand unseres Glaubens und desto mehr entschwindet, indem wir dem Glauben einen unzugehörigen, dem Wissen zukommenden Inhalt zuschreiben, der wahre Inhalt desselben. Statt an das wahrhaft Unsichtbare und Unerforschliche zu glauben, verlangen wir nach äußern Zeichen und entäußern uns so des wahren Inhalts unseres Glaubens. Weil das Unerforschliche allein und nicht das Sichtbare im Glauben festgehalten werden kann, weil wir über das Aeußere und Begreifliche uns durch immer höhere Erkenntniß erheben sollen, damit wir das dem Wesen nach über Alles Erhabene dem Begriffe Unerreichbare im Glauben festhalten lernen, und das wahrhaft Unendliche als Gegenstand unseres Glaubens übrig bleibe, darum werden diejenigen von Christus selig gepriesen, „die nicht sehen und dennoch glauben.“ Das Glauben dessen, was wir wissen können, macht nicht selig, sondern das Glauben dessen, was allein g e g l a u b t und nicht g e w u ß t werden kann. Das, was allein geglaubt werden kann, weil es Gegenstand der freien Willenserhebung ist, können wir durch Vermehrung unseres Wissens nicht verlieren, wohl aber immer mehr von allem Unfreien unterscheiden lernen und in seiner Glaubwürdigkeit erkennen.

10. Wenn wir aber den Inhalt des Glaubens durch das Streben nach Erkenntniß desselben nicht verlieren, sondern nur inniger festhalten,

was fürchten wir außerdem zu verlieren? Vielleicht das Verdienstliche des Glaubens? Freilich scheint es kein Verdienst zu sein, das zu glauben, was man durch bloße Vernunft erkennen kann. Aber es ist auch nicht verdienstlich zu glauben, um seine Vernunft nicht gebrauchen zu dürfen. Das Verdienstliche jeder Handlung besteht jedenfalls in der Anstrengung, welche sie uns kostet, und in der Gesinnung, aus welcher sie hervorgeht. Glauben zu wollen, um nicht denken zu dürfen und dem Kampfe des Geistes für die höchsten Wahrheiten enthoben zu sein, ist aber weder der Gesinnung, noch der darauf verwendeten Anstrengung nach ein verdienstliches Werk. Wenn der Glaube verdienstlich ist, so ist er es, weil wir durch ihn nicht der Bequemlichkeit und dem Eigenwillen dienen, sondern unsern Willen dem Dienste der höchsten Freiheit weihen. Dieses Verdienst aber können wir nicht dadurch verlieren, daß wir uns durch den Glauben zur Vermehrung des Wissens bewegen lassen. Soll das Verdienstliche des Glaubens verloren gehen, weil der Glaube thatkräftig in uns wird? Oder soll die Unthätigkeit verdienstlich sein? Soll es Gott uns vielleicht als ein besonderes Verdienst anrechnen, wenn wir jeglichen Widersinn und jede Abgeschmacktheit, über die wir uns nicht weiter besinnen wollen, Gott und dem Glauben an Ihn in Rechnung bringen? Wer auf alles eigene Erkennen verzichtet, verzichtet damit auf alle Selbstthätigkeit und auf die Wurzel alles Glaubens, auf die Freiheit. Wer nicht erkennen kann, kann auch nicht glauben, und wer nicht erkennen will, will auch nicht wahrhaft glauben. Auch hier gilt das Gleiche wie beim Wissen. Wer glaubt und durch den Glauben auch die Erkenntniß gewinnen will, gewinnt beides; wer aber jegliches Wissen verschmäht, verliert auch den Glauben.

11. Wenn aber alles Begreifliche mit dem Unbegreiflichen unzertrennlich verbunden ist, so liegt uns auch in jedem Augenblicke der Zweifel nahe. Sowie wir von einem Gebiet in's andere übergehen, müssen wir durch ihn hindurch. Dieser Uebergang ist zum Wissen wie zum Glauben gleich unentbehrlich. Er vermittelt und verbindet das Eine mit dem Andern und bildet gleichsam die Brücke von dem einen Ufer des Geistes zum andern. Einmal und auf irgend eine Weise muß der Unterschied zwischen dem Inhalt des Wissens und des Glaubens, zwischen dem Begreiflichen und Unbegreiflichen zu Tage treten. Der Zwiespalt, welcher beide Welten scheidet, ist sogar etwas Tröstliches für uns, weil er dafür Zeugniß gibt, daß wir beiden angehören. Wie die Wolkenschatten an sonnigen Tagen über die Erde laufen, so laufen die Schatten des Zweifels

auch über das glaubensvollste Gemüth. Wie aber die Schatten Zeugniß geben von dem Sonnenschein, so geben diese Kämpfe Zeugniß, daß der Glaube sein Licht nicht verhüllt hat.

Der Zweifel, als das natürliche Verhältniß zwischen Glauben und Erkennen, ist eine unausbleibliche Folge unserer beschränkten Natur, und in dieser Hinsicht nicht an sich böse und verdammlich. Wenn der Mensch den Zweifel nährt, um dem Glauben den Eingang in das Herz zu verwehren, so zweifelt er, weil er zweifeln will, und dieser Wille ist freiwillige Auflehnung gegen das Höhere; ein solcher Zweifel ist sündhaft in seiner Intention. Wenn aber der Mensch die natürliche Sicherheit und das Vertrauen auf sich im Wissen wie im Glauben bezweifelt, wenn er das Eine wie das Andere erst in sich erproben will und die Richtigkeit *seines* Wissens und *seines* Glaubens bezweifelt, in wieferne er damit nur das Seinige meint, ist dieser Zweifel Frucht eines demüthigen Willens und ist ein gerechter und tugendhafter Zweifel, ohne welchen überhaupt gar kein lebendiger Glaube und kein wahres Wissen möglich ist.

12. Thomas wird nicht so fast um seines Zweifels, als um des äußerlichen Grundes willen, auf den er seinen Glauben stützen wollte, von Christus getadelt. „Weil du *gesehen* hast, Thomas," spricht der Herr zu ihm, „hast du geglaubt." Sowie der Zweifel an sich nicht schlecht ist, so ist das Glauben an sich nicht gut. Der Grund entscheidet über den Werth unserer Gesinnung. Jeder glaubt am Ende irgend etwas. Wer aber nur glaubt, was er eben gerne hört, weil es mit seiner Eitelkeit oder irgend einer andern Leidenschaft seines Herzens zusammenhängt, der mißbraucht die höchste Macht seines Geistes, und sein Glaube selbst ist Thorheit und Widerspruch gegen die Wahrheit. Wer aber im demüthigen Mißtrauen auf sich und seine Kraft zu dem Glauben an das, was über alles Irdische und Begreifliche hinausgeht, zum Grunde alles Begreifens sich wendet, durch das einzige Vermögen in ihm, welches die Schranke des Irdischen und der Unfreiheit thatsächlich zu übersteigen vermag, dem wird der wahre Inhalt des Glaubens auch sicher nicht entgehen. Wie der Mensch, der die Lüge will und ihr glaubt, auch überall die Lüge findet, selbst in der Wahrheit, so wird der, der die Wahrheit auf diesem Wege sucht, sie auch sicher finden. Selbst die Lüge kann ihm zum Zeugniß und Wegweiser dienen. Aber nicht ohne den Kampf ist der Sieg möglich. Auf irgend eine Weise muß der Zweifel und die Versuchung an unser Herz getreten sein, wenn wir die Palme des Glaubens und der Erkenntniß erringen wollen. Wer nicht

das Meer des Zweifels durchschreiten will, wird auch nicht herausgeführt aus der Dienstbarkeit Aegyptens. Nur wer die ganze Schwäche und Ohnmacht des Menschen in ihrer Tiefe kennen gelernt, wer die Zerrissenheit des Wissens und Lebens des Menschen im innersten Gemüthe empfunden hat, dem allein ist die Macht göttlicher Liebe und Hülfe offenbar geworden. Nur der Empfindung der Verlassenheit, nur der aufrichtigen Demuth ist das Göttliche nahe und zugänglich. Nur wer mit Anstrengung aller Kräfte die Zerrissenheit seiner Seele durch den Glauben an den einzigen Helfer zu überwinden sucht, der hat in Wahrheit die Hand in die Seite des Erlösers gelegt, und wird glauben, nicht weil er die äußern Zeichen und Wundmale gesehen, sondern wird sehen, weil er geglaubt hat, und die Wahrheit der Verheißung des Herrn empfinden: „Selig sind, die nicht sehen, und dennoch glauben."

CIII.

Text: „Darnach offenbarte sich Jesus abermals seinen Jüngern an dem Meere bei Tiberias. Er zeigte sich aber auf folgende Weise. Es waren bei einander Simon Petrus und Thomas, Didymus genannt, und Nathanael von Kana in Galiläa, die Söhne des Zebedäus und noch zwei andere von seinen Jüngern. Da sagte Simon Petrus zu ihnen: Ich will fischen gehen. Sie sprachen zu ihm: Wir wollen mit dir gehen. Sie gingen auch sogleich hinaus, und bestiegen das Schiff, fingen aber nichts in derselben Nacht. Da es aber Morgen ward, stand Jesus am Ufer; aber die Jünger erkannten nicht, daß es Jesus war. Da sprach Jesus zu ihnen: Kindlein! habt ihr nichts zu essen? Sie antworteten Ihm: Nein. Er sprach zu ihnen: Werfet das Netz zur Rechten des Schiffes aus, so werdet ihr etwas finden. Da warfen sie das Netz aus, und konnten es nicht mehr ziehen wegen Menge der Fische. Da sagte jener Jünger, den Jesus lieb hatte, zu Petrus: Es ist der Herr. Da Simon Petrus hörte, daß es der Herr wäre, umgürtete er sein Oberkleid (denn er war unbekleidet) und sprang in's Meer. Die

andern Jünger aber kamen auf dem Schiffe (denn sie waren nicht fern vom Lande, etwa zweihundert Ellen), und zogen das Netz mit den Fischen. Als sie nun an's Land traten, sahen sie Kohlenfeuer angelegt, einen Fisch darauf und Brod dabei. Jesus sprach zu ihnen: Bringet von den Fischen herbei, die ihr eben gefangen habt. Simon Petrus stieg hinein, und zog das Netz an's Land, das mit einhundert dreiundfünfzig großen Fischen angefüllt war; und obwohl ihrer so viele waren, zerriß das Netz doch nicht. Jesus sprach zu ihnen: Kommet und esset! Aber keiner von den Jüngern wagte es, Ihn zu fragen: Wer bist du? denn sie wußten, daß es der Herr war. Jesus trat hin, nahm das Brod und gab es ihnen, deßgleichen auch die Fische. Dieß war nun schon das dritte Mal, daß sich Jesus seinen Jüngern offenbarte, nachdem Er von den Todten auferstanden war." Joh. 21, 1—14.

Inhalt: Von der geistigen Nahrung und der Speise als Opfer.

1. Der eben verlesene Abschnitt des Evangeliums Johannis ist mit der ganzen folgenden Erzählung offenbar ein Zusatz, den Johannes zu den vorhergehenden zwanzig Kapiteln des Evangeliums später hinzugefügt hat. Das bezeugen schon die einfachen Schlußworte der vorausgehenden Erzählung: „Christus hat zwar noch andere Zeichen gewirkt, die in diesem Buche nicht geschrieben sind, diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet." Wenn nun der Evangelist sich später noch einmal entschlossen hat, zu der bereits abgeschlossenen Darstellung noch einen Zusatz zu machen, so mußte er dazu seine besondern Gründe haben.

Diese Gründe sind in Hinsicht auf die letzten Theile dieses Kapitels auch nicht schwer zu finden. Das ungewöhnlich hohe Lebensalter des Lieblingsjüngers Christi hatte unter seiner Umgebung die Meinung aufkommen lassen, Johannes werde gar nicht sterben. Diese Meinung berief sich auf einen Ausspruch des Herrn, der mündlich überliefert war, und, um diese Meinung zu unterstützen, willkürlich gedeutet wurde. Um nun dieser willkürlichen Auslegung entgegen zu treten, erzählt der Evangelist den ganzen Vorgang ausführlich, und führt den Ausspruch des Herrn seinem genauen Wortlaute nach an. Ebenso mußte die von

Christus auf Petrus übertragene oberste Leitung der Kirche durch das Ansehen des noch lebenden Apostels und Augenzeugen mehr als es dem Evangelisten mit dem Wohle des Ganzen vereinbar schien, zurückgedrängt werden. Darum weist er so bestimmt auf die von Christus dem Petrus übergebene oberste Leitung der Kirche durch die ausführliche Erzählung der Uebertragung jener Vollmacht hin. Diese beiden Zwecke liegen so offen da, daß die Absicht des Evangelisten gar nicht mißverstanden werden kann.

2. Schwerer ist die Absicht zu erkennen, aus welcher der Evangelist den Anfang dieses Kapitels, die Erzählung von der dritten Erscheinung Christi nach der Auferstehung, seiner Darstellung hinzufügt. Zwar könnte man sagen, dieser Anfang diene eben nur als Einleitung für die Erzählung von der dem Petrus ertheilten höhern Sendung, weil die Bekräftigung der Liebe Petri, an welche Christus seine Vollmacht gleichsam anknüpfte, bei der erzählten Erscheinung Christi sich im vollen Maße offenbarte, da sie den Petrus bewegen konnte, in eifriger Hast aus dem Schiffe zu springen, als er kaum das Wort vernommen hat, daß der Herr ihnen nahe ist. Für eine bloße Einleitung ist aber die Erzählung zu lang und zu umständlich. Auch hat der Evangelist durch den Zusatz: „dieß war schon das dritte Mal, daß sich Jesus nach seiner Auferstehung seinen Jüngern offenbarte", nicht sagen wollen, daß die Erzählung einer dritten Erscheinung die einzige Absicht dieser Fortsetzung seines Evangeliums gewesen sei, da die wirkliche Auferstehung Christi durch die vorausgehenden Erscheinungen hinreichend beglaubigt war. Dagegen könnte man glauben, der Evangelist habe durch diese Erzählung auf den innigen Umgang Christi mit seinen Jüngern hinweisen wollen, da dieses gemeinschaftliche Liebesmahl, an welchem der Herr noch in seinem verklärten Leibe Theil nimmt, sicher als ein mächtiger Beweis der Innigkeit und Vertraulichkeit dieses Umgangs erscheinen muß. Allein dieser innige Verkehr ist viel würdiger und herzlicher in dem Gange der Jünger nach Emaus geschildert, während hier die Innigkeit sogar hinter einer gewissen Scheu zurückgetreten ist. Diese Scheu ist so groß, daß die Jünger nicht einmal sich zu fragen getrauten: „wer bist du?"

Hier tritt offenbar mehr das Wunderbare und das Geheimnißvolle in den Vordergrund. Selbst die natürliche Begebenheit des Essens erscheint hier als Wunder und Geheimniß. Daß der verklärte Leib durch verschlossene Thüren eintritt, ist nicht wunderbar, sondern für den verklärten Leib natürlich. Daß aber Christus in dem verklärten himm-

lischen Leibe irdische Speise zu sich nimmt, das scheint wunderbar. Dieser Leib bedurfte doch nicht der irdischen Nahrung, noch weniger konnte er Verlangen darnach und Lust daran haben.

3. Wenn wir nie über das Verhältniß der Speise und Nahrung zum Leibe und Leben nachgedacht hätten, so müßten wir da aufmerksam werden auf das Geheimniß der Ernährung, wo es uns als ein Geheimniß des natürlichen wie des übernatürlichen Lebens zugleich entgegentritt. Hier muß uns das wunderbare und außerordentliche Verhältniß des verklärten Leibes Jesu zur irdischen Speise auf die hohe Bedeutung der Ernährung alles Lebens aufmerksam machen, und zur Frage führen, welches Verhältniß der Leib überhaupt zur Speise habe.

Das mag denen, die nicht gewohnt sind, über irgend etwas nachzudenken, und das Gewohnte für offenbar und bekannt halten, weil sie es gewohnt sind, allerdings als eine sonderbare und überflüssige Frage erscheinen. Warum essen wir? Welche Frage! wird man sagen, weil wir eben essen müssen, um zu leben. Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, sagt das gemeine Wort, das wissen wir, und alles weitere Fragen ist überflüssig. Doch nicht so überflüssig als es scheint; wenigstens nicht für das religiöse Gemüth.

Das Essen hat zwar zunächst eine sehr natürliche und scheinbar offenbare, zugleich aber auch eine übernatürliche und religiöse Bedeutung. Das bezeugt das Gebot im Paradiese, das Opfern vor dem Essen, das selbst den Heiden nicht unbekannt war, und das Essen der Opferspeise, und wohl am allertiefsten das Altarssacrament.

4. Diejenigen, die eine ideale und geistige Vereinigung mit Gott als den Inbegriff aller wahren Religiosität betrachten, haben in einem gewissen Sinne Recht. Von Seite des Menschen muß allerdings das höchste Streben dahin gehen, im Geiste immer inniger mit der Liebe Gottes vereinigt zu werden. Außer dieser geistigen Verbindung ist aber auch noch eine weitere leibhafte und reale Vereinigung mit Christus denkbar und nothwendig. Spricht doch der Herr selbst: „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ [1]. Aber außer dieser geistigen Nähe hat Er auch eine andere Gegenwart im Sacramente verheißen, wenn Er spricht: „Nehmet und esset, das ist mein Leib“ [2]; und „dieß ist mein Blut“ [3]; und ferner „wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm“ [4]. Nicht

---

[1] Matth. 18, 20. [2] Matth. 26, 26. [3] Matth. 26, 28. [4] Joh. 6, 57.

bloß ein geistiges, sondern auch ein näheres, reales Bündniß im Sacramente wollte Er mit uns eingehen. Die reale und leibhafte Gegenwart Christi im Altarssacramente dürfen wir nicht verflüchtigen, sondern in ihr müssen wir das übernatürliche Leben und das höchste Geheimniß desselben festhalten, wenn wir nicht den Inhalt des Glaubens selbst aufgeben wollen. Das Altarssacrament ist der Bund des Herrn mit den Menschen, ist die gottverliehene Speise des ewigen Lebens, die, um das geistige Leben in uns zu nähren, von oben herab zu uns kommt, und nicht bloß einen Gedanken-, sondern einen geheimnißvollen höhern Lebensinhalt verleiht.

5. Durch die Speise des Sacraments hängt der Mensch mit Gott, durch die irdische Speise mit der Erde zusammen. Wie eine alte Mythe will, daß wer von den Früchten der Unterwelt gegessen hat, auch derselben für immer verpfändet sei, so gehört, wer von den Früchten der Erde genießt, dem irdischen Leben an, und wer dem leiblichen Leben angehört, muß hinwieder von irdischer Speise Nahrung des Leibes empfangen. Wer geschaffen ist, muß auch Nahrung von außen empfangen.

Die Speise und Ernährung ist der nothwendige und unabweisbare Antheil alles leiblichen Lebens. Selbst Adams vor der Sünde noch unsterblicher Leib war auf das Essen der Früchte des Paradieses angewiesen. Auch der Geist bedarf der Nahrung, in wieferne er ein geschaffener Geist ist. Dem geschaffenen Geiste muß die Nahrung von außen kommen durch das, was ihm die Sinne an Gegenständen vorbilden, und noch mehr durch das Wort und den Unterricht. Ohne geistige Nahrung wird der Geist kraftlos. Wir können die Erkenntniß nicht aus den Fingern saugen, nicht aus uns selber schöpfen. Wer nicht durch Lectüre, Gespräch, Unterricht und Betrachtung den Geist nährt, wird geistig abzehren und verfallen.

Alles Geschaffene ist abhängig von der Ernährung. Selbst von den Engeln des Himmels sagt der Psalmist: „Die Speise der Engel wurde den Menschen gereicht“ [1].

Allerdings dürfen wir nicht bei jeder Ernährung an die grobsinnliche Speise denken. Auch hier ist ein Unterschied und eine Stufenfolge. Selbst die Pflanze nährt sich nicht von der Erde allein, die an ihrer Wurzel klebt, sondern lebt auch von der Feuchtigkeit, von der Luft und dem Lichte. Auch die leibliche Nahrung hat ihre Geheimnisse. Nicht

---

[1] Ps. 77, 25.

die Masse allein ist es, die da nährt und stärkt. Das zeigt in der Heilkunde die ungeheure Verdünnung der Arznei, das zeigt die Stärkung des Ohnmächtigen durch den bloßen Geruch.

Wenn aber die Nahrung selbst ihre Stufen hat, und immer geistiger erscheint, je höher das Leben sich erhebt, muß sie dann nicht in den Engeln und Heiligen gänzlich aufhören, Bedingung ihres Lebens zu sein? Ist nicht da das höchste Leben und die höchste Seligkeit, wo der Geist keiner Ernährung von außen bedarf? Hätte also Gott nicht gleich von vorneherein alles Bedürfniß nach Nahrung in seinen Geschöpfen aufheben und reine Geister gestalten können, die der Nahrung nicht bedürfen? Diese Frage führt uns geraden Weges auf jenen Irrthum, den der Evangelist durch diese seine Erzählung bekämpfen wollte.

6. Schon zur Zeit des Evangelisten Johannes hatten die Doketen angefangen, die irrige Anschauung zu verbreiten, der Logos habe nur einen Scheinleib angenommen, weil es seiner göttlichen Natur unwürdig gewesen sei, einen materiellen irdischen Leib anzunehmen. Mit dieser Lehre hängt die weitere irrige Anschauung zusammen, daß der Leib überhaupt und die Materie insgesammt böse und die eigentliche Ursache alles Bösen sei. Wäre aber dieß der Fall, so könnte die Materie nicht von Gott geschaffen sein. Ist sie aber nicht geschaffen, so ist sie gleich ewig mit Gott. Die Materie ist dann das ursprünglich böse Princip, welches dem Guten von Ewigkeit feindlich gegenübersteht. Sobald wir aber zwei gleich ewige Wesen uns denken, ein gutes und ein böses, so geht alle Erkenntniß in der Nacht eines ewigen, unauflöslichen Widerspruches unter; die christliche und jede vernünftige Erklärung von der Existenz der Dinge muß unter dieser Voraussetzung aufgegeben werden. Schöpfung und Erlösung sind dann gleich unmöglich. Mit dem, was unheilbar und ewig böse ist, kann Gott nicht einen Geist verbinden, der seiner Natur nach das Böse nicht kennt, und das, was an sich und ewig böse ist, kann auch nicht von seiner bösen Natur getrennt und geheiligt werden. Damit wäre das Christenthum in seinem Wesen geläugnet. Gott wäre nicht mehr Schöpfer der Welt, Christus nicht Erlöser derselben.

Aber nicht bloß der Grundlehre der christlichen Weltanschauung ist damit widersprochen, sondern das geistige und natürliche Leben selbst in seinem innersten Bestande geläugnet, weil nur solche Gegensätze zu einem lebendigen Ganzen verbunden sein können, die eine höhere verbindende Macht über sich haben. Ewige und absolute Gegensätze aber können nie zu einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken sich verbinden.

7. Nur wenn die Gegensätze so sind, daß sie sich gegenseitig berühren und ergänzen, dann kann eine Wechselwirkung beider eintreten, kann Bewegung und Leben sein.

Selbst im Leben Gottes stehen Vater und Sohn sich einander gegenüber und einen sich im Geiste. Das göttliche Leben ist ein ewiger Wechselverkehr von Vater und Sohn im Geiste.

8. Das Leben Gottes hat in sich selbst seinen Gegensatz und dessen Einheit. Dem geschaffenen Geiste aber steht eine geschaffene Materie als natürlicher Gegensatz gegenüber. Der geschaffene Geist kann seinen Gegensatz nicht selbst erzeugen, kann nicht aus sich einen Geist hervorbringen, der ihm gleich sei, da er ja selbst hervorgebracht ist. Das, was er neben sich haben kann, muß auch ein Geschaffenes, aber ein anders Geschaffenes sein, muß an sich geistlos, muß ungeistige Materie sein. Will er leben, muß er leibhaft werden, muß von und in dem Leibe leben, bedarf der äußern Nahrung, des Zuwachses von außen her. Er muß aufnehmen, was nicht in ihm war, und dieses in sich vergeistigen. So weit wir aber immer dabei hinaufsteigen und uns die Speise und Nahrung vergeistigt denken; etwas bleibt immer übrig, was nicht geistig, sondern leiblich ist. Ein Gegensatz bleibt immer übrig, dessen Ueberwindung und Umwandlung die Nahrung bezeichnet. Alle Speise muß, was sie auch immer sein möge, und wenn sie der reinste Duft, wenn sie der feinste Sonnenstrahl wäre, von außen eintreten und durch eine innere Thätigkeit umgewandelt und in das innere Leben aufgenommen werden. Durch diese Umwandlung lebt die umwandelnde Kraft und auch die umgewandelte Nahrung. Die Nahrung erhält im Leibe neues Leben, und der Leib erhält durch die Nahrung, die ihm von außen kommt, das Mittel, welches die Aufreibung der Lebenskraft aufhält, dadurch, daß es zwischen die sich an einander reibenden Kräfte tritt. Ebenso ist es mit dem Geiste und Leibe. Der Leib führt durch die Sinne dem Geiste die Gegenstände zu, an denen er sich bethätigt. Er gibt der geistigen Kraft Nahrung. Das Erkennen ist ein fortwährendes Ein- und Ausathmen und Verarbeiten der Gegenstände zu geistigen Bildern. Nur in dieser Wechselwirkung lebt der Leib durch den Geist und der Geist durch den Leib. Dem Leibe gegenüber erscheint das Leben des Geistes als Kraft; dem Geiste gegenüber das Leibliche als Materie. Die Kraft lebt, indem sie sich bethätigt, indem sie etwas überwindet; die Materie, indem sie vom Geiste aufgenommen und bewegt wird. Die Sonne leuchtet, indem sie die Planeten durch ihre Kraft an sich hält

und um sich schwingen läßt. Der Planet leuchtet und besteht, indem er von einer Sonne gehalten wird. Im Menschen aber sind beide Arten der Thätigkeit und Ernährung wirksam, weil er zwei Reichen des Lebens zugleich angehört. Wie der Leib vom Geiste belebt und genährt wird, indem der Geist die umgestaltende Kraft der Ernährung den körperlichen Organen mittheilt, und da wo der Geist entflieht, mit ihm auch das Leben aus dem Leibe scheidet, so wird auch der Geist vom Leibe ernährt, und empfängt durch ihn, was er zur Belebung seiner eigenen Entfaltung bedarf, hängt durch ihn mit der Welt und den Außendingen zusammen.

9. Wie der Leib dem Geiste angehört und um des Geistes willen geschaffen ist, so auch der Geist um des Leibes willen. Nicht der Geist allein soll mit Gott geeinigt werden, auch das leibliche Leben soll durch den Geist mit dem göttlichen Leben verbunden werden, damit „Gott Alles in Allem sei"[1]. Die Erde ist geschaffen um des Menschen willen, damit seine Freiheit einen Raum zu ihrer Bethätigung, und ein Reich habe, in welchem der Wille die Herrschaft gewinnen könne. Aber wie die Erde um des Menschen willen, so ist auch der Mensch um der Erde willen.

Im Menschen sollte das Irdische seine Erlösung und Vermittlung mit Gott gewinnen. Das Böse und die Finsterniß hat keinen Raum in Gott; auch die Materie nicht. Damit aber das Böse, das nicht möglich ist in Gott, auch in seiner Möglichkeit überwunden werde, damit alle Finsterniß zum Lichte gelange, hat Gott die Welt außer seinem Wesen, aber zum Dienste des Geistes geschaffen, damit sie durch diesen von ihrer Finsterniß erlöst werde. Der Mensch sollte der Mittler und Erlöser dieser Welt werden, und konnte es werden, dadurch, daß er einerseits die Erde in ihren Früchten als Speise in sich aufnahm, andererseits aber auch das Wort Gottes durch den Gehorsam und die Liebe in sich eingehen ließ.

Er sollte den Garten Gottes bauen und bewahren. Er sollte die Frucht der Erde in sich aufnehmen, und sein Leben wieder in das göttliche hinaufziehen lassen, damit die Erde, die er in sich aufgenommen, durch ihn in das Leben des ewigen Mittlers aufgenommen und dem göttlichen Leben gleichsam einverleibt werde.

10. Die Nahrung der Erde war für seinen Leib Bedürfniß, aber

[1] 1 Cor. 15, 28.

zugleich das Aufgenommenwerden der Frucht der Erde in den geistigen Leib der Menschen Bedürfniß für die an sich geistlose und wandelbare Materie. Das Essen war zugleich eine Gabe, ein Opfer. Nicht nur um seinetwillen, sondern auch um des Irdischen und der Materie willen, war ihm erlaubt und geboten, von den Früchten des Gartens zu essen. Die Nahrung sollte nicht sinnlicher Genuß für ihn sein, sondern Erfüllung einer höhern Bestimmung, Bethätigung des Geistes und Verklärung der irdischen Materie. Sobald sein Essen Genießen wurde, war er selbst der Erde unterthan, statt sie ihm. Er hatte ihr nichts gegeben, sondern die Frucht genommen, nicht um ihretwillen, nicht um des geistigen Lebens willen, sondern aus Begierde. Das begierdlose Essen hätte als Hingabe der eigenen Lust des Geistes an das Bedürfniß der Erde vergeistigt werden, aus Erbarmung mit dem Irdischen Opfer und Erlösung für dasselbe werden können. Essen und Opfern sollten in Eins zusammenfallen. Der Mensch sollte Opferpriester der Erde sein.

Wie der Mensch die reine Hand ausstreckte, um die Gabe der Erde zur Nahrung des Leibes zu gebrauchen, mußte diese Berührung die Erde wie eine elektrische Flamme durchfahren und ihr eine innere Befreiung von dem bloß materiellen äußern Dasein verkünden. Himmel und Erde sollten sich im Menschen in Eins verbinden. Geist und Leib sollten als ein göttlich begnadigtes Brautpaar in innigster Wechselliebe und im innigsten Wechselleben sich gegenseitig ewig umfangen und beseligen. Der Himmel sollte Erde, die Erde Himmel werden im Menschen, und seine irdische Nahrung Erlösung der Erde und Beseligung des Geistes.

11. So hoch war die Bestimmung des Menschen vom Anfange an. Wie weit ist er von dieser Bestimmung abgefallen! Statt der Heiland der Erde zu sein, ist er ihr Verderber geworden. Statt Gott zu opfern, opferte er seiner Lust. Statt die Erde zum Geiste zu führen, hat er den Geist der Erde und der irdischen Nahrung dienstbar gemacht. Wie schwach ist der Geist durch diesen Abfall von seiner ursprünglichen Bestimmung geworden! Wie abhängig von der irdischen Nahrung! Wie ohnmächtig in sich selbst! Die Nahrung ist zum Bedürfniß, zum Zwange, zur unzerreißbaren Fessel für ihn geworden. Ist es traurig, den unsterblichen Geist in dieser schmählichen Knechtschaft zu sehen, der er sich jetzt unfreiwillig preisgegeben sieht, wie sehr muß uns bitterer Jammer erst dann erfüllen, wenn wir sehen, wie er das Restchen Freiheit, das dem Geiste auf Erden noch geblieben ist, freiwillig dieser Knechtschaft opfert. Ein grauenvolles Opfer, wenn der Mensch dem sinnlichen Genusse, der

finstern Macht des irdischen Essens und der irdischen Lust den letzten Rest seiner Vernunft oder seines Willens unwiderruflich hingibt. Macht der Zustand augenblicklicher und vorübergehender Entgeistigung, in den der übermäßige Genuß von Speise und Trank den Menschen stürzt, den Geist, der sich auf seine Bestimmung besinnt, im innersten Empfinden schaudern, so muß der fortdauernde, zuletzt unüberwindliche Stumpfsinn, in welchen die Liebe zu sinnlichen Genüssen nach und nach den Geist hinabzieht, uns mit noch lebhafterer Angst vor dieser Macht erfüllen. Wie schwer aber wird dem Geist schon der augenblickliche Kampf gegen die sinnliche Lust des Genusses! Wie wenig ist es in der Macht des Geistes, sich dem Gefühle derselben ganz zu entziehen. Selbst wo der Geist sich zur höhern Thätigkeit erhebt, bleibt er noch dem unwillkürlichen Eindruck verfallen. Sich selbst kann er nicht mehr lösen von der schmählichen Fessel, wie viel weniger kann er in diesem gefallenen Zustande Erlöser der Erde sein?

12. Nur wer ganz über die Erde und die Sünde erhaben ist, kann der Erlöser Aller sein; kann es aber auch nur dann sein, wenn er sich selbst der Natur hingibt, und aus ihr einen neuen Leib zur Erneuerung des Geistes bereitet. Der Eine, der dieses vollbracht, und darum von seinem eigenen Werke gesagt hat: „es ist vollbracht“ [1], dieser Eine ist der Hohepriester für Alle. In Christus allein ist die erneuernde Kraft des die Erde versöhnenden Lebens uns erschienen. Er hat die Speise zum Opfer, und das Opfer zur Speise gemacht. Das Brod der Erde ist durch Ihn wieder Brod und Speise des Himmels geworden. Die von Johannes noch im Anhange erzählte Erscheinung Christi deutet insbesondere auf diese innige Verbindung hin, in welcher sein verklärter Leib mit der irdischen Nahrung steht. Wie er hier die irdische Speise aufnimmt in den verklärten Leib, tritt im Altarssacramente sein verklärter Leib in die Gestalt der irdischen Speise ein, und verwandelt die irdische Speise zur himmlischen. Wie der Herr im verklärten Leibe die wirkliche und reale Speise der Erde genoß, so hat Er der sacramentalen Speise seine wirkliche und reale Gegenwart mitgetheilt. Das eine Ereigniß ist das Gegenbild des andern. So hat sich das alttestamentliche Räthsel Samsons erfüllt: „Speise ging aus von dem Essenden und Süßigkeit von dem Starken“ [2]. „Einen solchen Hohenpriester mußten wir haben“, sagt der Apostel, „der nicht erst nöthig hat, für die eigenen Sünden und dann

---

[1] Joh. 19, 30. Vgl. XCVIII. 3–6. [2] Richt. 14, 14.

für die Sünden des Volkes zu opfern" [1], sondern „einen Hohenpriester, der da heilig wäre und unbefleckt, nicht aus der Zahl der Sünder, und höher als der Himmel" [2], „der, weil er ewig bleibt, ein immerwährendes Priesterthum hat; daher er auch immerdar selig machen kann, die durch Ihn zu Gott nahen, da Er immerdar lebt, um für uns zu bitten" [3].

CIV.

Text: „Da sie nun gegessen hatten, sprach Jesus zu Simon Petrus: Simon, Jonas Sohn, liebst du mich mehr als diese? Er sprach zu Ihm: Ja, Herr! du weißt, daß ich dich lieb habe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Lämmer. Er sprach zum zweiten Male zu ihm: Simon, Jonas Sohn, hast du mich lieb? Er antwortete: Ja, Herr! du weißt, daß ich dich lieb habe. Da sprach Jesus zu ihm: Weide meine Lämmer! Er sprach zum dritten Male zu ihm: Simon, Jonas Sohn, hast du mich lieb? Da ward Petrus traurig, weil Er ihn zum dritten Male fragte: hast du mich lieb? und sprach zu Ihm: Herr! du weißt Alles, du weißt, daß ich dich lieb habe; und Jesus sprach zu ihm: Weide meine Schafe! Wahrlich, Wahrlich! ich sage dir: da du jung warest, gürtetest du dich selbst, und wandeltest, wohin du wolltest. Wenn du aber alt geworden, wirst du deine Hände darstrecken, und ein Anderer wird dich gürten, und dich führen, wohin du nicht willst. Dieß sagte Er, um anzudeuten, durch welchen Tod er Gott verherrlichen würde." Joh. 21, 15—19.

Inhalt: Ueber das Verhältniß der Vernunft und Freiheit zur Autorität.

1. So verhüllt die Absicht des Evangelisten in dem ersten Abschnitte dieses Kapitels erscheint, so deutlich tritt dieselbe in dem zweiten Theile hervor. Wie Christus seinen Jüngern überhaupt gesagt: „Gehet hin und lehret alle Völker" [4], und „wie mich der Vater gesendet hat, so

[1] Hebr. 7, 27. [2] Ebend. 26. [3] Ebend. 24, 25. [4] Matth. 28, 19.

sende ich euch!“ [1] so wollte Er nun auch die Unterordnung der von Ihm gesendeten Boten des Evangeliums unter ein gemeinschaftliches Oberhaupt feststellen durch die an Petrus insbesondere gerichtete Anrede: „Weide meine Lämmer!“ und „weide meine Schafe!“ Die Jünger des Herrn haben diese Worte alsogleich als eine ausdrückliche Uebertragung einer höhern Vollmacht an Petrus aufgefaßt. Im Hinblicke auf den von Christus bevorzugten Lieblingsjünger mußte es dem Petrus auffallend erscheinen, daß der Herr nicht jenen mit so hoher Vollmacht betraut habe — sondern ihn. Daraus erklärt sich seine Frage: „was soll es aber mit diesem?“ von selbst. Die einfache Frage will sagen: warum verleihst du mir die hohe Würde, die diesem gebührt? wenn du nicht diesen dazu auserwählen wolltest, was hast du für ihn aufgehoben? Darauf aber bescheidet ihn der Herr: er solle sich nur um seinen Auftrag und nicht um Johannes kümmern, und bestätigt in einfacher Ermahnung die erst ertheilte Vollmacht. „Wenn ich nun von diesem will, daß er so bleibe, was geht es dich an? Du folge mir!“

Bei aller Einfachheit dieser Worte, die von den Aposteln bereits in ihrer wahren Bedeutung aufgefaßt wurden, und kaum eine andere Deutung zulassen, ist doch gerade diese Stelle zum vorzüglichsten Gegenstand des Angriffes und der Mißdeutung geworden. Wie ein Fels, der mitten in der heftigsten Strömung eines unaufhaltsam dahineilenden Stromes steht, standen diese Worte mitten in der heftigsten Brandung der Zeit, und wurden besonders in den letzten Jahrhunderten der Zielpunkt der feindseligsten Angriffe. Woher diese Erscheinung? Warum wird die Einsetzung eines obersten Hirten zum Gegenstande der erbittertsten Angriffe gemacht, und warum besonders in diesen letzten Jahrhunderten?

2. Nach der Heftigkeit des Streites zu schließen, muß es sich hier um eine Hauptfrage des Lebens und der Zeit handeln. Darum handelt es sich auch. Mit der Einsetzung des Primates ist die letzte und höchste Entscheidung über das Verhältniß der menschlichen Vernunft und Freiheit zur höhern göttlichen Autorität für alle Zeiten geordnet.

Kann man aber nicht sagen, Vernunft und Autorität stehen in gar keinem bestimmten Verhältniß zu einander? weil, wenn einmal von göttlicher Autorität die Rede ist, dann die menschliche Vernunft unbedingt sich fügen und schweigen muß, und auch die Freiheit keine Stimme mehr haben darf. Dem Allmächtigen, wenn Er redet, muß sich ja Alles willenlos

---

[1] Joh. 20, 21.

unterwerfen. Wenn Gott als der Allmächtige spricht, wer könnte da widerstehen vor Ihm? Aber so redet Er nicht mit dem Menschen. Sein Wort ist das der Erbarmung und Liebe, welches an die Freiheit der Menschen gerichtet ist, und diese Freiheit bestätigen und aufrichten, nicht aber vertilgen will. Nur wer die menschliche Natur ebenso wie den Charakter göttlicher Offenbarung mißkennt, kann der persönlichen Freiheit des Menschen in Fragen des Glaubens und Lebens jede eigene Berechtigung absprechen. Warum sollte nicht der von Gott mit Freiheit begabte Mensch sagen dürfen: Wenn es sich um meine höchste Angelegenheit und um die letzte Entscheidung meines Lebens, um meine zeitliche und ewige Seligkeit handelt, so muß ich auch dabei sein, muß nicht gezwungen sein, auf fremde Versicherung blind zu glauben, muß selbst sehen, selbst wählen, selbst entscheiden dürfen. Von meiner Freiheit hängt meine Seligkeit und meine Verdammniß ab; also muß auch meine Freiheit bei der Wahl meines Lebensweges eine Stimme haben. Niemand denkt, erkennt und erlebt die Wahrheit für mich. Ich selbst muß sie gewinnen und in mich eintragen. Warum sollte ich nicht berechtigt sein, zu fragen, ob das, was mir zugemuthet wird, auch mit meiner Natur, mit meiner Vernunft, mit meiner Fähigkeit vereinbar ist? Hat nicht Christus der ganzen Kirche seinen Beistand und seinen hl. Geist verheißen bis an's Ende der Welt? Warum sollte sein Geist und sein Beistand nicht auch mir zukommen, sobald ich an Ihn glaube? Bin ich in diesem Glauben nicht auch ein Glied dieser Kirche? Und wenn ich meine eigene Vernunft habe, warum sollte ich sie nicht anwenden dürfen? Warum sollte ich blind glauben müssen? Ist denn der Glaube nicht selbst ein Act der Freiheit? Wie kann ich also glauben, wenn ich Vernunft und Freiheit verläugne?

Wer so frägt, hat Recht, wenn er damit die Anwendung seiner Vernunft und Freiheit auf jede entscheidende Lebensfrage sichern will. Mit diesen Fragen gibt er aber zugleich auch zu, daß die Unabhängigkeit der Vernunft keine unbeschränkte sein kann und darf. Wäre sie unbeschränkt, so würde sie jede Verantwortung, jede Antwort und jede Frage ausschließen, und nicht um die Gründe ihrer Entscheidungen sich bekümmern. Mit der reinen und also eigentlich blinden Willkür hört jeder Glaube und jede Freiheit, aber auch jede Gemeinschaft mit Andern auf. Wo die Willkür des Einzelnen regiert, da ist das Alle vereinigende höhere Band zerrissen. Wer aber keiner Gemeinschaft, sondern nur sich angehören und hören will, kann sich doch wohl nicht auf den Beistand

des Geistes berufen, welcher der Kirche verheißen ist? Wo Willkür herrscht, wird jede Autorität verläugnet. Wie soll aber der Wille ohne göttliche Autorität eine Richtschnur und einen Anhaltspunkt für seine Entscheidungen finden, und wie kann er ohne ein Ziel, nach dem er sich richtet, überhaupt noch frei sein?

Wenn aber der Wille eine höhere, von Gott gesetzte Ordnung anerkennen muß, um wahrhaft von blinder Willkür frei zu sein, wo hört die Berechtigung der eigenen Freiheit auf, und wo fängt die der Autorität an? Da Gott nicht mehr unmittelbar zu uns redet, sondern durch den Mund bevollmächtigter Boten, und diese selbst wieder Menschen sind, wo hört ihr Wort auf, bloßes Menschenwort zu sein und erhält göttliches Ansehen? Das sind Fragen, die für alle Menschen und Zeiten die höchste Wichtigkeit haben, am tiefsten aber in unsere Zeit eingreifen.

3. Als Christus die Kirche gründete, hat Er nicht einen bis in's Kleinste bereits fertigen Bau hinstellen wollen. Er hat den Grundstein gelegt. Den Ausbau aber hat Er dem hl. Geiste überlassen. In der von dem Geiste Christi angeregten Bewegung kamen allmählich alle einzelnen Fragen über den Inhalt der göttlichen Offenbarung, welche in der Thatsache der Menschwerdung und Erlösung sich vollendet hatte, zur Sprache und erhielten ihre, den Menschen faßliche, letzte Entscheidung. Nachdem die Hauptfragen entschieden waren, trat die Bewegung des Mittelalters hervor, welche diese Entscheidungen in einen geordneten Zusammenhang zu bringen suchte. Als auch diese Arbeit vollbracht, als der innere und äußere Ausbau des Glaubensinhalts in seinen wesentlichen Punkten vollendet war, trat ein gewisser Stillstand ein. Bisher hatten so zu sagen Alle in lebendiger Thätigkeit und Mitwirkung an dem Bau des Ganzen gearbeitet. Jetzt sollte Alles fertig sein und stille stehen. Dem Einzelnen sollte nichts mehr übrig bleiben, als sich einfach dem fertigen Begriffe unterzuordnen. Das wäre eine neue Stellung gewesen, die zuvor in der Kirche nicht war, und welche die individuelle Thätigkeit und Freiheit in ihrem Grunde zu gefährden schien. So kann es aber nicht sein in einer Kirche, welcher der Beistand des hl. Geistes verheißen ist bis an's Ende der Zeiten. Die freie persönliche Glaubens- und Willensthätigkeit kann und soll in der Kirche nicht aufhören. Sie mußte also eine andere Richtung nehmen. Nicht mehr um einzelne Punkte des Glaubensinhalts handelte es sich von nun an, sondern um das Verhältniß der menschlichen Vernunft und Freiheit überhaupt zu dem ganzen Inhalt des Glaubens. Das Verhältniß der menschlichen

Vernunft und Freiheit zum Glauben mußte entweder ein innigeres werden als zuvor, oder in völlige Trennung umschlagen. Entweder mußten alle natürlichen Kräfte eine bewußte freie Verbindung mit dem Glauben eingehen, oder sich auf die eigene, von aller höhern Autorität getrennte Thätigkeit beschränken.

4. Der letztere Weg wurde nun von einem großen Theil der zuvor von dem Ansehen der Kirche geleiteten und zu geistiger Selbstständigkeit herangebildeten Menschen zuerst versucht. Im Uebermaße des Vertrauens auf die eigene Freiheit und Kraft getrauten sie sich ohne höhere Autorität das Höchste zu erreichen. Indem aber die menschliche Freiheit ihre unbeschränkte Unabhängigkeit festhalten wollte, verfiel sie nur einer um so tiefern Unfreiheit. Schon der erste Schritt dieser Unabhängigkeitserklärung mußte die Erfolglosigkeit eines solchen Versuches offenbar machen. Wollte die für sich bestehende Meinung und Anschauung des Einzelnen allgemeine Geltung gewinnen, so durfte sie sich Andern gegenüber nicht als Willkür zeigen. Wer die eigene Ansicht zur höchsten Autorität erhoben hat, der kann auch nicht fordern, daß ein Anderer ihm mehr glaube als sich selbst. Jeder glaubt dann sich am meisten, nicht aber einem Andern. Die von Andern Glauben verlangten, mußten sich also doch irgendwie auf eine Autorität berufen. Das geschah auf zweifache Weise.

5. Die Einen, welche mehr die religiöse Wahrheit im Auge hatten, beriefen sich auf die unmittelbare persönliche Erleuchtung des hl. Geistes. Beruft sich aber Jeder auf seine besondere Inspiration, so ist Jeder für sich unfehlbar, und jedes allgemeine Kennzeichen der Wahrheit hört auf. Der also vom Geiste Erleuchtete muß jede persönliche Mitwirkung seines eigenen Denkens und Fühlens ausschließen, weil sonst seine Lehre nicht mehr reine Eingebung des Geistes, sondern von menschlichen Ansichten und Vernünfteleien getrübt ist. Der Einzelne muß des eigenen Mitwirkens sich vollständig begeben, und verhält sich dann dem durch ihn redenden Geiste gegenüber ganz willenlos. Eine solche Erleuchtung müßte zur höchsten Unfreiheit des Geistes führen, und die verlangte Unabhängigkeit des Glaubens würde durch sie in die höchste Abhängigkeit umschlagen. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem andern Versuche, die Unabhängigkeit des Einzelnen von aller Autorität zu behaupten. Die Berufung auf die allgemeine Vernunftwahrheit führt zu dem gleichen Ziele der vollständigen Unfreiheit des Geistes. Wenn die Vernunft allein über Alles entscheiden soll, so kann nicht der Vernunftthätigkeit

des Einzelnen diese Entscheidung überlassen sein, sondern die allgemeine Vernunft muß in diesem Falle als entscheidende Norm betrachtet werden. Eine andere Entscheidung ist nicht allgemein gültig. Wenn nun auch die Vernunft allgemeine Gesetze hat, von denen sie nicht abweichen darf, ohne zu irren, kann nicht doch der Einzelne falsche Schlüsse machen, und sich in der Anwendung irren? Um diesen Irrthum auszuschließen, müßte man weiter behaupten, daß in dem Einzelnen nur die allgemeine Vernunft rede, daß der Einzelne zu ihren Aussprüchen nichts hinzusetzen und nichts davon wegnehmen könne, daß jeder Einzelne zu betrachten sei, wie ein Fensterglas, durch welches das Licht der Vernunft unaufgehalten hindurchscheint. Wenn das wäre, dann hätte alles eigene Denken, alle persönliche Erkenntniß und Freiheit ein Ende. Statt frei zu sein, wäre dann unser eigenes Denken in gänzlicher Abhängigkeit, vollkommen unselbstständig und unzurechnungsfähig. Auch damit ist nur die höchste Abhängigkeit der Vernunft erreicht, nicht aber die gesuchte Freiheit und Unabhängigkeit gewonnen.

6. Wie jeder dieser Versuche mit seiner eigenen Absicht in Widerspruch geräth, so widerspricht auch jeder von beiden dem andern. Wer auf ein allgemeines Vernunftgesetz sich beruft, kann eine individuelle Erleuchtung des Geistes nur in soferne zugeben, als sich diese Erleuchtung als Ausdruck des nothwendigen Denkgesetzes kundgibt. Das Individuelle und Persönliche für sich aber darf ihm nichts gelten. Wer auf die persönliche Erleuchtung des Geistes sich beruft, muß alle allgemeinen Kennzeichen der Wahrheit ausschließen und in der natürlichen Vernunft die größte Widersacherin gegen den Geist erblicken, weil, wenn die Vernunft zur Erkenntniß der Wahrheit hinreichte, Niemand der Offenbarung, am allerwenigsten aber einer besondern Erleuchtung bedürfte. Beide sind somit der von ihnen anerkannten Macht gegenüber völlig unfrei und beschuldigen sich gegenseitig wieder des Abfalls von der wahren Geistesfreiheit mit gleichem Rechte.

Beide verlangen aber doch wieder, was sie vermeiden, und suchen sich gegenseitig ebenso sehr, als sie sich bekämpfen, schließen einander aus, und können doch nicht ohne einander leben. Oder wie soll derjenige, welcher auf ein allgemeines, in Allen gleichmäßig wirkendes Vernunftgesetz sich beruft, dadurch irgend etwas Besonderes erreichen, wenn nicht von Einem Geiste wieder mehr erkannt werden kann, als von einem andern? Wenn aber Keiner mehr und etwas Anderes erkennt als der Andere, wie kann Einer dem Andern widersprechen oder ihn belehren

wollen? Wer aber der persönlichen Erleuchtung des Geistes sich rühmt, muß doch auch wieder Andern verständliche Gleichnisse, Sätze und Schlüsse zu Hülfe rufen, sonst kann er ja Niemand eine Erklärung von dem geben, was in ihm vorgeht, und muß sein eigenes Schauen verschweigen. Deutlicher als durch diesen doppelten Widerspruch konnte die Erfolglosigkeit dieser Versuche nach voller und unbeschränkter Unabhängigkeit der sich selbst überlassenen Vernunft nicht zu Tage kommen.

7. Mit diesem Zeugnisse gaben sie aber durch ihren Widerspruch selbst eine deutliche Hinweisung auf den richtigen Weg zur Wahrheit. Auch die Gegensätze des Abfalls von der Wahrheit verlangen noch einen gemeinschaftlichen und einheitlichen Glauben an ihre Unfehlbarkeit. In der Einheit allein ist Wahrheit, und in der Wahrheit allein ist wahre Einheit zu finden. Alles Leben besteht in der Einheit sich ergänzender Gegensätze.

Selbst im göttlichen Leben stehen zwei Personen, der Vater und der Sohn, sich gegenüber und sind Eins im Geiste und in der Natur. Auch das natürliche Leben besteht aus Geist und Leib und deren einheitlicher Wechselwirkung, so daß keines ohne das andere bestehen kann. Kein Leib lebt, ohne von einem Geiste beseelt zu sein. Kein geschaffener Geist kann ein eigenes Leben führen, ohne daß er in einem eigenen Leibe wirksam und selbstthätig wird.

Wenn aber zwei Gegensätze zu einer lebendigen Einheit verbunden werden sollen, so dürfen auch die Mittelglieder zwischen beiden nicht fehlen. Nicht unmittelbar können zwei verschiedene Wesenheiten Eins sein. Sie können es nur durch Mittelglieder und Organe, durch welche ihre entgegengesetzten Lebensbedingungen aufeinander wirken oder in einander übergehen. Kein lebendiger Leib ist ohne Organe denkbar. Auch im Reiche des Geistes sind solche Gegensätze nur durch Mittelglieder zu vereinigen. Jede geistige Lebensgemeinschaft muß Alles, was zu ihr gehört, zu einer höhern Einheit zusammenfassen. Diese Einheit und die ihr gegenüberstehende Allgemeinheit müssen durch eigene Organe mit einander zusammenhängen. Auch der Staat bedarf Beamte und Vertrauensmänner, bedarf irgendwelcher Organisation, damit das Gemeinwesen bestehen kann. Das gemeinsame Interesse Aller muß gewisse Organe haben, durch welche es sich den Einzelnen erkennbar machen kann. Dieß gilt in höherer Vollkommenheit von der durch Christus gegründeten geistigen Lebensgemeinschaft, eben weil dieses Reich ein höheres ist.

8. Das von Christus gegründete Reich ist ein Reich der Freiheit.

Durch Ihn erst haben wir das Gesetz des Reiches Gottes erkannt in seiner Liebe. Wo aber die Liebe herrscht, ist jede Willkür ausgeschlossen. Jeder lebt für das Ganze und aus dem Ganzen. Wie aber soll der Einzelne aus dem Ganzen Leben schöpfen?

Wer eingeführt ist in die Hauptlehren christlicher Offenbarung, wird in der Freiheit seines Glaubens diese heilige Offenbarung auch mit aller Liebe und heiligem Eifer betrachten. Diese Betrachtung wird, wenn sie im Geiste des Glaubens an Christus angestellt wird, nicht ohne Früchte bleiben. Sie wird stets neue und neue Anschauungen und höhere Erkenntniß erzeugen. Jede neue Erkenntniß kommt zuerst über uns wie ein von oben gegebener plötzlicher Einfall, von dem wir uns noch keine weitere Rechenschaft geben können. Um dieß zu können, müssen wir die neugeborne Anschauung mit unsern übrigen Erfahrungen vergleichen. Erkennen wir aus dieser Vergleichung, daß die neue Idee mit all' unseren sonstigen Erfahrungen übereinstimmt, und mit ihnen sich verwachsen kann, so wissen wir, daß wir um eine eigene und neue Anschauung und Erkenntniß reicher geworden sind.

Wollen wir nun die allgemeine Wahrheit derselben prüfen, so müssen wir sie auch mit allen andern, schon bekannten Wahrheiten vergleichen. Stimmt sie mit allen überein, so können wir unsere Anschauung getrost als eine allgemein wahre und christliche ansehen. Noch hat sie aber doch nur Geltung für uns, ist vielleicht nur für uns wichtig und neu. Sobald wir sie aber Andern gegenüber aussprechen, und es sich zeigt, daß sie auch Andern wichtig und neu ist, wird sie eine weitergreifende Bewegung zur Folge haben, und von Andern Beistimmung und Widerspruch erfahren.

Wie in uns die Gesammtheit der zuvor gemachten und als wahr erkannten Erfahrungen die Wichtigkeit und Uebereinstimmung oder Abweichung der neu hinzukommenden Gedanken bezeugt, so wird nun auch bei allgemein wichtigen Sätzen das allgemeine christliche Glaubensbewußtsein der Gesammtheit aller Gläubigen, sie mögen gelebt haben oder noch leben, entscheidend sein. Nur was für Alle wahr ist, kann vom hl. Geiste sein.

9. Die Gesammtheit der Gläubigen aber bedarf wieder der Organe, durch welche sich das allgemein kirchliche Bewußtsein kundgeben kann. Diese Organe müssen ihre Sendung von Gott haben, damit sie von der Gemeinde als die Träger des Gesammtbewußtseins erkannt und geachtet werden. Nicht das Einzelne ist entscheidend und maßgebend, weder in

der Lehre, noch in der äußern Ordnung. Die Gemeinschaft der Kirche ist nicht eine bloße Summe von vielen Köpfen, die sich zufällig in der Wahl einer Lehre oder einer Person geeinigt haben, sondern eine Lebensgemeinschaft aller derer, die an Christus glauben und aus diesem Glauben leben, denen also auch jedes Mittelglied nur durch Christi Einsetzung und Vollmacht Bedeutung haben kann. Die in apostolischer Ordnung gesetzten Hirten der Gemeinde sind berufen, im Namen der Kirche das Gesammtbewußtsein aller Zeiten auszusprechen, was immer Lehre der Kirche war, zu erhalten und den einzelnen Gläubigen mitzutheilen; sie sind berufen, in der von Christus eingesetzten Unterordnung unter eine oberste einheitliche Vorstandschaft die Heerde Christi zu weiden.

Wer aber die Schafe im Auftrage des wahren Hirten weiden will, darf sie nicht an Orte führen, wo keine Weide zu finden ist. Er muß den Schafen zu jeder Zeit die ihnen nothwendige geistige Nahrung zuwenden. Welche andere Nahrung aber kann ein getreuer Hirte der ihm anvertrauten Gemeinde reichen, als die von Christus gegebene, durch den hl. Geist der Kirche erklärte und in dieser als allgemein gültige Lehre anerkannte Wahrheit? Was immer als Wahrheit in der Kirche festgehalten worden ist, was als allgemeines geistiges Lebensergebniß aller Gläubigen feststeht, das muß auch von uns als Wahrheit anerkannt werden, davon dürfen auch wir nicht abweichen, wenn wir nicht von dem allgemeinen Gesetz der Erkenntniß und von dem Geiste des christlichen Lebens und Wissens überhaupt ab- und in Widerspruch und Irrthum verfallen wollen.

10. Bei all' dem aber kann es dennoch möglich sein, daß eine neue Zeit neuer Erkenntniß und eines andern Unterrichtes bedarf. Auch das kann sein, und wenn es ist, so wird der Geist Christi Sorge tragen, daß auch dieser Zeit ihr Recht und ihre geistige Nahrung nicht vorenthalten werde. Wenn das Bedürfniß ein anderes wird, so werden auch stets einzelne geistig Begabte hervortreten und die oben angedeutete Bewegung in irgend einer Weise, entweder im Widerspruch mit der bisherigen Kirchenlehre oder in Uebereinstimmung mit ihr in Anregung bringen. Die Entscheidung über die allgemeine Gültigkeit jeder neuen Erkenntniß aber wird von den Berufenen, denen der Geist das Amt übertragen, und die im Namen der ganzen Gemeinde die letzte Entscheidung in ihrer allgemeinen Gültigkeit auszusprechen geordnet sind, gegeben.

Jeder Ausspruch der Vorsteher geschieht im Namen des Geistes der

Gesammtheit. Auch hier ist es nicht der Einzelne, sondern die Allgemeinheit, welche entscheidet. Was immer gewesen, ist Richtschnur für das, was in der Gegenwart gilt und in der Zukunft gelten kann. Was die Bewegung der Zeit zur Reife gebracht, das kann in so weit in die neue Entscheidung aufgenommen werden, als es mit der überlieferten Wahrheit und dem Buchstaben göttlicher Offenbarung in Uebereinstimmung steht und zur Entscheidung reif ist. Nicht die Person entscheidet. Weder Bischöfe noch Papst haben als Personen eine entscheidende Gewalt. Nur im Zusammenhange mit dem Geiste der Gesammtheit ist ihre Stimme entscheidend. Die Aussprüche aller Concilien berufen sich stets auf die hl. Schrift und die ganze zu Recht bestehende Kirchenlehre, und lassen alle jene Fragen zur weitern Entwicklung offen, die noch nicht zur Entscheidung reif sind.

11. In diesen Entscheidungen liegt die lebendige Wechselwirkung des natürlichen Lebens und der geistigen Bewegung der Gesammtheit vor Augen, da immer nur die vom Geiste angeregten Fragen, welche für das Bewußtsein der einzelnen Zeiten von entscheidendem Gewichte sind, zur Entscheidung kommen. Hier ist kein Zwang, weder des Geistes, noch der natürlichen Vernunft, sondern die vollkommene Wechselwirkung und Uebereinstimmung beider. Das durch den Geist geweckte Fassungsvermögen und die stete Rücksichtsnahme des Glaubens auf die höhere göttliche Offenbarung wirken zusammen und bilden mit einander ein freies Ergebniß, das die geistige Befähigung Aller und die besondere Erleuchtung Einzelner durch den hl. Geist in Eins zusammenfaßt. In dieser lebendigen Wechselwirkung von Haupt und Gliedern, von Gesammtheit und Einheit ist keiner von der Mitwirkung am Leben des Ganzen ausgeschlossen.

12. Der Baum des kirchlichen Lebens empfängt seinen natürlichen Zuwachs aus der geistigen Lebensentwicklung Aller, und bringt die einzelne Erfahrung zur Reife und Gültigkeit, sowie er den Einzelnen stets aus der allgemeinen Wahrheit Lebenskraft mittheilt. Dieser Baum des kirchlichen Lebens wird darum auch Bestand haben zu jeder Zeit. Wohl mögen die einzelnen Blätter abfallen, und die kalten Herbstwinde durch seine Zweige stürmen, innerlich treibt immer neues Leben, und stets wird er einen neuen Frühling erwarten, neue Knospen und Blüthen des Geistes aus sich hervortreiben. Wenn auch jetzt gerade die Stürme um seinen Gipfel brausen, so kann auch diese Erschütterung dem Bestande des Ganzen nur heilsam sein. Der Sturm, welcher den Gipfel beugt,

mag bis tief in die Wurzel den Baum erschüttern, er wird ihn dadurch nur noch mehr befestigen und ein innigeres Band zwischen Haupt und Gliedern, eine Stärkung für das Gefühl der Lebensgemeinschaft Aller bringen. Was aber immer geschehen mag, dieses Eine wissen wir gewiß, daß den Baum der Kirche die Stürme der Zeiten zwar entblättern und erschüttern, aber nicht entwurzeln können. Es wird immer wieder ein Frühling kommen, der auf's Neue ihn verjüngt, bis die irdische Bestimmung desselben erfüllt, bis die letzte geistige Frucht an ihm zur Reife gekommen ist.

Dann wird auch das Ende der Zeiten sein, dann ist der Tag der letzten Entscheidung, dann wird ein neuer Himmel und eine neue Erde sein [1]. Die hl. Lebensgemeinschaft des Reiches Christi wird aber auch wieder eingepflanzt werden in diese neue Erde, als jener Baum des Lebens, der unberührt von Menschenhänden im ersten Paradiese stand, und selig diejenigen, die dem Baume der Kirche lebendig verbunden sind, ihr Leben der ganzen Gemeinschaft in Christus geweiht haben und aus jenem Leben sich geistig nähren, denn sie werden lebendige Glieder jenes Baumes des Lebens sein, der in Kraft des ewigen Vaters wächst, vom Blute des Sohnes sich nährt und vom Lichte des Geistes durchdrungen in allen Zweigen und Blättern Licht und Leben und Seligkeit athmet in Ewigkeit.

CV.

Text: „Nachdem Er dieß gesagt hatte, sprach Er zu ihm: Folge mir nach! Da wandte sich Petrus um und sah den Jünger folgen, den Petrus lieb hatte, der auch beim Abendmahle an seiner Brust lag und Ihn fragte: Herr! wer ist's, der dich verräth? Als nun Petrus diesen sah, sprach er zu Jesus: Herr! was soll aber dieser? Jesus antwortete ihm: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? Folge du mir nach! Daher ging die Rede unter den Brüdern: Dieser Jünger stirbt nicht. Aber Jesus hat nicht zu ihm gesagt: Er stirbt nicht;

---

[1] Offb. Joh. 21, 1.

sondern: so ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an?

Dieß ist derselbe Jünger, der dieß bezeugt und dieß geschrieben hat; und wir wissen, daß sein Zeugniß wahr ist. Es sind auch noch viele andere Dinge, die Jesus gethan hat. Wollte man sie alle einzeln beschreiben, so glaube ich, würde die Welt die Bücher nicht fassen, die zu schreiben wären."

Joh. 21, 19—25.

Inhalt: Ueber das Verhältniß von Schrift, Tradition und Autorität in der Kirche.

1. Als Christus den Apostel Petrus zum Oberhirten seiner Gemeinde ausgewählt und den übrigen Aposteln feierlich vorgestellt hatte, war geschehen, was weder Petrus selbst noch die übrigen Apostel erwartet hatten. Die Auszeichnung, welche im Umgange mit dem Heilande dem Apostel Johannes zu Theil geworden war, ließ erwarten, daß dieser vor allen andern den Vorrang erhalten werde. Da aber die deutlichen Worte des Herrn an Petrus eine andere Deutung, als daß Christus dem Petrus den Primat vor den übrigen Aposteln zutheilen wollte, nicht zuließen, da vermutheten sie wohl, daß Christus irgend eine andere Auszeichnung und hervorragende Würde für Johannes aufbewahrt habe. Daher die Frage des Petrus, als er Johannes nachkommen sieht: „Was soll aber dieser?" und der einfache Bescheid des Herrn: „so will ich, daß er bleibe, bis ich komme," welcher dem Petrus deutlich sagt, daß dem Johannes kein besonderes, ihn vor den übrigen Aposteln auszeichnendes Amt in der Kirche von dem Herrn zugewiesen werde. Er soll bleiben, wie er ist, ein einfacher Jünger und Apostel. Selbst der Beisatz: „bis ich komme," verstärkt nur diese Bedeutung. Damit nicht nach dem Tode des Apostels Petrus die Meinung entstehen könne, jetzt müsse jedenfalls der überlebende Apostel die Leitung der ganzen Kirche übernehmen, damit der Vorrang des Petrus und seiner Nachfolger für alle Zeiten bis zur zweiten Ankunft des Herrn festgestellt sei, fügt Christus die erklärenden Worte bei: „bis ich komme." Der Sinn ist somit sehr einfach und in Betracht der Umstände, unter welchen diese Worte von Christus gesprochen wurden, leicht verständlich.

2. Dennoch liegt die Möglichkeit einer Mißdeutung derselben nahe. Sowie die Worte des Herrn: „so will ich, daß er bleibe, bis ich komme," nicht auf den Bestand der Kirche, sondern ausschließlich auf das zeitliche

Bleiben des Apostels angewendet werden, lassen sie eine andere Deutung nicht nur zu, sondern scheinen eine solche sogar zu fordern. Alle Apostel hatten bereits als Blutzeugen des Evangeliums den Martyrertod erlitten. Nur Johannes, der ein ungewöhnlich hohes Alter erreichte, war allein übrig. Nun entstand die Vermuthung, Johannes, der geliebte Jünger des Herrn, sei wenigstens dadurch vor den übrigen ausgezeichnet, daß er nicht sterben werde. Um dieser Vermuthung Geltung zu verschaffen, berief man sich auf das Wort des Herrn: „so will ich, daß er bleibe," und jene Auslegung dieser Worte, welche dieselben auf das Leben des Apostels statt auf den Bestand und die Ordnung der Kirche bezog, erhielt die Oberhand.

3. So wurden selbst die einfachsten Worte der hl. Schrift, und zwar schon in den ersten Zeiten des Bestandes der christlichen Kirche, mißdeutet. Gewiß ein unzweideutiges Zeugniß, wie wenig der Buchstabe der heil. Schrift allein für die richtige Erklärung ihres Inhalts Bürgschaft gibt. Zwar hat der Apostel Johannes, um diesem Mißverständniß zu begegnen, einen eigenen Zusatz zu seinem Evangelium geschrieben, konnte aber damit nicht allen Mißdeutungen vorbeugen. Um alle Mißverständnisse auszuschließen, bedürfte jeder Satz eine unendliche Reihe von Zusätzen, und diese Zusätze würden wieder neue Erklärungen nothwendig machen, bis die Welt die Bücher nicht mehr fassen könnte, und dann wäre erst noch nicht allen möglichen Mißverständnissen vorgebeugt, denn jedes Wort, welches zur Erklärung eines andern geschrieben wird, kann wieder mißdeutet werden. Jedes Wort ist der Mißdeutung um so mehr fähig, je inhaltsreicher und umfassender seine Bedeutung ist. Das sehen wir deutlich an allen Worten, mit denen wir unsere höchsten Gedanken bezeichnen.

4. Die hl. Schrift ist aber unter allen Büchern der Welt den meisten Mißdeutungen ausgesetzt, sowohl um ihres Inhaltes als um ihrer Form willen. Der Inhalt der hl. Schrift ist so reich und unerschöpflich, daß ein vollkommenes Verständniß desselben dem Gedanken der Menschen nicht nach allen Seiten erreichbar ist. Zwar hat jeder Ausspruch nur Einen bestimmten und einfachen Sinn. Aber dieser Eine kann selbst so umfassend sein, daß jeder neue Fortschritt in der Erkenntniß uns immer tiefer in diesen Sinn einführen kann, ohne daß wir denselben darum ganz erschöpfen. Jede neue Betrachtung kann uns eine neue Seite und Tiefe desselben aufschließen, und jede neue Erkenntniß kann wahr sein, ohne daß eine von ihnen oder auch alle mit einander

die ganze Wahrheit enthalten. Die Wahrheit ist immer auf dem Wege und geht vor uns her, wie der Stern, der die Weisen aus dem Morgenlande zum neugebornen Heilande der Welt geleitete. Ist nun der erste Gedanke ein richtiger, so werden wir auf dem Wege des innern Zusammenhangs unseres Denkens und Betrachtens der Wahrheit immer näher kommen, wenn jeder neue Fortschritt das bereits Erkannte in sich einschließt und erweitert. Wenn aber der erste Schritt nach einer falschen Richtung uns hinlenkt, so werden wir bei jedem weitern Schritte nur immer weiter von dem rechten Verständniß abirren. Selbst wenn die erste Erkenntniß richtig war, kann doch jede folgende von der geraden Linie abweichen.

Ein Verfehlen des rechten Weges ist bei dem Reichthum des Inhaltes der hl. Schriften sogar wahrscheinlich. Diese Wahrscheinlichkeit wird aber noch vermehrt durch die Vielgestaltigkeit der hl. Schriften, welche von so vielen Gesichtspunkten ausgehen und so vielen Verhältnissen angepaßt sind, daß sie in dieser ihrer mannigfaltigen Gestaltung sich oft unter einander zu widersprechen scheinen. Die hl. Schrift muß aber eine große Verschiedenheit von Gesichtspunkten bei ihren Darstellungen in Anwendung bringen, weil sie verschiedenen Gelegenheiten und Veranlassungen ihren Ursprung verdankt und von verschiedenen Seiten für die Eine untheilbare Wahrheit Zeugniß geben und dieselbe zugleich jeder Fassungskraft zugänglich machen soll.

Diese Mannigfaltigkeit wird aber nicht vermindert, sondern in's Unübersehbare vermehrt durch die Verschiedenheit aller derer, welche die hl. Schrift betrachten, da von diesen wieder jeder einen andern Standpunkt einnehmen und eine andere Absicht mit seiner Erklärung verbinden kann.

5. Die Verschiedenartigkeit der Gesichtspunkte, die in den heil. Schriften sich geltend machen und die Verschiedenheit der Standpunkte, von welchen aus die Aussprüche der hl. Schriften betrachtet werden können, lassen eine große Mannigfaltigkeit von Auslegungen mancher Stellen zu, ohne daß die einzelnen, von einander abweichenden Auslegungen nothwendig immer irrig sein müßten. Jeder Gegenstand bietet der Betrachtung viele Seiten und erscheint von jeder Seite als ein anderer. Jedes Haus, jede Stadt, jeder Berg, jede Gegend wird, von einer andern Seite betrachtet, anders erscheinen. Jeder Standpunkt kann uns ein wahres, aber keiner ein erschöpfendes Bild von dem betrachteten Gegenstand darbieten. Wenn darum die Erklärer der hl. Schriften in

ihren Erklärungen mannigfaltig von einander abweichen, wie dieß selbst bei den Kirchenvätern häufig der Fall ist, so kann dieß geschehen, ohne daß dadurch die Einheit des einfachen Sinnes der hl. Schrift verletzt wird, da ja der Wahrheit unbeschadet einmal die eine, das andere Mal eine andere Seite derselben Wahrheit mehr hervorgehoben werden kann. Nur wer die von seinem Standpunkt mögliche Ansicht mit dem Wesen der Sache verwechselt, wer Eine Seite der Sache für das Ganze nimmt, wer seinen Sinn in die Schrift hinein deutelt, statt das Wort der Schrift auf die besondere Gelegenheit anzuwenden, der irrt von der Wahrheit ab. Zu dieser Umkehrung des richtigen Verhältnisses ist aber der Mensch von Natur aus stets geneigt und hat dazu um so mehr Gelegenheit, als der todte Buchstabe für sich allein einer willkürlichen Umdeutung kein besonderes Hinderniß entgegenstellt. Der menschliche Geist wird durch seine eigene Freiheit gereizt, stets Neues und Neues zu verlangen und zu versuchen. Er ist reich an Erfindungen, womit er diesen Drang nach steter Erneuerung zu erfüllen strebt. In diesem Streben wird ihm oft das Neue für sich schon ohne Rücksicht auf seine Wahrheit annehmlich erscheinen. Er wird von Natur dasjenige vorziehen, was der eigenen Willkür am meisten zusagt. Sowie wir aber der Willkür folgen, ist der Irrthum unvermeidlich. Auch die Wahrheit wird Lüge im Dienste der Willkür.

Zwar ist der Willkür von Natur aus eine gewisse Schranke gesetzt, denn in jeder Erkenntniß muß der Mensch einem gewissen Gesetze gehorchen. Niemand wagt Andern gegenüber etwas zu behaupten, ohne einen Grund für seine Behauptung anzugeben. Jeder sieht sich genöthiget, die Vernünftigkeit seiner Behauptung Andern gegenüber zu vertreten. Folgt nun der Mensch diesem Zuge des natürlichen Gesetzes alles Denkens, so wird er von demselben zu einem letzten und höchsten Grund und zu der Einsicht geleitet, daß es ein höchstes Wesen geben muß, welches frei ist von den Schranken, mit denen alles Dasjenige behaftet ist, was eines Grundes zu seinem Dasein bedarf. Dieses höchste Wesen, das frei und persönlich ist, können wir nicht auf natürliche Weise erkennen. Unsere Kenntniß von dem höchsten Wesen beruht auf der freien Offenbarung desselben und dem Glauben an diese Offenbarung. Der Glaube an eine höhere göttliche Liebe und Offenbarung und an eine höhere Ordnung und Autorität bildet den letzten Grund aller Erkenntniß und die sittliche Bedingung alles Wollens. Somit erscheint der Wille von zwei Seiten beschränkt und auf sein richtiges Maß zurückgeführt.

6. Allein trotz dieser zweifachen Zurechtweisung ist die Willkür doch nicht ganz vom Denken und Handeln ausgeschlossen. Vielmehr kann sie das sittliche wie das natürliche Gesetz verletzen. Statt den rechten und zureichenden Grund ihres Urtheils zu suchen, begnügt sich die der menschlichen Willkür unterthänige Vernunft häufig damit, irgend einen naheliegenden Scheingrund zu suchen, und diesen der eigenen Ansicht dienstbar zu machen. Statt sich der göttlichen Offenbarung und der nothwendigen Schranke des natürlichen Lebens im freien Gehorsam zu unterwerfen, benützt die Willkür beide, um durch die Berufung auf das Eine dem Andern zu widersprechen. Wo wir wissen können und sollen, da berufen wir uns auf irgend eine Autorität und fremde Meinung, sobald dieselbe unserer Ansicht entspricht, und wo wir nur noch glauben und gehorchen sollten, da fordern wir Vernunftgründe und Naturgesetze. Sobald wir diesem Geiste der alle Gesetze überschreitenden Willkür Gehör geben, wird jede Berufung auf Autorität oder Vernunft durch die Verkehrtheit des Willens zur Verletzung der Wahrheit. Auch die Berufung auf die hl. Schrift gibt unter dieser Voraussetzung nicht mehr Zeugniß für die Wahrheit einer Lehre und Ansicht. Auch die hl. Schrift ist nicht von der Möglichkeit befreit, durch menschliche Willkür mißbraucht und mißdeutet zu werden. Alles, was der Freiheit zum Mittel wahrer Erkenntniß dienen kann und soll, ist auch der Mißdeutung ausgesetzt, weil die Erkenntniß der Wahrheit nur durch Freiheit errungen werden kann.

Auch das wäre keine Sicherung vor Mißbrauch der hl. Schrift, wenn wir sie aus Furcht vor Mißdeutung gar nicht gebrauchen wollten. Diese Furcht selbst wäre nur ein neues und noch größeres Mißverständniß. Damit würden wir die Natur und die Absicht der hl. Schrift gleichmäßig einer grundfalschen Anschauung unterstellen. Das Gute und Wahre kann nur durch Freiheit uns eigen werden. Wo kein Gebrauch ist, da ist freilich auch kein Mißbrauch, aber auch kein Leben. Die hl. Schrift ist aber nicht gegeben, um das geistige Leben zu hemmen, sie ist im Gegentheil gegeben, um dasselbe zu wecken. Gerade die Schwierigkeit, das rechte Verständniß derselben zu gewinnen, kann und soll dazu dienen, uns nur um so tiefer in ihre Wahrheit einzuführen. Alles wahrhaft Große und Beseligende ist schwer zu erringen. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, werden es an sich reißen“ [1].

---

[1] Matth. 11, 12.

7. Wie in der Natur des Menschen und der Beschaffenheit der hl. Schrift die doppelte Möglichkeit des Mißverständnisses nahe gelegt ist, damit die Freiheit gewahrt bleibe, ist uns auch eine doppelte Richtschnur zur richtigen Erkenntniß an die Hand gegeben, auf daß mit der Freiheit auch die Wahrheit gesichert sei. Jedes geschriebene Wort hat eine zweifache bleibende und unveränderliche Regel der Erklärung. Das eine Gesetz bildet der Buchstabe und Wortlaut selbst, welcher stets derselbe bleibt und unter keiner Bedingung verletzt werden darf. Was gegen den Buchstaben ist, kann auch nicht die richtige Erklärung sein. Das andere Gesetz ist das in der menschlichen Natur durch die nothwendige Begrenztheit und Abhängigkeit alles menschlichen Erkennens bedingte Denkgesetz. Alles Erkennen ist abhängig von gewissen, mit der Natur selbst gegebenen Verhältnissen. Die Zurückführung aller Verhältnisse auf eine widerspruchslose Einheit ist das einfache Gesetz alles Denkens und Erkennens. An dieses Gesetz des menschlichen Erkenntnißvermögens ist jede Offenbarung und jedes geschriebene Wort gerichtet. Da das geschriebene Wort um des Verständnisses willen geschrieben ist, kann es nichts mittheilen wollen, was allen Regeln des Denkens widerspricht.

8. Beide Gesetze aber zeigen uns nur, was von der richtigen Erklärung ausgeschlossen ist; geben aber für sich noch kein Verständniß des Inhaltes. Dieses Verständniß gibt allein der Geist. Jede Schrift kann nur in dem Geiste richtig verstanden werden, in welchem sie geschrieben ist. Wem der Geist des Schreibenden ganz und gar fremd bleibt, dem bleibt auch der richtige Sinn der Worte desselben verborgen. Die hl. Schrift kann daher nur im hl. Geiste richtig verstanden werden. Dieser Geist allein ist es, der Alles erklärt. Wer nicht im Zusammenhange und Einklang mit dem Geiste der hl. Offenbarung lebt, kann auch die Worte der Offenbarung nicht ganz und richtig verstehen. Dieser Geist, der in der Kirche lebt, ist es, der jeden Einzelnen, welcher im lebendigen Glauben mit der in Christus lebenden Gemeinschaft zusammenhängt, begeistert und Jedem, der in diesem Glauben forscht, stets neue Tiefen der Erkenntniß offenbart.

Jede neue Offenbarung des Geistes an den persönlich von dem Glauben an Christus Erleuchteten geschieht aber nur im Einklange und Zusammenhange mit allen Lehren und Wahrheiten, welche der in der Kirche lebende Geist zum Bewußtsein der ganzen Gemeinde gebracht hat. Was Alle in diesem Geiste glauben, ist Glaubensnorm für den Einzelnen. Dadurch allein wird der richtige Anfang jeder Erkenntniß begründet,

daß sie aus dem Zusammenhange mit dem Glaubensinhalt der ganzen Kirche hervorgeht. Dadurch wird die rechte Richtung des eigenen Weges bezeichnet, daß jede neue Erkenntniß als nothwendige Folge und Frucht des Gesammtbewußtseins aller derer erscheint, die im hl. Geiste leben und lebten. Darüber aber, was Allen angehört, entscheidet nicht der Einzelne, sondern die Gesammtheit durch den Ausspruch derjenigen, die nach apostolischer Folge und Ordnung den Mund der Gesammtheit bilden.

9. Somit entsteht uns eine dreifache Begründung aller Wahrheit in der Kirche. Den ersten Stamm bildet das geschriebene Wort. Diesem gegenüber steht die stete Erneuerung und Erweiterung des Glaubensbewußtseins durch den hl. Geist in der stets sich erneuernden Zeugenschaft für die christliche Wahrheit in der mündlichen Ueberlieferung. Die mündliche Ueberlieferung ist nicht etwa ein vom Anfang fertiger Inhalt, der nur insgeheim von den Aposteln den Bischöfen und ihren Nachfolgern gleichsam zugeflüstert wird, sondern jene stete Lebenserneuerung des Bewußtseins der Gesammtheit der Gläubigen durch den hl. Geist, welche nicht geschrieben ist und nicht geschrieben werden kann, in wiefern sie der Ausdruck des in jedem Augenblicke von innen heraus Alles belebenden und erläuternden, das Allgemeine nach der Fassungsgabe und dem Bedürfnisse der einzelnen Zeit neugestaltenden Geistes ist. Diese mündliche Zeugenschaft des Geistes ist aber begründet in dem Leben der ganzen Kirche und wird zum bleibenden Eigenthum des Ganzen durch die allgemein-gültigen Entscheidungen der die Kirche leitenden Hirten derselben. Die lebendige christliche Wahrheit wird somit von einer dreifachen Grundlage getragen.

Schrift, mündliche Ueberlieferung und Kirche bilden zusammen eine unzertrennliche Dreieinheit der christlichen Glaubenswahrheit, wie im Baume Stamm, Saft und Blüthe, im organischen Geschöpfe Fleisch und Blut und Wachsthum zu einer lebendigen Einheit zusammen wirken.

Wie von diesen Dreien stets zwei für das Dritte Zeugniß geben, so wird auch die hl. Schrift stets durch die Entscheidung der Kirche und die lebendige mündliche Ueberlieferung ihre Erklärung und richtiges Verständniß finden. Beide aber, der feste Grund des geschriebenen Wortes und die lebendige Entwicklung des Verständnisses desselben in steter geistiger Erneuerung, sind ihrerseits wieder die nothwendigen Stützen des Bestandes der Kirche. Der feste Grund und die bewegende Kraft der Offenbarungsthat, das dieselbe berichtende Wort der Schrift und der in

dieser Offenbarung gesendete Geist, bilden in ihrer Einheit das Leben der Kirche.

10. Diese zwei Seiten und Bedingungen alles wahren Lebens und aller lebendigen Wahrheit sind es, welche uns durch die beiden Apostel Petrus und Johannes vorgebildet werden. Johannes ist das Vorbild der geistigen Betrachtung, er ist der in die Tiefe und bleibende Allgemeinheit blickende prophetische Seher der Kirche; Petrus, der Mann des Handelns, der im Augenblick sich entscheidenden Energie der practischen Thatkraft. Als beide Jünger zum Grabe des auferstandenen Heilandes eilen [1], kommt Johannes zuvor und sieht in das Grab, geht aber nicht alsbald hinein [2], Petrus kommt später, geht aber dafür gleich in das Grab hinein [3]; als beim letzten wunderbaren Fischzug der Herr den Jüngern erscheint, erkennt Ihn Johannes zuerst und sagt zu Petrus: „es ist der Herr" [4]! dieser aber, der Ihn nicht erkannte, umgürtet sich, sobald er gehört, wer ihm nahe ist, und springt in das Meer, um Ihm entgegen zu eilen [5].

Die Eigenschaften, welche diese beiden, unter sich so verschiedenen Apostel vorbilden, werden, wie sie am Anfange in der Kirche waren, auch in ihr bleiben bis an's Ende. Weder die in die Tiefe blickende, stets sich erneuernde und alles Leben umgestaltende Erkenntniß, noch die allgemeine bleibende kirchliche Entscheidung über die lebendig fortwirkende Ueberlieferung der Zeiten darf und kann jemals in der wahren christlichen Kirche fehlen. Es gibt nicht eine Kirche des Petrus und eine Kirche des Johannes, sondern Johannes und Petrus sind lebendige Pfeiler einer und derselben einheitlichen Kirche Christi.

11. Wie aber beide und die von Christus jedem Apostel besonders ertheilte Sendung stets in der Kirche in lebendiger Einheit sich finden und die innere Erneuerung der christlichen Erkenntniß mit der kirchlichen Entscheidung über die allgemeine Gültigkeit jeder neuen Erkenntniß stets Hand in Hand geht, so ist doch in der äußern Stellung dieser beiden Richtungen und Lebensgestaltungen der Kirche ein nothwendiger Unterschied. Die innere Erneuerung der Erkenntniß und des geistigen Lebens ist nicht gesendet nach außen, und es ist ihr darum auch nicht eine äußere Vollmacht und Autorität angewiesen. Sie geht durch den Drang des Geistes geleitet unaufhaltsam ihre geistige Bahn. Ohne umzusehen, eilt sie vorwärts und nur Wenige können ihr folgen. Das zeigt uns

---

[1] Joh. 20, 4. [2] Ebend. 5. [3] Ebend. 6. [4] Joh. 21, 7. [5] Ebend.

Johannes schon in dem Evangelium, dessen Tiefe uns immer neue und andere Wahrheiten aufschließt, noch mehr in der Apocalypse, deren Sinn noch bis auf diese Stunde in den wenigsten Punkten der Welt verständlich geworden ist.

Was aber zur allgemein kirchlichen Entscheidung kommen soll, das muß in das Bewußtsein der Gesammtheit aufgenommen werden können, muß allseitig ausgebildet und practisch ausführbar geworden sein. Nur was ganz durchgebildet und bis in's Einzelne anwendbar ist, das nimmt die Kirche als Gemeingut Aller auf und ordnet es durch die zur Vorsteherschaft berufene Autorität.

Wie im kirchlichen Leben, so ist es auch in der innern Entwicklung der christlichen Erkenntniß jedes Einzelnen. Es muß ein stetiger Grund des Unterrichts und festen Glaubens au die Wahrheit göttlicher Offenbarung und kirchlicher Lebens-Gemeinschaft vorausgehen, und auf diesem festen Grund muß die persönliche Erkenntniß in stetem Fortschritt sich erbauen. Diese Erbauung selbst geht gleichfalls wieder ihren doppelten Weg. Was immer äußerlich den Menschen bewegt, die Werke und Erfahrungen des äußerlich sich gestaltenden Lebens wirken zurück auf das innerliche Bewußtsein und erzeugen dort manche neue und tiefere Ueberzeugung und Erkenntniß, und das innere beschauliche Leben will und muß wieder nach außen wirken, um im Werke die Wirksamkeit und Wirklichkeit des innern Schauens zu erproben. Dem Werkthätigen ist gesagt: „folge mir nach"[1], wie dem Petrus; dem Betrachtenden ist wie dem Johannes die Richtung des Geistes auf das Bleibende, Ewige vorgezeichnet; er soll innerlich „bleiben" in der Aufmerksamkeit des Geistes, „wie er ist," und warten bis Christus kommt, und der hl. Geist den also Aufmerkenden zum neuen Leben führt. Beide Richtungen aber gehören auch hier zusammen und wo die eine Bedingung des Lebens von der andern sich lossagen will, wird dieses selbst einseitig und inhaltslos.

12. Dagegen aber fällt in dieser innern Entwicklung die Rücksicht auf die äußere Stellung ganz weg. Die äußere Stellung ist nicht in unserer Gewalt und ist jedenfalls Nebensache zum geistigen Leben. Welche äußere Stellung im Leben uns auch immer zugewiesen sein mag, der geistige Fortschritt hängt nicht von ihr, sondern von der Anwendung ab, welche wir von unserm äußern Berufe auf das innere Leben machen. Wem es an innerlichem Berufe fehlt, dem wird der äußer-

---

[1] Joh. 21, 19.

liche keinen Ersatz bieten. Wer sich nach einem äußerlichen Wirkungskreise sehnt, bezeugt dadurch den Mangel des innerlichen Berufes. Wer aber die Macht des Geistes in sich fühlt, dem wird die äußerliche Stellung meistens nicht wie eine erwünschte Zugabe, sondern wie eine hemmende Last erscheinen. Ebenso lieblich wie lehrreich ist in dieser Hinsicht das Gleichniß, welches Jonathan der Sohn Jerobaals den Männern von Sichem erzählt: „Die Bäume gingen hin, um einen König über sich zu salben und sprachen zu dem Oelbaum: herrsche über uns! und er antwortete: Soll ich aufgeben meine Fettigkeit, die den Göttern dient und den Menschen, und hingehen, um erhöht zu werden unter den Bäumen. Und die Bäume sprachen zu dem Feigenbaum: Komm und nimm die Herrschaft über uns! und er antwortete ihnen: Kann ich aufgeben meine Süßigkeit und meine so lieblichen Früchte, und hingehen, um erhöht zu werden unter den übrigen Bäumen? Und die Bäume sprachen zu dem Weinstock: Komm und herrsche über uns! und er antwortete ihnen: Kann ich aufgeben meinen Wein, welcher Gott und Menschen erfreuet, und hingehen, um erhöht zu werden unter den Bäumen? Und alle Bäume sprachen zu dem Dornbusch: Komm du und herrsche über uns! Und dieser antwortete ihnen: Wollt ihr mich wahrhaft zu eurem König machen, so kommt und ruhet unter meinem Schatten, wo ihr aber nicht wollt, so gehe Feuer aus dem Dornbusch und verzehre die Cedern des Libanon" [1]!

13. Oft scheint es allerdings ein Widerspruch in der göttlichen Weltregierung, wenn der Begabte keine seiner Begabung entsprechende Stellung einnimmt, während die Schaar der Unberufenen den Beruf selbst in Mißachtung bringt. Dennoch ist der Widerspruch nur ein scheinbarer. Es ist kein wirklicher Widerspruch in dem Leben der vom Geiste wirklich Erleuchteten, weil diesen das geistige Leben innerlich genügt und kein Widerspruch in der äußern Entwicklung des Lebens der Welt, weil diese auch durch die Mißkennung des wahren Lebensinhaltes zur Erkenntniß und Achtung des Geistes geführt werden kann. Was man nicht achten gelernt hat, dessen Verlust fühlt man auch nicht. Kommt aber die Welt zum Gefühle irgend eines geistigen Bedürfnisses, so wird es nicht an von Gott gesendeten Männern fehlen, welche der Zeit jene Gaben mittheilen, die sie bedarf und fähig ist, in sich aufzunehmen.

Wer, wie Johannes, der Zeit vorauseilt, wird der sich umsehen,

---

[1] Richt. 9, 8—15.

ob ihm die Welt auch folgen könne? Wer innerlich gesättigt wird, bedarf nicht des äußern Wirkungskreises, wenigstens sicher keines andern als desjenigen, den Gott ihm zugewiesen. Er wird in Ephesus und Patmos überall nur die eine Wahrheit schauen und in diesem Schauen glücklich sein. Was wird die nach dem unsterblichen Leben himmlischer Liebe sich sehnende Seele mehr beglücken, die Kirche Christi zu regieren, oder an der Brust des Herrn zu ruhen? Alle äußere Stellung und Sendung ist eben eine vorübergehende, die nur dauert, bis der Herr selber kommt.

Nicht dadurch hat Petrus den Herrn verherrlicht, daß er seine Heerde weidete, sondern dadurch, daß er durch seinen Tod die Wahrheit bezeugte. „Du wirst die Hand ausstrecken, und ein Anderer wird kommen," spricht der Herr zu ihm, „und dich gürten und hinführen, wohin du nicht willst," und der Evangelist fügt diesen Worten Christi die Erklärung bei: „Das sagte Christus, um anzudeuten, durch welchen Tod er den Herrn verherrlichen werde." Nicht indem wir eigenem Ermessen folgen, sondern indem wir freiwillig die Hand ausstrecken, uns von Christus binden und führen lassen, wohin der Herr uns führen will, werden wir Ihn verherrlichen im Leben und im Sterben.

Deutinger, Martin,

Das Evangelium Johannis in Kanzelvorträgen

Freiburg im Breisgau 1865